Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Klasings
shefte
1914
Band

Digitized by Google

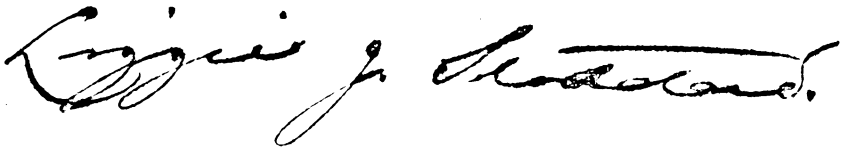
RUTGERS
UNIVERSITY
LIBRARY

1766

Presented by
Mrs. Stoddart

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

XXVIII. Jahrgang 1913/1914

2. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Digitized by Google

Pen.

477672

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

XXVIII. Jahrgang 1913/1914. Zweiter Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Andreas-Salomé, Lou: Seelchen. Eine Ostergeschichte 529
Brachvogel, Carry: Herbstspuk. Roman 17, 161, 337, 550
Bulcke, Carl: Studenten 209
Busse-Palma, Georg: Wie der Viehdieb Tschorba seine Ehre wieder herstellte. Erzählung 289
Fleischer, Viktor: Im Krug zum grünen Kranze. Humoristischer Roman . . 108, 231, 415
Ganghofer, Ludwig: Herzmannski der Getreue. Erzählung 142
Gerstmann, Adolf: Der Knopf. Erzählung 460
Grazie, M. E. delle: Frau Gertys Saison. Erzählung 80
Hirschfeld, Georg: Das Kreuz der Wahrheit. Roman 481
Hoechstetter, Sophie: Das Schloß in Altenmuhr. Novelle 384
Höffner, J.: Der Flieger. Eine Episode 604
Lienhard, Friedrich: Alfieris Königstraum. Novelle 65
Scheerbart, Paul: Onkel Nepomuk aus Celebes. Eine ganz verrückte Schloßnovellette 307

Gedichte, Sprüche

Beil, Ludwig: Abend 448
— — Im Park 448
Benzmann, Hans: Bild 581
Bernstein, Max: Ein Traum 614
Bethge, Hans: Liebesbrief 130
Brechler, Otto: Der Vorhang 592
Broichsitter, Heinrich: Ein Spiegel . . 400
*Busse-Palma, Georg: Pierrots Abschied. Balladeske 193
de Caylus, A. C. Philippe Conte: Auf den Schatten einer Frau 383
Claudius, Hermann: Harte Liebe . . 467
Endemann, Th.: Abendgang am alten Wall 365
Findeisen, Kurt Arnold: Schattentheater 414
Hamecher, Peter: Schatten 192
Havemann, Julius: Auf alten Wegen . 47
Holz, Arno: Phantasus 549
Münchhausen, Börries, Frhr. von: Hofball. Ballade 593
Puttkammer, Alberta von: Parsifals Sieg 325
Queri, Georg: Atelierfrühling 459

Seite

Schanz, Frida: Der Arzt 52
Seidel, Ina: Fremdes Lied 52
Supper, Auguste: Von der grauen Bruderschaft 52

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

*Bahr-Mildenburg, Anna: Wie ich zur Bühne kam, und wie es mir erging. Mit fünf Abbildungen nach Originalaufnahmen 103
Endres, Franz Carl: Frühlingsschlacht. Eine Erinnerung an die Tage von Cataldza 413
Marcks, Prof. Erich: Alfred Lichtwark 625

Kunst und Literatur

*Freksa, Friedrich: Die Neue Pinakothek — wie sie war und wie sie ist. Mit neun Abbildungen nach Originalaufnahmen 294
*Hirschfeld, Ludwig: Von deutschen Bühnen: Wien. Mit acht Abbildungen nach Originalaufnahmen . . . 284
*Höcker, Paul Oskar: Von deutschen Bühnen: Berlin. Mit dreizehn Abbildungen nach Originalaufnahmen . 276
*— — Berliner Bühnen. Mit acht Abbildungen nach Originalaufnahmen . 596
Höffner, J.: Die Tragödie im Hause Goethe 97
*Illustrierte Rundschau 153, 315, 474, 636
*Ostini, Fritz von: Fritz Erler. Mit fünf Kunstbeilagen in Faksimiledruck, drei Einschaltbildern in Tondruck und sechzehn Textabbildungen 1
*Schubert, Dr. Walter: Graphische Kleinkunst im Geschäftsleben. Mit achtunddreißig meist mehrfarbigen Abbildungen und einer Beilage Verschlußmarken 195
*Schubring, Prof. Dr. Paul: Alessandro Moretto aus Brescia. Mit zwei Kunstbeilagen in Faksimiledruck und zwölf Textabbildungen 401
*Seeck, Prof. Dr. Otto: Hugo van der Goes. Mit einem Einschaltbild in Tondruck und zehn Textabbildungen 582
*Stahl, Dr. Ernst Leopold: Die Inszenierung des „Parsifal". Mit einem Einschaltbild in Tondruck und neunundzwanzig meist mehrfarbigen Abbildungen 321
*Vollbehr, Ernst: Eine Künstlerfahrt

Digitized by Google

Seite

durch Usambara. Plauderei mit achtzehn Bildern in Faksimiledruck . . . 517
*Weiglin, Dr. Paul: Ignatius Taschner. Mit einem Einschaltbild in Tondruck und achtundzwanzig Textabbildungen 258
*Wünsche aus der Biedermeierzeit. Mit elf Abbildungen in Faksimiledruck . 93
Zu unseren Bildern . . 153, 315, 474, 636

Sonstige Aufsätze

*Alt, Otto: Sturmfahrten. Mit zwölf Abbildungen in Tondruck 449
*Behne, Dr. Adolf: Heutige Industriebauten. Mit zweiundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen . . 53
Gleichen-Rußwurm, Alexander von: Zur Naturgeschichte des Flirts 302
*Godin, Marie Amelie Freiin von: Albanien nach dem Kriege. Mit dem Bildnis des Prinzen Wilhelm zu Wied 359
Goltz, Generalfeldmarschall C. Frhr. von der: Die Morgenröte von Düppel. Zum 18. April 1864 511
*Hanauer, Prof. Dr.: Unter der phrygischen Mütze. Die Frauenbewegung in der französischen Revolution. Mit acht Abbildungen nach Gemälden und Stichen 367
*Heinrich, Karl: Malmaison. Mit dreizehn Abbildungen nach Originalaufnahmen 131
Heisenberg, Prof. Dr. August: Der Traum von Byzanz 189
Heyck, Prof. Dr. Ed.: Karl der Große in der deutschen Sage 444
Hoetzsch, Prof. Dr. Otto: Vom deutschen Imperialismus 74
*Lee, Heinrich: Berlin als Hafenstadt. Mit einem Kärtchen und vierzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen . 615
Münzer, Kurt: Das Wurstblättchen . . 272
Otto, Dr. Immanuel: ... Dinge zwischen Himmel und Erde 379
Reichsbank, Die Herren der. Von *** 48
*Semerau, Alfred: Deutscher Fasching in alter Zeit. Mit neun Abbildungen nach einer Schembart-Handschrift im Besitz des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg 223
*Starken, Hans Kaspar: Schlenderhan, Deutschlands erfolgreichster Rennstall. Mit fünfundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen 537
Weber, Hans: Das Gewitter in der Musik 218

Neues vom Büchertisch

Adelt, Leonhard: Der Flieger 314
Benzion, Alexander: Das peinliche Gericht 473
Beyerlein, Franz Adam: Das Jahr des Erwachens 312
Brahm, Otto: Kritische Schriften über Drama und Theater 635
Castell, Alexander: Capriccio 150
Decsey, Ernst: Der kleine Herzog Cupidon 471
Federer, Heinrich: Jungfer Therese . . 468
Feuerbach, Anselm Ritter von: Merkwürdige Verbrechen in aktenmäßiger Darstellung 473
Ganghofer, Ludwig: Kreaturen . . . 472
Huggenberger, Alfred: Dorfgenossen . 312
Ilg, Paul: Das Menschlein Matthias 313
Kretzer, Max: Das Mädchen aus der Fremde 150
Krimer, Wenzel: Erinnerungen eines alten Lützower Jägers 152
Kyber, Manfred: Unter Tieren . . . 473
Lienert, Meinrad: Bergdorfgeschichten . 472
Ompteda, Georg Frhr. von: Das alte Haus 632
Paquet, Alfons: Erzählungen an Bord 634
Reisiger, Hans: Jakobsland 152
Rosegger, Peter: Mein Weltleben. Neue Folge: Erinnerungen eines Siebzigjährigen 148
Rosen, Erwin: Der deutsche Lausbub in Amerika 314
Schmidtbonn, Wilhelm: Der Wunderbaum 472
Schönherr, Karl: Schuldbuch 147
Seidel, Heinrich Wolfgang: Der Vogel Tolidan 635
Sperl, August: Burschen heraus! . . 310
Storm, Theodor: Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken . 631
Strobl, Karl Hans: Die vier Ehen des Matthias Merenus 633
Weigand, Wilhelm: Der Hof Ludwigs XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon 152
Zahn, Ernst: Der Apotheker von Klein-Weltwil 149

Kunstbeilagen

Beecke, Heinrich: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 424 u. 425
Block, Josef: Beim Tee. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 120 u. 121
Erler, Professor Fritz: Bergfrühling. Gemälde. Faksimiledruck . . . Titelbild
— — Erde. Aus dem Zyklus der vier Elemente. Wandgemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 8 u. 9
— — Fritzl. Gemälde. Faksimiledruck zw. 32 u. 33
— — Guitarrera. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 4 u. 5
— — Jägerin. Gemälde. Faksimiledruck zw. 16 u. 17
Ewers-Wunderwald, Ilma: Hahnenkampf. Gemälde. Faksimiledruck zw. 184 u. 185
Fehr, Prof. Friedrich: Im Klosterstall. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 504 u. 505
Feits, Eugen: Eisplatz. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 344 u. 345

Digitized by Google

Seite

Fischer. Otto: Stiefmütterchen. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 112 u. 113
Heimig, Walter: Auf dem Rennplatz. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 560 u. 561
Hertel, Prof. Albert: Abendimpression. Gemäldeskizze. Faksimiledruck zw. 168 u. 169
Heß, Julius: Marionetten. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 248 u. 249
Jank, Prof. Angelo: Spazierritt. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 432 u. 433
Klinger, Julius: Verschlußmarke von Velhagen & Klasings Monatsheften. Lithographie . . . . . zw. 208 u. 209
Krausz, Wilh. Viktor: Intermezzo. Gemälde. Faksimiledruck 193
Maier, Johann B.: Neujahrskarte der Redaktion mit Originallithographie . . . . . zw. 48 u. 49
— — Verschlußmarken von Velhagen & Klasings Monatsheften. Lithographie . . . . . zw. 208 u. 209
Moretto, Alessandro: Die hl. Justina. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 400 u. 401
— — Maria und Elisabeth in der Glorie. Gemälde. Faksimiledruck zw. 404 u. 405
Pellar, Prof. Hanns: Zur Redoute. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 292 u. 293
Peters, Hela: Karneval. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 160 u. 161
Poppe, Georg: Am Fenster. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 488 u. 489
Spiro, Eugen: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 352 u. 353
Vogel, Prof. Hugo: Bildnis des Geheimrats Prof. Dr. His. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 480 u. 481
Weimann, Paul: Abend im Februar. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 240 u. 241
Wieland, Hans Beatus: Rauhfrost. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 72 u. 74

Einschalt- und Text-Bilder

Bermann, Prof. Cipri Adolf: König Ludwig III. von Bayern. Bildwerk. Tondruck . . . . . zw. 128 u. 129
Caputo, Ulisse: Sinfonie. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 216 u. 217
Denera, Erna, als Kundry. Tondruck nach einer photographischen Aufnahme von Georg Gerlach & Co., A.-G., Berlin . . . . . zw. 320 u. 321
Ehlers, Alfred: Nach Sonnenuntergang. (Motiv aus Nettuno.) Radierung . 358
Erler, Prof. Fritz: Bildnis des Herrn Prof. Mayr-München. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 40 u. 41
— — Bildnis des Herrn Prof. Neißer-Breslau. Gemälde. Tondruck zw. 12 u. 13
— — Der Tanz. Gemälde 2
— — Die Lebensalter. Gemälde . . 9
— — Die Pest. Gemälde 5
— — Eisen. Gemälde 11
— — Fremdlinge. Gemälde. Tondruck zw. 24 u. 25
— — Gold. Gemälde 10

Seite

Erler, Prof. Fritz: Grauer Tag. Gemälde 4
Goes, Hugo van der: Die Anbetung der heiligen drei Könige. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 580 u. 581
Gosen, Prof. Theodor von: Ehrengeschenk. Bronze. Tondruck . zw. 472 u. 473
Greiner, Otto: Studie zu dem Gemälde „Atelierszene". Zeichnung 151
— — Kauernder Akt. Rötelzeichnung. 155
Heilemann, Ernst: Bildnis des Professors Ignatius Taschner. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 256 u. 257
Jarocki, Wladyslaw: Huzulen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 304 u. 305
Kalckreuth, Graf Leopold von: Professor Dr. Alfred Lichtwark. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 384 u. 385
Klinger, Max: Bildnisbüste einer Japanerin. Bildwerk. Tondruck zw. 392 u. 393
— — Umrahmung zu einem Blatt von „Amor und Psyche". Zeichnung . . 153
— — Zeichnung zu einem Blatt in „Ein Leben" 155
Koch-Gotha, Fritz: Am Sonntag auf der Rennbahn. Zeichnung 156
Koeppel, Reinhold: Winterabend. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 312 u. 313
Kollwitz, Käthe: Die Carmagnole. Der Tanz um die Guillotine. Radierung 367
— — Die Gefangenen. Radierung . 469
Lavery, John: Bildnisstudie. Tondruck zw. 576 u. 577
Liebermann, Max: Selbstbildnis. Studie zu einer Authographie 154
Neuhuys, Albert: Bauernmahlzeit. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 464 u. 465
Oppenheimer, Joseph: Im Torerokostüm. Gemälde. Tondruck . . . zw. 176 u. 177
Paeschke, Paul: Auf der Eisbahn im Berliner Tiergarten. Zeichnung . . 275
— — Auf dem Flugplatz in Johannisthal 158
Schattenstein, Nicolaus: Damenbildnis. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 80 u. 81
Seggern, H. von: Alte Mühle bei Friedrichsruh. Photographische Aufnahme. Tondruck . . . . . zw. 144 u. 145
Segisser, Paul: Musikalisches Gespräch. Gemälde. Tondruck . . . zw. 336 u. 337
Strang, William: Studie zu dem Gemälde „Das Lachen". Zeichnung . 156
Stuck, Franz von: Studie zu dem Gemälde „Der Kampf um das Weib". Zeichnung 157
Taschner, Ignatius: Wandersmann. Bemaltes Holzbildwerk. Tondruck zw. 260 u. 261
Triebsch, Franz: Bildnis der Frau von Dippe. Gemälde. Tondruck zw. 416 u. 417
Tuaillon, Prof. Louis: Reiter mit Stier. Bildwerk. Tondruck . . zw. 568 u. 569
Vrieslaender, J. J.: Zeichnung aus dem Werk „Paris" 158
Weise, Prof. Robert: Damenbildnis. Gemälde. Tondruck . . . zw. 496 u. 497

Digitized by Google

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

	Seite
„Ars una“ (Verlag Jul. Hoffmann-Stuttgart)	316
*Ausstellung spanischer Meisterwerke in London	315
*Bauer, K. J.: Schmuck	159
*Bertsch, Karl: Moderne Uhrenkunst	477
*Der Strauß (Blumen-Ausstellung in Berlin zum Besten der Cecilienhilfe)	636
*Frentzen, Johanna: Silberarbeiten	320
*Gosen, Prof. Theodor von: Neue Werke	474
*Kollwitz, Käthe und ihr Werk	476
*Korbmöbel, entworfen von M. A. Nicolai, ausgeführt von Derichs & Sauerteig in Koburg	478
*„Meister der Zeichnung“ (Verlag Baumgärtners Buchhandlung, Leipzig)	153
*Mendelssohn, Georg: Metallarbeiten	479
*„Sturm“, Herbstsalon	318
*Walther, E. H.: Speisezimmer-Einrichtung	476
*Weihnachtsteller, Deutsche	160

Digitized by Google

Digitized by Google

Bergfrühling

Gemälde von Prof. Fritz Erler

Im Besitz des Herrn Sanitätsrats Dr. Karl Vohsen in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXVIII. Jahrgang 1913/1914 — Heft 5. Januar 1914

Fritz Erler. Von Fritz von Ostini

Eine ungewöhnlich reiche schöpferische Phantasie, ein stählerner Wille und eine hohe künstlerische Intelligenz — diese drei Eigenschaften erklären das Wesen, bedingen den Stil des Malers Fritz Erler. Diese Mischung ist immer selten gewesen, heute ist sie seltener als je. Ein Kunstevangelium, auf das so viele Gegenwärtige schwören, hat aus der Not der Phantasielosigkeit eine Tugend gemacht; ein Künstler aber, dem „viel einfällt", ist den Ästheten verdächtig und den Berufsgenossen unbehaglich. Als malerisch gilt alle drei Wochen etwas anderes, immer aber etwas, was mit einer weitschauenden und ruhig-sicheren Beherrschung der malerischen Mittel möglichst wenig zu tun hat, jedenfalls nicht leicht etwas, was gestalten und erfinden hilft. Erfinden und Gestalten aber ist das A und O der Erlerschen Kunst. Jeder einfachste Studienkopf von seiner Hand gewährt irgendwie einen Einblick in eine fremde und wunderbare — in seine eigene Welt, eine Welt der Romantik, die aber rein ist von Dunst und Nebel, eine Welt der Poesie, die frei ist von weichlicher Süßigkeit. Aus den Tiefen der Dichterwerke, aus den Wundern der Tonkunst, aus dem bunten Sagenschatz der Vergangenheit wachsen ihm die Gedanken und Gestalten zu, wie aus den Dingen und Menschen der Gegenwart. Schon die Arbeiten des vierundzwanzigjährigen Anfängers hatten das Gepräge, das uns heute einen Erler unter zwanzig anderen, auch unter Nachahmern herauskennen läßt. Er stand damals wohl noch mehr im Verhältnis einer unmittelbaren Abhängigkeit zur Natur, wie schließlich jeder Lernende, der's ehrlich meint. Aber er sah auch da im Einfachsten das Merkwürdige. Seine frühen Studien an den Felsküsten der Bretagne sind unendlich bezeichnend dafür. Für ihn bedeutete es Rätsel und Wunder, was dem Durchschnittsmaler nur pittoreske Vorwürfe bedeutet. Die aufgerichteten, verworfenen und verwitterten,

Selbstbildnis aus dem Jahre 1913. Gemälde

 Copyright 1913 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

Der Tanz. Temperagemälde im Musikzimmer der Villa Neißer in Breslau. 1899

algenbewachsenen Gesteinsschichten, die Stümpfe von Basaltsäulen im Wasser erzählten ihm Geschichten, die einsame und große Strandlandschaft belebte sich mit Wesen, die auch nicht alltäglich und gleichgültig sein konnten. So malte er aus diesen Eindrücken heraus das seltsame, für einen jungen und heißblütigen Maler doppelt merkwürdige Bild „Salas y Gomez" nach dem Chamissoschen Gedicht. Dann erstanden dort in seiner Phantasie frühnordische Gestalten, Wikinger und Helden, Frauenbilder, in ihrer hoheitvollen Mütterlichkeit von urweltlicher Größe. Diese frühen Schöpfungen der Erlerschen Phantasie sind völlig dichterisch gefühlt. Aber das ist das Merkwürdige: sie sind malerisch gestaltet! Einfach, vom Zufälligen befreit, organisch und unwirklich zugleich, vom Geiste der Vorzeit beseelt und doch zeitlos in dem Sinne, daß nichts davon nach der antiquarischen Lampe riecht — so gibt sich diese Welt. Leichte Andeutungen genügen ihm, Zeit und Ort zu bestimmen, im übrigen läßt er seine eigene Vorstellungskraft walten; Waffen und Gewänder von nie dagewesenen Formen und einer fremdartigen Pracht der Farben, Gesichter und Gestalten aus Phantasieland tauchen auf, merkwürdig und eigen in allem — und doch erscheint das immer nicht als gewollte oder gar als gemachte Besonderheit. Der farbige Gedanke, der große Rhythmus der Komposition bleibt die Hauptsache. Wie

Digitized by Google

Digitized by Google

Grauer Tag. Gemälde. Entstanden 1902

Digitized by Google

Guitarrera. Gemälde von Prof. Fritz Erler

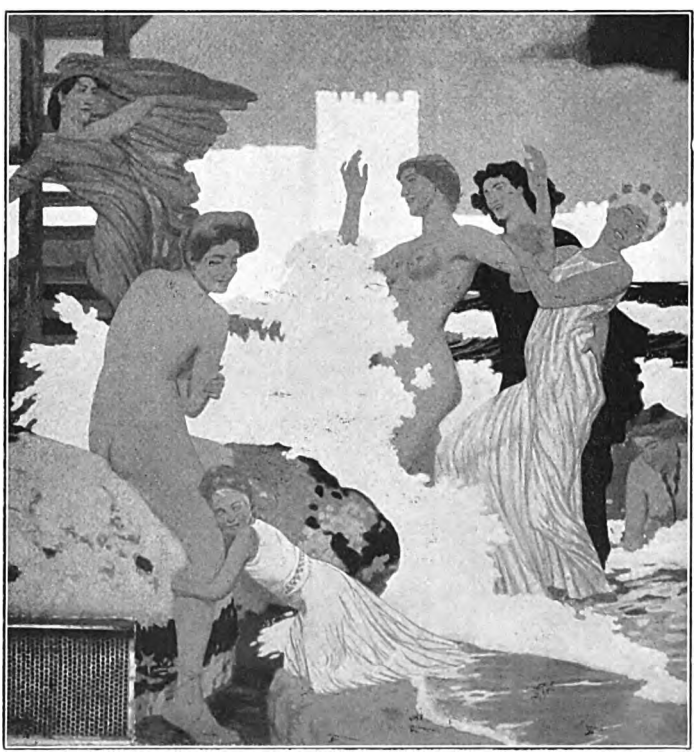
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

wenig an der äußerlichen Stilisierung dieser Dinge liegt, wie echt sie sind als innerlich geschaut, als erlebt und erträumt, das erweist eine Reihe großer und monumentaler Kompositionen, in denen Erler kühn genug die Zeiten durcheinanderwirft, ohne sich in bezug auf Stileinheit etwas zu vergeben; das wurde zum Ereignis damals, beim letzten großen Schützenfest in München, als die Erlersche Gruppe des Glücks im Festzug erschien. Da sah man seinen Stil in Figuren von Fleisch und Blut, und er wirkte überzeugend, wie die reellste Wirklichkeit. Jeder Gedanke an den Kostümschneider verschwand, ein Zug schimmernder Wesen aus dem Märchenlande zog an uns vorüber, wie das Glück selber am Menschen vorüberzieht. Diese Übersetzung der Erlerschen Kunst in die greifbare Wirklichkeit war für mich wie für viele eine entscheidend starke Probe auf die innere Wahrheit jenes Stils. Es gibt nicht viele Stilisten, deren Besonderheit man von der Leinwand ins Leben übertragen kann, ohne daß sie ihren Zauber verliert! Und als man damals Erlers goldschillernde Festzugsgruppe in Münchens Straßen sah, hatte man sogar das Gefühl, als hätte nicht nur sein malerischer Stil lebendige Körperlichkeit gewonnen, es war, als sähe man unmittelbar in die Heimatwelt seiner Gestalten hinein.

Wie dieser Stil sich entwickelte, das läßt sich hier in ein paar hundert Zeilen erschöpfend nicht auseinanderlegen. Jedenfalls ist er unverfälscht und echt und lag von vornherein fertig in dem Künstler. Erler ist in seinem innersten Wesen ein deutscher Poet und Romantiker — seine Urgroßmutter war übrigens eine Tochter Wielands —, aber es scheint kein Zweifel, daß seine deutsche Art durch französischen Geist Befruchtung und Bereicherung erfuhr. Ganz unbewußt sicher — er hat keinem Lebenden und keiner der vielgerühmten Größen der Jüngstvergangenheit nachgestrebt. Auch in seinen typischen, in Paris gemalten Jugendarbeiten findet man alles eher als den Willen zu französischer Leichtigkeit und Eleganz der Mache. Der Zug seiner Kunst ging sogar damals sehr merkbar auf Innerlichkeit aus, und jene hatten — ich denke auch an frühe und ausgezeichnete Porträts — etwas von kerniger Herbheit, was erst recht nicht französisch war. Wer aber den wunderbaren, dichterischen Zauber und Reichtum der französischen Gotik kennt, die unendlich anziehende, fast mystische Romantik, die das Figuren- und Rankenwerk an altfranzösischen Domen, Geräten und Tapisserien beseelt, der mag vielleicht ahnen, was den jungen Maler dort bestimmend anregte, weil es zusammenklang mit dem Akkord, auf den sein Inneres gestimmt



Seebad. Teil aus dem Fresko „Sommer" im Kurhaus zu Wiesbaden. 1906

Digitized by Google

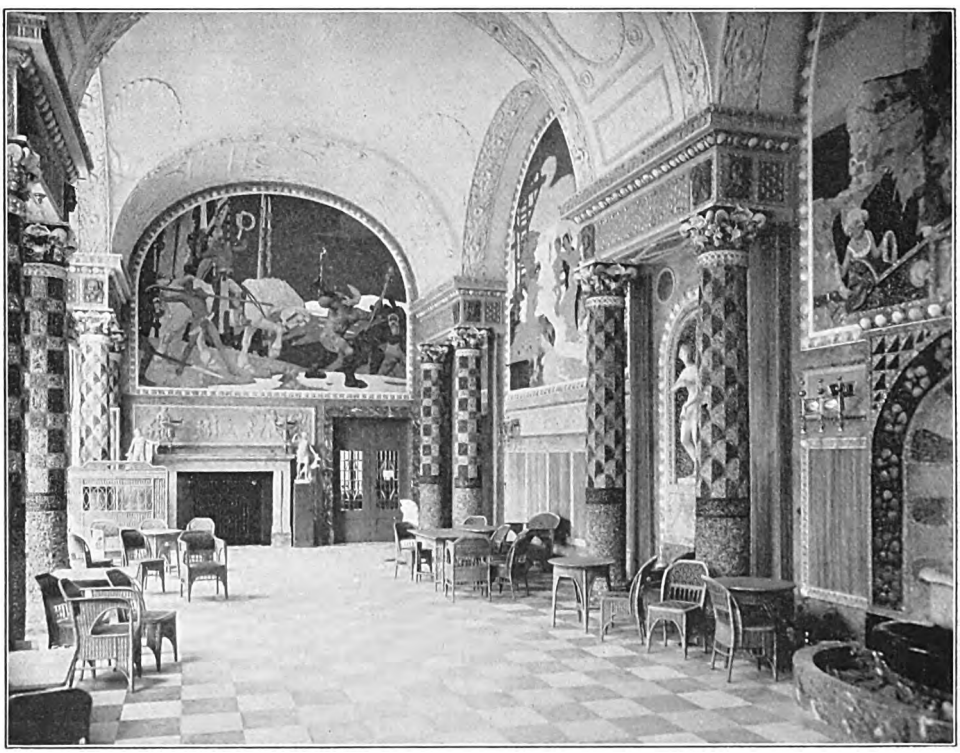
Teil aus dem Fresko „Herbst" im Kurhaus zu Wiesbaden. 1906

war. Wenn Erler ein Baukünstler geworden wäre statt eines Malers, er wäre vielleicht der einzige in der Gegenwart geworden, der uns die Gotik wieder lebendig gemacht hätte, die Gotik, von der unsere offiziellen Rathaus- und Schlösser-Erbauer so gar keine Ahnung haben und die doch gerade unsern Besten, Architekten und Dekorateuren, gelegentlich in allen Gliedern spukt. Ihm hat sie ihre Seele offenbart.

Sein Werdegang ist bald erzählt. Am 15. Dezember 1868 wurde er zu Frankenstein in Schlesien geboren. Als er für das Gymnasium reif war, waren die Eltern nach Strehlen verzogen; dort hielt er aus, bis er sein Einjährigenzeugnis hatte, dann setzte er es durch, daß er nach Breslau zu Albrecht Bräuer auf die Kunstschule kam. Gewisse romantische Neigungen hatte er schon als Kind gehabt, hatte auf dem Gymnasium mit seinen Genossen fleißig Ritterspiele getrieben, Ritterwaffen und Fahnen bemalt und sogar das Puppenspiel Faust ausgestattet. Die Sehnsucht nach der Kunst war früh und ganz von selbst gekommen, nur durch den wenn auch dürftigen Zeichenunterricht auf dem Gymnasium und noch mehr durch gelegentliche Besuche des Breslauer Museums genährt worden. Noch als Schüler hatte Fritz Erler dem Breslauer Meister Bräuer gelegentlich seine ersten farbigen Versuche gebracht, er trat ihm dann auf der Kunstschule noch näher und spricht heute noch mit Dank und Verehrung von dem seltenen Manne, den die Welt gegenwärtig fast nur mehr als das Urbild von Gerhart Hauptmanns „Michael Kramer" kennt. In Breslau hospitierte Erler im Aktsaal, wo er Bräuers strenger und sachlicher Kritik viel verdanken lernte, außerdem arbeitete er als Autodidakt auf einer gemieteten Stube und sah dazwischen auf Reisen das nordische Meer und den italienischen Süden. Der Drang, das Handwerk des Meisters besser zu lernen, als dies damals

Digitized by Google

in Breslau möglich war, führte ihn nach Berlin, von wo er unbefriedigt nach München übersiedelte. Auch hier fand er fürs erste nicht, was er suchte; nur die Alten in der Pinakothek wurden ihm wertvolle Lehrer. 1892 zog er, dem Wunsche Bräuers entgegen, nach Paris. In der unpersönlichen Julian-Schule vervollkommnete er sein formales Können, und obwohl Erler kein formalistischer Akademiker geworden ist, eignet ihm eine zeichnerische Meisterschaft, mit der heute in Deutschland nicht viele konkurrieren können. Schließlich trieb ihn sein Drang zu freiem Schaffen auch aus jener Schule fort. Er malte Bildnisse von Mitgliedern der ihm befreundeten Familie Röse; darunter ein Doppelbild zweier gleich gekleideter Schwestern, das auf immer unter seinen Werken einen Ehrenplatz behaupten dürfte. Auch das famose Bild eines Modells als spanischer Tänzerin mit der Gitarre ist damals entstanden — es ließ als erste Arbeit die imponierende Wucht ahnen, die seiner Faust gegeben war. In seinen Pariser Jahren scheint er auch dem Verständnis Gottfried Kellers nahegekommen zu sein, eines Künstlers, der ja auch Traumwelt und Wirklichkeit zu seltsam innigen und edlen Gebilden verschmolz. Ein Gedicht Gottfried Kellers begeisterte ihn zu dem Bilde „Der Schlittschuhläufer", in dem sein späterer Stil schon in allen wesentlichen Elementen vorgebildet erscheint; aus dem „Grünen Heinrich" schöpfte er Anregungen zu poesiereichen und duftigen Farbzeichnungen (Der Ritt auf dem Drachen, Judith bei der Apfelernte usw.). Die Sommer seiner Pariser Lehrjahre führten Erler, wie erwähnt, an die Küsten der Bretagne und der Normandie, und ihre Einsamkeit und Größe sowohl, wie die Besonderheiten ihrer Natur entwickelten in ihm vollends seinen romantischen Sinn. Das seltsamste Bild „Lotos" fand 1893 Aufnahme in den Marsfeldsalon, fast gleichzeitig malte er die „Bucht von Morgat", eine wildzerklüftete Strandszenerie mit einer Felshöhle, in der bei Feuerschein ein Weib der Urzeit mit zwei Kindern sich geborgen hat. Das ist, wenn auch ein wenig reicher an Details, im Stil



Konversationssaal im Wiesbadener Kurhaus mit den Freskogemälden der vier Jahreszeiten

Digitized by Google

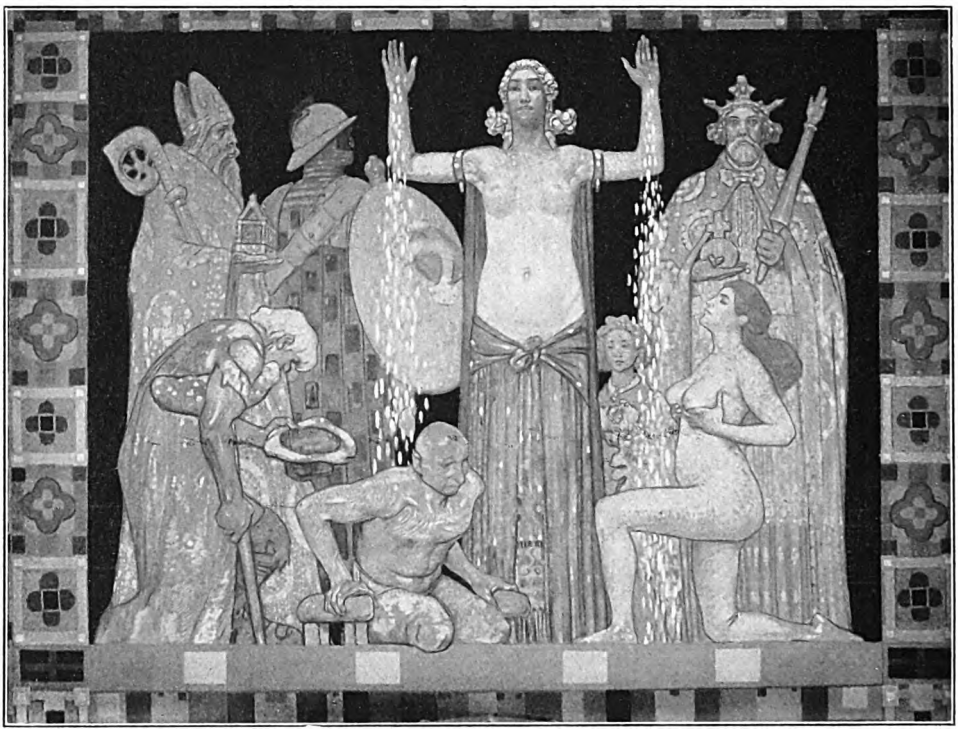
Erde

Aus dem Zyklus der Vier Elemente
Wandbild im Hause Brakl zu München von Prof. Fritz Erler

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Gold. Wandgemälde auf der Ausstellung München 1908

Man hatte vor diesem Werk, dem vielleicht nichts zu wünschen übrigblieb als ein etwas größerer Raum, zum ersten Male das Gefühl, daß Erlers Phantasie wahrhaft unerschöpflich sei. Und was er seitdem geschaffen, hat diese Empfindung gerechtfertigt. Für ihn scheint Erfinden ein so selbstverständliches Ding zu sein wie Arbeiten überhaupt, und selbst seine Tadler werden ihm eins nie vorwerfen: daß er sich über eine Schwierigkeit in der Füllung des Raums mit einer Banalität weggeholfen hätte.

Kurz nach seiner Ankunft in München trat Erler mit der Zeitschrift „Jugend" in Verbindung, deren erste Nummern damals vorbereitet wurden. Er gehörte bald zu ihren allerersten Mitarbeitern, und von den ungezählten Blättern, die er ihr geschenkt, schwarzweißen und farbigen Zeichnungen, die sich über alle Gebiete des malerisch Darstellbaren erstrecken, gilt dasselbe wie von seinen großen dekorativen Arbeiten: Alles ist persönlich und neuartig. Diese Fülle von Zeichnungen ist in seinem Schaffen entschieden sehr hoch zu werten, schon als Vorstufe für die größeren dekorativen Aufgaben der Zukunft, und keiner wird diese Dinge geringer einschätzen, weil sie bloß Illustrationen sind. Hier konnte Erler in voller Freiheit sich geben, sein dekoratives Vermögen an vielen Dingen erproben und schulen. Stand doch die genannte Zeitschrift von Anfang an im Kampfe um den modernen Zierstil, dessen Ausartungen durch das Wort Jugendstil sehr mit Unrecht auf ihr Konto geschrieben wurden. Ein Erler, ein Julius Diez, ein Robert Engels, ein Bruno Paul, ein Angelo Jank und Max Feldbauer, ein Münzer, Eichler, Putz, Spiegel, Weisgerber, Paul Rieth und wie sie alle heißen, die damals dauernd oder vorübergehend an den stilistischen Bestrebungen der „Jugend" mitarbeiteten, hatten mit den nichtverständlichen Fratzen und Schnörkeln des Jugendstils nichts zu schaffen. Fritz Erler stand übrigens, als damals von der Mitte der neunziger Jahre an in München der Kampf um einen Zeitstil mit schönem Feuer betrieben wurde, mit in erster Reihe der Kämpfenden. Er hat manchen prächtigen Raum ausgestattet

Digitized by Google

Digitized by Google

schaffen! Der Frühling — ein sieghafter Kampf des Ritters Lenz gegen die Eisriesen des Winters; der Sommer — ein phantastisches Badebild mit schönen Frauen, deren blanke Leiber kontrastiert sind durch eine dunkle Negerin; der Herbst — ein Triumphzug des Erntesegens, nordisch, mächtig; der Winter — ein Stück Karneval, mit drolligem Humor Beziehungen auf die Kirchenfeste des Winters — die drei Könige! — verbindend. Ein schweres, neutrales Schiefergrau gibt den Grundton aller vier Bilder; Gelb und Orange, ein feines Rosa und ein Smaragdgrün spielen die farbige Melodie, dazwischen leuchtet Weiß auf und, mäßig angewandt, kommt ein tiefes Sammetschwarz vor, das immer ganz besonders pikante Wirkungen und Kontraste vermittelt. Wie diese Farben verschiedenartig in den Bildern verteilt sind, raffiniert und doch zwanglos sich gebend, wie alle die so mannigfach belebten Riesenflächen eine Einheit bilden, der Reichtum und die starke Eigenkraft dieser Kompositionen, das alles zusammen bedeutet eine künstlerische Tat und eine Etappe in unserer Monumentalmalerei. Eine ganze Anzahl vortrefflicher Leistungen anderer Künstler ist ohne Erlers Wiesbadener Bilder nicht zu denken. Leider wirken die Wiesbadener Bilder durchaus nicht ihrem vollen Werte nach. Die feinen und großartigen Kompositionen sind nicht nur in einen zu engen Raum gezwängt, sie sind auch von einer Architektur umrahmt, deren Überfülle an Details in einem schwer erträglichen Mißverhältnis steht zu der bei allem Schwung großen Schlichtheit der Gemälde. In einer Münchener Glaspalastausstellung sahen wir die Kartons zu den Wandbildern in einfacher weißer Umrahmung, und der ganze Raum erschien groß, bedeutend, freudig — der Sinn der Malerei, der dort den meisten nur merkwürdig und fremd bleibt, wurde hier ohne weiteres klar.

Rechter Flügel eines Wandbildes im Hause Meirowsky in Köln. 1909
(Das Mittelstück abgebildet auf Seite 9)

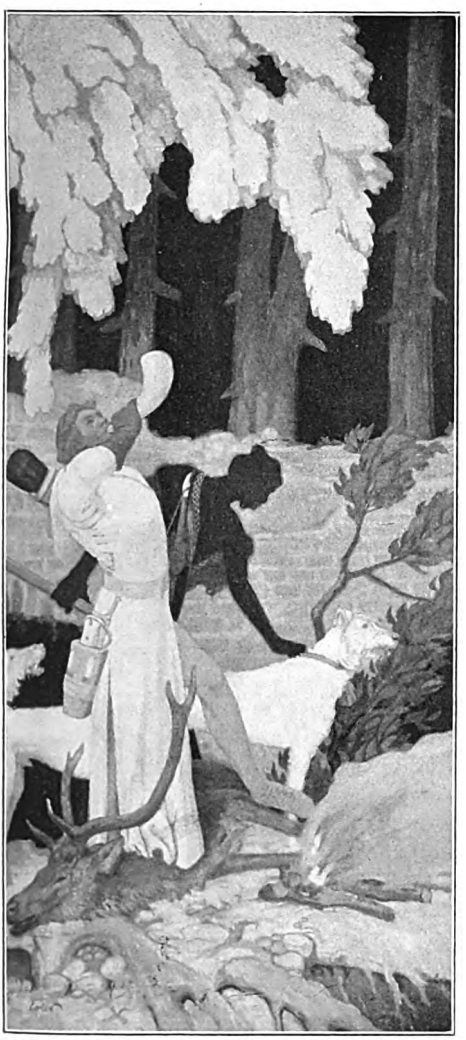
Digitized by Google

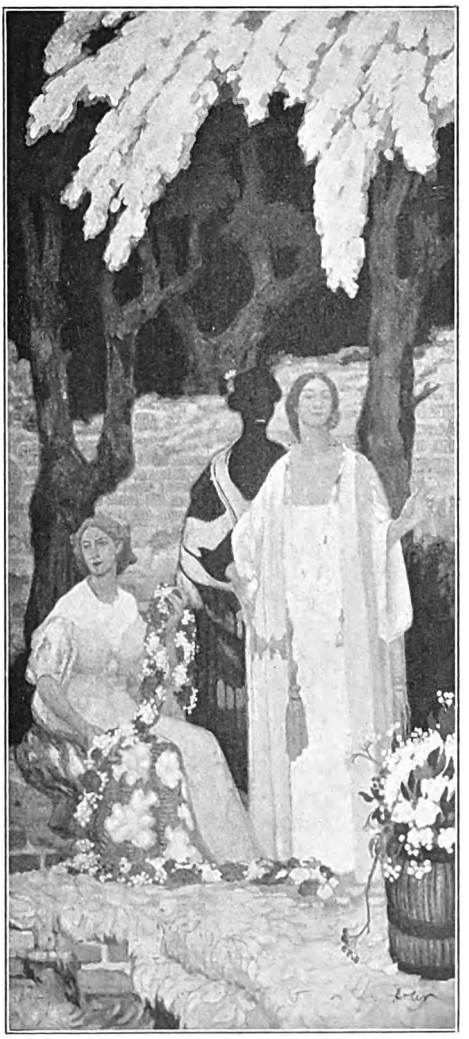
Bildnis des Herrn Prof. Neißer-Breslau
Gemälde von Prof. Fritz Erler. Entstanden 1908

Digitized by Google

Digitized by Google

Zu den glänzendsten und gelungensten Monumentalwerken Erlers gehören seine Arbeiten für die Münchener Ausstellung 1908, die zwei großen, feierlichen, in der Erscheinung wie im Gedanken gleich schönen und großartigen Gemälde „Gold" und „Eisen" für den Repräsentationsraum der Abteilung für Metallarbeiten und der heitere Deckenschmuck eines gewölbten Pavillons mit musizierenden Putten und dessen feine, tonige Wandfüllungen, die „Elemente". „Gold" und „Eisen" waren in schlichter Harmonie auf gelbe und blauviolette Töne gestimmt. Der Künstler hat in solchen Dingen durchaus nicht etwa stereotype farbige Mittel, die er als ausprobiertes Schema gebraucht — er erfindet auch als Koloriſt immer neu. So gibt es ein paar dekorative Stücke von seiner Hand, deren Hintergrund mattgrünes Blattwerk auf schwarzem Fonds bildet. Auf diesem Grund stehen Gestalten sehr junger Mädchen in langen neutral-rötlichen Gewändern, gelbe Kränze auf weißblondem Haar, braune und gelbe Sträuße, Girlanden und Blumenkörbe in der Hand. Die farbige Erscheinung dieser Bilder, die Übersetzung in die edle Technik des Gobelins geradezu fordern, ist merkwürdig still und zart — aber auch die formale Wirkung der keuschen jugendlichen Gestalten ist so. Das Ganze hat wieder seine wundersame Einheit-





Romantische Szenen. Wandbilder in einem Bibliotheksraum. 1910

Digitized by Google

Die Welt des Mittelalters
Aus dem Zyklus der Wandgemälde im Festsaal des Rathauses zu Hannover

lichkeit. Für das Amtsgerichtsgebäude zu Pankow (Berlin) hat Fritz Erler u.a. ein schönes Deckenbild, „Drachentöter", gemalt und eine Folge sehr wirksamer Wandbilder, in denen ein starkes Gelb vorherrscht, schmückt den dunkel und ernst gehaltenen Sitzungssaal in dem prachtvollen Neubau der Münchener Rückversicherungsgesellschaft. Sechs- und achteckige Medaillons symbolisieren hier die Gefahren, gegen die das Versicherungswesen Schutz bilden soll — z. B. Hagelschlag, Überschwemmung, Krankheit, Unglücksfälle usw. — und ein mächtiges, überhöhtes Wandbild stellt den Welthandel und Verkehr dar. Auch hier fällt wieder die souveräne Sicherheit auf, mit der Erler in solchem Wandschmuck die architektonischen Gedanken unterstützt, den Rhythmus und die Gliederung der Architektur aufnimmt und weiterführt. Es muß für einen gleichfühlenden modernen Baukünstler ein Vergnügen sein, mit einem solchen Maler zusammenzuarbeiten, und in solchem Zusammenarbeiten liegt recht eigentlich die Stärke von Erlers Monumentalkunst. Modern muß die Architektur, für die er arbeitet, freilich sein — in einer barocken, mit hübschem Detail dicht inkrustierten Architektur, wie sie der Lesesaal mit den Erlerschen Bildern in Wiesbaden aufweist, sprengt er leicht den Raum. Er braucht große und freie Verhältnisse. Die fand er auch, als er mit anderen unserer ersten lebenden Künstlern germanischer Rasse herangezogen wurde, Wandbilder für das neue Rathaus in Hannover zu schaffen. Er malte in einer eigens dafür aufgerichteten Werkstatt in Holzhausen am Ammersee, wo er schon lange seinen Sommersitz hatte, drei riesige Kompositionen, deren Inhalt man ungefähr mit den Schlagworten „Altertum —

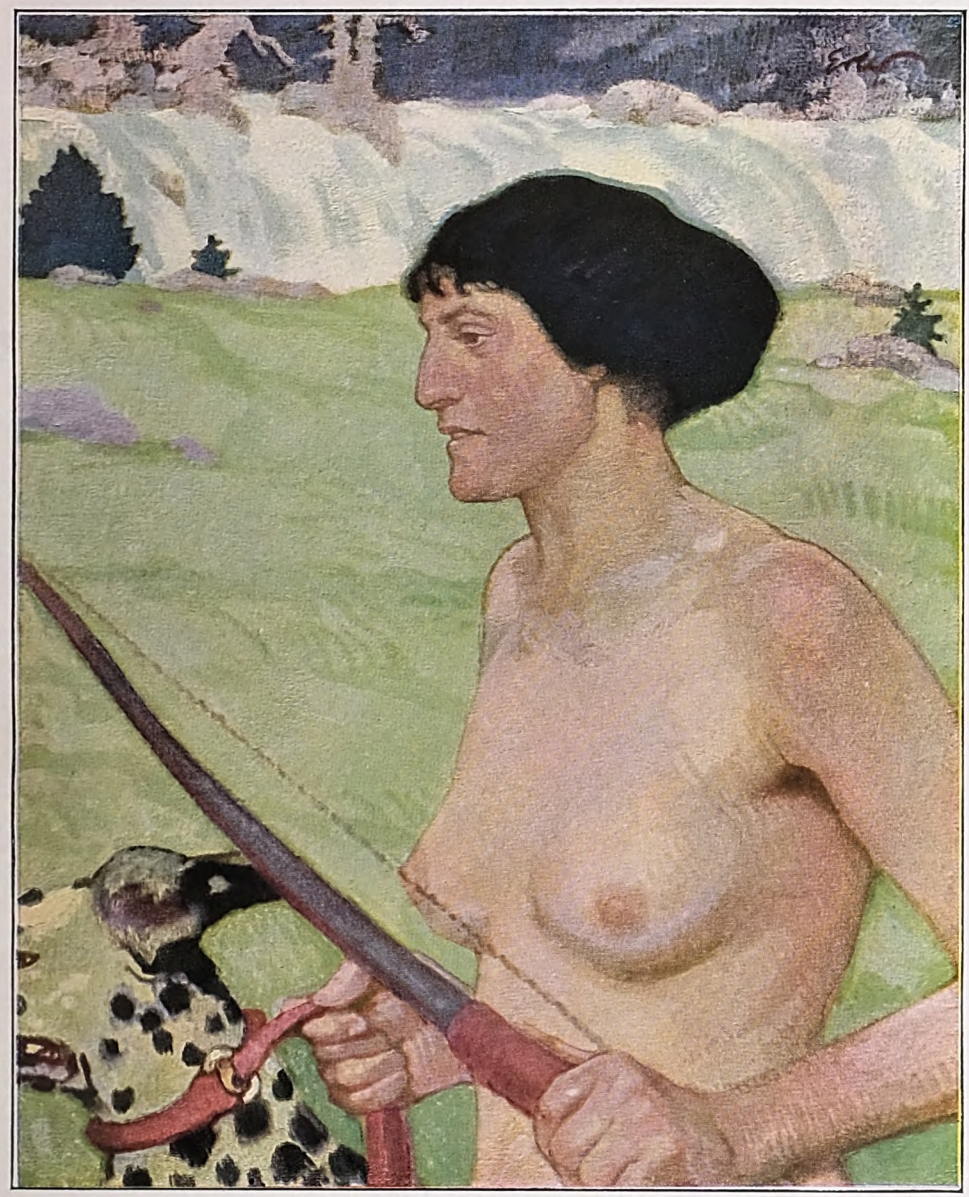
Digitized by Google

Digitized by Google

gegriffen. Dazu kommt eine beträchtliche Zahl meist figürlicher Einzelbilder in allen Formaten, Frauengestalten aus der Welt der Mythen, der Vergangenheit oder der Gegenwart, Akte und Gewandfiguren. Fast alle diese Bilder sind als dekorative Einheiten gestaltet, und immer ist der betreffende Gedanke in wohlabgewogener Einfachheit, die kein Zuviel und kein Zuwenig kennt, gestaltet. Was man sonst ein „Staffeleibild" nennt, hat Erler seit den neunziger Jahren selten mehr gemalt. In liebenswürdigen Einzelheiten der Technik und Ausführung sich zu ergehen, reizt ihn nicht mehr, hat ihn wohl nie gereizt — der dekorative Gedanke steht ihm dafür zu sehr im Vordergrund. Durch seine ganze, unglaublich reichhaltige bisherige Malerarbeit geht eben, immer deutlicher und sicherer werdend, das Streben nach „Steigerung des modernen farbigen Sehens zu einer Art, die für die modernen Wirkungen der Wandmalerei brauchbar ist". Ganz folgerichtig zu diesem Streben gibt sich auch sein Stil in der Bildnismalerei, der zweiten starken Potenz seiner Begabung. Erler ist ein Porträtist von hochentwickelter Sonderart, der sprechend lebenstreue, „ähnliche" Bildnisse schafft, dabei aber immer darauf ausgeht, das Typische zu fassen und es durch echt malerische Mittel auszudrücken. Ein gutes Erlersches Porträt ist, trotz aller Bildniswerte, im Wurf groß und frei, wie eins seiner dekorativen Bilder; den Kampf mit dem Modell spürt man nie daran, so wenig wie irgendeine andere Schwierigkeit, die überwunden wurde. Das ist, wie es ist, aus einem Zuge und läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, daß es anders sein könnte. Und fast immer, namentlich wenn sich's um Frauendarstellungen handelt, hat sein Bildnis auch seinen besonderen Reiz als Farbenstrauß. Die Erlersche Porträtkunst ist so eigenartig und gleichzeitig — man mißverstehe das Wort nicht in philiströsem Sinne! — so gediegen, daß man es wohl verstehen könnte, wenn er einer der begehrtesten deutschen oder internationalen Bildnismaler geworden wäre. Aber die Welt, die zahlungs- und bestellungsfähige Welt, verträgt nun einmal auf diesem Gebiete alles eher als eine starkpersönliche Auffassung — und so ist Erler, wenn auch die Zahl der bedeutenden Bildnisse, die er schaffen konnte, nicht klein ist, nicht dazu gelangt, gerade diese bedeutsame Seite seiner Begabung sehr reichlich zu nutzen. Schade genug! Denn gerade ihm ist es gegeben, was so selten ist: Werke zu schaffen, die gute Bildnisse und gute Bilder zugleich sind. Meist hat er Künstler, Gelehrte, Musiker aus seinem Münchener Freundeskreise konterfeit, malte ausgezeichnete Porträts des Professors Neisser in Berlin, des Universitätsprofessors Karl Mayer in München, ein groß gesehenes und in tieferem Sinn aristokratisches Bild des Fürsten Hatzfeld, porträtierte den Geiger Pablo de Sarasate, die Musiker Richard Strauß und Mahler, die Dichter Gerhart und Karl Hauptmann, Dr. Georg Hirth in München, seinen Bruder Erich Erler und eine ganze Anzahl schöner Frauen und Mädchen. Eins der hervorragenden Bildnisse letzterer Art ist das einer jungen Dame am Flügel, auf dem ein Riesenstrauß weißer Rosen steht. Einfach und imponierend im Wurf, originell in der räumlichen Gestaltung, hat gerade dieses Bild seinerzeit nicht wenig dazu beigetragen, der Welt zu beweisen, daß Fritz Erlers Talent nicht nur merkwürdig, sondern im gleichen Grade stark und ernsthaft sei. Natürlich fehlen auch Selbstbildnisse nicht. Die eigene Gattin auch hat er gar manches Mal gemalt, und einige seiner originellsten farbigen Leistungen zählen zu diesen Porträts — eins davon war eine kühne, rauschende Symphonie in Blau und Rot, die nicht wenig Aufsehen erregte. Auch als Frauenmaler, wie in allen Studien hat Erler seine besondere Note; eine blumige Frische der Farben und eine Schärfe der Charakteristik, die dem Reiz seiner Vorbilder nichts schuldig bleibt!

Eines besonderen Kapitels in Fritz Erlers Kunstschaffen kann hier nur mehr ganz kurz Erwähnung getan werden: seiner Arbeiten für das Münchener Künstlertheater in den Jahren 1908 und 1909. Was er da in den Ausstattungen für Faust und Hamlet schuf, war so neuartig und in sich geschlossen, wie nur ganz weniges, was die bildende Kunst bis jetzt für das Theater getan hat. Und es war wiederum in jeder Einzelheit unverfälschter, selbstsicherer Erler!

Digitized by Google



Jägerin

Gemälde von Prof. Fritz Erler

Digitized by Google

Digitized by Google

Herbstspuk

Roman von Carry Brachvogel

Seine Exzellenz der Königliche Hoftheaterintendant Klemens von Plank stand vor dem großen Ankleidespiegel des Toilettenkabinettes und betrachtete sein vom elektrischen Licht angenehm bestrahltes Bild. Ohne Geckenhaftigkeit tat er's, nur mit der wachsamen Aufmerksamkeit eines Mannes, der bald im Audienzsaal des Allerhöchsten Herrn, bald im Maschinenraum bei den Arbeitern steht und der sich nie eine Blöße geben, auch im kleinsten nicht lächerlich erscheinen darf. Vielleicht auch war in der wachsamen Aufmerksamkeit ein allerletzter Rest von Komödianteneitelkeit. Gleich nach dem Abschied von seinem bayrischen Infanterie-Regiment hatte Klemens von Plank etliche Jahre auf den Brettern gestanden, bis er, die enge Begrenzung seines Talents erkennend, zum Regietisch drängte. Auf mühevollen Wegen hatte er ihn endlich erreicht, und von da holten sie ihn vor Jahren an das süddeutsche Hoftheater, das trauernd auf eine große, künstlerische Vergangenheit zurückblickte und dessen verwirtschafteten Ruhm der neue Intendant, der als ungewöhnlich tüchtiger und unternehmungslustiger Theatermann galt, aufs neue leuchten lassen sollte.

Aufmerksam betrachtete er sein Bild. Die mäßig große, auffallend schlanke Gestalt hielt sich straff und vornehm in dem tadellosen Frack mit der Ordenskette. Das orangefarbene Band, an dem der Crachat irgendeines Fürstentümchens unter der weißen Krawatte blitzte, paßte gut zu der blonden Erscheinung des Intendanten, der aber trotzdem für dies leuchtende Symbol von Fürstengunst keine Vorliebe hatte. Wenn er es heute anlegte, so tat er's nur, weil Festvorstellung zu Ehren des Intendantentages war und weil es unter den aus allen deutschen Städten hergereisten Kollegen manchen gab, der den Wert eines Mannes nach Zahl und Größe seiner Orden abschätzte. Der Schnurrbart Seiner Exzellenz war in gewissem Sinn eine Sehenswürdigkeit. Er hatte seit Jahrzehnten jeder wechselnden Bartmode getrotzt, war noch eben so voll und rötlichblond wie in der Leutnantszeit, schwebte immer noch in zwei unwahrscheinlich lange und feine Spitzen zusammengedreht aus dem scharf geschnittenen Gesichte hinaus. Er kontrastierte sehr pikant zu dem reichen, bürstenmäßig verschnittenen Haar, das Seine Exzellenz ganz unbekümmert, ohne Färbemittel, in der augenblicklichen Naturfarbe, grau, trug. Er fühlte sich mit seinen dreiundfünfzig Jahren noch so jung, so tatenlustig in jedem Sinn, daß er nicht ungern ein wenig kokettierte mit diesem grauen Haupt.

Noch einmal betrachtete er aufmerksam sein Bild, suchte dann mit dem Blick den Claque und die Handschuhe, fand sie nicht gleich, denn um ihn her herrschte die Unordnung, die jeder Mann, der sich ohne Hilfe ankleidet, um sich verbreitet. Westen, Krawatten, seidene Socken und Taschentücher trieben sich auf Stühlen umher, Hausjacke und Hausschuhe lagen etwas betrüblich neben dem Toilettenspiegel, vom Waschtisch tropfte verschüttetes Wasser gluckend auf den Linoleumbelag. Das alles störte Seine Exzellenz nicht im geringsten; ein Kammerdiener hätte ihn viel mehr gestört. Seit dem Militärburschen hatte er keine persönliche Bedienung mehr zur Verfügung gehabt, hatte sie aufgeben müssen, ohne sie je zu entbehren. Ein Kammerdiener, ein richtiger, geschniegelter Kammerdiener war in seinen Augen etwas Lästiges und Lächerliches, etwas, das man nur im Konversationsstück auf der Bühne ertragen konnte. Er, Klemens von Plank, war viel zu einfach in all seinen Gewohnheiten, liebte auch im kleinsten viel zu sehr persönliche Unabhängigkeit, als daß er einen Menschen hätte um sich haben können, der mit Ansprüchen auftrat, in devotem Flüsterton sprach und schließlich doch ihn, den Herrn, durch Gewohnheiten band und beherrschte. Außerdem war ein Kammer-

Digitized by Google

diener immer ein Mitwisser ... So gab es denn bei Planks keinen Kammerdiener, nur einen Livreediener, wie ihn das Haus einer Hofcharge und eines Königlichen Intendanten obendrein zum Dienst des Tages und der Repräsentation bedarf. Wenn's eilte, half der wohl Seiner Exzellenz beim Umkleiden, wenn nicht Frau Agnes, die zweite Gattin des Intendanten, zur Stelle war und dem gehetzten Mann die nötigen Handreichungen leistete.

Die Tür des Ankleidekabinettes öffnete sich zu einem Spalt, ein dunkler Frauenkopf blickte herein.

„Klemens, bist du nicht bald fertig? Die Kinder möchten dir allmählich adieu sagen; du weißt, sie müssen so pünktlich wieder im Stift sein."

„Aber natürlich, Agnes, ich bin vollkommen fertig! Ich komme gleich zu euch hinüber!"

Mit einer etwas unwahrscheinlichen Geste, wie sie ihm trotz seiner Einfachheit ab und zu unterlief, winkte Seine Exzellenz dem dunklen Frauenkopf zu, der alsbald verschwand. Eine halbe Minute später öffnete sich die Tür abermals, und die zwei Töchter aus der ersten Ehe des Intendanten traten ein. Die Ältere stand schon in der Mitte, die Jüngere erst am Beginn der Halbwüchsigkeit, beide schienen noch unentschlossen, ob sie schön werden sollten oder nur leidlich. Die Ältere glich mit dem ausdrucksvollen Gesicht und den leidenschaftlichen Augen ebensosehr dem Vater wie die Jüngere mit ihrem rotblonden Typ. Sie trugen beide die Internatsuniform des adeligen Stiftes, dem ihre Erziehung oblag: schwarze Kleider mit kleinen, weißen, Leinenkragen, Seidenschärpen und Krawatten, die je nach der Klasse, die sie besuchten, verschiedene Farben zeigten. Die Jüngere lief mit einem noch ganz kindlichen Ungestüm auf ihren Vater zu, wollte ihm an den Hals springen, ihn küssen. Die Ältere aber blieb wie gebannt an der Türe stehen, sah mit glänzenden Augen auf den vornehmen Mann mit dem orangefarbenen Ordensband: „O Papa, wie schön! Wenn du dann deinen weiten, schwarzen Mantel anziehst und dich fest in den Kragen wickelst, bist du ganz wie Egmont, wenn er sagt: ‚Ich versprach dir, einmal spanisch zu kommen!'"

Der Intendant lachte ein wenig, aber es war ein unwilliges Lachen. Er wiegte den Kopf und sah die Tochter mißbilligend an: „Ach, Lotte, ewig der Theaterkram! Wenn du dich doch endlich einmal gewöhnen möchtest, nicht alles aufs Theater zu beziehen oder mit dem Theater zu vergleichen! Ich mag in meinem Haus nicht ewig von Komödianten und Komödiantentum hören —"

Das Mädchen wurde rot, ihre Augen verdüsterten sich.

Das war ja der ewige Streitpunkt zwischen ihr und dem Vater: sie wollte durchaus später einmal Schauspielerin werden, und der Vater wollte es nicht. Gewiß, er war mit Leib und Seele Theaterintendant, Theatermann, — aber seine Tochter auf den Brettern sehen, nein danke! Für seine Töchter wollte er nichts Außergewöhnliches, nichts Künstlerisches. Für sie träumte er ein bürgerliches Frauenglück, wenn er überhaupt etwas für sie träumte. Meist aber hatte er gar keine Zeit zu väterlichen Zukunftsplänen, war froh, daß seine Frau und das adelige Stift ihm zunächst alle Erziehungssorgen abnahmen. Aber zum Kuckuck, warum kam ein Mädchen aus dem adeligen Stift immer wieder auf diese verrückte Schauspielerinnenidee zurück? Warum begriff sie nicht endlich, daß ein Fräulein von Plank wohl in die Intendantenloge, nicht aber hinter die Kulissen gehörte?

Das Mädchen wollte eben leidenschaftlich erwidern, da legte sich eine Hand beschwichtigend auf ihren Arm. Agnes von Plank war eingetreten, machte der Tochter ein verstohlenes Zeichen, daß sie dem Vater jetzt nicht widersprechen dürfe. Sie trat zwischen ihre Stieftöchter, hielt ganz unvermerkt die eine vom Widerstand, die andere von ungestümer Zärtlichkeit zurück, denn sie wußte, daß ihr Mann an festlichen Abenden beides gleich schlecht vertrug. Sie standen da, sahen zu, wie der Intendant seine Erscheinung noch einmal prüfte, und merkten gar nicht, wie seltsam primitiv und drollig das Bild war, das drei Frauen in Bewunderung vor einem sich bespiegelnden Mann zeigte ... Nur wie er jetzt die Schulterblätter nach hinten bog, daß die Brust sich herauswölbte, den Kopf hob und gelassen vom Spiegel zurücktrat,

Digitized by Google

dachte Agnes, die gerade eine respektlose Stunde hatte: ‚Wie eine alte Diva, weiß Gott, wie eine alte Diva!‘

Ihr zartes Gesicht blieb aber ruhig und ohne Spott. Unter der schmalen Stirn schimmerten die ungewöhnlich schönen, dunklen Augen in sanfter Melancholie, und der feine, blaßrosa Mund, der so reizend lachen und küssen konnte, war fest geschlossen wie immer, wenn das Herz wilde Klagen zu ihm emporschickte. Sie trug sich ganz dunkel und ganz einfach, denn ihr Mann liebte weder helle Farben noch extravagante Kleiderschnitte, liebte sie wenigstens nicht an ihr. Schon als sie heirateten, hatte er ihr gesagt: „Schatz, Regenbogenfarben und auffallende Hüte und wahnsinnige Mäntel sehe ich leider genug an meinen Theaterdamen, aber meine Frau, weißt du, meine Frau muß immer wie eine Lady aussehen, nie wie ein Modekupfer oder eine Ankleidepuppe!“

Es war für Agnes gar nicht schwer, wie eine Lady auszusehen, und der Intendant freute sich, daß seine Frau eigentlich fast immer nur dunkle oder weiße Kleider trug. Hatte sich wenigstens zu Anfang ihrer Ehe darüber gefreut, denn jetzt, nach zehn, zwölf Jahren gab er nicht mehr so genau darauf acht.

Der Intendant konnte das Gesicht seiner Frau im Spiegel sehen, und so ruhig es auch war, so schien ihm doch, als ob ein Vorwurf darin läge. Er fühlte die Verpflichtung, diesem stillen Vorwurf, oder was ihm so schien, mit Liebenswürdigkeit zu begegnen, wandte sich um und sagte freundlich: „Sehr schade, Schatz, daß du nicht mitkommen willst! Überleg dir die Sache doch noch, und komme nach, ja? Wenn du willst, kannst du in einer Stunde umgekleidet und in der Loge sein! Die Intendantentage haben dich doch sonst immer interessiert!“

Sie lehnte, die Hände auf dem Rücken verschlungen, am Türpfosten, schüttelte verneinend den Kopf.

„Ach nein, danke! Ich kenne das alles jetzt schon so genau, und du hast an solchen Abenden soviel zu tun. ‚Figaros Hochzeit‘ kann ich mir auch ein andermal wieder anhören, und die Ohlenschläger als Gräfin! Nun, sie singt sie prachtvoll, aber schließlich läuft sie mir ja auch nicht weg.“

„Wie du willst. Man kann den Menschen zu seinem Glück nicht zwingen!“

Der Intendant lachte etwas gezwungen, eine kleine Pause trat ein. Während sie sprachen, hatten sie aneinander vorbeigesehen, auch als Agnes ganz ruhig den Namen Ohlenschläger sprach. Ihre Worte, die harmlos klangen, gingen nicht direkt von Mund zu Ohr, sondern nahmen den Umweg um etwas Ungesagtes herum, das zwischen den beiden lag.

Man saß dann noch einige Augenblicke in dem großen Wohnzimmer mit den alten, eingelegten Empiremöbeln, die ganz anders behaglich wirkten, als die nachempfundenen Erzeugnisse moderner Kunstwerkstätten. Aus irgendeiner Erbschaft waren sie der ersten Frau von Plank zugefallen, nur der schwarze Blüthner-Flügel kam von Agnes her. An einem der vier Fenster stand ein großer Tisch mit Büchern und Broschüren bedeckt, um den saß jetzt die Familie vollzählig versammelt, was selten genug vorkam. Der Intendant war fast immer im Theater, die Mädchen kamen nur Sonntags aus dem Stift nach Hause. So saß denn meist Agnes allein hier, empfing Besuche, die eigentlich ihrem Mann galten, las Bücher, die er später lesen sollte, und dachte nach.

Der Intendant war sehr gut gelaunt. Er sprach mit seiner Frau angelegentlich über eine Neueinstudierung, die bevorstand, neckte sich mit seinen Töchtern in einer halb burschikosen, halb chevaleresken Art, von der die Mädchen entzückt waren, weil sie ihnen die Illusion gab, daß sie schon wirkliche Damen seien.

Beim Abschied umarmte er Agnes, vor den Töchtern aber verbeugte er sich zeremoniell, küßte ihnen die Hand und sagte ehrfurchtsvoll: „Es war mir eine Ehre, meine Damen, hoffentlich habe ich die Freude, Sie bald wieder hier zu sehen!“

Alle lachten, und so nahm er einen schönen, von Heiterkeit umflatterten Abgang.

Kaum hatte er die Türe hinter sich geschlossen, so holte Lotte einen Band Schiller vor, dessen Blätter schon ganz von selbst auseinanderfielen. Sie legte ihn vor sich hin, stützte die Ellbogen auf den Tisch, hielt sich mit den Handflächen die Ohren zu und las zum hundertsten Mal: „Ehrwürdiger Herr, Johanna nennt man

Digitized by Google

mich . . ." Nelly setzte sich an den Flügel, suchte ungeschickt, ohne alle musikalische Empfindung: „Atmest du nicht die süßen Düfte . . ." Sie hatte in den Osterferien den neuen Tenor gehört, der auf Engagement gastierte und übers Jahr kommen sollte, und liebte ihn mit dem Unverstand und der Überschwenglichkeit von dreizehn Jahren.

Agnes sah lächelnd dem kinderhaften Treiben der beiden zu. Sie dachte, daß jede von ihnen doch sehr dem Vater gliche: die Ältere hatte seinen zähen Willen, die Jüngere sein verliebtes Temperament. Die früh verstorbene Mutter hatte ihnen kaum etwas von ihrem Wesen zu vererben vermocht, wenigstens nichts, das bestimmend für sie sein konnte. Das Gepräge hatte ihnen der Vater gegeben, wie er allem sein Gepräge gab. Sie nahm eine der Broschüren vom Tisch, versuchte zu lesen, aber ihre Gedanken liefen über Zeilen und Seite weg ins Theater hin, suchten die Loge des Intendanten und die Garderobe der Ohlenschläger . . .

Allmählich hob Lotte immer öfter den Kopf, sah unruhig nach der Uhr auf der Kommode. Auch Nelly dachte jetzt weniger an den Tenor, als an Zeiger und Zifferblatt: die Zeit drängte; die kleine Freundin aus dem Stift, die sie in Begleitung einer erwachsenen Schwester zur Rückkehr abholen sollte, konnte jeden Augenblick läuten. Alle drei wurden etwas nervös, zerfahren, waren schließlich froh, als die Klingel ertönte und der Diener meldete, daß die jungen Fräulein erwartet würden. Es gab einen zärtlichen Abschied wie immer an diesen Sonntagen, aber Agnes küßte die Mädchen heute leidenschaftlicher als sonst, weil sie in ihnen nicht nur die Stieftöchter, sondern den Vater küßte.

⁂ ⁂ ⁂

Durch einen rinnenden Frühsommerregen kam früh die Dämmerung geschlichen. Agnes hatte ihren Stuhl ans Fenster gerückt, sah hinauf zu dem feinumflorten Himmel und fühlte, wie aus allen Ecken des Zimmers leise Trostlosigkeit auf sie zugekrochen kam. Da stand sie mit einer jähen Bewegung auf, zog die goldfarbenen Vorhänge vor die Fenster und entzündete die grünverschleierte elektrische Lampe auf dem Büchertisch. Sie wollte nicht in quälende Nachdenklichkeiten versinken, wollte ihr Pensum lesen, wie jeden Tag. Denn Tag für Tag stapelten sich vor ihr die Stücke auf, die der Intendanz eingereicht wurden und die sie für ihren Mann sichten mußte, weil er ihrem Urteil mehr vertraute als dem Dramaturgen, der eigentlich nur völlig Unmögliches auszuscheiden und mit höflichen Worten zurückzusenden hatte. Der Intendant selbst las jeden Tag ein Stück, falls seine Zeit es erlaubte, sogar zwei, denn wenn sein großes Interesse auch der Oper gehörte und nicht dem Schauspiel, so setzte er doch seinen Stolz darein, gerade mit dem Drama nicht nur im Schlepptau von Berlin zu segeln, und freute sich, wenn es ihm gelang, unter den unzähligen Stücken, die einliefen, ein Talent zu finden, dem er, er zuerst, die Pforten des Theaters öffnete und nicht der Agent oder eine Clique reichshauptstädtischer Journalisten. Ehe man ihn in seine jetzige Stellung berief, war er etliche Jahre Leiter eines angesehenen Stadttheaters gewesen und hatte da manchen Autor zum allererstenmal zu Worte kommen lassen, der jetzt die Tantièmen scheffelweise einstrich. Hier, in der Residenz, ging das freilich nicht so leicht. Hier hatte er auf Schritt und Tritt mit unberechenbaren Widerständen zu kämpfen, von denen er sich nie etwas hatte träumen lassen: in dies scheinbar nur der edlen Kunst gewidmete Theatergetriebe spielten auch politische Motive hinein, Kammermajoritäten und die Beichtväter von Prinzessinnen.

Zu Anfang hatte der Intendant getobt und geflucht und mit höhnischem Lachen geschworen, daß er in diesem Rattenkönig von Rücksichten und Schwierigkeiten kein halbes Jahr bleiben werde; er blieb aber doch, gerade weil ihn die Schwierigkeiten reizten, weil es ihm eine lockende Aufgabe schien, über alle Widerstände hinweg diese stagnierende Bühne wieder an den Platz zu führen, den sie vor Jahrzehnten besessen hatte. Leicht war das nicht, aber Klemens von Plank wollte gar keine leichte Aufgabe im Leben haben. Gegen ein erbgesessenes, veraltetes Personal, gegen ein mißtrauisch gewordenes Publikum, gegen eine Kritik, die sich daran gewöhnt hatte, jede Aufführung der Hofbühne geringschätzig zu

Digitized by Google

betrachten und ein Privattheater, das in Wahrheit Darstellungen dritten Ranges bot, als Hort moderner Bühnenkunst in den Himmel zu erheben, hatte er zu kämpfen. Gab er Klassikervorstellungen, so hieß es, er sei altmodisch; gab er die Schlager von Berlin und Wien, so warf ihm die Presse vor, daß er von der „Würde des Hauses" offenbar keine Ahnung habe; brachte er Uraufführungen, die nicht einschlugen, so mahnte sie ihn väterlich, das Experimentieren zu lassen; engagierte er neue Kräfte, so schrieen die alten Zetermordio; verwendete er die alten, so sprachen Kritik und Publikum von unmodernem Stil; gewährte er einem Tenor monatelangen Urlaub, so rief man, der neue Intendant schädige die Interessen des Institutes, und wenn er den Urlaub verweigerte und der Tenor sich aus Ärger krank meldete, so schädigte der Intendant die Interessen der Kunst, verstand nichts von den Subtilitäten einer Künstlerseele ...

Plank gewöhnte sich sehr schnell daran, auf keine Stimme der Öffentlichkeit mehr zu hören, sondern nur auf das Ziel zu blicken, das er sich und der Hofbühne gesetzt hatte. Und da sie merkten, daß er sich gar nicht mehr um sie kümmerte und ganz fest in sich ruhte, so bekamen sie Respekt vor ihm und folgten seinem Tun zuerst noch mit etwas spöttischer Neugier, bald aber mit Wohlwollen und steigender Bewunderung. Es war nicht zu leugnen, daß die lahmgewordene und rückständige Hofbühne unter seiner Leitung wieder in die Höhe ging, langsam zwar, weil eben tausend Widerstände da waren, aber stetig und jedes Jahr ein bißchen schneller. Sie hatten längst aufgehört, an ihm herum zu nörgeln und ihn schulmeisterlich zu verwarnen. Sie freuten sich jetzt, wenn es Uraufführungen gab, und betonten dann jedesmal stolz, daß sie ein eigenes Kunstforum hätten und nicht das von Berlin.

Unter diesen Umständen wurde natürlich eine Hochflut von Manuskripten bei der Intendanz eingereicht; wenn der Intendant alles hätte lesen sollen, so wäre der Tag trotz seiner vierundzwanzig Stunden viel zu kurz gewesen. Plank aber ersann sich ein System, das er scherzend die drei Siebe nannte: das erste Sieb war der Dramaturg, der den ganzen Einlauf sichtete und Unmöglichkeiten ausschied, das zweite Sieb war Agnes, die wiederum unter den Möglichkeiten die gröbsten Banalitäten zurückgab, so daß in die Hände des Intendanten immerhin nur solche Stücke gelangten, die Erfolg versprachen oder eine persönliche Note verrieten. Die größte Arbeit fiel natürlich Agnes zu, und die Verantwortung, die sie zugleich übernahm, hatte sie früher zuweilen so schwer bedrückt, daß sie nachts nicht schlafen konnte, wenn ihr ein Stück zu schlecht für das dritte Sieb schien. Sie war aber auch so stolz gewesen, daß ihr Mann, ihr bedeutender, glänzender Mann sie zu einer Art von Mitarbeiterschaft heranzog, daß sie willig dreimal soviel Stücke und schlaflose Nächte ertragen hätte. Im Lauf der Jahre war sie natürlich ruhiger geworden, fühlte sich nicht mehr gar so beglückt, wenn sie ein Drama lesen, nicht mehr gar so bedrückt, wenn sie es als schlecht erkennen mußte. Sie hatte einen sehr gescheiten Kopf, besaß ein natürliches, sicheres Urteil und genau wie ihr Mann die große Freude, ein Talent auszuspüren und zu fördern. Sie war unverbildet genug, um sehr schnell zu lernen, was bühnenmöglich ist und was nicht, war aber doch auch genug moderne Frau, um Geschmack an seelischen Problemen und innerlich vertiefter Handlung zu haben. Ihr Mann sagte wohl gelegentlich, daß sie mit ihrer Natürlichkeit und ihrem guten Willen zur Anerkennung ihm lieber sei als jeder Dramaturg von Beruf; da verließ sie sich denn gern auf sein Urteil und las pflichtgetreu, nicht ohne Erregung, aber ohne Gewissensbisse, was der Dramaturg ihr ins Haus sandte.

Sie läutete dem Diener, um ihm zu sagen, daß sie kein besonderes Abendessen drüben im Speisezimmer wünschte, sondern nur hier Tee und etwas kaltes Fleisch haben wollte. Während er an einem Seitentischchen alles bereit stellte, ging sie zu einem Eckschrank, der die Bühnenmanuskripte enthielt. Sie nahm einen Stoß heraus, trug ihn zur Lampe, wählte für das künstliche Licht die gedruckten Exemplare und solche mit ganz klarer Schrift. Zehn oder zwölf ließ sie als Ausbeute für diesen Abend auf dem Büchertisch liegen, davon würde sie sicher mehr als die Hälfte schon nach dem ersten Akt als erledigt bei-

Digitized by Google

seite legen. Sie rückte die Lampe zurecht, nahm ein gedrucktes Manuskript vor und begann zu lesen. Zwei, drei Seiten lang blieb sie aufmerksam, dann aber liefen ihre Gedanken wieder über Zeilen und Seiten weg, ins Theater hinein.

Sie sah das festlich erleuchtete Haus vor sich. Oben auf dem Balkon saßen all die fremden Intendanten und Direktoren, die von auswärts gekommen waren, die Kavaliere von den Hofbühnen, denen man fast immer noch den früheren Offizier, und die Leiter der Stadttheater, denen man fast immer noch den früheren Schauspieler ansah. Rechts unten, ganz nahe an der Bühne, in der Intendantenloge ihr Mann. Dann ertönten in dem verdunkelten Haus Mozarts unvergängliche Rokokotöne; Cherubim verseufzte seine ersten, wilden Jünglingsschmerzen, Figaro trieb seine Späße, Almaviva sann auf flüchtige Untreue, Susanne trug kokett auf beiden Armen das prunkvolle Schleppkleid ihrer Herrin über die Bühne. Und dann stand die Ohlenschläger da, hob die prachtvollen, weißgeschminkten Arme zum Himmel und sang mit ihrer Stimme, die jedes Herz erzittern machte:

„Laß mich sterben, Gott der Liebe,
Oder lindre meinen Schmerz."

Agnes sah jetzt ganz deutlich ihren Mann. Unbeweglich saß er, die rechte Hand leicht aufs Knie gestützt, den Kopf ein wenig vorgeneigt, scheinbar versunken in die süße Flut des Orchesters, in die sich diese Frauenstimme wie eine heiße Quelle ergoß. Aber in seinen Augen blitzten zwei grüne Funken wie bei einem Raubtier, und sein Mund war leicht geöffnet wie in einer erschlaffenden Ekstase . . .

Agnes schloß die Augen und bohrte den Kopf weit hintenüber in die Lehne ihres Stuhles. O, wenn sie dies Gesicht nicht mehr sehen müßte, dies entsetzliche Gesicht, mit den grünfunkelnden Augen und dem geöffneten Mund! Ganz deutlich stand der Abend vor ihr, an dem sie's zuerst erblickt hatte, lang, lang zurück, ein paar Jahre nach ihrer Hochzeit. Damals war's nicht die Ohlenschläger gewesen, sondern eine andere Primadonna, und sie sang nicht die Gräfin, sondern die Isolde:

„Sink hernieder, Nacht der Liebe,
Nimm mich auf in deinen Schoß!"

Überwältigt von dem Hohenlied der Leidenschaft, sich selber in den Geschehnissen des Dramas empfindend, hatte die junge Frau damals voll Sehnsucht im Dunkel die Hand ihres Mannes gesucht, hatte den Pulsschlag seines Blutes fühlen wollen, während da oben größtes Liebesglück und Liebesleid in Tönen verrauschte. Sie suchte die Hand, den Blick ihres Mannes und blieb wie gelähmt vor Entsetzen. Unbeweglich saß er da, die rechte Hand leicht aufs Knie gestützt, die Augen grünlich funkelnd, den Mund leicht geöffnet wie in erschlaffender Ekstase . . .

Vor diesem Gesicht brauchte Agnes nichts mehr zu fragen, nichts mehr zu erfahren. So schrecklich schien ihr dies Gesicht, so schamlos in seiner verzerrten Leidenschaft, daß es ihr wie Erniedrigung vorkam, neben ihm zu sitzen. Mitten im Akt stand sie auf, verließ die Loge, das Theater, kam nach Hause, sie wußte selber nicht wie. Kaum eine Viertelstunde später kam ihr Mann, tödlich erschrocken, denn er dachte nichts anderes, als daß sie krank geworden sei. Als er den wahren Grund ihres fluchtartigen Aufbruchs erfuhr, leugnete er natürlich alles ab, spielte sogar noch ein wenig den Entrüsteten und wollte ihr vorhalten, daß sie durch aufsehenerregende Szenen in der Öffentlichkeit seine Stellung bedrohte. Aber sie, die jahrelang in blindem Vertrauen neben ihm gelebt hatte, war mit eins hellsichtig und hellhörig geworden. Sie hatte nie Liebesbriefe gefunden, nie eine zärtliche Szene überrascht und wußte doch genau, wie alles war. Sie hörte den unwahren Ton in den Beteuerungen ihres Mannes, erinnerte sich jäh und blitzschnell an verräterische kleine Einzelheiten, an Blicke, Verspätungen, Ausflüchte, auf die sie sonst nie geachtet hatte. Er konnte beteuern, was er wollte, sie glaubte ihm nicht, sie wußte nur eins: es war. Und wußte noch ein zweites: sie konnte hier nicht bleiben, konnte unmöglich die Nähe dieses Mannes ertragen, dessen ganzes Wesen von einer Andern durchtränkt war. Sie hörte gar nicht mehr auf das, was er sagte, kümmerte sich nicht darum, daß die Dienstboten sie mit großen, neugierigen Augen ansahen und ein wenig erstaunt waren, daß sie jetzt erst erfuhr, was alle längst gewußt hatten. Mein Gott, mit einem

Digitized by Google

Mann wie Seiner Exzellenz mußte man auf so etwas vorbereitet sein! Agnes hörte nichts, sah nichts, begriff nichts mehr, als das Wort: „Fort!“ Ohne auf ihren Mann weiter zu achten, packte sie noch in derselben Nacht ihren Koffer und fuhr heim auf das kleine Gut ihrer Eltern. Ihr Mann machte keinen Versuch mehr, sie zu halten. Da er sah, daß sie jede Beherrschung, jeden Überblick der Lage verloren hatte und wie verwirrt aus dem Hause drängte, hielt er es für besser, sie nicht durch Widerspruch noch mehr zu reizen, versuchte vielmehr, die Peinlichkeit nach außen hin zu verbrämen, so gut es eben ging. So fuhr sie denn durch einen frostigen Frühwintertag über die bayrische Hochebene dem melancholischen See in den Vorbergen zu, an dem das väterliche Gut lag. Langsam zottelte der Zug dahin, denn an der kleinen Station, wo sie aussteigen mußte, hielten die Schnellzüge nicht. Vor den leicht bereiften Fenstern der Wagen zog die stille, weiße, von roter Morgenglut überschüttete Pracht des Bergwinters vorüber. Hinter den wimmelnden Vorstädten tauchten in Schnee vermummte Tannenwälder auf, dann in der Ferne die Alpenkette mit frischbestäubten Gipfeln. Die junge Frau starrte hinaus und sah nichts. Sie zitterte wie im Frost und fühlte es nicht; sie dachte nichts mehr als daheim sein und schlafen, daheim sein bei den Eltern, in dem Haus, das ihre Kindheit, ihre glückliche Jugend umfangen hatte, und dann schlafen, endlos schlafen, nie wieder aufwachen! Nie mehr einen Morgen erleben, an dem man sich erinnern mußte, nie mehr eine Nacht, die einen mit gräßlichen Bildern quälte. Schlafen, endlos schlafen...

Herr und Frau Grahn waren natürlich tief bestürzt, als die Tochter plötzlich blaß, verstört, mit unordentlichem Haar und zerdrückten Kleidern ins Zimmer trat. Sie nahmen sie mit all der Liebe auf, die sie für diese einzige Tochter stets gehegt hatten, hörten voll Mitgefühl an, was sie erzählte, brachten sie zunächst dahin, daß sie heißen Tee trank, sich von der Mutter auskleiden und auf einen Diwan betten ließ. Als dann Agnes' Jugend, übermüdet vom Erleben, Denken und Schluchzen, schließlich doch den Schlaf fand, den sie ersehnte, wenn auch nicht den Schlaf, von dem es kein Erwachen mehr gibt, nickten sich die Eltern schweigend zu. In den Augen der Mutter standen Tränen, Herr Grahn aber sagte: „Das hat man sich denken können! Aber sie wollte ja mit dem Kopf durch die Wand, nun muß sie's tragen!“ Frau Grahn sagte nichts, doch sie mußte denken wie ihr Mann.

Sie versuchten, Agnes mit guten Worten zuzusprechen, sie umzustimmen. Sie meinten, die Tochter solle vorläufig, bis sie ruhiger geworden sei, bei ihnen bleiben, und später dann, vielleicht gegen Weihnachten... aber Agnes wollte nichts von Rückkehr hören. Sie begriff nicht, daß die Eltern sie dem Mann zurückgeben wollten, der ihr das angetan hatte. Lange ging der Streit zwischen den Eltern und der Tochter hin und her, bis Herr Grahn schließlich ungeduldig sagte: „Zum Donnerwetter, was willst du eigentlich? Wenn du dich daran nicht gewöhnen kannst, hättest du keinen vom Theater heiraten müssen. Deine Mutter und ich, wir haben uns genug gegen die Partie gestellt, aber du warst ja gescheiter als wir und hast deinen Willen durchgesetzt.“

Da blickte Agnes zu Boden und sagte nichts mehr. Der Vater hatte recht, sie hatte selbst ihr Leben in ihre Mädchenhand genommen, hatte selbst geschmiedet, was ihr einst höchstes Glück und heute tiefstes Unglück schien.

Damals, vor zwölf oder dreizehn Jahren, hatten die Eltern sie für einen Winter zu Verwandten in die Hauptstadt geschickt, damit die junge Tochter die Vergnügungen des süddeutschen Karnevals kennen lernen und (dies war der geheime Nebengedanke) einen passenden Freier finden sollte. Das hübsche und wohlhabende Gutsfräulein gefiel überall, auf allen Bällen, Basaren und Wohltätigkeitsfesten, die sie besuchte. Es wäre ihr nicht schwer gewesen, den geheimen Wunsch der Eltern zu erfüllen und als Braut eines Offiziers oder eines jungen Beamten heimzukehren, aber da kam ein Fest im Hoftheater, bei dem die Künstler einen großen Umzug mit allerlei Gruppen arrangierten und der schließlich in einer grandiosen Huldigung vor dem Regenten gipfelte. Der Intendant, der an dem Fest nicht weiter beteiligt war, sich aber natür-

Digitized by Google

lich lebhaft dafür interessierte, kam mit Erlaubnis der Künstler etliche Male zu den Proben der einzelnen Gruppen. Er fragte, wer die hübsche, fremde Dame sei, die er noch in keiner Gesellschaft getroffen hatte, wunderte sich ein wenig, als er hörte, daß sie vom Lande käme, wollte sich ihr auch vorstellen lassen, mußte es jedoch versäumen, weil er plötzlich telephonisch abgerufen wurde. Auf dem Fest, als die Gruppen nach der Huldigung sich im Tanz auflösten, sah er sie wieder, sprach sie zum erstenmal. Er trug das gestickte Hofkleid mit den Escarpins und allen Orden, so daß es einem jungen Ding wohl schmeicheln konnte, wenn dieser glänzende Mann in einer großen Stellung sich vor ihr verneigte, sie deutlich merken ließ, wie sehr sie ihm gefiele. Ihr blaßviolettes, mit Silberschnüren gegürtetes Botticellikleid und das Silbernetz über dem dunklen Haar ließen sie ja wirklich sehr malerisch erscheinen, aber mehr noch als von ihrer blassen, schlanken Schönheit war der verwöhnte Mann von dem Eindruck entzückt, den er auf sie machte. In den Augen dieser Zwanzigjährigen mußte er mit seinem grauen Kopf doch eigentlich wie ein alter Herr wirken, aber sie war so bezaubernd-verwirrt, als er zu ihr sprach, lächelte so kindlich-beglückt über die Huldigungen, die er vor ihr ausschüttete, daß auch ein minder erfahrener und minder eitler Mann gemerkt hätte, daß dies Mädchenherz ihm schon gehörte, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, um es zu nehmen und festzuhalten. Klemens von Plank war zeitlebens und in allen Dingen ein Draufgänger gewesen. Er besann sich auch jetzt nicht lange, fragte sich nicht erst, ob dies blutjunge Mädchen für ihn die rechte Frau, für seine kleinen Waisen die rechte Stiefmutter wäre. Er war verliebt, er freite und erhielt von Agnes ein so glückbeschwertes Ja, daß er trotz seines Selbstbewußtseins eine leise Rührung empfand. Um so größer war der Widerstand ihrer Eltern. Die Grahns, die ihr ganzes Leben auf dem Lande verbracht hatten, lebten in bestimmten Vorstellungen, in bestimmten Vorurteilen. Theater — das war für sie immer etwas Unsolides, etwas, das ans Vagantentum streift. Vergebens stellten ihnen Agnes und die hauptstädtischen Verwandten vor, daß Plank von gutem Adel und ehemaliger Offizier sei und daß der Posten eines Intendanten nichts mit Komödiantentum gemein habe. Das Mißtrauen der Grahns wurde durch solche Argumente eher noch verstärkt. Herr Grahn meinte: „Das muß doch einen Haken haben! Wenn einer aus so guter Familie ist und Offizier war, dann bleibt er eben dabei, dann geht er nicht zum Theater, oder er ist nichts Rechtes..."

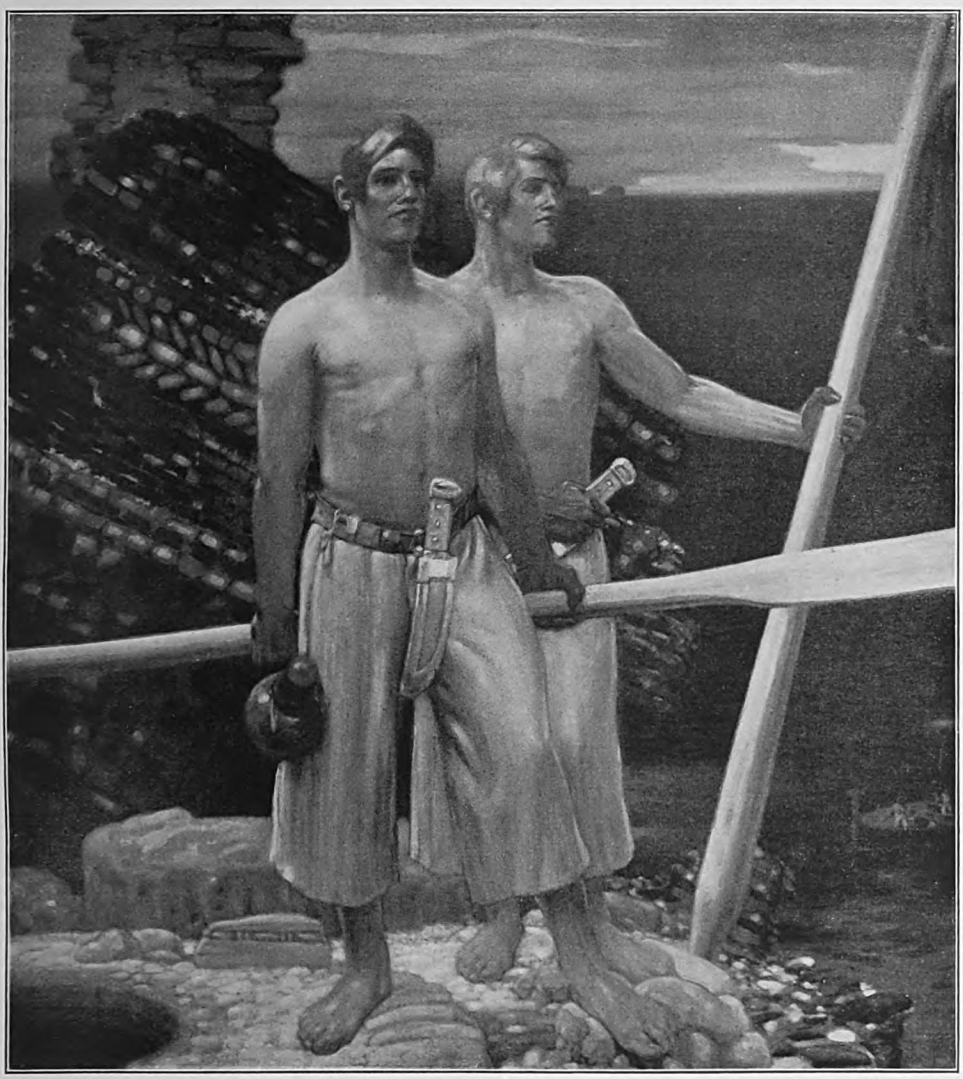
Frau Grahn konnte es nicht fassen, daß die Tochter einen soviel älteren Mann mit zwei kleinen Kindern heiraten wollte. Sie weinte fassungslos, als sie den Schwiegersohn zum erstenmal sah, mit den angegrauten Schläfen und dem feinen Liniengerinsel um Augen und Mund.

Agnes hörte nicht auf die Einwände des Vaters, sah nicht die Tränen der Mutter. In Glück und Demut eingehüllt, wie das Mädchen aus dem Chamissoschen Frauenleben, stand sie da und begriff nicht, warum dieser Mann, der doch nur die Hand auszustrecken brauchte, um die glänzendsten Frauen zu gewinnen, warum er gerade sie gewählt hatte, die doch nichts besaß als ihr hübsches Gesicht und das bißchen Institutsbildung. Ihr heißes Herz, ihre flügelstarke Seele, ihren unverbildeten, eindrucksfähigen Geist zählte sie für nichts.

Über ein Jahr ging der Kampf um diese Heirat im Grahnschen Hause hin und her, schließlich wurden die Eltern müde und gaben nach. Nach allem, was vorhergegangen war, wünschte niemand mehr einen langen Brautstand oder eine große Hochzeit. Kaum sechs Wochen, nachdem Herr Grahn eingewilligt hatte, zog die junge Frau in das Haus ein, in dem sie nun für Jahre all das Glück finden sollte, von dem sie geträumt hatte.

Ihr Leben ging nach außen ziemlich still hin, denn der Intendant hatte kaum Zeit, Geselligkeit zu pflegen oder Vergnügungen außer dem Hause nachzugehen. Die Planks hatten nicht viel Verkehr, lebten nur füreinander oder vielmehr: Agnes lebte nur für den Mann. Sie hatte ihr Dasein ganz auf ihn eingestellt, teilte seine Interessen, seine Verdrießlichkeiten, seine Erfolge. Sie ließ sich von ihm ihr Urteil, ihren Geschmack in künstlerischen Dingen bilden und horchte wie eine Schülerin auf, wenn er aus seinem Wissen und seinen Erfahrungen heraus sie

Digitized by Google



Fremdlinge

Gemälde von Prof. Fritz Erler. Entstanden 1905

Digitized by Google

Digitized by Google

über vieles belehrte, was ihr ganz fremd geblieben war. Er belehrte sehr gern und war sehr froh, hier eine Strebende zu finden, die noch gar nichts von moderner Frauenüberhebung (wie er es nannte) wußte, die noch ganz willig war, im Mann oder wenigstens in ihrem Mann den Meister zu sehen.

Lange Zeit kam Agnes sich vor, als ob sie in einem Traum dahinschritte. Da war der Mann, der glänzende Mann, der sie bald mit Zärtlichkeiten überschüttete, bald ihrem durstigen Geist Quellen erschloß, deren Köstlichkeit sie nie geahnt hatte, da war das Haus dieses Mannes, das zugleich ihr Haus war, das nicht zum Theater gehörte und durch das doch immerfort die farbigen Spiegelungen der allerlebendigsten Kunst hineinzitterten. So reich, so bunt, so bewegt floß das Leben in diesem Haus durch die tausend Erregungen, Begebnisse und Zufälligkeiten des Theaterbetriebes hin, daß Agnes wohl zu ihrem Mann sagte: „Weißt du, wir leben zweimal solange wie andere Menschen, denn für die andern ist ja der tätige Teil von ihrem Leben vorbei, wenn es Abend wird, wir aber fangen abends erst recht an!“ Er lachte und freute sich, daß sie so stark zu empfinden verstand. Er selbst war schon etwas über die Jahre hinaus, in denen man sich so willig an andere verschenkt, aber er sah es gern, daß die junge Frau sich an ihn und sein Tun rückhaltlos verschwendete. —

Die Ehe blieb kinderlos. Zu Anfang wollte sich Agnes kränken, meinte, ein Haus ohne Kinder sei doch nicht das rechte. Plank lachte sie aus, scherzte ein wenig über ihre kleinbürgerlichen Glücksbegriffe und fand schließlich ganz naiv: „Und überhaupt, wie kannst du sagen, daß wir ein Haus ohne Kinder haben? Wir haben doch die zwei Mädchen...“

Sie sah ihn erstaunt an. „Ja, das sind aber doch deine Kinder...“

„Nun ja ... freilich ...“ Er stotterte ein wenig, fand nicht mehr recht hinaus. Schließlich lachte er laut und sagte mit treuherzigem Egoismus: „Ach was, Kinder bleiben Kinder, da muß man nicht so genau zusehen! Und schließlich brauchen wir ja doch nicht alle Hoffnung aufzugeben...“

Die letzten Worte sagte er nur, um sie zu trösten. Ihm lag nichts daran, noch mehr Kinder zu haben. Sein Leben stand jetzt so schön und festumzirkt, daß er gar nichts mehr daran ändern wollte. Ein drittes Kind hätte Agnes nur von ihm abgezogen, hätte die angenehme Schülerin zu einer gewissen Selbständigkeit von ihm fortgeführt, Interessen und Ideen entgegen, an denen ein vielbeschäftigter Mann keinen Anteil haben kann. Agnes konnte ja, was sie an Mütterlichkeitsgefühlen besaß, über die kleinen Mädchen aus seiner ersten Ehe hinströmen, sie liebte die Kinder und hatte sich schnell in das bißchen Erziehung hineingefunden, dessen sie jetzt bedurften. Sie war selbst noch jung und schmiegsam wie ein Kind, so würde mit den Jahren ihre Zuneigung für die Kinder wachsen, bis sie der Liebe einer echten Mutter glich. Bald fand auch Agnes, daß im Hause nichts fehlte. Die Kameradschaftlichkeit mit ihrem Mann vertiefte sich immer mehr, die Kinder nahmen immer mehr ihre Zeit und ihre Gedanken in Anspruch. Das Leben glich nicht mehr einem Traum, sondern einem von Lebensfreude und Arbeit erfüllten Tagwerk. Da kam der Abend von „Tristan und Isolde“ — —

⁂ ⁂ ⁂

Es klopfte an der Tür, Agnes fuhr verwirrt aus ihrem schmerzlichen Hindämmern auf. Der Diener trat ein, brachte den silbernen Teekessel mit kochendem Wasser, hantierte geräuschlos an dem Seitentischchen, auf das er jetzt kaltes Fleisch, Butter und Eier setzte. Agnes strich sich mit den Händen über die Stirn und schalt im Innern auf sich selbst. Wozu, ach, wozu die Zeit in quälendem Erinnern vergrübeln? Warum Vergangenem nachhängen, statt die Gedanken fest an die Kandare zu nehmen, warum nicht lesen, brav Stücke lesen, während der Intendant in seiner Loge saß und die Öhlenschläger sang? Die war gewiß jetzt mit ihrer großen Arie zu Ende, und die Gäste oben auf dem Balkon klatschten lebhaft und sahen sich mit verständnisvollen Blicken an. Zu gut, ach, nur zu gut verstanden sie solch liebenswürdige Schwäche! Nachher, beim Festmahl sagten sie ihm sicher die schönsten Dinge über die Stimme, die Technik und die Erscheinung der Öhlenschläger und untereinander sag-

Digitized by Google

ten sie: „Teufel noch einmal, der Plank! Ist doch auch nicht mehr der Jüngste, aber immer noch hat er die schönsten Weiber! Und Glück hat er noch obendrein, nie, gar nie hat's einen Skandal gegeben."

Agnes hätte am liebsten über sich selber höhnisch gelacht. Es geschah ihr ja alles ganz recht. Warum in aller Welt war sie damals wieder zurückgekehrt, warum? Warum war sie nicht bei den Eltern geblieben, die es gern gesehen hätten, wenn die Tochter sich von diesem Manne löste, die insgeheim vielleicht schon von einem neuen Gatten für sie träumten, von einem jungen Mann mit glatter Haut und blonden Schläfen, dem sie Kinder schenken würde?

Agnes besann sich ganz genau, wie damals alles gegangen war. Etliche Wochen nach ihrer Flucht erschien unvermutet ihr Mann auf dem elterlichen Gute. Er hatte in all der Zeit weder an Agnes noch an die Schwiegereltern eine Zeile gerichtet, und das Erstaunen über seine Ankunft war daher groß. Er sah etwas ernst aus, aber gar nicht wie ein Schuldbewußter, gar nicht wie einer, der um Verzeihung bitten will, sondern wie ein Mann, der entschlossen ist, eine Sache durchzuführen. Nach den ersten, höflichen Begrüßungsworten für die Schwiegereltern ging er ohne weiteres nach dem Zimmer seiner Frau, das er sofort hinter sich verschloß. Agnes begann heftig zu zittern, als sie ihn sah, wollte ihm sagen, wie tief er sie gekränkt und daß sie nie mehr, gar nie mehr zu ihm zurückkehren wolle. Er sah aber so unbekümmert und so entschlossen aus, daß sie ein wenig irre wurde an sich und an allem. Und da er dies merkte, fiel er ihr gleich ins Wort: „Also nicht wahr, Kind, wir wollen doch hier keine pathetische Eheszene aufführen? Das können wir uns daheim, auf unserm Theater, jeden Abend vorspielen lassen, und zwar bedeutend besser. Hör' mich einmal an, liebe, kleine, dumme Agnes, du wirst dann sehen, daß ich recht habe!"

Sie starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an. „Du ... du willst recht haben?!"

Er lachte über ihren Schreck und ihre Ernsthaftigkeit.

„Also höre: Ich bin hier als vollkommen bußfertiger Sünder, sage ‚pater peccavi' und ‚mea culpa, mea maxima culpa!' Aber jeder Sünder, der bereut, erhält die Absolution, also liebe, schöne Frau Agnes, sei nicht unerbittlicher als der Herrgott selber und verzeihe mir! Es war nicht schön von mir, war abscheulich, war alles, was du willst, aber ich bin eben nur ein Mensch und habe dir nie gesagt, daß ich etwas anderes bin!"

„Ein Mensch kann doch treu sein!" entgegnete sie ernsthaft.

„Wenn der Mensch aber Theaterintendant ist, glaub' mir, da ist die Sache schwieriger als bei andern! Ich will mich wahrhaftig nicht besser machen, als ich bin, aber das darfst du mir glauben, ich bin keiner von den schlechtesten. Frag' einmal die Frauen von meinen Kollegen oder auch von andern Männern, die werden dir's schon sagen... Sei vernünftig, Agnes, das Leben ist doch so kurz, warum soll man sich's mit überflüssigen Streitereien und Widerwärtigkeiten vergällen?"

Sie begriff ihn immer weniger in seiner Unbekümmertheit. Ihr war das ganze Herz zerrissen, und er sprach immer so, als ob sich's nur um eine Laune oder eine vorübergehende Verstimmung von ihr handelte. Da sie ihm das sagte, lachte er nicht mehr, lächelte nur noch und streichelte ihr das Gesicht, wie man einem Kinde tut.

„Aber Agnes, wie kann man so töricht sein! Nimm doch die Dinge nicht tragischer, als sie's verdienen. Über solch eine Zufälligkeit ist noch keinem Menschen das Herz entzweigebrochen, am wenigsten einer so klugen Person, wie du sonst bist!"

Und er setzte ihr auseinander, daß die Isolde nun für zwei Jahre nach Amerika ginge und daß also nichts, gar nichts mehr sie, Agnes, daran hindere, zu ihm zurückzukehren und ihn wieder zu lieben wie in früheren Tagen. Auf weitere Auseinandersetzungen ließ er sich gar nicht mehr ein. Er nahm sie in seine Arme, küßte sie, bis sich ihr Widerstand brach, und fragte eine halbe Stunde später vergnügt und selbstverständlich: „Also, Kind, wann reisen wir? Ich möchte am liebsten noch nachmittags fahren, weil ich dann abends noch ein paar Akte ‚Troubadour' hören kann. Du weißt, wir haben einen Gast als Azucena ..."

So war sie damals mit ihm abgereist, den Eltern ebenso unbegreiflich wie sich

Digitized by Google

selbst, nur weil er mit seinem fröhlichen Egoismus es gewollt und mit seinem hartnäckigen Willen erzwungen hatte. Erzwang's auch später noch einmal, als sie nach etlichen Jahren zum zweitenmal vor dem entsetzlichen Gesicht mit den grünen Funkelaugen heimwärtsfuhr. Dann blieb sie. Sie kam sich selbst lächerlich vor mit diesen Fluchtversuchen, von denen der Mann sie immer wieder in selbstverständlichem Triumph heimführte. Wozu ausbrechen, wenn man doch nicht die Kraft hatte, sich in der Freiheit zu behaupten? Da blieb man besser stillsitzen und ließ alles über sich ergehen ... Darum eben las sie jetzt auch brav und pflichteifrig Theaterstücke, während ihr Mann in der Loge saß und die Ohlenschläger sang ...

Das Wasser im Teekessel brodelte laut. Agnes ging hin, die Flamme zu löschen, goß mechanisch den Tee auf und stellte die Kanne wieder hin. Es war so still im Zimmer, daß diese Stille fast beängstigend wurde, daß man sie mit Worten füllen mußte, um sie zu ertragen, oder von ihr wegfliehen zu Gedanken, die schwerer und eindringlicher waren als alles, was ein Mensch hätte sprechen können.

Mit leicht verschlungenen Händen ging Agnes langsam im Zimmer hin und her. Wie so oft an einsamen Abenden lockte es sie auch heute, dem Sinn ihres Lebens nachzudenken, zu betrachten, wie alles gekommen war und wie es hätte kommen können. Früher, da sie sehr jung und sehr glücklich gewesen, waren ihr solche Reflexionen überflüssig und lächerlich erschienen; wenn sie von anderen Frauen hörte, die aufmerksam sich und die eigene Seele umkreisten, hatte sie gelächelt oder mitleidig die Achseln gezuckt. Seit sie aber, durch Erfahrungen und Enttäuschungen schreitend, immer näher zu dem Scheitelpunkt ihres Lebens gelangte, liebte sie es, immer wieder auf die schmale, weiße Straße zurückzublicken, die sie heraufgegangen war, die so gerade und blank aussah und auf der sie doch soviel geweint hatte.

Sie sann sich selber nach: ‚Warum kam ich zurück? Warum bin ich hier? Es ist doch absurd, jung und schön zu sein und sich von einem alternden Mann immer wieder betrügen zu lassen! Liebe ich ihn noch so sehr, daß ich ihn nicht lassen kann?'

Sie schüttelte den Kopf. Nein, sie liebte ihn nicht mehr, liebte ihn sicher nicht mehr so, daß ihr ein Dasein ohne ihn unerträglich erschienen wäre. Das hatte er selber in all den Jahren verschuldet. Ihr Herz war oft so voll Bitterkeit, daß jedes gute Gefühl darin ertrinken mußte. Aber wenn sie ihn nicht mehr liebte, was hielt sie dann? Andere Frauen blieben wohl in entweihten Ehen um der Kinder willen, sie aber hatte kein Kind, war nur durch ein äußeres Band gebunden, das sie jeden Augenblick vor jedem Gerichtshof abstreifen konnte. Und blieb dennoch ... oder hielt er sie mit Gewalt? Fast hätte sie über den Gedanken gelacht. Nein, er hielt sie nicht, nicht mit Gewalt und nicht mit Überredung, fand weder brutale noch schmeichlerische Worte, fand es nur selbstverständlich, daß sie nicht ging, — darum blieb sie. Das war ja überhaupt das Seltsame an ihm, das sie früher bewundert hatte und das sie jetzt aufreizte: man mußte immer tun, was er wollte, wenn man sich auch mit allen Fasern dagegen sträubte. Sein Wille wirkte so unmittelbar, daß er sich gar nicht erst in Worten zu äußern brauchte, man spürte ihn und atmete ihn ein wie die Luft, konnte sich ihm ebensowenig entziehen, wie man aufhören konnte zu atmen. Das ging nicht nur ihr so, sondern auch den meisten Leuten, die mit ihm in Berührung kamen; seine großen Erfolge als Theaterleiter hatte er nicht zuletzt der Gabe zu danken, daß er lenken konnte, ohne herrisch zu sein.

Agnes wußte wohl, wie gut er mit seinen Theaterleuten umzugehen verstand, wie er scheinbar jedem Rechnung trug und doch immer tat, was er wollte. Aber warum galt auch für sie, was für diese nervösen, von Erfolg und Eitelkeit überspannten Menschen galt? Warum ließ auch sie sich von ihm zwingen wie ein rabiater Mime oder eine hysterische Sängerin? Sie war doch kein willensschwaches Geschöpf, hatte um ihn ein Jahr lang mit den Eltern gekämpft, warum konnte sie nie gegen ihn kämpfen? Oder war sie damals nur stark gewesen, weil sie eben um ihn stritt, war auch schon damals nur er die Kraft gewesen, die sie gehalten und zum Widerstand gestärkt hatte? Sie versuchte sich vorzustellen, wie sie als Mädchen gewesen, haschte kleine Züge aus fernen Tagen zusammen, forschte

Digitized by Google

in sich, ob sie ihr heute noch glichen, bemühte sich, ihr eigenes Bild zu erfassen, wie es in Wirklichkeit war. Doch so scharf sie auch hinsah, so angestrengt ihr Kopf auch arbeitete, um die Umrisse festzuhalten: nie wollte es ihr gelingen, das eigene, innere Gesicht zu sehen. Immer schien sie sich nur wie ein zerrinnender Schatten, der zerfloß, sobald sie sich ihm kühl beobachtend nähern wollte. Schwerer noch als für andere Menschen ist die Erkenntnis des eigenen Selbst für die Frau, die wie ein Kind aus dem Haus des Vaters in das Haus des Mannes übergeht, die sich vor keiner harten Notwendigkeit je erproben muß, der keiner in rohem Gelüst je eine Karikatur ihres eigenen Bildes ins Gesicht schleudern darf. Fast unmöglich ist es für sie, wenn nicht ein starker und treuer Mensch in Liebe oder Freundschaft ihre Hand faßt, sie durch die Irrtümer und Augentäuschungen ihres Inneren führt und ihr unablässig wiederholt: ‚Sieh nicht rechts und nicht links, höre nicht auf die Stimmen um dich her, blick' nur immer geradeaus, denn dort, am Ende des Labyrinths, steht das Bild, dem du gleichst, *stehst du selbst*. Ich führe dich zu dir, denn alles Suchen des Menschen hat nur den Zweck, daß er sich selber finde.'

Nie hatte Klemens so ihre Hand gefaßt. Er hatte sie alles gelehrt, was ein leidenschaftlicher Lebemann, was ein gebildeter und lebhafter Geist eine junge, verschlafene Frau lehren kann. Er hatte sie sich zu einer scharmanten Geliebten, zu einer verständigen und angenehmen Lebensgefährtin gemodelt, hatte sie für sich erzogen, wie sie ihm gefiel. Nie aber hatte er bedacht, was in ihr war, was sie nicht nur *für ihn*, sondern *für sich* hätte werden können. Er war schon zu weit über die Jahre hinaus, in denen einem die Entwicklungsgeschichte anderer noch besonders interessant vorkommt, war zu egoistisch, zu abgeschlossen, *zu alt*. *Zu alt* — selbst in ihrem größten Glück hatte sie's schon empfunden. O, nicht zu alt, weil er graue Haare und eine gefurchte Stirn hatte, aber zu alt, weil sie nie, nie mehr die zwanzig Jahre einholen konnte, um die er ihr im Leben voraus war. Diese zwanzig Jahre trennten sie ab von allem, was er in seiner Jugend erträumt, erstrebt und erkämpft hatte, von dem ganzen, großen Schatz, von dem alle späteren Jahre zehren. Sein Leben war schon abgeschlossen, als sie darin erschien, sie ging darin umher wie in einem fremden Haus, konnte alles besehen, nach allem fragen, alles erfahren, aber keine einzige große Erinnerung dieses fremden Hauses gehörte ihr. Nichts hatte sie mit ihm erlebt, ohne sie war er geworden, was er war und wie er war. Nicht einmal die erste Ehefrau war sie ihm gewesen.

Mit dieser Vorgängerin hatte sich Agnes natürlich zu Anfang ihrer Ehe lebhaft beschäftigt. Das Bild der verstorbenen Frau hing in Planks Arbeitszimmer, und Agnes wollte immer, daß er ihr erzählen sollte, wie sie gewesen war. Aber es gab da gar nicht viel zu erzählen. Die erste Frau von Plank, deren Bild einer jungen Madonna glich, war eine kleine, ziemlich talentlose Schauspielerin gewesen, in die Plank sich in den ersten Jahren seiner Komödiantenlaufbahn verliebt hatte. Für Jahre waren sie auseinander gewirbelt worden, er in dies Engagement, sie in ein anderes, hatten sich aber doch immer wieder gefunden und schließlich, als Plank endlich in eine feste Stellung kam, geheiratet. Die junge Frau, die aus einer tuberkulösen Familie stammte, brachte schnell nacheinander Kinder zur Welt, die nicht lebensfähig waren, und starb kurz nach der Geburt der kleinen Nelly an dem Erbübel ihrer Familie. Plank sprach zu seiner zweiten Frau natürlich nicht oft von der ersten, obgleich er sehr an ihr gehangen hatte. Ihre Töchter glichen ihr in keinem Zug, und so schien ihr Andenken fast erloschen in dem Hause, dem sie das Leben gegeben hatte. Und dennoch war Agnes eifersüchtig auf diesen verblaßten Schatten, hing dem Glück der Toten so sehr nach, daß sie es einmal auch ihrem Manne sagte.

„Wie kindisch, Agnes, mit einer Toten zu eifern! Glaub' mir, du hast mehr vom Leben, als sie je gehabt hat!"

Sie sah ihn fest an. „Vom Leben, vielleicht, aber nicht von dir!"

„Wieso nicht von mir?" Er war ein wenig ungeduldig, denn er liebte Gespräche nicht, die um den Tod kreisten.

„Weil ... weil du doch eben damals ganz anders gewesen sein mußt ..."

Er versuchte, die Sache ins Scherzhafte zu wenden, meinte neckend: „Wer weiß,

Digitized by Google

Agnes, ob ich damals ein so liebenswürdiger Ehemann gewesen bin wie heute!"

„O, die Liebenswürdigkeit mein' ich gar nicht! Aber siehst du, damals warst du eben jung."

„Gewiß, und heute bin ich alt!" Er sprach spitz, war tödlich beleidigt. Agnes hatte große Mühe, ihm klarzumachen, daß er sie mißverstanden hatte. Sie kam nie mehr auf das Gespräch und seinen Inhalt zurück.

Die Tränen ihrer Mutter fielen ihr jetzt zuweilen ein, und sie meinte zu verstehen, warum sie geflossen waren. Zu alt war dieser Mann für sie, darum betrog er sie so leicht, so ohne Leidenschaft, nur weil die Gelegenheit da war. Seine Treulosigkeit fand kein Hindernis, keine Hemmung, respektierte nichts, weil eben gar nichts Ehrwürdiges zwischen ihnen war, weil alles, was sie verband, so neu, so unverschmelzbar war, ohne jeden Edelrost verklungener Gefühle oder lebendiger Erinnerungen. Alles, was sie miteinander verband, war neu, darum schwach, wurzellos, darum eben konnte er auch nie verstehen, daß ihr Herzeleid war, was er bloß als vorübergehende Zerstreuung nahm. Sie redeten aus verschiedenen Alterszonen her: sie mit der Ernsthaftigkeit und dem Überschwang der Jugend, er mit dem heiteren Skeptizismus reifer Jahre. Weil er neben ihr so alt war, besaß er solche Macht über sie, daß sie nie mehr von ihm loskam, vor seinem unbekümmerten Egoismus immer wie eine gehorsame Schülerin stand, wenn auch alles in ihr tobte vor Schmerz und Zorn. So sicher war er ihrer stets gewesen, daß er nie, gar nie eine Spur von Eifersucht gezeigt hatte, obgleich sie doch neben ihm wie seine Tochter aussah.

Sie grübelte weiter, wie alles gekommen wäre, wenn sie nach dem Willen der Eltern gewählt hätte. Sie sah sich jung, einem jungen Mann vermählt, in dessen Arm sie sanft von der Jugend zur Reife und dann hinüber zum Alter geschritten wäre. Ein Mann, von dem sie Kinder hatte, der empfand, strebte und irrte wie sie, mit dem sie gemeinschaftlich das Dasein aufbaute, mit dem sie so verwuchs, daß sie nach Jahrzehnten überhaupt nicht mehr begriffen, wie eines je ohne das andere hätte sein können. Einen jungen Mann, der noch biegsam war, noch nicht vom Leben verknöchert, mit dem sie noch einen Frühling teilen konnte, ein Werden und ein jauchzendes Emporsteigen. Gerade seit die erste Jugend hinter ihr lag, hatte sie so oft eine törichte Sehnsucht nach einem Menschen, der erst wurde, kam sich betrogen, um ein großes Glück betrogen vor, daß sie's nie mit einem Andern erleben sollte. O, wie sie diesen alternden Mann mitunter haßte, mit seinem Egoismus, seiner Abgeschlossenheit und seinen ewigen Untreuen!

Draußen schlug eine Turmuhr mit lauten, tiefen Schlägen die Stunde. Agnes horchte auf, zählte, erschrak ein wenig, meinte, sich verhört zu haben, und sah nach der kleinen Uhr auf der Kommode, aber die Turmuhr behielt Recht: es war zehn Uhr. Agnes war unzufrieden mit sich selbst. Da hatte sie nun fast drei Stunden versonnen und vertrödelt, hatte nicht einen einzigen Blick in die Manuskripte getan, die vor ihr lagen. Ja, sie hatte nicht einmal zu Abend gegessen, und der Tee war inzwischen sicher kalt und bitter geworden. Sie richtete sich nun schnell ein paar Brötchen, versuchte den Tee, fand, daß er noch leidlich sei, stellte die gefüllte Tasse und die Kanne neben die Manuskripte, läutete dem Diener und sagte ihm, daß sie nichts mehr benötige. Sie las am liebsten, wenn sie wußte, daß niemand im Hause mehr wach war. Sie nahm das oberste Manuskript, prüfte es genau, wie ihr Mann es sie vor Jahren gelehrt hatte: las die Exposition, die zweite Hälfte des mittleren Aktes, den Schluß.

Nur wenn diese drei Fragmente ein klares Bild gaben und leidlich interessant waren, las sie das Stück nochmals aufmerksam von Anfang bis zu Ende durch. Waren sie unklar oder banal, so legte sie das Manuskript beiseite, sah es wohl gelegentlich noch genauer an, prüfte aber gleich ein neues, um jeden Tag mindestens eines dem Intendanten zur Durchsicht vorzulegen. Der heutige Abend schien eine geringe Ausbeute zu bieten. Das erste Manuskript, das sie vornahm, war von kläglicher Banalität, das zweite eine ziemlich unverschämte Nachempfindung des neuesten Bahr, das dritte voll verblasener Mystik, die außerdem noch einen ungeheueren Aufwand an Dekorationen und

Digitized by Google

szenischen Kunststücken verlangte. Agnes dachte: ‚Heute waren nicht aller guten, sondern aller schlechten Dinge drei! Nun werde ich mein Glück noch einmal probieren, und wenn's dann wieder nichts ist, lasse ich das Lesen für heute sein. Klemens wird ohnehin so spät nach Hause kommen, daß er keine Lust mehr zum Lesen spüren wird.'

Sie griff nach dem vierten Manuskript, das in klarer Maschinenschrift und einem hübschen, königsblauen Leineneinband vor ihr lag. Sie hatte zwar fast immer gefunden, daß nur Dilettanten so sorgfältig auf die äußere Erscheinung ihrer Werke bedacht waren, aber sie blätterte das blaue Buch doch gewissenhaft auf und begann mit der Exposition. Sie las zuerst langsam, dann schneller, wandte hastig die Seiten, um zum dritten Akt zu gelangen. Eilte flink zum Schluß und begann dann gleich, das ganze Stück noch einmal von vorn zu lesen. Es war ein heiteres Spiel aus der Schäferzeit der Provence, das neben vielem Unfertigen, Anfängerhaften unzweifelhaft Talent, Geschick der Szenenführung und viel feinen Humor verriet, nebenbei auch Gelegenheit zu bunten, schönstilisierten Bühnenbildern bot. Sie las es fast in einem Zug, ohne mehr auf die Zeit zu merken, und freute sich, daß dieser Abend doch noch einen Erfolg gehabt hatte. Es war beinahe Mitternacht, als sie mit dem Stück zu Ende war. Sie stand auf, sortierte ihre Manuskripte, legte die völlig unbrauchbaren in ein besonderes Fach des Eckschranks, hob die zweifelhaften auf den Stoß zurück, von dem sie sie genommen hatte. Das königsblaue Heft blieb ganz einsam neben der immer noch gefüllten Tasse liegen. Agnes war so vertieft gewesen, daß sie den Tee völlig vergessen hatte. Sie nahm das Heft, drehte das Licht aus, ging hinüber in das Arbeitszimmer ihres Mannes, legte das Manuskript auf den großen Schreibtisch. Der Diener hatte schon die Kaffeemaschine und eine Flasche Chartreuse bereitgestellt, denn zuweilen arbeitete der Intendant noch spät in die Nacht hinein und wollte sich dann selbst zu jeder Stunde schwarzen Kaffee bereiten können. Der Diener bereitete alles, aber Agnes sah jeden Abend selbst nach, ob an der kleinen Maschine nichts in Unordnung war, prüfte auch jetzt, ob das Kaffeepulver fest genug gestopft, die Siebe tadellos eingeschraubt waren.

Früher, in glücklicheren Zeiten, hatte sie ihrem Mann, wenn er abends ausgegangen war und sie ihm ein Manuskript hinlegte, immer auf einen Zettel ein paar Worte geschrieben, wie ihr das Stück gefiel, und noch etliche Liebestorheiten dazu. Heute schrieb sie nichts. Sie rückte nur noch das königsblaue Heft ganz gerade zurecht und ging schlafen. —

Sie war so müde von Denken und Lesen, daß sie die Nacht durchschlief ohne zu erwachen. Als sie morgens die Augen aufschlug, sah sie, daß es sieben Uhr war und daß das Bett neben ihr noch leer stand. Sie richtete sich erschrocken auf, meinte einen Augenblick, sie träume noch, lief zum Fenster, riß die Vorhänge zurück, aber das Bett neben dem ihren war wirklich leer. Sie biß die Zähne aufeinander, wurde dunkelrot. So weit also war's gekommen, daß er auch die letzte Rücksicht, den letzten Anstand außer acht ließ und die Nächte hindurch vom Hause weg, bei seiner Geliebten blieb! Denn das Festmahl der Intendanten konnte doch unmöglich bis über das Morgengrauen hinaus gedauert haben! Welche Demütigung vor den Dienstboten, wenn sie nachher sahen, daß der Herr nicht heimgekommen war. Jetzt freilich regte sich noch nichts im Hause, aber in einer halben Stunde oder einer Stunde, wenn der Diener anfing, die Zimmer aufzuräumen, und die Jungfer das Bad bereitete . . .

Es war noch nie vorgekommen, daß der Intendant die ganze Nacht weggewesen war. Agnes konnte es darum auch jetzt nicht recht glauben, obwohl sie nicht wußte, was mit ihm hätte sein können. Sie lief im Nachthemd mit bloßen Füßen hinüber nach seinem Arbeitszimmer, blieb, als sie die Tür geöffnet hatte, erleichtert und betroffen auf der Schwelle stehen. Er saß in Hausschuhen und Hemdsärmeln, mit abgeknöpftem Kragen an seinem Schreibtisch, neben ihm, achtlos hingeworfen, lagen der Frack, der Crachat und die weißen Handschuhe. Das Zimmer, das noch durch die Vorhänge verdunkelt war und in dem auf dem Schreibtisch die grünverschleierte elektrische Birne leuchtete, war erfüllt von

Digitized by Google

kaltem Zigarrenrauch und dem leisen Aroma schwarzen Kaffees. Der Intendant saß vor dem aufgeschlagenen, königsblauen Heft, hielt einen Bleistift in der Hand und machte auf einen Zettel Notizen. Als die Tür sich öffnete, blickte er auf, rief seiner Frau vergnügt entgegen: „Guten Morgen, Agnes, schon ausgeschlafen?“

Sie war verwirrt, froh, wußte nicht gleich, was sie eigentlich sagen solle.

„Klemens ... Du hier?! Ich dachte ...“

Der Intendant, der immer ein schlechtes Gewissen hatte, verstand sie sofort. Weil sie sich aber diesmal getäuscht hatte, warf er sich gleich in die Brust, sagte selbstbewußt und etwas belehrend: „Natürlich hier! Wo sollt' ich denn sonst sein?“

„Aber was hast du denn die ganze Zeit hier gemacht? Und eine Luft ist hier, zum Ersticken ...“

Sie zog die Vorhänge zurück, verlöschte die kleine Lampe. Jäh flutete das helle Licht eines weichen Frühsommermorgens herein, brachte einen köstlichen Duft von Frische und Feuchtigkeit mit. Der Intendant streckte sich, rieb sich verschlafen die Augen; er sah grauer und faltiger aus als gestern, da er in tadelloser Haltung sein Spiegelbild geprüft hatte, aber seine Augen blitzten vergnügt, und er war sichtlich aufgeräumt: „Weißt du, das ist doch erstaunlich, wie einen das aufrappelt, wenn man endlich einmal was Vernünftiges liest! Ich bin um vier Uhr morgens heimgekommen, Donnerwetter, das war eine schwere Sitzung! Und ich sagte mir: ‚Jetzt schaust du dir nur noch einen ersten Akt an, und wenn der nichts taugt, gut' Nacht!‘ Mit großem Mißtrauen habe ich mich über das Ding da,“ — er schlug mit der flachen Hand auf das königsblaue Heft — „gemacht und hab's dann in einem Zug gelesen. Und jetzt bin ich schon bei der Revision und streiche an, was geändert werden muß. Denn natürlich muß geändert werden, der zweite Akt schleppt, und im vierten Akt stimmen ein paar Szenen nicht recht, na, und überhaupt merkt man immer sehr den Anfänger! Aber alles in allem glaub' ich, daß das Ding gefallen wird. Kostümstücke sind ja wieder Trumpf, und nebenbei steckt in dem Ding Stimmung und Humor!“

„Ja, mir gefiel es auch gleich!“ sagte Agnes ziemlich abwesend.

Sie dachte im Augenblick gar nicht an das Stück, empfand nur wieder einen großen Respekt vor ihrem Mann, der sich eine Nacht um die Ohren schlug, als wäre er ein Zwanzigjähriger, bloß weil ihm ein Stück gefiel und ein junges Talent ihn fesselte.

Ein warmes Gefühl quoll in ihr auf; es war ihr, als ob sie ihm etwas abzubitten hätte. „Ach, Klemens, deswegen hättest du dich aber doch schlafen legen sollen. So wichtig ist schließlich ein Stück nicht! Es macht gar nichts aus, ob du's einen Tag früher oder später liest —“

Der Intendant lachte, stand vom Schreibtisch auf. „Bah, schlafen kann der Mensch alle Tage, aber ein gescheites Stück fällt einem höchstens zwei- oder dreimal im Jahr in die Hände!“

„So leg dich wenigstens jetzt noch ein paar Stunden nieder!“

Er sah nach der Uhr, schüttelte den Kopf. „Nein, ich schlaf's lieber nach Tisch nach! Laß das Frühstück richten, Maus, ich muß heute pünktlich auf dem Bureau sein!“

Nebenan hörte man jetzt den Diener die Fenster öffnen und mit der Parkettbürste arbeiten. Agnes wollte ins Schlafzimmer zurückschlüpfen, der Intendant sagte aber: „Wart' mal noch einen Augenblick, wir wollen doch schnell mal nachsehen, wer eigentlich der Verfasser von ‚Magelones Freier‘ ist. Auf dem Umschlag steht nur Max Richter, wir wollen im Adreßbuch schauen, ob das einer von der Zunft ist oder nicht.“

Er ging an den Bücherbord, griff sein Adreßbuch heraus, überflog schnell die vielen R, wendete sich dann befriedigt zu seiner Frau. „Aha, hier: Dr. phil. Max Richter, Literarhistoriker, Gartenstraße 7. Das ist unser Mann!“

⁂ ⁂ ⁂

Der Intendant saß in seinem Bureau und ließ das Gewirr des Theaterbetriebes über sich ergehen wie jeden Tag. Gepolsterte Türen sperrten den Raum vom Wartezimmer und vom Korridor ab, aber so ruhig es hier drinnen auch war, so spürte er doch das unaufhörliche Schwirren, Beben, Rattern, das, nicht dem Ohr, nur den Nerven hörbar, von der unsichtbaren Riesenmaschine ausging, an der hundert und aber hundert Hände dienend arbeiten muß-

Digitized by Google

ten, damit an einzelnen glücklichen Abenden große Kunst sich dem Publikum offenbaren konnte. Der Intendant sah den Posteinlauf durch, sprach ein wenig mit dem Dramaturgen, der neue Manuskripte überreichte. Er sollte im Auftrag des Intendanten Herrn Doktor Max Richter zu einer Rücksprache über „Magelones Freier" ins Intendanzbureau bitten.

Es war ein geschäftiger Vormittag; einer gab dem andern die Türklinke des Intendanzbureaus in die Hand. Junge Dichter kamen, überreichten oder reklamierten ihre Stücke, sprachen von der Förderung, die ihr Talent beanspruchen dürfte, und von dem großen Erfolg, dessen sie sicher waren, o so sicher! Der Intendant hörte sie gläubig an, versprach den einen, daß er ihre Arbeit so schnell als möglich lesen wollte, bat die andern, sich noch ein Weilchen zu gedulden, bekomplimentierte die einen wie die andern so schnell und geschickt hinaus, daß sie's gar nicht merkten, sondern voll Zuversicht dahingingen, als wären ihnen schon hundert Aufführungen garantiert. Junge Schauspielerinnen kamen, sentimentale und dämonische, und wollten beim Intendanten vorsprechen; die Sentimentalen hätten gern gehaucht: „Ach neige, du Schmerzensreiche —", und die Dämonischen spreizten verkrallte Finger: „Laß mich deinen roten Mund küssen, Jochanaan!"

Alle aber rühmten die Triumphe, die sie als Gretchen oder Salome in Kottbus oder in Leitomischl errungen hatten. Noch andere kamen, die das Geheimnis der Wirkung mit einfacheren Mitteln suchten: sie trugen tiefsinnig ausgeschnittene oder ungewöhnlich durchbrochene Blusen, mit denen sie überraschende Effekte zu erzielen wußten. Der Intendant ließ keine zum Deklamieren kommen, versicherte aber dem Gretchen, daß er sie für rührend, der Salome, daß er sie für eine große Verderberin halte, und nahm auch von den Effekten der tiefsinnigen oder ungewöhnlichen Blusen freundlich Kenntnis, ohne weitere Konsequenzen zu ziehen. Er versprach jeder einzelnen mit besonderer Wärme, daß er gewiß an sie denken werde, sobald sich irgendeine Lücke in seinem Ensemble ergäbe, was ja bei einem so großen Betrieb alle Tage vorkommen kann, und dann standen die Fräulein auch schon wieder vor der Türe, hatten nichts erreicht, fanden aber doch, daß Exzellenz von Plank ein entzückender Herr sei. Alte Schauspieler von verschofelter Eleganz, Not in den Mienen, wenn nicht gar Trunk und Verkommenheit, traten ein, erzählten von ihrem Mißgeschick und bettelten um Unterstützung. Der Intendant ließ sich ihre Papiere vorlegen, gab jedem, soviel es der Unterstützungsfonds erlaubte, legte aus eigenem eine Kleinigkeit bei und sprach zu jedem der Zerstörten ein paar gütige Worte, die die Peinlichkeit des Almosens lindern und einen Hoffnungsstrahl auf Wege werfen sollten, die doch unfehlbar abwärts, ins Dunkel führten. Die Regisseure, die Kapellmeister der Hofbühne kamen und gingen; ihr Aufenthalt im Intendanzbureau dauerte meist nur kurze Zeit, denn der Intendant, der ihre Tüchtigkeit und auch ihre Launen kannte, ließ ihnen fast völlig freie Hand. Dazwischen stürmte einmal die Charakterspielerin herein, bekam einen Weinkrampf, weil der Regisseur ihr bei der Neueinstudierung von „John Gabriel Borkmann" nicht die Rolle der Ella Rentheim gegeben hatte, trotzdem er wußte, daß sie seit Jahren auf diese Rolle, besonders auf: „du hast das Liebesleben in mir getötet", versessen war. Der Intendant unterdrückte ein Lächeln, beteuerte der aufgeregten Dame galant, daß sie doch noch viel zu jung für diese Rolle ältlicher Entsagung sei, daß eine so schöne und so lebenskräftige Ella Rentheim das ganze Stück über den Haufen werfe. Das müsse sie doch einsehen, nicht wahr? Da seine Worte einigen Eindruck zu machen schienen, log er mit verblüffender Gewandtheit weiter von einem neuen Stück, das demnächst, wahrscheinlich als erste Herbstpremiere, herauskomme und in dem sie, die verhinderte Ella Rentheim, eine Bombenrolle haben sollte. Sechzehn Bogen mindestens und mit steigenden Effekten von Akt zu Akt.

„Aber das nur ganz im Vertrauen, liebes Fräulein, ganz im Vertrauen. Nur damit Sie sich über die langweilige Ella Rentheim ein wenig trösten. Das Stück wird eine Überraschung, und Sie müssen reinen Mund halten, nicht wahr?"

Sie weinte einen letzten, gekränkten Tränenstrom und ging.

Digitized by Google

Fritzl
Gemälde von Prof. Fritz Erler

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Intendant seufzte erleichtert.

Eine halbe Stunde später erschien mit Getöse, wie ein grollender Zeus, der jugendliche Held. Mit seiner dröhnenden Baritonstimme kündigte er dem Intendanten an, daß er in den nächsten Tagen den Kritiker der liberalen Zeitung, diesen Lausejungen, auf offener Straße ohrfeigen werde. Der Intendant verhielt sich dieser Eröffnung gegenüber sehr kühl.

„Mein Lieber, Ihre Ohrfeigen sind natürlich Ihre Privatsache, aber ich an Ihrer Stelle hielte es unter meiner Würde, einen Lausejungen, wie Sie so schön sagen, anders zu strafen als mit Verachtung. Verachtung tötet, mit Ohrfeigen aber provozieren Sie nur eine Gerichtsverhandlung und Parteinahme für Ihren Gegner."

Der jugendliche Held zitterte vor Wut. „Exzellenz, haben Sie gelesen, was dieser infame Bengel über meinen Egmont geschrieben hat?"

Und Exzellenz log wieder mit verblüffender Sicherheit: „Nein, ich lese dieses Wurstblatt prinzipiell nicht, und ich rate Ihnen, es ebenso zu machen. Glauben Sie mir, das Publikum kümmert sich gar nicht um das, was ein Kritiker schreibt. Es hat sein eigenes Urteil und beweist Ihnen doch deutlich, so oft Sie auftreten, wie sehr es Ihre große Kunst schätzt!"

Mehr zu lügen (denn er hielt seinen jugendlichen Helden, das Idol aller Backfische, für einen Brüller ersten Ranges) war dem Intendanten im Augenblick nicht möglich. Er empfahl dem erzürnten Egmont nochmals das Universalmittel der Verachtung, worauf der Held, noch unschlüssig, aber schon etwas schwankend geworden, mit großem Getöse abzog.

Agenten kamen, boten Stücke und Menschenfleisch an. Mit ihnen redete und feilschte der Intendant wie ein Trödler mit Trödlern, denn für jedes Stück, das auswärts eingeschlagen hatte, sollte er sich zur Aufführung etlicher Nieten verpflichten, die sie in Vertrieb hatten, und ihren Anpreisungen junger Kräfte stand er immer mißtrauisch gegenüber, weil er die Prozent- und Vorschußwirtschaft, die ihr Geschäft war, zu genau kannte. Am liebsten ging er, wenn seine Zeit es erlaubte, selbst auf Reisen und suchte sich seine Leute zusammen.

So kam Mittag heran. Das Schwirren, Beben und Rattern der unsichtbaren Riesenmaschine wurde immer lauter, immer erhitzter, stachelnder die Atmosphäre, die über Treppen, Gänge und Vorzimmer von der Bühne herdrang, alle Köpfe erhitzte, alle Gebärden unruhig machte und sogar dem Intendanten eine gewisse Nervosität aufdrang. Und dabei war heute noch nicht einmal ein heißer Tag gewesen. Es gab andere, an denen es hinter den gepolsterten Türen viel wilder zuging: wenn die Stars kamen und unter Androhung des Kontraktbruchs den vielmonatigen Urlaub für den Triumphzug nach Amerika forderten, oder wenn die Ohlenschläger aus irgendeinem Grund Krach machte. Heute ging alles glatt und friedlich, und der Intendant, der allmählich doch die verwachte Nacht zu spüren begann, hoffte, heute wenigstens pünktlich zum Mittagsmahl zu Hause zu sein, was nicht gar zu oft vorbeikam; wegen der unberechenbaren Unpünktlichkeiten, auf die sein Haus nun einmal gestellt sein mußte, hatte man ja auch die Töchter in das adelige Stift gegeben. Er sah nach der Uhr und freute sich schon auf den kleinen Spaziergang vom Theater nach seiner Wohnung, als eilig an die Tür geklopft wurde und, ehe er noch recht Herein rufen konnte, Schauspielregisseur Baumann eintrat. Das war ein feiner Sechziger, der noch aus der großen Zeit des Hoftheaters stammte, an dem er vor Jahrzehnten als père noble nicht nur das Publikum entzückt, sondern auch auswärts solche Beachtung gefunden hatte, daß die Wiener Burg ihm einen verlockenden Antrag machte. Er lehnte aber ab, weil er der Bühne, an der er sich seine Sporen verdient hatte, treu bleiben wollte, und dieser Akt der Dankbarkeit machte ihn zum Hätschelkind für alle wechselnden Intendanten. Klemens von Plank besonders schätzte Baumanns feine Art als Künstler und Mensch gleich hoch. Obgleich Baumanns Gedächtnis in den letzten Jahren bedenklich nachließ, sah Plank, ganz wie das Publikum, ihn immer noch gern in vornehmen Rollen, und die Inszenierung des Konversationsstücks verstand keiner wie er, das hatte er noch bei Dingelstedt gelernt. Mit seiner graumelierten Perücke und seinem glattrasierten, gescheiten Ge-

Digitized by Google

sicht glich er eher einem hohen Beamten denn einem Schauspieler, und die ruhige Noblesse, die seiner Kunst ihr besonderes Gepräge gab, verließ ihn auch im Leben kaum. Wenn er jetzt so eilig und formlos zu dem Intendanten kam, mußte irgend etwas Besonderes passiert sein.

Etwas Besonderes war auch passiert. Der Regisseur konnte vor Bewegung und Schrecken kaum zusammenhängend sprechen. Eben, während der Probe zur „Komödie der Liebe", war eine der älteren Choristinnen, Marie Morandi, hinter den Kulissen vom Schlag getroffen worden. Der Intendant sprang auf.

„Man hat doch gleich einen Arzt geholt?"

Ja, der Theaterarzt war gleich zur Stelle gewesen, hatte die Bewußtlose in einen Garderoberaum bringen lassen und versuchte jetzt, so gut er's konnte, sie zum Bewußtsein zurückzurufen.

„Aber es steht schlecht, sehr schlecht mit ihr, Exzellenz!" sagte der Regisseur leise, während er mit dem Intendanten zu der Verunglückten zurückkehrte. Und leiser setzte er hinzu: „Aber vielleicht wäre der Tod für sie noch gar nicht das Schlimmste!"

Der Intendant nickte. Die Morandi tat ihm in der Seele leid. Sie schien einst zu ganz anderm berufen, als zur Choristin; deutlich erinnerte er sich noch, wie er als junger Leutnant mit seinen Kameraden für das frische Mädel mit der glockenhellen Stimme geschwärmt hatte, das damals an der Hofbühne zweite Soubrettenrollen sang und dem alle eine Zukunft prophezeiten. Es kam aber anders, denn die Morandi besaß keinen Funken von Ehrgeiz, achtete weder sich noch ihr Talent, noch die Kunst, wollte nichts vom Leben als Liebe, unersättlich, immer wieder Liebe. Zuerst war sie ein Stern der eleganten Lebewelt, dann, als sie ein bißchen älter wurde, fiel sie den Ausbeutern in die Hände, den schamlosen Nichtstuern aller möglichen Kreise, die sich von ihrer Gage erhalten ließen. Und sie, die große Liebestörin, gab immerfort mit vollen Händen, überanstrengte sich und die Stimme auf endlosen Provinzgastspielen, nur um dem Liebhaber immer wieder die Taschen füllen zu können. Die Stimme ging verloren, das Alter war nicht mehr fern, die Morandi war schließlich froh, als Choristin an der Bühne ein Unterkommen zu finden, die einst ihr Ausgangspunkt für einen großen Ruhm hätte sein sollen. Sie war auch einmal verheiratet gewesen mit irgendeinem verschollenen Subjekt, dessen sich keiner mehr erinnerte, vergaffte sich immer noch bald in einen Ballettänzer, bald in einen Maler, bald in einen Kommis. Zuletzt hatte sie mit einem verbummelten Literaten zusammengelebt, der jeden Pfennig, den er ihr abjagen konnte, vertrank und sie zum Dank dafür braun und blau schlug; der Regisseur hatte also wohl recht, wenn er meinte, daß ihr Leben erbärmlicher gewesen sei als ihr Tod. Denn man konnte von ihrem Tod sprechen: als der Intendant den Garderoberaum betrat, in dem sie lag, vernahm er schreckliche, rasselnde Atemzüge. Der Arzt gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß nichts mehr zu hoffen sei, die Agonie hatte bereits begonnen. Wie lange sie dauern würde, konnte niemand sagen, vielleicht eine halbe Stunde, vielleicht einen Tag. Man hatte schon an die Sanitätswache telephoniert und erwartete jeden Augenblick den Wagen, der die Sterbende abholen sollte. Den Intendanten fröstelte. Er sah sich in dem kahlen Raum um, in dem die Kleider der Morandi, die man ihr hastig abgerissen hatte, wirr verstreut auf dem Boden lagen und in dem es betäubend nach Kampfer und Äther roch. Er hörte, wie draußen vor der Tür die Kollegen und Kolleginnen sich mit unterdrückten Fragen, Ausrufen und nervösem Aufschluchzen drängten, und er empfand den Gegensatz zwischen dieser würdelosen Umgebung und dem feierlichen Akt des Abscheidens so stark, daß er aufatmete, als der Sanitätswagen zur Stelle war und die Morandi mit einem Laken verhüllt auf der Tragbahre lag. Langsam ging er mit Baumann wieder in sein Bureau zurück; schweigend saßen sich die zwei Männer ein paar Augenblicke gegenüber, ergriffen von der Tragik dieses Menschenschicksals, das doch nur eins unter Millionen war. Dann sprachen sie in gedämpftem Ton allerlei Sachliches, das in Betracht kam: die Vertretung der Intendanz beim Begräbnis, die Blumenspende, die Auszahlung aus der Sterbekasse an die Hinterbliebenen. Der Intendant fragte:

Digitized by Google

„Sind denn überhaupt Hinterbliebene da?"

„Aber natürlich, Exzellenz, natürlich! Da ist doch die Tochter, die kleine Christel."

„So, es ist eine Tochter da! Das wußt' ich ja gar nicht —"

Der Regisseur sah den Intendanten beinahe vorwurfsvoll an. „Aber Exzellenz, die kleine Christel ist doch unser Theaterkind. Exzellenz haben sie doch erst neulich als den ältesten Buben in ‚Nora' besonders gut gefunden."

„Neulich?" Exzellenz besann sich, lächelte. „Aber, lieber Baumann, es ist mindestens zwei Jahre her, daß ich nicht mehr in ‚Nora' war, und über ein Jahr haben wir's nicht mehr gegeben! Inzwischen kann der älteste Bub sechs Schuh hoch geworden sein . . ."

Der Regisseur war jetzt etwas hilflos, wie immer, wenn ihn sein Gedächtnis im Stich ließ. Er sagte kleinlaut: „Die Christel spielt immer noch Kinderrollen, sie ist so klein und schmächtig."

„Na ja, mir ist's recht! Was wird denn jetzt aber aus dem Mädel, wenn die Mutter tot ist? Einen Vater hat sie doch wahrscheinlich nicht, oder?"

Der Regisseur zuckte die Achseln. Er hörte gar nicht recht, was der Intendant fragte, sondern versuchte die Gedankenlücke auszufüllen, aus der heraus er vorhin versichert hatte, daß die Christel immer noch das Theaterkind sei. Irgend etwas stimmte da nicht ganz, und es quälte ihn, daß er im Augenblick über die Christel Morandi nicht genau Bescheid wußte. Mitten drin aber kam die Erleuchtung. „Exzellenz, jetzt fällt's mir ein, ich war vorhin noch ganz verwirrt von dem Unglücksfall! Die Christel spielt ja auch ab und zu ganz kleine Rollen, und sie heißt auch nicht Morandi, denn das war ja nur der Theatername der Mutter. Sie heißt Christine Müller, ganz einfach Christine Müller, nun erinnern sich Exzellenz gewiß?"

Exzellenz mußte sich aber doch noch einen Augenblick besinnen, um das Bild der Christine Müller, die Kinder und kleine Rollen spielte, gegenwärtig zu haben. Er meinte: „Na, etwas Besonderes scheint das nicht zu sein! Aber immerhin — die Mutter war einmal ein so großes Talent, daß man sich jetzt auch ein wenig um das Mädel kümmern muß! Wenn die arme Morandi unter der Erde ist, soll die Christel einmal zu mir herauf kommen. Ich will dann sehen, wie sie ist und was sich für sie tun läßt!"

Langsam, als läge ein Todesschatten vor ihm, ging der Intendant durch lärmende Straßen, über Plätze, die vom Großstadtgewimmel überflutet waren, nach der stillen Seitenstraße des neuen Villenviertels, wo hinter dem tiefen Vorgarten seine Wohnung lag. Als er ins Speisezimmer trat, schlug es gerade drei Uhr. Der Tisch war für zwei Personen gedeckt, und Agnes saß da, als wäre es die gewohnte Speisestunde. Jetzt fiel ihm erst ein, daß er seine Verspätung nicht telephonisch gemeldet hatte, wie er sonst immer tat.

„Mein Gott, Agnes, hast du noch nicht gegessen?"

„Nein, ich habe auf dich gewartet!"

„Das tut mir wahrhaftig leid! Aber du kannst dir denken, daß mir der Kopf nicht darauf stand, ans Mittagessen zu denken oder ans Telephon. Du solltest lieber immer essen, wenn ich nicht um ein Uhr zu Hause bin. Nun bist du wahrscheinlich hungrig und schlecht gelaunt..."

Sie lächelte ein wenig.

„Weder hungrig noch schlecht gelaunt. Ich habe ein tüchtiges Gabelfrühstück genommen und das Mittagessen gleich für später eingerichtet. Es gibt nur Sachen, die langes Stehen vertragen können. Denn weißt du, Klemens, das habe ich nun gründlich ausprobiert: immer, wenn du eine schlechte Nacht gehabt hast und Ruhe haben solltest, gerade dann kommt etwas, was dich viel länger auf dem Bureau hält. Dann sollst du wenigstens kein kaltes oder schlecht gewordenes Mittagessen haben."

Er merkte die kleine, rührende Sorgfalt nicht, die aus diesen Worten sprach. Er war müde, überwacht, verstimmt. Er aß schweigsam, hastig, unaufmerksam, streckte sich unmittelbar danach auf seiner Ottomane aus. Agnes rief den Diener aus der Gesindestube und befahl ihm, sich neben die Haustür zu setzen, damit er durch die Glasscheiben jeden erspähen konnte, der läuten wollte. Wenn er so müde und verstimmt war, wie heute, durfte ihr

Digitized by Google

Mann durch kein Klingelzeichen gestört werden.

⁂ ⁂ ⁂

Als die Morandi unter der Erde lag, klopfte eines Tages ein schmächtiges, in schäbige Trauer gekleidetes Mädchen an die Tür des Intendanzbureaus: Christel Müller. Sie trat schüchtern ein, blieb an der Tür stehen, ohne die Hand von der Klinke zu lösen, als ob man sie gleich wieder hinausscheuchen wollte. Wie der Intendant sie sah, begriff er gar nicht, daß ihm das Mädel so völlig aus dem Gedächtnis hatte schwinden können. Eigentlich sah sie ja immer noch aus wie das Kind, dem er ab und zu, wenn er es auf den Proben traf, ein Stück Schokolade oder ein paar Bonbons zugesteckt hatte, und das ein Theaterkind im weitesten Sinne des Wortes war, ein kleines Wesen, das sich hinter den Kulissen und auf der Bühne ebenso selbstverständlich herumtrieb, wie andere ihres Alters in der Kinderstube. Als sie größer wurde, hatte er wohl öfter den Kopf geschüttelt, wenn er im Vorübergehen merkte, was die Augen dieser Zehnjährigen mitansahen, welche Scherze und Zweideutigkeiten sie um sich her hörte. Er hatte auch der Morandi ein- oder zweimal gesagt, daß sie das Mädel ein bißchen mehr in acht nehmen solle, aber die Morandi mußte immer an ganz andere Dinge denken als an ihr Kind oder gar an dessen Erziehung. So gehörte die Christel zum Theater, etwa wie eine kleine Hauskatze, schnüffelte mit Kinderneugier überall herum, erhielt von einem ein paar Schmeicheleien, vom andern ein paar Ohrfeigen, war eigentlich wie herrenloses Gut. Als sie dann aufhörte, Kind zu sein und zu spielen, verlor sie der Intendant aus den Augen, jetzt aber, da die schmächtige Gestalt mit dem kecken Gesicht und dem fahlblonden Haar vor ihm stand, war's ihm, als hätte er sie vor acht Tagen zuletzt gesprochen. Er streckte ihr die Hand entgegen: „Komm nur her, Christel, wir haben miteinander zu reden!" Unwillkürlich duzte er sie, weil sie ihm immer noch so unausgewachsen und kinderhaft vorkam. Sie trat näher, setzte sich steif auf den Stuhl, den er ihr mit einer Handbewegung anwies. Er sagte ihr zuerst ein paar teilnehmende Worte über den Tod ihrer Mutter, meinte, daß die Lage Christels, die doch bis jetzt bei der Mutter gewohnt hatte und zum größten Teil von ihr erhalten worden war, sich nun sehr verschlechtert habe, fragte, wie sie sich ihre Zukunft dächte. Das Mädchen sagte zunächst nichts. Ihre glatte Stirn zog ein paar Falten, um ihren Mund trat ein leidenschaftlicher und harter Zug. In den schwarzbehandschuhten Händen hielt sie einen gewöhnlichen, baumwollenen Regenschirm, mit dem bohrte sie in den Teppich, der vor dem Schreibtisch des Intendanten lag. Sie sah darauf nieder, sagte nach ein paar Sekunden: „Ich weiß noch nicht genau. Aber bei ihm bleibe ich nicht."

Der Intendant verstand sie nicht. „Bei wem bleibst du nicht?"

Sie zuckte die Achseln. „Nun, bei ihm ... mit dem die Mutter zusammengelebt hat!"

„Na, das ist doch selbstverständlich! Davon kann doch überhaupt keine Rede sein!"

Sie bohrte immer mit dem Schirm weiter, lachte jetzt kurz und höhnisch auf, daß es weh tat, solches Lachen aus so jungem Munde zu hören. „Er möcht's ja haben! Er sagt, er hätt' mich immer wie ein Kind gehalten, und nun sollte ich auch wie ein Kind bei ihm bleiben! Natürlich meint er, ich soll nun für ihn sorgen, wie die Mutter für ihn gesorgt hat, und mich zum Dank dafür mißhandeln lassen! Aber ich bin nicht wie die Mutter, nein, ich nicht!"

„Hast du denn gar keine Verwandten, die sich ein bißchen um dich annehmen? Von dem, was du bei uns verdienst, kannst du doch jetzt nicht leben!"

„O, wenn's sein muß, kann ich schon leben! Von der Theaterkasse bekomm' ich fünfzig Mark im Monat, und ich verdiene ja auch noch nebenbei."

„Womit verdienst du denn nebenbei?"

Da erzählte sie, nicht ohne eine gewisse Eitelkeit, daß sie ab und zu in Dilettantenvorstellungen auftrete, einmal bei der Friseurinnung, einmal bei den geselligen Abenden der Schreinergehilfen, dann wieder im „Liederhort" einer Vorstadt.

Viel zahlten die ja nicht, aber es waren doch immer wieder etliche Mark für den Abend.

„Nun ja, das ging bis jetzt," meinte der Intendant, „jetzt hast du eben wahr-

Digitized by Google

scheinlich daheim nichts bezahlt oder nur wenig —"

Sie lachte wieder das kurze, höhnische Lachen.

„Ja, ausgemacht war ja ganz wenig, bloß fünfzehn Mark Kostgeld, und das übrige hätte ich für mich behalten können. Denn die Mutter war ein nobler Mensch und hätte am liebsten gar nichts von mir gehabt. Aber er — und wenn er dann so betrunken war und die Mutter so schrecklich zugerichtet hat, dann hab' ich doch alles hergegeben, bis auf den letzten Pfennig, nur damit er sie in Ruhe gelassen hat!"

„Armes Ding!" sagte der Intendant leise.

Sie schüttelte den Kopf, sah immer vor sich nieder, dem Spiel des Regenschirms zu.

„Ach Gott, jetzt ist's ja vorbei!"

„Ja, das ist vorbei, aber was wird nun aus dir?"

„Ich weiß nicht recht, ich hab' schon darüber nachgedacht . . . aber es ist so schwer . . ."

„Was ist so schwer?"

„Ich weiß nicht, was ich tun soll!"

„Was möchtest du denn tun?"

Sie ließ jetzt das Spiel mit dem Regenschirm, zog die Arme an sich, gab dem Oberkörper einen kleinen Ruck. Ihre Augen leuchteten auf, und ihre Lippen bebten.

„Ich möcht' nichts anderes tun, als was ich jetzt tu': Theater spielen! Aber richtig tun möcht' ich's, eine wirkliche Schauspielerin werden und große Rollen kriegen, nicht nur immer sagen müssen: ‚Gnädige Frau, es ist serviert!' oder: ‚Ich bedaure, mein Herr, die gnädige Frau ist ausgegangen!'"

„Hast du denn wirklich Talent?"

In ihr Gesicht trat etwas Hilfloses, sie zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht . . . und ich bin auch häßlich . . ."

Er sah sie aufmerksam an und dachte, daß sie wohl recht habe.

Die Gestalt schien noch völlig unentwickelt, das kecke, etwas breite Gesicht mit dem großen Mund und der leicht aufgestülpten Nase war fahl wie das schlecht gekämmte Haar, sah mißtrauisch und trotzig aus. Alles an ihr war schlecht gepflegt, ärmlich, wie bei den Kindern armer Leute, die nur von Kaffee und Kartoffeln leben. Sie tat ihm leid, gerade weil sie sich über ihr Äußeres so vollkommen klar war, aber er hielt es doch für richtig, keine besondere Rücksicht zu nehmen: „Na ja, Christel, ich hab' schon Schönere gesehen, aber das ist noch kein Grund zum Verzweifeln! Wenn du wirklich Talent hast, kann doch was aus dir werden!"

Sie sagte nichts, sah ihn nur mit großen Augen an, als erzählte er ein Märchen. Da merkte er erst, was sie für schöne Augen hatte, tiefblaue, mit einem seltsam-rührenden, nachdenklichen Ausdruck. Und seltsam blieb auch jetzt, da er von ihrer Zukunft sprach, der Ausdruck ihres Gesichts. Alle Keckheit und Härte war verschwunden, alle Muskeln waren gespannt, als lausche sie einer fernen, fernen Musik, von der sie keinen Ton verlieren durfte. Sie beugte sich näher zu ihm hin, hing mit den Augen so sehr an seinen Lippen, daß er unwillkürlich fragte: „Sag', Christel, hörst du auch ganz gut? Denn das wär' natürlich ein großes Hindernis für dich . . ."

Sie begriff ihn zuerst gar nicht, lachte dann ein wenig über seine Vermutung.

„Nein, Exzellenz, ich hör' alles, auch wenn Sie's noch so leise sagen! Ich hör' oft mehr, als ich hören soll!"

„Dann ist's ja gut. Jetzt sollst du mir auch was vorsprechen, damit ich einmal sehe, was mit deinem Talent los ist. Hast denn schon eine Rolle studiert?"

Blitzschnell sagte sie: „Die Salome!"

Er winkte ärgerlich ab. Hol's der Kuckuck, seit etlichen Jahren wollte keine mehr was anderes vorsprechen, als immer wieder die Salome. Nun gar erst dieses unscheinbare, häßliche Mädel, das noch nicht einmal ordentlich sitzen oder gehen konnte.

„Nein, sprich was Einfaches. Irgendein Gedicht, oder was du sonst weißt."

Sie hakte ihren Regenschirm am Schreibtisch ein, stand auf, trat hinter ihren Stuhl, legte die Arme auf die Lehne und besann sich noch einen Augenblick. Der Intendant schloß die Augen; er wollte, während er sie hörte, nicht durch ihre Erscheinung gestört sein, wußte auch, daß sich's besser sprach, wenn man ihr nicht auf den Mund sah. Sie besann sich noch einen Augenblick, sprach dann das Liedl des Georg aus dem „Götz von Berlichingen":

Digitized by Google

„Es fing ein Knab' ein Vögelein.
Hm! Hm!
Da lacht er in den Käfig 'nein.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!
Der freut sich traun so läppisch,
Hm! Hm!
Und griff hinein so täppisch,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!
Da flog das Vöglein auf ein Haus,
Hm! Hm!
Und lacht' den dummen Buben aus.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!"

Der Intendant saß und lauschte. Sie sprach natürlich fehlerhaft, brachte durchaus nicht alle Wirkung heraus, die in dem kleinen Lied steckt, aber sie charakterisierte doch gut, mit einer gewissen anmutigen Schadenfreude, zuerst den vertrauensseligen und dann den geprellten Buben. Das Schönste aber war ihre Stimme, eine kleine, zage Stimme von solcher Süße und so betörendem Wohllaut, daß die Worte, die diese Stimme sprach, fast gleichgültig erschienen. Der Intendant hatte das Gefühl, als ob aus dieser kleinen Stimme Sonnenstrahlen auf ihn niederglitten, und er dachte bei sich, welch ein Jammer es eigentlich sei, daß diese Goldstimme in einen so unansehnlichen Käfig gesperrt war. Er fragte: „Hast du keine Singstimme? Das wär' ein großes Glück für dich. Deine Mutter hat doch eine so schöne Stimme gehabt!"

Ihr Gesicht wurde wieder hart. „Nein, ich hab' gar kein Talent für Musik, ich möcht' auch nicht singen. Die Mutter hat immer gesungen. Ich bin froh, wenn ich nimmer singen hör'!"

Eine kleine Pause entstand. Der Intendant fragte, obgleich ihn das eigentlich nichts anging: „Du hast schlecht mit der Mutter gestanden?"

Sie biß die Lippen aufeinander, schüttelte heftig den Kopf.

„Nein, nein! Aber nur nicht werden wie sie, das ist meine allergrößte Angst. Wenn ich werden müßt', wie die Mutter war, lieber heut noch ins Wasser gehen!"

Während sie sprach, hatte sie sich langsam immer tiefer auf ihre Hände geneigt, so daß der Intendant nicht sehen, nur an dem belegten Klang ihrer Stimme merken konnte, wie sie bewegt war. Wie sie so dürftig und innerlich bedrängt in dem schwarzen Trauerkleid dastand, unfähig und ungewillt, eine Empfindung zur Schau zu stellen, glich sie in ihrer kargen Verschlossenheit einer Gestalt von Millet oder Liebermann. Der Intendant, der gewohnt war, auch in seinem Bureau jedes Gefühl durch Scheinwerfer beleuchtet und verstärkt zu sehen, wußte nicht recht, was er sagen sollte, und blieb darum stumm. Erst als sie den Kopf wieder hob, meinte er:

„Also hör' mich einmal an! Das Wichtigste ist, daß du jetzt mal vernünftig lernst und studierst, denn davon ist bei dir offenbar noch keine Rede gewesen. Ich hab' mir die Sache schon überlegt, hab' auch schon mit Regisseur Baumann über dich gesprochen, und ich glaube, er wird dir ganz gern Stunden geben. Du weißt, man reißt sich um den dramatischen Unterricht bei ihm, du kannst also deinem Schöpfer danken, wenn er dich als Schülerin annimmt. Ich glaube wohl, daß er's tut. Ich werde jetzt gleich nachher nochmals mit ihm über die Sache reden, das Nähere erfährst du dann durch ihn direkt. Die Hauptsache ist, daß du fleißig bist und dich nicht verschlampst . . . Das bissel Jugend ist schnell vorbei; wenn man's nicht genützt hat, holt man's nie wieder ein! Wie alt bist du denn eigentlich?"

„Schon neunzehn," sagte sie zaghaft, „aber das Dumme ist ja, daß man mir's nicht ansieht. Immerfort halten sie mich noch für einen Backfisch."

„Das wär' noch nicht das Schlimmste." Er hielt inne, weil er es doch unnötig fand, dem Mädchen nochmal eine Unfreundlichkeit über ihre äußere Erscheinung zu sagen. Er vollendete darum: „Also nimm dich zusammen, Christel, daß der Herr Regisseur Freude an dir hat!"

Sie sah ihn an. Ein helles Lächeln lag auf ihrem Gesicht. Sie nickte bejahend, griff mit einem energischen Ruck nach ihrem baumwollenen Regenschirm. „Dank schön, Exzellenz, an mir soll's nicht fehlen, und verschlampen, nein, verschlampen tu ich mich gewiß nicht!"

Draußen war sie. Wie das letzte Verschwirren einer goldenen Saite schwebte ein Nachhall ihrer Stimme im Gemach.

Digitized by Google

Die Unterredung zwischen dem Intendanten und dem Regisseur über Christels dramatischen Unterricht verlief schnell und glatt. Baumann war gern bereit, die Kleine als Schülerin anzunehmen; er verdiente mit andern Stunden soviel, daß es ihm nicht darauf ankam, eine umsonst zu unterrichten. Der Intendant sagte: „Ja, lieber Baumann, wenn aus dem Mädel überhaupt was zu machen ist, dann werden Sie's schon machen! Aber ob sie Talent hat —? Ich weiß es nicht. Und sie müßte ja nicht nur unterrichtet, sondern auch herausgefüttert werden und — — sie sieht so kümmerlich aus, so unterernährt und so nachlässig im Anzug. So ohne jede Spur von Koketterie. Das geht ja alles nicht! Es ist ein Kreuz, daß so ein Mädel im Theater aufgewachsen ist. So eine gehört eigentlich in ein Kontor oder hinter eine Schreibmaschine!"

„Haben Sie nicht versucht, Exzellenz, ihr das vorzustellen?"

Der Intendant sah ihn verdutzt an. Nein, wahrhaftig, das hatte er nicht getan, daran hatte er gar nicht gedacht. Er begriff jetzt selbst nicht, warum er es nicht getan — —

„Ach Gott, so ein Mädel hat ja auch gar keine Vorbildung! Und dann, wenn eine einmal Theaterluft geschluckt hat, da ist nichts mehr zu wollen. Das frißt in ihr weiter wie das höllische Feuer."

Baumann nickte. Schließlich war's ja nur natürlich, daß ein Theaterkind auch beim Theater blieb. Er wollte schon sehen, was sich für die Christel tun ließ. Er galt zwar im allgemeinen nicht als ein Mann der offenen Hand, gab bei Kollekten für arme Kollegen oder Festgeschenken stets einen schäbigen Betrag, aber wenn er einmal eine Liebhaberei hatte, gleichviel ob sie einer Sache oder einer Person galt, dann sah er das Geld nicht mehr an. Er war seit langem verwitwet, lebte mit seinem großen Gehalt und den Honoraren für seinen dramatischen Unterricht in den angenehmsten Verhältnissen, besaß nur zwei tüchtige Söhne, den einen als Hauptmann im Generalstab, den andern als Lehrer an der Kriegsschule, die dem Vater an Sparsamkeit so sehr glichen, daß sie stets ohne Schulden mit ihrer Zulage ausgekommen waren. So legte sich bei den Baumanns immer wieder Geld auf Geld, und es wäre noch viel mehr geworden, wenn der Regisseur nicht eine kostspielige Leidenschaft gehabt hätte: er sammelte seltene Erstausgaben aller möglichen, insbesondere aller dramatischen Werke. Vor einem köstlich verwitterten Exemplar mit einer alten Jahreszahl schwieg sein Geiz und machte einer gierigen Sammlerfreude Platz. Viele wertvolle Stücke hatte er schon in seiner Bibliothek aufgestapelt und stand noch beständig in Briefwechsel mit auswärtigen Bibliophilen und Bibliotheken. Schweigend, mit innerem Jammer sahen die sparsamen Söhne, wie der Vater Tausende, Zehntausende für eine Scharteke ausgab, er, der sonst so schön bedacht war, ihnen das Erbe Jahr für Jahr zu vergrößern. Schweigend mußten sie's ansehen, denn in diesem Punkt war der Alte völlig unzugänglich und verbat sich jedes Dreinreden.

Auch der Intendant dachte jetzt an diese Raritäten und meinte lächelnd: „Ja, lieber Baumann, nehmen Sie sich ein bißchen um die Christel an! Stellen Sie sich vor, sie wär' nicht ein junges Mädel, sondern ein alter Schmöker —"

Der Regisseur gab keine bindende Zusicherung. Er sagte, er wolle sehen und man müsse erst abwarten, ob in dem Mädel wirklich was steckte. In etlichen Monaten wollte er mit Exzellenz abermals über die Sache sprechen.

Als er wieder allein war, dachte Plank, daß der Regisseur in der letzten Zeit doch recht alt geworden sei. Das Gedächtnis ließ ihn immer mehr im Stich, und zuweilen klapperte sein Klammergebiß ganz auffällig. Auch ging er schon leise gebückt, und der Kopf mit der graumelierten Perücke, der so lange elegant und würdevoll ausgesehen hatte, bekam jetzt etwas Greisenhaftes. War das früher nicht gewesen oder war's ihm nur nie aufgefallen? Hatte er's nur heute gemerkt, heute, da vor einer Stunde die große Jugend Christels durch das Gemach gehuscht war?

Er wußte es nicht, dachte auch nicht weiter darüber nach. Als er sich aber anschickte, sein Bureau zu verlassen, um nach Hause zu gehen, stellte er sich noch einen Augenblick vor den Spiegel, der über einer Ottomane hing, zwirbelte langsam, liebevoll den langen, rotblonden Schnurrbart.

Digitized by Google

Er wiegte sich ein wenig auf den Absätzen. Teufel ja, Baumann war in der letzten Zeit recht alt geworden! Exzellenz fühlte sich wieder einmal sehr jung und sehr lebensfreudig.

Einige Wochen später ging die Familie Plank aufs Land, zuerst für vier Wochen (solange dauerten die Ferien des Intendanten) ins Pustertal, später sollte Agnes, wie jedes Jahr, mit den Kindern noch eine einfachere Sommerfrische in der Nähe der Stadt aufsuchen, wo der Intendant hin und wieder zu Besuch kommen konnte, bis endlich auch die langen Vakanzen des adeligen Stifts ihr Ende erreicht hatten. Agnes, die ja ihre ganze Jugend auf dem Land verbracht hatte, freute sich immer, die Stadt zu verlassen, hatte sich früher noch mehr gefreut, als jetzt, weil in den Ferien ihr Mann eben ausschließlich ihr gehörte und nicht dem Theater. Dies Jahr freute sie sich nur auf die rosenfarbenen Dolomiten, nicht auf ihn. Briefe kamen ja überallhin, und sie wußte schon jetzt, daß jeder Tag ihr verdorben war, an dem er einen Brief der Ohlenschläger erhielt. Wenn er's nur wenigstens verstanden hätte, solche Briefe geheimzuhalten, wirklich geheim! Wenn er nicht mit dieser törichten Hast den Posteinlauf durchsucht und seine galante Korrespondenz mit einer so täppisch gespielten Gleichgültigkeit uneröffnet in seine Brieftasche gelegt hätte! Wenn die Mädchen erst noch ein paar Jahre älter waren, mußte auch ihnen dies schülerhafte Benehmen auffallen, lächerlich und verdächtig erscheinen, wenn sie nicht gar jetzt schon die Briefe lasen, die der Intendant, trotz seiner augenblicklichen Vorsicht, gelegentlich immer wieder herumliegen ließ oder in einer Rocktasche vergaß. Agnes ballte die Hände vor Wut, wenn sie an diese Briefschaften dachte, die ihr diesmal sogar nach den Dolomiten nachlaufen würden. Hätten die Eltern noch gelebt, so wäre sie in diesem Sommer lieber zu ihnen heimgegangen, aber die alten Grahns waren längst tot, und auf dem Gut saß jetzt ihr Bruder mit seiner Frau und vier kleinen Kindern. Es blieb ihr also nichts, als mit ihrem Mann nach dem Pustertal zu fahren.

Der Aufenthalt verlief, wie der Landaufenthalt bei Planks immer zu verlaufen pflegte. Der Intendant, losgebunden von Geschäften und Sorgen, spielte den scharmanten Familienvater, war es in der Tat. Er stieg mit der Frau und den Töchtern auf ansehnliche Berge, lag, wenn sie zurückkamen, halbe Tage rauchend oder mit einem Roman in einem bequemen Korbstuhl, schlief so gut, daß ihn nicht einmal das berüchtigte Glockenläuten des Pustertals aus dem Frühschlummer weckte, war so heiter gestimmt, daß er gar nicht ungeduldig wurde, wenn seine Tochter Lotte jeden Satz, den sie sprach, jede Situation, die sie erlebte, durch ein Zitat oder einen Vergleich aus irgendeinem Drama illustrierte. Er las die Zeitungen nur flüchtig, schlug die Seite um, auf der die jetzt allerdings sehr spärlichen Theaternachrichten standen, ging allen Leuten aus dem Wege, die ihn als Intendanten oder Fachmann kennen lernen wollten, und schwur täglich, daß das Theater die törichtste aller irdischen Einrichtungen sei und daß er die Karre auf keinen Fall mehr länger als drei oder vier Jahre ziehen werde. Dann sollten sie ihm seine Pension zahlen und sich einen andern suchen, der so dumm war, seine ganze Kraft und seine ganze Zeit für die Komödie der Komödien opfern. Er, er wollte dann aufs Land ziehen, seinen Kohl bauen und jeden Tag beten: ‚Herr, ich danke dir, daß du mich vom Theater erlöst hast!'

Das ging so zwei, drei Wochen, bis der erste Regentag kam oder auch bis die Endlosigkeit des schönen Wetters ermüdend zu lasten begann. Dann lag der Intendant nicht mehr soviel und so behaglich in den Korbsesseln umher, strich vielmehr nervös auf allen möglichen Wegen und Höhen herum und kam doch selten mehr mit dem strahlenden Gesicht der ersten Tage zurück. Er bekam plötzlich wieder ein großes Interesse für Zeitungen, blätterte, sobald er eine in der Hand hielt, die Theaternachrichten auf und freute sich, wenn er in der Fremdenliste unter den Neuangekommenen den Namen eines Kollegen oder eines Regisseurs las, dem er vor drei Wochen in großem Bogen ausgewichen wäre. Schließlich begann er die Tage zu zählen, bis er wieder daheim war in seinem Theater; die Frau und die Kinder merkten ihm wohl die innere Langeweile und Sehnsucht

Digitized by Google

an, wenn er auch noch immer so tat, als ob das Landleben das allerschönste sei, und er nur mit Schauder an „die verwünschte Karre" dächte. Auf der Heimfahrt kam dann das Geständnis in irgendeinem befreiten Ausruf: „Ja, Agnes, das war ja alles wunderschön, und es hat mir sicher auch recht gut getan, aber schließlich ist der Mensch ohne Arbeit nur ein halber Mensch! Es ist höchste Zeit, daß man wieder anfängt zu schuften..."

Auch dieses Jahr war's gewesen wie immer. Nur eins war nicht ganz so geworden, wie Agnes gedacht: die zarte Korrespondenz mit der Diva war recht lau betrieben worden. Vielleicht war Fräulein Ohlenschläger nicht sehr schreibluſtig, vielleicht auch hatte die Liebe schon ihren Höhepunkt überschritten — jedenfalls waren nur wenige und sehr schlanke, verschlossene Briefe gekommen nebst einigen Ansichtskarten aus St. Moritz, die aber natürlich mit „Hochverehrte Exzellenz" begannen und nur mit T. (Fräulein Ohlenschläger hieß Tilly) unterzeichnet waren. Der Intendant hatte diese Liebeszeichen auch ohne sichtbare Ungeduld erwartet und über die eine oder andere der Karten sogar spöttisch hingelächelt, wie er immer gern über die Stilistik der Mimen lächelte, vorausgesetzt daß er nicht gerade in eine über Hals und Kopf verliebt war. Mit ihm lächelte Agnes, kein spöttisches, sondern ein triumphierendes Lächeln; sie wußte schon, daß die Zeit nicht mehr fern war, wo Fräulein Ohlenschläger durch den Theaterdiener ein prachtvolles Bukett nebst einem Brief des Intendanten überreicht erhielt, in dem er ihr mitteilte, daß die Intendanz, in Anbetracht ihrer großen Verdienste um das Königliche Institut, Fräulein Ohlenschläger einen außerkontraktlichen, sechswöchigen Urlaub zur Verfügung stelle, den sie jederzeit, nach Belieben, antreten könne. Auf diese kavaliersmäßige Weise pflegte der Intendant immer seine zarten Beziehungen zu lösen, und im Theater, wo man diese Nuance natürlich kannte, wurden nicht wenig Witze über das gewohnheitsmäßige Abschiedsbukett gemacht. Ja, eine böse Zunge der Oper hatte sogar das Gerücht verbreitet, der Intendant habe beim Blumenhändler ein Abonnement.

Die Planks kehrten also beide in guter Stimmung nach der Stadt zurück, und Agnes bedauerte beinahe, daß der Aufenthalt in ihrer Wohnung für sie nur ein vorübergehender war. Sie wollte ja nur umpacken, das Hauswesen wieder soweit in Ordnung bringen, daß es auch in ihrer Abwesenheit tadellos und ruhig weiterging, dann würde sie den Rest der Stiftsferien mit den beiden Mädchen in einem kleinen Ort der Voralpen verbringen, der mit der Bahn in einer guten Stunde zu erreichen war. Als sie die Visitenkarten durchsah, die während ihrer Abwesenheit abgegeben worden waren, fiel ihr eine in die Hände, auf der stand:

Dr. Max Richter
Literarhistoriker und Privatdozent an der Kgl. Universität
Gartenstr. 7.

Sie mußte sich etliche Augenblicke besinnen. Der Sommer mit seinen wechselnden Eindrücken hatte in ihr die Erinnerung an jenen Abend fast verwischt, an dem sie zum erstenmal den Namen Max Richter gelesen hatte. Dann fiel's ihr wieder ein: „Aha, der Verfasser von ‚Magelones Freier!'" Sie wunderte sich nicht besonders, daß er seinen Besuch gemacht habe, denn der Intendant sah die Autoren, die er aufführte, gern in seinem Hause, vorausgesetzt, daß sie keine Bohèmemanieren mitbrachten. Sie fragt nur ihren Mann: „Soll man den Doktor Richter wohl jetzt gleich einladen? Eigentlich gehörte sich's ja, aber es ist mir jetzt, wo ich doch nur en passant hier bin, ziemlich unbequem..."

Der Intendant fand, daß man sich wegen Doktor Richters keinerlei Unbequemlichkeit aufladen solle. Man konnte ihn ja im Herbst einladen, wenn Agnes in Ruhe wieder daheim war und wenn die Proben für sein Stück, die jetzt noch gar nicht bestimmt waren, etwas mehr in die Nähe rückten.

„Ja, es ist wirklich besser, man wartet noch ein wenig. Weißt du, solange sie keine Proben in Aussicht haben, haben diese jungen Autoren immer so etwas Vorwurfsvolles, so eine stumme Klage in den Rehaugen, ungefähr wie bei der Marlitt die Frauen, die von ihrer Ehe enttäuscht sind..."

„Ja, ja, die Marlitt!" sagte Agnes und sah ihren Mann an.

Digitized by Google

Er lenkte sofort ab, sprach ein wenig von Doktor Richter, der natürlich gleich nach dem Brief, den ihn der Intendant damals hatte schreiben lassen, glückselig aufs Bureau gestürzt war und alle Umänderungen versprochen hatte, die sie von ihm forderten.

„Wirklich ein ganz netter Mensch, ganz patent und dabei noch recht einfach! Gar nichts von den Dichterallüren, die sie sonst immer gleich heraushängen, wenn ein Stück von ihnen angenommen ist. Er hat de bon cœur allem zugestimmt, was ich ihm vorschlug, war ordentlich dankbar, daß man sich so eingehend mit ihm befaßte. Ich glaube, daß wir mit ihm keine schlechten Erfahrungen machen..."

Sie führten dies kleine Gespräch beim Kaffee nach Tisch, eine Stunde, die der Intendant liebte und darum auch gern verlängerte, wenn er nicht gerade sehr müde war. Da er sich jetzt noch eine neue Zigarette anzündete, besprachen sie heiter und mit ein wenig Ironie all die Überraschungen, die sie schon mit jungen Dichtern erlebt hatten. Wie der eine sich sofort als Genie aufgespielt, der zweite einen Vorschuß auf die Tantiemen von 10000 M. verlangt, der dritte, als ein Stück nur einen Achtungserfolg errang, dem Intendanten einen von Grobheiten strotzenden Brief geschrieben hatte. Sie lachten bei der Erinnerung, und Agnes meinte, es sei eigentlich hohe Zeit, daß sie wieder einmal einen recht verrückten oder recht unverschämten Dichter zu verspeisen bekämen, denn in den letzten Monaten habe man sich über niemand mehr zu ärgern oder zu amüsieren gehabt. „Und der Doktor Richter scheint ja nach deinen Reden auch hoffnungslos normal! Ich glaub' wahrhaftig, die Wildlinge und Käuze sterben aus!"

„Was willst du, Kind? Die Dichter sind heutzutage zu oft aus guter Familie; das hindert sie zwar nicht am Größenwahn, aber sie geben ihn dann nicht mehr so originell und komisch von sich, wie die andern, die in allem naiv sind. Erziehung ist immer eine Hemmung. Der junge Richter ist sicher tadellos erzogen, und wenn er Größenwahn haben sollte, so kaschiert er ihn jetzt noch meisterhaft!"

„O, er wird später schon noch damit herauskommen, wenn sein Stück Erfolg hat —"

Der Intendant nickte, klopfte die Asche von seiner Zigarette ab. „Natürlich wird er... Ich habe ihm übrigens gesagt, daß er die Empfehlung seines Stücks dir zu danken hat! Das schien ihn sehr zu rühren, ich glaube sogar, er ist rot geworden!"

„Geh, Klemens, das erfindest du dazu!"

„Möglich," sagte der Intendant, verlöschte die Zigarette, schüttelte seiner Frau die Hand und ging in sein Zimmer, um eine verspätete Siesta zu halten.

⁂ ⁂ ⁂

Im Spätherbst luden dann Planks Doktor Richter „zu einem einfachen Mittagessen" ein. Es waren im ganzen nur sechs Personen, der Intendant und seine Frau, der Intendant einer mitteldeutschen Hofbühne, der sich just mit der dritten Frau auf der Hochzeitsreise befand, Oberregisseur Baumann und Doktor Richter. Agnes hatte ein feines Menü zusammengestellt und einen hübschen Blumenschmuck aus dunklem Laub, rosa Rosen und rosa Bändern für die kleine Tafel ausgesucht. Sie hielt viel auf einen gut besetzten und schön gezierten Tisch, und es war ihr zu Anfang ihrer Ehe immer ein Schmerz gewesen, daß ihr Mann weder einen feinen Gaumen, noch Wohlgefallen an Tafeldekorationen hatte. Er wiederum spöttelte zuweilen über ihre Feinschmeckerei und ihren Hang, das Essen poetisch zu verklären, wie er es nannte. Er hänselte sie wohl, indem er sich vor den mit Silber, Kristall und Blumen beladenen Eßtisch aufstellte und sagte: „Aha, Piccolomini, vierter Aufzug, Szene: ein großer, festlich erleuchteter Saal, in der Mitte desselben und nach der Tiefe des Theaters eine ausgeschmückte Tafel, an welcher acht Generale, worunter Oktavio Piccolomini, Terzky und Maradas, sitzen. Vorwärts steht der Kredenztisch, die ganze vordere Bühne bleibt für die aufwartenden Pagen und Bedienten frei."

Heute hänselte er aber gar nicht, denn er war erst kurz vor der Speisestunde heimgekommen und beschäftigte sich noch mit seiner Toilette, als schon die Klingel an der Haustür zum erstenmal ertönte.

Der erste Gast — Doktor Richter — trat ein, blieb an der Tür des großen Wohnzimmers einen Augenblick wie zögernd

Digitized by Google

stehen. Agnes ging ihm entgegen, reichte ihm die Hand, sagte ihm freundlich, daß sie sich sehr freue, ihn endlich kennen zu lernen. Sie war heute ganz in weiß, trug das dunkle Haar nach der allerletzten Mode frisiert und mit Goldbändern durchwunden und sah so jung, licht und schlank aus, daß Doktor Richter nicht gleich wußte, ob er wirklich Exzellenz zu ihr sagen sollte und nicht lieber Gnädiges Fräulein. Der Intendant sollte ja doch zwei Töchter haben, und es kam ihm wahrscheinlicher vor, daß Agnes ein Kind des ältlichen Intendanten sei, denn seine Frau.

Agnes merkte wohl, wie seine Zunge mit der Anrede kämpfte und lächelte ein wenig. Sie stellte die Situation klar, indem sie sagte: „Mein Mann wird gleich kommen, es hat nur heute wieder so lang auf dem Bureau gedauert! Aber das ist immer so: sobald wir Gäste haben, verschwört sich gewiß alles, was Theater heißt, damit mein Mann nur ja nicht pünktlich heimkommt . . .“

Agnes setzte sich auf das Sofa, Doktor Richter nahm ihr gegenüber, in einem Armstuhl, Platz. Er war jetzt gar nicht mehr befangen, bewahrte nur noch die respektvolle Zurückhaltung des gut erzogenen Mannes, die ihn bei seinem ersten Besuch im fremden Haus zu einer gewissen Farblosigkeit verdammt. Man sprach die scheinbar angeregten, in Wirklichkeit gleichgültigen Worte, mit denen man jede Bekanntschaft eröffnet; erst als Agnes ihm sagte, wie gut ihr „Magelones Freier“ gefallen habe, und daß sie schon sehr neugierig auf die Aufführung sei, kam Leben in sein ernstes, glattrasiertes Gesicht. Zwei braune Augen leuchteten sie mit einem Ausdruck knabenhafter Freude und Dankbarkeit an. Sie dachte einen Augenblick: ‚Wie jung er noch ist, und wie hübsch er sich noch freuen kann!‘ Hörte dann, wie er von seinem Dank sprach, von dem Dank, den er ihr, ganz besonders ihr schulde, und wie erstaunt er sei, daß sie sich Tag für Tag damit plage, die eingereichten Stücke zu lesen. „Warum sollte ich es nicht? Allein käme mein Mann nicht durch. Da hat er mich gleich vom Anfang unserer Ehe an zur Lektorin erzogen!“

Er lächelte.

„Ja, das bewundere ich ja eben, daß Sie sich so gutwillig haben erziehen lassen.“

„Nicht wahr?! Es scheint also, daß ich ein sehr gutes Erziehungobjekt bin, oder mein Mann ein sehr talentvoller Erzieher. Oder —“

In diesem Augenblick trat der Intendant ein, sehr stattlich, frisch umgezogen und mit dem sieghaft langausgezogenen Schnurrbart. Er bewillkommte Richter sehr liebenswürdig, küßte seiner Frau die Hand und bat um Entschuldigung, daß er sie habe warten lassen, aber hinter all der Liebenswürdigkeit, die er als Hausherr verschwendete, spürte man eine bewußte Überlegenheit und eine Distanz, die er vielleicht zufällig, vielleicht mit Absicht zwischen sich und den jungen Gast legte. Agnes wurde ein wenig befangen. Ihr war's, als riefe die Haltung ihres Mannes sie zurück, wie man ein Kind zurückruft, das sich im Spiel zu weit von den Eltern entfernt hat.

Die andern Gäste kamen. Der Intendant der mitteldeutschen Hofbühne, der so unermüdlich heiratete, war ein kleiner, hochblonder, sehr rosiger Herr, der immer nur halblaut sprach und dem niemand anmerkte, wie es in seinem Privatbureau zuging. Er hatte eine Vorliebe für walkürenhafte Erscheinungen und hatte sich auch zur dritten Ehe eine Frau gewählt, die ihn fast um Haupteslänge überragte, rollende, schwarze Augen und Formen von unbestreitbarer Plastik besaß. Oberregisseur Baumann sah frischer aus als vor den Ferien und glich wieder völlig einem Justizrat; nur sein Klammergebiß klapperte immer hörbar, wenn er einen längeren Satz sprach.

Jeder Intendant führte natürlich die Frau des andern zu Tisch. Zur Rechten der Neuvermählten saß der Oberregisseur, zur Rechten von Agnes Doktor Richter. Das Gespräch ging zuerst ein wenig allgemein, belebte sich, als die guten Weine kamen, die Plank im Keller hielt, wurde intimer und spaltete vorübergehend die kleine Tischgesellschaft in drei Zwiegespräche. Der Oberregisseur sprach mit Richter über die Inszenierung seines Stückes, Agnes hörte scheinbar interessiert, innerlich gelangweilt dem rosigen Intendanten zu, der allerhand Hofgeschichten erzählte, die Neuvermählte

Digitized by Google

schien sich mit Plank glänzend zu unterhalten, denn sie rollte immer wieder ihre dunklen Feueraugen, lachte gurrend oder markierte ein Erröten. Agnes sah sie an und unterdrückte ein Lächeln. Wenn sie geahnt hätte, wie Plank nachher, wenn sie fort war, sich über sie und das sichtliche Entzücken mokieren würde, mit dem sie seine billigen Huldigungen entgegennahm! Aber das war ja seine Spezialität: er hatte die Gabe, Frauen in Schmeicheleien einzuwickeln, die ihnen bei einem andern banal vorgekommen wären, die er aber mit einem Ton zu flüstern oder mit einem Blick zu begleiten wußte, daß sie wie tiefe Überzeugung, wenn nicht gar wie Leidenschaft klangen. Agnes lächelte und wandte dann den Blick von ihm weg. Hier, in ihrem Salon, war sie wirklich nicht eifersüchtig, sie wunderte sich nur mitunter, daß Plank es nicht müde wurde, immer wieder, seit dreißig Jahren, dieselben Mätzchen zu machen. Sie blinzelte Doktor Richter von der Seite her an; sie konnte nicht viel von seinem Gesicht sehen, weil er immer noch eifrig mit dem Oberregisseur sprach, aber weil er etwas abgewandt von ihr saß, merkte sie jetzt, was ihr vorhin entgangen war: daß trotz seiner Jugend seine Haare schon recht spärlich waren und sich über der Stirn nur mehr wie leichter Flaum lockten. Das wirkte seltsam zu seinem jungen Profil und zu dem knabenhaften Ausdruck, der vorhin in seinen braunen Augen aufgeleuchtet hatte. Er griff eben nach seinem Weinglas, und Agnes sah, daß seine Hand sehr schmal, sehr nervös und so zärtlich gepflegt war, wie sonst nur Frauen oder Nichtstuer ihre Hände verwöhnen. Am Goldfinger trug er einen Ring mit einem dunklen, geschnittenen Stein, der das unterste Glied des Fingers fast verdeckte. Dieser Ring war das einzige Auffallende an ihm, er trug sonst keinen Schmuck, und an seinem Anzug war alles Auffällige vermieden, man spürte überall die gute Erziehung, von der Plank gesagt hatte, daß sie immer eine Hemmung sei.

Wieder sah Agnes zu ihrem Mann hinüber. Sieghaft saß er da mit seinem langausgezogenen Schnurrbart und dem dichten, grauen Haar; er war schon ein wenig heiß von Wein und sehr belustigt von der Weiblichkeit neben ihm, die ihm alles aufs Wort glaubte; ein ältlicher Kondottieri der Liebe, der den Glanz seiner Waffen in der Sonne spielen läßt, wenn er sich schon nicht zum Angriff rüstete. Er hob sein Glas gegen seine Frau und trank ihr zu, sie nippte an dem ihren, sah von der Exzellenz weg und ein wenig auf dem Tisch umher, auf dem schon einzelne Rosen sich entblättern wollten, wandte sich dann ihrem Tischherrn zu, der mit seiner Hofgeschichte noch immer nicht zu Ende war, und spannte ihre Miene an, als ob sie's nicht erwarten könne, den Schluß des höfischen Begebnisses zu vernehmen. Merkte aber doch, daß zwei knabenhafte, braune Augen voll Bewunderung an ihrem Gesicht hingen, und konnte es nicht hindern, daß sie ohne jeden Grund ein wenig rot wurde, in einem Husch den Blick dieser Augen erwiderte, wie man einen Gruß erwidert, der einen freut. Dann blickte sie ihn nicht mehr an, solange sie noch am Tisch saßen. Sie hatte wieder dasselbe Gefühl wie vorhin, als ihr Mann eingetreten war, ein Gefühl, das sie ärgerlich machte, weil sie gar keinen Grund dafür wußte. Es kam ihr aber heute zum zweitenmal so vor, als ob sie zu vertraulich mit einem Gast wäre, der eben erst die Schwelle des Hauses überschritten hatte.

Nachher bei Kaffee und Zigaretten hatten sich die Gruppen ein wenig verändert. Agnes unterhielt sich nun mit beiden Neuvermählten, der Intendant sprach mit Doktor Richter und dem Oberregisseur. Beiläufig fiel's ihm ein, daß er von ihrem gemeinsamen Schützling, der Christel Müller, nichts mehr gehört und gesehen hatte, und er erkundigte sich, wie es denn mit ihrem Unterricht stünde und ob sie Fortschritte mache. Der Oberregisseur schien sehr entzückt von seiner Schülerin, allerdings mehr von ihren menschlichen, als von ihren künstlerischen Eigenschaften.

„Sie ist ein gutes Kind, Exzellenz, wirklich ein so gutes Kind —" sagte er drei- oder viermal.

Exzellenz meinte: „Hm, ja . . . das ist ja sehr schön, aber, lieber Baumann, für ihre Güte geben Sie ihr doch keinen Unterricht! Hat sie denn Talent oder hat sie keins?"

„O gewiß hat sie Talent, gewiß, Exzel-

Digitized by Google

lenz! Aber das ist ja eben so schön bei ihr, daß sie nicht nur ein begabtes Mädchen ist, sondern auch ein so gutes Herz hat, so seelengut . . ."

Exzellenz verfolgte das Gespräch nicht weiter. Der Oberregisseur kam ihm heute ein wenig kindisch vor.

Abermals wechselten die Gruppen. Agnes saß nun mit Doktor Richter zusammen und ließ sich von seinem Leben und von der Entstehung seines Stückes erzählen. Von seinem Leben gab's freilich nicht gar viel zu berichten: er wohnte zusammen mit seiner Mutter, einer verwitweten Generalin, die ihn verwöhnte und nebenbei ziemlich tyrannisierte, weil sie's vom seligen General her gewohnt war, daß im Hause immer ein wenig Tyrannei sein mußte.

Es wäre ihr gar nicht unerträglich gewesen, wenn Max die Tyrannei vom Vater übernommen hätte, aber der Sohn glich ihm in nichts, hatte, Gott weiß woher, ein feines Gemüt und literarische Neigungen. So war er Philologe geworden, hatte sich als Dozent für Literarturgeschichte habilitiert, wartete auf einen Ruf als Professor nach auswärts, war froh, daß die Verwöhnung und die Tyrannei der Mutter alle kleinen Widerwärtigkeiten des Tages von ihm fern hielten, so daß er in großer Ruhe, in einer beneidenswerten Stille und Sammlung sein Stück hatte schreiben können, zu dem er den Stoff in einem alten provenzalischen Ritterbuch gefunden hatte.

„So fing mein Glück an," sagte er naiv.

Agnes lachte. „Warten Sie nur erst ab, ob es auch wirklich ein Glück ist! Man soll den Tag nicht vor dem Abend und das Stück nicht vor der Premiere loben!"

Er schüttelte den Kopf. Auf den Erfolg, den äußern Erfolg, kam es ihm gar nicht so sehr an. Für ihn war es schon so viel, war es alles, daß sein Werk angenommen war, daß seine Gestalten in Fleisch und Blut vor ihn hintreten sollten. „Magelones Freier" war ja doch nur ein Anfang, das erste von so und soviel Stücken, zu denen er schon Stoff und Plan im Kopf trug. Als er's schrieb, hatte er nichts empfunden, als die Freude, es zu schreiben, aber als es fertig war, da war ihm das Wort Gutzkows zentnerschwer aufs Herz gefallen —

„Welches Wort?"

„Um ein Stück zu schreiben, muß man ein halber Gott, und um es auf die Bühne zu bringen, ein ganzer Lakai sein!"

„Ein hübsches Wort und im allgemeinen wohl auch wahr! Aber Sie, Herr Doktor, Sie haben doch nichts von der Lakaienhaftigkeit gespürt!"

Er wurde warm. Nein, nein, das hatte er wahrhaftig nicht! Er wußte aber auch ganz genau, zu wieviel Dank er Seiner Exzellenz verpflichtet war, daß er das Stück so rasch gelesen und angenommen habe.

„War das Stück schon vorher anderswo eingereicht?"

„Nein, ich habe mir gedacht, daß es doch am gescheitesten ist, ich versuch' es in meiner Vaterstadt."

„Das war auch wirklich das Gescheiteste!"

„Ja, Exzellenz, weil mein Stück zuerst in Ihre Hände kam! Ihnen habe ich ebenso zu danken wie Seiner Exzellenz, ja vielleicht noch mehr!"

Agnes wollte lächelnd abwehren, aber er beharrte: „Bitte, lassen Sie mir den Glauben, daß ich mein Glück auch Ihnen verdanke! Es ist so schön, sein Glück aus den Händen einer Frau zu empfangen!"

Agnes sagte nichts mehr. Sie sann einen Augenblick darüber nach, ob ihr Mann wohl jemals aus den Händen einer Frau hätte Glück empfangen wollen, ein Glück, das anderes bedeutete als Kuß und Rausch. Ob er je mit so ritterlicher Huldigung eine Frau zur Richterin, zum Schicksal eines Werkes eingesetzt hätte. Sie wußte es nicht. Als sie in sein Leben trat, bedurfte er ihres Urteils nicht mehr, nur noch ihrer Zustimmung, ihrer Bewunderung. Sie wurde ein wenig schwermütig. Ach, es mußte hübsch sein, einem Manne den Wert des Lebens zu prägen und ihm ein Schicksal zu sein — —

Es dämmerte leise, als die Gäste sich empfahlen. Doktor Richter war schon ein wenig nervös geworden, weil seine Mutter ihn um halb sechs Uhr erwartete, um mit ihm einen Besuch zu machen. Exzellenz Plank und Agnes forderten ihn auf, doch öfters zwanglos zu kommen. Agnes sagte: „Wenn Sie zwischen fünf und sechs Uhr kommen, treffen Sie uns sicher. Ich bin

Digitized by Google

um diese Zeit immer zu Hause, und mein Mann trinkt auch meist vor dem Theater eine Tasse Tee bei mir. Ich sage das ausdrücklich, denn für einen Dramatiker ist natürlich der Intendant immer und überall die Hauptsache!"

Er antwortete nicht auf den Scherz, verbeugte sich nur und küßte ihre Hand.

Die Planks waren allein. Im Zimmer lag noch eine behagliche Nachdinerstimmung. Auf dem japanischen Lacktisch waren das silberne Kaffeezeug, die blauen Nymphenburger Porzellantassen und die blütenfeinen Likörgläser unordentlich durcheinandergeschoben, wie die Gäste sie stehen gelassen hatten, dünne Schwaden von Zigarettenrauch rannen in die tiefer sinkende Dämmerung hinein.

Der Intendant warf sich in einen Stuhl, goß sich noch einmal einen Chartreuse ein und trank das Gläschen auf einen Zug leer. Er reckte die Arme, drückte den Kopf an die Lehne und fand, daß alles recht hübsch gewesen sei.

„Der Richter ist doch ein ganz netter Mensch, nicht?"

Agnes fand, daß er sehr nett sei. „Eigentlich genau so, wie ich ihn mir nach dem Stück vorgestellt hatte!"

„Na ja, das könnte stimmen ... Ein bißchen sehr Ästhet und nebenbei etwas Toilettenfatzke! Hast du den Ring gesehen, Agnes? Und die Weste, heiliger Gott, die Weste! Aber alles tiptop! Ich wette, der junge Mann bezieht alles direkt von London! Die Tantiemen, die wir ihm auszahlen, werden bei einem guten Erfolg wahrscheinlich gerade für einen neuen Frühjahrsüberzieher reichen."

Er lachte, war mit seinen Gedanken aber schon wieder wo anders.

Agnes sagte nichts, die ironisch absprechende Art ihres Mannes verdroß sie.

„Höre, Agnes, findest du auch, oder bilde ich mir's nur ein, daß Baumann allmählich doch recht senil wird? Er war heute stellenweise geradezu albern. Ich fragte ihn nach der Christel Müller — du erinnerst dich doch, ich hab' dir von der Sache erzählt! — ob sie Fortschritte mache, ob sie überhaupt Talent hat, na, was man halt so fragt bei einem Mädel, wo's draufankommt. Und was erwidert er mir? Nichts, als daß sie ein gutes Mädchen sei. ‚Ein so gutes Kind.' Teufel noch mal, man könnte aus der Haut fahren! Ob sie gut ist oder nicht, geht mich gar nichts an, ist auch für sie ganz irrelevant, aber ob sie was kann oder nicht, das ist der springende Punkt! Und da plärrt mir dieses alte Waschweib immer vor: ‚So ein gutes Kind! So ein gutes Kind!'"

Er kopierte Baumann ausgezeichnet, wie er immer den Mund weit aufmachte, ehe er zu sprechen begann und vor jedem längeren Satz mit dem Klammergebiß klapperte. Agnes mußte lachen, war aber doch zum Widerspruch gereizt: „Ein wahres Glück, daß unsere Gäste dich nicht hören! Auch die jüngste Jugend kann nicht schneller fertig sein mit dem Wort als du, lieber Klemens! Der eine ist ein Toilettenfatzke, der andere ein altes Waschweib; Gott behüte die lieben Nächsten vor deiner Nachrede! Man möchte ein wenig Angst bekommen, wenn man sich denkt, daß es noch mehr so freundliche Zungen gibt wie die deine und daß man von ihnen beurteilt wird —"

Der Intendant lachte.

„Wie sie jedes Wort auf die Goldwage legt! Also wenn es dir Spaß macht, revoziere ich: Doktor Richter ist ein Bohemien und Baumann ein jugendlicher Springinsfeld, und für die Christel ist es wirklich das Allerwichtigste, daß sie gut ist; Güte ist bekanntlich der sicherste Weg, um beim Theater Karriere zu machen!"

Er war sehr gut gelaunt. Die feurigen Weine, der Sekt, die plastische Weiblichkeit, die jedes Wort geglaubt und jede Frivolität sogleich verstanden hatte, die behagliche Dämmerstimmung jetzt, in die er alles hineinreden konnte, was ihm durch den heißen Kopf ging, sie versetzten ihn in einen bezaubernden Zustand, halb Müdigkeit und halb Rausch. Er blieb bis zum Theaterbeginn bei seiner Frau sitzen, bald im muntern Gespräch, bald in langem Schweigen, nahm, als es Zeit war, sehr zärtlichen Abschied, strich langsam seinen sieghaften Schnurrbart und ging, indem er eine undefinierbare Melodie vor sich hinträllerte.

Agnes wußte genau, daß er nicht ins Theater, sondern zu der Ohlenschläger ging. Wußte es und empfand im Augenblick eine solche Wut, daß sie am liebsten mit den

Digitized by Google

Fäusten gegen die Tür getrommelt oder das zierliche Kaffeegeschirr in Scherben zerschlagen hätte. Sie begriff selbst nicht, warum sie heute gerade so sehr verdroß, was sie nun schon seit Monaten ertrug, aber es half nichts, sie kam heute nicht darüber hinweg. Es bohrte und würgte in ihr, peinigte sie mit Vorstellungen, die sie nicht abwehren konnte, so oft sie auch versuchte, sie zu verscheuchen. Schließlich tat sie, was sie sonst nie tat, wenn sie den Intendanten auf Seitenwegen vermutete: sie telephonierte ihn an. Wartete atemlos mit dem Hörer in der Hand, ob seine Stimme antwortete, spürte ein tolles Herzklopfen, so als ob alles darauf ankäme, daß er heute, gerade heute nicht bei der Öhlenschläger war. Sie kam sich selber töricht vor, daß sie auf seine Stimme wartete, und wartete doch voll verstiegener Hoffnung, wie man zuweilen auf Unmögliches wartet.

Natürlich war er nicht da. Nach längerem Suchen und verschiedenen: „Bitte, Exzellenz, sich noch einen Augenblick zu gedulden!", antwortete der Sekretär, daß Seine Exzellenz wohl einen Augenblick dagewesen, momentan aber nicht zu finden sei. Ob man Seiner Exzellenz etwas ausrichten solle, wenn er später käme? Agnes sagte: „Danke, nein!" und hing den Hörer wieder ein.

Sie klingelte dem Diener, befahl ihm, das Kaffeezeug abzuräumen, Licht zu machen und alle Fenster und Türen zu öffnen, damit Zugluft entstand. Sie ging in ihr Zimmer, zog ihr dunkles Hauskleid an, löste die Goldbänder aus der etwas wirr gewordenen Frisur. Als sie wieder ins Wohnzimmer kam, war die Luft frisch und kühl, jede Nachstimmung des heutigen Mittags verflogen. Agnes fröstelte ein wenig, schloß Türen und Fenster, zog die Vorhänge zu und versuchte, ihr abendliches Pensum zu lesen. Aber sie hatte immer noch Sekt im Blut, statt Buchstaben sah sie Feuerringe vor den Augen, und ihre Schläfen pochten stark, fast schmerzhaft. Wenn sie doch endlich von dem Bild hätte loskommen können: ihr Mann und die Öhlenschläger. Aber wie sie sich auch mühte — die beiden, in Liebe verstrickt, verfolgten die einsame Frau, ob sie sich auch wehrte und sie nicht sehen wollte. Sie begann wieder, im Zimmer hin und her zu gehen, langsam zuerst, dann schnell und schneller, und wie sie so in ruheloser Eile umherirrte, stieg eine Erinnerung langsam und leuchtend über den abscheulichen Bildern empor, die sie quälten. Zwei braune, knabenhaft helle Männeraugen waren in tiefer Bewunderung auf sie gerichtet . . . Da wurde sie ruhiger in ihrem Inneren und fühlte die Nähe eines verständnisvollen Herzens.

(Fortsetzung folgt)

Auf alten Wegen

Einsam heut durchschritt ich wieder,
Stiller Fluß, dein dunkles Tal.
Seltsam fiel von Wolken nieder
Gold vom letzten Sonnenstrahl.
Träume, die — wie lang! — entschwunden,
Laute, die kein Mund mir sprach,
Stiegen aus den frühen Stunden
Wie aus Gräbern an den Tag.

Warm wie Augen sah ich's blinken,
Als der Mond aus Wäldern schlich
Und die Fledermaus auf flinken
Scheuen Flügeln uns umstrich.
Blasse Flechten sah ich schimmern
Heimlich wie das Glück und jung,
Und ein weihnachtliches Flimmern
Stahl sich durch die Dämmerung.

Doch schon stieg der Nebel dichter.
Überm Strome dann und wann,
Wie erschreckt durch Nachtgesichter,
Stießen fern die Glocken an.
Über Niederung und Röhricht
Glitt ein letzter Storch vom Moor,
Und die Sternlein, gelb und töricht,
Kicherten im Wolkenflor.

Julius Havemann

Digitized by Google

Die Herren der Reichsbank. Von * * *

Was im Weltensystem die Sonne, das ist im deutschen Wirtschaftsleben die Reichsbank. Die Sonne schafft Leben; Leben aber ist Geld, wenigstens für viele Leute. Neben der Reichsbank-Sonne gibt es noch andere große Gestirne. Da ist der Saturn mit seinen Ringen oder die Deutsche Bank und der Jupiter mit seinen Monden oder die Dresdner Bank. Aber nur die Reichsbank kann wirklich Geld machen. Es ist zwar Papiergeld, aber schließlich ist ein „brauner Lappen" so gut wie 50 Doppelkronen zu 20 Mark.

Wie kann ein Stück bedrucktes Papier soviel wert sein wie 50 Doppelkronen? Weshalb macht man überhaupt Banknoten? Und wenn die Reichsbank Geld machen kann, weshalb macht sie dann nicht gleich soviel, daß jedem sein Paketchen Tausendmarkscheine in die Wiege gelegt wird?

Banknoten macht man, weil in dem modernen Geschäftsleben, namentlich an bestimmten Terminen, so viele Zahlungen zu leisten sind, daß dafür das harte blanke Geld bei weitem nicht ausreichen würde. Da müssen künstliche Zahlungsmittel zwischentreten, also Banknoten, Wechsel, Giroverkehr usw. Künstliche Zahlungsmittel beruhen auf Kredit; hinter dem Kredit aber muß etwas stehen, woran man sich im Notfalle halten kann. Hinter der Banknote steht also auch etwas Greifbares. Zuerst die Konzession. Regierung und Gesetzgebung müssen ihre Erlaubnis zur Ausgabe von Banknoten erteilen. Früher hatte jeder deutsche Einzelstaat seine Notenbank, und wer so glücklich ist, noch einen Großvater zu besitzen, kann von ihm hören, was für ein Durcheinander von Papiergeld in Deutschland bis zur Mitte der siebziger Jahre bestand. Die Ordnung des Banknoten- und Papiergeldwesens ist eine der größten Taten nach der Begründung des Deutschen Reiches. Heute gibt es besondere Banknoten nur noch in Bayern, Sachsen, Baden und Württemberg, sonst aber herrscht auf diesem Gebiete die Reichsbank. Sie kann freilich auch nicht beliebig viel Banknoten ausgeben. Für die Banknoten muß immer eine Deckung vorhanden sein. Das Gesetz hat darüber genaue Bestimmungen getroffen. Der dritte Teil der umlaufenden Banknoten muß in bar gedeckt sein; diese sogenannte Dritteldeckung ist das Fundament, fast ein heiliges Gebot in unserem Geldwesen. Für die beiden anderen Drittel des Umlaufes an Banknoten müssen diskontierte Wechsel als Deckung vorhanden sein. Die Wechsel aber dürfen nur eine Umlaufsfrist bis höchstens drei Monate haben, und außerdem müssen sie die Unterschrift in der Regel von drei, mindestens aber von zwei Leuten tragen, die als gut und zahlungsfähig bekannt sind. Der Umlauf an Banknoten schwankt beständig; er ist groß bei regem Geschäft, schrumpft aber zusammen, wenn der Bedarf an Umlaufsmitteln nachläßt. Sinnreich, ingeniös, wie die meisten Einrichtungen der Finanzwelt, sind also die Grundgedanken der Reichsbank.

Die Reichsbank steht aber auch faktisch im Mittelpunkt unseres Wirtschaftslebens; denn das Gebäude der Bank liegt mitten in dem Getriebe des Berliner Geschäftslebens, da, wo der Pulsschlag von Handel und Industrie am lebhaftesten geht. Breit und massig schiebt sich die Reichsbank in das Konfektionsviertel Berlins hinein. Über dem Eingange von dem Hausvogteiplatze stehen patriarchalisch, in Stein gehauen, die Worte „Kontor für Wertpapiere". Einige Stufen führen uns hinauf. Weite, mächtige Räume; klar gegliedert und übersichtlich; gediegene Eleganz. Geheimrat Wolf herrscht in diesem Milliardenreiche. Hier bewegt sich der Effektenverkehr der Reichsbank.

Die Reichsbank nimmt keine verzinslichen Depositen an. Wer mit ihr in Giroverkehr treten will, muß dauernd ein Mindestguthaben halten, das mit 1000 Mark anfängt und bis in die Millionen steigen kann. Da es für viele Leute nützlich und Ehrensache ist, ein Konto bei der Reichsbank zu haben, überweist man das Guthaben gern, obwohl man dafür keine Zinsen bekommt. Zeitweise stehen bis 800 Millionen Mark solche Guthaben bei der Reichsbank. Freilich befinden sich darunter auch Guthaben von Behörden: denn die Reichsbank vermittelt deren Zahlungsverkehr. Sie führt aber keine Aufträge auf Spekulationsgeschäfte aus.

Sonst besorgt die Reichsbank Kauf und Verkauf und vor allem auch die Aufbewahrung und Verwaltung von Effekten. Gute Wertpapiere zu haben ist ja höchst erfreulich; je mehr, desto besser; aber sie sind anspruchsvoll wie verwöhnte Kinder; sie müssen gut gewartet werden und machen viel Arbeit. Diese Arbeit nimmt die Reichsbank den Effektenbesitzern gütigerweise ab. Es kostet nicht viel und ist sicher. Viele Leute haben das begriffen und der Reichsbank ihr Vermögen zur Verwaltung überlassen. Geheimrat Wolf führte uns liebenswürdigerweise in die unterirdischen Tresors. Taghell ist die Nacht gelichtet! Und welche Ordnung und Übersicht! Etwa 3¼ Milliarden Mark an Wertpapieren, der Besitz von 75000 Kapitalisten, auch von Ausländern, sind da unten aufgespeichert; 393 einzelne Tresors bergen diese Reichtümer in sich. Wenn oben

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

jemand seine Effekten zurückverlangt, dann kann sein Besitz in wenigen Minuten zusammengetragen sein. Freilich gibt die Bank die Effekten nur heraus, wenn die Rechtslage und die Besitzverhältnisse durchaus klar und unanfechtbar sind. Man erinnert sich vielleicht noch der Kämpfe und Anstrengungen, die erforderlich waren, bis die Reichsbank die heiß umstrittenen Millionendepots des letzten türkischen Sultans herausgab. Wer solche Riesensummen fremden Besitzes verwaltet, muß natürlich mit Argusaugen darüber wachen. Der Apparat, den die Reichsbank aufgeboten hat, um die Sicherheit ihrer Effektendepots zu verbürgen, ist interessant und kostspielig, aber daher stammt eben das Wort im Volksmunde: „Sicher wie die Reichsbank."

Ein zweiter Zugang zur Reichsbank ist von der Jägerstraße aus. Da geht's zuzeiten noch lebhafter ein und aus als beim „Kontor für Wertpapiere". Namentlich gegen Schluß der Woche, des Monats oder des Quartals ist der Andrang groß. Im Hochparterre liegen da die Kassenräume, ein mächtiger Lichthof, breite Zahltische ringsum. Hier wird hauptsächlich Geld gewechselt, klein gegen groß und umgekehrt. Die Große Berliner Straßenbahn bringt die Millionen von Nickelstücken, die sie einnimmt, zur Umwechslung nach der Reichsbank. Der Geschäftsmann holt sich Wechselgeld; die großen Fabriken wechseln Geld für die Lohnzahlung ein. Alle Behörden kommen gelaufen. Kurz, auf die Reichsbank greift alles zurück, und in dem Kassenraume drängt sich die Menge oft gewaltig zusammen. Hier herrscht Geheimrat Eckert. Sein Herrschaftsgebiet ist besonders interessant; denn da rouliert das bare Geld, das ja immer lacht, ganz anders als manche Effekten. Geheimrat Eckert kennt die Bedürfnisse des Verkehrs aus langer Praxis; wie ein Vater sorgt er, sammelt er beizeiten in die Scheunen, um gerüstet zu sein, wenn der Andrang beginnt. Man unterscheidet den Tagestresor und den Haupttresor. Der Haupttresor ist tief in den Kellern untergebracht. Eine Art Nibelungenschatz; er zählt nach Hunderten von Millionen in bar. Auf diesen unterirdischen Tresor greift man nur bei außerordentlichem Bedarfe zurück. Diese Räume sind ganz besonders gesichert, und sie dürfen nur von wenigen Leuten in Begleitung eines der Hohenpriester, also eines Herrn vom Direktorium, betreten werden. Für die laufenden Bedürfnisse steht der Tagestresor zur Verfügung, der aber zuzeiten auch bis 250 Millionen faßt. Alle Sorten von Geld sind da zusammengeschafft. Schließt Augen euch, hier ist nicht Zeit, sich staunend zu ergötzen! Ganze Pakete von Tausendmarkscheinen; Ballen von Hundertmarkscheinen und sonstigem Papiergeld. Das geht immer in die Millionen; alles schmuck und prächtig geordnet. Rechts und hinter uns auf vielen Regalen, reinlich sortiert, Säckchen mit Gold, Silber, Nickel und Kupfer; von weitem kann man schon sehen, was und wieviel auf den Regalen liegt, denn jedes Säckchen hat sein Etikett mit bestimmter Inhaltsangabe: Weiß bedeutet Silber, Rot Gold usw. Es ist wie in tausendundeine Nacht und doch Wirklichkeit, denn wir hören ganz deutlich einen leibhaftigen eisernen Schiebkarren mit Geld hereinpoltern. Diese Mengen Geld müssen natürlich auch gezählt werden. Dazu hat die Reichsbank zahlreiche Maschinen, von denen ein Teil elektrisch angetrieben wird. Eine elektrisch angetriebene Geldzählmaschine: Wer ein solches Instrument beschäftigen kann! Eine der Zählmaschinen ist sogar so intelligent, daß sie gleich die Geldrollen herstellt und mit Aufschrift versieht. Jedes einzelne Goldstück wird auch noch gewogen, und was zu leicht befunden wird, wird aussortiert. Man arbeitet da mit den allerfeinsten Wagen; eine dieser elektrischen Wagen reagiert bereits auf eine kleine weiße Feder in der empfindlichsten Weise. Überhaupt wird alles Geld noch gewogen, auch nachdem es gezählt und in Säckchen verpackt worden ist. Man geht eben bei der Reichsbank sicher.

Auch bei der Prüfung der Wechsel! Im Querschreiben ist man in Deutschland groß. Die Deutschen sind Kreditkünstler; fast möchte man sagen: die Kreditvirtuosen der Welt; dem Kredit verdanken wir allerdings einen Teil unserer wirtschaftlichen Größe. Die deutschen Banken führten Ende 1912 in ihren Bilanzen einen Wechselbestand von drei Milliarden Mark auf. Die Reichsbank allein hatte Ende 1912 über zwei Milliarden Mark Wechsel in ihrem Portefeuille, und im ganzen Jahre 1912 hat die Bank über 4,63 Millionen Stück Wechsel im Gesamtbetrage von etwa $12^1/_2$ Milliarden Mark angekauft. Unter den angekauften Wechseln befanden sich etwa 727 000 Stück im Betrage von 100 Mark und darunter; man ersieht daraus, daß die Reichsbank ihre Mittel auch dem Mittelstand gern zur Verfügung stellt, obwohl der Kreditverkehr mit den kleinen Leuten schwieriger ist als mit den großen. Die 4,63 Millionen Stück Wechsel verteilen sich nun allerdings über ganz Deutschland, wo die Reichsbank ein Netz von 486 Filialen errichtet hat. Immerhin machen diese 4,63 Millionen Stück Wechsel einen schönen Berg Papier aus, durch den sich die Leiter der Bank durcharbeiten müssen; es muß ja doch jeder Wechsel geprüft werden. In Berlin stehen die Geheimräte Korn und Kauffmann über der Prüfung der Wechsel, die eine intime und umfassende Kenntnis der Geschäftswelt voraussetzt; und wenn erzählt wird, daß in Zeiten lebhaften Geschäftsganges die Wechsel waschkorbweise herangeschleppt werden, so ist das kein leerer Wahn. Je mehr Wechsel (gute natürlich) herbeiströmen, um so besser für die Bank, sagt der draußenstehende Beobachter. Ganz recht; wenn man rein vom Standpunkte des Geld- und Zinsenverdienens aus die Sache betrachtet. Die Reichsbank

Digitized by Google

soll nun zwar auch Geld verdienen; sie ist immerhin ja eine Art Aktiengesellschaft. Die Anteile lauten auf Namen; man kann also genau kontrollieren, wer Anteile der Reichsbank besitzt; auch der Hof soll unter den Anteilseignern vertreten sein. Nebenbei bemerkt, befindet sich ein namhafter Bestand an Reichsbankanteilen im ausländischen Besitz; etwa ein Neuntel der Anteilseigner sitzt im Auslande. Alle diese Leute wollen eine Rente aus ihrem Kapital haben. Daneben steht auch noch der Reichsfiskus mit seinem gesetzlichen Anspruche auf Gewinnbeteiligung. Obwohl die Reichsbank kein Staatsinstitut ist, hat es die Entwicklung der Dinge doch so mit sich gebracht, daß der Anteil des Reiches an dem Gewinne beständig steigt. Im Jahre 1912 zog z. B. das Reich aus der Reichsbank 26,4 Millionen Mark, während die Anteilseigner nur 12,51 Millionen Mark bekamen. Im ganzen hatte die Bank i. J. 1912 69,79 Millionen Mark verdient bei einem Grundkapital von 180 Millionen Mark und einem Umsatze von 414 Milliarden Mark ... Wie man sieht, wirft die Bank ganz hübsche Gewinne ab. Aber sie ist nicht allein des Gewinnes wegen gegründet worden. Die Reichsbank hat noch höhere Aufgaben. Sie hat darüber zu wachen, daß unsere Geld-, Kredit- und Währungsverhältnisse in Ordnung bleiben.

Das ist nun eine Aufgabe von höchster Verantwortung, und es gilt dabei, nach allen Seiten Umschau zu halten. Alle Welt will Kredit haben; sehr viele Leute verdienen ihn. Der Kredit darf aber auch nicht überspannt werden. Die Reichsbank hat gegen übertriebene Ansprüche ein Mittel, das sich noch immer als wirksam erwiesen hat: nämlich die Diskontschraube, wie man populär sagt. Wenn der Andrang mit Wechseln, also der Sturm auf den Kredit, zu groß wird, setzt die Reichsbank den Diskont herauf. Das Geld wird also teurer. Eine Erhöhung des Diskonts der Reichsbank gilt der Geschäftswelt als ein Warnungssignal; dies um so mehr, je höher der Satz steigt. Dann muß die Geschäftswelt den Gürtel enger schnüren, sich Zurückhaltung in ihren Unternehmungen auferlegen. Es gibt Zeiten, wo die Geschäftswelt wochenlang nach der Jägerstraße in Berlin blickt, weil von den Entschließungen, die dort getroffen werden, viel abhängt. Wohlfeiles Geld, niedrige Zinssätze regen die Unternehmungslust an, teures Geld, hohe Zinssätze hemmen; und nach dem Satze der Reichsbank richtet sich der Zins im ganzen Reiche. Den richtigen Augenblick für eine Änderung des Diskonts abzupassen, ist gar nicht leicht; auch die Rücksicht auf das Ausland spricht manchmal mit. Es gibt Zeiten, wo die Notenbanken Europas scharf gegeneinander auf der Wacht stehen. Wenige Jahre ist es her, da erlebte man in Europa in einer Woche sieben Diskonterhöhungen der leitenden Notenbanken; so scharf kämpfen die Länder manchmal um das Gold. Die Diskonterhöhung dämmt ja nicht nur den Kredit im Inlande ein; sie hält auch das Gold im Lande zurück oder zieht Gold herein. Gold und Kredit, was in gewisser Weise dasselbe ist, geht immer dahin, wo es die höchsten Zinsen bekommt.

Der jetzige Präsident der Reichsbank, Exzellenz Havenstein, ist in schwieriger Zeit ans Ruder gekommen, Januar 1908. Eben hatten die Vereinigten Staaten von Amerika eine furchtbare Krisis durchzumachen gehabt; eine Krisis, deren Erschütterungen sich über die ganze Welt fortgepflanzt hatten: auch wir hatten sie zu spüren bekommen; riesige Mengen Gold waren aus Europa und auch aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten abgezogen worden. Die europäischen Notenbanken mußten alle Kräfte anspannen, um sich der Goldansprüche Amerikas zu erwehren. Ende 1907 hatte auch die Reichsbank ihre Diskontschraube energisch arbeiten lassen; mußte sie doch den Satz auf die Rekordhöhe von $7^1/_2$ Prozent bringen.

Unter solchen allgemeinen Umständen trat Exzellenz Havenstein sein Amt als Präsident der Reichsbank an. Die Eindrücke jener bewegten Tage müssen sehr stark gewesen sein; denn man begegnet ihren Nachwirkungen in seiner Politik noch heute. Havenstein, ein hoher Fünfziger, ist bedauerlicherweise körperlich zwar leidend, aber er ist der interessanteste und beweglichste Präsident, den die Reichsbank bisher gehabt hat. Ihm steht eine Reihe hervorragender Männer im Direktorium zur Seite; die Namen sind der ganzen Welt bekannt, denn man findet sie auf allen Banknoten. Das Direktorium besteht zur Hälfte aus Juristen, zur Hälfte aus Kaufleuten. Havensteins rechte Hand, sein erster Mitarbeiter und Stellvertreter, ist Dr. von Glasenapp, der sich der besonderen Gunst des Kaisers erfreuen soll und z. B. berufen wurde zur Erledigung der finanziellen Seite der marokkanischen Affäre. Gerühmt wird seine große Arbeitskraft. Die wissenschaftliche und statistische Abteilung der Reichsbank, die auf diesen beiden Gebieten Hervorragendes leistet, steht unter Geheimrat Dr. von Lumm, von dem man sagt, daß er manche Grundgedanken der neueren Politik der Reichsbank theoretisch formuliert hat. Geheimrat Schmiedicke, ein gewiegter Kaufmann mit reichen Erfahrungen, hat „das Ausland" unter sich, also die ausländischen Wechsel, und pflegt an der Börse die Beziehungen zum offenen Markte. Die Devisenabteilung hat in den letzten Jahren einen großen, vielbeachteten Aufschwung genommen. Weiter wären zu nennen: Geheimrat Dr. von Grimm, der die Personalverhältnisse der Bank bearbeitet, Geheimrat Maron, der über der Kasse steht, Geheimrat Budczies, der die Effektenabteilung überwacht, und schließlich Geheimrat Schneider, der über der Buchhaltung und dem ganzen Hause wacht und ein Muster an Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit ist.

Digitized by Google

Bedeutende Anregungen sind von Exzellenz Havenstein ausgegangen. Es hat dabei viel Opposition gegeben; aber Havenstein besaß die Ausdauer, seinen Zielen nachzugehen; er verstand es auch, die gewaltige Macht, die die Reichsbank besitzt, zur Geltung zu bringen. Mit der Reichsbank verdirbt's so leicht niemand. Havenstein hat für größere Liquidität gekämpft. Liquider müssen wir werden, hat er immer wieder betont; liquider als Nation und als einzelnes Unternehmen. Das will besagen: Wir dürfen nicht alle unsere Mittel festlegen; wir müssen auf Reserven sehen, auch aus politischen Gründen. Wir müssen unter allen Umständen auf eignen Füßen stehen. Havenstein hat ja in großer Zeit sein Amt geführt. Der machtvolle wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands drängt sich in die Regierungszeit unseres jetzigen Kaisers zusammen; und gerade nach 1908 setzte ein letzter gewaltiger Vorstoß ein. In diese selbe Zeit aber fallen politische Ereignisse ersten Ranges; Krieg und Kriegsgeschrei draußen, zunehmende Sorge um die Schlagfertigkeit der Nation bei uns. Zum Kriegführen gehört Geld, ein alter Satz. Ebensoviel kostet vielleicht die Verhütung von Kriegen. Frieden hat nur, wer schlagfertig ist; auch finanziell muß man immer zum Schlagen bereit sein. In dem Sturme unserer wirtschaftlichen Entwicklung hatten wir an dieser Stelle unserer Rüstung eine Lücke gelassen. Wir hatten uns als Nation zu festgelegt; wir waren auch zu sehr vom Auslande abhängig geworden. Nach diesen Richtungen hin haben die letzten Jahre große Veränderungen gebracht. Das Ausland hat seine Gelder zurückgezogen; ganz unzweifelhaft aus politischen Gründen. Hunderte von Millionen sind abgeflossen. Wir waren also in den letzten Jahren auf unsere eigene Finanzkraft angewiesen; und siehe da: es ging auch so. Wir haben weiter den Reichskriegsschatz, der seit 1871 mit 120 Millionen Mark blankem Golde im Juliusturm bei Spandau aufgespeichert ist, verstärkt; wir haben eine neue Kriegsreserve aus Gold und Silber von je 120 Millionen Mark anzulegen begonnen. Und damit kommen wir auf eine andere Leistung Havensteins: die Aufspeicherung von Gold. Als Havenstein sein Amt antrat, verfügte die Reichsbank über einen Goldbestand von etwa 640 Millionen Mark. Inzwischen hat ihr Goldvorrat fast die doppelte Höhe erreicht. Zwei Mittel hat die Reichsbank angewendet, um ihren Goldbestand zu stärken. Sie hat die kleinen Banknoten in steigenden Mengen in den Verkehr gebracht. Dafür wurde Gold aus dem Verkehr zurückgezogen und bei der Reichsbank aufgespeichert. Wir streifen damit eine vielumstrittene Frage. Die einen behaupten nämlich, es sei nützlich und notwendig, wenn recht viel Gold im Verkehr sei. Die anderen erwidern, unser Verkehr sei zu stark mit Gold gespeist; man treibe bei uns mit Goldgeld Luxus; besser aber sei es, das Gold liege bei der Reichsbank und der Verkehr bediene sich der papiernen Umlaufsmittel. Je stärker die Reichsbank mit Gold ausgerüstet sei, um so besser sei sie für schwierige Zeiten gewappnet. Tatsache ist, daß das Papiergeld jetzt mit mehr oder weniger sanftem Drucke in den Verkehr getrieben wird; unser bester Freund bei der Post z. B., der Geldbriefträger, wird fast nur mit Papier in die Welt geschickt, und das schöne Gold wird immer seltener; es ist bei der Reichsbank eingesperrt. Noch aus einer Quelle wurde der Goldbestand der Reichsbank gespeist: aus der glänzenden Entwicklung unseres Außenhandels. Der Export blüht und gedeiht; er wächst in diesem Jahre sogar schneller als die Einfuhr. Da wir steigende Warenmengen an das Ausland verkaufen, ihm auch sonst nützliche Dienste erweisen, können wir von dem Golde, in das sich die Welt zu teilen hat, immer größere Mengen an uns ziehen. Aber auch hier hat die Reichsbank durch eine geschickte Politik nachgeholfen; sie hat die Goldeinfuhr auf jede Weise gefördert und das Geschäft in Devisen, d. h. in Wechseln auf das Ausland, mit bemerkenswerter Geschicklichkeit gepflegt. Auch hier spielt die Politik herein. In Augenblicken von Bedeutung hat die Reichsbank unter Havenstein unserer Politik nützliche Dienste geleistet, ohne sich dabei selbst politisch zu betätigen. Die Bank ist eben in unseren Tagen überhaupt ein Instrument der Politik, das natürlich mit Takt und Klugheit benutzt werden muß.

Havenstein als Erzieher der Bank- und Geschäftswelt ist ein anderes wichtiges Kapitel. Mit Nachdruck ist er dem Übermaß der Kreditgewährung entgegengetreten. Immer wieder hat er die Geschäftswelt vor Überspannung des Kredits, die Börse vor Übertreibungen der Spekulation gewarnt. Getreuer Eckart und Bußprediger zugleich! Mit sanfter Gewalt hat er die Bankwelt an die Hand genommen und zu manchen nützlichen Reformen geführt. Unter Havensteins Mitwirkung wurde die Grundlage zu einer Verständigung in der Bankwelt gelegt und eine Art Bankkartell geschaffen. Die Zügel bei der Spekulation wurden nun angezogen; es wurden höhere Einschüsse verlangt und damit das Börsengeschäft auf gesundere Grundlagen gestellt. Auch sonst wurde manches unternommen im Sinne einer Veredelung der Geschäftssitten, einer Milderung der allzu scharfen Konkurrenz in der Bankwelt. Mit der Einschränkung der Kredite für Handel und Industrie hat man's ebenfalls probiert, aber das ist ein schwieriges Kapitel. Deutschland hat eine schwer zu bändigende Unternehmungslust. Die Dinge haben aber auch ihre eigne Vernunft oder Unvernunft, und es geht nicht immer so, wie man will. Gerade die wirtschaftliche Entwicklung marschiert oft über den stärksten Mann hinweg...

Digitized by Google

Fremdes Lied

Kleinod in meinem Herzen, fremdes Lied, —
Sie sagen lächelnd deine Worte, keiner sieht,
Daß Wort an Wort
Wie ein Rubinenkelchglas sprüht und glüht.

Ich sage deine Worte niemals laut,
Ich habe dir, von keinem je geschaut,
Ein Heiligtum
In einer reinen Einsamkeit erbaut.

Ich bin's, die dich mit Schmerzen ganz errang,
Die abends, wenn der Tag vom Herzen sank,
Selig und stumm
Lebend'ge Flut aus deinen Worten trank.

Ina Seidel

Von der grauen Bruderschaft

Ich trug einmal ein schimmernd Kleid
Mit Perlen und mit Spitzen.
Da riß ein grimmig Herzeleid
Mir ab die Kinkerlitzen.

Jetzt schreit' ich aus in einem Sack,
Der ist so grau wie Asche,
Und meines Jammers schweren Pack
Schlepp' ich in seiner Tasche.

Zum Bettler, der vorüberschleicht,
Neig' ich mich prüfend nieder.
Weil sein Gewand dem meinen gleicht,
Mein' ich, wir seien Brüder.

Der graue Spatz, davon ein Paar
Man kauft um einen Pfennig,
Ist zum Genossen mir fürwahr
Jetzt nimmermehr zuwenig.

Die Spinne, die das Netz sich webt
In Winkeln und Verließen,
Ja alles, was im Dunkeln lebt,
Muß ich als Bruder grüßen.

Der graue Nebel selbst, der trüb
Aufs öde Feld sich breitet,
Er ist vertraut mir, ist mir lieb,
Weil er wie ich sich kleidet.

So geh' ich einen dunklen Pfad
Durch sonnenlose Gassen.
Doch wer so viele Brüder hat
Ist nimmermehr verlassen.

Auguste Supper

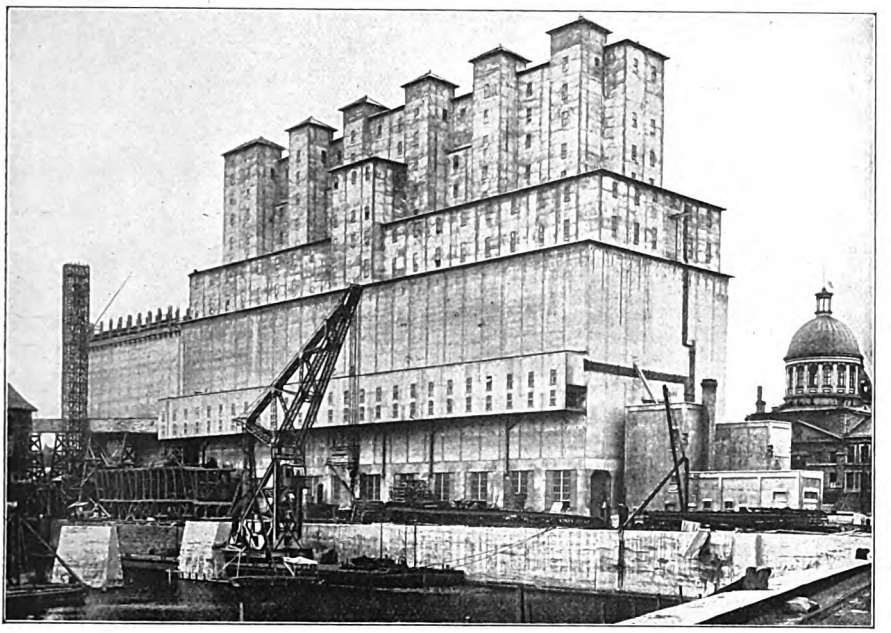
Der Arzt

Kaum, daß die junge Kranke noch sehr leidet,
Kaum, daß der Mißklang sie noch foltert: krank und jung.
Kaum, daß ein Tag sich sehr vom andern unterscheidet.
Der Arzt bringt nur noch eins: Verlängerung.

Ergrimmt möcht' er die Helferhand oft senken:
„Die Tage, die du lebst, Kind, sind ja keine!
Dürft' ich dir eine sanfte schwarze Perle schenken,
Statt jener falschen Steine!"

Frida Schanz

Digitized by Google



Ein Beispiel amerikanischer Industriebauten: Kornsilo und Elevator in Montreal

Heutige Industriebauten. Von Dr. Adolf Behne

Es wird stets das Verdienst von Peter Behrens bleiben, daß er durch einige für die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft zu Berlin geschaffene Arbeitshallen und Fabriken das Interesse der Öffentlichkeit auf den Industriebau gelenkt und damit einem lange vernachlässigten Gebiete die allgemeine Teilnahme gesichert hat. Zwar haben neben Peter Behrens auch andere Künstler sich um Ähnliches bemüht, doch erst die Behrensschen Bauten sind tatsächlich durchgedrungen und haben einen Umschwung herbeigeführt. Seit ihnen ist der Industriebau fast ein Lieblingsvorwurf aller Kreise geworden — derselbe Industriebau, um den sich noch vor zehn Jahren kein Mensch gekümmert hat. Heute, das darf man wohl ohne Übertreibung behaupten, fesselt ein industrieller Neubau Publikum und Kritiker in höchstem Maße. Eine Fabrik, die nicht künstlerischen Ansprüchen genügt, wird heute fast erbarmungsloser beurteilt als ein langweiliges Rathaus oder ein mißlungenes Denkmal.

Vor zehn Jahren konnte im Fabrikbau geschaffen werden, was wollte, kein Mensch nahm davon Vermerk.

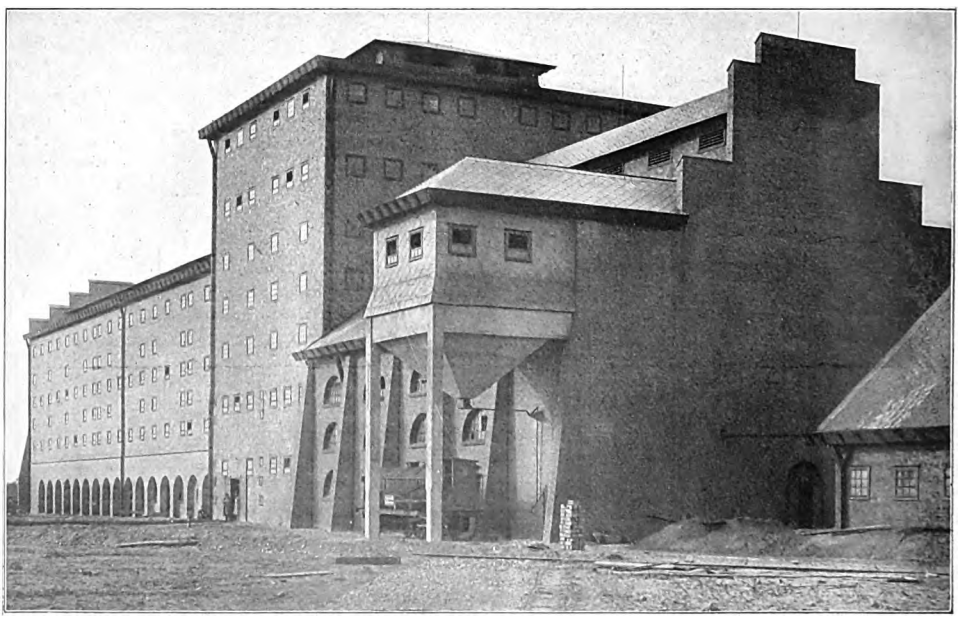
Kümmerte sich niemand um diese Bauten, weil sie künstlerisch so gleichgültig waren — oder waren diese Bauten deshalb so geringwertig, weil sich doch niemand um sie kümmerte? Sicherlich kam eines zum andern! Der Fabrikherr sagte sich: „Warum teures Geld für einen künstlerischen Fabrikbau ausgeben, den sich doch kein Mensch ansieht?“ Das Publikum aber wußte noch gar nicht, daß ein Fabrikbau schön sein könnte. Das Publikum kümmert sich um eine Sache stets erst dann, wenn sein Interesse durch etwas Packendes, etwas Hervorragendes kräftig geweckt ist. Bis das nicht geschehen, trägt es meist auch das Schlimmste mit Geduld. Theorien verfangen beim Publikum wenig, aber um so mehr das praktische Beispiel, die Tat. Und das erste packende Beispiel bot im Fabrikbau Peter Behrens. Er wäre aber zu seiner fundamentalen Leistung nicht gekommen, wenn nicht in der Leitung der A. E.-G. der Gedanke, mit den erforderlichen Neubauten dieses Riesenbetriebes einen selbständigen und kühnen Architektur-

Digitized by Google

künstler von hohem Range zu betrauen, lebendig gewesen wäre. Es mußte also eine günstige Konstellation vorliegen: ein Fabrikherr, der sich ästhetisch-kultureller Verpflichtungen bewußt war, mußte mit einem Baumeister zusammenkommen, der für diese neuen Aufgaben eine ursprüngliche und echte Begabung mitbrachte. Ein gutgesinnter Bauherr ist allein nicht imstande, wahrhaft gute Industriebauten zu schaffen, und ein guter Architekt mag die schönsten Pläne im Kopf haben, sie bleiben Phantasie, solange nicht ein Bauherr für sie Verständnis und Interesse gewonnen hat.

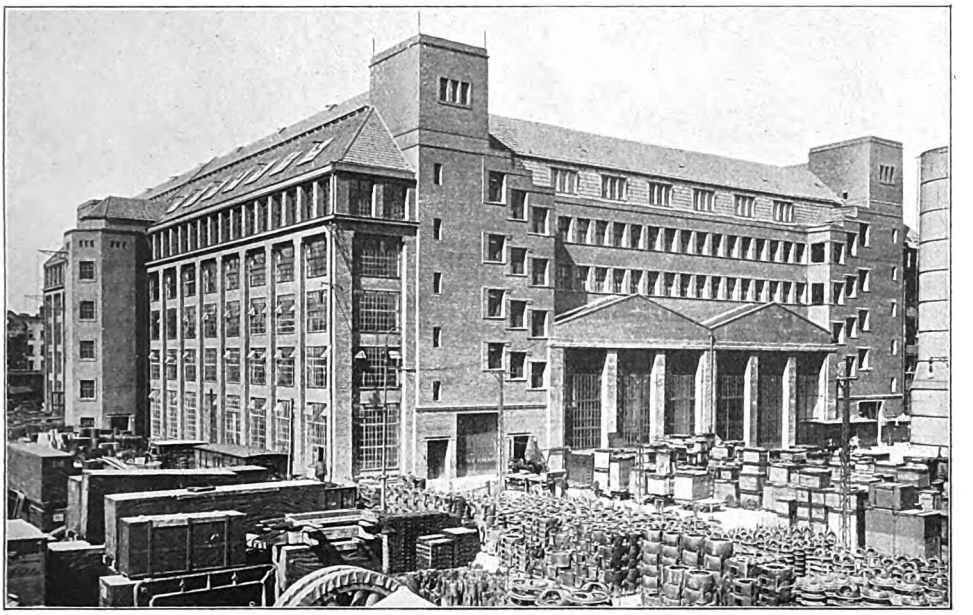
Wasserturm in Posen. Architekt: Hans Poelzig in Breslau

Woran lag es nun, daß der Industriebau so lange Zeit hindurch im künstlerischen Sinne völlig im argen lag? Nun, das Problem des modernen Industriebaues gibt es erst, seit wir die Forderung in uns aufgenommen haben, daß eine jede Architektur der wahre und überzeugende Ausdruck ihrer Bestimmung, ihres Zwecks, ihres Lebens sein muß. Und diese heutige Auffassung der Architektur ist erst mit dem Beginn des jetzigen Jahrhunderts zum Siege gelangt. Die Erkenntnis, daß es gilt, der Industrie einen organischen, ausdrucksstarken und überzeugenden Körper zu schaffen, wurde erst in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit geboren. Frühere Industriebauten gehören nicht in eine Geschichte der modernen Industrie-Baukunst, weil in ihnen das Problem überhaupt noch nicht angefaßt ist. Derartige Bauten, zu denen die alte Wasser-



Chemische Fabrik A.-G. vorm. Moritz Milch & Co. in Zuban bei Posen. Architekt: Hans Poelzig in Breslau

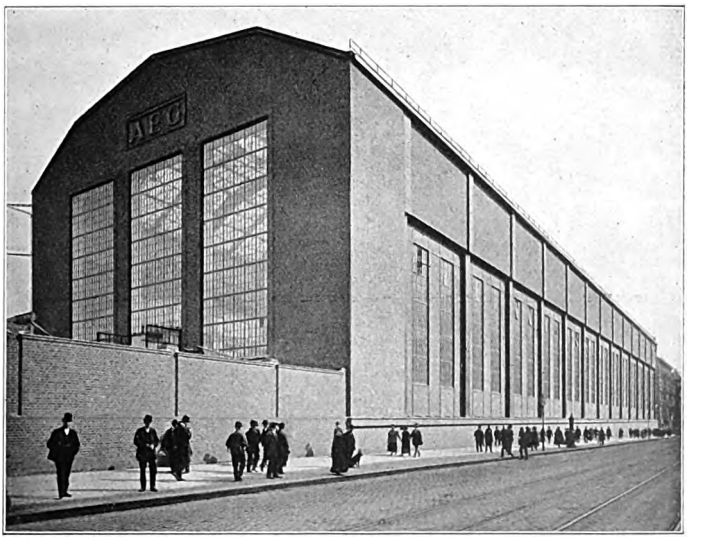
Digitized by Google



Hochspannungsfabrik der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin
Architekt: Peter Behrens in Berlin

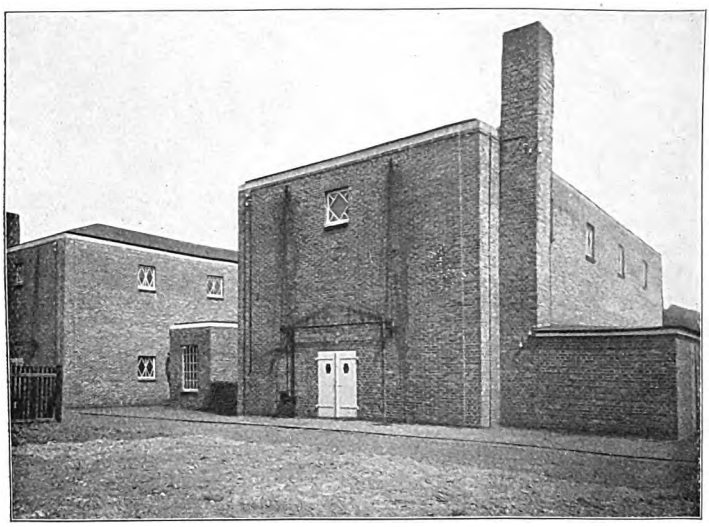
leitungsanlage in Sanssouci rechnet, die im maurischen Stil gehalten ist, sind höchstens Material für eine Einleitung, für eine Vorbemerkung. Solange man ein Industriegebäude noch für etwas Peinliches hielt, das man möglichst verstecken oder verkleiden mußte, konnte selbstverständlich von einem wirklichen Industriebau nicht die Rede sein. Die erste Vorbedingung für einen solchen ist ja gerade das entschlossene Bekenntnis des Architekten zu dem Besonderen der Aufgabe, die ehrliche Hingabe an die Bedeutung und den Wert industrieller Bedürfnisse.

Hätte also noch vor zehn oder fünfzehn Jahren ein Fabrikherr für einen Neubau einen Künstler herangezogen, so würde er ihm gewiß den Auftrag gegeben haben — und der Künstler hätte nichts Unrechtes dabei gefunden —, das Wasserwerk oder das Fabrikhaus so zu bauen, daß es aussah wie ein Schlößchen, ein arabischer Tempel oder wie ein Renaissancehaus. Also der Architekt wäre zum Schein, zum Unechten genötigt worden, und es wäre nichts bei dem Handel herausgekommen, das man als künstlerischen Fabrikbau hätte bezeichnen können. Die Begabung der



Montagehalle der A. E.-G. in Berlin. Architekt: Peter Behrens

Digitized by Google



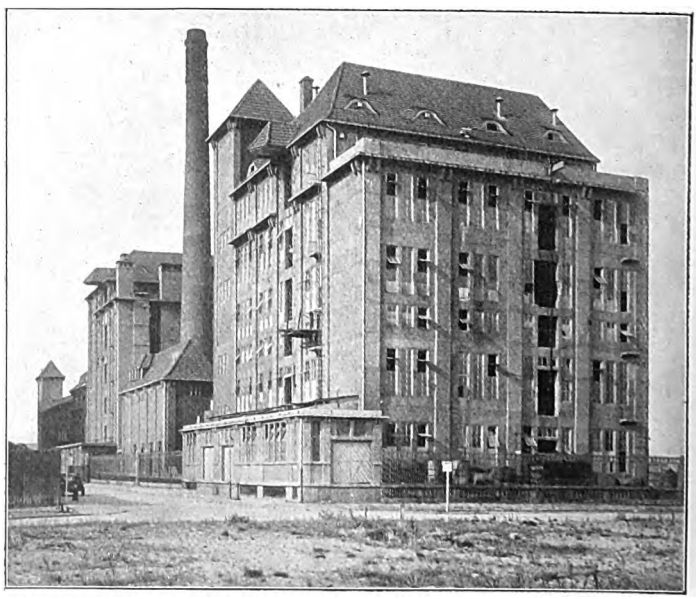
Oxydierhäuser der Delmenhorster Linoleumfabrik
Architekt: H. Stoffregen in Bremen

bungen haben sich mit Freuden in den Dienst der Industrie gestellt: Peter Behrens, der die Bauten der A. E.-G. in Berlin und die Gasanstalt in Frankfurt a. M., Muthesius, der die Michelssche Seidenweberei in Nowawes, Hans Pölzig, der die Chemische Fabrik Milch & Co. in Zuban, Bruno Taut, der das „Monument des Eisens" in Leipzig gebaut, Alfred Grenander, Bruno Möhring, Richard Riemerschmid und viele andere. Sie alle haben sich entschieden zur Industrie bekannt. Das gemeinsame Ziel ist, ihrem inneren Leben einen Körper zu schaffen, der voller Ausdruck, voller Energie und voller Klarheit ist.

Und man darf unseren Fabrikherren nicht das Zeugnis versagen, daß sie die hohe Bedeutung eines künstlerischen Industriebaues erkannt haben — in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse. Der Baumeister, die durchaus vorhanden war, richtete sich damals in erster Linie auf diesen oder jenen „Stil", und der Ehrgeiz der Fabrikherren, der gleichfalls vorhanden war, richtete sich einseitig auf Vergrößerung und Erweiterung. Der künstlerische Fabrikbau ist aber natürlich etwas anderes als das: er ist eine Sache der Qualität, nicht der Quantität!

Heute nun denkt glücklicherweise kaum noch irgend jemand daran, einen Industriebau zu verkleiden oder zu verstecken. Die Industrie hat einen Umfang gewonnen, daß man ihre Häuser nicht mehr verstecken kann, selbst wenn man es wollte, und die Gunst des Publikums schließt eine gewisse Kontrolle in sich, wehrt jedenfalls den Rückfall in die alte Ausdruckslosigkeit ab.

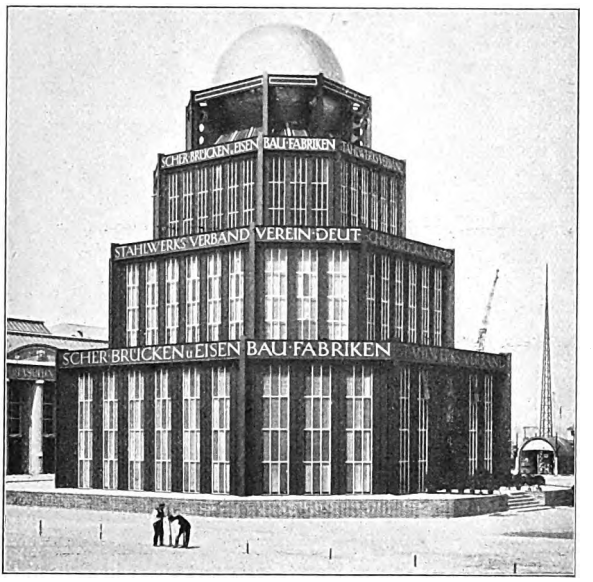
So wenig wie an der Gunst des Publikums fehlt es dem heutigen Industriebau am Eifer der besten Künstler. Unsere stärksten Bega-



Kaffee-Handels-A.-G. in Bremen. Architekt: H. Wagner in Bremen

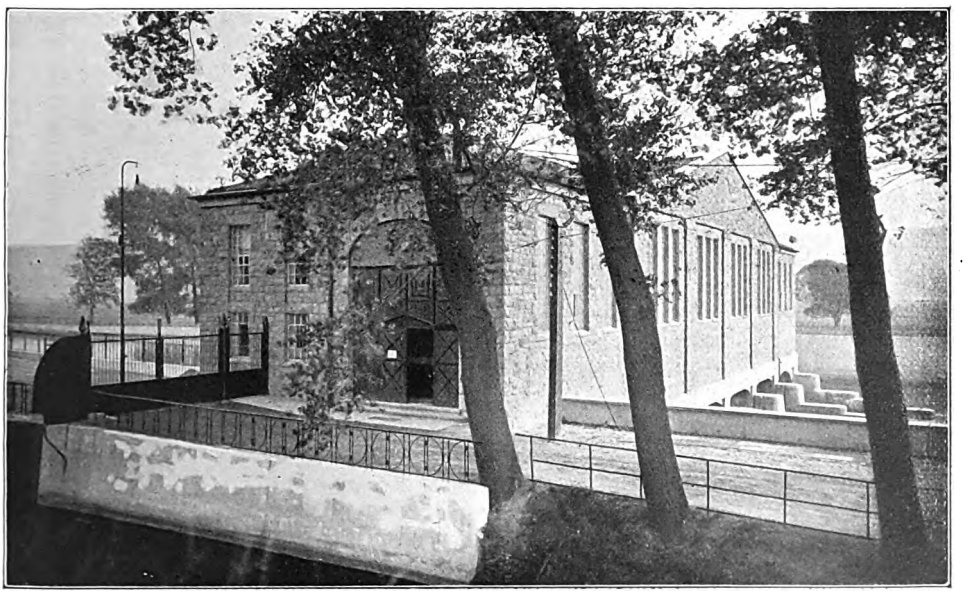
Digitized by Google

Gedanke der Verpflichtung zur Güte in allen Unternehmungen ist heute, nicht zum letzten dank der unermüdlichen Arbeit des „Deutschen Werkbundes", doch bereits so sehr durchgedrungen, daß der Rückschluß von dem Werte eines Fabrikbaues auf den Wert der in ihm erzeugten Gegenstände fast eine Selbstverständlichkeit ist. Der künstlerische Fabrikbau ist also letzten Endes das vornehmste und zugleich das wirksamste Mittel einer Reklame, die über ein Anreißertum hinaus will zu einer kulturell unanfechtbaren Form. Walter Gropius, der selbst zu unseren tüchtigsten Industriekünstlern gehört, hat das gelegentlich sehr glücklich formuliert: „Ein würdiges Gewand läßt auf den Charakter des ganzen Betriebes berechtigte Schlüsse ziehen. Sicherlich wird die Aufmerksamkeit des Publikums durch künstlerische Schönheit eines Fabrikgebäudes, durch seine originell erfundene, einprägsame Silhouette intensiver gefesselt, als durch Reklame- und Firmenschilder, die in aufdringlicher Überhäufung das gelangweilte Auge nur noch mehr abstumpfen müssen. Die lebendige Kraft der künstlerischen Idee dagegen verliert nie ihre Wirkung" (Jahrbuch des Deutschen Werkbundes, 1913).



Monument des Eisens auf der Baufach-Ausstellung in Leipzig
Architekten: Taut & Hoffmann in Berlin

Was dem deutschen Industriearchitekten leicht gefährlich werden kann, ist die historische Überlieferung. Die mühelose Beherrschung romanischer, gotischer und renais-

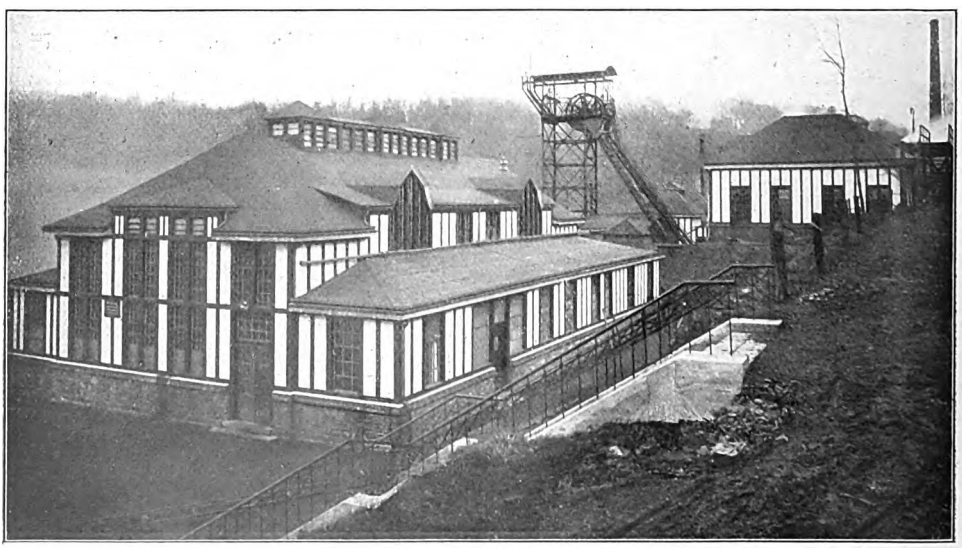


Turbinenhaus der Firma Peter Harkort & Sohn in Wetter a. d. Ruhr
Architekten: Taut & Hoffmann in Berlin

Digitized by Google

Maschinen- und Schalthaus des Elektrizitätswerks in Straßburg i. E.
Architekt: Carl Loewe in Breslau

sancemäßiger Formensprache lähmt leicht den Willen zum Neuen und Originalen. Der Industriebau der Gegenwart ist nun aber einmal eine ganz neue, vom Historischen noch nicht beschwerte Aufgabe. Sie läßt sich nicht lösen, indem man rückwärts blickt. Deshalb ist der amerikanische Architekt in einer viel glücklicheren Lage. Er hat keine Überlieferung, die ihn im Industriebau vom frischen Neuschaffen zurückhalten könnte. Gewiß gibt es auch in Amerika an allen offiziellen Bauten die ionische oder korinthische Säule, feiern der Palladianismus und das Louis-seize Triumphe, wenigstens an den Museen und Auditoriengebäuden. Aber handelt es sich um einen Industriebau, so siegt in Amerika die gesunde und unmittelbare Lust, neu zu schaffen! So ist es nicht schwer zu verstehen, daß Amerika eigentlich noch immer die besten Industriebauten besitzt und daß es uns vorbildlich auf diesem Gebiete sein



Waschkaue der Gewerkschaft Barmen. Architekt: Hans Erberich in Köln

Digitized by Google

Digitized by Google

Verwaltungsgebäude der Ludwig Loewe & Co. A.-G. in Berlin. Architekt: Alfred Grenander

amerikanischen Elevatoren und Silos nichts anderes lernen könnten, als die alleräußerste Beschränkung in der Verwendung von Formen und Gliedern, wäre das Studium jener Arbeiten wertvoll!

H. Bahlsens Keksfabrik in Hannover. Architekt: Karl Siebrecht

Als Beispiele deutscher Silos stehen hier die Arbeiten von Hildebrand und Günthel (Bremen), die den Kornsilo der Rolandmühle in Bremen mit der Entschiedenheit bester amerikanischer Vorbilder durchgeführt haben, und der Kohlensilo des Gaswerkes zu Hanau, von den Brüdern Rank (München) entworfen.

Ein größerer Gegensatz zu den amerikanischen Silos und Elevatoren als die „Deutschen Werkstätten", die Richard Riemerschmid in Hellerau bei Dresden aufführte, läßt sich schwer denken. Nicht als ob Riemerschmid an einem überlieferten Stil festgehalten hätte, aber er hat den industriellen Betrieb, den der Ameri-

Digitized by Google

kaner lediglich als Techniker in sich aufnimmt, vorwiegend von der gefühlsmäßigen Seite betrachtet, ihn hauptsächlich mit dem Gemüt erfaßt. Man muß zugeben, daß das Besondere der Aufgabe, nämlich den Mittelpunkt einer ländlichen Gartenstadt, einer Einfamilienhaus-Siedelung zu schaffen, dazu leicht veranlassen konnte. Gegen den Anklang an dörfliche Motive läßt sich also in diesem Falle wenig einwenden, da solche zum Teil in der Sache begründet

völlig erfüllt. Keine Kante wird von ihm gemildert, keine Herbigkeit geglättet. Behrens vermeidet es unbedingt, irgendein Motiv von außen heranzubringen. Die Form kann ihm kaum einfach genug sein. Er will Größe, Wucht, Gewalt! Als das reinste Mittel, diese Wirkungen zu erreichen, erscheint ihm die Vereinfachung. Die Montagehalle und die Hochspannungsfabrik der A. E.-G. zu Berlin sind bezeichnende Beispiele seiner Kunst. Er gibt das Industriegebäude als das Haus eines

Das Wernerwerk der Siemens & Halske A.-G. in Berlin. Architekt: Karl Janisch

waren. Jedenfalls sieht Riemerschmid am gewerblichen Betrieb nicht das Gewaltige, Strenge, Eiserne, er hat im Gegenteil den Ehrgeiz, ihm eine gewisse Poesie und Lyrik zu bewahren. Ähnliche Absichten verfolgt zuweilen der Dresdner Stadtbaurat Erlwein, z. B. bei seinem Wasserwerk in Hosterwitz. Auch der Schlachthof in Dresden läßt das erkennen. Erlwein erschöpft sich freilich nicht in dieser Art.

Den Gegenpol zu Riemerschmid vertritt Peter Behrens. Er ist gerade von dem Strengen, dem Eisern-Gewaltigen Zyklopen, eines Riesen, dessen Lebensäußerungen Donnern und Brausen sind. Wo Riemerschmid mildert und sänftigt, da unterstreicht und betont Peter Behrens.

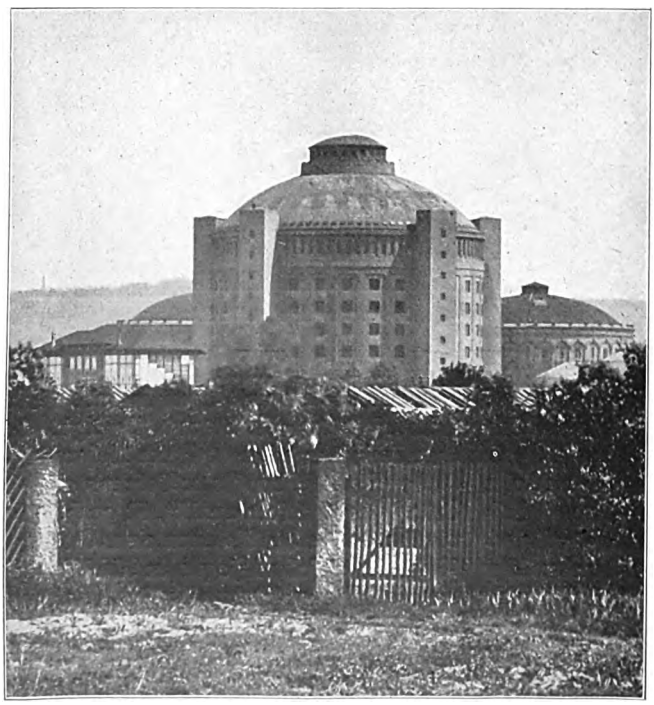
Der Einfluß, den Peter Behrens auf die Industriearchitektur ausübt, ist groß. Niemand wird in den Arbeiten eines Gropius (Schuhleistenfabrik Fagus in Alfeld) oder eines Stoffregen (Delmenhorster Linoleumfabrik) die eigene Note verkennen, und dennoch wird jeder ihre Zusammengehörigkeit mit den Werken von Behrens fühlen.

Der unbedingten Sachlichkeit, mit wel-

Digitized by Google

Teil der Schlachthofanlage in Dresden. Architekt: Hans J. Erlwein in Dresden

cher der Amerikaner an industrielle Aufgaben herangeht, kommt von den Deutschen der Breslauer Hans Poelzig am nächsten. Von Poelzigs Posener Wasserturm oder von seiner Chemischen Fabrik Milch erhält man den bestimmten Eindruck strengster Sachlichkeit. Diese Architekturen sind ohne allen Gefühlsballast, ja sie lassen zunächst kaum eine besondere „künstlerische" Arbeit erkennen. Aber bei längerer Betrachtung üben sie eine immer steigende ästhetische Anziehungskraft aus, erscheint ihre Form immer reiner und stärker. Gerade weil sie so absichtslos sind, weil sie von innen her ganz natürlich gewachsen sind, spricht sich in den Formen dieser Fabrikhäuser der Begriff der Arbeit so überzeugend aus. Poelzig denkt nicht daran, die Arbeit zu romantisieren, aber er nimmt sie auch nicht pathetisch — er nimmt sie ganz einfach, ganz natürlich, ganz selbstverständlich. Und deshalb tritt nichts in seinen Schaffensprozeß ein, was den sachlich-notwendigen Verlauf hemmen oder umbiegen könnte. Die architektonisch-künstlerische Logik wird von keinem Gefühlsmoment durchkreuzt, sie geht konsequent ihren Weg, mit keinem anderen Ziel als dem, den von dem Fabrikherrn gestellten Anforderungen die beste Lösung zu geben.



Die Gasanstalt Reick bei Dresden. Architekt: Hans J. Erlwein in Dresden

In einem ähnlichen Geiste wie Poelzig schaffen einige andere Künstler, von denen wir Beispiele ihres Schaffens bringen: so H. Wagner in Bremen (Kaffee-H.-A.-G. Bremen), Erberich (Waschkaue der Zeche Barmen),

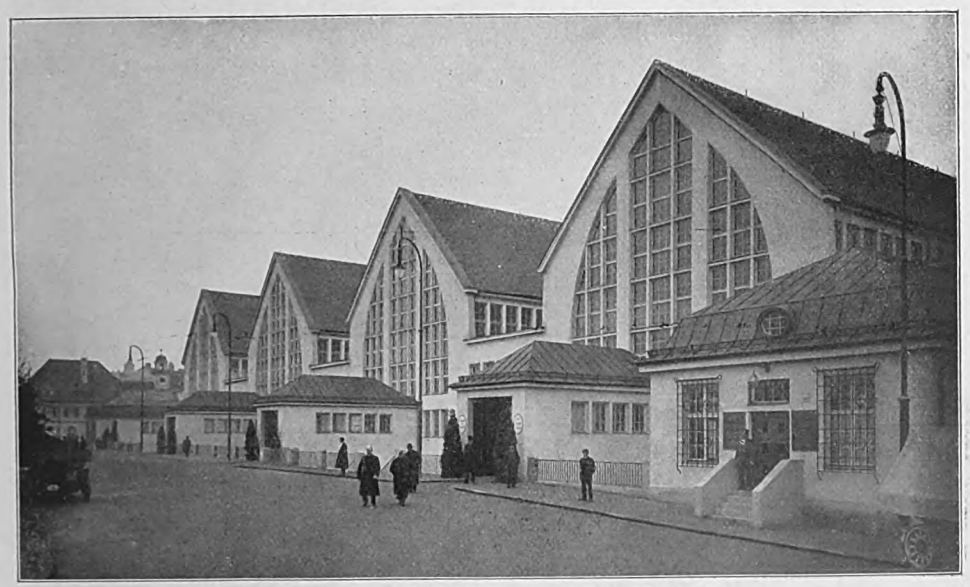
Digitized by Google

Seidenweberei Michels & Co. in Nowawes. Architekt: Hermann Muthesius in Berlin

Schachner (Großmarkthalle in München); mit seinem besten Werke, der Gasanstalt Reick bei Dresden, gehört auch Erlwein in diesen Zusammenhang.

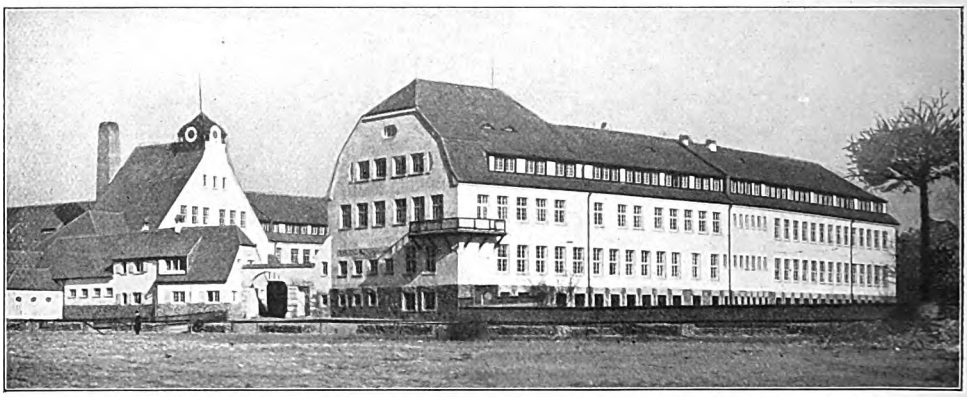
Durch das „Monument des Eisens" hat das Publikum bei Gelegenheit der Leipziger Baufachausstellung einen jungen Architekten kennen gelernt, dessen Name ihm bis dahin noch unbekannt geblieben war: Bruno Taut. Auch Taut setzt in seinem Schaffen die Sachlichkeit an die erste Stelle, aber seine Sachlichkeit ist, wie bei Poelzig, weit entfernt von Trockenheit! Seine Bauten prägen sich dem Gedächtnis unvergeßlich ein, wofür gerade der Leipziger Pavillon ein Beispiel ist.

Als Repräsentanten einer letzten Gruppe möchte ich Muthesius nennen. Er hält relativ am meisten an historisch ausgeprägten Formen fest, sucht am meisten den Charakter eines „Hauses" zu bewahren. Während Behrens, Poelzig oder Taut das im Sinne der Überlieferung Architektonische dem Technisch-Sachlichen unbedingt unterordnen, möchte er beide Elemente nebeneinander bestehen lassen. So hält die Seidenweberei Michels in Nowawes an Formen des Giebels, der Pilaster und



Großmarkthalle in München. Architekt: Richard Schachner

Digitized by Google

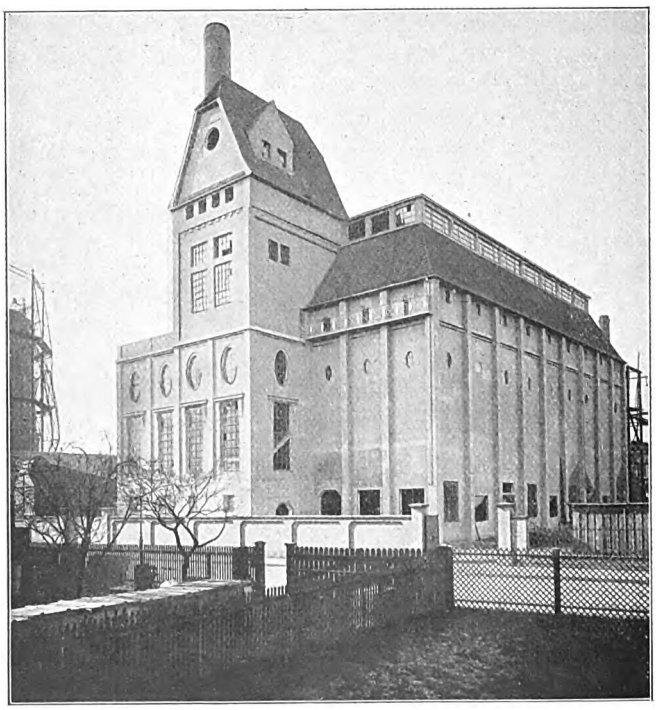


Deutsche Werkstätten in Hellerau bei Dresden. Architekt: Richard Riemerschmid in München

der Attika fest, die wir etwa von klassizistischen Theaterbauten her gewohnt sind.

Bauten wie die Elektrizitätswerke in Straßburg i. E., von Löwe, wie das Wernerwerk der A.-G. Siemens & Halske, Berlin, oder wie Siebrechts Fabrikbau für die Firma Bahlsen in Hannover schließen sich mit den Arbeiten von Muthesius zu einer Gruppe zusammen. Zu ihr dürfen wir auch das Verwaltungsgebäude der Firma L. Löwe & Co. rechnen, nur mit dem Unterschiede, daß bei einem Verwaltungsgebäude der engere Anschluß an den Typus des Hauses in der Natur der Sache liegt.

Die Zeiten sind vorbei, da der Fabrikherr, der sich mit dem Gedanken eines Neubaues trug, nur auf vier Wände, ein Dach, einen Schornstein und die nötigen Öffnungen in den Wänden ausging. Wie die Bauten jener Art aussahen und noch aussehen — denn natürlich sind sie noch nicht ganz ausgestorben, erhalten auch gelegentlich noch immer Nachwuchs! — das ist genügend bekannt. Wären sie bei aller Einfachheit nur ehrlich in der Form, so wären sie jedem verkünstelten Fabrikbau vorzuziehen gewesen. Aber sie konnten auf Zinnen, Bogenfriese, Türmchen, auf gußeiserne Ornamentik nicht verzichten, damit man doch von weitem glauben konnte, es handle sich nicht um ein Kraftwerk, sondern um ein Schloß oder ein Gartenhaus. Indem sich heute wahrhafte Künstler des Industriebaues annehmen und von den Fabrikherren herangezogen werden, sind wir vor ähnlichen schlimmen Zuständen am sichersten bewahrt.



Kohlensilo des Gaswerks zu Hanau. Architekten: Gebr. Rank in München

Digitized by Google

Alfieris Königstraum

Novelle von

Friedrich Lienhard

„Entlade die Pistolen, Elias! An die Wand die Waffen! Hier wohnen freie Freunde!“

Graf Alfieri lief in seiner hageren Länge stürmischen Schrittes im Turmgemach rund herum. Er hatte sich vom Reisestaub gereinigt; das rötliche Haar umflog noch unfrisiert den langen und eckigen Kopf. Er schwang die Arme, er hatte einen seiner Anfälle von pathetischem Entzücken. Das war die Form, wie die Lebenskraft des sonst so gehaltenen und meist schweigsamen italienischen Dichters zuzeiten über die Ränder sprühte.

„Elias, ich bin berauscht! Verstehst du das, Alter? Diese elsässische Ebene ist ein Paradies!“

Er blieb am Fenster stehen und warf einen Blick hinaus.

„Wie die Sommernacht aus dem Ried heraufsteigt, emporgerufen vom Mond, der über den drei Exen steht und als Feldherr seine Befehle gibt! Ich habe noch das Hähnekrähen eines langen Sommertags im Ohr, Glockengeläute, Hundegebell und das Gekreisch dieser Rudel von Kindern, durch die wir hindurchgefahren sind auf dieser wahrhaft tollen Fahrt — auf dieser Fahrt von Italien nach dem Elsaß, auf dieser Eilfahrt zur Dame meines Herzens!“

Als Elias seinen gräflichen Herrn zurechtgemacht, das schwarze Gewand gebürstet, Degen und Schnallenschuhe noch einmal blank geputzt hatte, schritt der große, stolze Mann hastig hinab, stieß im Korridor auf seinen Freund, den Abt von Caluso, der hier gleichfalls Gast war, und nahm ihn sogleich unter den Arm.

„Begleite mich, Carissime! Es ist sonst Gefahr, daß ich im täppischen Ungestüm meiner Freude die allerholdeste Dame über den Haufen renne! Komm, es ist zwar noch nicht Essenszeit, aber das halte der Satanas aus!“

Und alsobald stand er mit dem geistvollen und behäbigen Getreuen im Rokokosalon, ließ sich vor einer schönen Dame auf ein Knie nieder und bedeckte eine weiße Hand mit unzähligen Küssen.

Die schöne Dame, die mit bezauberndem Lächeln diese Huldigung über sich ergehen ließ, war die Gräfin Albany. Und das kleine Schloß, in dem hier Graf Viktor Alfieri vor seiner Freundin kniete, war die Martinsburg in Wettolsheim. Und das Winzerdorf Wettolsheim liegt im oberen Elsaß, am Fuße der drei Exen und der Hohlandsburg.

Über den nahen Vogesen harrte schon der festliche Mond, und über die Ebene herüber grüßten die ersten Lichter der Stadt Colmar.

„Ich bin am Ziel, Luise, meine Göttin! Ich habe dich, ich halte dich — und werde dich festhalten in alle Ewigkeit!“

Die Silhouette des Abtes stand in der Fensternische des bereits dämmernden Saales; ein Streifen des Mondlichtes und ein letzter Schimmer der Abendröte umrandeten sein Mönchsgewand. Er freute sich über seines Freundes Glück; er ahnte zuschauend das Wesen weiblicher Liebe, lächelte neidlos und nahm gütig nickend eine Prise Schnupftabak aus goldner Dose.

Dann trat die Besitzerin des Schlößchens herein, das Freifräulein von Malzen, eine Gesellschafterin und Freundin der Gräfin Albany.

Alfieri erhob sich und dankte ihr in erlesensten Worten.

„Unsere Freundschaft,“ sprach er von sich und der Gräfin, „war bisher eine Kette von Verfolgungen. Hier aber, bei Ihnen, mein gnädigstes Fräulein, hier im entzückenden Elsaß ist Freiheit und Freude. Sie haben zwei Menschenkindern, die für einander bestimmt sind und doch durch Schicksals Tücken so oft und leidvoll getrennt waren, diesen allerliebsten Zufluchtsort geschaffen, dieses umblühte Haus, das ein buschreicher Park vor neugierigen Augen versteckt und das vom Duft des nahen Weinbergs durchströmt wird. Haben

Digitized by Google

Sie Dank, haben Sie innigen und ehrerbietigen Dank!"

Das Fräulein, nicht mehr jung, doch sehr graziös, neigte wohlwollend die hohe Frisur, lächelte den Grafen und lächelte die Gräfin an, sagte einige schickliche Worte und bändelte dann mit dem Abt in neckischen Gesprächen an. Bald waren diese beiden Beschützer des heimlichen Liebesbundes plaudernd auf die Terrasse hinausgegangen und ließen taktvoll die Liebenden allein.

„Kommen Sie nach!" rief Fräulein von Malzen zurück. „Wir speisen im Freien. Lampions, Mond und Sterne werden uns leuchten."

Jetzt neigte sich Alfieri zu der Freundin seines Herzens herab. Und die Gräfin lag in ihrem weißen, bauschigen Musselinkleid, das den Hals frei ließ, wie eine Wolke von Glück und Wonne an der Brust des Freundes. Sie küßten sich stumm. Sie hielten sich fest mit tiefer, nur durch Form und Geistesadel gemilderter Herzensleidenschaft.

Dann bot er ihr den Arm und führte sie mit ritterlichem Anstand hinaus in die jetzt großartig aufgeblühte Sommermondnacht.

⁂ ⁂ ⁂

Als sie nun bei Tisch saßen, diese vier frohen Menschen, und der Abt in bester Laune seine geliebten Klassiker aus Rom und Hellas zitierte, rief der aufgeräumte Poet: „Meine Freunde, vernehmt ein Geheimnis!"

„Noch ein Geheimnis?" rief der Abt. „Sind wir nicht alle, wie wir hier sitzen, in diesem versteckten Winkel fern von Italien, ein verkörpertes Geheimnis?"

„Tiefer ist das Geheimnis, das mir heute durch Herz und Haupt gegangen," versetzte der Dichter. „Seht, jeder Mensch, dessen Geist erwacht ist, beherbergt in sich einen weit höheren Menschen, als er selber von außen ist, sei es nun einen Dämon oder einen Gott. So bin ich von außen nur ein Dichter italienischer Tragödien, der sich ziellos und unvermählt durch die Welt trieb, irgend etwas suchend, bis er eine angebetete Dame gefunden. Aber in meines Wesens Grunde spür' ich etwas anderes. Was denn? Nun denn, verlacht mich nicht: einen König! Will ich nicht Italien erobern zu einer einheitlichen Sprache und Denkart? Mein Königsmittel aber ist die erhabene Kunstform der Tragödie. Was sagt ihr zu diesem Anspruch auf einen Königsthron?"

„Plaudite, amici!" sprach der Abt und drückte in umständlichem Latein seinen Beifall aus.

Die Gräfin aber neigte sich zu Alfieri hinüber; und mit jenem Lächeln, das ihn gleich auf der ersten Abendgesellschaft vor Jahren so entzückt hatte, schalkhaft und gütig zugleich, sprach sie fein: „Ich habe ja immer einen König gesucht, habe mich früher nur in der Person geirrt."

„Wahr! Erstaunlich wahr!" rief der Graf und stieß das Kelchglas so fest auf, daß Wein über das Tafeltuch spritzte.

Er sah die Gräfin mit großen Augen an.

„Das ist ja ein ganz neuer Gedanke, meine Teuerste! Das ist ja ein wundersamer Fernblick!"

Sein Einfall, den er spielend hingeworfen hatte, erhielt plötzlich Bedeutung und eigenartige Schwere. Sie ergingen sich in Betrachtung ihrer wunderlich verwobenen Schicksale.

„Das ist mir wie eine Offenbarung," sprach der Tragiker, „da stecken Weltgeheimnisse! Wie seltsam, daß ich gerade diese Dame gefunden, die hier neben mir sitzt, gerade diese! Ich bin in Florenz auf irgendeiner Gesellschaft; es tritt ein großer, feister, aufgeschwemmter Herr — ja, ich muß das schon sagen — am Arm einer überaus anmutvollen Dame schwerfällig in die menschenvollen Säle. ‚Wer ist dieses ungleiche Paar?' frage ich meinen Begleiter, einen Abbé. — ‚Den kennen Sie nicht? Der englische Thronprätendent Karl Eduard und seine Gemahlin.' — ‚Ah, richtig, der Stuart!' — ‚Eine gestürzte Größe, ein bedauernswerter Mann, der vor Jahren in schottischen Abenteuern den Thron vergebens zu gewinnen trachtete, der seinen Kummer um entgangene Königskronen jetzt in Whisky ersäuft' — meine Liebe, ich höre schon auf! — ‚Aber, Herr Abbé,' sag' ich zu meinem zungengewandten Nachbarn, ‚jene junge Dame, die doch mindestens dreißig Jahre jünger ist als der Gemahl, wie kommt denn die zu dem wassersüchtigen Herkules in der scharlachroten Uniform?' So drückt' ich

Digitized by Google

mich aus, meine Freunde, ich bitte um Verzeihung, ich war damals noch jünger und unerzogener. Und sofort schnurrt mein Abbé herunter: ‚Geborene Prinzessin von Stolberg; hat mütterlicherseits Schottenblut in den Adern; Vater fiel als österreichischer General bei Leuthen gegen den Preußenkönig; im Hennegau erzogen, auf Betreiben Frankreichs mit dem abenteuerlichen Schotten vermählt — und — kurz' — — nun passen Sie auf, meine Liebe, wie sich dieser geschwätzige, aber geschmackvolle Abbé geistreich ausgedrückt hat: ‚Kurz,' sagt er, ‚sie hat eine Königskrone gesucht und eine Dornenkrone gefunden!' Was sagen Sie dazu? Um mein Herz war's an diesem Abend geschehen. Ich sah immerzu eine unsichtbare Krone um das Haupt dieser feinblassen Dulderin."

Graf Alfieri küßte bewegt die Hand seiner Nachbarin, die das Haupt gesenkt hatte. Es ging ein Augenblick der Wehmut und der ernsten Rückschau durch diesen auserlesenen Freundeskreis.

Jener Thronprätendent, der Sohn Jakobs III., der gleichfalls verbannt im Ausland lebte, hatte in seiner Jugend heroische Eigenschaften entfaltet, unterstützt von treuen Schotten. Aber hernach war er verdüstert und brutal geworden, hatte im Trunk sogar vor Mißhandlungen nicht zurückgebebt, und so entschloß sich diese geistig hochstehende, mit allen edlen Eigenschaften des Herzens ausgezeichnete Frau, ihn zu verlassen. Das mußte mit List geschehen, da er sie fast nie von der Seite ließ. Man ordnete einen Spaziergang nach einem nahen Frauenkloster an; die Gattin ging mit einer Vertrauten etwas voraus, trat rasch in das Kloster ein und stellte sich unter dessen Schutz; und die Tore schlossen sich vor dem Gatten, der mit einem befreundeten Geistlichen langsamer folgte, und öffneten sich nicht mehr trotz seiner Wutanfälle. Auf heimlichen Wegen wurde dann die Befreite nach Rom gebracht; Alfieri saß verkleidet neben dem Kutscher, da man bewaffnete Nachstellung befürchten mußte. In der Papststadt wurde die Scheidung betrieben. Und da dies eine hochpolitische Angelegenheit war und die höchsten Kreise anging, denn ein Bruder Karl Eduards war Kardinal, so mußte sich der liebende Graf alle Zurückhaltung auferlegen. Seine ungestüme Sehnsucht trieb ihn zwar dennoch in die Nähe der verehrten Frau; es waren eine Weile herrliche Feiertage; aber die öffentliche Meinung zwang ihn dann wieder, die Stadt zu verlassen, solange diese verwickelte Angelegenheit schwebte. So blieb etwas Heimatloses in diesem vielgereisten Dichter, der ganz Europa kennen gelernt hatte und sich im zerstückelten Italien doch nicht recht auf festem Heimatboden fühlte.

„Dies alles steht mir wieder vor Augen," sprach Alfieri, „und ich freue mich, jetzt im Antlitz jener Dame ein andres Lächeln feststellen zu dürfen, das nicht mehr durch einen Zug des Schmerzes getrübt ist."

„Meine Freunde," fiel der gelehrte Abt ein, als Alfieri ergriffen schwieg, „laßt uns doch einmal dem Gedanken von der Königskrone genauer nachsinnen! Ist es denn so unmöglich, daß unser Freund einmal wie Tasso auf dem Kapitol gekrönt werden könnte von einem einigen Italien? Oder daß er wie Petrarca ein Freund und Berater von Kaisern und Päpsten würde? Oder daß er wie Dante die Würde und Hoheit italienischer Kunst und Sprache wiederherstellte? Warum soll ihm das nicht noch beschieden sein? Mit vierzig Jahren ist man noch kein Greis!"

Alfieri stützte mit der Linken die Stirn und wehrte mit der rechten Hand ab, ohne aufzuschauen.

„Wecke diese Träume nicht wieder, Freund! Ja, ich habe sie einst geträumt! Ja, auch ich bin ein Thronprätendent: einer, der auf einen geistigen Thron wartet. Aber werd' ich glücklicher sein als jener Schotte?"

Er hob einen Augenblick den strengen, stolzen Langkopf mit dem rötlichen Haar und schaute gedankenvoll die Blondine an, die vordem an der Seite eines andern umsonst auf eine Krone gewartet hatte.

Aber mit glücklichem Lächeln schob sie den bloßen Arm unter den seinen und sprach mit dem liebenswürdig leisen und melodischen Tonfall, der ihr eigen war: „Liebster Freund, nicht diese Träume! Wir sind auf einem gefährlichen Gedankengang und sind eigentlich im Begriff, ein klein wenig undankbar zu werden. Genügt nicht das Glück dieser Stunde? Bedarf es da noch irgendwelcher Königskronen?"

Digitized by Google

Er nickte mehrmals, in Gedanken verloren; aber ihre Mahnung ward wenig beachtet. Der Abt spann sogar den Gedanken weiter.

„Seht, da ist die französische Revolution: Laßt mich euch gestehen, daß ich von ihr eine Befreiung Europas erhoffe. Hat nicht unser Freund mit Recht eine Ode auf den Bastillensturm geprägt? Und wie großartig verlief neulich die vierte Augustnacht, als sich der Adel in hinreißendem Schwung seiner Vorrechte freiwillig beraubte! Ah, das ist groß!"

„Das ist groß, ja, aber ich liebe die Franzosen nicht," warf Alfieri ein.

„Was geht uns der Charakter dieser Nation an, wenn ihre Revolution Gutes stiftet?" widerstand der Abt. „Nehmt einmal an, diese Bewegung bläst die europäischen Kleinfürsten hinweg, auch unsern Großherzog von Toscana, und krönt an ihrer Stelle geeinte freie Nationen? Heh, was sagt ihr dazu?"

„Dann allerdings!" rief jetzt Alfieri, von diesem Ausblick begeistert. „Dann will ich dieser Tänzernation auf den Knien Abbitte tun! Das wäre ja eine Genietat! Aber diese zappligen Egoisten als selbstlose Befreier Europas? Nein, das vermag ich nicht zu glauben. Nein, nein, und immer wieder nein! Du tust mir einen schlimmen Gefallen, Äbtlein, meine Phantasie aufzustören und meine tiefsten Träume mit dem Schicksal der französischen Revolution zu verflechten."

Die beiden Damen spürten, wie gefährlich sich des Dichters Naturell an diesem Gedanken entzündete. Es widerstrebte ihnen, dieses politische Gespräch fortgesetzt zu sehen. Fräulein von Malzen bat mit scherzhaftem Nachdruck, doch endlich mehr auf die Speisen zu achten und auf diese leis im Nachtwind schaukelnden Lampions, die an Schnüren über die Terrasse gezogen waren. Der Abt, als er jenen Stachel in des Freundes Phantasie versenkt hatte, rieb schmunzelnd die Hände und vertiefte sich in ein delikates Rebhuhn. Der Dichter war still geworden. Das Gold der Sterne hatte sich immer glänzender entfacht. Doch das Gespräch verriet nach und nach Ermüdung.

Beim Gutenachtsagen schienen alle zu empfinden, daß sie eigentlich das Glück dieses Zusammenseins nicht so festlich ausgenossen hatten, wie es begonnen worden. Sie baten das Schicksal gleichsam um Verzeihung.

„Ich habe kein andres Begehren, als daß es so bleiben möge," sagte die Gräfin innig.

Und mit diesem gemeinsamen Wunsch gingen sie auseinander.

⁂ ⁂ ⁂

„Nun beantworte mir einmal eine Frage, mein Lieber!" sprach der Abt am andern Morgen, als er das Zimmer seines Freundes betreten und sich zu ihm auf den Bettrand gesetzt hatte. „Diese Frage hat mich die ganze Nacht beschäftigt und hat wunderlicherweise folgenden Wortlaut: Warum heiratest du sie nicht?"

Der Dichter zog sein spitzenbesetztes Nachthemd fester über die Brust zusammen, stützte sich auf den Ellenbogen und fragte schlaftrunken: „Wen? Was?"

Er hatte von Königskronen geträumt.

„Ei, wen denn wohl!" rief der Abt. „Virginia oder Sophonisbe oder Myrrha oder Merope?"

Er nannte aufs Geratewohl einige Tragödien seines dichterischen Freundes.

„Deine Donna natürlich! Die Dame, die einen König sucht!"

„Aha, da ist das Stichwort! Gut gegeben, Gesalbter des Herrn! Und wo ist der König?"

„Auf diesem Schachbrett wollen wir jetzt nicht weiterspielen," entgegnete der Abt. „Die Sache steht nun so: alle Hindernisse sind weggeräumt, die Scheidung ist ausgesprochen, kein Neider und Aufpasser ist um den Weg, jene Stuart-Partei hat ihr Spiel verloren. Und jetzt? Warum greifst du nicht zu und machst sie zu deiner Gattin?"

„Mein Guter," sprach Alfieri, „du weißt, daß ich über diese Dinge hundertfältig nachgedacht habe."

„Gewiß! Aber ehedem waren da Hindernisse, der Ruf der Dame war in Gefahr, es hätte nach Entführung und Ehebruch ausgesehen, wenn ihr euch übereilt hättet; man hätte sagen können: hier wird einem kranken Manne die Pflegerin und Gefährtin geraubt — und andere Verdrehungen. Nun wohl, aber wozu jetzt diese phantastische Verschwiegenheit fort-

Digitized by Google

setzen und das Liebesidyll nicht verwandeln in ein Eheidyll? Hast du mir nicht tausendmal mit Recht gerühmt, wie sehr diese Dame dein Schaffen beflügelt? Nun, so greife doch zu, Fabius Cunctator!"

„Sage du mir einmal zuvor," erwiderte der Dichter und legte dem geistlichen Freunde die Hand auf den Arm, „was habe ich ihr zu bieten? Sage mir das einmal mit ciceronianischer Deutlichkeit, mein Lieber! Was habe ich einer Gräfin Albany, geschiedenen Gemahlin eines Mannes mit königlicher Hofhaltung, an äußeren Werten zu bieten? Meinen Grafentitel? Gilt ihr gar nichts. Meine neunzehn Tragödien? Sind noch ungesammelt und harren einer würdigen Ausgabe bei diesen niederträchtigen Zensurverhältnissen im unfreien Italien. Was weiter? Meine vierzehn Pferde? Liebster, ich bin ein Dichter — stolz sag' ich das: ein Dichter. Aber ich füge auch gleich hinzu: nur ein Dichter. Hörst du? Und eine feste Heimat hab' ich erst in dem Augenblick, wenn Italien sprachlich, geistig und politisch als einige Nation dasteht! Dann besteig' ich meinen Thron. Und dann — dann führ' ich meine Königin heim!"

Er sprang in seiner ganzen Länge dröhnend aus dem Bett und trat an den Waschtisch.

Der Abt preßte nachdenklich sein rosiges Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger und verließ das Gemach.

⁂ ⁂ ⁂

Nun glühten um das Idyll von Wettolsheim heiße, stille Sommertage.

Gespräche voll Geist und Gemüt verbanden diese hochgestimmten, auf einem Eiland der Freundschaft miteinander vereinigten Menschen. Freimut war im Bunde mit Takt und Form; Feinheit der Bildung verflocht sich mit edlem sprachlichem Ausdruck. Und es fehlten nicht in dieser Mischung der weltmännische Humor, das attische Salz.

Der vorurteilsfreie Abt, ein Meister der Lebenskunst, verstand sich vortrefflich mit Fräulein von Malzen. Sie verweilten oft lange Nachmittage am Schachbrett oder übten sich in geistvollen Neckereien und ließen das Liebespaar allein.

Dann wieder zog sich der geistliche Mann zur Meditation zurück und wandelte halblaut betend in der Ahornallee hin und her. Die Eidechsen versteckten sich, wenn sein Schatten vorüberglitt; Lichtflecke von oben tanzten auf dem kleinen, dicken Goldschnittbuch, das er in Händen hielt. Der Diener trug das leise klirrende Kaffeegeschirr ins Haus zurück; auf den heißen Feldern war Sommerarbeit. Und drüben, aus der Jasminlaube, drangen Koseworte hervor, kaum vernehmlich, auch vor der Dienerschaft sorgsam verhohlen.

Die leidgeübte, seelenfeine Frau, die sehr hübsch zeichnete und mit Kunst Spinett spielte, wußte den Geliebten immer aufs neue zu beschäftigen und seinen geraden Ansturm zu zerstreuen in die Vielfältigkeit eines ebenso zarten wie anmutigen Liebesspieles. Sie besaß das, was seiner Derbheit mangelte: eine bezaubernde Geschmeidigkeit und Wandlungsfähigkeit. Sie konnte mitten in den Zärtlichkeiten, die vielleicht läppisch oder allzu sinnlich zu werden drohten, plötzlich ihr ausdrucksvolles Gesichtchen in ernste Falten legen und irgendeine ganz abliegende, ja gelehrte Frage aufwerfen. „Teuerster, dabei fällt mir ein" — sagte sie dann bloß: und diese Wendung, im Bunde mit entsprechend gespanntem Gesicht, genügte durchaus, um ihn aufmerken zu lassen und abzulenken. Sie war ebenso lebensklug wie liebeskundig. Ihr allein gelang es, diesen schwer zu behandelnden, oft düster verschlossenen, manchmal dem Jähzorn ausgesetzten Dichter, der doch so voll tiefen Empfindens war, in einer gewissen Harmonie aller Kräfte zu halten. Schon ihr reizvoll wechselndes Mienenspiel fesselte immer wieder den starren, wie aus Marmor gehauenen Charakter dieses Norditalieners, der von germanischen Einwanderern abstammte und ihnen seinen knochigen Körper- und Seelenbau verdankte, aber auch heißes Südlandsblut in den Adern hatte.

Ein Geheimnis aber behielt er für sich. Er behielt es für sich allein, seit er gemerkt hatte, daß die Gräfin nicht darauf einging, sondern mit verscheuchender Hand sanft über seine Stirne strich, wenn er davon anfing. Es war sein Königstraum. Warum sollte denn wohl — so fragte er sich — dieser Traum nicht in Erfüllung gehen? Warum sollte der Mann oder Greis Alfieri nicht ein durch edle dichterische Sprache

Digitized by Google

geeintes Italien sich zu Füßen sehen, auf dem Kapitol stehend als geistiger König? Die Gräfin war geläutert genug, nichts mehr von der Jagd nach Königskronen hören zu wollen. Bei ihm aber war es erst ein lockendes Bild, dann ein erstrebenswertes Gut; und schließlich, als er es in sich verschloß, ward es verfänglicher Trotz und geheime Hoffart. Waren denn etwa seine Tragödien geringwertig? Achtete man ihn nicht als vollblütigen Poeten? Wollte die Gräfin mit dieser sanften Ablehnung ausdrücken, daß er sich zu hoch versteige?

Er dichtete seinen „Abel"; er schrieb und feilte dies und das; er achtete mit den anderen lebhaft auf den schwungvollen Fortgang der französischen Revolution. Aber seinen besonderen Stolz, Trotz und Dünkel verschloß er in seine Geheimkammer.

Bis diese Krankheit eines Tages durchbrach.

Es war ein sonderbarer Anlaß. Eine zarte, ja sinnige Aufmerksamkeit der Gräfin, hervorgegangen aus dem Wunsch, ihm Freude zu machen, schlug in das Gegenteil um und erzeugte Verdüsterung.

Es verkehrten im Wettolsheimer Schlößchen, das damals noch mit alten Ecktürmen bewaffnet war, nur wenig Gäste. Doch eines Tages kamen, vom blinden Dichter Pfeffel empfohlen, einige italienische Herrschaften, darunter eine Mutter mit einem niedlichen kleinen Knaben. Flugs wurde ein hübsches Fest hergerichtet, wie man es damals so reizend verstand. Blumenschmuck war ja immer im Handbereich; leicht waren auch Kostüme gefunden, um eine arkadische Stimmung herzustellen. Die kinderliebe Gräfin kleidete den reizenden Knaben in einen Amor um, gab ihm Köcher, Bogen und Flügelchen um die Schulter und setzte ihn auf ein breites Postament, wo der Knirps mit Vergnügen seine Zuckersachen naschte. Alfieri selber warf eine Toga über und trat in den Kreis der Damen und Herren, um eine seiner Tragödien zu deklamieren. Die ganze Gesellschaft, Fächer und Degen, bewegte sich höchst angeregt und dankbar heran und bildete ein lauschendes Italien. Und Alfieri begann. Er sprach mit Pathos, er sprach donnernd und augenrollend. Er stand auf dem Kapitol, er stand vor seiner erschütterten Nation; und die Jamben rollten wie Jupiters Donner über die Menschheit. Doch da kam das Verhängnis. Klein-Amor auf seinem Postament starrte mit wahrem Entsetzen den langen, wilden Menschen an — und plötzlich scholl sein markdurchdringendes Angstgeschrei in die sonoren Verse der „Sophonisbe". Dicke Tränen rollten über die rosenfarbenen Pausbacken, das Gesichtchen war mit Schokolade verschmiert, Amor schien sich vor Kummer und Schrecken auflösen zu wollen. Die Deklamation brach ab, die Gräfin nahm den kleinen Gott tröstend auf die Knie, die Mutter entschuldigte sich — und der Dichter warf die Toga wieder von der Schulter und sprach von etwas anderem. Er war verstimmt, verbarg es aber mit Mühe und führte sogar Mutter und Kind am Abend in seinem eigenhändig kutschierten, räderblitzenden Phaeton nach Colmar zurück.

„Kein gutes Omen!" brach er grollend aus, als er nach Hause kam und sein Lieblingspferd besorgt hatte. „Ich will meine Nation mit Poesie ergötzen — und der Gott der Grazien auf seinem Postament verhüllt sein Gesicht und weint! Weint, sage ich? Schreit! Schreit, der Bengel, vor Entsetzen über meine hölzernen Verse, daß die Wände dröhnen! Oh, oh!"

Er durchblätterte verstört und verdrossen das Manuskript seiner Dichtung.

„Es war ein Schein-Gott." Tröstlich lächelte die Gräfin. „Dieses kleine, schwache Menschenkind war der Gewalt so starker Verse nicht gewachsen."

Aber sein herbes, marmorhaft starres Gesicht, aus dessen Tiefen so oft Melancholie aufstieg, blieb vergrollt. Es schien hinter der zusammengezogenen Stirn zu blitzen wie von fernem Gewitter.

„Ich habe," sprach er, immer auf das Papier starrend, „während dieser zwölftägigen Eilfahrt über Innsbruck nach dem Elsaß täglich drei bis vier Sonette der Sehnsucht geschrieben. So hat mich die kommende Nähe einer herzenswarmen Dame beflügelt. Ich hielt auch diese ‚Sophonisbe' für gut. Nachdem ich sie aber heute laut gesprochen, nachdem ich die Starrheit meiner Verse verglichen habe mit deiner fraulichen Wärme und Anmut und mit der Natürlichkeit jenes Kindes, sehe ich ein, daß sie nichts taugt."

Digitized by Google

Und ehe ein Arm ihn hindern konnte, war das Manuskript in Fetzen und Fetzchen zerrissen und in die Asche des Kamins geschleudert.

„Ich muß sie neu schreiben," fuhr er fort. „Verzeih' mein Ungestüm! Ich komme nie ans Ziel."

Mit umwölkter Stirn beugte er sich über ihre Hand und zog sich zurück.

⁂ ⁂ ⁂

Gräfin Albany war durch die außerordentliche Wirkung, die dieser unscheinbare Vorfall ausgeübt hatte, auf das tiefste bestürzt. Und diese Bestürzung wuchs zu wahrer Angst, als am andern Morgen der Abt herunterkam und ihr schonend beibrachte, daß der Freund krank sei.

„Sehen Sie, sehen Sie!" rief sie aus. „Ich wußte schon lange, daß ihm irgend etwas in Blut und Seele steckt, das nun als Krankheit ausbricht! Denn bei diesem Poeten sind ja Leib und Seele in allerengster Beziehung. Hat er nicht oft gesagt, ich sei ihm ein Genesungsmittel? Oh, und nun wird er unter unseren Augen krank!"

„Es ist eine höchst poesielose Krankheit," fuhr der Abt fort. „Er hat gestern in der Verstimmung unvorsichtig gegessen und getrunken — oder weiß der liebe Himmel, wie und wo er sich das geholt hat. Der Körper ist jedenfalls in letzter Zeit weniger spannkräftig gewesen, weniger abwehrfähig. Nun sitzt das im Darm. Es scheint die Ruhr zu sein, die ja wohl in der Gegend herrscht."

Oben in seinem Turmgemach lag der Graf und hatte Geisteskraft genug, über die abscheuliche Form seiner heftigen Erkrankung grimmige Späße zu machen.

„Die Götter züchtigen den Thronprätendenten höchst geschmackvoll. Meine Königsgedanken haben sich in den Darm verirrt. Pfui Teufel, Elias, ja wohl, durch den Darm geht ab, was an Dünkel in Vittorio Alfieri steckt! Ist die Sache lebensgefährlich, Doktor?"

„Sie kann zum Tode führen," bemerkte der herbeigeholte Heilkundige freimütig. „Es ist die rote Ruhr."

„Sie sind mein Mann!" stöhnte Alfieri unter einem neuen Schmerzanfall. „Offen heraus! Nur nicht lügen und vertuschen! Ich liebe unverlogene Männer in diesem Froschgesindel der Gegenwart... Zwischen Madonna Luisa und meinem Freund von Caluso sterben zu dürfen, ist mir Wonne..."

Stöhnend schwieg er. Schmerz und Fieber raubten ihm die Sinne. Er verbrachte den übrigen Tag in halber Betäubung. Doch streng hielt er darauf, daß sich die Freundin nicht in dieser Pestluft erblicken ließe. Sie solle leben, ließ er ihr durch den Abt sagen, und seine Werke sammeln.

So rang er viele Tage mit der schweren Krankheit, umhegt von dem treuen Elias und dem innig besorgten Abt. Die Gräfin ersann immer neue Aufmerksamkeiten. Die Dienerschaft verbrühte sich die Hände an heißen Kompressen, doch ihm war es immer noch nicht heiß genug. Der stolze Dichter magerte zu einem Skelett herunter. Er konnte vor Schwachheit kaum noch die Hand heben.

Und jetzt, so handgreiflich belehrt über die Vergänglichkeit des Irdischen, hielt er eine läuternde Rückschau auf sein Leben.

„Ich war als Knabe schon sehr stolz," sprach er zum Abt, der selten von seinem Lager wich. „Ach, Freund, es war kein schlechter Stolz. Aber es war mir unerträglich, verachtet oder gedemütigt zu werden. Das Furchtbarste war, wenn ich zur Strafe mit der Nachtmütze auf dem Kopf in die Messe geschickt wurde, geführt vom Lehrer, geschoben vom Diener. Ich weiß noch, wie ich in der Martinskirche kniete, Qualen im Herzen, denn ich hielt mich für entehrt. Krämpfe waren die Folge, ich lag mehrere Tage krank. Da erschraken meine Eltern und taten mir das nicht wieder an. Und so hasse ich auch jede Lüge, seit ich als Knabe wegen einer geringen Lüge gezüchtigt wurde. Und hasse die Weichlichkeit: ich weiß noch, wie ich als Knabe mit der Stirn in ein Eisen fiel — man sieht heute noch die Narbe — und es doch verschwieg, weil ich Jammern für untapfer hielt. Aber Herzensliebe und Schönheit des Geistes — ja, die hab' ich immer gesucht, oft auf falschen Wegen. Und vergebt mir meine Narrheit für schöne Pferde! Elias, daß man die Pferde gut versorge! Ich bin ohne Pferde nur ein halber Mensch. Auf dem Rücken des Pferdes oder auf einem leichten Wagen überwindet ihr die Schwere, versteht ihr? Trab und Galopp — das ist Rhythmus, Verse, Jamben!

Digitized by Google

Lies mir aus Virgil vor — nein, laß mich schlafen!"

Wenn dann der Abt nach unten kam, fand er die Gräfin oft tränenüberströmt an ihrem Betpult knien.

„Lieber Freund," sprach sie eines Tages zu dem Geistlichen, „ich habe den Grund dieser Erkrankung entdeckt. Es ist Mangel an Demut, wodurch uns diese Züchtigung gekommen ist. Es ist der unselige Königstraum! Der hat seinen Organismus geschwächt — denn unser Freund hat damit einen Wahn beherbergt, einen Dünkel, eine Lüge, ein Gift. O Gott, wie könnten wir reich und glücklich sein in unserer Liebe! Die größten Geister aller Zeiten sind bei uns zu Gast, wir dürfen uns mit ihnen unterhalten und von ihnen lernen — und wir sind noch nicht zufrieden?! Lieber Abt, hier sind auch Sie nicht ganz schuldlos, denn auch Sie haben diesen Wahn genährt. Oh, das sollten Sie doch wissen, daß unser Freund ohnedies schon genug besessen ist von einem edlen und strengen Ehrgeiz, wir brauchen ihn darin nicht noch zu bestärken."

Der Abt hatte die Dose in der Hand, vergaß zu schnupfen und gab ihr mit sehr ernstem Angesicht unumwunden recht.

„Nichts mehr will ich von der Welt," schloß die weinende Gräfin, „wenn er mir nur geschenkt bleibt! Nichts, nichts mehr, o hör' es doch, lieber Vater im Himmel, nur in Demut glücklich sein und sein Werk ihm vollenden helfen!"

„Er hat mir heute gebeichtet," gestand der Abt mit leiser, tiefbewegter Stimme. „Seine Leidenschaften in London und im Haag oder sonstwo, von denen wir vertrauten Freunde ja schon wissen, hat er mir in allen Einzelheiten gestanden. Durch eine Liebesleidenschaft ist er zum Dichter geworden und hat sich in einer ‚Kleopatra' leicht geschrieben. Er hat mir genau erzählt, wie er sich einst zur Ader schlagen ließ aus Herzensverzweiflung und den Verband abriß, um freiwillig zu sterben, mit Mühe von einem Freunde gerettet. Ach, das wissen Sie ja schon alles. Nur die Liebe zur Gräfin Albany klingt immer wieder als etwas Heiliges durch seine Geständnisse hindurch und verklärt sein erschreckend abgemagert Antlitz. Sie haben auf diese stolze Menschenseele einen unendlich heilsamen Einfluß, liebe Gräfin. Und er liebt auch mich. Und ich liebe ihn, wie ich wohl keinen Freund auf Erden je geliebt habe. Stirbt er mir, so stirbt meine halbe Seele mit ihm."

„Und mir die ganze," schluchzte die Gräfin.

So rangen diese treuen Menschen um den kranken Freund. Und oben saß der alte Elias und ließ die Tränen rinnen, denn Alfieri hatte seine beiden Hände gefaßt und bat ihn liebevoll um Verzeihung. Er hatte den Alten manchmal heftig angefahren, sogar einmal mit einem schweren Leuchter im Jähzorn auf die Stirn getroffen.

„Lieber alter Elias, du kennst mein Leben: es ist ein Kampf gegen meine heftige und stolze Natur. Gott vergebe mir — und doch bin ich so dankbar für eure treue Liebe..."

Nach sechs Wochen, als das Goldlaub des Herbstes am Wasgau hing, trat der genesende Dichter zwischen Freund und Freundin zum ersten Male wieder hinaus in den Park. Ganz langsam ging er, ein bleiches Gerippe, dessen Leben nur noch aus zwei großen Augen zu glühen schien.

Lächelnd und verwundert sah er sich um, matt, ein Kind an Kraftlosigkeit. Sie hielten ihn von beiden Seiten am Arm, damit er nicht zu Boden glitte.

„Ist mir die Welt neu geschenkt?" fragte er leise.

„Neu geschenkt, du Lieber, ja, neu geschenkt!"

Die Stimme der Gräfin zitterte vor Glück. Sie war so weichmütig geworden in diesen Wochen der Angst, daß ihr ohne Anlaß die Tränen leicht ins Auge traten.

„Sie ist schön, eure Welt, sehr schön. Aber ich habe in dieser Krankheit erfahren, daß Liebe und Freundschaft das Allerschönste sind, was uns die Gottheit schenken kann. Seid bedankt, ihr beiden, innig, innig bedankt! Ich bin sehr reich. Wie konnt' ich denn einst so undankbar sein, von Kapitol und Krönung träumen zu wollen? Ich *bin* ja ein König."

⁂ ⁂ ⁂

Drei Jahre später, am 18. August 1792, ereignete sich an der Barriere Blanche zu Paris, wo die Straße nach St. Denis führt, ein stürmischer Auftritt.

Digitized by Google

Rauhfrost

Gemälde von Hans Beatus Wieland

Digitized by Google

Zwei hochbepackte Reisewagen, die Paris verlassen wollten, wurden vom betrunkenen Pöbel umringt, der sich aus der nächsten Schenke ergoß.

Vier Nationalgarden hatten die Torwache; sie hatten die Pässe besichtigt; es war kein Anlaß, die reisenden Ausländer festzuhalten. Aber der Pöbel brüllte gegen die Freilassung.

Jetzt fuhr wie der Teufel ein langer, wilder Mann aus der vorderen Kutsche heraus und fuchtelte mit amtlichen Papieren den Sanskülotten unter der Nase herum.

„Hier sind meine Pässe! Was wollt ihr noch von mir?! Sind diese Papiere etwa nicht in Ordnung?! Ich bin Italiener, kein Franzose! Hört ihr wohl? Italiener! Italiener! Italiener!"

Das Pack tobte. Dieses reiche Gesindel schleppe Säcke voll Gold aus Paris fort und lasse das arme Volk verhungern. An die Laterne! Auf die Guillotine! Laßt sie nicht entwischen! Reiche Gauner! Verräter!

Aber von Jähzorn übermannt tobte der Bedrohte noch gewaltiger. Furchtlos schrie er den Jakobinern seine Wut und seine Verachtung in die verrohten Gesichter.

„Ich habe einst die Ode auf den Bastillensturm gedichtet! Alfieri heiß' ich! Ist das nun die französische Nation, an die ich geglaubt habe?! Bin ich unter freie Männer geraten oder unter eine Meute losgelassener Hunde?! Soll ich dem Ausland erzählen, daß Paris von Ratten und Sklaven bewohnt ist?! Hier ist mein Paß! Hier die Pässe meiner Reisegefährten! Lest, lest, lest! Kann jemand von euch lesen, ihr Befreier Europas?! Nicht?! So haltet keinen Dichter auf! Platz!"

Wütend sprang er neben den Kutscher, selber die Zügel in die Hand reißend.

„Los!"

Und hineinpeitschend in die johlende Masse, hetzte er seine herrlichen Pferde — und im Tumult ging es hindurch und hinaus.

So entrannen er und die Gräfin dem Tod auf dem Schafott. Denn zwei Tage später drangen die Schergen in das Haus der Gräfin Albany ein, um sie zu verhaften. Just auf diesen Tag, auf den 20., waren die Reisepässe ausgestellt worden; da aber am 18. schon alles fertig war, reiste man schon zwei Tage früher. Diesem Zufall und Alfieris Mut an der Barriere verdankten sie die Freiheit. Sie fuhren über Calais nach Holland, von dort über Deutschland nach Italien.

Furchtbar hatte den Dichter die dämonisch entartende Revolution enttäuscht.

„Auch ich bin kein Royalist," sprach er zur Gräfin, die nicht mehr von seiner Seite wich. „Aber ihre Republik ist nicht die meine. Ich bin in allen Stücken das Gegenteil von diesen ruchlosen Affentigern. Nun hoffe ich nichts mehr von Frankreich. Wir werden weder ein freies Europa noch ein freies Italien erleben. Nun erst ist ganz und gar unser Königstraum zu Ende. Aber es bleibt uns das geistige Königtum, das uns keine Revolution der Welt rauben kann."

So zog sich Alfieri mit seiner Lebensfreundin auf seine innere Welt zurück. Er schuf, sann, bildete sich und seine Gefährtin; er bändigte Leidenschaft durch strenge Form; und seinen herben Stolz erwärmte er durch Liebe. Nur wenige Personen, kaum ein halbes Dutzend, brauchte er für sein Leben und brauchte er für seine Tragödien; Einheit des Ortes, Gedrängtheit der Handlung führte er mit straffer Meisterschaft durch. Als Könner und Charakter stand er in gleich hohem Ansehen.

Als der erste Konsul zur Herrschaft kam und der Name Napoleon Bonaparte die Welt mit Glanz erfüllte, doch als Name eines neuen Tyrannen, nicht eines Befreiers, da war Alfieris Lebenskraft verbraucht.

„Ich habe bei Canova dein und mein Grabdenkmal anfertigen lassen, Liebste," sprach er. „Durften wir nicht auf einem Thron sitzen, so dürfen wir doch als freies Freundespaar unter einem Grabstein ruhen."

In der Kirche Santa Croce zu Florenz sind unter demselben Grabdenkmal vereinigt Gräfin Albany und Vittorio Alfieri.

Digitized by Google

Vom deutschen Imperialismus

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch

Es sind kaum mehr als anderthalb Jahrzehnte, seitdem das aus England herübergenommene Schlagwort des Imperialismus auch für unsere deutsche Betätigung in der Welt angewendet wird. Und heute begegnet man schon oft einer Abneigung gegen dieses Schlagwort, das weite Kreise unseres Volkes für unsere Politik als zu anspruchsvoll empfinden gegenüber dem, was in diesem Zeitraume praktisch für uns erreicht worden sei. Überall sehen wir die Konkurrenzvölker voran- und weiterkommen in der Neuverteilung der Welt, während, mag es sich um Ostasien oder um Afrika, um die asiatische Türkei oder Südamerika handeln, für die reale Ausdehnung des deutschen Weltmachteinflusses nichts Rechtes herauskommt. So kritisiert man in weiten Kreisen an der Führung der Politik, an den Staatsmännern, die sie tragen, an den Vertretungen des Reiches draußen, und ein immer wachsendes Gefühl des Unbehagens gegenüber unserer außerpolitischen Stellung führt leicht dazu, sich von den weltpolitischen Ideen wieder ganz abzuwenden, mit denen wir uns eben erst seit Mitte der neunziger Jahre durchtränkt haben. Denn wir spüren jetzt allzusehr, daß es in dem Tempo, in dem wir davon träumten und das uns unsere allerdings außerordentlich rasche Entwicklung als möglich vor die Augen stellte, doch nicht mit unserer weltpolitischen Betätigung vorangeht.

Was bedeutet die Welt in den stolzen Worten von der deutschen Weltmacht und deutschen Weltpolitik, die so unendlich oft in den letzten zwei Jahrzehnten bei uns gebraucht worden sind? Die Geschichte lehrt uns, daß dieses Wort Welt schon sehr früh gebraucht wurde in einer uns heute ganz naiv anmutenden Weise, weil die geographische Ausdehnung dieses Begriffes sich noch längst nicht mit der ganzen Fläche unseres Planeten deckte. War doch von diesem überhaupt erst ein kleiner Teil bekannt, als schon der Begriff des Weltreiches ausgesprochen wurde, und war doch vollends von einer Einheit auch nur des schon bekannten Teiles noch gar nicht die Rede. Dabei sei ganz abgesehen von der naiven Unbescheidenheit des Menschen, der ohne weiteres in solchen Vorstellungen Welt und seinen kleinen Planeten in ihr gleichsetzte und gleichsetzt.

So hat es Weltreiche gegeben von den Urzeiten der Geschichte her. An die Weltreiche, die uns aus dem Alten Testament in der Schule gelehrt werden, sei nur eben erinnert. Dann haben die Römer ihr Weltreich aufgerichtet. Karl der Große hat ein solches gegründet, und seine Nachfolger auf dem römisch-deutschen Kaiserthrone haben dieser Idee weiter nachgejagt. Sehen wir die Grenzen dieser verschiedenen Weltreiche auf einer Erdkarte an, so wird klar, daß keines auch nur im entferntesten die ganze Erde umfaßt hat, und wird uns deutlich, wie eigentlich gedankenlos wir den Begriff einer Weltgeschichte brauchen, der uns entgegengebracht wird, sei es in der Krone deutscher Geschichtsschreibung, in Leopold Rankes Weltgeschichte, oder in anderen, populäreren Weltgeschichten allerart und aller Standpunkte. Denn überall ist da in der Hauptsache Weltgeschichte nur die Geschichte dessen, was im Altertum und Mittelalter die Welt war, nämlich der Kulturkreis der Mittelmeerländer mit ihren Ausstrahlungen. Für jedes Zeitalter ist eben der Begriff Welt das Gebiet, das sein Horizont, sein geographischer, sein politischer und kultureller Horizont umspannt, und indem jedes Zeitalter mit dieser Einheit zugleich auch die Idee einheitlicher Beherrschung verband, entstehen die Begriffe Weltreich und Weltpolitik, die wir anzuwenden gelernt haben auf das Reich der Römer, auf das Karls des Großen oder das Karls V. Schon in diesen Namen aber ist ausgesprochen, wie sich der Schauplatz immer mehr erweiterte: Von jenem Mittelmeerkreis nach dem Norden, über das heutige West- und Mitteleuropa hin und dann mit den Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts über See. Daß einmal sich der Begriff einer Weltpolitik vollständig decken mußte mit dem Schauplatze der ganzen Erde — das ist schon in der Frühzeit solcher Weltpolitik deutlich empfunden worden: als Papst Alexander VI. 1493 die Erdkugel teilte zwischen Spanien und Portugal, den Osten dem und den Westen jenem mit dem Zuge seines Griffels zuschreiben wollte. Aber nur im Rausch der Phantasie, noch nicht im Ernst hat diese romanische Conquista den Erdball wirklich umspannt. Dazu mußten noch genau vier Jahrhunderte vergehen, Jahrhunderte stärkster wirtschaftlicher Arbeit, die schließlich zum Exportkapitalismus wurde, und Jahrhunderte kühner Entdeckungs- und Forschungsfahrten, die zwar auch in unserer Gegenwart noch nicht das Antlitz der Erde vollständig entschleiert, aber in der Hauptsache doch die wichtigsten Rätsel schon gelöst haben.

So hat sich der Schauplatz immer mehr durch jene Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts, die großen Forschungsreisen des 19. Jahrhunderts, durch die Eröffnung des chinesischen und japanischen Reiches usw. erweitert, so daß wir sagen können: Wenn wir heute den Ausdruck Weltpolitik brauchen, so deckt sich für uns der Schauplatz für diesen Begriff mit der ganzen Erde, mag sie bewohnt oder nicht bewohnt sein. Das ist das Neue, das uns durch die bekannten Ereignisse von 1894 an bis gegen Ende des Jahrhunderts so deutlich gemacht worden ist.

Digitized by Google

Nun lehrt die neuere Geschichte seit Anfang des 16. Jahrhunderts, daß zwar mit dieser Erweiterung des Schauplatzes auch der alte Anspruch der Weltpolitik, der Weltherrschaft durch ein einzelnes Volk und einen Staat immer wieder erhoben worden ist, daß es aber nicht gelungen ist, ihn wirklich durchzusetzen. Im Reiche Karls V. ging die Sonne nicht unter. Es war ein Weltreich im vollen Begriff des Wortes, und Weltherrscher, katholischer Weltherrscher wollte dieser Nachfolger der römischen Imperatoren sein. Ein volles Jahrhundert kämpft dagegen das schon früh zu einheitlicher Staatsmacht gekommene Frankreich, dem es in der Mitte des 17. Jahrhunderts gelingt, den spanischen Anspruch zu zerschlagen. Frankreich von der Höhe dieses Sieges aus durchtränkt sich seinerseits mit demselben Anspruch, die Welt zu beherrschen, in Ludwig XIV., in den Königen des 18. Jahrhunderts, schließlich in grandioseſter Form in der Gestalt Napoleons I. Dagegen erhob sich England, und in einem lange dauernden Ringen, in das alle Staaten Europas hereingezogen wurden, setzte es durch, daß auch Frankreichs Anspruch zu Boden geworfen wurde. In diesen Kämpfen entstand das, was wir seitdem das europäische Konzert nennen: die Vereinigung europäischer Staaten, deren Glieder sich allmählich in einem Verein zusammenfanden zu gleichem Recht.

Jeder dieser Staaten breitete sich über die Erde aus, soweit ihm dies möglich war. Da nun in unserer Gegenwart die ganze Erde in den Bereich dieser Expansion gezogen wird, anderseits aber außerhalb Europas selbständige Staaten entstanden sind, die sich nicht als Kolonialgebiet einfach angliedern ließen, wie aus alter Zeit China und Japan, aus neuerer die Vereinigten Staaten, so erweiterte sich dieses Konzert europäischer Mächte zu einem Konzert der Weltstaaten. Freilich ist dieses heute noch viel flüssiger als das europäische Konzert und freilich umfaßt es auch heute noch nicht, trotz jener Entwicklung, die ganze Erde durchaus; vor allem steht Südamerika noch sehr stark außerhalb dieser Vereinigung.

So sind es reichlich komplizierte Zusammenhänge, die von dem Wort Imperalismus heute umfaßt werden. Die Motive für ihn sind immer verschieden gewesen, rein wirtschaftlicher, aber auch nationaler und religiöser Art, und diese verschiedenen Tendenzen wirken auch heute noch in der Weltpolitik durcheinander. In ihr sehen wir bei aller Gleichberechtigung der einzelnen Staaten heute vor allem das Bestreben, den eigenen Staat so weit auszudehnen, daß er den Begriff eines Weltstaates erfüllt. Darunter verstehen wir, daß er imstande sei, seiner Bevölkerung Wohn- und Siedlungsgelegenheit, wenn diese im alten Staatsgebiet das nicht mehr findet, außerhalb zu verschaffen, ohne daß sie dem eigenen Staat und der eigenen Nationalität verloren zu gehen braucht. Darunter verstehen wir zweitens, daß ein solcher Staat sich soviel Gebiet in tropischen und halbtropischen Zonen zu eigen macht, um wenigstens in der Idee den Bezug von Rohstoffen für eine in ihren Ansprüchen außerordentlich gestiegene Volkswirtschaft und Bevölkerung aus eigenem Besitz sichern zu können. Das ist der hauptsächlichste Inhalt für die Idee des Imperialismus, die heute in so verschiedenen Formen über den Erdball geht. Und dann ist Imperialismus für einen solchen Staat, der sich nach Bevölkerung, wirtschaftlicher und moralischer Macht stark genug und berufen dazu fühlt: die Einsetzung aller physischen und wirtschaftlichen, politischen und militärischen Kraft für das Ringen um einen — möglichst großen — Anteil an einer Verteilung der bewohnbaren und nutzbringenden Gebiete der Erde. Eine Verteilung, die man in entscheidenden Momenten immer gern als die letzte bezeichnet, während sie sich unaufhörlich von neuem vollzieht, eine Verteilung, die immer mehr nicht nur sogenanntes freies Gebiet ins Auge faßt, sondern auch Länder, die noch politisch selbständig sind oder politisch selbständigen, aber kleinen und machtloseren Staaten gehören.

Diese ganze Auseinandersetzung wird dem Leser reichlich theoretisch vorkommen. Sie ist aber nötig, um einigermaßen für die Gedanken Klarheit zu schaffen, die so oft fehlt, wenn man in Deutschland von deutschem Imperialismus reden hört. Freilich ist dieses theoretische Gerippe auch bei uns längst nicht so mit Fleisch umkleidet, wie es im englischen Imperalismus der Fall ist. Liest man die eben mitgeteilten allgemeinen Sätze durch und hält sich dabei die Geschichte Englands und seiner Kolonien vor allem seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts vor Augen, so werden sie sofort ganz lebendig und erinnern überall an eine Fülle von Heldentaten, Forschungsreisen, Missionsarbeit, wirtschaftlicher Expansion, Kolonialentwicklung usw. usw. Als die Zeit des heutigen neuen Imperialismus anbrach, stand England bereits am Ende einer jahrhundertealten derartigen Expansion. Hier konnten darum auch die Rufe nach festerem Zusammenschluß und nach Aufrechterhaltung der englischen Weltherrschaft — das ist ja das, was wir englischen Imperialismus nennen — ganz anders zünden als irgendwo sonst, von Dilke und Seeley an zu Benjamin Disraeli, dem großen imperialistischen Premierminister der siebziger Jahre, und zu Joseph Chamberlain, an dessen Namen sich vor allem dieser neue, vor allem wirtschaftspolitisch sich ausdrückende Imperialismus Englands knüpft.

Dagegen kam diese neuere Entwicklung dem Deutschen Reiche, wie wir heute rückschauend uns sagen, sehr über den Kopf. Schlag auf Schlag folgten die Ereignisse, die mit einem Male lange Vorbereitetes abschlossen und unsere heutige Zeit der Weltpolitik einleiteten. Wir haben sie ja noch

Digitized by Google

selbst erlebt, den Krieg zwischen Japan und China und den zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten, die ostasiatischen Kämpfe, das Vorwärtsstürmen Englands in Afrika und sein Ringen mit Frankreich darum, den Krieg zwischen Rußland und Japan usw. Überall stießen die großen weltpolitischen Probleme aneinander und überall gerieten sie in Fluß. Altes stürzte in Trümmer, Neues trat herrisch mit eigenen Ansprüchen auf, die Rassenaristokratie der weißen Rasse über die Erde hin wurde ernstlich von den Gelben bestritten usw. Ist es ein Wunder, daß in diesem verwirrenden Durcheinander, in dieser völligen Umgestaltung der politischen Vorstellungen das deutsche Volk und seine Politik nicht gleich die Sicherheit des Weges fanden, nach der übrigens auch uns darin überlegene Staaten, wie z. B. Frankreich, schließlich auch England, ebenso haben suchen müssen?

Der Anspruch, an dieser neuen Politik teilzunehmen, wurde erhoben: aus dem kaiserlichen Munde erklangen am Jubelfeste des Reiches, am 18. Januar 1896, die bekannten Worte: „Aus dem Deutschen Reiche ist ein Weltreich geworden. Überall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute. Deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach Tausenden von Millionen beziffern sich die Werte, die Deutschland auf der See fahren hat. An Sie, meine Herren, tritt die ernste Pflicht heran, Mir zu helfen, dieses größere Deutsche Reich auch fest an unser heimisches anzugliedern." Diese Worte waren an die Fürsten, Heerführer und Beamten gerichtet, die den Herrscher zu dieser festlich-ernsten Stunde umgaben. Und es bleibt so in alle deutsche Zukunft hinein ein unvergängliches Verdienst unseres jetzigen Kaisers, daß er alle diese Zusammenhänge damals schon so übersah, ihnen diesen prägnanten Ausdruck verlieh und, was noch wichtiger war, in rastloser Arbeit für diese Ansprüche vor allem die Rüstung schuf, die Flotte. War diese doch dafür unumgänglich notwendig und war sie doch unter dem Fürsten Bismarck so sehr vernachlässigt worden, — weil man im damaligen System deutscher großer Politik gar nicht auf den Gedanken kam, es könnten militärische Entscheidungen für das deutsche Volk auf dem Meere ausgefochten werden müssen.

Das Volk nahm diese kaiserlichen Worte als ein Bekenntnis zu neuen Daseinsnotwendigkeiten, zum Glauben an eine größere und weitere Zukunft, zum Willen, ihr zur Tat zu verhelfen, auf. Fragen wir erst nach den inneren Kräften, die auch Deutschland zu dieser weltpolitischen Betätigung trieben, und dann nach den Zielen, die es darin verfolgte und sich stellte. Die erste Frage ist rasch beantwortet; es sind Dinge, die uns oft genug wiederholt worden sind. Zunächst trieben so hinaus die physische und die wirtschaftliche Kraft unseres Volkes. Jahr um Jahr wächst es, treibt in Fülle neue Zweige, und doch ist der Raum, den ihm die Geschichte vorerst zuwies, bald zum Ersticken eng. Und zum Dienst der weltpolitischen Aufgaben unseres Volkes paßte es schlecht, wenn es jahrzehntelang in breitem Strome seine Söhne abfließen ließ, für die auf diesem Boden der Raum zu eng war und die auf fremdem Boden doch nur den Gegner für das Mutterland stärkten. Zum Zweiten war es der Zwang wirtschaftlicher Eroberung. In elastischer Kraft hat das deutsche Volk den Vorsprung eingeholt, den eine über die Maßen günstige Lage und günstige Geschichte den westlichen Nationen gewährt hat. Nach außen drängt die fieberhafte Arbeit seines Gewerbefleißes, mit Hilfe seines Handels die Märkte der Welt zu erobern. Aber da stößt es auf die Rivalen, und wo vordem der friedliche Wettbewerb des Händlers entschied, treten heute die Machtmittel des Staates sogleich hinter den wagenden Kaufmann, ja gehen ihm schon manchmal vorauf. In diesem Ringen um die Absatzmärkte ihren Teil zu gewinnen und zu sichern, darin liegt das zweite Problem deutscher Weltpolitik. Durch sie beide aber zieht der Wille zur Macht, und mit Mitteln der politischen Macht werden sie auch beide allein letzten Endes gelöst. Die Zeit ist vorbei, in der ein Volk dahinzudämmern vermochte ohne den Trieb zur Macht und doch in sicherer Unabhängigkeit; die Zeit naht, wo es „nur Herren und Knechte" unter den Völkern der Erde geben wird. Es gibt und wird in diesen Kämpfen keine geschichtlichen Rechte geben; das Recht wird in ihnen haben, wer die Macht hat. Das sittliche Recht aber dafür findet ein Volk — und nur es selbst ist darüber zum Richter berufen — in sich selbst und dem Glauben an sich selbst, in dem Glauben, daß der besonderen menschlichen Gemeinschaft, die es bildet, eine besondere eigen- und einzigartige, nur von ihr zu gebende Darstellung des Menschheitsideals als Aufgabe gesetzt ist, in der unablässigen Arbeit um sie, in der Überzeugung, daß solche Aufgabe nur zu lösen, solches Mühen auch um die idealen Güter dauernd gesund nur bleiben wird auf der Grundlage starker, wachsender politischer Macht.

Ist es etwas Neues, das mit solchen Gedanken hereintrat in das politische System, das für die ersten Jahrzehnte des neuen Deutschen Reiches bestimmend war? Auch der erste Kanzler hat Weltpolitik getrieben, wenn wir damit meinen, daß er seine gewaltige und doch so feine Hand in allen diplomatischen Fäden hatte, die Interessen seines Volkes berührten. Er hat, noch mehr als das, durch seine koloniale Politik den Eintritt Deutschlands in die weltpolitische Ära machtvoll und erfolgreich vorbereitet. Aber wie es nicht seine Lebensaufgabe war, so waren es auch noch nicht Lebensinteressen des Volkes, um die es sich darin handelte. Wohl hatten sich schon vor und unter ihm

Digitized by Google

die Probleme angebahnt, die sich uns im deutschen Weltmachtsgedanken beschließen. Aber die innere Konsolidierung des neuen Reiches und die Sicherung seiner neuen Stellung im europäischen Konzert, beides mußten zunächst drängendere Sorgen sein. Doch wie das Tempo des deutschen gewerblichen Aufschwungs sich ungeahnt beschleunigte in dem Jahrzehnt, in dem die Hand des Fürsten nicht mehr das Steuer hielt, so verwandelte sich, fast über Nacht, wenigstens für den kontinental-beschränkten Horizont, das europäische Konzert in eine weltpolitische Konstellation.

Wie aber wollte in ihr das Deutsche Reich und Volk sich seinen Platz gewinnen? Gehen wir die Geschichte unserer äußeren Politik in den letzten zwei Jahrzehnten durch, so sehen wir, daß diese sich auf den verschiedensten Gebieten der Erde betätigt hat: im Stillen Ozean und in Afrika, in Ostasien und in Vorderasien. Überall ist das Deutsche Reich dabei gewesen, manchmal, wie in Ostasien, an erster Stelle, und doch haben wir das Gefühl, daß jenem inneren Recht zum Imperialismus, von dem wir sprachen, nicht der Anteil und der Erfolg entsprochen hat, den Deutschland in diesem Auf und Ab weltpolitischer Kämpfe davongetragen hat. Ist das die Schuld der Diplomatie oder liegen die Gründe dafür tiefer? Zweifellos ist das Zweite der Fall. Wir vergessen zu leicht, wenn wir uns heute im Glanze unseres Reiches sonnen und wenn wir stolz darauf sind, wie die Volkswirtschaft dieses Reiches gewachsen ist, daß die anderen Mächte und Völker alles das mit anderen Augen ansehen. Heute haben sich die anderen ja im ganzen wohl daran gewöhnt, daß Mitteleuropa nicht mehr das Schlachtfeld und Objekt für die anderen Mächte ist, sondern von einer in eigener Kraft ruhenden, starken politischen Organisation beherrscht wird. Schon das einzusehen, sich daran zu gewöhnen, war etwa der englischen oder französischen Politik keineswegs leicht, die seit gut drei Jahrhunderten an die Machtlosigkeit des deutschen Mitteleuropas gewöhnt waren. Kaum aber hatte man sich halbwegs, unter dem Eindruck der meisterhaften und zielbewußten Friedenspolitik Bismarcks, davon überzeugt, daß das Deutsche Reich nun nicht erobernd weitergreifen wolle über die Grenzen von 1871, da dehnte sich die Volkswirtschaft dieses Reiches in den achtziger, noch mehr in den neunziger Jahren in einer erstaunlich schnellen und die anderen zurückdrängenden Weise aus. Wir sagten: alle weltpolitischen Probleme kamen in Fluß und stießen aufeinander. Englang und Rußland, Frankreich und Japan und die Vereinigten Staaten mußten sich neu orientieren und rivalisieren um diese neu in die große Politik hereingezogenen Gebiete, und überall, überall stieß man dabei auf den deutschen Wettbewerb wirtschaftlicher, dann auch politischer Natur, gerade in Situationen, wo man das am allerwenigsten gebrauchen konnte. War es ein Wunder, daß das alte Wort der siebziger Jahre Deutschland gegenüber: „Eine Großmacht zuviel!“ jetzt in anderer Beleuchtung abermals sich festsetzte als Empfindung diesem deutschen Wettbewerber gegenüber? Dabei war er deshalb noch unbequemer, daß er nicht Ansprüche auf bestimmte Teile der Erde für sich erhob. In Ostasien wie in Vorderasien oder Amerika genügte es ihm zunächst völlig, wenn nur die „offene Tür“ auch wirklich offen blieb, die Bahn frei blieb für „fair play“ im wirtschaftlichen Konkurrenzkampfe der Völker. Gerade das aber wollte das imperialistische Machtprogramm der anderen nicht: in diesem liegt ja der ausgesprochene Wille, bestimmte Teile der Erde, Absatzgebiete, Kolonien sich unbedingt und ausschließlich zu reservieren.

In dieser Bescheidenheit der deutschen Ansprüche trat bereits die Schwäche unserer Weltpolitik zutage. Fragt man heute einen Engländer, einen Franzosen, einen Russen, einen Nordamerikaner, einen Japaner danach, was sein Imperialismus wolle, so kann er in zwei Sätzen eine Antwort darauf geben, klipp und klar, uns oft anspruchsvoll vorkommend, jedenfalls aber klar und deutlich. Wir Deutschen können das nicht. Wir können nicht in wenigen Sätzen sagen, was wir von der Erde für uns wollen, wenigstens nicht, wenn wir dabei einigermaßen auf dem Boden der Realpolitik bleiben wollen. Utopien, die nur durch eine völlige Umgestaltung der Weltkarte Wirklichkeit werden könnten, — genug davon ist in unserer deutschen weltpolitischen Literatur gedruckt und geredet worden, — scheiden aus solcher Erörterung ohne weiteres aus. In dieser Schwierigkeit, unsere Ziele klar zu bezeichnen, liegt vor allem begründet, wenn wir uns heute im Ablauf der Weltpolitik überhaupt unbehaglich und unklar fühlen. Das ist nicht die Schuld der Staatsmänner des neuen Kurses, sondern das ist einfach die Schuld unserer ganzen Geschichte. Wir kamen in vielem zu spät. Wie oft ist das schon wiederholt worden, und doch wie wenig wird diese Tatsache verwertet in unserem politischen Urteil, daß Deutschland ganz mit dem Aufbau seines Staates beschäftigt war, während die anderen schon die Welt sich verteilten, und daß Deutschland nun in wenigen Jahren nachholen wollte, wozu die anderen Menschenalter, ja Jahrhunderte gebraucht hatten, und das auf einem Erdball, der wenigstens den Ansprüchen nach bereits verteilt war!

Dazu kam nun, daß, wie wir immer deutlicher spürten, die Grundtatsachen unserer politischen Existenz sich trotz allem doch nicht veränderten. Wir konnten wohl in den neunziger Jahren glauben, daß die Gemeinsamkeit weltpolitischer Betätigung zwischen Frankreich und Deutschland (wir erinnern uns daran, wie der Friede von Shimonoseki in gemeinsamer Aktion von Deutschland, Frankreich und Rußland erzwungen wurde) die

Digitized by Google

Revanchehoffnungen Frankreichs für 1870 abschwächen würde. Wir sehen heute, daß das nicht der Fall ist, sondern diese, durch die neuen Bündnisbeziehungen nur verstärkt, mächtiger sind als je. Wir konnten weiter glauben, daß die alte Deutschfeindlichkeit der russischen öffentlichen Meinung, die Bismarck immer den Krieg nach zwei Fronten befürchten lassen mußte, abgeschwächt sei durch die entschiedene Wendung Rußlands nach Asien. Wir sehen heute gleichfalls, nachdem wir durch den Panslawismus in wenigen Jahren zweimal an die Schwelle eines Krieges geführt worden sind, daß auch das nicht der Fall ist. Und diese beiden Bleigewichte, die sich an unsere Betätigung über See und in der Weltpolitik immer und immer hängen, wurden nun gerade durch sie noch dadurch beschwert, daß aus wirtschaftlicher Rivalität der politische Gegensatz zwischen England und Deutschland drohender und drohender wurde. So blieb auch unter den neuen, mannigfach gewandelten Verhältnissen die Grundlage der Bismarckschen Politik die gleiche, daß Deutschland zuvörderst seine eigene europäische Stellung zu schützen und zu verteidigen hat und daß es außer in seiner eigenen militärischen Schlagfertigkeit nur an dem von Bismarck geschaffenen Bunde mit Österreich und Italien einen Halt findet.

Aber auch da haben wir gesehen, wie neue Schwierigkeiten hinzutraten. Der Dreibund ist nach dem Willen seiner Schöpfer nur ein Bündnis zur Verteidigung seines Genossen gegen einen Angriff von anderer Seite. Es ist ein gutes Bild für ihn, wenn man sagt, daß die Dreibundsgenossen Rücken an Rücken stehen. Zwischen Deutschland und Österreich ist das so klar wie möglich; weil beide Rücken an Rücken stehen, braucht Deutschland vom Bodensee bis nach Oderberg keine militärische Sicherung seiner Grenze. Aber diese Stellung wird gefährdet, wenn nun der eine oder andere Genosse einen Schritt vorwärts tun will: Deutschland über See, Italien nach Nordafrika, Österreich in die Balkanhalbinsel herein. Da lockert sich diese Stellung, da können sich andere in den Zwischenraum einschieben, können andere sich zu einem der Genossen anders stellen als bisher. Wir haben es in unserer eigenen Marokkoangelegenheit, wir haben es im Angriff Italiens auf Tripolis, wir haben es an den beiden Vorstößen Österreichs 1908 und 1912 nach dem Balkan deutlich gespürt, wie gefährlich das für den Dreibund werden kann. Zwar sind wir bereit gewesen, auch über das Wesen des Dreibundes hinaus wenigstens Österreich Unterstützung zu leihen; Deutschland war 1909 wie 1913 nach den amtlichen Erklärungen seiner Staatsmänner bereit, Österreich über die Bundesverpflichtungen hinaus auf dem Balkan militärisch zu stützen. Es tat das sowohl um des Bundesgenossen als um eigener Vorteile willen: wenn Österreich sich einen Einfluß auf der Balkanhalbinsel sicherte, so war das zugleich auch eine Sicherung für den Einfluß unseres Reiches und stützte alle die großen Hoffnungen, die von uns an die militärische Erziehungsarbeit und an die Bahnbauten für die europäische und kleinasiatische Türkei geknüpft wurden. Dort schien vor allem ein Zukunftsgebiet ersten Ranges für Deutschlands Weltpolitik zu liegen. Es ist die für uns weltgeschichtliche Bedeutung des Balkankrieges im letzten Jahre und der Veränderungen, die er gebracht hat, daß diese Möglichkeit jetzt nach menschlichem Ermessen uns verschüttet worden ist. Österreich hat sich nicht entschlossen, eine aktive Politik auch bis zum Äußersten zu treiben, und damit wahrscheinlich für immer auf die Sicherung seines Einflusses dort verzichtet. Der Weg nach Saloniki ist ihm versperrt und damit auch uns. Und der Glaube an die innere Kraft der Türkei ist außerordentlich herabgemindert worden. So haben sich Stimmen erhoben, die davor warnten, in Kleinasien allzusehr sich festzusetzen, weil das nur politische Gegensätze zu Rußland und England schüfe und dort eine Unterstützung und Sicherung durch unseren Bundesgenossen nicht zu erwarten ist.

Wo liegen dann aber die Ziele und die Felder der Betätigung für unseren deutschen Imperialismus?

Nach seiner inneren Begründung und seinem allgemeinen Willen ist er so klar, wie irgendein anderer auch. Nach seinen einzelnen Zielen kann er es nach Lage der heutigen politischen Beziehungen und nach der Stellung unseres Reiches nicht sein. Vergegenwärtigt man sich das, so fällt uns unendlich schwer auf die Seele, wie schwierig die Stellung und Zukunftsbetätigung unseres Volkes in der Welt ist. Wir wollen und müssen an ihrer Neuverteilung teilnehmen, über See und auf kolonialem Gebiet, und haben immer noch, nach wie vor, damit zu rechnen, daß in Europa selbst sich eine Koalition wieder zusammenballen kann, die uns zwingt, nur um unsere Stellung hier in Europa auf Leben und Tod zu kämpfen. In dieser Stimmung und Beurteilung muß alle solche Betrachtung, wenigstens wenn sie kühl und ruhig bleibt, ausmünden.

Wir rechnen nach wie vor mit der Todfeindschaft Frankreichs, und wir rechnen ebenso nach wie vor mit der Abneigung des Slawentums, wenn diese auch heute längst nicht die realpolitische Bedeutung hat wie jene. Wir wissen, daß der Dreibund uns nur gegen den Angriff anderer schützt, und sehen mit Besorgnis auf die inneren Schwierigkeiten des verbündeten österreichischen Staates, die dessen außerpolitische Aktionskraft sicher nicht beflügeln. Wir können uns erst langsam an die unbezweifelbare Tatsache gewöhnen, daß der Gegensatz zwischen Deutschland und England sich löst, weil die englische Politik heute bewußt darauf ausgeht, nicht den eigenen Einflußbereich auszudehnen, sondern ihn zu konsolidieren

Digitized by Google

und zu stärken. Je mehr diese von englischen Staatsmännern ausgesprochene Überzeugung Gemeingut in England wird, daß man „saturiert" sei und daß es jetzt vielmehr darauf ankomme, das „Empire" innerlich zu festigen, um so mehr wird Luft auch für uns, um so mehr können wir erwarten, daß unsere Ansprüche auf kolonialpolitischem Gebiete berücksichtigt werden und man einer Ausdehnung Deutschlands nicht hindernd in den Weg treten wird.

So lassen sich die Ziele eines deutschen Imperialismus heute so bezeichnen: Festhalten am Dreibund unter Pflege möglichst guter Beziehungen zu unserm gewaltigen russischen Nachbarstaat, Lösung des Gegensatzes zu England, freundschaftliche Beziehungen zu den Vereinigten Staaten — das ist zunächst gewissermaßen das Netz politischer Beziehungen, innerhalb dessen nun die deutsche Expansion sich bewegen soll. Sie hält unbedingt fest, was sie an Kolonialbesitz hat und strebt dessen Erweiterung überall da an, wo die Möglichkeit sich dazu bietet. Denn wie in aller Kolonialgeschichte ist es auch heute noch so, daß Kolonialherrschaft dauernd nur bleibt, wo sie wirklich verdient wird und ein mächtiger Staat sie vertritt. Warum soll es nicht ausgesprochen werden, daß weder der portugiesische noch wahrscheinlich auch der niederländisch-indische Kolonialbesitz dauernd von ihren Staaten wird gehalten werden können? Deutschland hat weder die Veranlassung noch die Absicht, solche Entwicklungen zu beschleunigen, aber es kann und braucht auch nichts dazu zu tun, sie irgendwie aufzuhalten. Darüber hinaus fällt es durchaus in den Bereich des deutschen Imperialismus, wenn das deutsche Kapital und der deutsche Export sich immer vor Augen halten, daß wirtschaftliche Expansion und Weltpolitik nicht mehr voneinander zu trennen sind, und daß eine Zersplitterung unserer Exportkraft nach allen Richtungen, wie wir sie bisher getrieben haben, auf die Dauer nicht erwünscht ist. Wir haben bisher, als ein trotz allem auch im Kapitalismus noch junges Volk, noch nicht soviel Kapital, wie England und Frankreich, um dauernd so vorgehen zu können, wie wir es bisher taten. Darum muß überlegt werden, wo solche wirtschaftliche Expansion sich am besten konzentriert, und nach Lage der Dinge von heute kommt dafür heute zweifellos Afrika eher in Frage als Kleinasien, auf das wir unsere Blicke früher so entschieden gerichtet haben.

Ich glaube gern, daß viele Leser in diesen Auseinandersetzungen über den deutschen Imperialismus einen helleren Ton wünschten. Aber ich meine, daß wir genug davon gehabt haben in den zwei Jahrzehnten unserer weltpolitischen Betätigung. Wir haben oft begeistert von der Zukunft und Größe unseres Vaterlandes und Volkes in der Welt gesprochen und haben dabei gar oft die Schwierigkeiten unterschätzt, in denen wir stehen. Aber so groß sie sind, so sehr man sie sich vor Augen halten soll, wenn man im einzelnen die Arbeit unserer Staatsmänner und Diplomaten, die im ganzen doch tüchtig und richtig war und ist, beurteilt, — zum Verzweifeln, auch nur zu der pessimistischen Resignation, die man oft findet, ist gar kein Anlaß.

Es ist eine Sturmfahne, die in dem Bekenntnis zum deutschen Imperialismus vor uns aufgerichtet ist. Er weitet uns den Blick, er stählt uns in den Gefahren, in die er auch selbst hineinführt, er verändert, wie wir das alle ja deutlich spüren, unser inneres deutsches Leben, auch unser eigenes geistiges und kulturelles Sein. Aber die ganze Geschichte unseres Volkes lehrt uns, daß es zu den Völkern gehört, denen nichts in ihrem Leben leicht wird. Es muß alles von ihm erkämpft werden, und es ist doch dann auch alles von ihm erkämpft worden. Und blicken wir von all den Schwierigkeiten und Gefahren, die heute das Schiff der deutschen Weltmacht umbranden, auf die Voraussetzungen und Kräfte, die unser Volk dafür mitbringt, so brauchen wir erst recht nicht den Mut sinken zu lassen. Die Pflicht, zu Lande und zu Wasser gleichmäßig gerüstet zu sein, sie lastet so schwer auf uns, wie schlechterdings auf keinem der anderen konkurrierenden Völker. Aber sie kann ertragen werden und wird ertragen, weil wir die physische und die geistige und die finanzielle Kraft dazu haben. Und die Geschichte des neuen Preußen-Deutschlands, die vor allem eine Erziehung war, hat uns vor anderen geistig-technische Disziplin und Erziehung gebracht, über die gern im Auslande gespottet wird und die das Ausland im Grunde doch durchaus fürchtet; nur müssen wir uns sie auf alle Weise erhalten.

Unsere preußische Geschichte hat uns die monarchisch-konstitutionelle Staatsform herausgebildet, in der sich die Krone eine starke Stellung bewahrt hat, und diese Form ist glücklicherweise auch auf das Deutsche Reich übergegangen, in dem ohne jede Verletzung der Verfassung das Kaisertum immer stärker geworden ist. Darin liegt für alle Zukunft eines deutschen Imperialismus ein außerordentlicher Segen, um so mehr, als das Hohenzollerngeschlecht gerade diese neue imperialistische Aufgabe mit voller Kraft erfaßt hat. Und daraus erwächst für jeden verantwortlichen Staatsmann und jeden verantwortlichen Politiker überhaupt die unabwendbare Pflicht, unserem Volke diese Form seines politischen Lebens, die eine wertvolle Rüstung für den Kampf nach außen ist, ungeschmälert zu erhalten. Man kann theoretisch über Staatsformen denken, wie man will, für die Zeit, in der wir stehen und in der wir kämpfen, und in der Zukunft, für die wir hoffen und uns rüsten, schließen sich parlamentarische Demokratie und deutscher Imperialismus unbedingt aus — der wird nur zum Siege kommen unter den Fahnen eines starken deutschen Kaisertums!

Digitized by Google

Frau Gertys Saison

Von M. E. delle Grazie

(Schluß)

Am nächsten Morgen stieg Frau Gerty wieder die vier Treppen zu dem Kranken empor.

„Heute werden gnädige Frau schon erwartet," rief ihr die beredte Witwe entgegen.

„Sie haben geplauscht?"

„Behüte! Aber als die Gnädige hinausgingen, gerade im selben Augenblick, muß er erwacht sein. Denn als ich zurückkam, saß er im Bett und machte große, glückselige Augen. ‚Wer ist jetzt mit Ihnen hinausgegangen, Frau Grützner?' Erst wollt' ich mich aufs Leugnen verlegen, weil mir die Gnädige Frau das Versprechen abgenommen hatte. Aber da lachte er mir so eigen ins Gesicht. ‚Glauben Sie, daß man solche Haare vergißt, wenn man sie einmal gesehen hat? Das sind Muttergotteshaare.' — Dann hab' ich ihm alles erzählen müssen, haarklein."

„Und er?" fragte Frau Gerty atemlos.

„Die Augen sind ihm immer größer geworden. Und zuletzt hat er die Hände gefaltet und gesagt: ‚Wie schön, daß wenigstens ein Traum in Erfüllung geht.'"

„Führen Sie mich hinein," bat Frau Gerty leise. Ihr Herz begann plötzlich ganz eigen zu pochen. Wie eine große, fremde, heilige Scheu kam es über sie. Seit ihren Mädchenjahren war ihr das nicht wieder begegnet.

Dann ging die Türe auf. Die Wintersonne stand hinter den vereisten Scheiben, und einer ihrer rotgoldenen Strahlen hatte bis an das arme Lager gefunden. War es sein Geleucht, das dem Antlitz des Kranken diese seltsame Schönheit lieh?

Von den blanken Kissen gestützt, saß er aufrecht im Bett, die dunkelbraunen Haare hingen lang und feucht um die Stirne. Und wie schmal und durchsichtig waren seine Hände! Als sie näher kam, machte er einen Versuch, sich ganz aufzusetzen.

„Strengen Sie sich nicht an," rief Frau Gerty. „Um Gottes willen nicht."

Fast erschrak sie über den Ton ihrer eigenen Stimme. So viel unbeherrschte Angst brach daraus hervor. Wenn er die Frauen nur ein bißchen kannte, dann wußte er ja sofort — Aber nein, er kannte sie nicht. Mit gefalteten Händen saß er da, bleich, demütig, und sah wie ein beschenktes Kind zu ihr empor. „Wie gut müssen Sie sein!" Dann schloß er die Augen; seine Lippen begannen leise zu zucken.

„Wenn Sie sich aufregen, geh' ich sofort," drohte Frau Gerty.

Nun erst bemerkte sie, daß sie in der Freude, einen Genesenden zu finden, vergessen hatte, das Körbchen mit den eingemachten Früchten draußen abzugeben. ‚Wie krieg' ich es nur los?' sann sie. ‚Er empfindet so fein. —'

Da kam ihr ein Gedanke. „Seh'n Sie also ganz ab von mir," bat sie. „Und wollen Sie mir eine Freude machen, dann denken Sie, daß jetzt Ihre Mutter an Ihrem Bett sitzt und Ihnen etwas mitgebracht hat —" Sie fühlte, wie sie errötete, als sein Blick in den ihren trat. „Etwas, das Kinder und Kranke gerne essen." Damit holte sie eines der zierlichen Gläser hervor und hielt es ins Licht.

„Wie schön!" staunte der Kranke. „Aber meine Mutter könnte mir das wohl nicht schaffen!" Und während sie die rubinroten Ananaserdbeeren mit der Rechten noch ins Licht hielt, beugte er sich plötzlich herab und drückte einen zarten Kuß auf ihre Linke. Wie erschöpft sank er dann zurück.

„Was tun Sie denn?" stammelte Frau Gerty befangen. Es war nur ein Handkuß gewesen, kaum mehr als ein Hauch. In ihr aber wallte es empor, heiß, drängend, als hätte sein Mund ihre Lippen berührt.

‚So also ist es,' dachte sie, ‚wenn man von einem geliebten Mann geküßt wird —' Ihre Augen wurden feucht. Um sich und ihn zu schonen, sprang sie auf und stellte das Körbchen auf den Tisch.

„So," begann sie zu plauschen. „Hier sind Erdbeeren, Himbeeren, Weichseln und

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Nicolaus Schattenstein

Copyright by Photographische Gesellschaft, Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

Pfirsiche. Und nun ist es vielleicht am besten, ich gehe?"

„O bitte, bitte," bat er mit einem angstdurchflackerten Blick.

„Also — ein Weilchen noch," gab Frau Gerty zu. „Sagen wir —" sie zog ihre blaue Emailuhr — „fünf Minuten."

„Acht!" flehte er. „Denn wenn Sie gehen . . . ich habe so lange allein in all das Dunkel gestarrt . . ." Und seine Augen wurden weiter, sein Antlitz blasser. Die Hand, die auf der Decke lag, begann leise zu beben, während sein Blick scheu und wie befremdet nach der Ecke kroch, in der das florumhüllte Bild hing. Es war eine Pause, in die ein ganzes Leben fiel.

„Haben Sie Ihrer Mutter absichtlich verschwiegen, daß Sie krank sind?" fragte Frau Gerty leise.

„Meine Mutter hat es noch kaum überwunden, daß ich den Talar des Theologen abgelegt habe," gab er schwer atmend zurück. „Wie konnt' ich ihr sagen, daß mein Glaube ein zweitesmal Schiffbruch gelitten?"

„Aber nun?"

Seine Hand krampfte sich zusammen. „Wenn ich nun aufkomme — und der Arzt glaubt, daß ich in längstens drei Wochen vollkommen gesund sein kann — heißt es wieder arbeiten und das Versäumte nachholen. So kann ich meinem Mutterl am besten danken für alle Sorge und Mühe."

„Sie sagen Mutterl?"

„Ja. Warum?"

„Weil ich einmal auch so gesagt habe."

Ein inniger Blick ging über sie hin. „O, dann wissen Sie ja!" —

Frau Gerty nickte und sah zum Fenster hinaus.

„Wenn etwas mich davor behütet hat, an mich selbst Hand zu legen," hauchte er mit bebender Stimme in das Schweigen hinein, „mich ganz von diesem Schmerz zerreißen zu lassen, war es der Gedanke an meine Mutter! Vielleicht auch Gottes Gnade. Denn ich glaube an ihn," setzte er mit einem unendlich tiefen Blick hinzu. „Am Tag vor meiner Erkrankung trat ich zufällig in eine Kirche, den Revolver in der Tasche, der mich — erlösen sollte. Es war schon Advent. Nur einige Weiblein saßen in den Stühlen und sangen das schöne, uralte Marienlied, das um diese Zeit gesungen wird. Und plötzlich war mir, als säh' ich meine Mutter mitten unter ihnen. Und sie sang und betete für mich. Da schlich ich heim mit nassen Augen. Die Kugel, die auch ihr das Herz gebrochen hätte, blieb im Lauf. In derselben Nacht warf mich das Fieber nieder."

Frau Gertys Augen leuchteten auf. „Und dann haben Sie die ersten Worte dieses Liedes mir entgegengesprochen!" rief sie. „Jetzt versteh' ich alles."

Er sah sie an, groß, tief. Etwas von der Andacht eines Kindes lag in seinem Blick. „Ich hab' einmal ein seltsam schönes Bild gesehen. ‚Consolatrix' glaub' ich, nannte es der Maler. Eine Krankenstube im Abenddämmer. Nur das Nachtlicht flackert in einer Ecke. Im Bett liegt ein junger Mensch, bleich, bewußtlos. Aber seine Lippen lächeln, selig, vertrauensvoll. Denn die Tür ihm gegenüber hat sich leise aufgetan, und die Madonna schwebt in die Stube hinein, schreitet leise, leise auf sein Lager zu . . . Ein bläulicher Glanz geht ihr voraus. Die blonden Haare haben einen silbernen Schimmer —"

„Regen Sie sich nicht auf, um Gotteswillen," bat Frau Gerty mit einem besorgten Blick in sein erglühendes Antlitz.

„So sind — Sie gekommen!" sprach er mit einem tiefen Atemzug. „Und dafür will ich Ihnen danken, mein Leben lang."

Als er sich diesmal über ihre Hand beugte, um sie zu küssen, hielt sie die seine wortlos fest.

⁂ ⁂ ⁂

Als Frau Gerty an einem der nächsten Vormittage von ihrem Krankenbesuch heimkehrte, fiel ihr der seltsame Blick auf, den Fräulein Marianne über ihre Toilette gleiten ließ. ‚Infam!' dachte Frau Gerty. Denn was sie da drüben erlebte . . . sie hätte ebensogut aus einer Kirche zurückkehren können.

„Nun ist der junge Herr wohl bald ganz gesund?" begann Fräulein Marianne, während sie ihrer Dame die Matinee überwarf. Frau Gerty fühlte das nahen, was Fräulein Marianne in der Küche ihre Wallungen nannte. Doch sie beherrschte sich. „Er darf morgen zum erstenmal aufstehen," gab sie kurz zurück.

„Da wird er ja wohl auch bald seine

Digitized by Google

Dankvisite machen," ergänzte Fräulein Marianne herablassend. „Wenn ein armer Teufel das Glück hat, eine solche Wohltäterin zu finden?"

‚Sie will mir wehtun, indem sie ihn auf ihr Niveau herabzieht,' dachte Frau Gerty. ‚Wenn ich mich jetzt reizen lasse, weiß sie das übrige.'

„Bringen Sie mir meine Amethysten," befahl sie kurz. Und nachdem sie ein Blick in den Spiegel überzeugt hatte, daß die Finger, die ihr den raffinierten Laliqueschmuck um den Hals legten, im Ingrimm der Enttäuschung bebten, sprach Frau Gerty wie nebenbei: „Wenn Herr Hochstöger vollkommen hergestellt ist, werd' ich ihn bitten, sich etwas meiner vernachlässigten Bildung anzunehmen. Vorausgesetzt, daß er sich die Zeit nimmt. Und nun können Sie servieren lassen."

Fräulein Marianne hatte noch selten so rasch zur Türe hinausgefunden. —

Immerhin war Frau Gerty etwas nachdenklich geworden. ‚Die Leute reden vielleicht schon,' dachte sie. Es war ihr aufgefallen, daß seit einigen Tagen immer dieselben Weiber drüben vor die Türen traten, wenn sie die Treppen emporrauschte.

„Seidene Unterröck'!" hatte heute eine boshafte Stimme hinter ihr gezischelt. Nein, sie konnte nun nicht mehr hinüber. Weihnachten war auch vor der Türe, die Besorgungen würden sie nun ohnehin jede Stunde in Atem halten. Ihm aber wollte sie mit eigenen Händen ein zierliches Bäumchen schmücken und dann die erste Einladung folgen lassen.

‚Mitte Jänner muß ich meine Jourkarten verschicken,' sann sie. ‚Bleiben vierzehn schöne Tage, um ihn auf den Ton meines Hauses zu stimmen.' Ihr Blick glitt mit einer gewissen Genugtuung über die Bilder und Marmorbüsten hinweg, die etwas von dem Abglanz einer höheren Welt über den toten Prunk ihres Heims hauchten. Im Zimmer ihres Mannes stand auch eine Bibliothek. Weil der Bücherschrank nun einmal in ein Herrenzimmer gehörte. Herr Gutjahr freilich hatte seine Paralyse nicht von dorther bezogen. Fast zärtlich strich ihr Blick über die eleganten Liebhabereinbände hin. So ganz fremd würde er sich doch nicht fühlen bei ihr! —

Als Fräulein Marianne nach Tisch wieder eintrat, erhielt sie den Auftrag, für die ganze Woche ein Auto zu mieten.

„Ich habe so viele Besorgungen," erklärte Frau Gerty pressiert. Nun erst merkte sie, daß ihre Jungfer eine Karte zwischen den Fingern drehte.

„Was haben Sie denn da?"

„O, ich hab' nur vergessen," entschuldigte sich Fräulein Marianne mit einem tückischen Lächeln. „Exzellenz von Ingenfeld waren heute hier."

„Wann?" entfuhr es der schönen Frau.

„Gerade während die Gnädige drüben war." Fräulein Marianne lächelte weiter.

Das auch noch! Sie biß sich in die Lippen. „Und was haben Sie gesagt?"

„O, bloß, daß gnädige Frau nicht zu Hause wären. Exzellenz haben sehr bedauert." Sie dehnte das „sehr."

„Er bekommt meine Jourkarte."

„Wenn Exzellenz nach Neujahr noch Zeit haben wird — ?" Fräulein Marianne lächelte geheimnisvoll.

„Warum nicht?" fragte Frau Gerty befremdet.

„Es heißt doch, daß Exzellenz für das neue Kabinett in Aussicht genommen ist."

Frau Gerty mußte sich setzen. Ihre Jungfer wußte das, und sie! — „Ich habe während der letzten Tage keine Zeitungen gelesen," gestand sie etwas zerknirscht.

Fräulein Marianne lächelte darüber hinweg. „Ach, wenn es bloß die Zeitungen sagten!"

Frau Gertys Augen wurden immer größer.

‚Ja, meine Liebe,' stand es in dem Blick, der über sie hinging... „Aber meine Cousine, die bei der Frau des jetzigen Premiers serviert, hat das —" (Fräulein Marianne zögerte eine Weile) „gehört," setzte sie mit einem leichten Erröten hinzu.

„Sie wollen sagen erlauscht?" Frau Gerty faßte sich.

Fräulein Marianne zuckte die Achseln. „Wie es der Zufall oft will. Aber wer schon einmal gehn muß, weiß ja immer am besten, wer ihm auf die Fersen tritt."

„Ich werde also Seine Exzellenz für morgen zu Tisch bitten," sprach Frau Gerty nachdenklich. —

Digitized by Google

Exzellenz von Ingenfeld war an den Schläfen schon leicht ergraut, doch sein Antlitz hatte sich eine merkwürdige Frische bewahrt, seine Gestalt die vornehme Schlankheit der Jugend. Zwei kalte, durchdringende Juristenaugen saßen unter der hohen Stirn. Aber Frau Gerty hatte diese Augen einmal auch blitzen und aufglühen und — verlangen sehen, und sie war Weib genug, es nie zu vergessen.

Von ihrer Seite freilich war es mehr ein lachender Flirt gewesen, dem sie mit einem bedauernden Seufzer den Abschied gab, als sie merkte, daß Exzellenz „der Sache näherzutreten begann". Ja, wenn sie noch frei gewesen wäre! Sich aber bloß als die Geliebte des berühmten Staatsmannes in irgendeiner Parlamentsloge auszustellen — dazu war Frau Gerty doch zu vorsichtig gewesen. Herr Gutjahr kränkelte schon, und seine Sippe war der Kinderlosen scharf auf der Fährte. Sie wußte das und —. Es galt eine Million in Sicherheit zu bringen.

Exzellenz hatte sich damals mit vielem Anstand zurückgezogen und bis zuletzt eine gute Figur gemacht. Dann war der Tag gekommen, an dem man sich in die Ohren raunte, daß es mit der Karriere Seiner Exzellenz überhaupt zu Ende sei. Exzellenz hatte eine Saison in Nizza und Monaco verbracht und war darauf über Abbazia wieder langsam seinem undankbaren Vaterlande näher gekommen. Die Politiker hatten sich bereits daran gewöhnt, ihn als ‚quantité négligeable' zu behandeln. Seine Intimen wurden langsam irre an ihm. Aber weder Freund noch Feind hatten eine Ahnung, daß Ingenfeld während seiner freiwilligen Verbannung so boshaft und heimtückisch sein könne, ein geradezu klassisches Werk über die Schäden in der Verwaltung desselben Staates zu schreiben, dem Exzellenz so entbehrlich schien. Bei den Neuwahlen kam Ingenfeld mit glänzender Majorität ins Parlament zurück, und jetzt! Wie das scharfe und doch feine Antlitz des berühmten Mannes sich da im rötlichen Glanz der Vertex-Lampen über ihre Hand beugte, konnte Frau Gerty nicht hindern, daß etwas vom Zauber der Vergangenheit leise an ihre Seele griff. Es war nur ein Augenblick, aber ... Sie hatte sich fester gewähnt. Oder war es der Glanz, der aufs neue um seinen kahlen Scheitel zu leuchten begann? — Minister —!

Sie hatte ihn im Salon empfangen. Als er das Haupt von ihrer Hand erhob, merkte sie, daß sein Blick nach ihrem Boudoir ging. Dort hatte er sich ja einmal in der Hoffnung gewiegt, daß die schöne Bankiersfrau auch „so" zu haben wäre.

Sie lächelte — kaum merklich. Dann wies sie ihm mit einer anmutigen Handbewegung den Platz an — im Salon.

Der Salon war in strengstem Empire gehalten. Es war nicht Frau Gertys Schuld, daß Ingenfeld gerade von seinem Stuhl aus den Blick nach dem Boudoir frei hatte, diesem molligen Louis-Quinze-Nestchen, über das die rosige Gallé-Ampel ihr raffiniertes Geleucht hauchte.

„Wie geht es Ihnen?" begann Seine Exzellenz mit etwas gepreßter Stimme.

‚Er liebt mich noch immer,' dachte Frau Gerty, während ein gerührtes Staunen über ihre Seele glitt. ‚Und nun ... was will er nur?' Eine stolze Welle schlug an ihr Herz.

„Zuletzt muß man sich ja doch wieder ins Leben zurückfinden," sagte Frau Gerty seufzend. „Aber Sie, Exzellenz, den, wie man sagt, wieder das Vaterland ruft!" Bewunderung und demütiges Staunen klangen aus ihren Worten, sprachen aus ihrem Blick. Jene Mixtur, die berühmten Männern so gefährlich werden kann, wenn ein schönes und junges Weib sie mit Absicht anrührt. Bei Frau Gerty freilich war es im Augenblick eine ganz harmlose Koketterie — fast ein Ausweichen. ‚Ich werd' ihn zum zweitenmal enttäuschen müssen,' sagte sie sich. ‚Obwohl ich jetzt frei bin.' Es sollte so rücksichtsvoll als möglich geschehen.

„Das Vaterland braucht mich," kam es kühl zurück. „Und so weiß ich im Augenblick genau, wieviel ich — bis auf weiteres — dem Vaterland wert bin."

„Sind Sie so menschenfeindlich zurückgekehrt?" fragte Frau Gerty.

„Tristia ex ponto." Er lächelte fein. „Doch jedenfalls als einer, der noch einiges andere in der Verbannung gelernt hat."

Er lehnte sich zurück. Aber ob er auch die Lider zu senken schien — Frau Gerty sah den Blick, den er von ihren Knien bis

Digitized by Google

zu ihrer Büste steigen ließ. ‚Es war schon damals seine Linie,‘ entsann sie sich. Aber eine solche Treue im Wohlgefallen! Wie schade, daß er wieder zu spät kam. Da war eine kahle Stube, und ein armer, kranker Junge lag darin...

Sie fuhr sich unwillkürlich über die Stirne. ‚Träum' ich denn das alles? Bin ich es, der das passiert? Einer der Großen dieser Welt sehnt sich seit Jahren das Herz wund nach mir. Glanz und Ehren könnt' ich haben ... aber da stand die Liebe! Gerade jetzt.‘

„Darf man also wissen, was Sie noch gelernt haben?“ fragte sie.

So fest hatte sie sich vorgenommen, gerade heute nicht kokett zu sein, am wenigsten ihm gegenüber. Dem Baron war sie entglitten. Was zwang sie nur hier aufs neue in die Feuerlinie? ‚Eigentlich hätt' ich das jetzt nicht fragen sollen,‘ fuhr es ihr durch den Sinn.

Doch schon neigte er sich ihr entgegen. „Was?“ In seine Stimme kam ein leises Beben. „Daß kein Erfolg, und wär' es auch der größte, uns über ein entgangenes Glück hinwegtäuschen kann.“

Ein wohliges Geprickel lief über die Haut der schönen Frau. Es war doch furchtbar interessant, wieder frei zu sein, dieses Werben und Langen um sich zu fühlen, Vergleiche zu machen und zu genießen. Vorgestern Hechingen — alte Rasse, die selbst in der Dekadenz noch seltsame Gewalten des Blutes in sich barg; gestern die anbetenden Blicke des Kranken — der Reiz des noch völlig Unbewußten zwischen Mann und Weib; heute das ritterliche Werben eines Menschen, der seine Seele für alle anderen hinter der Maske des Zynikers barg. Sie selbst aber wie das Schicksal über allen. — Das Schicksal, das schon entschieden hat und bloß noch eine Weile lächelnd zusieht.

„Ein entgangenes Glück ist immer der Wechsel auf ein neues,“ erwiderte sie leise. Es war Zeit, vorsichtig zu werden.

Exzellenz verstand. Und die steinerne Ruhe, die sonst immer über diesem Antlitz lag, fiel wie ein Visier wieder über seine Züge. „Wenn Sie es so nehmen — haben Gnädige jetzt allerdings viele Wechsel in Sicht.“ Es kam, wie aus ihrer Seele herausgelesen. Und wenn es auch nahe lag, Frau Gerty konnte nicht umhin, die Taktik zu bewundern, mit der er aus seiner Niederlage einen Angriff machte.

„O — ich!“ wehrte sie betroffen ab.

„Jedenfalls —“ er machte eine leichte Verbeugung, „werden Gnädige gestatten, daß Ihnen ein alter Freund bei diesem mehr oder weniger vergnüglichen Inkasso zur Seite steht.“

„Meinen Sie nun die Wechsel auf meine Liebe oder auf mein — Geld?“

Er zog sachte die Schultern empor und ließ sie ebenso diskret wieder sinken. Daß er der einzige war, der auch ihr Geld nicht brauchte, wußte sie.

Einen Augenblick blieb es still. Nur das feine Gepink des Silbers, das Marianne drinnen über die Tafel verteilte, klang in ihr Schweigen. Nun erst fiel es Frau Gerty auch auf, wie diskret Marianne die Portiere vor die Glastür gezogen hatte, die das Speisezimmer von dem Salon schied. ‚Der hätte also auch bei ihr Chancen!‘ dachte sie. Natürlich. Fräulein Marianne hatte einen „Cousin“ im Staatsdienst. —

„Sich um meine Wenigkeit zu kümmern, dürften Exzellenz in der nächsten Zeit wohl wenig Zeit haben,“ sprach die junge Frau endlich mit einem leichten Seufzer.

Ein Blick flammte über sie hin, dann beugte er sich mit einem ritterlichen Kuß auf ihre Hand herab. „Sie können glauben, daß mir das auch in Zukunft die wichtigste — Staatsaktion bleiben wird.“

War eine solche Liebe wirklich möglich? Es war nur Rührung, die Frau Gerty bewog, ihre Finger fester um die Hand zu legen, die sich ihr da so uneigennützig entgegenstreckte. Und doch — sie schloß die Augen — es konnte auch ein unsägliches Glück bedeuten, an dieser Hand durchs Leben zu gehen.

Über der Türe klapperten die Elfenbeinringe, an denen die blauseidene Portiere zurückgezogen wurde. ‚Wie langsam sie das macht,‘ dachte Frau Gerty belustigt.

⁂ ⁂ ⁂

Neujahr war vorüber. An den Fenstern Frau Gertys blühten Krokus und Narzissen. Es geschah zum erstenmal, daß die schöne Frau das Bedürfnis empfand, sich mit der Pflege von Zimmerpflanzen zu beschäftigen. Nun aber war

Digitized by Google

sie mit einem ganz merkwürdigen Eifer dabei: die zierliche Brause in der Hand, schritt sie zweimal des Tages von Fenster zu Fenster, pflückte die welken Blätter und Blüten ab und konnte sich sichtlich nicht genugtun an dem Glück, das sie mit den Blumen hatte.

Fräulein Marianne freilich glaubte es besser zu wissen. Weil ihre Gnädige nicht mehr „da hinüber" konnte, war sie auf die Blumenpflege verfallen. Um wenigstens „da hinüber" — sehen zu können. Denn daß gerade zur selben Stunde des morgens und des abends auch das schmale Gesicht des Genesenden gegenüber immer hinter den Gardinen auftauchte, war doch wohl mehr als ein bloßer Zufall. Und daß man sich dann grüßte und einander zuwinkte, verstand sich von selbst.

Die Körbchen mit den Leckerbissen wanderten noch immer hinüber. Frau Gerty hatte Fanny damit betraut, so eifrig auch Fräulein Marianne sich dazu erboten hatte. Auch das kleine Christbäumchen war auf diesem Wege „da hinüber" gekommen, und die gerührte Zolleinnehmerswitwe hatte es mit vielen Bücklingen für den jungen Doktoranden in Empfang genommen. Tags darauf war sie selbst dann mit dem Dankschreiben des Rekonvaleszenten erschienen und hatte in seinem Namen ein altertümliches Büchlein überreicht. Es war eine seltene Ausgabe von Goethes „Tasso" — „Das Liebste was er hat," sagte die Zolleinnehmerswitwe mit einem gerührten Blinzeln. „Er selbst wird es der Gnädigen natürlich nie sagen. Aber mir hat er das Buch schon weiß Gott wie oft gezeigt. ‚Was glauben Sie, Frau Grützner, wie oft ich nicht genachtmahlt hab', um mir das kaufen zu können?'"

Ein unsäglich tiefes, unendlich reines Glücksgefühl hatte damals Frau Gertys Herz überströmt. Sein Liebstes gab er hin, um ihr zu danken! Wieviel mußte sie ihm unterdes geworden sein. Welch schöner Zufall, daß es gerade der „Tasso" war, den er in ihre Hände legte. War nicht er selbst auch so ein Gekränkter, immer Allzuhochfordernder? Aber . . . sie liebte ihn ja. Diesmal würde Tasso nicht umsonst zu Leonores Füßen fallen.

Nur wenn sie an Ingenfeld dachte, schlich immer wieder ein leises Unbehagen über ihre Seele. Dort Glanz, Ehren, alle Lockungen der großen Welt. Hier der Verzicht auf jedes soziale Dekor, bloß um der Liebe willen — Bloß? Mit einem glücklichen Seufzer schrak sie bei dieser Vorstellung immer wieder zusammen. Der kalte Verstand hatte sie schon einmal mißleitet. Lag die Welt des bloß äußeren Glanzes wirklich um soviel von der des Geldes ab? In einsamen Stunden gab es wohl da und dort dieselben Schauer und denselben Ekel.

Ihre Einladung, seinen ersten Ausgang zu ihr herüber zu machen, hatte der Genesende schon längst in Händen. Nach allem, was sie von Fanny hörte, war es nahe daran. Warum er nicht Näheres schrieb?

Da schrillte eines Tages die Klingel — merkwürdig laut. Gleich darauf tönte eine wohlig-weiche Mannesstimme herüber. Er! —

Hatte ihn Fanny gemeldet?

Wie nicht erlebt flog alles Geschehen an ihr vorüber, bis er vor ihr stand, mit seinem leisen, schüchternen Kinderlächeln — noch blaß, aber doch genesen.

„Endlich!" rief sie strahlend. „Nun müssen Sie sich abersofort in die Sonne setzen. Hieher, zu meinen —" sie sah ihn an und lächelte — „nein, zu unseren Blumen."

Er küßte ihre Hand, nahm Platz. Sein Blick wich nicht von ihr. Aber es war ein seltsamer Blick — ein Blick, aus dem ein großer Ernst herausfragte, fast eine leise Scheu. ‚Du hast soviel von mir an dich gerissen. Vielleicht mein ganzes Leben. Und nun? Was soll ich in deiner Welt?'

Sie glaubte ihn zu verstehen. „Schau'n Sie sich nicht so fremd um bei mir," bat sie. „Denken Sie, wir säßen drüben . . . noch immer."

Sein Blick ging langsam die ganze Stube ab. „Hier muß ich Sie erst langsam verstehen lernen. Denn so schön es hier auch ist — der Altar, auf den ich Sie gestellt habe, steht doch noch drüben."

Sie erhob sich, trat ganz nahe an ihn heran. Die Libertyschleppe ihres Boudoirkleides floß in einem weichen Geriesel hinter ihr her. Eine schwüle Wolke von Rosa-Centifolia stieg aus den zarten Malinespitzen des goldgestickten Kimonos.

Digitized by Google

Die Hand, die sich auf die Lehne seines Stuhles legte, hatte den seidigen Glanz eines Lilienblattes. „Wissen Sie, was Sie sind?“ fragte sie, lächelnd über ihn gebeugt.

Der Glanz, der um ihre Erscheinung lag, der Duft, der von ihr ausströmte, die ganze fremde Welt der Schönheit und des Reichtums, die sie wie ein köstlicher Rahmen umschloß, begannen ihn förmlich zu bedrängen. Wie ein Schwindel kam es über ihn. „Was bin ich?“ flüsterte er endlich mit verhüllter Stimme.

Einen Augenblick war ihm, als striche eine weiche Hand ganz leis' über seine Haare hin. Aber es konnte auch Täuschung sein. Denn schon lachte Frau Gerty auf. Und ihr Lachen sprang so überhell in den seltsamen Dämmer seiner Empfindungen hinein, daß es ihm fast weh tat.

„Ein großes, großes, weltfremdes Kind sind Sie. Aber —“ und schon glitt sie wieder hinweg und lag seidenumrieselt in dem Stuhl gegenüber — „Ihre Mutter muß eine wunderbare Frau sein.“

„Ich fürchte, daß gnädige Frau enttäuscht wären, wenn Sie meine Mutter sähen. Sie ist sehr schlicht und die Bescheidenheit in Person.“

Ein ganz leises Zwinkern kam in die Lider Frau Gertys. Eigentlich hatte sie sich etwas Ähnliches gedacht. Und daß er es nun mit dürren Worten bestätigte, war ihr fast peinlich. Wie in einer rücklaufenden Linie sah sie plötzlich die ganze Sippe vor sich. Die Leute von „unten herauf“.

„Aber Etwas ist allerdings wunderbar an meiner Mutter,“ sprach Hochstöger ruhig weiter. „Daß ich, wo immer ich auch bin oder sein mag, ihre Liebe fast wie etwas Körperliches zu mir herüberwirken fühle.“

„Das hab' ich ja gemeint,“ beeilte sich Frau Gerty zu entgegnen. „Wären Sie sonst so geblieben?“

„Ja!“ Er nickte leise vor sich hin. „Das hat mich bewahrt. Und nun“ — seine Augen leuchteten sie in stummer Hingebung an — „nun hab' ich meinen zweiten Engel gefunden.“

„Ich werde mich jedenfalls bemühen, Sie nicht zu enttäuschen.“ Frau Gerty lachte kokett. Ihre Augen aber blitzten ihm zu: ‚Merkst du es denn noch immer nicht oder — traust du dich bloß nicht?‘ ‚Mein Milieu hat ihn etwas verstört,‘ dachte sie. Und doch — wie unsäglich rührend war diese Scheu, die sie wie mit einem Königsmantel umkleidete, sie noch immer so fromm behütete — auch vor der dumpfen Sehnsucht seiner eigenen Triebe.

Denn — sie hätte kein Weib sein dürfen, um es nicht zu sehen: verfallen war er ihr doch! Und gerade der ihm fremde Prunk und Glanz um sie lockte, verwirrte, zog ihn doppelt an. Wie die Prinzessin eines Märchenreiches thronte sie vor ihm. Für die Dame der großen Welt konnte es ein Spiel werden, so schön und süß und fremder Reize voll, wie Frau Gerty all ihr Leben keines gekannt hatte.

Und wenn es dann eines Tages Ernst wurde? —

Aber wozu schon jetzt daran denken?

⊠ ⊠ ⊠

Tag für Tag kam nun der Genesene herüber, und Frau Gerty umgab ihn mit einer Fürsorge, die Fräulein Marianne langsam zur Verzweiflung brachte. Denn was wurde nun mit den fröhlichen Aussichten des „Cousins“? Wenn Frau Gerty nicht Exzellenz wurde, müßte auch Fräulein Marianne ihrem schönen Traum Ade sagen. Wenigstens bis zum ordnungsmäßigen Avancement des Cousins. Selbst die Küche begann allmählich Fräulein Mariannens Indignation zu verstehen. Man hatte noch bei keiner Dame serviert, die solche Beziehungen gepflegt hätte.

Wurde Fräulein Marianne nach dem Tee mit dem bewußten Nicken entlassen, schlich sie stundenlang vor den Türen herum. Noch aber war es ihr nicht gelungen, auch nur ein Wort zu erlauschen, das ihren Verdacht bestätigt hätte. Sie schienen wahrhaftig bloß Kunst und schöne Literatur zu treiben, die zwei da drinnen! Nur — Frau Gerty konnte sich in „Tea gowns“ und Boudoircoiffüren gar nicht mehr genug tun. Ging man darauf aus, einen Mann derart zu stimmen, wenn er einem gleichgültig war? Und dieser Bettelstudent ... Merkte er wirklich noch immer nichts oder wollte er nichts merken?

Wenn aber der arme Teufel am Schluß dieser Lektionen dann immer mit hochgeröteten Wangen zur Tür hinausfuhr und draußen kaum in den Rock hineinfand, den ihm Fanny mit einer gewissen Herablassung

Digitized by Google

immer so spät als möglich vom Haken herablangte, kam Fräulein Marianne stets zu demselben Schluß: „Gott sei Dank, er ist ein Esel!“ Und das war auch ein Trost. Wenigstens einstweilen.

Frau Gerty aber sonnte sich förmlich in dem Zauber, der von ihr ausging und den Ärmsten von Tag zu Tag mehr verwirrte, ihn unglücklicher und wehrloser machte, als es je ein Mann ihr gegenüber gewesen. ‚Mag er leiden um mich,‘ dachte sie zuweilen mit echt weiblicher Grausamkeit. ‚Wenn er sich für eine Bonne das Leben nehmen wollte . . .?‘ Sie gestand es sich nicht selbst, aber es war eine perverse Gier ihrer heimlichsten Eitelkeit, ihn nun auch durch ihre Person „so weit“ zu bringen. Erst dann hatte sie nach ihrer Meinung ganz über diese „unmögliche“ Vorgängerin gesiegt. Erst dann wollte sie die weißen Arme öffnen, wie eine Königin. „Komm und sieh, was ich dir bereitet habe.“

So spielte sie weiter.

Daß er nicht die Ablenkungen anderer Männer hatte, um sich wenigstens von Zeit zu Zeit ihrer Magie zu entziehen, wußte sie. Schon der Blick, mit dem er eintrat, sie suchte oder vor ihr herfloh, war immer ein Bekenntnis. ‚Ich leide um dich — ich träume von dir, du brennendes Gestirn meiner Nächte.‘

Der heiße Atem der Hyazinthen, die jetzt an ihren Fenstern blühten, hing wie eine schwüle Wolke über ihnen. Die zarten Glasbehänge des Kronleuchters, die bei jedem Schritt aneinanderklangen, schienen die leidenschaftliche Gereiztheit, die zuweilen zwischen ihnen bebte, mit einer nervösen Musik zu begleiten. Selbst der grünliche Reflex des großen Smaragdes, den sie an ihrem Finger trug, schien ihm zuweilen wehzutun.

„Es ist mein Verlobungsring,“ hatte sie einmal lächelnd gesagt. Seitdem kam sein Blick nicht mehr darüber hinweg.

Sie staunte über die Selbstbeherrschung, mit der er sich immer wieder in die Stellung des Lehrers hineinfand. Die Sachlichkeit, mit der er Wort an Wort fügte, wenn er sich zurückgewonnen hatte.

„Soll ich's ihm endlich leicht machen?“ fragte Frau Gerty sich Tag für Tag. Wenn aber dann draußen seine Stimme laut wurde, kam sie immer wieder diese katzenhafte Lust an, den seidenen Liebesknäuel noch mehr zu verwirren, noch weiter zu rollen. In welches Labyrinth hinein? Zuweilen schien ihr, sie wisse es selbst nicht mehr. Und wenn er dann tieftraurig oder verstört von ihr schied, griff sie fast aufatmend sofort nach den Abendblättern. Seine Exzellenz hielt bereits die ersten Reden vor dem Parlament. Und es war so interessant, ihm zu folgen. Seine Exzellenz wußten immer genau, was sie wollten.

Frau Gerty fand das großartig.

⊠ ⊠ ⊠

Noch einer wußte es: Hechingen. Die kühle Zurückhaltung der schönen Frau stachelte wie ein Sporn seinen Ehrgeiz an. Er konnte nicht glauben, daß er ihr gleichgültig geworden. Sein Glück bei den Weibern war im Klub sprichwörtlich. Die Blonden aber waren stets sein besonderer Fall gewesen. Sollte gerade diese Farbe ihn jetzt schneiden? Der Goldfisch, den er schon in seinem Netz gesehen . . .

Der Goldfisch!

Seine Pferde hatten bei den letzten Rennen kein Glück gehabt. Aber auch im Klub war ihm Fortuna untreu geworden. Seine Spielschulden häuften sich. Schon das nächste Quartal brachte einige kritische Tage. Bis dahin hatte er sich zu rangieren gehofft. Wenigstens moralisch, durch diese Verlobung.

Unter den Sportbaronen, die Hechingen kannte, gab es einige, denen das glänzend gelungen war. Bis an den Hals im Wasser, hatte die weiße Hand einer Erbin sie sacht und glatt wieder ans Ufer gebracht. Es gab nun einmal solch süße, ahnungslose Geschöpfe, für die ein Wappen, ein Schnurrbart und die „richtige Schneid'“ alle anderen Bedenken verblassen ließen. Frau Gerty freilich war die Frau eines Geldmannes gewesen, dazu die Tochter eines verkrachten Offiziers. Dergleichen beginnt schon früh in Zahlen zu denken. Aber eine Million und keine Kinder! Nun hatte sie's ja, Gott sei Dank, um sich endlich den zu leisten, der ihr gefiel. Und er hatte ihr gefallen. Oder er wußte nicht mehr, was gefallen hieß bei den Weibern.

Nun entglitt sie ihm. Nicht ohne Grund, sagte er sich sofort. Wenn sie es auch nicht zugab — er witterte den andern, der mit ihm zugleich ans Ziel lief. Aber wer

Digitized by Google

war es? Darüber fehlte ihm jede Vermutung. Die schon auf dem Semmering versprochene Jourkarte war ihm noch nicht zugekommen. Der Tee, zu dem Frau Gerty ihn ein zweitesmal gebeten, war durch die Gegenwart einer angejahrten Schwägerin noch wässeriger geworden. Daheim aber mehrten sich mit jeder einlaufenden Post die Zeichen, die keine Wunder waren. Überhaupt dieses Daheim, dieses ganze Kommiß der Junggesellenwirtschaft! Zeit war's endlich, dieser verschnapsten Existenz einen Fußtritt zu geben.

Wie schön hätte sich das mit Frau Gerty gemacht, die auch sonst ... Ja, Donnerwetter! Bei der mußte man nicht bloß an das Depot und den Realienwert denken, um fröhlich zu werden. Da gab's auch sonst noch allerhand, was ein solches Hindernisrennen lohnte.

Als er das nächste Mal, ganz ungerufen, bei Frau Gerty anklopfte, öffnete ihm Fanny etwas verlegen die Türe. „Gnädige zu Hause?" fragte Hechingen so forsch als möglich.

„Nein," bedauerte Fanny. Aber ihr Lächeln, ihre Miene, der ausweichende Blick ... ‚Sie ist zu Hause,' sagte sich Hechingen, während er, etwas nachdenklich, wieder die teppichbelegte Treppe hinabstieg.

Das passierte noch ein zweitesmal. Als er es ein drittesmal versuchte, war er so klug, vorerst beim Portier anzufragen. Da war ihm der Zufall hold. Bloß ein Junge saß in der Loge und antwortete auf seine Frage, ob Frau Gutjahr zu Hause sei, mit einem hellen: „Gewiß. Weil grad' ihr Lehrer hinauf ist."

Frau Gertys Lehrer? Hechingen krabbelte sich im Aufwärtssteigen ein paarmal den kurzgeschnittenen Schopf ab, um zu einer halbwegs klaren Vorstellung zu kommen. Wenn der Junge da unten kein Kretin war — und das Lesebuch, über das er sich gerade gebeugt, sprach dagegen —, dann hatte es mit diesem Lehrer seine Richtigkeit. Aber — sapperlot! Seit wann nahm es die schöne Frau so gründlich? Immerhin. — Sein Gang wurde zuversichtlicher. Wegen eines Schulmeisters würde sie ihn nicht von der Türe weisen lassen. Dergleichen Leute rangierten für ihn weit hinter einem Jockei. —

Diesmal öffnete Fräulein Marianne.

„Gnädige Frau ist zu Hause, wie ich gehört habe ..." begann Hechingen zuversichtlich.

Fräulein Marianne zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann glitt ein bedauernder Seufzer über ihre Lippen. „Ja, bitte. Aber die Gnädige ist heute leider nicht ganz wohl und hat Auftrag gegeben, niemanden vorzulassen. Wenn der Herr Baron vielleicht seine Karte dalassen will?"

„Das hab' ich schon zweimal," brauste Hechingen auf, „und ..." Sollte er verraten, daß er sich in voller Kenntnis befand? Zuletzt war es doch klüger zu schweigen. Nur noch einmal allein mit ihr und — er glaubte sich seiner Sache gewiß.

„Es ist gut," sagte er. „Ich werde also schreiben."

„Vielleicht bekommen Herr Baron unterdes die Jourkarte der Gnädigen," säuselte Fräulein Marianne.

Täuschte er sich oder — ? So freundlich das Lächeln auch war, zu dem Fräulein Marianne sich zwang — der Blick, der wie ein stummes Hohnnecken in den grauen Augen aufglinserte, machte ihn nachdenklich. Und — wer war dieses Subjekt, dieser Lehrer, mit dem Frau Gerty sich im Zeichen der deutschen Literatur für alle anderen abschloß und verleugnen ließ?

‚Der Mensch wird doch auch einmal sichtbar werden!' dachte der Herr Baron mit einem ingrimmigen Riß an seinem Schnurrbart.

⁂ ⁂ ⁂

In diesen Tagen, die noch dem Winter gehörten und doch schon leise nach dem Frühling zu duften begannen, kam eine wunderliche Sehnsucht über Frau Gerty: ins Freie hinaus, wo die Berge im Blauen lagen und unter dem Moder des welken Laubes vielleicht schon das erste Grün sproß und die ersten Blumen. Hinaus vor allem aus diesem Heim, in dem tausend Fäden der Gewohnheit sie mit einer Welt verknüpften, die nicht mehr die ihre war und die zu zerreißen sie doch noch immer nicht den Mut fand. Ja, ja, noch immer nicht. Was ihr Herz auch begehren, ihre Sinne auch leiden mochten. Und ob sie sich selbst auch Tag für Tag feiger und erbärmlicher vorkam.

So vergnüglich das kätzchenhafte Spiel

Digitized by Google

mit der Leidenschaft für sie war — der kaum Genesene litt zusehends darunter. Sein Antlitz blieb schmal und bleich. Die Röte seiner Lider verriet, daß seine Nächte ohne Schlummer waren. Und zuweilen flackerte in den müden Augen ein Glanz auf, der etwas Unheimliches hatte. Als käme das Fieber zurück, in dem er sie gesehen als eine — nun ja als eine, die sie doch nicht war.

Sie selbst aber ertappte sich bereits zuweilen bei einem leisen Lächeln, wenn sie jener Tage gedachte, schüttelte staunend den blonden Kopf. Wie war das damals nur über sie gekommen, diese weiche, überströmende, fast besinnungslose Hingabe der Seele, dieses Sich-Verlieren an einen Menschen, der so fremd in ihre Welt hineinsah wie sie in die seine, dieses kindische Außerachtlassen der innersten Gesetze ihres Wesens? Sie begriff es nicht mehr. Nur daß das Spiel ihr noch gefiel, wußte sie. Dieses Spiel, immer die Grenzen entlang. Das zu nichts verband und gerade darum so lockend und süß war. Weil es ihr immer wieder die Freiheit zurückgab und mit der Freiheit die Gewalt über ihn.

‚Ja aber, was will ich denn?‘ fragte sie sich eines Tages. Und weil er an diesem Tage besonders leidend aussah und der Blick, mit dem er schied, wie ein neuer Reiz an ihre Sinne rührte, kam sie die Angst an, vielleicht selbst nicht recht zu wissen, was sie wollte. Im Spiel der Laune ein Glück zu zerstören, ohne das sie vielleicht doch nicht mehr leben konnte. Was eines Tages auch ihre Welt dazu sagen würde. Diese Welt, die so überlegen lächeln und doch niemanden glücklich machen konnte.

Und da war die Sehnsucht über sie gekommen: ins Freie hinaus, wo die Berge blauten und die Erde schon ganz leise dem Frühling entgegenduftete. Mit ihm allein da hinaus, um zu sich und vielleicht auch endlich ganz zu ihm zu finden. Zu ihm, der den Bergen und der Erde so nahe verwandt war. Wenn sie nicht mehr ihre Stuben um sich hatte und nicht mehr den toten Prunk, der sie nur an so und so viele Bedürfnisse erinnerte und an so und so viele Menschen, denen es zur Gewohnheit geworden, Frau Gerty Gutjahr gerade nur immer so und nicht anders zu sehen — dann fand vielleicht auch sie endlich den großen, großen Mut.

Als Hochstöger am nächsten Tag herüberkam, trat ihm Frau Gerty in Mantel und Schleier entgegen. Ein enttäuschter Blick zuckte über sie hin. „Gnädige Frau haben heute keine Zeit?“

„O doch!“ Sie lachte ihn an. „Aber ich wünsche, daß Sie mir heut ein Privatissimum im Freien halten.“

Eine leichte Röte stieg in seine blassen Wangen. Er entsann sich, ihr Auto vor dem Portal gesehen zu haben. „Das wäre schön!“ rief er aus, und etwas von dem kindlichen Reiz, der das Lächeln des Kranken einmal so apart für sie gemacht, kam wieder in seine Züge.

„Also vorwärts,“ befahl Frau Gerty. „Sie haben doch einen warmen Rock an?“

„Schwer genug ist er,“ sagte Fanny herablassend, während sie den beiden die Türe öffnete.

In ratlosem Grimm sah Fräulein Marianne ihnen nach.

⊠ ⊠ ⊠

Am Eingang zur Neuwaldegger Allee ließ Frau Gerty halten. Der Chauffeur erhielt die Weisung, bei der Rohrerhütte zu warten, wo Frau Gerty mit ihrem Gast den Nachmittagskaffee nehmen wollte. Sie selbst aber stapften tapfer in dem lockeren Schnee weiter.

Der stille Waldpark lag noch im vollen Glanz der Nachmittagssonne. Die Luft war klar und mild, und die leichte Brise, die sich von Zeit zu Zeit erhob, gab ihr eine köstliche Frische. Die Schneedecke der Wiesen und Hügel, zwischen denen ihr Weg hinlief, strahlte den rotgoldenen Glanz der Wintersonne zurück. Ein tiefes Schweigen breitete sich ringsum. Nur die Krähen flatterten mit hungrigem Gekrächz bald da bald dort auf, und aus der Tiefe des Waldes kam das leise Geglucks verlorener Wässerchen. In verträumtem Takt sinterte der schmelzende Schnee langsam und tropfenweise von Ast zu Ast der uralten Buchenwipfel.

„Ist es hier nicht köstlich?“ rief Frau Gerty. Sie fand, es sei endlich Zeit, sich selbst zu montieren. Während der Fahrt hatten sie nur wenig gesprochen. Die Enge des Coupés, das Gefühl, einander so nahe und zum erstenmal so ganz allein zu sein,

Digitized by Google

hatte wie eine rätselhafte Beklemmung auf ihnen gelegen. In ihr war es erst wie eine leise Erwartung gewesen. Dann, als seine Blicke sie immer inniger suchten, wie eine rückfliehende Angst. ‚Noch nicht — und ja nicht hier!‘ So beiläufig. Vielleicht hatte er auch das wieder für Koketterie gehalten. Oder gerade deshalb sich zu doppelter Ritterlichkeit verpflichtet gefühlt. ‚Eigentlich wissen wir doch noch immer so gut wie nichts voneinander!‘ hatte Frau Gerty gedacht.

Nun aber —.

Sein Blick ging wie genießend durch die Runde und fand dann mit einem seligen Aufleuchten zu ihr zurück. „Einfach herrlich ist es hier! Und daß gnädige Frau gerade dieses Ziel gewählt — dafür möcht' ich Ihnen ganz besonders danken."

„Sie lieben Neuwaldegg?"

„Wie ein Stückchen Heimat," kam es bewegt zurück. „Ich bin aus dem Waldviertel, und die Linien dieser Hügel, die alten Buchenwälder, das Geraun der Quellen und Bächlein erinnern mich immer wieder an die Heimat, so oft ich herauskomme. Den ersten Waldmeister hol' ich mir jedes Jahr in Neuwaldegg. Und im Juni hab' ich mich schon oft mit bloßen Füßen in den Bach dort hineingestellt, nur um wieder einmal zu spüren, wie das ist."

„So treu sind Sie?" Frau Gerty lächelte.

„Wo etwas oder — jemand meine Seele hat, schon!" gab er mit einem beredten Blick zurück.

Aus der Ferne scholl ihnen das Auflachen einer sonoren Mannesstimme entgegen. Ein Lachen, von dem ihr schien, als habe sie es schon irgendwo gehört. ‚Eine Täuschung,‘ dachte sie. Aber...

„Hier sind doch auch Menschen," sagte sie verstimmt.

„Wollen wir's ihnen nicht gönnen?" sprach er. „Wenn man selbst so glücklich ist! Ich wenigstens — *ich* bin es."

‚Und du?‘ fragte, *bat* sein Blick mitten in ihr Herz hinein.

Warum dieses Herz noch immer keine Antwort geben wollte, warum nur ein leises Vibrieren über ihre Nerven lief? ‚Du bist schön — du gefällst ihm. Und heute mehr denn je.‘ O ja, sie wußte, daß sie schön war! Der kostbare Sealmantel floß in einer seidenen Linie an ihr nieder. Das Hermelinbarett lag wie ein Diadem in der Fülle der goldenen Haare. Und die Rosen, die der Winter auf ihren Wangen blühen machte, ließen ihr Antlitz noch einmal so frisch und jung erscheinen.

Ein Wässerchen, das die Schneeschmelze quer über ihren Weg legte, zwang beide, nach derselben Seite auszuweichen.

„Darf ich bitten, gnädige Frau?"

Leicht legte sie die Hand in den dargebotenen Arm. Nur — warum es ihr im gleichen Augenblick fast peinlich war, jenes Lachen wieder und plötzlich so nahe zu hören? ‚Lieb' ich ihn denn wirklich nicht mehr?‘ fragte sie sich. ‚Oder werd' ich die Leutescheu auch hier nicht los?‘

Sie fühlte, daß der Arm, der sie führte, bebte, daß sein Atem heiß war, daß der Blick, der von der Seite an ihr niederging, in einer einzigen Umarmung sie umfaßte.

Nur emporzusehen brauchte sie, um diesem Blick zu begegnen und endlich, endlich all dieser Sehnsucht eine Antwort zu geben. Dieser reinen, stolzen Jugend, die sich so ganz, so bedingungslos ihr zu Füßen gelegt, alles von ihr erwartete und doch zu vornehm war, in einem schwachen Augenblick sich alles zu nehmen oder zu erschleichen. Wie ein flüchtiger Blitz ging es über ihre Seele hin: ‚Jetzt gib dich, jetzt! Wo eure Pulse aneinanderschlagen und auch du fühlst, daß es ein Glück sein könnte.‘

Noch zögerte sie. Aber ihr Atem flog. Das Blut in ihren Ohren begann leise zu singen. Da —

„O, gnädige Frau, findet man Sie *hier*?"

Mit einem jähen Ruck machte sie sich los, fühlte, wie ein plötzliches Erröten über ihre Wangen lief, über ihre Seele ein Verstummen kam, das wie ein Ersticken war. Hechingen! Er selbst stand vor ihnen, an der Biegung des Weges. Seine Gesellschaft ging weiter.

„Ich — wir... Herr Hochstöger — Baron Hechingen!" brachte sie nach einer verlegenen Pause ruckweise hervor.

Der Baron nahm ihre Hand, zog sie mit einem mokanten Lächeln bis in Nasenhöhe, gab sie wieder frei. Die Vorstellung schien er überhört zu haben.

„Herr Hochstöger, mein *Lehrer*!" wiederholte Frau Gerty irritiert.

Der Baron schien noch immer nicht zu

Digitized by Google

hören. Stand da, die Rechte leicht auf seinen Stock gestützt, den Hut tief in die Stirne gedrückt. Wie er ihn nach der Begrüßung Frau Gertys sofort wieder aufgesetzt. „Gnädige Frau haben einen ausnehmend schönen Tag erwischt," begann er. „Bedaure nur, wenn ich gestört habe. Solche —" er räusperte leicht — „wissenschaftliche Exkursionen sind ja immer höchst interessant."

„Hochstöger!" sprach da eine bebende Stimme in Frau Gertys Schweigen hinein.

„Habe schon gehört," kam es zurück. Nachlässig, schnarrend, eine einzige Impertinenz. Da klatschte ein Schlag, die Hand des Bauernsohns!

„Bettelstudent!" knirschte der Baron. Sein Stock fuhr durch die Luft. Aber zwei starke Fäuste hielten ihn fest. Bauernfäuste.

„Hechingen!" schrie Frau Gerty auf. Der Baron sah an ihr vorüber. Aber ein totenblasses Antlitz starrte sie mit verlöschenden Augen an. „Wollen gnädige Frau sich nicht weiter — exponieren, bitte!"

Ein unsäglich weher Schmerz, ein Hohn, den nur sie verstand, vibrierte in seinen Worten.

Und doch, ja! Sie hatte das Herz, ihn allein zu lassen...

⁂ ⁂ ⁂

Als sie auf die Straße hinauskam, warf sie sich in den ersten Mietwagen, der ihr entgegenfuhr. Wenn nur ihr Name nicht in diese Affäre verwickelt wurde! Der Hohn des Mannes, den sie zu lieben geglaubt, hatte bis in ihr Innerstes hinabgeleuchtet. Und wenn sie auch einen Augenblick vor sich selbst erschrocken war — er hatte sie voll erkannt. Ja, so war sie! Die Tochter des „verkrachten" Militärs, die schon einmal schwer unter der Mediſance gelitten hatte. Die vorsichtige Schönheit, die es liebte, heimlich zu naschen, aber um Gottes willen nicht gesehen werden wollte dabei. Die kleine, kluge Frau, die ein weltkundiger Geldmann so weich in das verlogene Glück der „Gesellschaft" eingebettet, daß sie nun und nimmer daraus hervorfand.

Warum Hechingen den anderen provoziert hatte, wußte sie. Die Gerüchte über seine „Schwierigkeiten" waren in den letzten Tagen auch ihr zugetragen worden. Von derselben angejahrten Schwägerin, die zuletzt mit ihr und Hechingen den Tee genommen und vielleicht für das gute Geld des Bruders bangte.

Ihm wäre Frau Gerty auch so entkommen. Aber daß dieser Mensch sich trotzalledem noch in der Lage fühlte, auf einen Studenten herabzusehen, es ablehnte, seine Bekanntschaft zu machen, ihm als Schimpfwort ins Gesicht spie, was für den anderen Schicksal und Existenz war, das hatte ihr mit einem Schlag die Augen geöffnet. Wie in einem jäh aufleuchtenden Bild hatte sie zu erkennen geglaubt, was ihr Los an der Seite Hochstögers gewesen wäre: die laute Mißachtung der Klasse, der sie angehörte. Die sie heimlich verachtete und doch so wenig entbehren konnte, wie den schlangenweichen Fluß ihrer Poiret-Roben und Fräulein Mariannes manikürte Impertinenzen.

‚Wollen Sie sich nicht weiter exponieren, gnädige Frau...'

Ja, das war einer, der sie kannte. Besser, als Frau Gerty Gutjahr sich selbst bis heute gekannt hatte. Dem sie schon deshalb nie wieder ins Gesicht sehen konnte, noch mochte.

Ob es zu einem Duell kam?

Der Schlag saß zu fest im Antlitz Hechingens. Da mußte ihm auch der Bettelstudent satisfaktionsfähig erscheinen. Sie selbst aber wollte nichts mehr sehen, nichts mehr hören von diesen Leuten.

Und als Frau Gerty so weit mit sich im reinen war, fand sie, daß es an der Zeit war, endlich von seinen Nerven verlassen zu werden. Und sie lehnte sich in der Mietkutsche zurück und weinte, bis der Wagen vor ihrem Hause hielt.

Langsam stieg sie die Treppen empor. ‚Der Marianne werd' ich natürlich nichts sagen,' beschloß sie. ‚Der Hechingen setzt mir keinen Fuß mehr ins Haus. Ich selbst aber fahr' gleich morgen nach Abbazia. Meine Toiletten sind fertig.'

Leis' aufseufzend, aber doch schon eifrig bemüht, die Spuren der Tränen von ihren Augen zu wischen, kam Frau Gerty endlich vor ihrer Türe an. Da — sah sie recht? Es war Exzellenz Ingenfeld, der eben heraustrat. Die großen Augen hinter den Brillen leuchteten auf. Durch die Hand, die nach der ihren griff, ging ein leises Beben. „Welches Glück, Sie doch

Digitized by Google

noch zu sehen, gnädige Frau, bevor ich —" er sah wie forschend zu ihr empor — „bevor ich abreise."

„Hat denn das Haus schon Ferien?" staunte Frau Gerty sichtlich enttäuscht.

Ingenfelds Hand hielt sie noch immer fest. Er lächelte. „Das nicht. Aber der Finanzausschuß ist daran, allerlei Wichtiges zu beraten. Da soll er Bahn frei haben. Ich flüchte für acht Tage ans Meer —"

„Ans Meer?" Wie ein Jubel brach es aus Frau Gertys Stimme. Hatte er recht gehört?

„Aber gehn wir doch hinein," bat sie in leichter Befangenheit. Denn da stand noch immer Fräulein Marianne, hielt mit beiden Händen die Türe offen und schien sich zum erstenmal in ihrem Leben nicht mehr auszukennen in dieser Welt.

Frau Gerty aber warf mit einer unsäglich anmutigen Bewegung den langen Seal von sich und eilte Ingenfeld voran, geradenwegs in ihr — Boudoir.

Mit elastischen Schritten folgte er. Ihm schien, daß er Frau Gerty noch nie so schön gesehen habe, so weich und aufgelöst. Und nun — ja! Er täuschte sich nicht: an den langen Wimpern hingen Tränen! Große, runde Tränen, wie sie verängstigte Kinder weinen. Und zwei Augen, die er liebte, sahen durch diese Schleier nach ihm — hilflos, ratlos. „Was haben Sie?" fragte er mit besorgter Stimme.

„Ich — o, nichts. Bloß — ich weiß nicht — ist es der nahende Frühling? Oder diese — diese unsägliche Öde um mich? So bang ist mir zuweilen."

Da weinte sie schon wieder und lächelte doch zugleich. Denn seine Hand griff nach der ihren und hielt sie fest. O, wie unsäglich wohl es tat, von einer solchen Hand gehalten zu werden.

Eine ganze Weile blieb es still zwischen ihnen. Nur das Getick der zierlichen Vieux-Saxe-Uhr pinkte leis' in ihr Schweigen hinein. Dann legte Seine Exzellenz weich und fast vorsichtig den Arm um Frau Gerty. Und während er ihr Köpfchen gegen seine Schulter bog, sagte Ingenfeld lächelnd: „Ist es vielleicht — das?"

„Ich glaube," stammelte Frau Gerty, als sie mit geschlossenen Augen seinen ersten Kuß empfing.

Schon am nächsten Morgen zeigte Frau Gerty Herrn Hochstöger ihre Verlobung mit Seiner Exzellenz an. ‚Das wird ihn ganz zur Besinnung bringen,' dachte sie förmlich entlastet.

Diesmal wurde Fräulein Marianne mit dem Brieflein hinübergesandt. Sie kam etwas verstört zurück, wie es Frau Gerty schien. Meldete aber bloß, daß die Zolleinnehmerswitwe den Brief übernommen habe, da Herr Hochstöger schon in aller Frühe weggefahren wäre. ‚Das Duell!' fuhr es durch Frau Gertys blonden Kopf. Nun ja, die Männer waren einmal so ...

Die Verlobten beschlossen, die achttägigen Ferien Seiner Exzellenz gemeinsam in Abbazia zu verbringen. Frau Gerty sollte schon morgen vorausfahren. Seine Exzellenz wollte einen Tag später nachkommen. Noch keine Saison ihres Lebens hatte Frau Gerty so siegreich beendet.

Da blieb ihr wahrlich keine Zeit, sich um ‚diese Affäre' auch noch zu kümmern. Vier Koffer waren zu packen. Noch rasch drei neue Frühjahrshüte zu besorgen. Fräulein Marianne tat ja ihr möglichstes! Aber sie war so merkwürdig zerstreut seit heute morgen, lief immer wieder ans Fenster — oder zuckte zusammen, so oft es draußen schellte.

‚Will sie mich schonen?' dachte Frau Gerty. ‚Oder — mich neugierig machen? Am besten ist's, ich ignoriere alles.'

Als die schöne Frau am nächsten Morgen in das Auto stieg, das sie zur Bahn bringen sollte, bog ein kotbespritzter Einspänner um die Ecke und hielt gerade vor dem Hause „da drüben". Fräulein Marianne und das Stubenmädchen, die ihrer Dame eben die silberbeschlagenen Necessaires ins Coupé reichten, tauschten einen vielsagenden Blick und suchten dann Frau Gertys Aufmerksamkeit mit einer gewissen Absichtlichkeit auf das Gepäck zu lenken.

So geschah es, daß Frau Gerty keinen Blick für das alte Mütterlein hatte, das gramgebeugt und schwarzgekleidet auf der anderen Seite der Straße dem schmutzigen Mietwagen entstieg.

Es war die Mutter Hochstögers, die kam, um zum letztenmal in das Antlitz des toten Bettelstudenten zu sehen —

Digitized by Google

am 7. Jan. 1816.
Mit Kerzenglanz und Lichterschein,
die Dir so sehr behagen,
geliebter Adolph! wollen wir
Dir unsre Wünsche sagen,
und Dich an Deinem Lebensfest
damit beschenken heute;
Du Liebling theurer Eltern sey
stets Ihre Lust und Freude!
die Wernersche Familie

Wünsche aus der Biedermeierzeit

Oft hat man uns gesagt, und wir glauben es mittlerweile, daß die gute alte Zeit niemals über unsere Erde gewandelt ist. Aber immer wieder lockt es uns, in der Vergangenheit zu suchen, was wir, von harter Gegenwart peinvoll bedrückt, von erreichbarer Zukunft nicht mehr zu hoffen wagen. Wir nähern den tiefsinnigen Mythus vom verlorenen Paradiese unserm kleinmenschlichen Alltag. Gewiß hat sich der Garten des Lebens hinter unserm schuldigen Urelternpaar schon am Beginn alles Geschehens auf ewig geschlossen, aber was wir im ermüdenden Gleichmaß der Tage am unmittelbarsten vermissen: sollte es das nicht noch gegeben haben, als der Großvater die Großmutter nahm? Sicherlich spielt bei solchen Gedanken gefühlsselige Selbsttäuschung mit, aber es ist doch auch ein liebenswürdiger Zug am Menschen, daß er seinen Altvordern allerlei Gutes zutraut, was er selbst, manchmal durch eigene Schuld, eingebüßt hat, daß er ganze Zeitalter idealisiert und leicht übersieht, wie auch deren Kinder sich für ein höchst mühseliges und beladenes Geschlecht gehalten haben. So ward uns das Rokoko, ungeachtet der stählernen Männlichkeit des großen Friedrich oder Lessings, zum zierlichen Schäferspiel. So ward uns die Biedermeierzeit zum Sinnbild behaglicher Gemütlichkeit, und doch war auch sie erfüllt von den heftigsten Erregungen. In Politik und Literatur, in Wissenschaft und Technik wurde Gewaltiges vorbereitet und gestaltet, und auch die Kunst pflegte keineswegs ausschließlich die kleinbürgerliche Idylle.

Dennoch haben wir ein Recht, uns jene beruhigten Jahrzehnte nach den napoleonischen Kriegen in so friedvoller Gelassenheit vorzustel-

Digitized by Google

len, denn die Menschen von Anno dazumal waren uns in einem voraus, was ihrer ganzen Kultur den bezeichnenden Stempel aufdrückt: sie hatten Zeit, Zeit nicht nur für die Erholung nach der Mühe des Tages — die bringen auch wir noch auf, obgleich sie oft genug neuer Arbeit ähnlich sieht —, sondern auch Zeit für hundert kleine Freuden, die, im einzelnen betrachtet, ohne sonderlichen Wert, in ihrer Gesamtheit das Leben bereicherten und verschönten. Wir blättern heute mit gerührter Freude in den Briefen und Tagebüchern aus Biedermeiers Nachlaß, und diese Freude wandelt sich oft in das Gefühl der Beschämung, wenn wir bedenken, wie arm wir in dieser Hinsicht geworden sind. Denn so gefährlich die oft eitle Selbstbespiegelung häufiger Beichten war: man hatte doch eine Form, in der man Rechenschaft ablegte, und war nicht bloß dem Zufall einer nachdenklichen, einer verdüsterten Stunde überlassen. Und wenn wir uns, den hier gesammelten Bildchen folgend, von solchen Zeugnissen innerer Kultur zu denen geselligen Lebens wenden, so bemerken wir, wie selbst eine Form gebräuchlicher Höflichkeit erfüllt wurde mit der Liebenswürdigkeit des Herzens, weil man sich Zeit nahm, auch wenn es nur äußerlichen Pflichten nachzukommen galt.

Wer die Geschichte der Neujahrskarte schreiben wollte, müßte zum mindesten auf den Meister E. S. zurückgehen, von dem die älteste erhaltene gedruckte Neujahrskarte stammt, ein Kupferstich vom Jahre 1466, der das segnende Christuskind, auf einer Blume stehend, darstellt, dahinter ein Spruchband mit dem Glückwunsch: „Ejn goot selig ior." Die eigentliche Blüte der Neujahrskarte jedoch fällt erst in die Zeit von 1810 bis 1840, das heißt in jene Jahrzehnte, da der Bürgerstand die vor der großen Revolution wesentlich vom Adel gepflegten gesellschaftlichen Überlieferungen aufnahm und glücklich weiterbildete. Es entstand damals in Glückwunschkarten eine namhafte Industrie, die vorzüglich in Wien, der heiteren Stadt des Kongresses, ihren Sitz hatte,

Was ist's das ich so öfters denke
Was dieses Dasyn hoch beglücket!
Sie ists, das höflichste Geschenke
Das hold aus Ihrem Auge blicket,
Gewogenheit

Möge der Himmel stets freundlich im Stillen –
Alle Ihre Wünsche des Herzens erfüllen;
Freundschaft be- kränz mit Blumen Ihr Leben,
Ich bin – –

Digitized by Google

und was uns im Gegensatz zu den heute vertriebenen Neujahrswünschen überrascht, ist die Mannigfaltigkeit der Motive und Inschriften, die alle erdenkbaren Gefühle berücksichtigen. Man begnügte sich nicht mit den herzlichen oder besten Glückwünschen, die den dürftigen Text unserer Karten bilden, sondern verfaßte ehrerbietige, freundschaftliche, zärtliche, verliebte Reime und Sprüche. Man wiederholte nicht in der heute beliebten Eintönigkeit die Glück verheißenden Symbole des Vierklees, des Hufeisens, des Pilzes und des Schweins, sondern plünderte die Haine antikisierender Kunst und die Waldwege deutscher Romantik. Man errichtete Denkmäler der Freundschaft und Opferaltäre der Liebe; Herzen brannten in heiligem Feuer; Hände legten sich zu ewigem Bund ineinander, und ein ganzer Garten | man sie auseinanderfaltete. Es waren die letzten Regungen einer ehedem viel reicher arbeitenden Phantasie, die heute nur noch in Transparentbildern ihr meist unsauberes Spiel treibt. Als die Dreh-, Klapp-, Zug- und ähnlichen Karten aufkamen, sorgte der gute Geschmack der Zeit dafür, daß alles „hübsch, modest und rein" zuging, und es entstanden jene anspruchslosen Kunstwerke, die heute in ihrer gravitätischen Drolligkeit, in ihrem gefühlvollen Biedersinn das Entzücken des Sammlers erwecken. Wir sind leicht versucht, über diese Niedlichkeiten ein wenig zu lächeln und zu glauben, sie hätten sich

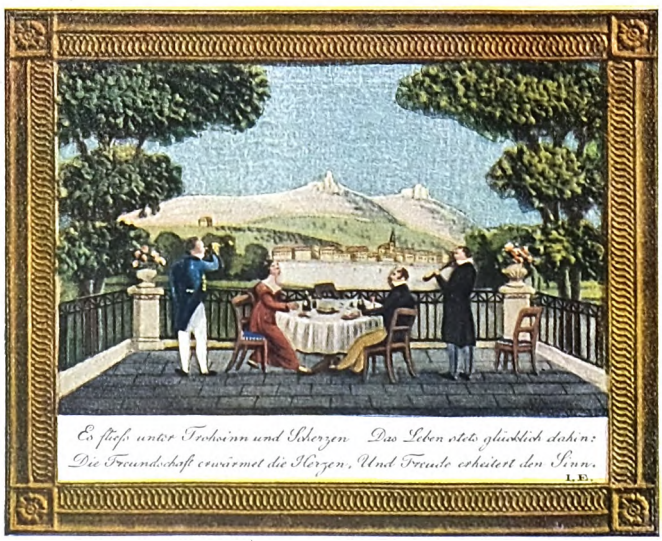
redender Blumen sprießt uns entgegen. Rosen und Vergißmeinnicht, Doppelähren und Jelängerjelieber wünschen und werben. Amoretten flattern auf, und schnäbelnde Täubchen laden zum Minnespiel. Man versteht auch Spaß und symbolisiert die Wärme der Wünsche durch eine dampfende Pastete, einen schmelzenden Eisberg. Aber das Schönste war doch, wenn sich der treu und ernst gemeinte Wunsch in der Maske fröhlicher Überraschung nahte. Noch in den achtziger Jahren gab es Karten, aus denen ein papierner Rosenbusch wuchs, wenn

Digitized by Google

schreiben, und ist vermutlich dieser Einladung gefolgt.

Was die Leute der Biedermeierzeit sich wünschten, unterschied sich wohl in der Form, nicht aber dem Wesen nach von dem, was wir in geschäftsmäßiger Eile am Silvesterabend den fernen Bekannten als flüchtige Zeichen des Gedenkens übermitteln: Glück, Gesundheit, langes Leben, Frohsinn, Zufriedenheit und natürlich auch Geld und Gut. Aber für alle diese Selbstverständlichkeiten fand man immer wieder neue und überraschende Einkleidungen, und es war der Ehrgeiz des Gratulierenden, für jeden der von ihm Bedachten die zierlichste, die treffendste Anspielung zu finden. Unsere Wünsche zeigen, wie zart und bedächtig, fast steif man die Worte setzte, wie man den Blumen und

vornehmlich an den Geschmack eines bürgerlichen, ja spießbürgerlichen Publikums gewandt. Dem ist jedoch nicht so. Auch Goethe freute sich über die „kleinen beweglichen Komplimentier-Billetts und Neujahrsbilder" und schrieb dankend an die befreundete Marianne von Eybenberg in Wien: „Die zierlichen, nickenden, bückenden und salutierenden kleinen Geschöpfe sind glücklich angekommen und haben nicht allein mir, sondern ganzen Gesellschaften, in denen ich sie produzierte, viel Vergnügen gemacht." Schiller aber wurde von dem Berliner Verleger Spener aufgefordert, für eine Karte mit einem Guckkastenmann ein Verschen zu


Es fließ unter Frohsinn und Scherzen Das Leben stets glücklich dahin:
Die Freundschaft erwärmet die Herzen, Und Freude erheitert den Sinn.

Symbolen das Verschwiegene zu deuten überläßt, und wo man offen wird, da verbirgt man sich wieder rücksichtsvoll wenigstens vor den Augen Unberufener wie auf dem Bildchen Seite 94 oben, wo folgende Verse unter dem Deckel mit der bunten Figur eines Genius stehen: „O edle Frau, der alle Triebe Des schönsten Herzens eigen sind, Durch deren Huld und Menschenliebe Die Redlichkeit so viel gewinnt: Ein jeder Pfad, auf dem Sie gehen, Soll eben und voll Blumen seyn, Und manchen Wunsch, den Sie nicht sehen, Schließt diese kleine Urne ein." P. W.

Digitized by Google

Die Tragödie im Hause Goethe. Von J. Höffner

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied:
Es wenden die Herrscher
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern,
Und meiden, im Enkel
Die ehmals geliebten
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehn.

Es ist Betrug, was man Goethes Olympiertum schreibt. All seine göttliche Heiterkeit ist Maske gewesen, der Welt gegenüber mit Erhabenheit getragen. Dahinter sitzt das große Grauen.

Ach, wer wüßte es besser als wir, die wir ihn lieben, ihm nachgegangen sind in all die Wege und Umwege eines mäandrisch verschlungenen Lebens, daß er nicht der Halbgott war, zu dem das Bedürfnis der Menge ihn stempeln möchte.

Ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein: Ein Kämpfer über Abgründen, zwischen Sein und Nichtsein, einer, der die Vergangenheit fühlt und nicht die Zukunft, der die „Pyramide seines Lebens" auftürmen muß, so hoch er immer kann, einen majestätischen Tumulus, als Wahrzeichen eines ungeheuren Wollens, das mit ihm erstirbt, in dessen Schatten die frieren werden, die das mit ihm erschöpfte Geschlecht als letzte kraftlose Sprossen treiben wird.

Wenn das Glücksverlangen des warmblütigen Menschen schlummert, eingelullt ist von dem fernen Rauschen der uralten Schicksalsmelodie, dann kommt das Inkommensurable in ihm zu Wort, spricht ihm dumpfe und prophetische Worte ins Ohr, zeigt ihm in Fernen grau und kalt und dämmernd das dunkle Reich des Schattens, wo den von Furien Umgetriebenen die Ruhe bereitet ist. Durch sein ganzes Sein zieht sich ein geheimnisvolles Wissen vom „Krampf des Lebens" und von der süßen Hingegebenheit zur „Quelle des Vergessens", in die „ewigen Nebel", eine quälende Prophetie, die der helle Tag nicht Wort haben will und die sich doch nicht übertäuben läßt vom Wirken des Tüchtigen, dem diese Welt nicht stumm bleibt, die drohend durch die Träume, die Nächte geht: Vernimm, ich bin von Tantalus' Geschlecht.

Ausgesprochen, aktenmäßig niedergelegt hat Goethe das nie. Offiziell, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen will, hat er all dies Quälende, Dumpfe, Drohende nicht wahr haben wollen. Es sollte nicht sein, man mußte es ersticken wie der Sohn der Alkmene die göttergesandten Schlangen. Und man mußte wohl acht geben, daß es nicht einen Funken von Leben behielt. Darum dies mit leidenschaftlicher Bewußtheit Sichanklammern an alles, was seiner Hoffnung Nahrung gibt, diese so stark unterstrichene Freude an des Sohnes, der Enkel Gesundheit, Schönheit und vielversprechenden Gaben, die auch bei Goethes Mutter so heftig ausgesprochene Gestalt annimmt, daß es auffällig ist. In dieser Heftigkeit ist viel mehr als die herkömmliche Großmutter- und Vaterfreude an der kräftig sich entwickelnden Nachkommenschaft, sie ist peinvoll und rührend zugleich wie eines Kindes lautes Singen, das seine Angst inmitten einer nichts Gutes verheißenden Umgebung übertönen will. Aber es läßt sich nicht übertäuben.

Fast möchte es scheinen, Goethe habe mehr gewußt, als er gesagt hat. In „Dichtung und Wahrheit" zieht er vor dem Leser die Vorhänge weg, läßt ihn durch Schleier sehn, dunkles Wort in Spiegelung blitzt auf, fast hält man ein Gewisses ... da schlagen wieder die Nebel zusammen, und der Autor läßt uns im Zweifel: war etwas da oder war nichts da?

Ich möchte beinahe glauben, daß Goethe Dinge, die ihm vom väterlichen Hause her bekannt waren und die den Mannesstamm seiner Familie betrafen, gewußt und mit Absicht begraben hat. —

Aber dies ist Hypothese. Da ist etwas gewesen, und zwar etwas Entsetzliches. Man kann es als den Fluch des Genies nehmen oder als etwas Reales, nicht recht Ausdenkbares. Es ist müßig, darüber nachzudenken, was es gewesen sein mag.

Aber da ist es gewesen. Es hat dagestanden, finster und drohend und hat breite Schatten über ein großes Leben gelegt, Schatten, in denen Hauch des Todes wehte und die Goethe doch vertraut waren wie etwas Angestammtes, mit ihm Verwachsenes — das er fast liebte in kranken Stunden.

Wir wissen, daß alles Gerede von seiner herrlichen Gesundheit Geschwätz ist. Dasselbe Gift hat in seinem Blut gesessen, das den Vater als Paralytiker sterben ließ, die Schwester aus einer schweren Psychose in die andere stürzte. Es ist so jammervoll anzusehen, wie sie sich dagegen wehren: der Alte mit seiner Pedanterie und Rechthaberei, die junge Frau mit ihrem Schönheitsdurst und Verlangen nach Freude und Glück. Es spielt mit ihnen wie die Katze mit der Maus, grausam wie jene Mächte, die der Sohn und Bruder so gut kannte. Er läßt ihnen Zeit zum Aufatmen, Hoffnung erwacht und blickt sich schüchtern um, sie raffen sich auf, gehen ein paar Schritt, o sie können vielleicht auch froh und leicht und gesund sein wie andere Menschen, und die Erde ist doch schön — da zerrt es an ihnen, da fühlen sie den Ruck, der sie niederstürzt, sie hinabreißt in den

Digitized by Google

Kerker ihres Schicksals. Weh dir, daß du ein Enkel bist. Der eine quält die andern, die Frau, diese rührende Iphigeniengestalt, quält nur sich selbst. Soll nie dies Geschlecht mit einem neuen Segen sich wieder heben?

Es ist ihm noch ein Gipfelpunkt beschieden, ein hohes Aufflammen, wie die Kerze noch einmal aufflammt, ehe sie sich müde zur Seite neigt und verlischt. Dies Aufflammen setzt die Geister zweier Hemisphären in Brand, aber das Licht selbst verlischt. Es reicht sein Bestes nicht weiter in der herrlichen Kette der Geschlechter.

In der Zeit, in der die steigende Teilnahmlosigkeit und endliche gänzliche Verblödung des Vaters, das Sichfortschleppen unter einem unerträglichen Lebensjoch der Schwester ihm am bittersten vor Augen stellt, befreit sich Goethes bedrückte Seele in Iphigenie. Er ist in der Blüte der Jugend, zu seinen Häupten wie ein sanfter Stern die reine, selbstlose Liebe jener älteren Frau, die seine ganze Seele füllt wie sänftigendes Mondlicht, sein Herz so voll von Menschenliebe, Zuversicht und Gläubigkeit. Gibt es das, daß Menschen von Geburt an bestimmt sind zur absteigenden Linie, daß ihre Häupter vom Beginn ihres Lebens an sich zur Grube neigen, den Tod suchend? Gibt es Familien, die unter der Devise stehen: Es ist der Weg des Todes, den wir treten, und deren herzzerreißender Lebensgewinn das „Mit jedem Schritt wird meine Seele stiller" sein muß? Der wissenschaftlich exakte Forscher, der Entdecker des Zwischenkiefers, der sorgsame Beobachter der biologischen Gesetze weiß es nur zu gut, daß nach „ewigen, ehernen, unwandelbaren Gesetzen" die „Kreise unsres Daseins sich vollenden", daß „keine Zeit und keine Macht zerstückelt geprägte Form, die lebend sich entwickelt". Aber der Mensch, der leidende, der der großen Trösterin Hoffnung nicht entbehren kann, bäumt sich auf gegen die Mitleidslosigkeiten der unbeseelten Natur. Wenn Gott, wie Spinoza, Goethes Apostel in jenen Tagen, lehrt, Natur ist, so kann er nicht „des Fadens ew'ge Länge gleichgültig drehend um die Spindel schlingen"; es muß Möglichkeiten geben, an die Güte der schaffenden Macht zu glauben, sonst wäre Verzweiflung unser Los. Wie schön klingt das Ringen einer heißen Seele aus der Bitte der Tantalide: „Rettet mich! Und rettet euer Bild in meiner Seele!"

Die Fäden sind hier, wie bei jedem echten Kunstwerk, fast undurchdringlich verschlungen. Aber wenn man mit offenen Augen, mit rechtem Gefühl für das Menschliche ihnen nachgeht, sieht man immer wieder in dieser nach dem bekannten Gemeinplatz „kalten und klassischen" Dichtung in dunklen Worten jenes Rot aufblitzen, das mit Herzblut gefärbt ist. Da scheinen diese geliebten Gestalten ihm zuzurufen, was uns heute und was noch nach tausend Jahren den Menschen schön und unerreichbar scheinen wird: Laß dir raten, habe die Sonne nicht so lieb und nicht die Sterne: Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab. — O, wär' ich, seinen Saum ergreifend ihm gefolgt! — und jene düstre Apostrophe:

„Willkommen, Väter! euch grüßt Orest,
Von euerm Stamme der letzte Mann;
Was ihr gesät, hat er geerntet:
Mit Fluch beladen, stieg er hinab ..."

und jene andern bittern Wahrheiten von dem, „dem eine Götterhand das Herz zusammendrückt, den Sinn betäubt und der lieber dem schönen Licht der Sonne entsagen solle," vom „schönen grünen Teppich der Erde, der kein bloßer Tummelplatz für Larven sein solle," und der berühmte Ausbruch aus gepreßter Seele:

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend
Am Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor."

Aber dennoch: das Vertrauen überwiegt. „Du hast Wolken, gnädige Retterin" ..., der Wunsch wird Vater des Gedankens, und der Erlöste hört den Fluch „die schweren Türen fernab donnernd zuschlagen". Und nachdem er sich so von der schweren Bürde banger Ahnung befreit, der geliebten Gestalt in Emmendingenscher Verbannung, die, selbst glücklos, noch dem von Wahnsinn verfolgten Lenz Trost und Hoffnung gegeben, ein Totenopfer dargebracht hat, indem er in Iphigenien die Gestalt der Stein mit der Corneliens verschmilzt, ist er entschlossen, sich für immer der Dämonen zu erwehren.

⁂ ⁂ ⁂

Das Leben flutet auf und flutet ab, die Zeit eilt, heilt, teilt, sie löst sein Leben von dem geliebten Leben, das ihm, dem Schwankenden, ein unwandelbarer Maßstab des Sittlichen war, und die schöne Lüge des Griechentums umfängt sein Trachten. Als ein Diesseitsmensch, dessen Freuden aus „dieser Erde" quellen, kehrt er zurück, und in dem „Dirnchen erhascht er ein Weib". Am 24. Dezember 1789 wird ihm vom Christiane ein Sohn, August, geboren. Hat er geglaubt, wie der Gott die Bajadere, die allzu Erdentsprossene himmelwärts heben zu können? Vielleicht zuweilen in Stunden des Überschwangs. Aber im allgemeinen wissen wir sehr gut, *was* diesen Bund geschlossen hat. Das Höhere und die Verantwortlichkeit für ein „Hinaufpflanzen" des Geschlechts wahrlich nicht.

Das Leben läuft weiter, und die Zeit eilt und teilt. Christiane tanzt ihre Schuh in Tanzveranstaltungen dritten und vierten Ranges durch, und der Oberforstmeister Stein-Nordheim sagt zu Goethe: Bring dein Mensch nach Hause, es ist besoffen. Der kleine August springt zu Frau von Steins

Digitized by Google

Fenstertritt und spielt mit Goethes Siegel: „Alles um Liebe", das noch auf dem Schreibtisch liegt, und sieht nicht aus, „als könnte er lang leben". Und die Frau sieht, wie die edlere Natur des Vaters in dem Kind mit der gemeinen der Mutter streitet, und schreibt an ihren Sohn, wieviel Gläser Champagner der Kleine schon in „einem Klub von der Klasse seiner Mutter" getrunken, und wie sie soviel Mühe habe, „ihn bei mir vom Wein abzuhalten".

Und alte Dämonen wachen wieder auf und zischeln, und die andern Kinder sind nicht lebensfähig, und das Wort: „Die Bettlerin zeugte dir Bettlergeschlecht" wird geprägt . . . die Kinder, sie hören's nicht gerne.

Weg damit! Das sind alles Ausgeburten der Nacht und eines kranken Wahns: die Fürstin, sie zeugte dir fürstliches Blut. Und die Frau Rat, auch bestrebt „aus sieben Teufeln einen Gott zu schaffen", hilft mit schönfärben und preist Christianen, das „unverdorbene Gottesgeschöpf", und Augustgen, der in Wahrheit im Besitz des echten Ringes (Reminiszenz an Nathan) sei. Und ihre Worte gehen prophetisch von den Weinbergen Samariä und von dem Stamm, der nicht erlöschen wird. Und unterdessen dreht die große Spinnerin die Spindel, in den Wipfeln rauscht die uralte Schicksalsmelodie, und „keine Zeit und keine Kraft zerstückelt geprägte Form, die lebend sich entwickelt".

Christiane stirbt einen jammervollen Tod. August, Trauzeuge bei seiner Eltern Hochzeit, macht als Heidelberger Student Schulden, vom Vater her die Leidenschaft für Weiber, von der Mutter her die für den Wein in den Adern. Durch herzoglichen Gnadenerlaß wird er vom „natürlichen Sohn" zum legitimen Erben des Vaters erhöht, Kammerherr, Rat in der Domänenverwaltung. Alles aus Gnade: ein Examen hat er nie gemacht. Auf seinen Schultern liegt die schwere Hand dessen, dem er alles verdankt, der ebenso ihn und seine Mutter rechtlos aus dem Haus hätte jagen können. Er lenkt sein Leben, er sucht ihm die Frau aus. Jetzt ist der Augenblick gekommen, dem sinkenden Geschlecht die Kurve aufwärts zu geben. August, „das Kind der Liebe", richtiger der Sinnlichkeit, wird es nicht hochbringen. Aber er kann das Latente weiter geben. Es kommt alles auf die Frau an.

Da tritt wieder diese alte Erfahrung in die Erscheinung, daß die Götter mit Blindheit schlagen, wen sie verderben wollen. Ein ganzes Leben ist der Alte der Natur nachgegangen: Ich fühl's, ich kenne dich, Natur! Und so will ich dich fassen. Jetzt kann er schmerzliche Erfahrungen langer Jahre verwerten. Und wie damals, unverantwortlich für die Kommenden, läßt er sich von der Leidenschaft des eitlen Alters lenken, wie damals von der des Mannes, und seine Wahl fällt auf die degenerierte Ottilie Pogwisch. Denn ihre Frau Großmutter, Oberhofmeisterin Exzellenz Gräfin Donnersmark, ist die erste Dame bei Hof. Und Goethes Haus, in dem der „Küchenschatz" eben die Augen zugetan, wird eine Repräsentantin bekommen, die enge Bande mit der einflußreichsten weiblichen Hofcharge verbinden. Der Mann will das Mädchen nicht, das Mädchen will den Mann nicht: aber es paßt alles so schön. Sonst verplempert sich der Sohn des Staatsministers am Ende ebenso wie einst der Vater. Die Hochzeit findet statt, und das Paar bezieht die Mansarde des Goethehauses.

⁂ ⁂ ⁂

Irgendwo in einer Hansestadt hat sich die Weisheit unserer Altvordern in dem Spruch niedergelegt:

Mancher Mann laut singet,
Wenn man die Braut ihm bringet.
Wüßte er, was man ihm brächte,
Er wohl lieber weinen möchte.

Mit Ottilien kommt der Untergang ins Goethehaus.

⁂ ⁂ ⁂

Wie in den alten Tagen ist alles: Das Leben flutet auf und flutet ab. Die Zeit eilt, heilt, teilt. Aus den Mansarden quillt junges Leben; das Geschlecht, durch zwei männliche neue Sprossen gesichert, wird wachsen, blühen und gedeihen. Aber junge Sprossen gedeihen schlecht im Schatten des riesenhaften alten Waldkämpen. Seine dichte Krone läßt zu wenig frische Luft durch. Was in seinem Umkreis heranwächst, steht da, wie jene rührenden Gebilde, die wir alle kennen, zart, durchsichtig wohl voll von unbewußtem Lebensdrang, aber ungestählt für Winde, kalten Regen und Frosthauch. Die Zeit eilt weiter, die Kinder spielen umher; das Wölfchen ist der Liebling, Walter, der Schüchterne, weniger. Die Kinder sind hold, verwöhnt, zartnervig. Sie spielen auf der Heroengestalt des Ahnherrn herum, wie die Puttenschar auf dem prachtvollen Gliederbau des vatikanischen Nil. „Die Fürstin, sie zeugte dir fürstliches Blut. Die Kinder, sie hören es gerne."

Kümmernd im Schatten des Großen steht indessen der Sohn. Die Schopenhauer erzählt, als August einst bei Tisch ein Glas zerbrach, habe der Alte ihn mit Augen angesehn, daß es „mich wundert, daß er nicht untern Tisch fiel". Nach außen, vor der Welt, und im Betrug des Tages ist er der liebe Sohn und wird wegen dieser und jener Vorzüge gerühmt. Im tiefsten Grunde ist er das Kind der Magd.

Auch er hat „zwei Naturen", wie die Stein über Goethe geseufzt hat und es in dem Kinde des noch immer Geliebten erkannt: das adligere Teil wird unterdrückt. Auch in diesem Haus wie dem in der Ballade fallen „Menschenopfer unerhört" dem fürchterlichen Egoismus des Vaters. Schillers Witwe läßt ihren Sohn hinaus in den heiligen Krieg der Befreiung, Goethes Sohn hält das Machtgebot des Vaters zurück. Er muß hinter dem Ofen hocken, und die Stein berichtet, er sei in dieser Zeit besonders scheu gewesen und habe die alten Freunde gemieden. Dann

Digitized by Google

kommt die Frau, die der gefräßigen Sinnlichkeit des Gatten, seinem Erbteil von Vater und Mutter her, nicht genügt. Die Ehe wird allgemein sichtbar höchst unglücklich. Augusts Abenteuer in betreff Venus und vinum werden immer offenkundiger. Einmal bricht seine innere Empörung durch in Versen:

Ich will nicht mehr am Gängelbande
Wie sonst geleitet sein,
Und lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Fessel mich befrein. —

Ottilie steht indessen da wie Nike auf der Hand des Olympiers, nur auf der Welt, um den Großen mit anmutigem Geplauder zu umgeben und seine Jahre mit einem Duft bunter Seifenblasen zu füllen. Ästhetisches Geschwätz mit Gleichgesinnten ist der Inhalt dieses uferlosen Daseins. —

Es ist wohl möglich, daß Ottilie, an der man, so skeptisch man ihr auch gegenüberstehen möge, doch nichts Niederes, Kleines, Gemeines entdecken kann, in einem Hause der Zucht, der streng bewahrten Form und Pflicht sich, ihrer anschmiegenden Natur entsprechend, in glücklicherer Art entwickelt hätte. Der Sehnsucht dieser künstlerisch hochgestimmten Seele hätte nur die feste und zarte Hand einer ausgesprochen mannhaften Natur Richtung und Ziel geben können, und ihre Aufopferungsfähigkeit, ihre Hingegebenheit an das, was sie liebte oder zu lieben glaubte, hätten sich einem Leben der Pflichten und somit der inneren Beglückung wohl gefügt. Aber das Unerläßliche war: die feste Hand, die diesen nach rechts und links überflutenden Lauf in seine Ufer bannte. Manche sind Vögel, sagt Nietzsche. Auch Ottilie war von Vogelart, leicht beschwingt, wanderlustig, neugierig in jedes Netz gehend, wo eine rote Beere lockt. Vielleicht ist es der Apfel der Hesperiden. Aber er war es immer nicht.

Diese wandernde Seele kommt in ein Haus, wo eine Frau gewaltet hat, die nicht die Würde der Herrin besaß. Da aber ist Goethe, der Olympier! Der Halbgott, der sie als Töchterchen begrüßt. Und der noch mit achtzig Jahren damit umgeht, eine Siebzehnjährige zu heiraten. Da ist der Gatte, der sie nicht liebt, den sie nicht liebt, ohne Selbstbeherrschung, ein Rohr im Dienste seiner unbefriedigten Existenz, der nur einmal wagt, sich aufzubäumen: als der Vater einen halbwüchsigen Backfisch zur Stiefmutter, Schwiegermutter und Großmutter machen will. Im Haus ist keine Ordnung, Einnahme und Ausgabe stehen nicht im Gleichgewicht, der tägliche Tisch wird nicht leer von Gästen, es muß alles da sein, und es fragt niemand, was übrigbleibt. Allein die Sammlungen, die ins Ungeheure anwachsenden Skripturmassen des Alten, die sich wie ein Museum schon bei seinen Lebzeiten um ihn türmen, erfordern ein Maß von Aufsicht und persönlicher Mühe, groß genug, um den vollen Arbeitstag eines Menschen zu füllen. Auch eine sehr leistungsfähige, unermüdliche, vielerfahrene Frau von ungewöhnlicher Umsicht hätte diesem regellosen Haushalt ohnmächtig gegenüber gestanden, wievielmehr eine so junge, hilflose! Sie soll Tochter sein, Gattin, Mutter, Hausfrau, vorstehende Dame des Hauses von Goethe. Und schließlich möchte sie, reichbegabt, doch auch etwas sie selbst sein! Das Ende ist hoffnungslose Zersplitterung.

Noch einmal scheint es, daß die Gatten sich zueinander finden möchten; Alma wird sieben Jahr nach Wolfgang geboren. Vielleicht hat August sich ausgetobt, läßt sich — nicht für ein bedeutendes, aber für ein bürgerlich anständiges Dasein — retten. Aber die Naturen bergen polare Verschiedenheiten und — in andern Punkten: auch wieder zuviel Gleichartiges. Die selbst Direktionslose soll den Zügellosen leiten! Der Schluß ist jene Italienreise mit dem Grabweg „an Cestius' Mal" vorbei, wo einst der Vater zu ruhen wünschte, und die Meinung der treusten Freunde des Hauses: „wir müssen fühlen, daß dies (Augusts Tod) das Mildeste war, was geschehen konnte." — Welche Perspektive!

Am 10. November 1830 erfährt Goethe, schweigend, ungebeugt den Abschluß dieses Lebens, dessen Anfänge seinem Leben die Richtung gegeben. Dies ist das Ende.

„Vor meinen Ohren tönt das alte Lied ...
Vergessen hatt' ich's ... und vergaß es gern ..."

Hat er nicht so vor langen Jahren geschrieben? Und aus den Winkeln kriechen die Gefährten, der Zweifel und die Reue, leis herbei ... Welche Bitterkeiten!

Hier kann allein der große Begriff Pflicht aufrechterhalten, schreibt er an Zelter. Am 25. November bringt ein Blutsturz den Einundachtzigjährigen fast dem Sohn nach.

⁂ ⁂ ⁂

Doch noch leben die Enkel. Sie werden im Hause unterrichtet. Aber es ist weder Fleiß noch Pünktlichkeit zu erreichen. Es waren schwer erziehbare Kinder, auch körperlich nicht sehr leistungsfähig. Und doch sind uns geradezu entzückende Dinge von ihnen aufbewahrt, werden besonders Wolfs und Almas „wunderschöne Goetheaugen" so oft erwähnt. Goethes Erziehung bestand „wohlbedächtig" darin, daß er ihnen in allem den Willen ließ. Sie wachsen auf in einem Kreise, der sich opfernd, anbetend, verhimmelnd um Einen dreht, dessen Glanz auch alles, was ihm zugehört, in Licht taucht; sie werden bewundert, verhätschelt, geliebkost. In ihren — durchaus und zu jeder Zeit — bescheidenen Naturen fängt sich die Welt an, anders zu malen, als in andern Köpfen. Jetzt tritt der lange vorauszusehende Fall ein: der Großvater stirbt. Welche Leere plötzlich!

Die Heranwachsenden werden zu Stücken des großväterlichen Nachlasses, zu literarischen Reliquien. Sie sind nicht sie selbst: sie sind Goethes Enkel. Und während sie heranwuchsen, zeigte es sich deutlich: sie trugen sichtbare Merkmale der Degeneration, und ihre Gesundheit war, wie

Digitized by Google

Wolf einmal schreibt, mehr von Blei als von Eisen. Alle diese Zustände körperlicher „Dumpfheit", in der das Physische die Seele wie in einem Kerker einschließt, allen Aufschwung hemmt, wie sie Großvater, Urgroßvater und Großtante so deutlich aufzeigen, sind bei ihnen eigentlich in Permanenz vorhanden. Allerlei Taktlosigkeiten von Erstaunten, die in des Olympiers Enkeln ein Paar schwächliche, unschöne junge Menschen sehn, müssen unglaublicherweise in Gegenwart der Knaben nicht unterdrückt worden sein. Vielleicht auch haben sie mit ihrem außerordentlich entwickelten Takt für Unzartheiten das Unausgesprochene gefühlt: sie fangen an menschenscheu zu werden, Wolf zieht sich monatelang in das Gartenhaus zurück, das einst des Großvaters himmlisches und später ach wie irdisches Liebesglück sah, und für die schwere Gereiztheit der jungen Seele spricht sein gequältes Wort, als die russische Kaiserin ihn zu sehen wünscht: Sagen Sie der Zarin, ich bin kein wildes Tier!

Immerhin gelingt es wenigstens Wolf, das Abiturium mit „vorzüglich" zu bestehen. Walter, zu kränklich für eine geregelte Arbeitsleistung studiert bei Felix Mendelssohn Musik, der ihn „nicht ermutigen" kann. Einer der liebenswürdigsten, feinfühligsten und idealsten Menschen, wird er verbittert und innerlich aufgerieben, weil ihm nicht allein die robuste Gesundheit — denn diesen Mangel kann der Geist überwinden —, sondern die mehr in den Nerven liegende geistige Energie fehlt. Er sitzt wie ein zerschossener Vogel im Rohr. Da oben im Lichten, Hellen ist Heimat! Aber er wird nie hinauf können. Jeder Versuch hat ihn seine Ohnmacht aufs neue gelehrt. Man muß sich einen Winkel zum Sterben suchen, und es ist gut, wenn einen wenigstens keiner aufstöbert. Das ist Goethes ältester Enkel.

⁂ ⁂ ⁂

Schon mit siebenundzwanzig hat er begriffen. Welche frühe und herzdurchschneidende Klugheit: Wolf ist krank, Alma, die reizende, strahlende Alma, wie sie Luise Seidler unter dem Rosenkranz gemalt hat, ist in der Ferne gestorben, Da nennt er sich und die Seinen „die Überbliebenen von Tantalus' Haus". Das ist wohl vererbtes Wissen, Raunen in den Geheimnissen des Blutes.

„Vor meinen Ohren tönt das alte Lied ..." Und Ottilie schreibt an ihn: „Willst Du mir nicht helfen ... ob wir uns eine Existenz zimmern können, wo wir weniger leiden? Auf mehr rechne ich nicht ..." Und vor vielen Jahren hat der „Apapa" ein schönes Gedicht gemacht, wie man sich „ein hübsch Leben zimmert". Die Hauptsache war, sich nicht um Vergangnes zu bekümmern und die Zukunft Gott zu überlassen. Probatum est.

Das einzige, was Walter mit seiner halben Kraft leisten konnte, war ein Hüteramt. Er zog wieder in die Mansarde des Goethehauses, in die niedrigen Räume, in denen seine Eltern jung gewesen waren. Schon war manches zerstreut, weggegeben, unrettbar verloren. Und, in dem Bewußtsein, niemals ein voller, gesunder, lebensfroher Mensch sein zu dürfen, hütet er jetzt mit Eifersucht die Schätze der Vergangenheit. Die toten Dinge beherrschen die hellen, weiten Räume unten. Die Lebenden hausen in den engen Mansarden. Später müssen die Reliquien im Urbino- und Deckenzimmer zusammengehäuft werden. Die Verhältnisse erfordern, daß die übrigen Räume und auch der Garten am Stern vermietet werden. Ottilie versteht nicht mit Geld umzugehn, große Summen laufen ihr zwischen den Fingern durch wie Wasser. Sie selbst hat gar nichts davon. Die Söhne, mit der Loyalität, die ihren hinwelkenden Gestalten den schönen, versöhnenden Schein wahrhaft edler Menschlichkeit gibt, sehen in der Mutter nur die Verehrungswürdige, deren große Seele sie durch alle Schlacken hindurch erkennen: Schlacken, die so betrüblich sind, daß man sie aus Ehrfurcht vor dem Leid der Söhne lieber nicht nennen mag. Aber trotzdem: so hart man ihre Verfehlungen beurteilen mag, es spricht für die Echtheit der Frau, daß dies alles körperlich, fast untergeordnet bleibt. Die Seele erscheint unberührt von all diesem Peinlichen, Beklagenswerten — ganz anders wie bei August, der immer mit allen Organen mit einem gewissen tierischen Behagen im Schlamm herumplätschert. Erst die Greisin kam nach unstetem Leben in den Mansarden bei dem Sohn unter dem alten Dach zur Ruhe. Da saß sie, immer noch geistig voll Leben und Interesse, neben sich die greise Schwester Ulrike und den immer mehr zusammensinkenden, nun auch schon fünfzigjährigen Sohn, hinter ihrem Teetisch, um den ein paar alte Freunde sich scharten. Die neunzigjährige alte Dienerin, die Walter und die andern aufgezogen, machte den Tee, wie Jenny von Schorn anschaulich erzählt. Diese greisenhafte Gemeinschaft war Goethes Familie ... Es ist der Weg des Todes, den wir treten ...

⁂ ⁂ ⁂

Wolf lebte derweil in Leipzig. Alma lag im fernen Wien begraben, wohin sie so ungern gegangen war. Ihre Jugend hatte die Weimarer Umwelt nicht gelähmt wie die der Brüder. Ihr Sarkophag mit dem lieblichen Bilde nach der Totenmaske stand unten im Keller des Goethehauses und wartete.

Wolf war einen etwas belebteren Weg gegangen, aber auch ihn fror immer in der Sonne. Man möchte es seelische Unterernährung nennen. Er hatte studiert. Man bot ihm eine Stelle im Weimarer Staatsdienst an, er lehnte ab, weil er das Staatsexamen nicht zu schaffen glaubte. So machte man ihn wenigstens zum Kammerherrn. Die edle Prinzeß von Preußen, spätere Kaiserin Augusta, vom Großvater „so bedeutend, als liebenswert" genannt, verwandte sich in Berlin für den Enkel ihres alten Lehrers, und Alexander von Hum-

Digitized by Google

boldt und ihr Gemahl unterstützten sie. So kam er als Attaché nach Rom und wurde zwei Jahre später Legationssekretär. Dort, wo der Alte in herrlicher Kraft herumgegangen war, saß jetzt der Enkel und sehnte sich nordwärts; „wie immer zu alt und zu jung" nennt er sich bezeichnend. Die Seele war wohl jung, aber der Körper war alt in jungen Jahren. Neuralgische Schmerzen quälten ihn bis zum Wahnsinn, „körperliche Verzweiflung" nennt die Mutter seinen Zustand; „man stirbt so lange, selbst wenn man einmal angefangen hat", sagt er selbst. In Dresden, wohin er 1856 kam, scheint er sich in der häuslichen Gemeinschaft mit der Mutter wohler gefühlt zu haben. Er suchte um den Freiherrn nach, da er sich verheiraten wollte, und erhielt ihn selbstverständlich, wie auch Walter. Aber die Heirat zerschlug sich, und seine Kräfte waren auch bald wieder zu Ende: 1860 nahm er den Abschied.

Seine unglückliche Leidenschaft war die Schriftstellerei, wie die Walters die Musik. Seine Gedichte sind — als documents humains — schmerzlich ergreifend: Ich möchte einmal leben! Ich möchte einmal sein! ruft er aus. Aber das Geschlecht des alten Tantalus war bestimmt, seine Freuden jenseits der Nacht zu haben. Er schrieb mit ungeheurem Fleiß allerlei wissenschaftliche Kleinarbeit, die er als großes Werk angelegt hatte, aber die Sachen waren kaum druckreif, und bei seiner langsamen, umständlichen, skrupulös peinlichen Art und geringer physischer Leistungsfähigkeit überholt, ehe sie zum Abschluß kamen. Zum tausendstenmal, klagt er, werde ich veraltet, ein Greis, werde gestorben sein, ehe ich noch geboren bin. Seine Geisteskinder waren wie die Walters nicht lebensfähig.

Und nur durch einen kindlichen Glauben an die Weisheit der „dunklen Wege" Gottes vermochten diese beiden letzten ihr Dasein zu Ende zu schleppen. Als ich mich ans Universum anlehnte, schreibt der letzte Erbe des großen Pantheisten, fiel ich um, da ich mich an Gott anlehne, bleibe ich aufrecht. Eine Zeitlang dachte er daran, im Schoß der katholischen Kirche Ruhe zu suchen.

Nach der Mutter Tode lebten beide in der Mansarde. Im Arbeitszimmer stand der kleine Schreibtisch, den Goethe für sein Wölfchen hatte machen lassen. Da hatte man Marianne Willemers Kästchen mit dem Wiedehopf ausgepackt, und er hatte gesagt zu des Großvaters Entzücken: Ich weiß schon, das ist ein Liebesbote. Da hatte er gestanden, schlank und frisch, die großen Goetheaugen strahlend von Übermut. Und der Alte hatte an die Freundin geschrieben: „Was sagen Sie zu dieser Kultur unsrer zehnjährigen Knaben? Es ist eine hoffnungsvolle Nachkommenschaft." Ach, das war lange her.

Jetzt gingen die beiden da oben zwischen den Zeugen so großer und starker Zeiten herum, Zeiten eines Lebensüberschwanges, dessen zehnter Teil sie glücklich gemacht hätte. Die Balken unter dem Arbeitszimmer verfaulten, der Sarkophag stand unten und wartete. Ringsum in Deutschland schimpften die Literaten und schalten über die verknöcherten beiden, die des Großvaters Erbe eifersüchtig dem geistig interessierten Deutschland entzogen. Sie saßen und froren und schwiegen still.

Im Jahre 1878 nötigten schwere asthmatische Krämpfe Wolf nach Leipzig überzusiedeln. Die alte Dienerin vermochte seine Pflege nicht mehr zu leisten. Und ein frischer, gesunder Mensch hätte nicht mehr in dies Totenhaus gepaßt. Es gab keine Freude mehr da. Die Blumen waren alle gepflückt, die Lieder alle verstummt, und wie prophetisch anwendbar erscheint auch hier das Iphigenienwort: Welch Leben ist's, das an der heil'gen Stätte ... vergebens hingeträumt, selbstvergessend ... die Abgeschiedenen feiert? ...

Im Jahre 1883 verschied Wolf in Leipzig nach einem besonders heftigen Anfall. Er hatte dort bei einfachen Leuten gewohnt, deren Sohn ihn pflegte. In jeder schmerzfreien Stunde hatte er an seinem Verzeichnis italienischer Bibliotheken des Mittelalters gearbeitet.

Zwei Jahre später starb auch Walter.

Ein Jahr vor seinem Tode hat er in überaus umsichtiger und großherziger Weise über das Erbe Goethes testamentarisch verfügt, namentlich das „Goethe-Archiv" aus „tiefempfundenem, weil tiefbegründetem Vertrauen" den besten und fürsorglichsten Händen, denen der Großherzogin Sophie übergeben. Mit Beschämung erinnert man sich heute der Ungerechtigkeiten, denen das loyale und, wie man heute weiß, allein zweckmäßige Verhalten der Brüder ausgesetzt war. Sie haben das Bild der großen Zeit treu und unbeschädigt der Nachwelt überliefert. Ihnen allein danken wir all die rührenden und erhebenden Bilder, die heute mit Gartenhaus, Goethehaus und Sterngarten vor uns stehen.

⁂ ⁂ ⁂

Und wenn reine Menschlichkeit, nach jenen Worten aus Goethes glücklicher Zeit, alle menschlichen Gebrechen sühnt, so steht die schöne, rührende, leidende Menschlichkeit dieser Enterbten der Natur vor uns wie die torsohaften Gestalten der verstümmelten Griechenbilder, die uns stärker ans Herz greifen als die kalte, prunkende der Vollkommenen. Es schwindet ihr hartes Los im Duft und Dämmer der Ewigkeiten hin, in weichen Umrissen verschwimmender Berglinien, und „nun der Krampf des Lebens aus dem Busen hinweggespület, fließet still der Geist, der Quelle des Vergessens hingegeben, hin zu den Schatten in den ewigen Nebel," und „götterglich und ähnlich" treten die Letzten zu dem „vielverehrten Haupt", das an ihrem schweren Dasein die Schuld trägt, dessen Trostlosigkeiten ihre reinen und ergebenen Seelen doch zuletzt in Harmonie und Frieden aufgelöst haben.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Wie ich zur Bühne kam, und wie es mir erging

Von Anna Bahr-Mildenburg in Wien

In Klagenfurt bin ich zur Welt gekommen, als Tochter eines österreichischen Majors, der selbst einer alten Offiziersfamilie entstammte. Nur in der Familie meiner Mutter, die aus Augsburg war, hatte es schon einmal einen Bühnenkünstler gegeben, nämlich ihren Vater, Fidelis Butsch, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein berühmter Baritonist war. Er war an der kaiserlichen Oper in Petersburg engagiert, gastierte häufig in Deutschland und stand mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit in Verbindung, auch mit Goethe und Uhland.

Schon als junges Mädchen habe ich sehr gern gesungen, aber es waren bloß Kärntnerlieder. Den ersten Gesangunterricht erteilte mir der Klagenfurter Chordirektor Karl Weidt, ein Stiefbruder meiner Kollegin Lucie Weidt. Aber noch immer betrieb ich das Singen ohne ernste künstlerische Absicht, nur zum Vergnügen und weil es sich für eine Tochter aus besserer Familie gehört, singen zu lernen. Klavierspielen lernte ich schon seit meinem siebenten Jahr, ich habe mich beim Singen immer gern selbst begleitet, und namentlich meinem Vater, der sich wegen seines leidenden Zustandes frühzeitig pensionieren lassen mußte, bereitete es viel Freude, mir zuzuhören.

In Klagenfurt habe ich auch meinen ersten theatralischen Versuch gewagt, und zwar in einer Liebhabervorstellung. Als Einlage sang ich ein Kärntnerlied, und soweit ich mich erinnere, um eine Oktave zu hoch. In Görz, wohin wir dann übersiedelten, habe ich in dem bekannten Lustspiel „Rezept gegen Schwiegermütter" eine alte Schwiegermutter gegeben. Auch musiziert und gesungen habe ich damals sehr viel. Ich war siebzehn Jahre alt, war mit einem Leutnant verlobt und da ich „es nicht in alle Rinden" einschneiden konnte, hämmerte ich es wenigstens auf meinem armen Klavier und ließ es meine Stimme den Lüften klagen. Wir bewohnten damals ein von Lorbeer und Zypressen beschattetes Haus in der Via Bertolini, und gerade uns gegenüber wohnte der Lustspieldichter Julius Rosen, der schon arg kränkelte.

Phot. V. Angerer, Wien

Bei schönem Wetter saß der Poet, für den ich ein wenig schwärmte, immer im Garten draußen, in seinem Lehnstuhl, und wenn ich ihn so kränklich sitzen sah, öffnete ich die Fenster und sang für ihn. Eines Tages ließ Rosen mich hinüberrufen und fragte mich, ob ich denn nicht meine Stimme prüfen lassen und zur Bühne gehen wollte. An solch ein Wagnis hatte ich selbstverständlich nie gedacht, denn meine Zukunft als Offizierfrau war doch genau vorgezeichnet.

Es mußte erst ein anderer kommen — der Dichter Rosen eben — und mich auf diese Idee bringen, Sängerin werden, zum

Digitized by Google

Theater gehen — natürlich war ich dann sofort mit Begeisterung dabei. Liebe und Leutnant waren jäh vergessen, und ich stürzte hinüber zu meinen Eltern und machte ihnen davon Mitteilung. War das ein Schrecken und ein Aufruhr in der Familie! Man weigerte sich, man warnte, beschwor mich, auch ein mütterlicher Fluch fehlte nicht.

Aber schließlich setzte ich es doch durch, daß ich, von meiner Mutter begleitet, nach Wien zur Stimmprüfung fahren durfte. Ich ging zu allen möglichen Leuten, Gesangslehrern, Komponisten und sang ihnen vor. Alle versicherten, daß meine Stimme zu den schönsten Hoffnungen berechtige, aber mehr wollte auch keiner für mich tun. Nur eine ganz besonders

Anna Bahr-Mildenburg als Kind

ausgiebige Protektion verschaffte mir schließlich Aufnahme bei Wilhelm Jahn, dem damaligen Direktor der Hofoper. Die Pagenarie aus den „Hugenotten", die ich mit einer selbst erdachten Kadenz sang, bestärkte Jahns Vermutung, daß ich mein Glück im Koloraturfach finden werde. Er empfahl mich an Rosa Papier, die berühmte Sängerin, die damals eben ihre Stimme verloren hatte und sich ganz dem Unterricht widmen wollte. Nur meine gar lange Erscheinung schien Jahn etwas übermäßig nicht zu gefallen, denn er betrachtete mich beim Abschied kopfschüttelnd von oben bis unten und empfahl mir dringend, etwas dicker zu werden.

Von Rosa Papier, deren erste Schülerin ich war, wurde ich in jeder Hinsicht reizend und nobel aufgenommen. Wir Schülerinnen liebten die schöne, seelensgute Frau, die auch für uns wahrhaft mütterlich sorgte. Ein Jahr später wurde sie Professorin am Konservatorium, und die meisten Schülerinnen, darunter auch ich, folgten ihr dorthin. Da gab's nun alles mögliche zu lernen: Klavier, Harmonielehre, italienische Sprache, Fechten und dramatischen Unterricht. Ich war leider, wie ich gestehen muß, alles eher als eine fleißige und gewissenhafte Schülerin.

Namentlich meinen dramatischen Lehrer, den Oberregisseur der Hofoper August Stoll, brachte ich durch meine Ungeschicklichkeit zur Verzweiflung. Mein Debüt auf der Übungsbühne des Konservatoriums sollte das Duett aus den „Hugenotten" sein. Ich war damals überaus hager, und meine langen Arme schienen bei jeder Bewegung noch länger zu werden. Dazu war mir der Zwang, beim Singen vorgeschriebene Bewegungen machen zu müssen, geradezu unerträglich. Verzweifelt starrte ich in die Kulisse, wo Stoll stand und mir mit dem Sacktuch verabredete Zeichen gab. Senkte oder hob sich das Sacktuch, so mußte auch ich meinen Arm heben oder senken. Und wenn ich eine ganze Drehung machen sollte, so schneuzte sich Stoll . . .

Ein Probesingen in der Hofoper hatte mir ein Studienstipendium verschafft. Aber eigentlich war mein ganzes Studium nur Formsache, denn ich vernachlässigte die meisten Unterrichtsstunden und besuchte nur die Turn- und Fechtstunden eifrig. Ich war daher auch gar nicht überrascht, als ich bei der Schlußprüfung kein Diplom bekam. Freilich: alle meine Kolleginnen hatten ihr Diplom, aber kein Engagement. Bei mir war es umgekehrt. Ich hatte sogar schon eine Reihe von Engagements, obwohl meine Lehrer einstimmig erklärt hatten, ich müsse Konzertsängerin werden, für die Bühne sei ich vollkommen talentlos. Schon während des letzten Konservatoriumsjahres hörte mich Direktor Staegemann aus Leipzig, löste das Stipendium der Hofoper ab und engagierte mich. Dann hörte Pollini von meiner Stimme und ließ mich auffordern, nach Karlsbad zu kommen, wo er zur Kur weilte. Noch am selben Tage handelte mich Pollini telegraphisch Staegemann ab. Auch er meinte allerdings, daß ich für die Walküre unbedingt dicker werden müsse.

Im darauffolgenden Herbst trat ich mein Engagement am Hamburger Stadttheater an. Ich debütierte als Brunhilde, Fidelio und Elisabeth mit großem Erfolge. In der ersten Saison mußte ich nicht weniger als achtzehn neue Partien studieren, denn Pollini war ein ziemlich skrupelloser Geschäftsmann, der seine „Entdeckungen" gründlich ausnützte. Er ließ mich monatlich ungefähr sechzehnmal auftreten. Obwohl er ganz unmusikalisch war, hatte er dennoch den richtigen Instinkt. Der Erfolg, der Beifall des Publikums waren für ihn die höchste Instanz. Wenn er mit einem von uns auf der Probe

Digitized by Google

besonders zufrieden war, schenkte er ihm oft 20 Mark. Als richtiger Theaterdirektor war er auch sehr abergläubisch und trug immer ein Stück vom Strick eines Gehängten bei sich.

Damals war auch Gustav Mahler am Hamburger Stadttheater als erster Kapellmeister tätig. Auch er wurde von Pollini sehr ausgenützt, mußte fast jeden Abend dirigieren und fühlte sich in seiner Stellung sehr unbehaglich. Wir waren bald miteinander sehr befreundet, er studierte jede Rolle mit mir, und ihm verdanke ich viel Belehrung und Anregung, was Ausdruck, Spiel und Bewegungen, anbelangt. Trotz meines Erfolges beim Publikum war nämlich die Hamburger Kritik mit mir durchaus nicht zufrieden. Wieder erhielt ich den dringenden Rat, nur im Konzertsaal aufzutreten. Man bemängelte das Unbeholfene meiner Bewegungen, und ein Kritiker konstatierte, daß ich an einem Abend meinen Mantel fünfunddreißigmal gehoben habe. Mir fehlte es damals an Routine. Innerlich spürte ich alles, aber ausdrücken konnte ich es nicht.

Durch Mahler bin ich auch nach Bayreuth gekommen und an Cosima Wagner empfohlen worden. Das war 1897, meinem zweiten Jahr beim Theater. Mahler hatte Frau Cosima von mir geschrieben, und sie bat ihn, die Kundry mit mir durchzunehmen. Erst wenn ich musikalisch damit ganz fertig sei, sollte ich nach Bayreuth kommen, Probe singen und an der Partie unter ihrer Leitung schauspielerisch arbeiten. Vor diesem Debüt in Bayreuth war mir als Anfängerin bange. Schließlich stand ich doch eines Morgens mit meinem Klavierauszug vor Wahnfried und gleich darauf in der großen Halle, wo ich auf Frau Cosima warten mußte. In der Kehle hatte ich das Gefühl, als ob ich meine ganze Stimme in Hamburg vergessen hätte. Aber nun öffnete sich die Tür, und auf mich zu kam eine große schlanke Frau in schwarzem Kleide. Ihr Gang hatte etwas Unkörperliches, Gleitendes, aber dabei auch etwas Unnachgiebiges, Bestimmtes, Willendurchdrungenes, und das stand ebenso deutlich auf dem schmalen, blassen Gesicht geschrieben, aus dem mich zwei unendlich gütige Augen grüßten, während es mir doch war, als ob sie meine ganze Seele absuchten, mich abschätzten und sich meines ganzen Wollens bemächtigten.

Dann kamen die wundervollen, unvergeßlichen Stunden des Studiums, und ich konnte fast den Reichtum und die Fülle von Anregungen und Offenbarungen nicht fassen, die ich in mich aufnehmen sollte.

Ich sehe noch die wunderbaren Bewegungen ihres unvergleichlich beredsamen Körpers, zumal der Hände, die ihre eigene Sprache hatten. Und wie sparsam war Frau Cosima in den Bewegungen! Mit einer kaum merklichen Wendung des Kopfes, einem Heben und Senken der Augendeckel, einer Biegung des Körpers, mit ihren leise in die Luft tastenden Händen drückte sie die stärksten und die zartesten Empfindungen aus. Und nie fehlte der Zusammenhang mit den musikalischen Vorgängen. Oft setzte sich Frau Wagner hin, las mir die Dichtung von

Anna Bahr-Mildenburg als „Brunhilde" (Phot. Adèle, Wien)

Digitized by Google

„Parsifal“ vor, erklärte mir einzelne Stellen. Dabei blieb ihre Stimme leise und gedämpft. Nur wenn sich ihre Hand auf die meine legte, da spürte ich ein Zucken und Vibrieren, das mich ahnen ließ, daß sie innerlich in diesem Augenblick eine ganz andere war, sich selber entrückt und zur Kundry verwandelt. Diese Stunden wiesen mir ganz klar die Wege, die ich in meiner Kunst gehen wollte.

Anna Bahr-Mildenburg als Ortrud

Im Juni kam ich wieder nach Bayreuth, und da begann erst die Hauptarbeit. Von dem Eifer und der Rastlosigkeit, mit der dort in den Wochen, die den Festspielen vorangehen, gearbeitet wird, kann sich ja niemand einen Begriff machen, der es nicht selbst erlebt hat. Um 1/2 9 Uhr früh konnte man Cosima Wagner, begleitet von ihren Töchtern und Siegfried, auf den Festspielhügel fahren sehen. Besondere Auszeichnung war es für den, der sie am Arm ins Festspielhaus geleiten durfte. Und nun gingen dort oben an allen Ecken und Enden die Proben los. Aus allen Zimmern tönte es heraus, überall arbeiteten Korrepetitoren, um die Sänger auch von dem letzten leisesten Zweifel über den Wert einer Note zu befreien. Am liebsten war mir's, wenn ich für meine Kundry auf der Bühne eine Probe hatte, denn da war Frau Cosima dabei und machte solche Stunden zum Ereignis. Was diese große Frau da gab, konnte den Künstler durchs ganze Leben geleiten. Ein gesangliches oder schauspielerisches Markieren bei den Proben war ganz ausgeschlossen. Nur die kraftfordernden Stellen durfte man mit halber Stimme singen, um sich nicht zu überanstrengen. „Im Ausdruck liegt die Kraft, nicht in der Stärke eines Tones,“ sagte Frau Cosima oft und fügte gleich den Beweis hierfür hinzu. Denn was konnte mehr überzeugen, als wenn sie selbst oben auf der Bühne stand? Da stürmte sie als Brunhilde mit Schild und Speer die Felsen hinauf, stampfte als Riese umher, schmiedete Siegfrieds Schwert. In Wahrheit: sie lehrte die Götter göttlich und die Menschen menschlich zu sein.

Am Nachmittag gab es dann wieder Dekorationsproben, Bühnenproben, Beleuchtungsproben, die alle unter ihrer Leitung standen. Mit vollster Beteiligung und höchstem Verständnis stand sie auch mitten im technischen Betrieb des Theaters, fand für seine Bedürfnisse immer neue Lösungen und frische Anregungen, und ihre geistige Autorität zwang auch da die Menschen, sich ihrer Meinung und ihren Wünschen unterzuordnen. Ich habe aber Frau Wagner nie mit erhobener Stimme sprechen oder gar schreien hören. Kraft und Energie gab sie nur mit den Augen, die sie so wunderbar ruhig auf die Menschen richten konnte. Augen, die in den Momenten der Abwehr recht kalt und hart werden konnten, aber sich auch mit weichem Schimmer füllten und oft in Heiterkeit und Humor aufflackerten, so daß ich das Gefühl hatte, als ob sie sich über die ganze Welt lustig machen würden.

Was ich aber an Frau Cosima immer aufs neue bewunderte, war die unglaubliche Ausdauer und Geduld, die sie für den Schwarm von Besuchern aufbrachte, der täglich in Wahnfried erschien. In beständigem Kommen und Gehen drängte sich im großen Wartesalon Kopf an Kopf. Mitten im ärgsten Gedränge nahm Frau Cosima, unterstützt von ihren Kindern, die Huldigung der Welt entgegen. Und für alle fand sie das passende Wort, hatte für alle ein Lächeln und

Digitized by Google

jeder, der ging, trug die Erinnerung an diese paar Minuten sicherlich durchs ganze Leben mit.

Unter Mottls Leitung hatte ich dann die Kundry viermal in Bayreuth gesungen. Und schließlich noch ein fünftes Mal in der berühmten 100. Aufführung des „Parsifal". Dieser Aufführung war ein Konflikt mit Frau Brema vorausgegangen, die ebenfalls in der 100. Aufführung die Kundry singen wollte. Wir beide bestanden darauf, obwohl von allen Seiten in uns gedrungen wurde, nachzugeben. Am Tage der Vorstellung konnten keine Zettel gedruckt werden. Durch ein Gewaltmittel blieb ich Siegerin. Schon um ½12 Uhr vormittags fuhr ich ins Festspielhaus, ließ mir die Kostüme der Kundry geben, kostümierte und schminkte mich und sperrte mich in meiner Garderobe ein. Die Brema mußte schließlich abreisen, und ich trat auf. Aber da es keine Zettel gab, wußte der größte Teil des Publikums nicht, wer eigentlich die Kundry gesungen hatte, und auf dem Bahnhof fragten mich noch viele, ob ich die Brema oder die Mildenburg sei.

Erst im Jahre 1909 konnte ich wieder nach Bayreuth kommen, obwohl mich Frau Cosima jedes Jahr dringend einlud. Aber ich war den Winter über zu sehr angestrengt. Zunächst noch in Hamburg, wo ich bis 1898 blieb. Mahler war inzwischen als Kapellmeister an die Wiener Hofoper gekommen, und auf seine Veranlassung erhielt ich eine Einladung zu einem Gastspiel. Pollini wurde durch die Verleihung eines höheren österreichischen Ordens bestimmt, mich freizugeben. Als dann mein Wiener Gastspiel mir enormen Erfolg brachte, war er ganz verzweifelt, wollte den Orden zurückgeben und schloß mit mir einen Eventualvertrag, der mir eine von 50000 bis 80000 Mark steigende Gage zusicherte. Bald darauf starb aber Pollini, ungefähr zur selben Zeit wurde Mahler Direktor der Wiener Hofoper, und nun war mein Engagement perfekt.

Die Jahre unter Mahler in Wien waren die schönste und fruchtbarste Zeit meiner künstlerischen Entwicklung. Im Jahre 1900 wurde ich zur Kammersängerin ernannt, 1906 gastierte ich in London als Isolde und Elisabeth, 1909 sang ich in Bayreuth die Ortrud. Im selben Jahre erfolgte meine Vermählung mit Hermann Bahr. Unter Mahlers Nachfolger Weingartner, der für meine Art keinen Sinn hatte, begann ich mich an der Wiener Hofoper unbehaglich zu fühlen. Ich schied aus ihrem Verbande, gastierte abwechselnd in London, Bayreuth und in Holland. Erst als Gregor die Leitung der Hofoper übernahm, ließ ich mich wieder zu einem fünfzehnmaligen Auftreten in Wien verpflichten. Öfter als dreißigmal im Jahre trete ich nicht gern auf. Es gibt noch andere Dinge, zu denen man sonst nicht kommt, namentlich weite Reisen. Ein festes Engagement werde ich überhaupt nicht mehr annehmen. Das Theater als Metier ist leider der Feind jeder künstlerischen und menschlichen Entwicklung und Freiheit. Man muß trachten, von ihm loszukommen, muß streben, unabhängig zu bleiben. Es ist meine Überzeugung: wer sich dem Theater ausliefert, den frißt es schließlich auf.

Anna Bahr-Mildenburg als Isolde
(Phot. B. Blum-W. Höffert, Köln)

Digitized by Google

Im Krug zum grünen Kranze

Humoristischer Roman von Victor Fleischer

Erster Teil.

Das fängt gut an,' dachte Doktor Gustav Lorenz, als er nun mit dem ziemlich schweren Handkoffer und der Zylinderschachtel auf dem Bahnsteig der kleinen Station stand und sich vergebens nach einem Gepäckträger umschaute. Der Personenzug rollte schon wieder weiter, und die wenigen Leute, die ihm entstiegen waren, wandten sich ohne sonderliche Eile dem Ausgang zu. Der und jener tauschte im Vorbeigehen einen Gruß mit dem Beamten, der eben noch mit strenger Feldherrnmiene dem Personal des abfahrenden Zugs salutiert hatte.

‚Das nächstemal, wenn ich da aus- oder einsteige,' dachte Lorenz, ‚wird mich der Herr Stationsvorstand auch schon wie einen alten Bekannten grüßen ... Du lieber Gott ...'

Er schritt langsam durch die Vorhalle hinaus. Es sei recht weit vom Bahnhof zur Stadt, hatte ihm unterwegs einer gesagt, und der Weg sei auch nicht gerade der beste. ‚Ich nehme mir einen Wagen,' dachte Lorenz. Aber vor dem Stationsgebäude stand nur ein Omnibus, und der sah wenig einladend aus. Das Pferd hatte einen Futtersack vorgebunden, und der Kutscher saß rückwärts auf dem Trittbrett und schlief. Die erkaltete Tabakspfeife drohte ihm jedesmal, wenn er so mit dem Kopf nickte, aus dem Mund zu fallen. Doktor Lorenz musterte den schwarz und blau lackierten Wagen. „Hotel Krug zum grünen Kranze" stand in großen Buchstaben an der Rückwand. Einen Augenblick überlegte er noch, dann ging er zu dem Kutscher hin.

„Sagen Sie mal, wie weit ist es denn zur Stadt hinein?".

Der kleine dicke Mann schlug die Augen auf, schaute den Fremden schlaftrunken an, und ohne aufzustehen oder zu grüßen wiederholte er langsam: „In de Stadt 'nein? ..." Er nahm die Pfeife aus dem Mund, klopfte die Asche aus und sagte nachdenklich: „No — wenn er lauft ... kann sein: zehn Minuten ... ja ... Wenn er aber net will, kann's auch länger dauern ... Das is sehr verschieden ..."

„Ich meine, wie lang man fährt ..."

„Noja, is schon recht, ich sag' ja, wenn er lauft — zehn Minuten ..."

„Wenn wer lauft?"

„No der Gaul ... das Pferd, mein' ich ..."

„Also, dann fahren wir ... los!" sagte Lorenz.

Der Kutscher stand jetzt langsam auf. „Wo woll'n Se denn hin? Zum Hotel?"

„Ja."

„Steigen Se nur derweil ein." Er nahm ihm den Handkoffer ab, öffnete die Wagentür und legte das schwere Gepäckstück auf die roten Plüschpolster. „Is Platz genug drin," sagte er, „den können Se schon mit reinnehmen in Wagen ... Hab'n Se en Zettel?"

„Was denn für Zettel?"

„No, halt en Gepäckschein," brummte der Kutscher ärgerlich und wie beleidigt, „daß m'r den Musterkoffer auch gleich mit in de Stadt nehmen können."

Doktor Lorenz verstand. Der Mann hielt ihn für einen Geschäftsreisenden. „Nein," antwortete er, „den lassen wir vorläufig da."

„Wie Se meinen. Mir is egal!" sagte der Dicke, machte die Wagentür zu und setzte sich wieder auf das Trittbrett.

„Ja, wollen Sie denn noch nicht fahren?" fragte Lorenz.

„He —?" Der Kutscher wandte den Kopf halb herum und schaute schon wieder ganz beleidigt aus.

„Zum Donnerwetter! Fahren sollen Sie!"

„Bis wird Zeit sein, werd' ich schon fahren, da brauchen Se gar net zu schreien ... Vorläufig is der Zug von Aussig noch net da ... Ich muß doch warten, bis er kommt ... Tja ... ah ... ah ... " Er gähnte laut und schlief auch schon wieder.

‚Wenn das in dieser Stadt alles so geht,'

Digitized by Google

dachte Lorenz, ‚das kann ja gut werden!‘ Er zog eine Zeitung aus der Tasche und las. Eine Viertelstunde verging, dann polterte endlich der erwartete Zug in die Station. Es kamen wieder nur wenige Leute aus dem Bahnhofsgebäude, und keiner war dabei, der den Omnibus benutzen wollte.

„Also, jetzunder können m'r fahren,“ sagte der Kutscher und nahm dem Pferd den Futtersack ab.

„Sagen Sie dem Gaul aber, er soll laufen!“ rief Lorenz aus dem Wagen heraus. Dann kletterte der dicke kleine Mann auf den Bock hinauf, und der Omnibus setzte sich langsam in Bewegung. Zuerst, auf dem ebenen Platz vor dem Bahnhof und eine Weile noch, ging's ganz gut. Die Fenster klirrten ein bißchen, das war alles. Doch auf einmal liefen die Räder über frischen Straßenschotter, das Fahrtempo verlangsamte sich immer mehr, der Wagen ächzte und klapperte, die Fensterscheiben zitterten, und Lorenz fürchtete jeden Augenblick, sie würden in Scherben zerfallen. So schob sich der Omnibus eine Strecke weit mit Lärm und Gestöhne über die Steine. Der Kutscher war wohl schon wieder eingeschlafen. Aber dann ließ er plötzlich die Peitsche knallen, der Gaul schlug einen schärferen Trab an, und der schlecht gefederte Wagen hopste und schaukelte, daß Lorenz sich mit beiden Händen an die Polster klammerte und eben noch rasch die Füße zur Seite ziehen konnte, als der Koffer jählings von der Bank herunterkollerte. Dem schläfrigen Kutscher schien die Sache Spaß zu machen. Wieder und wieder ließ er seine Peitsche durch die Luft sausen und hetzte das Pferd zu schnellerem Laufen. ‚Wenn das noch lange dauert,‘ dachte Lorenz, ‚werd' ich seekrank oder verrückt.‘ Der Wagen schwankte bedenklich auf den knarrenden, stoßenden Rädern; mit Getöse und Geklirre ging es weiter. Dann kam wohl eine Mulde, dem Fahrgast war's, als sinke er tief hinab und fliege auf einmal mitsamt dem rasselnden Kasten wieder hoch, der Omnibus schien ihm zu tanzen, und jetzt gab's ein Krachen, der Wagen neigte sich nach der linken, hinteren Ecke. Einen Augenblick meinte Lorenz, das sei nur eine Sinnestäuschung, denn das Pferd lief noch weiter, aber dann sah er, daß bei dem Krachen eine Scheibe gesprungen sei, und nun hielt der Wagen auch an, und der Kutscher kam fluchend vom Bock herunter. Ein Rad war gebrochen. Vorsichtig stieg der Fremde aus dem verunglückten Omnibus. ‚Das fängt ja wirklich gut an,‘ sagte er sich. ‚Jetzt kann ich zum Schluß doch noch zu Fuß in die Stadt laufen.‘

„Ein Sauzeug, ein verfluchtes!“ schimpfte der Kutscher. „Aber ich hab's 'n Herrn ja g'sagt, vor'ge Woch' schon hab' ich's 'n g'sagt ... Herr, sag' ich über ihn, das linke Rad hinten, das wird nimmer lang machen, mein' ich, da muß der Schmied her ... Sauzeug verfluchtes ... Früher is keine Ruh, bis das G'lump z'sammfallt ... Mir is egal ...“ Er schob die Mütze aus der Stirn, spuckte wütend vor sich hin und begann, seine Pfeife zu stopfen.

Lorenz stand neben ihm und lachte. „Das hilft mir jetzt alles nichts, sagen Sie mir lieber, wie ich in die Stadt komme.“

„Jetze hab'n Se nimmer weit ... Geh'n Se nur immer die Straß' weiter, immer gradaus ... in e paar Minuten sein Se drin ... und dann geh'n Se halt weiter, bis Se auf'n Platz kommen, dort wer'n Se das Hotel schon seh'n ... Gleich auf der linken Seit', wenn Se neinkommen ... Sauzeug verfluchtes!“ sagte er noch einmal und schaute den eingesunkenen Wagen an. Seine Augen hatten schon wieder den schläfrigen Blick. „Da können Se auch sag'n, daß der Herr 'n Schmied 'rausschickt mit'n Zeug ... Den Koffer bring' ich schon mit 'nein, wenn Se 'n net gleich brauchen tun ...“

Also ging Doktor Lorenz zu Fuß weiter.

Die Herbstsonne lag schon tief am Horizont. Der Weg führte jetzt ein wenig bergan. Lorenz schritt scharf aus und hatte bald die ersten Häuser der Bahnhofstraße erreicht. Über die Dächer weg schaute ihm der Stadtturm entgegen. Auf einem quadratisch aufgebauten Sockel leuchtete der rotgestrichene flaschenförmige Turmhelm wie eine volle Weinkaraffe. Und wie nun Lorenz immer näher kam, wurde der Turm mehr und mehr verdeckt von den Häusern, und nur die dickbauchige Weinflasche oben blieb sichtbar und stand wie ein Wahrzeichen über der Stadt, die den Fremden gleich am Bahnhof mit dem verheißungsvollen

Digitized by Google

Hotelschild des „Krugs zum grünen Kranze“ begrüßt hatte. Lorenz dachte über diese beiden zufälligen Beziehungen nach, und sie schienen ihm merkwürdig genug, da er wußte, daß in der ganzen Gegend weit und breit nirgends Wein gebaut wurde. ‚Die guten Leute,‘ sagte er sich, ‚werden eben Bier trinken im „Krug zum grünen Kranze“, und das Symbol wird schon recht behalten, wenn's auch einer Weinflasche gleicht statt einem Bierkrügel.‘ Und im Weitergehen schaute er neugierig die Häuser und Gassen an, die nun — vielleicht auf Monate, vielleicht auf Jahre — seine neue Heimat werden sollten. Freundlich genug, wenn auch ein wenig spießbürgerlich, blickten sie ihm entgegen mit kleinen, spiegelblanken Fenstern, deren manches mit Blumen geschmückt war, in den Fugen zwischen den holprigen Steinen des Pflasters wucherten da und dort ein paar Grasbüschel und trugen so das Grün der Gärten, die friedlich die Stadt umrahmten und zwischen manchen Straßen noch in unverkümmerter Behaglichkeit lagen, bis auf den kleinen Marktplatz. Ein Kaufmann, der gerade nichts zu tun hatte, stand vor seinem Laden und schaute dem hochgewachsenen, vollbärtigen Fremden nach. Immer weiter ging Doktor Lorenz und eben, als er zum Marktplatz einbiegen wollte, las er an der Wand eines Hauses, das mit seinen zwei Stockwerken alle Nachbarn überragte, das Wort: Gymnasium.

Ein paar Minuten lang stand er da still, und allerlei Gedanken liefen ihm durch den Sinn. Dann hörte er von der Kirche her die Turmuhr schlagen, und wie auf das Gemüt mancher musikalischer Menschen der Klang einer noch unbekannten Uhr oder Glocke stärker wirkt als alle anderen Sinneseindrücke, so lauschte Lorenz aufmerksam und empfand in diesen Augenblicken mehr als zuvor, daß heute ein Neues in seinem Leben begonnen habe.

Ein paar Schritte noch, und er hatte den Marktplatz erreicht. Gleich das zweite Haus trug das metallene Wahrzeichen des grünen Kranzes. Von der Einfahrt schaute Lorenz über den verschlafen-stillen Platz hin, der zu beiden Seiten von einfachen, meist einstöckigen Häusern umrahmt war. Gegen Osten schien er ganz geschlossen. Dort wandten sich die Laubengänge in stumpfen Winkeln einander zu und umgürteten die Kirche, die mit dem schlanken Turm ganz frei dastand. Dahinter erst, von dem Gotteshaus verdeckt, öffnete sich eine Straße. Auf der Spitze des Stadtturms spiegelte die Abendsonne. Von der Balustrade herunter hingen schlapp in der windstillen Luft zwei lange Fahnen, eine schwarz-gelbe und eine blau-rote; das waren wohl die Stadtfarben. Auch die Giebel der Häuser, von denen einige noch die schönen barocken Dächer trugen, waren mit Flaggen geschmückt, und jetzt erst fiel es Lorenz auf, daß er den ganzen Weg entlang schon da und dort Fahnen an den Häusern gesehen hatte. Die Stadt feierte vielleicht ein Schützenfest oder ein ähnliches Fest und bereitete so ohne Absicht dem neuen Gast gleich einen besonderen Empfang. Aber verbarg sich nicht doch hinter diesen freundlichen Mienen das Spießbürgertum, vor dem ihm so graute, die Philistrosität, die er fürchtete, die seine Jugend gewiß unterkriegen, verschlingen wollte? Hollah! Einstweilen war er noch der fidele Doktor Gustav Lorenz, sechsundzwanzig Jahre alt, blond und unternehmungslustig, und wenn die Philister mit ihm anbinden wollten: er war bereit.

„Wo nur der Franz wieder bleibt mit dem Omnibus!“ Die Stimme schreckte Lorenz auf. Hinter ihm stand ein behäbiger Mann mit einer schwarzen, schirmlosen Kappe, und die Worte waren an den Oberkellner gerichtet, der eben dazutrat.

„Der Wirt?“ fragte Lorenz.

„Jawohl — Alexander Zapp, Hotelier!“ Der Angeredete rückte die Mütze.

Lorenz berichtete von dem Unfall und, um nicht erst eine lange Unterhaltung darüber führen zu müssen, verlangte er gleich ein Zimmer. Der Oberkellner geleitete ihn die Treppe hinauf in den ersten Stock.

Als ihm der Meldezettel vorgelegt wurde, fiel Lorenz ein, daß der Kutscher ihn für einen Geschäftsreisenden gehalten hatte. Gut — die Philister brauchten nicht gleich zu wissen, wer er sei und was er da wollte. „Gustav Lorenz aus Wien“ schrieb er recht undeutlich hin und ließ die Rubrik „Beschäftigung“ unausgefüllt.

Rasch reinigte er sich dann Hände und Gesicht und ging wieder hinunter, um zu Abend zu essen. An einer Glastür der

Digitized by Google

rechten Seitenwand in der Durchfahrt las er: Eingang zum Speisesaal. Die Mauern daneben waren ganz beklebt mit Eisenbahnfahrplänen. In dem langgestreckten Raum brannten schon die Gasflammen. Gäste waren noch nicht da. Lorenz ging langsam zwischen den Tischen hin und schaute sich das Zimmer an. Eine Kaiserbüste aus Gips stand in einer Wandnische; ihre Gesichtszüge schienen seltsam verzerrt durch die dunkeln Staubflecken und die Schatten, die das Gaslicht drüber hinstreute. Daneben hingen rechts und links große Öldruckbilder: die Kaiserin im Krönungskleid und der verstorbene Kronprinz in Generalsuniform. Da und dort waren Reklameschilder von Brauereien und Mineralwässern befestigt; dazwischen wieder Figuren aus Ton, mit Goldbronze bemalt und verstaubt, endlich ein riesiges Füllhorn und ein paar Hirschgeweihe. An den Kleiderhaken, die hinter den Tischen die Wand entlang angebracht waren, hingen einstweilen nur die in Rohrrahmen gespannten Zeitungen. An einem kleinen Tisch in der Ecke nahm Lorenz Platz, weil gegenüber eine längere Tafel stand, die eine Fahnenträgerfigur als Stammtisch bezeichnete. ‚Da werde ich ja gleich ein paar von den Honoratioren zu sehen bekommen,‘ dachte er.

„Belieben zu speisen?“ fragte der Oberkellner und leierte, ohne eine Antwort abzuwarten, gleich die ganze Speisenfolge her. Lorenz überlegte nicht lang und bestellte.

„Was trinkt der Herr?“ meldete sich sofort der Piccolo.

„Was haben Sie denn für Bier?“

„Pilsner und Hiesiges.“

„Also Hiesiges, immerzu Hiesiges, ein großes Hiesiges . . .“

Der Oberkellner kam aus der Küche zurück. „Ist gleich fertig,“ sagte er und machte sich am Nebentisch zu schaffen. Die Serviette hatte er mit einem Zipfel in die Hosentasche gesteckt; so stand er nun neben Lorenz, rieb sich mit der Hand das ausrasierte Kinn und fragte: „Der Herr ist wohl das erstemal in der Stadt?“

„Ja.“

„Deswegen —; ich bin schon sechzehn Jahr’ im Haus. Ich hätt’ Sie sonst gleich wieder erkannt.“

„Hm.“

Nach einer Weile fragte er wieder: „Hab’n Geschäfte hier, natürlich?“

„Jawohl, kolossale Geschäfte, unglaubliche Geschäfte . . .“

Der Oberkellner wußte mit diesem Bescheid nichts anzufangen. Er meinte: „Ja, jetzt geht die Geschäftssaison wieder an . . .“

„Hm — möchten Sie mir nicht eine Zeitung bringen?“

„Prager Tagblatt, Bohemia, Presse, Illustrierte . . . oder die hiesigen Wochenblätter?“

„Die hiesigen, selbstverständlich die hiesigen . . .“

Während der Oberkellner die Zeitungen holte, kam der Piccolo mit dem Essen und dem Bier. Der Braten war nicht schlecht, das Bier kam Lorenz ungewöhnlich leicht vor. Mit zwei Zügen hatte er das Glas geleert und bestellte gleich ein frisches. Der Oberkellner blieb noch immer in der Nähe des Tisches, als warte er auf eine Gelegenheit, den Fremden wieder anzusprechen. Aber Lorenz schien jetzt ganz in Anspruch genommen von der Lektüre der „Neuen Zeitung für die Stadt und den politischen Bezirk ***“. Also mußte der Kellner ihn in Ruhe lassen.

„Die Ehre, Herr Professor!“ begrüßte er dann einen neu eintretenden Gast. Über den Rand der Zeitung weg sah Lorenz einen mittelgroßen, dicken Mann mit kurzen, schnellen Schritten auf den Stammtisch zugehen. Die Hosen des grauen Anzugs saßen prall an den Oberschenkeln und hingen von den Knien an weit und rund um die Beine. Der bequeme Rock ließ das Bäuchlein mit der gespannten Weste hervortreten, und auf diesem wohlbeleibten Rumpf saß ein kurzgeschorener, kugelrunder Kopf mit buschigem Schnurrbart. Breitspurig ließ sich der Professor auf einen Sessel nieder und begann sofort, sich umständlich zu schneuzen.

Der Kellner reichte ihm die Speisekarte, aber die fleischige Hand schob das Papier gleich beiseite, und als der Kellner mit der Aufzählung beginnen wollte, unterbrach ihn der Gast rasch: „Tun S’ mir net erst lang G’schichten erzählen, Fritz, heut ist Donnerstag, alsdann eß’ ich wieder ein Kaiserfleisch mit Kraut und Knödel, weil

Digitized by Google

nur einmal Donnerstag ist in der Woch'... Und ein großes Pilsner bringen S' mir gleich mit," rief er dem Davoneilenden nach.

Jetzt holte er das Augenglas aus der Tasche, um ganz ungeniert den Fremden anzuschauen. Eben trat auch der Wirt ein, begrüßte Lorenz mit einer Verbeugung und wandte sich dem Stammgast zu. „Gu'n Abend! Solo, Herr Professor?"

„Vorläufig... No ja, wird schon besser werden, nur nicht gleich verzweifeln, Verehrtester. Setzen halt Sie sich ein bissel zu mir!"

Der Wirt folgte der Aufforderung. Die halblaute Unterhaltung, die sich dann entspann, konnte Lorenz nicht verstehen, aber das bedauernde Achselzucken des Hoteliers verriet ihm, daß der Professor auch nach der Person des vollbärtigen Fremden gefragt haben mochte.

Nach und nach kamen nun die anderen Herren des Stammtisches: ein Hagerer mit einer Hakennase, der als Herr Apotheker begrüßt wurde, fortwährend nervös räusperte und sich seinen schwarzen Schnurrbart strich; ein Behäbiger mit einer goldenen Brille, der Herr Stadtrat tituliert wurde, ein großer Breitschultriger, der sich trotz seines Alters und seiner grauen Haare Herr Oberleutnant nennen ließ, und noch mancher andere; und alle beugten sich, kaum daß sie am Tisch saßen, über die Tafel hinüber oder zum Nebenmann, um leise zu fragen und die geflüsterte Antwort zu erhalten, daß einstweilen über den Fremden nichts bekannt sei. Jedenfalls hatte Lorenz sich nicht getäuscht: es war ein Stammtisch der Honoratioren, und die Unterhaltung, die bald keine Rücksicht mehr auf den unbekannten Nachbar nahm, drehte sich nur um städtische Ereignisse und Angelegenheiten. An einem andern Tisch saßen ein paar jüngere Herren, die wohl Beamte sein mochten, und noch weiter oben in der Ecke einige Bürger, die fleißig Karten spielten, jeden Stich mit festem Aufschlagen der Hand markierten und mit lauten Reden begleiteten. Die drei Tische hielten gute Nachbarschaft. Jeder einzelne, der hereingekommen war, hatte nicht nur seine eigene Gesellschaft, sondern auch die andern Gäste freundlich begrüßt, ein Herr, der zuerst am Honoratiorentisch saß, nahm später drüben Platz, um sich am Kartenspiel zu beteiligen, und der alte Oberleutnant rief immer einmal mit Kommandostimme hinüber: „Treff-Aß müssen Sie spielen, Herr Beck, Treff-Aß ist das einzig Mögliche!" Beim dritten Male drehte sich der kleine Schneidermeister um und antwortete giftig: „Aber ich hab's ja gar net, Herr Oberleutnant!"

„Na — da spielen Sie halt was anderes! Ist mir auch recht!" Er schüttelte sich vor Vergnügen, weil ihm der Mann wieder einmal auf den alten Scherz hereingefallen war, und die andern Gäste lachten freundlich mit. Und wiewohl er gar nicht sehen konnte, wie drüben die Partie stand und wie gespielt wurde, fing er nach einer Weile wieder an: „Jetzt wenn Sie das Treff-Aß hätten, Herr Beck, müßten Sie gewinnen!"

Der Stadtrat stand auf: „Ich muß doch ein bissel helfen gehn." Er nahm sein Bierglas samt dem Filzuntersatz und wanderte zu den Spielern hinüber.

Die beiden Kellner hatten fortwährend zu tun; an allen drei Tischen wurde fleißig Bier getrunken. Lorenz fand, als er das zweite Glas geleert hatte, keinen Geschmack mehr an dem Hiesigen, und da er doch noch nicht weggehen wollte, bestellte er eine halbe Flasche Wein. Der Professor war der erste, der das Lokal verließ. Dann wurde an dem Tisch der jüngeren Herren gezahlt. Da winkte Lorenz, dem der Wein nicht behagte, nun auch den Kellner an den Tisch heran und verlangte die Rechnung. Fritz schrieb und addierte, nahm das Geld und Trinkgeld in Empfang und sagte: „Danke schön, danke bestens... Stimmt auffallend..."

Lorenz schaute ihn an. „Wieso?"

„Bitte sehr?"

„Wieso — auffallend?"

„Wie meinen, bitte?"

„Sie sagen: stimmt auffallend. Ich möchte wissen, was Ihnen daran auffällt?"

„Ach so... o, bitte... gar nichts... man hat halt auch seine Gewohnheiten..." Er lächelte verlegen und wartete auf eine Fortsetzung des Gesprächs. Aber der Fremde nickte nur, und Fritz zog sich wieder zurück.

An dem Spieltisch wurde die Unterhaltung plötzlich sehr laut.

Digitized by Google

Stiefmütterchen
Gemälde von Otto Fischer

Digitized by Google

„Das hätten Se vorhin schon zugeben müssen, Herr Beck," schrie einer. „Vorhin hab'n Se Tarock gespielt!"

„Aber Unsinn!"

„Ich werd's doch net sag'n!"

„Ja, er hat schon recht!"

„Wenn ich's Ihnen sag'!"

Die Stimmen gingen erregt durcheinander. Alle redeten, erklärten, zeigten und keiner hörte dem andern zu, als hätten sie plötzlich alle das Bedürfnis, nur möglichst laut und energisch zu sprechen, gleichviel wie die andern sich dazu verhielten. Und ebenso rasch, wie sie aufgeflammt war, verstummte die Debatte, und nur wie ein verspäteter Schuß nach einem wilden Gefecht kam noch einmal die Stimme des Schneidermeisters: „Ich wer' doch wohl wissen, wie ich spielen muß!"

Lorenz stand auf. Die raucherfüllte Luft war ihm plötzlich unangenehm geworden, er wollte noch ein wenig in den Straßen spazierengehen. Er nahm seinen Hut, grüßte mit stummer Verbeugung zu den Stammtischen hin, um den Herren, die beim Kommen auch ihn begrüßt hatten, an Höflichkeit nichts nachzugeben, und verließ das Gastzimmer.

Die Turmuhr schlug gerade halb elf, als er vors Haus trat. Der Klang kam merkwürdig klar und voll durch die stille Luft und zitterte lange nach. Über den Dächern drüben stand der Vollmond und ließ die Giebelzacken scharf in den dunkelblauen Nachthimmel schneiden. Nur an den Ecken des Platzes brannten trüb die Gasflammen. Die andern Laternen wurden in Vollmondnächten aus Sparsamkeit nie angezündet, selbst wenn ein Wolkenhimmel den Mond verdeckte. Heute freilich hätte es auch der drei brennenden Gasleuchter nicht bedurft. Der ganze Platz war hell, nur längs der einen Häuserfront und neben der Kirche lagen dunkle Schatten. Aus dem Laubengang hallten rasche Schritte. Dort eilte wohl einer nach Haus. Zu sehen war niemand. Langsam wanderte Lorenz über das holprige Pflaster, schaute zu den Heiligenstatuen auf dem Kirchenportal hinauf, und da, in der tiefen Stille, als die Schatten des hohen Baues sich um ihn schlossen, überkam ihn auf einmal wieder eine unbestimmte Beklommenheit, als lauere in diesem friedlichen Dunkel ein Feindliches, gegen das er sich wappnen müßte. ‚Das Philisterium will mich fassen,' dachte er, ‚aber wartet nur, noch bin ich nicht reif für euch!'

Hinter der Kirche ging er die Straße hinauf und dann in eine Seitengasse hinein. Und wie er so die Häuserreihe entlang schritt, hörte er näher und näher und immer lauter Gesang. Eine helle Tenorstimme schloß den Vers: „... und an mein geschärftes Ohr drang die Burschenweise..." Jubelnd fiel der Chorus ein: „Gaudeamus igitur ..."

Lorenz blieb stehen und hörte das Lied an. ‚Sentimental wollen wir nicht werden, lieber Freund,' sagte er sich, ‚aber vielleicht sind das die Bundesgenossen gegen das Philisterium. Wir wollen mal schauen, was da los ist. Auf ein Abenteuer kommt's uns nicht an.'

„Restaurant und Café Stadt Wien" las er an der Hauswand. Die große Gaststube war leer, der Gesang kam aus dem Nebenzimmer. Lorenz setzte sich an einen der Tische und bestellte eine Schale schwarzen Kaffee. Durch die Tür hörte er dann die bekannten Kommandoworte: da drinnen wurde eine regelrechte Kneipe gehalten. Es dauerte auch nicht lange, so gingen zwei junge Burschen mit grünen Studentenmützen und farbigen Bändern durch das Zimmer hinaus. Sie mochten wohl nicht mehr sehr nüchtern sein, ihre Gesichter waren gerötet, die Couleurkappen hatten sie weit aus der Stirn geschoben, und ihr Gang war breitspurig und ein wenig unsicher. Sie schauten den Fremden erstaunt und keck zugleich an, und Lorenz wich den Blicken nicht aus.

Als die beiden dann wieder hereinkamen, faßte der eine seinen Kameraden am Arm; vielleicht trieb ihn nur der Alkohol lauter zu sprechen, als er wollte, er sagte: „D... a schau dir d... den an... sauft Kaffee, weil er ... k... kein Bier ... verträgt ..."

Der andere wollte ihn weiterziehn, aber Lorenz, dem wohl auch der Liter hiesigen Bieres und der Wein im Kopf rumorte und die Lust zu Abenteuern aufstachelte, war schon aufgestanden.

„Kommt auf eine Probe an," sagte er und stellte sich vor: „Doktor Gustav —" Wie einer Eingebung folgend, nannte er seinen Familiennamen nicht, sondern wie-

Digitized by Google

derholte: „Doktor Gustav — Vogel," und fuhr fort: „Sie trink' ich noch lange unter den Tisch, lieber Freund!"

„Ein ... Schmarrn bin ich ... aber nicht Ihr l... lieber Freund ... Der Ku—ckuck ist ... Ihr lieber Freund ... Sie sind ... auch so ein Vogel ..."

Händel anzufangen hatte Lorenz keine Lust. Er lachte. „Einverstanden, wenn Sie wollen: der Kuckuck ist mein lieber Freund, aber wie steht's mit dem Trinken?"

Ehe der Angeheiterte erwidern konnte, sagte der andere, der unterdessen die Säbelnarbe auf Lorenz' Stirn entdeckt hatte: „Sei ruhig, Leibfuchs! Das ist ein Mann nach unserm Herzen. Er will saufen. Wir sind keine Unmenschen. Mediziner Ulrich," stellte er sich vor. „Mein Leibfuchs: Kurzbauer —, beide Saxo-Vandaliae."

„Wir sind ... keine Un — menschen ... Sie sind kein ... Un—mensch ... nach unserm Herzen ..." lallte der Leibfuchs.

„Wir kneipen da drin. Wenn Sie mit 'reinkommen wollen, Herr Doktor ..."

Lorenz ging mit.

Das kleine Extrazimmer war ganz erfüllt von Tabaksqualm, der sich in dicken Schwaden um die Gaslampe zog. Längs der Wand war eine lange Kneiptafel aufgestellt, um die etwa zwanzig junge Leute herumsaßen. Die meisten hatten grüne Mützen auf. Als die drei jetzt eintraten, löste sich das Stimmengewirr, einer nach dem andern schwieg und schaute auf, und die mit dem Rücken zur Tür gewandt saßen, drehten sich um. In die Stille hinein krähte einer: „Was kommt dort von der Höh', was kommt dort von der ledernen Höh' ..."

„Gusch — pardon: Silentium wollt' ich sagen," rief der Präsidierende.

Ulrich stellte vor: „Ein Gast, Herr Doktor Vogel — die übrige Corona!" Gelächter folgte dem alten Witz. „Löffelt's euch selber vor," schrie Ulrich, und sein Leibfuchs begann nach der Melodie des Kaiserliedes zu singen: „Das ist ein Mann nach unserm He—er—zen ..."

„Er will uns unter den Tisch saufen," erklärte der andere.

Da ging ein Lärmen los.

„Das woll'n m'r mal sehn ..."

„Ad loca ... ad loca ...!"

„Anfangen, keine Zeit verlieren!"

„Aber zahlen muß er!" überschrie einer die Runde.

Es hätte dieser ganzen Szene gar nicht bedurft, um Lorenz darüber klar werden zu lassen, daß höchstens ein paar von dieser grölenden Gesellschaft wirklich Couleurstudenten, Hochschüler seien. Draußen schon waren ihm die beiden verdächtig vorgekommen. Eine Ahnung stieg in ihm auf, die ihn erschreckte und doch erheiterte. Mittelschüler waren das, mit denen er da kneipen sollte, eine Blase, wie man wohl zu sagen pflegte. Aber jetzt gab's kein Zurück mehr.

Er setzte sich zu ihnen, bald hatten sie die Scheu ganz überwunden, die sie zuerst durch Geschrei maskieren wollten, und nun redeten sie wieder, wie sie wohl vor Lorenz' Eintritt gesprochen haben mochten. Und aus diesen Reden erfuhr der junge Doktor, was er zuerst nur gefürchtet hatte: Gymnasiasten waren die meisten, Schüler des Gymnasiums, dem Lorenz von diesem Jahr an als Lehrer angehören sollte.

‚Meinen Namen wissen sie nicht,' dachte er, ‚und blamieren darf ich mich jetzt nicht. Also nur aufpassen und nichts verraten.'

Er hatte versprochen, einen unter den Tisch zu trinken. Und er trank sie alle unter den Tisch.

⁂ ⁂ ⁂

Als Gustav Lorenz am nächsten Vormittag in seinem Hotelzimmer erwachte, hatte er das ganz bestimmte Gefühl, daß sein Kopf über Nacht furchtbar angeschwollen sei, sich vom Rumpf gelöst habe und nun wie eine Kugel neben ihm auf dem Kissen liege. Und er spürte nicht übel Lust, ihn anzupacken und an die Wand zu werfen.

„Himmelkreuzteufel noch einmal!" sagte er laut. Langsam suchte er die Erinnerung an den gestrigen Abend zusammen. Die Kneiptafel war längst aus aller Zucht und Ordnung geraten, hier war einer eingeschlafen, dort stritten ein paar über irgendwelche gleichgültige Dinge, einige grölten ein Chorlied und andere brüllten Soli dazwischen — es war ein heilloses Lärmen, und keiner kümmerte sich mehr um den andern. Mitten in diesem Wirrwarr hatte Lorenz sich unbemerkt hinausgeschlichen,

Digitized by Google

draußen ohne lange Rechnung, zu der er sich doch nicht mehr klar genug fühlte, die ganze Zeche mit einer Banknote bezahlt und war dann auf einem Umweg durch die noch fremden Gassen nach Haus gekommen. Das letzte, was er wußte, war, daß er das Fenster weit geöffnet und alle Kleidungs- und Wäschestücke von sich geworfen hatte, weil ihm der Bier- und Tabaksdunst, der daran haftete, eklig war.

„Himmelkreuzteufel noch einmal!" Er sprang mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett und zog jetzt erst das Nachthemd an. Die Turmuhr schlug elf.

Donnerwetter, verfluchte Geschichte! Daß er gerade in diese Gesellschaft geraten mußte! Mit den Oktavanern hatte er gekneipt, mit der obersten Klasse seines Gymnasiums, mit den Schülern, die er nächste Woche vielleicht in Griechisch und Latein unterrichten sollte. Hol's der Kuckuck! Seinen Namen wußten sie nicht, aber was half denn das, da sie ihn doch erkennen würden? Hatte er nicht am Ende auch noch Brüderschaft getrunken mit der Bande? Wegfahren, auf die Stelle verzichten, krank sein und später eine andere suchen! Es wird wohl nichts anderes übrigbleiben. Aber jetzt erst einmal Wasser, Wasser, Wasser über den Kopf!

Er ging zum Waschtisch, goß sich das Wasser aus dem Krug langsam über die Haare, ein schmales Rinnlein rieselte ihm auch über den Nacken und Rücken eiskalt herunter, aber er achtete dessen nicht, hielt tapfer aus und tauchte dann den Kopf noch ein paarmal in das übervolle Becken. Prustend und keuchend bearbeitete er seine langen Haare und das Gesicht mit den Händen, und als er sich schließlich aufrichtete und ihm aus dem Spiegel sein wirrer, mit Wassertropfen behängter Vollbart und die triefenden Haare entgegenschauten, da kam ihm auf einmal eine Idee. Er lachte beinah laut heraus und streichelte wie liebkosend den nassen Bart, blickte bald in den Spiegel, bald an seinem Kinn herunter, deckte beide Hände vor die Wangen und den Mund, machte sich selbst eine ironische Verbeugung, nahm die Zipfel seines Nachthemdes in die Hand und knickste devot vor dem lachenden Gegenüber, das ihm der Spiegel zeigte, und sagte dann ernst und würdevoll: „Adieu, Herr Doktor Vogel, es hat mich sehr gefreut, es hat mich wirklich sehr gefreut. Ich habe die Ehre, mich Ihnen bestens zu empfehlen!" Und nun begann er von einem Bein auf das andere zu hüpfen, machte mit den Armen allerlei Turnbewegungen und rezitierte nach einer im Augenblick erfundenen Melodie immer wieder: „Prima regula, quod fecisti, nega!"

Er hatte seinen Entschluß gefaßt. Es wurde ihm nicht leicht, aber die Sache war schon ein Opfer wert.

Rasch entnahm er dem Koffer, den man ihm in seiner Abwesenheit ins Zimmer gebracht hatte, seinen Gehrockanzug, kleidete sich an, indem er immer wieder in den Spiegel schaute und lachte, und ging dann zu der elektrischen Klingel. „Dem Oberkellner dreimal!" stand da. Lorenz zählte laut: „Eins — zwei — drei —. So, nun Schicksal, nimm deinen Lauf!"

Nach wenigen Minuten klopfte es. Lorenz öffnete. „Wünsche wohl geruht zu haben," sagte der Oberkellner und lächelte, als er das Durcheinander von Kleidern und Wäschestücken sah, die auf den Sesseln umherlagen, und den von Wasser überrieselten Fußboden.

„Lassen Sie einen Raseur holen."

Fritz schaute ihn an, dann, als wollte er damit zeigen, daß er verstanden habe, sagte er: „Einen Friseur, sehr wohl!" Er verbeugte sich und wollte gehen.

„Nein, einen Ra—seur," schrie ihn der Gast an.

„Stimmt auffallend, jawohl einen Raseur zum Frisieren!"

„Hol' Sie der Teufel! Meinethalben also einen Friseur zum Rasieren sollen Sie holen lassen!"

Wieder schaute Fritz den Fremden an, der jetzt wie zum Hohn seinen Vollbart mit der Hand zurechtstrich. Er blieb noch immer stehen und wußte nicht, was er von der ganzen Sache halten sollte.

Lorenz wurde ungeduldig und grob: „Schaun Sie mich nicht so maßlos intelligent an, Herr, und machen Sie, daß Sie weiterkommen!"

Der Oberkellner rührte sich nicht von der Stelle. Es wurde ihm unheimlich. Der ruhige, wortkarge Fremde hatte sich über Nacht in einen schreienden, fluchenden Menschen verwandelt, und er ver-

Digitized by Google

langte Unsinniges. Fritz wurde bleich. ‚Närrisch, närrisch ist er geworden,‘ dachte er.

Ohne Lorenz aus den Augen zu lassen, zog er sich langsam an die Tür zurück. ‚Man muß ihn beruhigen, man muß darauf eingehen,‘ dachte er und sagte also: „Sehr wohl, ich verstehe, der Herr will sich wie gewöhnlich am Morgen rasieren lassen ... Stimmt auffallend ... jawohl ...“

„Sie sind ein Schafskopf, mein Lieber, das stimmt auch auffallend,“ antwortete Lorenz. „Nicht: wie gewöhnlich, sondern ausnahmsweise will ich mich rasieren lassen.“

„Sehr wohl, ausnahmsweise ...“ ‚Total verrückt,‘ dachte er.

„Ja,“ sagte Lorenz, „ich will keinen Vollbart mehr tragen. Ich ... ich schaue zu alt damit aus.“

Dem Oberkellner kam ein anderer Einfall: ein Verbrecher war das, der da vor ihm stand! Rasch wollte er aus dem Zimmer hinaus. Aber Lorenz hatte die Veränderung in seinen Mienen bemerkt und blitzschnell die ganze Gedankenkette des Oberkellners erraten. Er erwischte ihn noch am Ärmel und zog ihn wieder herein,

„Kommen Sie her. Also ich will Ihnen etwas sagen. Hören Sie zu. Hier sind ze'n Kronen, die gehören Ihnen. Aber jetzt passen Sie einmal auf: Also — ich will nicht erkannt werden, es darf niemand wissen, daß ich schon gestern hier war und einen Vollbart getragen habe. Verstehen Sie?“

„Ja ...“ sagte der zitternde Kellner.

„Gut. Also der Herr von gestern ist heute früh um vier abgereist. Ich bin um halb fünf gekommen, heiße Doktor Gustav Lorenz und bin Professor am hiesigen Gymnasium. Das werden Sie dem Wirt und jedem andern sagen. Verstanden?“

„Ja ... ja ...“ stotterte der Kellner.

„Und Sie werden mich niemandem verraten! Schwören Sie!“

Der Kellner zögerte.

„Schwören Sie!“ herrschte ihn Lorenz an.

Fritz spürte schon den kalten Schweiß auf der Stirn und leise sagte er: „Ich schwöre ...“

„Schön. Wehe Ihnen, wenn Sie den Eid brechen! Na, gut. Damit Sie aber keine Gewissensbisse haben, gehen Sie sofort zum obersten Beamten der Polizeibehörde dieser hochlöblichen Stadt, erzählen ihm das, aber ihm allein, verstanden? Gut. Und sagen ihm, ich lasse ihn bitten, mich gleich zu besuchen, dann will ich ihm alles erklären. Bis dahin werde ich das Haus nicht verlassen.“

Fritz war froh, daß er weg konnte, vergaß aber nicht, den Zehnkronenschein einzustecken.

Mit dem Friseur, der bald darauf kam, hatte sich Lorenz rasch verständigt. Er sagte ihm, daß er gestern in eine Gesellschaft geraten sei, von der er nicht wieder erkannt sein wolle, und versprach ihm dreißig Kronen, wenn nach einem halben Jahr noch nichts von der Verwandlung bekannt geworden wäre. Der Friseur lächelte verbindlich und erzählte gleich zwei ähnliche Fälle, die er schon erlebt haben wollte, und da Lorenz ihn ruhig und ohne ein Zeichen des Staunens reden ließ, erfand der Haarkünstler geschwind noch einen pikanten dritten dazu. Dazwischen klapperte die Schere, Lorenz schielte in den Spiegel und schaute zu, wie die blonden Haarbüschel auf den weißen Friseurmantel niederfielen.

„Ist eigentlich eine Sünd' und Schand',“ sa ,te er.

„Ganz gut,“ meinte der Raseur. „Vollbärte sollten überhaupt verboten sein. Wovon soll' m'r denn leben, wenn die Leut' sich net rasieren lassen? Es wird doch jeder Stand durch Gesetz' geschützt, könnt' doch auch mal e Abgeor'nter so en Antrag stellen, net? Aber halt die Herren hab'n immer nur mit ihrer Poletik zu tun und für die eig'ntlichen Aufgaben der Volksvertreter hab'n se keine Zeit nicht.“ Und während er nun die Stoppeln eifrig einseifte, verbreitete er sich des weiteren über die Staatsverwaltung, und wie sie eigentlich sein sollte.

Er hatte seine Arbeit noch nicht beendet, da klopfte es an die Tür.

„Herein!“ rief Lorenz.

Ein kleiner Mann trat rasch ein. Aus dem runden Gesicht, das wie der stattliche Leibesumfang nichts von Sorgen und Entbehrungen zu wissen schien, schauten zwei lebhafte, aber gutmütige Augen. Lorenz er-

Digitized by Google

innerte sich gleich, den Herrn gestern am Tisch der Kartenspieler gesehen zu haben.

„Die Ehre, Herr Polizeiverwalter," grüßte der Friseur, und so ersparte der Besuch, sich vorzustellen.

„. . . gebenster Diener."

„Guten Tag, Herr Polizeiverwalter," sagte Lorenz, „wollen Sie, bitte, einen Augenblick Platz nehmen, ich stehe gleich zur Verfügung."

„Hat gar keine Eil', Herr Professor. Ich wart' schon."

Aufmerksam schaute der Beamte, der Zivilkleider trug, dann zu, wie der letzte Rest von Lorenz' Bart verschwand und die vorher so unternehmend aufgekämmten Haare zu einem schlichten Scheitel niedergebürstet wurden.

Der Friseur nahm Lorenz den weiten Kittel ab. „Hokus — pokus . . . eins, zwei, drei, Geschwindigkeit is keine Hexerei," sagte er und verbeugte sich.

Lorenz stand auf und reckte sich vor dem Spiegel. „Ausgezeichnet! Famos! Sie, die Vollbärte darf man doch nicht verbieten, man kann gar nicht wissen, wozu so eine plötzliche Verwandlung gut ist." Er lachte. „Aber das sag' ich Ihnen: reinen Mund halten!"

Der Friseur packte sein Werkzeug zusammen. „Dreißig Kronen sein eine schöne Sach', da nemmt m'r sich schon z'samm'," sagte er, weiter nichts. Lorenz entlohnte ihn für diesmal und versprach, ständige Kundschaft zu werden.

„Die Ehre, Herr Professor . . . 'gebenster Diener, Herr Polizeiverwalter . . . 'pfehle mich, meine Herren!"

„Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie herbemüht habe," begann Lorenz, als sie allein waren. „Ich will Mißverständnissen vorbeugen."

„Is meine Pflicht. No, alsdann, was hab'n Se denn ang'stellt?" fragte der Polizeibeamte gemütlich. „Hab'n Sie Legitimationspapiere?"

„Jawohl." Lorenz griff in den Koffer und reichte ihm die Dokumente.

Der Polizeiverwalter durchblätterte sie zuerst flüchtig, nahm dann eine Brille aus der Tasche, putzte sie, hielt sie gegens Licht, setzte sie umständlich auf und begann, aufmerksamer in den Papieren zu lesen. Dabei spielte er an seinem österreichischen Kaiserbart, und Lorenz gewöhnte sich unterdessen vor dem Spiegel an das neue Ebenbild und griff immer wieder an das bartlose Gesicht, wo er noch das Gefühl der Kälte, einer befremdenden Leere verspürte.

Endlich war der Beamte fertig. „Das is ja all's sehr schön und ehrenvoll, was da drinnen steht, wird schon auch all's in Ordnung sein . . . Geht mich auch gar nix an, warum daß Se Ihren Bart abrasiert hab'n. Wenn Se sich's am End' wieder überlegt hab'n, brauchen Se's mir auch gar net zu sag'n. Aber neugierig wär' ich schon, das tu' ich gar net leugnen."

Lorenz erzählte.

„Ja, ja," seufzte der Polizeiverwalter, „der meinige liegt auch schwer besoffen im Bett," und als Lorenz ihn anschaute, sagte er: „Kurzbauer is mein Name."

„Kurzbauer — das ist der Mediziner?"

„Ach was — in die Oktava kommt er jetzt."

„Also nicht einmal der! Da ist am Ende der Ulrich auch noch gar nicht Hochschüler, und es waren lauter Gymnasiasten?"

„Der Ulrich? Der is grad heuer 'rauskommen, die Universität hat er, denk' ich, auch noch net emal von draußen g'sehn."

„Schöne Geschichten!" sagte Lorenz und ging wieder zum Spiegel. „Na, es wird schon gehen. Ich glaub' nicht, daß mich einer erkennt."

„Ich verrat' Se nicht, Herr Professor, darauf können Se sich verlassen! Aber den Gunge, den Jungen mein' ich, den Gymnasiasten sollt' m'r doch das Handwerk legen. Wenn auch der meinige mit dabei is, oder grad drum. Das tut net gut. M'r sollt' die Halunken doch anzeigen."

„Unterstehen Sie sich." Lorenz lachte. „Das gibt's nicht. Aber büffeln sollen mir die Kerle, daß sie gar keine Zeit zum Kneipen übrighaben!"

„Sie sein schon auch der Richtige!"

„Na — ich denke, wir verstehen uns." Lorenz reichte ihm die Hand.

„Alsdann trinken können Se, wenn Se mit der Saubande fertig geworden sein,"

Digitized by Google

sagte der Beamte. „Können Se auch Tarock spielen?“

„Ja.“

„Das is g'scheit. Wissen Se, Herr Professer, mit dem Beck, mit dem Schneidermeister, das is so ene G'schicht' — wir spielen doch nur einmal in der Woch' — und doch läßt'n mannigsmal seine Alte net aus. Da könnten Se immer mal aushelfen, net?“

„Werden ja sehen, Herr Polizeiverwalter.“

„Alsdann — hat mich g'freut, Herr Professer ... die Ehre ... auf Wiederschaun ... Koschamster Diener ... Bitte, bemühen Se sich net,“ wehrte er noch ab, als ihn Lorenz zur Tür begleitete.

„Auf Wiedersehen, Herr Polizeiverwalter!“ —

„Sie wer'n gefälligst das Maul halten,“ sagte der Polizeibeamte unten zu dem wartenden Oberkellner, „und niemandem was verraten, sonst wer'n Se eingesperrt, daß Se's nur wissen. Ich hab' die Sach' untersucht und damit is gut. Alsdann ... 'pfehl mich ...“

Unterdessen stand Doktor Gustav Lorenz schon wieder vor dem Spiegel und unterhielt sich mit seinem vergnügten Gegenüber. „Freut mich außerordentlich, Herr Professor, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wenn ich nicht irre, haben wir einen gemeinsamen Freund, den Doktor Vogel — merkwürdiger Vogel, nicht? Hat sich seine Federn rasieren lassen. Gut schauen Sie übrigens aus, mein Herr...“

Dann räumte er den Anzug ab, den er gestern getragen hatte. Nachdenklich hängte er Hose und Weste in den Schrank, und als er nun den Rock in Händen hielt, sagte er: „Adieu, lieber Anzug, dich kann ich jetzt ein ganzes Jahr lang nicht mehr anziehen. Leb' wohl, laß dir die Zeit nicht zu lang werden. Es gibt ein Wiedersehen.“ Noch einmal setzte er den weichen Schlapphut auf, machte sich vor dem Spiegel ein tiefes Kompliment, dann wurde auch der Hut verabschiedet. Lorenz setzte den Zylinder auf, um ins Gymnasium zu gehen und sich dem Direktor vorzustellen. Zum Frühstücken verspürte er gar keine Lust, wenn auch die energische Kopfwaschung und die Tätigkeit des Friseurs den Katzenjammer ziemlich beseitigt hatte. Im Vorbeigehen beauftragte er noch den Oberkellner, selbst die abgeschorenen Haare wegzukehren, damit niemand weiter von der Sache erfahre.

In der Einfahrt stand wie gestern abend der Wirt. Er kam auf Lorenz zu. „Ergebenster Diener, hab' schon g'hört, Herr Professor sind mit dem Nachtzug aus Prag gekommen. Bedaure unendlich, nicht früher Gelegenheit gehabt zu haben, meine Aufwartung zu machen.“

Lorenz lüftete den Zylinder. „Sind der Herr Wirt, nicht wahr?“ fragte er ihn mit ernster Miene, als sähe er ihn jetzt zum ersten Male.

„Zu dienen. Alexander Zapp, Hotelier, jawohl ...“

„Also für den Anfang werde ich hier wohnen bleiben, und Sie sind so freundlich, mir Mitteilung zu machen, wenn Sie von einer passenden Wohnung für mich wissen oder erfahren?“

„Bitt' schön ... Herr Professor sind verheiratet? Führen eigene Wirtschaft?“

„Nein.“

„Da können Sie ja auch hier im Hotel ein Monatszimmer haben. Jedenfalls schenken Sie mir die Ehre, bei uns zu speisen. Mach' Ihnen kulantesten Preis, alles in allem ...“

„Darüber können wir ja noch reden,“ unterbrach ihn Lorenz.

Während sie noch miteinander vor dem Hause standen, gingen gerade zwei der jungen Leute vorbei, mit denen der Professor gestern gekneipt hatte. Sie schauten ihn an, wie sie wohl jeden Fremden angeschaut hätten — ohne besonderes Interesse. Sie erkannten ihn nicht. Lorenz ging hinter ihnen drein und freute sich. ‚Wartet nur, Bürscheln, euch will ich das Kneipen schon abgewöhnen,‘ dachte er.

„Herr Direktor zugegen?“ fragte er dann den Schuldiener, der mit der Pfeife im Mund in der Tür des Gymnasiums stand, nicht grüßte und nicht auswich, als Lorenz vor ihm stehen blieb.

„Was woll'n Se denn?“

„Sind Sie der Schuldiener?“

„Ja.“

„Also — ich hab' Sie gefragt, ob der Herr Direktor zugegen ist.“

Der energische Ton machte den Mann doch etwas höflicher. Er nahm jetzt wenig-

Digitized by Google

stens die Pfeife aus dem Mund. „Der Herr Direktor is noch verreist. Der Herr Professor Gluckhenn vertritt'n."

„Ist der jetzt hier?"

„Ja."

Da der Schuldiener noch immer keine Miene machte, auszuweichen, ging Lorenz einfach an ihm vorbei und trat ihn dabei wie zufällig auf den Fuß. „Pardon," sagte er und dachte: ‚Wohl bekomm's, du Flegel.'

„Im ersten Stock is de Kanzlei," rief ihm der Diener jetzt nach.

„Danke für die Auskunft, hätt' sie schon so auch gefunden," gab Lorenz zurück und schritt rasch die Treppe hinauf.

Im Direktionszimmer fand er den dicken Professor, den er schon gestern abend im „Krug zum grünen Kranze" gesehen hatte. Sie sprachen eine Weile über allerlei, was die Schule anging und die Stadt, und Professor Gluckhenn schaute dem neuen Kollegen immer wieder scharf ins Gesicht.

„Sagen Sie mal, Sie haben in Wien studiert? In Prag waren Sie nie?"

„Nein — vom ersten Semester bis zum Schluß in Wien."

„No ja, es könnt' ja auch nicht stimmen. Sie sind ja viel jünger als ich. Als Probekandidat waren Sie auch in Wien. Hm ... ich hab' schon gedacht, daß wir uns vielleicht in Brünn getroffen hätten."

„Ich war nie in Brünn."

„No ja, wissen Sie, Herr Kollege, Sie sind mir nämlich gleich so bekannt vorgekommen, aber ich weiß nicht recht, wo ich Sie hintun soll."

Lorenz wurde es unbehaglich unter dem forschenden Blick des Professors.

„Wüßte wirklich nicht..."

„No ja, man bild't sich halt manchesmal was ein ... ja..."

Lorenz wollte das Gespräch ablenken und fragte um Rat wegen der Wohnung.

„No ja," sagte Professor Gluckhenn, als müßte er unbedingt jeden Satz so beginnen, „no ja... also, da sind drei verschiedene Wirtinnen, bei denen die jungen Herren gewöhnlich g'wohnt hab'n." Er lehnte sich bequem in den Sessel zurück, und zugleich glitt seine Sprache aus dem Hochdeutschen in einen leichten Dialekt hinüber. „Wie ich her'kommen bin vor acht Jahr', da hab' ich auch die Tour durchg'macht. Jetzt hab' ich meine eigne Wohnung. No ja, also da ist erstens die Witwe Bandel, dort sind Wanzen ... ja ... also dann in der Bahnhofstraß' oben beim Hummel, da sind Mäus' und eine furchtbare Hitz', weil doch der Bäcker im Haus ist ... ja ... und dann ist noch beim Schneider Eberl ein Zimmer, aber da müssen Sie mit der Frau scharmuzieren, sonst hält sie keine Ordnung in Ihrem Zimmer. No ja, wissen Sie Herr Kollege, das mag ja vor zwölf Jahren ganz schön gewesen sein: mir hat's schon vor sieben Jahren nicht gepaßt ...

Sie lachten beide.

Ob er ihm raten würde, im Hotel zu bleiben, fragte Lorenz.

„No ja, das wär' vielleicht auch net schlecht. Die Kost ist lobenswert — ich ess' auch dort — das Pilsner vorzüglich, und wenn Sie mal einen Dampf haben am Abend, brauchen Sie ihn net erst weit durch die Stadt zu führen," meinte der Dicke gemütlich. „Aber es wird Ihnen auf die Dauer zu unbequem sein. Mieten Sie sich halt in der Nähe ein. Wir werden schon 'was ausfindig machen. Jetzt gehn m'r erst mal miteinander zum Essen, wenn's Ihnen recht ist."

Als sie über die Treppe herunterkamen und Professor Gluckhenn seinen Arm in den des Kollegen legte, schaute der Schuldiener, der noch immer rauchend und spuckend dastand, die beiden erstaunt an und diesmal trat er mit devotem Bückling zur Seite. „Sakrament nochemal," brummte er dann, als sie vorbei waren, „das is am End' gar der neue..."

Auf der Straße grüßte da und dort jemand im Vorbeigehen, und oft zögerte Gluckhenn, bevor er dankte. „Wissen Sie, Herr Kollege," erklärte er, „ich hab' nämlich ein schlechtes Personengedächtnis — wenn ich will —, und dann bin ich auch manchmal ganz in Gedanken versunken, wenn ich über die Gass' geh'. Sie müssen sich das auch anschaffen. Oder sind Sie kurzsichtig? Wissen Sie, in so einer kleinen Stadt, da muß m'r ein Mittel haben, sich die Leut' vom Hals zu halten."

„Sie sind doch hoffentlich ganz unmusikalisch?" fragte er nach einer Weile.

„Im Gegenteil, ich spiele ziemlich gut Cello und auch Klavier."

Digitized by Google

„Um Gottes willen, sagen S' das keinem Menschen hier. Wissen Sie, musikalisch — das is überhaupt der Tod. Da wer'n Sie die G'sellschaft die ganze Woch' net los. Da müssen Sie Quartett machen und mit der Frau Bürgermeisterin vierhändig spiel'n und was weiß ich, mit wem noch, und zu was Ordentlichem kommen Sie überhaupt nimmer. Musikalisch — nein, das müssen Sie sich abgewöhnen, Herr Kollega."

Lorenz lachte.

„No ja, wirklich, das is kein Spaß, Sie, wenn ich Ihnen ein' Rat geben darf, sagen S' das kei'm Menschen. Überhaupt möglichst untalentiert sein, das is die einzige Rettung. Wissen Sie, nicht tanzen können, nicht singen, höchstens malen, das is noch eine ungesellige Kunst. Ich tu auch ein bissel Landschaftern."

Im Hotel entschuldigte sich Lorenz dann für ein paar Minuten, um in sein Zimmer zu gehen, den Besuchsanzug und den Zylinder abzulegen. In einem hellen grauen Anzug und mit der Reisemütze kam er zurück. „Ich muß mir einen Hut kaufen, meiner ist mir aus dem Coupé geflogen," log er.

Wieder schaute ihn Professor Gluckhenn scharf an. „Bleib'n Sie mal sitzen," sagte er plötzlich, „ganz so wie jetzt. Aha." Er ging drei Schritte vom Tisch weg, ließ Lorenz nicht aus den Augen und kam langsam wieder zurück. „Also, Verehrtester, jetzt werd' ich Ihnen was sagen: Sie sind gestern abend da an dem Tisch g'sessen und hab'n ein' Vollbart g'habt. Ich hab' gleich g'wußt, ich kenn' Sie. Wenn man so bissel malt, da schaut man sich die Leut' ganz anders an. Die Narbe auf der Stirn... No ja, ich lass' mir nix vormachen. Mir wer'n Sie keine G'schichten erzählen."

„Ich will Ihnen aber doch eine Geschichte erzählen," antwortete Lorenz, der schon Vertrauen zu dem Kollegen gefaßt hatte, „nur müssen Sie mir Verschwiegenheit versprechen."

Gluckhenn reichte ihm zur Bekräftigung die Hand über den Tisch herüber.

„Glänzend . . . großartig . . ." rief er dann immer dazwischen, während Lorenz erzählte. „Saxo-Vandalia — Rotzo-Lausbubia... ah, das is sehr gut... der Kurzbauer, natürlich ... wenn S' ihn nach der Schlacht bei Leipzig fragen, hat er keine Ahnung . . . Aber Saxo-Vandaliae, ja, das glaub' ich . . ."

„Wissen Sie," sagte er, als Lorenz fertig war, „Sie hab'n schon eine Mohrensau, verzeihen Sie das wahre Wort, aber es ist so. Wenn das mir passiert ... bitte... No ja, ich könnt' mir höchstens den Bauch abschneiden lassen. Aber das sind die Lausbub'n net wert. So eine Bande, eine verfluchte . . ."

„Aber — Silentium bitte," wiederholte Lorenz, „Sie wissen von nichts und lassen die Burschen in Ruhe."

„No ja, was soll ich denn machen? Ich muß ja wohl Ihnen zulieb 's Maul halten. Aber jetzt trink' m'r mal eine Flasche Wein auf den glorreichen Beginn Ihrer Lehrtätigkeit, Herr Kollega!"

Bis gegen sechs Uhr abends saßen sie im „Krug zum grünen Kranze" . . .

Als sie endlich aufstanden, um zu gehen und sich vor dem Abendessen noch ein wenig Bewegung zu machen, hörten sie im Flur draußen den Oberkellner: „Wenn ich's Ihnen sag', meine Herren, bei uns is kein Doktor Vogel abg'stieg'n."

„Unsinn," antwortete eine Stimme, die Lorenz gleich als die des jungen Kurzbauer erkannte, „er muß hier sein. Wo sollt' er denn sonst wohnen?"

„In ei'm g'wöhnlichen Gasthaus is er g'wiß net," sagte ein anderer.

Professor Gluckhenn stieß Lorenz an. „Aha, Ihre Freunderln kommen Sie besuchen!"

„Wenn ich's Ihnen sag'," wiederholte draußen der Oberkellner, „bei uns wohnt jetzt nur der neue Professor. Lorenz heißt er, mir scheint, . . . der ist heut früh ume halber fünfe 'kommen, — und gestern hab'n m'r auch nur ein' Fremden g'habt, aber der war auch kein Doktor."

„Wie hat denn der ausg'schaut?" fragte Kurzbauer.

„So e Blonder war's, mit ei'm großen Vollbart."

„Den meinen m'r doch," riefen die zwei zugleich.

„Ja so, den meinen Se... no ja, wenn Sie sag'n ein Doktor . . . Das is kein Doktor net g'wesen... Das war ein . . . ein Reisender war das . . ."

Digitized by Google

Beim Tee. Gemälde von Josef Block
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München)

Digitized by Google

Digitized by Google

„Das müssen wir doch besser wissen, er hat's uns selber g'sagt. Wo ist er denn?"

„Das kann ich Ihnen net sag'n, meine Herren, heut nacht ume halber viere is er abg'reist, nach Prag denk' ich. Doktor war der keiner. Der hat Se halt ang'logen, meine Herren."

Gluckhenn faßte Lorenz unterm Arm. „Kommen Sie," sagte er, „wir wollen doch sehen, ob die Bub'n Sie erkennen."

Sie gingen hinaus, die Studenten traten höflich grüßend zur Seite.

„Servus," dankte Gluckhenn, und Lorenz griff nur an die Mütze. Kurzbauer und Ulrich schauten den beiden nach. Sie hatten ihn nicht erkannt.

„Das is der neue Professor," sagte der Kellner.

⁂ ⁂ ⁂

Am Abend desselben Tags wurde Lorenz dann von Gluckhenn in die Stammtischgesellschaft eingeführt. Keiner der Herren kam auf den Gedanken, daß der bartlose junge Mann gestern als vollbärtiger Fremder am Nebentisch gesessen war, und der Polizeiverwalter tat auch so, als sähe er ihn hier zum ersten Male.

„Aus Wien kommen Herr Professor? Hem — hem . . ," hüstelte der Apotheker, „habe auch dort studiert ... hem — hem — ... ist schon lang her ... ja ... hem — hem ..."

„Schöne Mädel dort, sehr schöne Mädel!" Der alte Oberleutnant schmatzte mit den Lippen. „Bin auch mal dort gewesen."

„Da mög'n Se's net schlecht getrieb'n hab'n," sagte der Polizeiverwalter.

„Hem — hem ... Wird sich vieles seitdem geändert haben," meinte der Apotheker nachdenklich.

„Tja — man ist der Jüngste nicht mehr, aber ausrangiert doch noch nicht ..." Der Oberleutnant klopfte sich auf die Schenkel.

„Ach was ... hem — hem ... ich meine in Wien, in Wien sag' ich, hem — hem ... wird sich manches geändert haben ..."

„No ja, das is net anders," sagte Gluckhenn, und nun redeten die Herren von Wien, und Lorenz mußte über mancherlei Auskunft geben. Langsam erlahmte die Unterhaltung. Da wandte sich auf einmal der Stadtrat zu Lorenz: „Sie müssen ja einen ganz ausgezeichneten Baß haben. Singen Sie, Herr Professor?"

Gluckhenn trat den Kollegen unterm Tisch auf den Fuß und sagte: „Sehen Sie, jeder hört das gleich. Ich hab' ihn nämlich auch schon g'fragt. Wirklich schad', daß Sie net singen dürfen. Der Arzt hat's ihm nämlich verboten," erklärte er.

„Warum?"

Wieder antwortete Gluckhenn für den Kollegen: „Es besteht die Gefahr einer Lungenlähmung."

Der Apotheker schüttelte den Kopf, Lorenz wurde ganz rot, und der Kaufmann Pohl lachte laut auf: „Die Doktern sein gut, wirklich gut! Wenn Se m'r das zeig'n in ei'm Buch, daß m'r dadavon ene Lähmung krieg'n kann, da will ich Matz heiß'n. Grad, wenn Se was hab'n auf der Lung', da müssen Se marschier'n, da müssen Se schwimmen, da müssen Se singen, Lungengymnastik machen auf jede Art! Ja, die Doktern die möcht'n ei'm noch 's Atmen verbieten."

„Das ist nämlich unser Kurpfuscher, hem — hem," erklärte der Apotheker.

„Naturheilverfahren is keine Kurpfuscherei," erboste sich der Kaufmann.

„Es kann ja auch am Kehlkopf liegen," meinte Gluckhenn, der bemerkte, daß es Lorenz unangenehm sei, als Lungenkranker zu gelten.

„No seh'n Se," triumphierte der Kaufmann, „Se wissen's net emal genau die Doktern!"

„Jedenfalls müssen wir also bedauern," sagte der Stadtrat, „daß Sie uns auf diese Art entzogen werden." Gluckhenn schielte verstohlen zu Lorenz hinüber. „Wir hätten Sie in unserm Gesangverein sehr gut brauchen können, schade!"

„Aber gedient haben Sie doch hoffentlich?" fragte der Oberleutnant.

„Nein."

Der pensionierte Offizier zuckte mit den Schultern und schüttelte den Kopf. „Merkwürdig, sehr merkwürdig! Schauen doch sonst sehr gesund aus." Lorenz hatte die Überzeugung, daß er nun sehr in der Achtung gesunken sei.

„Wo wohnen Herr Professor?" wandte sich jetzt der naturheilkundige Kaufmann an ihn.

Digitized by Google

„Vorläufig hier im Hotel, aber ich will mir irgendwo in einem Privathaus zwei möblierte Zimmer nehmen."

Da wurde der Kaufmann ganz nervös vor Eifer. Er legte die Hand auf den Tisch und trommelte mit den ausgestreckten Fingern, während er sich zu Lorenz hinüberbeugte: „Können Se bei mir hab'n ... ene ausgezeichnete Wohnung ... gesund, sag' ich Ihnen, so 'was finden Se in der ganzen Stadt net ... Da können Se sich beim Herrn Finanzsekretär Huber erkundigen, der hat se g'habt, eh er g'heirat' hat ..."

„Sturmfrei?" rief der Oberleutnant. „Sturmfrei ist die Hauptsache für einen jungen Mann."

„Sie alter Steiger!" drohte lachend der Polizeiverwalter, „Ihnen wird m'r doch emal bissel auf de Kappen gehn müssen!"

Die Stammtischrunde stimmte laut in das Gelächter ein.

„Das wär' am End' keine schlechte Idee," sagte Gluckhenn, „an die Wohnung hab' ich gar net gedacht; ich kenn' sie zwar net ... No ja, Sie können sie sich ja morgen mal anschaun, Herr Kollege."

„Is gleich daneben hier, e paar Schritt, 's dritte Haus in der Postgass'," erklärte der Kaufmann. „Da hab'n Se's net weit in de Schul', und beim Hotel sein Se auch gleich, wenn Se sich hier zum Essen abonnier'n wollen."

„Bleiben Sie im Hotel wohnen," sagte der Oberleutnant, „so ungeniert wie da sind Sie nirgends. Wohn' selber auch hier. Zimmer Nummer 27, wenn Sie mich besuchen wollen, wird mich freuen."

Das Gespräch wandte sich nun wie gestern wieder den kleinen Geschehnissen der Provinzstadt zu. Gluckhenn mochte merken, daß die Unterhaltung dem Kollegen allmählich langweilig wurde. Er zahlte und forderte Lorenz auf, ihn noch ein Stück Wegs zu begleiten.

Wieder lag der kleine Marktplatz im hellen Mondlicht. Eine Weile gingen die Beiden längs der Lauben weiter, und keiner sprach ein Wort. Ein Polizist kam an ihnen vorbei und grüßte: „Gute Nacht, die Herren!" Sie zogen stumm die Hüte. Dann sagte Gluckhenn: „Ich weiß, was Sie jetzt denken," und er war so ernst geworden, daß er wieder wie gestern zu Beginn der ersten Begrüßung reines Hochdeutsch sprach, fast ohne jede Dialektfärbung. „Sie denken: alle Tage möcht' ich das nicht mitmachen!"

Lorenz nickte nur.

„No ja — was soll man denn machen? Wie ich vor acht Jahren hereingekommen bin, da hab' ich auch so gedacht. Es bleibt einem nichts anderes übrig, wenn man Junggesell' ist und kein Sonderling werden will."

Wie auf Verabredung kehrten sie bei der Kirche um und gingen den gleichen Weg zurück.

„Ich hab' wenigstens noch einen Vorteil, ich vertrag' nichts," sagte Gluckhenn. „Nach dem dritten Glas muß ich aufhören zu trinken, sonst is schon g'scheh'n. Sie mit Ihrem gesegneten Durst werden sich aber in acht nehmen müssen."

„Ach Gott, ich kann monatelang ohne einen Tropfen Alkohol auskommen. Sie müssen mich nicht für einen Trinker halten wegen der Geschichte von gestern."

„No ja," lachte der andere, „das sagt sich so. Kommen Sie nur erst einmal ordentlich in die Gesellschaft 'rein. Man kann gar nicht ausweichen. Mit wem soll man denn verkehren? Mit den Kollegen? Ich dank' schön. Ich bin froh, wenn ich nix seh' und nix hör' von der Schul'."

„Aber —"

„No ja —" unterbrach ihn Gluckhenn gleich, „weiß schon alles, was Sie sagen wollen, war auch einmal so jung, hab' auch anders gedacht. Das heißt: mit ganzer Seele bin ich nie dabei gewesen. War halt ein armer Teufel, hatt' keine andere Wahl, mußte zum Lehrfach gehen."

Über die Dächer weg zitterte der Klang der Turmuhr hin. Gluckhenn blieb stehen. „Wissen Sie," sagte er zu Lorenz, der noch zwei Schritte weiter gegangen war und sich zu ihm umwandte, „ich zitier' nicht gern, Herr Kollege, aber die zwei Vers', die hab' ich mir über'n Schreibtisch eingerahmt aufgehängt und die geh'n mir alleweil durch den Kopf: ‚Das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen.' — Was geht denn das mich an, ob die Kerle wissen, wann die Schlacht am Trasimenischen See gewesen ist oder wie groß das Perserreich zur

Digitized by Google

Zeit des Darius war. Ist Ihnen das net wurscht, Herr Kollege?" fragte er ganz erregt. „No ja, bitte — was kann m'r viel durchnehmen in der Schul' bei dem schönen Lehrplan? Glauben Sie, so ein Bursch, der da aus dem Gymnasium kommt, der hat eine rechte Vorstellung von Bismarck, von Metternich ... ach, was red' ich denn, nicht einmal von Napoleon wissen sie mehr als ein paar Schlachtendaten, und was die Reformation als kulturhistorische Entwicklung bedeutet hat, das ... no ja, und das soll ei'm noch Freud' machen?" Sie gingen weiter. „Fragen S' so ein' Bub'n, der von hier auf die Hochschul' kommt, wer Dürer g'wesen ist, frag'n S' ihn nach Spinoza oder in Deutsch: wann Goethe 's erstemal den Herder g'sehn hat, ja, das müssen sie wissen, aber den ‚Wilhelm Meister' brauchen sie nicht gelesen zu haben, wenn sie nur soviel vom Inhalt kennen, wie in der Literaturg'schicht' drinsteht. Ich danke. Allgemeine Bildung —! Ja, en Schmarrn! So ein Jung', der das Gymnasium durchgemacht hat, der muß einmal weiterstudieren. Wissen Sie, warum? Sie meinen, weil die Eltern eingebildet sind und glauben, es is eine Schand' nach der Matura in ein G'schäft zu gehn? No ja, das is auch ein Grund, aber nicht die Hauptsach'. Probier'n Sie 's mal, stecken Sie so einen Kerl in einen praktischen Beruf ... allgemeine Bildung ... natürlich! ... Aber die einfachsten Rechtsfragen des täglichen Lebens rein logisch zu verstehen, dazu reichts nicht aus. Pfui Teufel, pfui Teufel, pfui Teufel."

Wieder standen sie bei der Kirche. „Und dann der Betrieb, bitte ... Da bin ich zum Beispiel Ordinarius in der Sechsten. Da hab' ich ein' Schüler — Hanke heißt der Jung' — also bitte: bei mir hat er ‚Vorzüglich' in G'schichte, in Deutsch steht er auf ‚Lobenswert', Mathematik und Latein kann er auch ganz gut ... No ja ... und Griechisch, das kapiert er halt net. Also, jetzt sag'n Sie mir nur, was geht das mich an? Alsdann wird er halt emal kein Philolog werden, zum Teufel noch einmal! Da muß ich mich alleweil mit dem Kollegen 'rumraufen, daß er mir den Bub'n net durchfall'n läßt. Ja, hab' ich denn das notwendig? Ich bin doch Historiker und kein Ringkämpfer."

Lorenz lachte: „Sie machen einem ja wirklich Angst, Herr Professor."

„No ja," sagte Gluckhenn, während sie weiter die Lauben entlang zurückwanderten, „ich versteh' überhaupt nicht, wie ein Mensch mit gesundem Verstand freiwillig Gymnasiallehrer werden kann ... Ich weiß ja net, vielleicht sind Sie ein pädagogisches Genie ... Ich bin keins, und mir ist das alles wurscht, ob die Bub'n den Dreck lernen oder net, was geht denn das mich an."

„Da kriegt man ja ordentlich Lust, Uhrenfabrikant zu werden oder was anderes, wenn man Sie so reden hört."

„Herr, wenn Sie Gelegenheit dazu hab'n, greifen Sie zu mit beiden Händen! Werden Sie Uhrenfabrikant, werden Sie Druckereileiter, werden Sie, was Sie wollen, es ist alles besser als Professor, glauben Sie mir! Warum sind Sie denn nicht zur Archäologie übergegangen? Sie scheinen ja Geld zu haben, aufgedraht haben Sie doch genug seit gestern."

„Das schaut nur so aus. Ich fühle mich halt noch auf der Reise, und auf der Reise bin ich ein bissel leichtsinnig. Zu einem Luxusstudium hat's auch bei mir nicht gelangt. Latein, Griechisch war eben das, was ich im Gymnasium am besten gekonnt hab', so bin ich Alt-Philologe geworden."

„No ja," meinte Gluckhenn, „sein S' mir net bös, Herr Kollega. Aber das müssen Sie mir doch zugeben, daß das keine Wissenschaft ist. Bitte, man kann sich ja krankachen, wenn man nur die Themen liest, die Ihre Herren Kollegen so als Dissertationen bearbeiten: ‚Die Copula bei Homer und Hesiod', ‚Der Hund bei Ovid'! Nächstens wird einer nachzählen, wie oft das Suffix ‚—que' im Vergil vorkommt. Und das muß dann noch alles gedruckt werden, womöglich im Programm des Gymnasiums, damit die Bub'n und ihre Eltern seh'n, wie g'scheit daß der Herr Professor ist. No ja," sagte er dann begütigend, „ich weiß schon, es wird auch noch was anderes gearbeit' in Ihrem Fach', Sie brauchen mich deswegen nicht gleich für ein' Trottel zu halten. Wenn ich mich halt so in die Gall' red', da übertreib' ich ein bissel. Und auf die Philologen hab' ich's überhaupt scharf, weil die meisten so hochmütig sind."

Digitized by Google

„Ich versteh' Sie schon."

„Also, da darf ich Ihnen auch eine G'schicht' erzählen: ein Kollege von mir hat als junger Doktor die philologischen Stipendiaten in Rom und Italien 'rumg'führt. No — sagt er, was net im Livius drinsteht, das hat gar kein Interesse für die Leut', die Kunstwerke haben sie sich kaum ang'schaut. Und wie sie fertig waren, hat sich einer bedankt bei meinem Kollegen und hat g'sagt: Wissen Sie, was mich am meisten interessiert hat, das war doch die Cloaca maxima! Also, was sagen Sie dazu? Aber net wahr, Herr Kollega, Sie sind mir nicht bös', daß ich das so erzähl'?"

Er legte wieder den Arm in den des jungen Kollegen, und so gingen sie weiter über den nachtschlafenden Platz. Ihre Schritte knirschten auf dem Pflaster, so still war's rundherum. Im Halbdunkel sah Lorenz dann ein paar von den Gästen aus dem „Krug zum grünen Kranze" kommen und in eine Seitengasse einbiegen. Bald darauf wurde drinnen das Licht ausgelöscht. Die Turmuhr schlug Mitternacht.

„No ja," fing Gluckhenn wieder an, blieb stehen und schaute zu dem Kirchendach hinauf, „schön ist so eine Nacht in der Kleinstadt schon, das muß wahr sein. Wenn man so durch die Stille wandert und die lieben alten Häuseln anschaut — wo gibt's denn noch so einen Frieden, möcht' man meinen. Ja, so schaut's aus ... Aber haben Sie denn eine Ahnung, was hinter allen den Fenstern vorgeht? Überall Parteien, Eifersüchteleien. Jeder möcht' eine Rolle spielen in so einer Kleinstadt, das ist den Leuten ihre Hauptsorge. Und Sie können's machen, wie Sie wollen, Herr Kollega, mit ein paar Leuten kriegen Sie immer Verdruß und Feindschaft. Da können Sie nicht ausweichen, das g'hört schon mit dazu. — Sind Sie Wiener?" fragte er dann.

„Nein, ich bin mit sechzehn Jahren erst hingekommen. Aufgewachsen bin ich auch in einer Landstadt und habe wunderschöne Erinnerungen an sie."

„Seh'n Sie, mein' ich, man kann nur e i n e Kleinstadt lieben: die Heimat, mein' ich, wissen Sie ... Ich bin da aus dem Gebirg' ... Du lieber Gott, wenn ich an das Nest denke, wie gern hab' ich das, wie freu' ich mich jedesmal, wenn ich hinkomm'. Wissen Sie, warum? Weil einen da die Leut' nix mehr angehen, weil man sie anschaut wie die Häuser und die Bäume. Sie gehören eben dazu, man hat sie gern, weil sie in das Bild hineingewachsen sind, das man mit sich durch die Welt trägt."

„Die sehen Sie eben auch selten und immer nur kurze Zeit."

„No ja, schon gut. Aber mein Vater, er war ein kleiner Maurermeister und hat sein Häus'l und sein Gart'l g'habt. Dort hat er sich eingesponnen mit seiner Familie und ist gewiß sehr glücklich gewesen sein Lebtag lang. Später is ihm schlecht 'gangen, er hat alles verkaufen müssen. Ja, ja, ich weiß schon, die Stadt und die Leut' allein machen's nicht. Ich kann mir schon denken, daß einer zufrieden sein kann in so einer Kleinstadt, ein Arzt vielleicht, der da sein lebendiges Arbeitsmaterial hat, das ihn den ganzen Tag beschäftigt, oder ein Kaufmann, dessen Interessen halt nicht weiter reichen, und dem im besten Fall eine Sommerreise genügt. Aber ich kann mir nicht helfen, für unserein' ist das nichts."

„Vielleicht ist das auch anders, wenn man verheiratet ist."

„Mag sein, aber mir scheint, da hab' ich schon den Anschluß verpaßt."

Nun waren sie beide still und gingen weiter, jeder mit den eigenen Gedanken beschäftigt. Nach einer Weile fing Gluckhenn wieder an. „No ja, sehn Sie, der Kollege Richter, der Naturhistoriker, der hat's gut. Für den ist die ganze Gegend ein wertvolles, interessantes Studienmaterial. Da ist kein Stein, den der nicht schon dreimal umgewendet, kein Tümpel, wo er nicht botanisiert und Käfer gefangen hat. Am Anfang hab' ich's auch so versucht, hab' das Stadtarchiv geordnet, ein bissel Lokalgeschichte getrieben. War auch manches Interessante dabei, aber auf die Dauer geht's nicht. Man kriegt einen engen Horizont bei der Spezialisierung, das is nix. So sucht sich jeder was dazu. Ich bin aufs Malen gekommen, Talent hab' ich g'rad soviel wie ein Zeichenlehrer, mehr nicht. Ich hätt' Ihnen Ihr Cello und die Musik net erst mieß machen sollen,

Digitized by Google

aber es ist halt wirklich sehr gefährlich. Und die andern Leut', wissen Sie, die saufen halt."

Aus einer Nebengasse kamen gerade zwei Männer. Der eine ging mit unsicheren Schritten auf dem Trottoir, der andere hielt ihn am Arm und wankte bald zu ihm hinauf auf den Bürgersteig, bald zerrte er ihn zu sich herunter. Dann wieder stießen sie einander an, taumelten gegen die Häuserwand, der eine tastete sich an dem Laubenpfeiler hin, während der andere stehen blieb, hin- und herschwankte und plötzlich mit gluckfender Stimme anfing zu singen: „Seff ... bleib do ... du weißt ja net ... wie's We ... Wetter werd ..."

Gluckhenn zog Lorenz weg und ging mit ihm auf die andere Seite des Platzes hinüber. „Da haben Sie's," sagte er. „Davon machen Sie sich gar keinen Begriff, was da zusamm'g'soffen wird. Die Lauso-Rotzbubia hab'n Sie ja g'sehn und unsern Stammtisch auch. Aber das ist noch lang nicht alles. Wirtshäuser gibt's da eine Menge, und überall Gesellschaften und Kreise. Der „Grüne Kranz," der hat die Vereine, die sich ein bissel nobler vorkommen, der ist das Zentrum, wissen Sie, weil da die Stadtvertretung verkehrt, die Honoratioren, und weil er im ersten Stock den großen Saal hat, wo alle Bälle und Unterhaltungen stattfinden. No ja, das werden Sie noch kennen lernen. Ist eine edle Sippschaft da beisammen. No — im Vertrauen gesagt, lang' werd' ich nimmer mitmachen."

„Haben Sie Aussicht, an eine andere Anstalt zu kommen?"

„Nein —. Bis Sie mich einmal besuchen, werd' ich Ihnen was zeigen, und dann können wir drüber reden."

Sie standen jetzt wieder vor dem Hotel.

„Alsdann, für heut': Gut Nacht, Herr Kollega, und sein S' mir net bös, ist mir halt einmal der Knopf aufgegangen. Hab' schon lang nimmer soviel g'red't. Macht der Wein von heut' nachmittag, ich bin das net gewöhnt. Und dann — es ist mir wohl auch selten ein neuer Mensch so sympathisch gewesen." Die fleischige Hand des Professors drückte fest die sehnige des jungen Kollegen. „No ja, wissen Sie, das hat mir g'fallen, wie Sie da am ersten Abend loskneipen und in der Früh dann so eins, zwei, drei aus der Haut fahren, möcht' m'r sagen, das is schon was, da hab' ich Respekt. Ich glaub' ja net, daß es Ihnen lang helfen wird, in so einer Kleinstadt bleibt nix verborgen. Aber das macht nix. Sie schaun auch net danach aus, als ob Sie ewig hierbleiben täten. No ja, also, daß m'r mal zu ei'm End' kommen, gute Nacht! Aber jetzt wart' ich vorm Haus, daß Sie mir net wieder auf Abenteuer ausgehn!" Er lachte.

„Keine Sorge!" Lorenz schüttelte kräftig die Hand, die noch immer in der seinen lag. „Gute Nacht, Herr Professor."

„Servus, und lassen Sie sich was Schönes träumen! Servus! Gute Nacht."

„Richtig," sagte er, als Lorenz die Glocke gezogen hatte, „also morgen schaun Sie sich die Wohnung beim Pohl an. Ich wohn' auch nicht weit davon. Postgasse 25, da können Sie mich gleich besuchen. Ich schreib' Ihnen auch die Adressen von den Kollegen auf, daß Sie Ihre Visiten machen können. Dann brauchen Sie nur noch zum Bürgermeister zu gehen. Und der Direktor wird morgen auch schon da sein. Also nochmals: Gute Nacht!"

Lorenz ging langsam die Treppen hinauf. Das war ja sehr trostreich, was der Kollege so über die Stadt erzählte. Man hätte beinah Lust, lieber Uhrenfabrikant zu werden, hatte Lorenz ihm entgegnet, und er dachte jetzt, was der andere wohl für ein Gesicht machen würde, wenn er wüßte, wieviel Ernst hinter diesen Worten liege.

⁂ ⁂ ⁂

Im Hause des Kaufmanns Pohl wurde seit dem frühen Morgen gescheuert und geputzt. Vor drei Monaten war der Finanzsekretär ausgezogen, und seitdem hatte das eine, größere Zimmer im Hintergebäude der Tochter des Kaufmanns als Wohnung gedient, während daneben das kleinere als eine Art Magazin und Rumpelkammer benutzt wurde. Nun sollte rasch alles hergerichtet werden, damit der neue Professor Gefallen daran finde. Den Laden mußte heute der Kommis allein versorgen; die beiden Lehrbuben, das Dienstmädchen, die Hausfrau und die Tochter — alle waren zum Reinmachen kommandiert und Pohl selbst rannte aufgeregt und schimpfend in den Zimmern und im Hofe umher. Er trug — wie zu Hause immer — statt der

Digitized by Google

Schuhe ein Paar Riemensandalen an den nackten Füßen, und da der Septembertag sich etwas kühler anließ, mochte der Naturheilkundige sich wohl erkältet haben. Er nieste immer wieder, schneuzte sich und fuhr lärmend unter die ganz verzweifelte Truppe, die sich vergeblich abmühte, rasch genug seine überstürzten Befehle auszuführen. Mit mißtrauischen Blicken durchforschte er jeden Winkel, musterte jedes Kistchen und jede Schachtel, die aus dem Durcheinander hervorgezogen wurde, und alle Augenblicke entdeckte er etwas, seinen Zorn und seine Aufregung daran zu erneuern.

„Wie kommt denn das daher?" schrie er und stieß eine Orangenkiste mit dem Fuß an. „Au!" Da hatte er vergessen, daß kein fester Schuh ihn schützte. „Aptschsss!" nieste er, während die reifen Früchte über den Fußboden kollerten. „Wer hat denn die aufg'macht? Natürlich, wo m'r net hinschaut, wird all's gemaust! Räuberbande verfluchte! Aptschsss ... Aptschsss ... Werd't ihr's gleich z'samm'nklauben, Diebsbuben elende! Wie viel haste denn schon aufg'fressen, seit die Kist' da oben is?" Er wandte sich an den einen Lehrjungen und packte ihn am Ohr.

„Au ... ich war's net!"

Pohl gab ihm auf alle Fälle eine Ohrfeige und erwischte den andern.

„Ich hab' nix g'nommen, ich hab' gar net g'wußt, daß da Pomeranzen sein! Au, lassen Se mich los!" greinte der. Und schon hatte auch er eine gefaßt.

Fräulein Mathilde schaute seelenruhig zu, wie die Lehrbuben dafür gestraft wurden, daß sie unlängst in der Nacht da drin nach Erfrischungen gestöbert hatte. Aber im gleichen Augenblick kehrte sich der Zorn des Vaters auch gegen sie. Unter den Kleidungs- und Wäschestücken, die die Mutter aus dem Schrank räumte, hatte er etwas Verdächtiges bemerkt. Er schlich sich hin und riß der Frau das ganze Bündel vom Arm. Nach rechts und links flogen die Sachen auf den vom Räumen verstaubten Fußboden, bis der Kaufmann das Ding erwischt hatte; da ließ er alles andere fallen und hielt seine Beute in wütendem Triumph zwischen den ausgebreiteten Armen: ein leichtes Unterleibchen.

„Aaaah ... hmmm ... ein Mieder ... so so ... da schau her! Meine Tochter trägt ein Mieder ... ei ei ei ... No wart', ich wer' dir zeig'n! Geb' ich dir dazu gute Lehren? Aptschsss ..."

Vergebens schrien die Frauen, daß das gar kein Mieder sei, daß keine Fischbeine drin wären, Pohl riß das Wäschestück mitten durch und schlug mit den Fetzen nach der Tochter. Die Lehrbuben lachten, und die Frauen weinten.

Klirr — da war die Magd mit dem Besenstiel in eine Fensterscheibe gefahren.

„Können Se net aufpassen, Sie Gans," schrie der Kaufmann, „demolier'n Se ei'm 's Haus auch noch! In der Küch' is wohl schon all's z'sammg'haut? Aptschsss ... Aptschsss ... Aber das sag' ich Ihnen gleich, das wird Ihnen vom Lohn abgezog'n! Ich wer' euch schon zeig'n, Bagage verfluchte!"

„Nur nicht aufregen, das schadet der Verdauung, Herr Pohl," sagte da eine fremde Stimme. Der Kaufmann drehte sich wütend um, aber gleich wandelten sich seine Mienen zu devotester Freundlichkeit.

„Die Ehre, Herr Professor ... entschuldigen schon ... Meine Frau, meine Tochter Mathilde ... Das is der Herr Professor Lorenz," stellte er vor. „Hab'n Se selber 'raufg'funden? No, das is recht ... Aptschsss ... Aptschsss ... Wer'n schon entschuldigen, Herr Professor, der Staub fährt ei'm halt in de Nas' ..."

Lorenz hatte sich vor den verlegen dastehenden Damen verbeugt. Die Lehrbuben gafften.

„Macht's eure Arbeit, Rotzbuben mistige," fuhr sie der Kaufmann an. „Ja, also Herr Professor, das wär'n jetzt die zwei Zimmer ... m'r sein grad' beim Z'samm'räumen ... Es hat nämlich meine Tochter jetzt da g'wohnt, und da schaut's halt ein bissel aus, wie in ei'm Saustall."

„Aber Papa —"

Pohl streifte sie nur mit einem Blick und begann dann die Wohnung zu rühmen: wie ruhig es hier sei und wie angenehm. „Keine Nachbarn rechts und links, unten hab' ich's Magazin ... Da sein Se ganz ungestört ... Und die Luft, bitte, der Garten vorm Fenster steht auch zu Ihrer Verfügung ... Aptschsss ... Aptschsss ..." Er wischte sich mit einem großen roten Sacktuch die Nase.

Digitized by Google

Lorenz beugte sich aus dem Fenster: ein schmales, ganz ungepflegtes Stückchen Garten mit einem einsamen Apfelbäumchen in der Mitte — das war alles. Aber rechts und links daneben schienen größere Hausgärten zu sein.

Fräulein Mathilde benutzte die Gelegenheit, mit der Schachtel, die ihren Geheimkram enthielt, rasch aus dem Zimmer zu schleichen. Die Mutter folgte ihr. „Ja," erklärte der Kaufmann, der Lorenz' Gesicht beobachtete, „früher, da war er natürlich größer, aber ich hab' müssen das Magazin bauen und einen großen Hof brauch' ich auch. Früher war der Garten grad' so schön wie die andern."

Lorenz wandte sich ins Zimmer zurück. Der Zugang durch den Hof, das enge Stiegenhaus, das mit allen Düften des Magazins erfüllt war, die Szene beim Eintritt — das alles hatte ihm wenig Lust gemacht, die Wohnung zu mieten. Er suchte nach einer Ausrede.

„Papierkorb ist keiner da," meinte er.

„Papierkorb . . . Aptschsss . . ." Pohl durchforschte das Zimmer. Aus dem Wust von Kisten und Gerümpel im Nebenraum holte er einen alten, etwas defekten Obstkorb hervor. „Da, den könnt' m'r ganz gut brauchen, den lass' ich von den Bub'n mit Seidenpapier auskleb'n, und rundumedum kommt auche in farbig's Papier, das wird ganz schön sein." Er hielt den Korb in die Höhe.

„Ja, ja," sagte Lorenz, „das kann ganz apart ausschauen . . ."

„Ich lass' Ihnen die Wohnung auch ganz billig . . . sag'n m'r mal, was halt der Herr Finanzsekretär gezahlt hat . . . vierzig Kronen mit Bedienung. Und wenn Se was zum Nachtmahl brauchen, is all's im Haus, können Se alles im Laden unten hab'n: Wurst, Käs', Salami, Butter, Fische, Eier . . ."

„Also," unterbrach Lorenz den Wortschwall, „ich kann mir die Wohnung ja noch einmal anschauen, wenn Sie mit dem Aufräumen fertig sind. Vielleicht Nachmittag?"

„In einer Stund' schon, wenn Se woll'n, is all's in Ordnung."

„Solche Eile hat's nicht. Im Laufe des Nachmittags, sagen wir."

Der Kaufmann geleitete ihn über die Stiege hinunter, durch den Hof und das Vorderhaus bis zur Straße. Lorenz atmete auf, als er ihn los war. — ‚Ich danke,' dachte er, ‚das hätt' mir grad' gefehlt! Na, im schlimmsten Fall bleibt ja das Hotel . . .' — Er schaute nach den Hausnummern: ‚15 . . . 17 . . . Da muß ja Gluckhenn ganz nahe sein . . .'

Da sah er im Schaufenster einer Papierhandlung einen gedruckten Zettel: „Hier werden Herren in Kost und Logis aufgenommen." — „Kost und" war mit Blaustift durchstrichen. Das Haus gefiel ihm; von der Tür aus sah er durch den Flur, daß ein großer Garten dahinter lag. Er ging also in den Laden hinein.

Hinter dem Pult erhob sich bei seinem Eintreten ein weißhaariger, etwa siebzigjähriger Mann von einem Sessel, stellte die Pfeife hin, schob die Brille auf die Stirn, und mit beiden Händen auf den Verkaufstisch gestützt, fragte er nach höflichem Gruß: „Womit kann ich dienen?"

„Sie vermieten Zimmer?"

„Ja, zwei Zimmer," sagte der Alte, „ein großes und ein kleines. Das große geht auf die Straße, das andere gegen den Garten zu. Sind einfach, aber gut möbeliert," er sprach sehr leise und fast dialektfrei. „Habe sie früher selbst bewohnt, solang noch die Kinder im Haus waren . . . ja . . . Will der Herr sie sehen?"

„Ja, gerne."

„Aber Kost können wir keine geben."

„Will ich auch nicht.

„Dann ist es schon recht . . . Sind Beamter hier? . . . Müssen entschuldigen, ich kenn' Sie nicht . . . Komm' halt wenig heraus . . . ja . . ."

Lorenz nannte seinen Namen und Stand.

„Das ist schön. Da wird sich meine Frau freuen. Haben auch einen Sohn, der Professor ist . . . in Graz . . . Georg heißt er, Doktor Georg Hoffmann, ja . . . Kennen ihn vielleicht? Nicht? Es gibt halt viele Gymnasien und viele Professoren. Ja . . . Deutsch und Geschichte trägt er vor . . . ja . . ." Er kam langsam vor das Pult. „Nun will ich dem Herrn die Zimmer gleich zeigen. So, den Laden sperren wir zu, es kommt jetzt so niemand; erst nächster Tage, wenn die Schulen beginnen, da wird's wieder leb-

Digitized by Google

haft. Dann hab' ich auch einen Gehilfen ... ja ..."

Auf einen Stock gestützt, ging er vor Lorenz her durch den Hausflur und über die Stiege hinauf.

„Müssen ein bissel Geduld haben, Herr Professor, es geht halt schon langsam ... Ist bei alten Leuten nicht anders ... ja ... Früher bin ich auch so gelaufen wie Sie ... Wenn man Großvater ist, braucht man nicht mehr zu tanzen und zu springen ... Das tun dann die Enkel ... ja ... ja."

„So —," sagte er, „hier ist es, ganz abgeschlossen, ganz für sich. Jedes Zimmer hat einen eigenen Eingang vom Stiegenhaus ... ja ... Dann haben wir da noch einen Mieter ... ist auch erst kurze Zeit in der Stadt ... Herr Doktor Valentin, von der Bezirkshauptmannschaft ... ja ... sehr ruhiger Herr ... sehr feiner Herr auch ... ja ..."

Er öffnete die Tür. „Das ist das kleine Zimmer, daneben das große. Können auch eins allein haben. Bis jetzt haben wir sie immer zusammen vermietet gehabt ... War der Herr Bezirksschulinspektor hier, der ist versetzt worden, haben geglaubt, der Nachfolger wird es nehmen ... ja, haben erst heut den Zettel herausgehängt, weil wir gehört haben, der neue Herr ist verheiratet ... ja ..."

Lorenz hatte sich indessen umgeschaut. Das schmale Gartenzimmer war als Schlafraum, das andere als Arbeitszimmer eingerichtet mit prunkloser, bürgerlicher Bequemlichkeit. Ein paar alte Familienbilder und zwei eingerahmte Stahlstiche hingen an den Wänden. Durch die offenen Fenster des Gassenzimmers schien die Sonne herein.

„Ist halt alles sehr bescheiden," sagte der Papierhändler.

„Ganz wundervoll ist es, Herr Hoffmann, wir sind schon einig, wenn Sie's nicht gar zu teuer machen."

„Gefällt's Ihnen, ja? Das ist recht. Nun will ich nur meine Frau holen, das Vermieten ist ihre Sache ... ja ... Nehmen Sie, bitte, Platz, bin gleich wieder da ... ja ..."

Lorenz trat an das Fenster des Schlafzimmers. Der schöne, sauber gehaltene Garten unten lag friedlich im Sonnenlicht. Der Schatten des Hauses reichte nur wenig über den Hof weg. Zu beiden Seiten schlossen sich Gärten an und auch gegenüber hinter dem Zaun, der den Besitz begrenzte, lag noch ein Stück fremden Gartens, so daß das Nachbarhaus ganz hinter Bäumen versteckt blieb.

„Schön Willkommen, Herr Professor!" Lorenz drehte sich rasch um. Die kleine, ganz ergraute Dame mit dem altmodisch glattgescheitelten Haar bot ihm freundlich lächelnd die Hand. Sie war wirklich vornehm in ihrer Einfachheit, und man konnte ihr ansehen, daß sie immer so sauber und adrett sei, und daß sie wohl nicht einmal die Schürze hatte zurechtzupfen müssen, bevor sie den Fremden begrüßen kam.

„Hab' schon gehört, Herr Professor, die Zimmer wären Ihnen recht. Sollen auch sonst immer zufrieden sein. Will mich selbst um alles kümmern, immer denken: wenn's mein Georg in der Fremde so gehabt hätte, ja ... jetzt ist er schon verheiratet ... ja ..."

„Aber Sie brauchen nicht zu fürchten," setzte sie gleich hinzu, „daß ich zudringlich werde. Will nur Ihre Sachen bemuttern ... ja ..." Sie lächelte.

„Kann mir selbst vielleicht auch nichts schaden."

„Nein, nein, die jungen Herren haben das nicht gern. Ist auch ganz gut so."

Man unterhielt sich noch eine Weile. Der Preis der Zimmer war etwas höher als bei Pohl. Aber Lorenz erklärte sich gleich einverstanden. Dann ging er zu Gluckhenn. Auf der Straße grüßten ihn ein paar Knaben von etwa vierzehn Jahren mit schülerhaftem Respekt; sie hatten ihn gestern in Begleitung des Professors gesehen und wußten: das war der Neue.

Vom Fenster herunter rief Gluckhenn dem Besucher Guten Morgen zu und begrüßte ihn dann an der Stiegentür: „Ausgeschlafen? Haben's wohl sehr nötig gehabt, was? No ja, dürfen mir nicht bös sein, Herr Kollega. Bin gestern halt ins Predigen geraten, kommt selten vor. No ja, also wie ist's, haben Sie bei Pohl gemietet?"

Lorenz erzählte.

„Mensch," rief da der Professor. „Sie hab'n aber wirklich eine Mohrensau — verzeihen Sie das wahre Wort. Aber daß Sie als Fremder gerade die schönste Junggesellenwohnung der Stadt finden,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

dazu g'hört schon wirklich Glück. Daran hab' ich gar net gedacht, daß die frei sein könnt'. No ja, danken Sie Gott! Freilich," sagte er dann, „den ersten Feind haben Sie jetzt auch schon, das verzeiht Ihnen der Wasserapostel nicht. Passen Sie auf, was ich Ihnen g'sagt hab'. Aber macht nix, einer muß der erste sein, und Feinde krieg'n Sie auf alle Fälle. Wo die Leut' so eng beisamm' hocken, da kann m'r halt net vorbeigehn, ohne irgendwo anzustoßen. No ja ..."

„Sie waren schon fleißig —" Lorenz schaute auf das halbbeschriebene Blatt Papier, das auf dem Schreibtisch lag.

„No ja, halt ein bissel, heißt net viel ... Sehn Sie," sagte Gluckhenn, „das ist mein Geheimnis." Er holte einen Stoß Zeitschriftenhefte vom Bücherschrank und blätterte in den Seiten. Es war eine wissenschaftliche Revue für Geschichtsforschung. Da und dort wies er mit dem dicken Zeigefinger auf einen Aufsatz, eine Buchrezension, die Dr. G. Henn gezeichnet waren. „No ja, hab' mir meinen Namen ein bissel verschönert. Kikeriki schrein meine Bub'n, bevor ich in die Klass' 'reinkomm', und manchmal tun sie mir ein' Gockelhahn an die Wand malen. No ja," er lachte, „wenn's den Bub'n Freud' macht, mich geniert's net, und lang werden sie mich so nimmer uzen."

„Sie müssen ja enorm viel arbeiten." Lorenz blätterte selbst in den Heften weiter. Immer wieder stand der Name Dr. G. Henn da.

„Wissen Sie, in der Kleinstadt hat halt der Tag wirklich vierundzwanzig Stunden." Der Professor lachte wieder. „Aber das is ja lauter Schmarrn," meinte er, „das heißt all's net viel. Da schaun Sie her, das is schon eher was." Er zog ein dickes Manuskript aus dem Schreibtisch: „Versuch einer Geschichte des deutschen Handels seit dem Dreißigjährigen Kriege" stand darauf.

„Ist meine Habilitationsschrift," sagte Gluckhenn und strich fast zärtlich über den Einband. „Ist schon in Wien approbiert. Aber bitt' schön, Herr Kollega, es weiß noch kein Mensch hier was davon. Ich mag net mit den Leuten davon reden. Sie sagen's niemandem, net wahr? Ich könnt' ja auch noch durchfallen beim Kolloquium." Er lächelte.

„Wenn Sie sich in Wien habilitieren, da müssen Sie dann halt schauen, daß Sie auch an ein Wiener Gymnasium als Professor kommen."

„Ich werd' mich hüten, davon hab' ich jetzt grad genug."

Lorenz schaute ihn an.

„No ja, weiß schon, was Sie meinen, von der Dozentur kann man nicht leben... Freilich nicht ... Aber jetzt kommt ja erst das schönste Geheimnis. Ich will's Ihnen zeigen, Sie dürfen nur nicht davon reden, nicht wahr?" Er reichte ihm einen Brief. Der Verlag der historischen Revue schrieb, es sei ihm von befreundeter Seite mitgeteilt worden, daß Gluckhenn nach Wien als Universitätsdozent übersiedeln werde; und der Verlag fragte an, ob er vom 1. Januar oder 1. April an unter günstigen Bedingungen an Stelle des ausscheidenden Universitätsprofessors N. die Chefredaktion des Blattes übernehmen wolle.

„Ich gratuliere," sagte Lorenz, „das ist sehr schön für Sie — weniger für mich, wenn ich Sie schon verlieren soll, wo wir uns kaum kennen gelernt haben."

„No ja, vielleicht finden wir uns in Wien wieder." Gluckhenn räumte das Manuskript ab. „Ich wünsche Ihnen auch was anderes als ein Gymnasiallehramt, wenn wir uns dann treffen."

„Das wäre schon möglich," Lorenz trat ans Fenster und schaute nachdenklich auf die Straße hinunter. Gluckhenn wartete. „Also," sagte Lorenz, ohne sich umzudrehen, „ein Vertrauen ist des andern wert, ich will Ihnen auch etwas verraten." Und langsam und stockend, dann immer lebhafter erzählte er.

Gluckhenn hörte aufmerksam zu, begann auf- und abzugehen, blieb stehen, ging wieder weiter, endlich aber schlug er mit der Hand auf den Tisch und schrie: „Herr, und das überlegen Sie sich noch?"

Lorenz biß die Zähne in die Unterlippe.

„No ja," sagte Gluckhenn, „da kann man Ihnen eigentlich schwer dreinreden, aber verstehen tu' ich's nicht."

„Ich will meinen Beruf nicht so geschwind aufgeben."

„Beruf ... Beruf ... Ist denn das ein Beruf, den Gebirgstrotteln da die Verba auf *μι* einzutrichtern?"

„Also meine Wissenschaft."

Digitized by Google

„Was wissenschaftlich daran ist, das krieg'n Sie nie mehr zu riechen, Herr Kollega, viel weniger zu sehen, zu spüren. Das können Sie viel eher betreiben, wenn Sie einen ganz fremden Beruf haben, weil Ihnen dann wenigstens die Sachen nicht durch solche Sisyphusarbeit verekelt werden. Greifen Sie zu, sag' ich Ihnen! No ja, Sie können's ja probieren, bleiben Sie halt vorläufig da . . ." Er schaute auf die Uhr. „Wir müssen jetzt hingehen ins Gymnasium, der Direktor wollte heute zurück sein. Da stell' ich Sie gleich vor. Und dann, während ich ihm die Sachen übergebe, können Sie Ihre Besuche machen. Ich hab' Ihnen da eine Liste aufgestellt;" er reichte ihm einen zusammengefalteten Zettel. „Zum Kollegen Richter, wissen Sie, zu dem Naturhistoriker, da gehn Sie zuletzt, rat' ich Ihnen."

„Warum gerade zu dem?"

„No ja, er ist ja ein lieber Mensch, aber sie ... Ich weiß nicht, ob Sie gern zuhören, wenn einer stundenlang spricht . . . Also die, die red't überhaupt immer, wissen Sie, da ist man ganz machtlos. Wenn die einmal angefangen hat, hört sie so bald nimmer auf. Wenn Sie sie unterbrechen, geht's erst recht los, weil sie dann die Zeit wieder einholen will. Da is schon besser, m'r wart't, bis sie müd' wird, und bei der ersten Pause Adieu."

„Richtig — Ihre Gemälde hätt' ich gern gesehen," sagte Lorenz, als sie schon auf der Stiege waren.

„Ach, den Schmarrn zeig' ich Ihnen 's nächste Mal."

Unterwegs fragte Lorenz nach der Art des Direktors. Ein lieber alter Herr sei es, erzählte der Professor, er kümmere sich wenig um die Lehrer, lasse alles gehen, wie es wollte. „Wenn er mal inspizieren kommt, dann werden sicher im Nebenhaus die Teppiche geklopft, daß er in seinem Bureau nicht schlafen kann und sich einen stillern Ort dazu suchen muß." Er warte offenbar nur noch das letzte Dienstjahr ab, um mit vollem Gehalt in Pension gehen zu können.

„Der Herr Direktor is schon oben," meldete der Schuldiener, als sie zum Gymnasium kamen.

„Nun bin ich neugierig," sagte Lorenz, als sie die Treppe hinaufstiegen, „ob mir meine Kneipgenossen auch als Schüler zugedacht sind."

„Darauf können Sie sich verlassen, bis jetzt hat noch jeder im ersten Jahr die Oktava gehabt."

Und richtig, als sie eine Zeitlang sich unterhalten hatten, sagte der Direktor: „Herr Kollege Lorenz, ich habe Ihnen die Achte in Latein und die Siebente in Griechisch gegeben und nur ein paar Stunden im Untergymnasium, weil ich mir dachte, daß es Ihnen für den Anfang lieber sein werde, mehr mit den erwachsenen Schülern zu tun zu haben. Ihre Zeugnisse lassen auch erwarten, daß Sie die besten Erfolge erzielen werden. In der Achten sind Sie zugleich Klassenvorstand."

Lorenz dachte: ‚Na — Servus, das kann ja gut werden . . .'

(Fortsetzung folgt)

Liebesbrief

Nach einer unbekannten japanischen Dichterin
von Hans Bethge

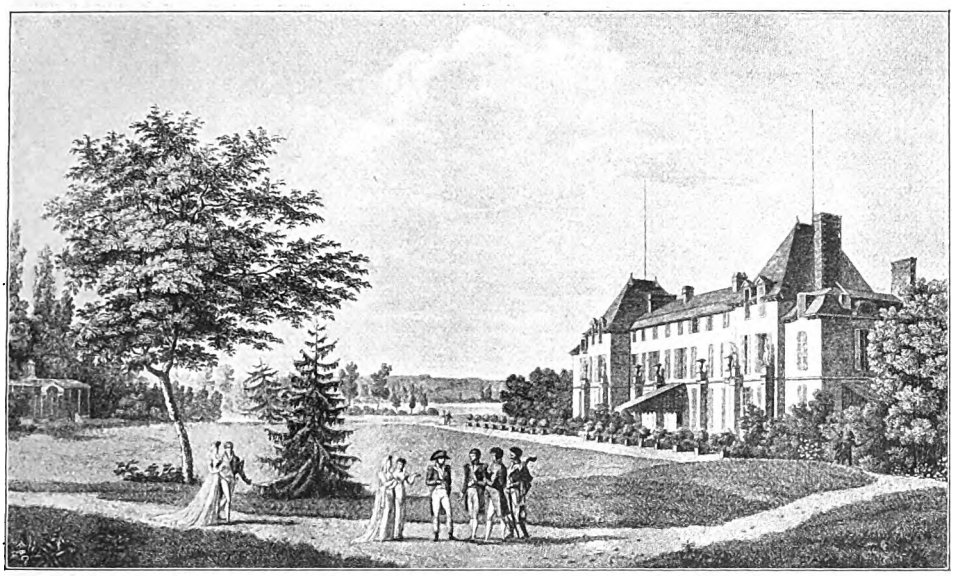
Groß ist mein Wunsch, dein Angesicht zu schauen,
Und groß ist meine Lust, mit dir zu plaudern, —
Doch muß ich solcher Freuden mich enthalten.

Denn wenn durch Zufall einer von den Meinen
Oder auch einer von den Nachbarn nur
Erführe, daß wir beieinander waren,

Ich würde Qualen leiden wegen des
Geschwätzes, das man führte. Daß mein Ruf,
Mein guter Ruf, verloren ginge, wär'

Mir völlig gleich. Doch würd' ich trostlos sein,
Wenn des verlornen guten Rufes wegen
Du weniger mich liebtest als zuvor!

Digitized by Google



Die Parkseite des Schlosses Malmaison

Malmaison. Von Karl Heinrich

Ein kleines Landhaus in Croissy. Es sieht aus, wie die meisten dieser kleinen französischen Landhäuser: ein bißchen mißtrauisch, ein bißchen geheimnisvoll und ein bißchen heruntergekommen. Reichtümer haben seine Bewohner wohl kaum zu vergeben, aber wer in Frankreich hätte jetzt wohl Reichtümer zu vergeben?! Man schreibt das Jahr 1794. Das Land hat alle möglichen Neuheiten bekommen, neue Ideen, neue Leute, neue Verfassungsformen, neue Provinzen, alles — aber kein Geld. Jedem fehlt es am Nötigsten; ein Laib Brot stellt fast Besitz dar.

Die Frau, die in dem kleinen Landhaus wohnt, quält aber den hübschen, leichtfertigen Kopf nicht mit Existenzsorgen. Sie guckt zum Fenster hinaus und freut sich, daß der milde Herbstwind ihr dunkelrote Blätter auf den bloßen Hals und in das zierlich gelockte Haar weht. Wenn ihr ein ganz tiefrotes, eines, das an Blut erinnert, auf die magere, braune Hand fällt, schrickt sie wohl ein wenig zusammen und schließt eine Sekunde lang, wie von einer Vision gequält, die Augen.

O, was für Zeiten hat die verwitwete Generalin Beauharnais hinter sich! Als halbwüchsiges Ding hat das pikante Kreolenfräulein Marie Rose Tascher de la Pagerie den Vicomte Alexandre Beauharnais geheiratet und mit ihm eine vornehme Ehe geführt, das heißt, er war so lange rechts gegangen und sie links, bis sie auf diesen völlig entgegengesetzten Wegen vor der Scheidung standen. Da kündigte sich mit unheimlichem Grollen der Orkan an, der die vornehme Welt mit ihren vornehmen Ehen wegfegen sollte, und nun finden sich die Gatten, wenn auch nicht in Liebe oder Verständnis, so doch in dem angstvollen Bestreben, der Guillotine zu entrinnen. Die Crapule ist Herr, darum muß man, so aristokratisch man sonst auch sein mag, der Crapule Konzessionen machen. Die Beauharnais geben also ihren jungen Sohn Eugen zu einem Tischler in die Lehre, ihre kleine Hortense wird Nähmädchen bei einer Schneiderin. Es hilft aber alles nichts, die Beauharnais sind als „ci devant“ verdächtig, und eines Tages sitzen sie beide im Gefängnis ... Der Vicomte verläßt es nur noch, um den fatalen Karren zu besteigen, gerade vier Tage vor dem neunten Thermidor, der Robespierre stürzte. Sie beugt sich weiter zum Fenster hinaus, atmet in tiefen Zügen die klare Herbstluft, hält die magern, braunen Hände gegen die Sonne und freut sich, daß sie ihr Blut noch darin schimmern sehen kann. Wer in einem Kerker gelebt hat, weiß alle kleinen

Digitized by Google

Schloß Malmaison

Wonnen des täglichen Daseins raffiniert auszukosten ... Zuweilen gehen ihre Blicke die Straße entlang, die von Croissy nach Paris führt. Sie horcht dann wohl auf, ob nicht Pferdegetrappel ertönt, Wagenrollen, ob nicht Besuch kommt: vielleicht ihre Freundin, die schöne Madame Tallien, die mit ihr im Kerker saß, um derentwillen Tallien Robespierre vernichtete, und die darum heute als „Notre Dame de Thermidor" in Paris vergöttert wird. Oder vielleicht kommt auch Barras, der amüsante, freigebige Barras, der zwar Direktor der Republik, aber doch Aristokrat von Geburt und also Zerstreuungen des ancien régime keineswegs abhold ist ... Wenn er kommt, geht's hoch her in dem kleinen Landhaus von Croissy. Er bringt Körbe Sekt mit, Delikatessen, Leckereien. Die Hausfrau borgt dann bei Familien, die in der Nähe wohnen, Tischzeug, Bestecke und Geschirr zusammen. Das lustige Staatsoberhaupt bringt ja meist neben der Fourage auch ein großes Gefolge mit, und der verlotterte Haushalt der Beauharnais' ist nicht auf große Feste und Gastereien eingerichtet. Sie ist zwar hübsch, wird mehr und anders verehrt, als es sich für eine Dame von gutem Ruf schicken möchte, aber zu den großen Liebeskünstlerinnen, zu den großen Bezwingerinnen und Ausbeuterinnen gehört sie nicht. Voll geheimen Neides blickt sie auf die Tallien, der Ströme Goldes durch die Finger rinnen, die einen Mann nach dem andern erobert, aussaugt und beiseite wirft. Sie, die Vicomtesse Beauharnais, muß schon ganz zufrieden sein, daß Paul Barras sie vor Armut schützt, ihr die verschwenderischen Hände immer aufs neue mit Geld füllt. Denn die Hände der Beauharnais sind nicht weniger unersättlich, als die der Tallien. O, wenn sie könnte, wie sie möchte! Planlos, rastlos würde sie verschwenden, Tausende, Hunderttausende, Millionen ... Sie kann aber nicht, wie sie will, sie frettet sich mit den heranwach-

Häuschen im Park zu Malmaison mit dem Arbeitskabinett Napoleons

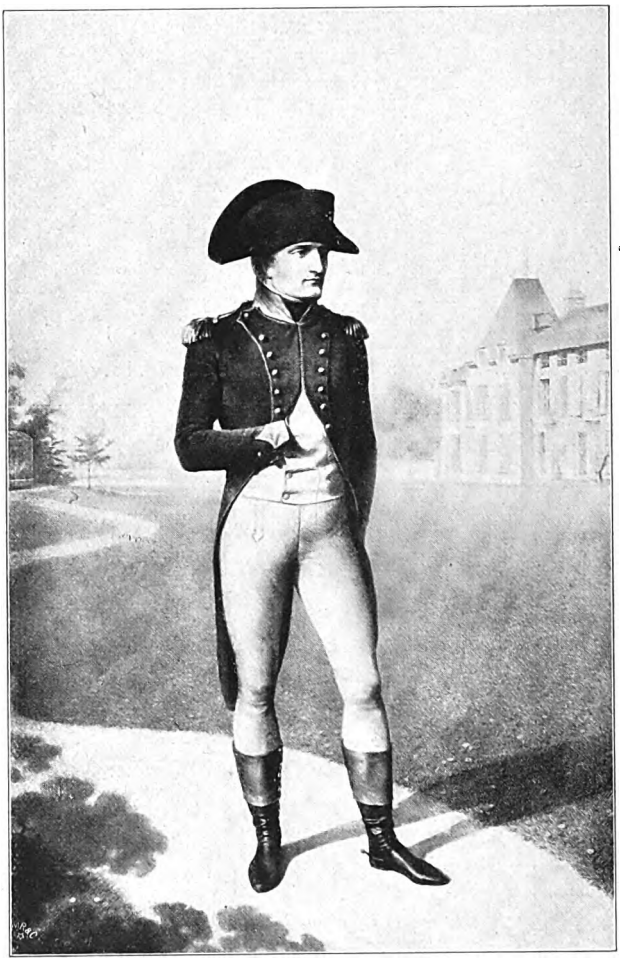
Digitized by Google

senden Kindern zwischen Luxus und Armseligkeit durch Liebschaften und Leben hin. Wenn sie könnte, wie sie wollte! Als erstes müßte sie Malmaison haben, den schönen, herrschaftlichen Ansitz, der jetzt den du Moleys gehört und den sie von Croissy aus täglich mit begehrlichen Augen erblickt. So gar herrschaftlich ist er nun eigentlich nicht, aber für Marie Rose, die nur das verlotterte Häuschen und Schulden hat, stellt er etwas vor. Was ließe sich alles machen aus dem behaglichen, langgestreckten Landhaus mit den schönen, alten Bäumen, den blumenbesprenkelten Wiesen und den kleinen Quellen, die da und dort, tief im Moos versteckt, aufspringen ... So sehr verliebt ist sie in Malmaison, daß nicht einmal sein ominöser Name sie abstößt, obschon sie sonst sehr abergläubisch ist. Malmaison — für Marie Rose würde der behäbige Besitz das Paradies bedeuten. Sie ist nicht nur verschwenderisch im albernen Putzdockensinn, unter ihren kostspieligen Neigungen hat sie auch hübsche und sympathische, die wie ein Erbteil ihrer südlichen Heimat anmuten. Sie liebt seltene Blumen, allerlei buntschillerndes Getier, wie sie es daheim, in St. Martinique, fleuchen und kreuchen sah. Wie arm an Blüten erscheint ihr, die eine halbtropische Flora gewöhnt ist, Paris mit seinen gezierten Blumenparterres und seinen einfachen Waldveilchen! Und statt all der Tiere, die sie gern hätte, besitzt sie nichts, als vielleicht einen Papagei im Käfig und den kleinen Kläffer Fortuné, dessen Gebell ihre Verehrer nervös macht, ganz besonders den kleinen General Bonaparte. Sie schüttelt den Kopf und zuckt ein wenig belustigt die Achseln.

„Est-il drôle, ce Bonaparte!“ hat sie manch liebes Mal zur Tallien, zu Barras, zu vielen anderen glänzenden Nichtigkeiten gesagt, in deren Salons sie den mageren, verwilderten General mit der Frisur à la chien und den tiefen Rätselaugen traf. Man hänselt sie wohl ob des seltsamen Bewerbers, dessen schlechte Manieren und frauenfremde Naivität merkwürdig abstechen von der Gesellschaft des ancien régime, die in ihren Formen ancien régime geblieben ist, wenn sie sich auch augenblicklich, unter dem Druck der Verhältnisse, als „citoyen“ und „citoyenne“ aufspielt. Fast unmöglich wäre in ihrer Mitte der Wildling aus Korsika, der nicht einmal die Tisch-

Wohnzimmer Napoleons mit seinen Möbeln von der Insel Elba

Digitized by Google



Napoleon I. als erster Konsul in Malmaison
Gemälde von J. B. Isabey im Museum zu Versailles

sitten beherrscht, aber man dankt ihm den Abzug der Engländer aus Toulon, die Niederwerfung des Aufstandes der Sektionen ... Er kann Frankreich gewiß noch sehr nützlich werden, und es gibt Leute, die der Witwe Beauharnais ernsthaft zureden, ihn nicht mit einem Korbe heimzuschicken. Sie hat sich die Sache auch schon reiflich überlegt. Sie steht zwar erst am Anfang der dreißig, aber ihr südlicher Reiz fängt schon an zu verblühen. Der Sohn ist fast erwachsen, die Tochter wird morgen schon die Kinderschuhe ausziehen; was wird übermorgen sein, wenn die Citoyenne Beauharnais verwelkt ist, außerstande, durch ihr bezauberndes Lächeln, durch ihre süße Stimme ihre Schulden zu bezahlen oder Gläubiger zu vertrösten?! Lebt wohl, ihr schönen Träume von Malmaison, niemals werdet ihr für Marie Rose Wirklichkeit werden! Marie Rose muß jetzt, so schwer es ihr auch fällt, vernünftig sein. Marie Rose muß trachten, eine leidliche Partie zu machen ... Wenige Jahre später ist Marie Rose Herrin von Malmaison und heißt nun, auf Wunsch ihres Gatten, Josephine. Sie hat 1796 den kleinen General geheiratet, dessen junger Kriegsruhm jetzt die Welt erfüllt. Schon hat er mit seinem Schwert die Epopöe des italienischen Feldzuges geschrieben, nun ist er nach Ägypten gezogen, um sich dort mit dem Erzfeind, dem Briten, zu messen. Ehe er abreiste, hat er den Wunsch geäußert, ein bescheidenes Landhaus in der Nähe von Paris zu kaufen, wo er von den Strapazen seiner Kriegszüge ausruhen könne. Sofort waren Josephinens Gedanken nach Malmaison gegangen; sie schlägt also Bonaparte das Haus ihrer Träume vor, und er, der alles will, was Josephine will, sagt ja. So erwerben die Bonapartes Malmaison um einen ziemlich hohen Preis; man weiß nicht mehr genau, ob um 160 000 oder um 225 000 Francs.

Die Dame Josephine ist jetzt in ihrem eigentlichen Element. Zunächst baut sie das Haus im Innern gründlich um. Nun, da sie nicht mehr die arme Witwe ist, da sie in den Reichtümern des siegreichen Gemahls wühlt und „Notre Dame de la victoire“ heißt, so wie die Tallien einst „Notre Dame de Thermidor“ hieß, nun genügt Malmaison mit seinen sieben Zimmern im Erdgeschoß, der Hühnersteigentreppe und den zwanzig unscheinbaren Gelassen des ersten Stockes nicht mehr für die Ansprüche des ersten Ehepaares von Frankreich. Josefine baut also um, soweit es die

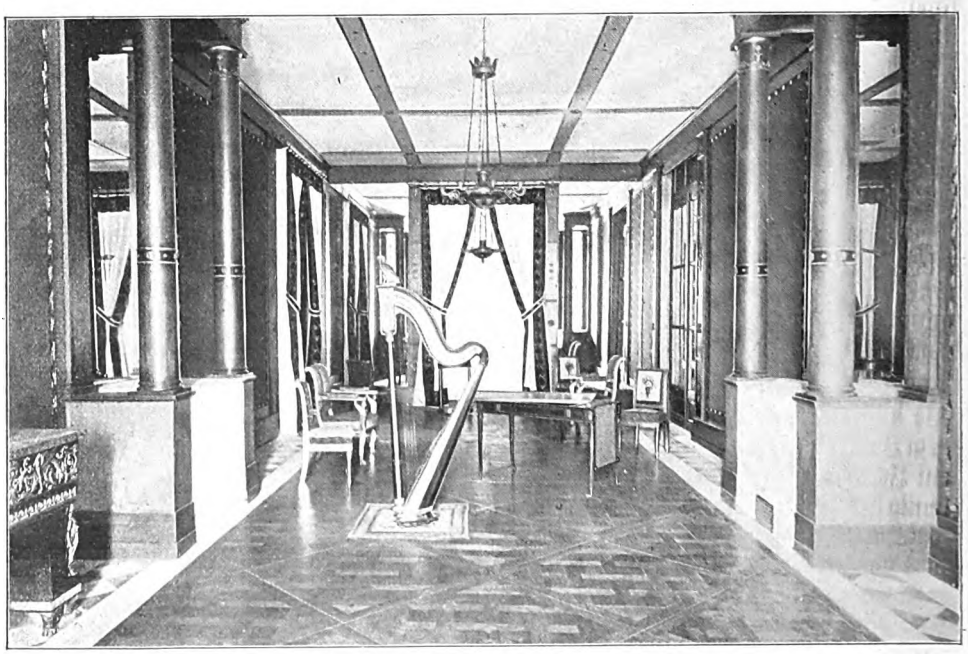
Digitized by Google

Digitized by Google

muß, weint sie wie ein Kind: „Zwei Jahre lang habe ich sie nun nicht sehen können, weil ich jedesmal zu Bonaparte mußte.“ Die seltsamsten Kreuzungen, Verschneidungen und botanischen Experimente werden in Malmaison vorgenommen; blühten doch dort 184 Arten von Blumen, die man nicht einmal im Jardin des plantes sehen konnte. Selbst England respektierte die Blumenleidenschaft der graziösen Feindin: wenn gekaperte französische Schiffe Blumen für Malmaison tragen, so behält die englische Regierung die blühende Fracht nicht etwa zurück, sondern schickt sie galant an Madame Bonaparte . . .

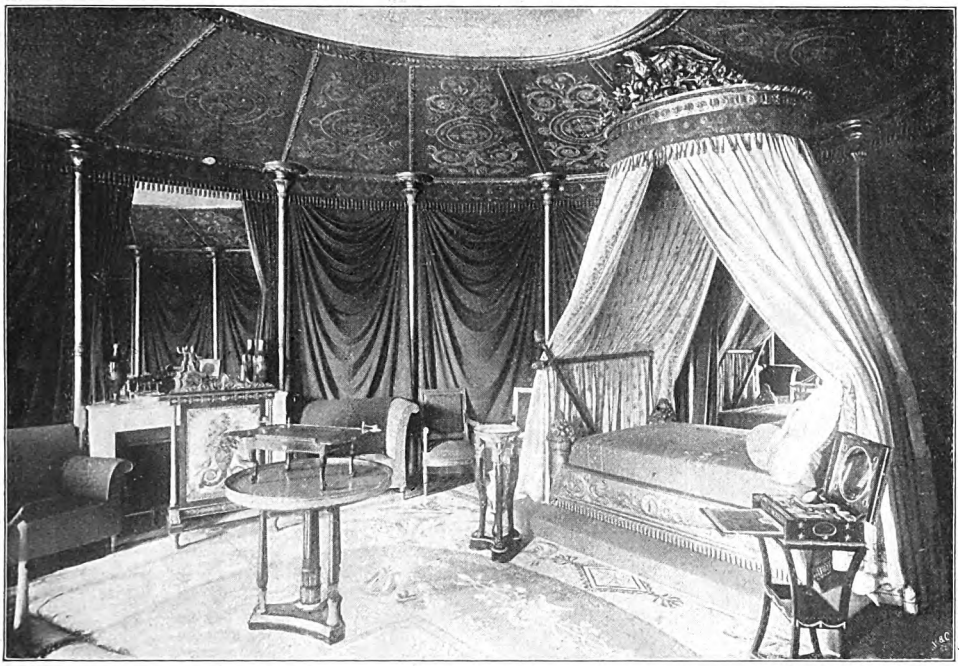
Aber auch die Tierwelt kam in Malmaison zu ihrem Recht. Auf stillen Wasserläufen breiten schwarze Schwäne ihr nächtiges Gefieder, auf saftigen Weiden grasen die schlanken Pferde aus Ouessant, unter alten Linden traben mit schwermütig gesenkten Häuptern wollige Merinoschafe, und wie einst in Klein-Trianon, so gibt es auch hier eine Meierei mit Schweizer Kühen und echten Schweizern. Ja selbst das Hochgebirge hat Josephinen seinen Tribut entrichten müssen: über den wehenden Rasen jagen großäugige, zitternde Gazellen in dämmerige Laubgänge hinein. Ein bezauberndes Frauenreich ist es, das sich Josephine hier geschaffen hat, und Zauber strahlt von ihr aus, wenn sie durch ihr sanftes Königreich schreitet. Nur einmal guckt ein Zipfelchen Negergeschmack durch ihre anmutigen Neigungen: es gibt in Malmaison auch einen Orang Utang, der, als Herr angezogen, im Park herumläuft und bei Tisch speist.

Solange Bonaparte General gewesen, hatte man in Malmaison nur vornehm bürgerlich gelebt; nach der Rückkehr von Ägypten (1799), mit dem Beginn des Konsulats, wird das Leben hier immer heiterer, immer geselliger, immer glänzender. Nach Malmaison flüchtet Napoleon immer wieder aus den Tuilerien, die er „öde, wie die Macht selbst“ nennt. In den bescheidenen Räumen des Hauses prangen Siegestrophäen, Kunstwerke von unermeßlichem Wert, die Napoleon von seinen Feldzügen mitgebracht hat; selbst draußen, vor dem Eingangstor, erzählen zwei rosenrote, mit Hieroglyphen bedeckte Obelisken von der Fahrt ins alte Wunderland. Im Hause drängt sich alles, was damals in Frankreich Anspruch auf Bedeutung, auf Geist, auf Kunst, auf Schönheit oder Zukunft erheben konnte. Es war ein Hofhalt



Musiksaal im Schloß Malmaison

Digitized by Google



Schlafzimmer der Kaiserin Josephine, in dem sie im Jahre 1814 verschied

im freiesten und schönsten Sinn; keine Etikette zwang, keine leere Form, nur die Allmacht eines einzigen Genies ... Ein Genie, das noch jung war und jetzt, nach einer harten Jugend, mit fast kindlicher Freude die Süße jedes einzelnen Tages umarmte. Alle Wochen einmal freilich, Mittwoch, gab es ein feierliches, offizielles Diner für Staatsmänner und andere würdevolle Persönlichkeiten, aber an allen anderen Tagen widerhallte das Haus von Fröhlichkeit und übermütiger Jugend. Die Geschwister Bonaparte waren ja damals alle jung, lebten in jungen Ehen und hatten kleine Kinder; Napoleon selbst wirkte neben seinen Stiefkindern wie deren älterer Bruder. Und all diese heißen, gesunden Menschen, die eben erst vom Glück nippten und schon leicht davon berauscht waren, tummelten sich nun um die Wette mit Gazellen und Pferden im Park umher. Man schiebt Kegel, spielt auf dem Rasen Ball- und Fangspiele, ergötzt sich beim Barrenlaufen und will sich halbtot lachen, wenn der Konsul über eine Wurzel stolpert und lang hinschlägt. Auch an künstlerischen Zerstreuungen ist kein Mangel. Längst ist im Haus ein eigenes Theater gebaut worden, auf dem neben Stücken allerart auch Dichtungen der blonden Hortense aufgeführt werden, die sie zur Verherrlichung des geliebten, des vielleicht zu sehr geliebten Stiefvaters gedichtet hat. Talma rezitiert, die Grassini singt, und wie sie ihr Auditorium, so hält ihr Auditorium ganz Europa in Bann ...

Seine kühnsten Pläne, seine fruchtbarsten Ideen hat Napoleon auf verträumten Schlendergängen durch die sommerliche Heiterkeit Malmaisons entworfen, oder in dem winzigen Kiosk, der sein Arbeitszimmer darstellte, ausgearbeitet. In Malmaison faßte er den Plan von Marengo, noch heute rauscht die dunkle Zeder, die Josephine mit eigener Hand zu Ehren dieses Sieges pflanzte. In Malmaison hat er dem verwilderten Land ein neues Gesetzbuch geschrieben. In Malmaison trafen eines Abends die Dorfglocken von Rueil ihm Ohr und Herz so mächtig, daß er in die Worte ausbrach: „Welch einen Eindruck müssen diese Töne auf einfache und gläubige Menschen machen! Geht, Ihr Philosophen und Ideologen, das Volk muß eine Religion haben!"

Und das Konkordat wird geschlossen.

Digitized by Google

Thronsessel Napoleons I.

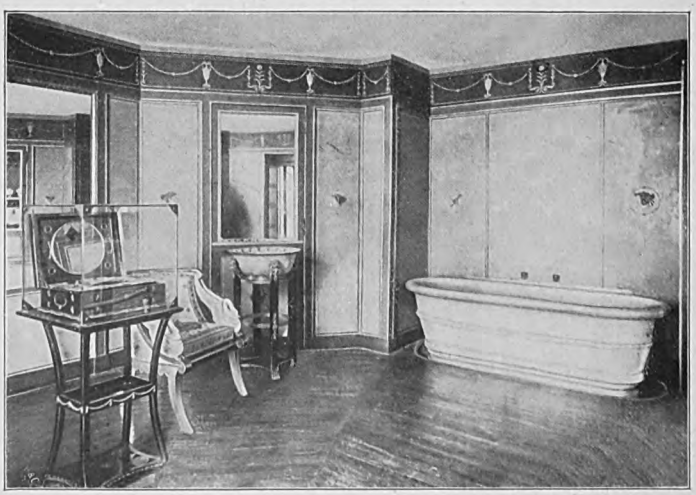
Fünf Jahre nur (1799—1804) dauert die fröhliche Glanzzeit Malmaisons. Die Erschießung des Herzog von Enghien bildet dann den blutigen Auftakt zur Kaiserweihe in Notre Dame. Nun tritt Malmaison mit seinen bescheidenen Raumverhältnissen immer mehr in den Hintergrund vor Saint-Cloud, Fontainebleau, den Tuilerien oder dem Kriegszelt. Zwar prangt nun überall das „N" mit der Kaiserkrone, zwar verlebt der Gewaltige immer noch seine menschlichsten Stunden hier, aber die Zeiten des Idylls sind unwiederbringlich dahin. Die Epopöe will sich zum Drama wandeln, dessen letzter Akt auf St. Helena spielen wird . . .

Einmal noch, im Jahre 1809, herrscht große Aufregung in Malmaison. Die ganze Dienerschaft ist versammelt und blickt mit ängstlich gespannten Mienen die Straße nach Paris entlang, die Marie Rose einst nach der Tallien oder nach dem hübschen Barras abgespäht hatte. Eine gold- und purpurstrotzende Glaskutsche rollt heran, in der eine verweinte Frau sitzt — die verstoßene Josephine. In Paris wird bald die Habsburgerin einziehen, darum kehrt die Kreolin zurück in das anmutsvolle Königreich ihrer Jugend und ihrer Blumen.

Es gibt ein hübsches Gedicht über das Los der geschiedenen Josephine:

Josephine geht in Tränen,
Weinet unter Blumen fern,
Weinet bis zum Tod, erloschen
Ist mit ihr Napoleons Stern.

Leider entspricht die Wirklichkeit dieser poetischen Vorstellung sehr wenig. Josephine hat durchaus nicht bis zu ihrem Tod geweint, sondern sich im Gegenteil recht gut amüsiert, und so wahnsinnig Geld verschwendet, daß Napoleon einmal bestürzt ausrief: „So kann es nicht weitergehen, sie darf nicht immer auf mich zählen! Ich bin ja sterblich, wie jeder andere auch." Er besuchte sie übrigens sehr häufig in Malmaison, wo sie wieder einen geselligen Kreis um sich zog



Baderaum Napoleons I.

Digitized by Google

und ihren Vertrauten gelegentlich mit dem gewissen Lächeln alternder Koketten zuflüsterte, daß dieser oder jener Prinz ihr einen Heiratsantrag gemacht habe . . .

Auch als das Schicksal Napoleons sich mit unheimlicher Schnelligkeit erfüllte, als die Schlacht von Leipzig geschlagen war und die verbündeten Heere in Paris einzogen, herrschte in Malmaison festlicher Trubel. Hier empfängt Josephine die Herrscher, die ihren Gatten besiegt und nach Elba geschickt haben. Hier umschmeichelt sie vor allem den Zaren Alexander, dem sie mit den diskreten Gesten einer aristokratischen Gelegenheitsmacherin die blonde Anmut der eigenen Tochter, der geschiedenen Prinzessin Louis Bonaparte, vorführt. Hier stirbt sie denn auch (am 29. Mai 1814) an einer Erkältung, die sie sich bei einem Fest, das die Vernichtung Napoleons feierte, geholt hatte. Von den Salutschüssen russischer Geschütze umbraust, von einem Ehrengeleit russischer Truppen umgeben, zieht die Leiche der ersten Franzosenkaiserin in die schlichte Dorfkirche von Rueil ein . . . Dann sieht Malmaison, wenn auch nicht das Ende, so doch den Abschluß des unvergleichlichen Weltdramas, das „Napoleon" heißt. Die letzten Tage, die ihm nach Waterloo in Frankreich gegönnt sind, verbringt der Kaiser hier, spricht mit Tränen von „der guten Josephine" und träumt von einem neuen Leben in Amerika.

Nun wandert das Schlößchen von Hand zu Hand. Zuerst gehört es Josephinens Sohn, Eugen Beauharnais, nach dessen Tod (1824) ersteht es ein schwedischer Bankier, dann die spanische Königin Marie Christine, die den herrlichen Park und die Silhouette der Architektur durch eine geschmacklose, gotische Kapelle verunzierte. Im Jahre 1861 kehrt es für kurze Zeit zu den Bonapartes, in die Hände Napoleons III. zurück. Nach dem Krieg von 1870/71 wandert es wieder ein Vierteljahrhundert lang von einem Besitzer zum andern, verlottert und verfällt derart, daß der Wächter, der im Gartenpavillon, dem einstigen Arbeitszim-

Ein Salon im Schloß Malmaison

Digitized by Google

mer des Kaisers, haust, den spärlichen Fremden, die Malmaison besuchen wollen, achselzuckend sagt: „Sie wollen Malmaison sehen? Da gibt's gar nichts zu sehen. Es hält kaum mehr ein Stein auf dem andern!"

Endlich kauft es der Bankier Osiris, verwendet große Summen, um Baulichkeiten und Park wieder in einen halbwegs würdigen Zustand zu bringen, und schenkt dann Malmaison dem französischen Staat.

So ist denn Malmaison zu einer Art Versailles des ersten Kaisertums geworden. Wenn es sich auch weder an Ausdehnung noch an steinerner Schönheit mit dem glänzenden Bourbonenschloß messen kann, so übertrifft es dies bei weitem an Stimmungsreiz und dem schwermütigen Zauber großer Erinnerung. Die Räume des Erdgeschosses sind wieder genau so eingerichtet worden, wie damals, da Napoleon und Josephine hier wohnten. Aus Museen und Privatbesitz sind die alten, trauten Möbel von einst wieder hergewandert, besonders aus Schloß Arenenberg, das die Kaiserin Eugenie bis vor wenigen Jahren besaß, und aus dem sie eine Fülle schöner und wertvoller Andenken an Malmaison schenkte. Die Gemächer sind zumeist mit hellgestreiftem Stoff bezogen, die zwei oder drei Repräsentationsräume vornehm und reich eingerichtet, aber bei weitem nicht so reich, wie heute irgendein Bankier oder Großindustrieller seine Salons möblieren läßt. Nur das von Gold und Purpursamt starrende Schlafzimmer Josephinens, mit den Goldschwänen als Bettschmuck, zeigt wirklichen Prunk. In Napoleons Schlafzimmer stehen grüne Brokatmöbel, die er auf Elba benützt hat, auch all seine Reiseutensilien, Klappschreibtisch, Reisetoilette und noch Intimeres ist vorhanden. Im Empfangssaal Josephinens sieht man ihren großen Stickrahmen und ihren Arbeitstisch mit dem verblaßten blauseidenen Nähbeutel, auch wird ein schöner Ofenschirm in Plattstich als ihrer Hände Werk gezeigt, obgleich sie nie eine Nadel zur Hand nahm und den Stickrahmen nur herstellen ließ, weil auch Marie Antoinette einen Stickrahmen besaß. So ist auch ihre große, mit dem kaiserlichen Adler geschmückte Goldharfe nur als Schaustück aufzufassen, denn die unmusikalische Josephine hat kaum je auf ihr gespielt oder zu ihr gesungen. Vielleicht das einfachste und gewiß das interessanteste Gelaß ist die Bibliothek Napoleons, in der er auch zu arbeiten liebte, mit großen Säulenschränken aus rotem Mahagoniholz, die fast ausschließlich historische und geographische Werke enthalten, mit dem mächtigen Schreibtisch, auf dem das Tintenfaß, der Leuchter und einige Bücher stehen — lauter Gegenstände, deren sich der Kaiser

Hortense de Beauharnais. Gemälde von Jean-Baptiste Regnault
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E., Paris und New York

Digitized by Google

persönlich bediente. Am allermerkwürdigsten aber wirkt der kleine Gartenkiosk, der ihm zur Sommerszeit als Arbeitszimmer diente.

Nichts Schöneres, als den Park zu durchstreifen, gleichviel ob im Sommer blühende Halme auf seinen Wiesen wehen, oder im Herbste die alten Bäume nachdenklich verblassendes Laub auf brennend rote Geranien oder auf violette, süßduftende Heliotrope niederfallen lassen.

Vielleicht steht Malmaison der Herbst, die Zeit schwermütigen Abschiedes, noch besser zu Gesicht, als der lachende Sommer. Die Luft zittert dann nicht von Schwere und Schwüle, sondern liegt blau und hell über den grünen Kronen von Buchen und Linden, wirft einen glitzernden Strahl auf ein verwittertes Götterbild, eine Handvoll Funken in einen verschlafenen kleinen Quell, breitet, als wäre es der Tag von Austerlitz, lichte Glorie um einen verblaßten Goldadler, der, wie vergessen auf schief gewehter Stange hockend, einen verfallenen Eingang bewacht. Die Brust weitet sich von Ahnungen und Wünschen, da das Auge über unermeßliche Rasenflächen, durch zitterndes, von Sonnenlichtern übersprungenes Gezweig hinauträumt auf die verschwimmenden Linien der Berge. — Rauschte da nicht ein Frauenkleid? Klang's von da drüben her nicht wie silberhelles Lachen? Wehen unter der Zeder von Marengo nicht die blonden Locken der heiteren Hortense? Und dort, in der schmalen Lorbeerhecke, durch die immer noch „le chemin de l'exil" führt, knirscht da nicht der Kies wie unter einem eiligen Männertritt, stampfen draußen vor dem Tor nicht die Rosse, und erschallt nicht zum letztenmal der Ruf: „Vive l'empereur!"?

Buntes Blendwerk unserer Sinne und unserer Seele!

Malmaison liegt feierlich und still, wie es einem Museum zukommt. Aber aus jeder Ecke seines Hauses, aus jedem Dickicht seines Parkes tritt die Erinnerung an den Einen, dessen Gegenwart es unvergänglich gemacht hat, und redet zu uns mit den Stimmen der Jugend und der Unsterblichkeit.

Amor-Tempel im Park zu Malmaison

Digitized by Google

Herzmannski der Getreue

Von Ludwig Ganghofer

Wie er — obwohl ein geborener Bayer — zu diesem polnisch klingenden Namen Herzmannski kam? Ich vermag nur eine Hypothese anzuführen. Seinen richtigen, bürgerlichen Namen hab' ich nie erfahren. Ich weiß nur, daß ihn alle Mitglieder der Familie Sterzenbacher, wie überhaupt alle Menschen, die seine eminenten Eigenschaften kannten, in zärtlichen Augenblicken mit dem Kosenamen „Manndi" riefen — vermutlich, weil er männlichen Geschlechtes war. Und wollte man ihm von aller Zärtlichkeit die zärtlichste erweisen, so nannte man ihn „Herzmanndi". Und da wäre nun die Hypothese aufzustellen, daß aus diesem zärtlichen Superlativ der polnisch klingende Name „Herzmannski" dadurch entstand, daß der Förster Sterzenbacher, der zwar ein weiches Gemüt, aber einen harten Kropf hatte, den Ausklang mancher Worte mit wunderlichen Zischlauten der Atemnot zu begleiten pflegte. Jeder Satz, den der Förster Sterzenbacher in lebhaftem Eifer von sich gab, endete mit einem eigentümlichen Gezwitscher, das so unnachahmlich war, daß man auf seine künstlerische Wiedergabe verzichten muß. Und daß Herzmannski unter Nachlaß der Taxen den historischen Beinamen „der Getreue" bekam — das verdiente er redlich, und zwar nicht nur durch die wandellose, jeder Legendenbildung entgegenkommende Treue eines 16jährigen Lebens, sondern mehr noch durch die psychischen Motive jenes dramatischen Vorganges, der sich mit Herzmannskis sinkenden Lebenstagen katastrophal verknüpfte. Denn Herzmannski bewährte seine Vasallentreue nahezu bis in den Tod, obwohl er kein japanischer Feldherr war, sondern nur ein oberbayerischer Dackel, geboren im Berchtesgadenerland, am Fuße des Untersberges, im Forsthaus zu Bischofswiesen.

Als selbstverständlich ist anzunehmen, daß Herzmannski auf der reifen Höhe seines Lebens ein Dackel von so stupender Klugheit war, daß, neben ihn gehalten, auch die berühmtesten Dackel der Fliegenden Blätter als Idioten erscheinen müssen. Herzmannski war ein Dackel, dem jeder Weidmann ein ewiges Leben in Kraft und Klugheit hätte wünschen mögen. Doch leider ist es nun einmal so auf dieser unvollkommenen Erde: auch der schneidigste und klügste Dackel wird alt und schäbig.

Herzmannski war es bereits.

Als er das zwölfte Lebensjahr mit schon etwas stumpf gewordenen Zähnen überschritten hatte, biß ihm ein alter, wütender Dachs das Unterkiefer so gründlich entzwei, daß es nur noch winkelförmig anheilte — wodurch für Herzmannski nicht nur das notwendige Bellen, sondern auch die noch viel notwendigere Ernährung wesentlich erschwert wurde. Und so genoß Herzmannski der Getreue im Forsthaus zu Bischofswiesen seit drei Jahren ein Gnadenbrot, das er nicht mehr beißen konnte. Deshalb verlegte sich dieser gescheiteste aller Dackel auf das Austrinken von rohen Eiern. Bekanntlich sind rohe Eier sehr nahrhaft, wegen ihres Stickstoffgehaltes. Aber es war das eine Ernährungsmethode, durch die sich Herzmannski bei allen Bäuerinnen von Bischofswiesen ungemein mißliebig machte. Diese verständnislosen Weibsbilder bezeichneten als unverzeihliches Verbrechen, was Förster Sterzenbacher an seinem Dackel als höchsten Gipfel aller Klugheit rühmte. „Jaa, Herzmannskerl, ganz recht hast, bist a gscheits Hunderl!" Die Bäuerinnen aber sagten: „So a Raubersbestie, so an unverschämte!" So sind die Ansichten der Menschen über die gleichen Dinge zuweilen sehr verschieden.

Bei der gespannten Aufmerksamkeit, mit der die Bäuerinnen von Bischofswiesen ihre Hennensteigen zu überwachen begannen, gestaltete sich für Herzmannski die stickstoffhaltige Ernährung immer schwieriger. Er kam von Kräften, und seine Muskulatur und sein Haarwuchs gerieten in eine erbärmliche Verfassung. Doch die wertvollste Qualität seiner tierischen Psyche, seine wandellose Vasallentreue, hielt ungebrochen stand. Kein Tag verging, an dem Herz-

Digitized by Google

mannski — wenn Förster Sterzenbacher mit der blanken Büchse und der schwarzen Kropfschlinge auf die Pirsche zog — seinem geliebten Herrn nicht mühsam nachzottelte, so weit die klapperig gewordenen Beine diesen Getreuen noch trugen. Versagte seine letzte Kraft, dann blieb er mit jappender Zunge stehen, guckte traurig seinem Herrn nach und zitterte seelenvoll an allen mageren Gliedern. Auch Förster Sterzenbacher hatte da immer schwere, sein weiches Gemüt bedrückende Momente, wenn er dem trauernden Herzmannski zurufen mußte: „No schau, wann's nimmer geht, so kehr halt um, sei gscheit, ich komm bald wieder heim!"

Die wunderliche Sache, die man „das Leben" nennt, wurde für Herzmannski immer schwerer von Tag zu Tag. Und als er ohne irgendwelches Aufsehen seinen sechzehnten Geburtstag gefeiert hatte, begannen sich bei seiner zunehmenden Greisenhaftigkeit allerlei morose Zustände an ihm zu entwickeln, unter deren Zwang er vollständig jene rühmenswerte Eigenschaft verlor, die ein terminus technicus der Dackelzüchterei als Stubenreinheit zu bezeichnen pflegt. Eine schmerzlich berührende Erscheinung ist das: ein reiches, bunt bewegtes Dasein fliegt in Stolz und Rausch und Kraft dahin — und der schwache Greis wird wieder zum Kinde — und hat zu seiner Hilfe mancherlei Hantierungen nötig, die ihm von schwachnervigen Naturen nur ungern geleistet werden.

So kam es, daß die Försterin Sterzenbacher eines Morgens erklärte: „Vater, jetzt geht's aber nimmer! Jetzt muß er furt, der Hund! Schau unser Haus an! Dös is ja schon der reine Schweinstall!"

Ein wunderlicher Irrtum unserer volkstümlichen Sprache: „Der reine Schweinstall!" Über dieses Wort erschrak der Förster Sterzenbacher so sehr, daß er im ersten Augenblick garnicht reden konnte. Herzmannski war ihm wie ein Stück seines eigenen Lebens. Sechzehn Jahre der Klugheit und Treue — so was reißt man nicht leicht von seinem Herzen los!

Aber schließlich sah es auch der Förster Sterzenbacher ein: Es ging nicht mehr!

Und da wollte er als Mann und Jäger ein tapferes Ende machen. Und solch ein echter, rechter Weidmannstod im grünen, rauschenden Walde! Das ist doch auch was Schönes! Nicht?

An einem leuchtenden Frühlingstage nahm Förster Sterzenbacher, bedrückt und bleich, den freundlich wedelnden Herzmannski mit hinaus in diesen — diesen grünen Wald. Die beiden kamen nur langsam vom Fleck — Herzmannski wegen seiner schwachen Beine, Herr Sterzenbacher wegen der Atemnot in seinem Kropf, der hinter der schwarzen Schlinge glänzte wie ein Zinnoberbergwerk. Viel gute Reden — wie der Dichter sagt — begleiten Herzmannski den Getreuen auf diesem „letzten Wege".

Und am Nachmittag kam Förster Sterzenbacher wieder heim ins Forsthaus — mit Herzmannski dem Getreuen, der schrecklich müde war.

Ein Blick der Verzweiflung war in den Augen des biederen Mannes, als er schnaufend erklärte: „Mutter, da kannst jetzt sagen, was d'magst — dös — dös gute, treue Hundl da — i hab's halt net firti bracht!"

Die Försterin war keine böse Frau. Doch weil sie nach Herzmannskis unerwarteter Heimkehr in das Vaterhaus gleich wieder reichliche Ursache vorfand, um in nervöse Ungeduld zu geraten — drum wurde sie grob. Der Förster geriet in Zorn und schrie so lange, bis ihm die Luft ausging. Und in diesem notgezwungenen, luftlosen Schweigen passierte dem von Sonne, Sturm und Wetter gebräunten und 107 Kilo schweren Jägersmanne, was ihm seit der Kinderzeit nicht mehr geschehen war — er mußte weinen.

Beim Anblick dieser kostbaren Männestränen schoß der Försterin das Erbarmen in die Seele. Und in schlafloser Nacht ersann sie einen Rat. Und sagte zu ihrem ebenfalls schlummerlosen Manne: „Du, Vater, jetzt weiß ich dir ebbes! Du brauchst nix tun dabei, und mußt dich net aufregen, und im Haus is endlich amal a saubere Ruh! — Da nimmst dir morgen a Wagerl, weißt, und fahrst auf Salzburg eini, in d' Veterinärschul! Da werden's wohl ebbes wissen, was net gar z'lang dauert und dem guten, treuen Hundl net weh tut!"

Am folgenden Morgen bekam Herzmannski der Getreue zum letzten Frühstück eine linde Leberwurst — weil er eine zähe

Digitized by Google

Salami nicht mehr hätte beißen können. Und der sparsame Förster Sterzenbacher spendierte zehn Mark für einen Einspänner und ließ den getreuen Herzmannski an seiner Seite auf dem Wagenpolster sitzen. Während der ganzen Reise schmachtete Herzmannski verwundert seinen Herrn an, der immerzu das Gesicht nach der anderen Seite drehte.

Das war eine harte Fahrt für den Förster Sterzenbacher. Und dann — in Salzburg — da kam eine noch viel härtere Stunde. Um in solcher Kümmernis doch auch ein bisserl Freude zu haben, kaufte sich Förster Sterzenbacher in Salzburg einen neuen, prachtvoll grünen Steyrerhut und steckte seinen schönen Gemsbart drauf. Und dann — — aber nein — ich will die Seelenkämpfe dieses braven Weidmannes mit Schweigen übergehen. Und will nur berichten, daß Förster Sterzenbacher mit seinem Einspänner, mit seinem neuen Steyrerhut — und mit einem fürchterlichen Rausch am Abend in Bischofswiesen wieder einrückte. Auch der Kutscher hatte schwer geladen. Nüchtern war nur der alte Schimmel — und Herzmannski der Getreue, der ein bißchen seekrank, sonst aber ganz lebendig wieder mit heim kam.

Förster Sterzenbacher konnte an diesem Abend nichts erzählen.

Erst am anderen Morgen, als er die Salzburger Kümmernisse ausgeschlafen hatte, fand er die Sprache wieder und sagte: „Weißt Mutter, a Strychnin hätten's ihm geben, dö studierten Schafsköpf! Aber was dös gute Hundl da leiden hätt müssen, dös weiß ich doch als Jager von die Füchs' her! Seit zwölf Jahr hab ich kein Strychninbrocken nimmer ausgworfen, weil mich d' Füchs derbarmt haben, d' Füchs! Und da hätt ich dem guten, treuen Hundl so ebbes antun sollen? Ah na, ah na!"

Die Försterin war rasend — denn die unleugbare Tatsache, daß Herzmannski der Getreue neuerdings das Forsthaus mit den Äußerungen seines Lebens beglückte, hatte 27 Mark gekostet. Sie war der Meinung, daß man das billiger hätte haben können.

Seit einem Menschenalter hatte Förster Sterzenbacher mit seiner Ehegesponsin Notburga friedlich gehaust. Jetzt war es zu Ende mit dieser Eintracht. Im Forsthaus kam es zu fürchterlichen Stürmen — bei denen das ganze Dorf in Mitleidenschaft geriet. 342 Menschen — die sämtlichen Einwohner von Bischofswiesen erörterten schließlich die spannungsvolle Frage, wie man Herzmannnski den Getreuen schmerzlos und am schnellsten aus der Welt verschwinden lassen könnte.

Zur Lösung dieser dunklen Frage fand sich ein Mittelsmann.

Damals lebte zu Bischofswiesen ein Mensch, welcher Schrabenhauser hieß und als Salzknappe im königlichen Bergwerk diente. Und dieser Schrabenhauser sagte eines Tages zum ratlosen Förster: „Du, Sterzenbacher, paß auf, ich weiß dir ebbes! Ja, du, da geht's fein gschwind! Und weh tut's gar net! Und eh dös gute Hundl ebbes merken kann, is alles schon vorbei!"

Mißtrauisch fragte der Förster: „Was wär denn nacher dös?"

Und der Schraubenhauer sagte: „Morgen auf'n Abend komm ich. Und bring's. Und nachher haben wir's gleich."

Sterzenbacher war weiter nicht neugierig. Er seufzte nur, tief und schwer. Und den ganzen folgenden Tag benahm er sich gegen den freundlich wedelnden Todeskandidaten mit solch einer rührenden Güte, daß Herzmannski den glücklichsten unter den zirka 5913 Tagen seines irdischen Daseins erlebte. Und dieser glücklichste von seinen Tagen sollte „sein letzter" werden. Eigentlich ein schönes Schicksal!

Es kam ein herrlicher, in Farben glühender, wundervoller Sommerabend.

Aber auch der Schrabenhauser kam.

Beklommen fragte der Förster: „Hast es?" Und der Schrabenhauser drückte das linke Auge zu und zwinkerte mit dem rechten. Und wollte was sagen.

Doch Sterzenbacher flüsterte: „Sei stad und laß mei' Alte nix merken! Die hat dös gute Hundl allweil so viel mögen! Die wird dem lieben Hundl hart nachtrauern. Und lang!"

Die beiden redeten scheinheilig vom schönen Wetter, traten arglos schwatzend aus dem Hof des Forsthauses auf die Straße hinaus — und Herzmannski zappelte langsam hintendrein.

Der Schrabenhauser sagte: „Zum Bach müssen wir abi, a bißl weit von die Häuser weg!"

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Förster schwieg. Und ging mit dem Schrabenhauser zum Bach hinunter.

Aber sei es, daß auch in der Tierseele so etwas Ähnliches existiert wie unheilvolle Ahnungen, oder sei es, daß der kluge Herzmannski nicht begriff, zu welchem Zweck sein treugeliebter Herr einen Weg betrat, den er sonst nicht zu gehen pflegte — kurz und gut, Herzmannski blieb erstaunt auf der Straße stehen und wollte nicht folgen. Und Förster Sterzenbacher sagte: „So a Hundl, so a gescheits!“ — und hatte nicht das Herz, dieses gute, kluge Hunderl ins Verderben zu locken.

Aber der Schrabenhauser — mit seinem angeborenen Vernichtungsgenie — hatte auch an diese Möglichkeit gedacht, zog aus der Joppentasche eine Käsrinde heraus und ließ Herzmannski an dieser köstlichen Sache schnuppern, immer wieder, bis sie drunten beim Bache waren — alle drei! Und da begann der Schrabenhauser sein geheimnisvolles Werk, indes im Abendschein der Wildbach melancholisch rauschte. Und leis bewegten sich die Weidenstauden — diese unentbehrlichen Gewächse aller Örtlichkeiten, an denen tragische Dinge sich ereignen sollen.

Förster Sterzenberger drehte wieder das Gesicht auf die Seite und klagte kummervoll: „Dös kann ich net anschaun — so a Hunderl, so a guts — da muß ich noch lang dran denken — was dös für a Hundl gwesen is!“

In seinem Schmerze sprach er bereits von einer vergangenen Zeit — ein bißchen voreilig.

Aber wirklich, er konnte nicht zusehen, wie der Schrabenhauser den liebevoll blickenden Herzmannski mit einem Stricklein festband an einen alten Pfahl, der neben dem gurgelnden Bach im Boden stak.

Und Sterzenbacher, immer mit abgewandtem Gesichte, sprach die schmerzvollen Worte: „Bloß dös Einzige kann mich trösten, daß dös gute Viecherl endlich amal erlöst is von seim unsaubern Altersleiden.“

Und während der Förster diese Worte herausstieß, band der Schrabenhauser dem treuen Herzmannski etwas an den Hals. Das war anzusehen wie ein Päcklein Rauchtabak mit einem langen, fadendünnen Schwänzlein. Und dann strich der Schrabenhauser ein Schwefelhölzl an und entzündete vorsichtig die meterlange Brandschnur der Schießbaumwollpatrone, die er aus dem Bergwerk mitgebracht und an Herzmannskis Hals befestigt hatte.

Ein feiner Rauchfaden erhob sich. Und verwundert betrachtete der kluge Herzmannski diese schwer erklärliche Erscheinung.

Der Schrabenhauser sagte: „So!“ Und faßte den tief bewegten Sterzenbacher an der Joppe. „Jetzt aber gschwind! Mach weiter! Flink! Da wird's gleich krachen!“

„Was? Krachen? Was?“ Und Sterzenbacher drehte das Gesicht. Er war des Glaubens gewesen: es handle sich um ein flink und schmerzlos tötendes Medikament. Doch als er jetzt die rauchende Zündschnur sah — da verstand er. Und schrie: „Du Narr! Ah na! So ebbes laß ich dem Hundl net antun!“ Und er wollte auch schon mit beiden Fäusten zugreifen, um den mörderischen Funken zu zermalmen.

Viel hätte nicht gefehlt, und Herzmannski wäre durch die treue Liebe seines Herrn abermals gerettet worden — zur Freude der Försterin. Doch erschrocken packte der Schrabenhauser den Sterzenbacher am Arm und versuchte ihn mit sich fortzureißen. Und kreischte: „Bist narret? Da kunnten mer hin sein alle zwei!“ Und weil der Sterzenbacher noch immer stand wie eine Säule, rannte der Schrabenhauser, der als Bergmann die Wirkung der Schießbaumwolle gründlich kannte, für sich allein davon.

Nun fuhr auch dem Sterzenbacher ein heiliger Schreck in die Wadenmuskeln. Er stammelte ein „Mar' und Joseph!“ — und fing zu springen an — sehr schnell. Und als Herzmannski der Getreue den 107 Kilo schweren Förster so angstvoll die Beine rühren sah, da dachte er vermutlich an irgendeine, seinem geliebten Herrn drohende Gefahr und dachte auch sogleich: ‚Da muß ich mit!‘ Er machte einen Sprung. Und überschlug sich beim Widerstand des Pfahles. Und mit den letzten Kräften seines alten Lebens begann Herzmannski zu reißen und zu zerren — bis das morsche Holz zerbrach. Und glückselig aufheulend rannte er mit der glimmenden Schießbaumwollpatrone seinem Herren nach.

Digitized by Google

Förster Sterzenbacher — so laut er beim Springen auch keuchte und mit dem Atem rasselte — hörte hinter sich den freudenreichen Spektakel seines immer näher kommenden Hundes. Er drehte im Springen das Gesicht. Und erschrak, daß er kreideblaß wurde. Sogar sein Kropf erbleichte. Und in Zorn und Sorge brüllte er: „Gehst weiter — du Mistviech, du gottverfluchts!" Und um die gute, aber in diesem Augenblicke höchst gefährliche Kreatur zu verscheuchen, raffte er mit beiden Fäusten vom Boden auf, was er da nur erwischen konnte — und warf — und sprang — und bombardierte wieder — und brüllte: „Mistviech, miserabligs!"

— Die menschliche Dankbarkeit! Für eines Tieres Treue bis in den Tod! — —

Herzmannski, dem sich der Rauch der Zündschnur schon um die Nase schlängelte, hielt verdutzt inmitten seines treuen Rennens inne und betrachtete nachdenklich seinen wie irrsinnig sich gebärdenden Herrn, der faustgroße Steine nach ihm warf, und Rasenbrocken, und Holzscheite, und Zaunlatten — und schließlich gar den schönen, in Salzburg neu erstandenen Steyrerhut mit dem kostbarsten aller Gemsbärte.

Herzmannski schüttelte die Ohren. Er begriff die Menschen und die Welt nicht mehr. Und hätte er ahnen können, wie bald er sie möglicherweise schon verlassen sollte — er selbst würde gesagt haben: „No also, fort, in Gottes Namen!"

Doch anstelle eines philosophischen Gedankens kam in seiner verblüfften Seele nur wieder die unerschütterliche Treue obenauf. Und da fing er von neuem zu rennen an. Immer auf der Fährte seines geliebten Herrn! Und trotz der Morosität seiner vier alten Beine kam er noch flinker vom Fleck, als dieser 107 Kilo schwere Mann, der nur zwei Füße zu verschwenden hatte. Förster Sterzenbacher fühlte plötzlich sehr viel Luft in seinem Kropf und konnte springen, wie er noch nie gesprungen war in seinem Leben. Und dennoch hätte Herzmannski der Getreue seinen Herrn eingeholt, wenn nicht plötzlich — als zwischen Sterzenbacher und Herzmannski nur noch wenige Meter Luftraum waren — die hohe Friedhofsmauer dagestanden wäre.

Verzweifelt machte der Förster Sterzenbacher einen Sprung und Purzelbaum — und 107 Kilo bayerischer Forstverwaltung lagen jenseits der rettenden Mauer. Während der roulierende Jägersmann über die kleinen Gräber unschuldiger Kindlein kollerte, dachte er: ‚So! Da können s' mich nachher gleich eingraben!'

Eine fürchterliche Detonation.

Die Berge warfen das Echo mit grollendem Hall zurück. Und von der Friedhofsmauer fielen Mörtelbrocken und große Steine herunter. Dann tiefe Stille.

Schwer aufatmend, nur langsam den zinnoberroten Kopf und Kropf erhebend, sagte Förster Sterzenbacher noch ein letztesmal: „So a Mistviech, so a miserabligs."

Dann guckte er vorsichtig über die schadhaft gewordene Friedhofsmauer.

Da draußen war nur ein kesselförmiges Loch im Boden zu sehen. Sonst nichts.

Herzmannski der Getreue war verschwunden, war vermutlich in Atome aufgelöst und mit dem Weltall eins geworden — schnell und völlig schmerzlos — wie es der Schrabenhauser versprochen hatte. Das war der Trost, an den der Förster Sterzenbacher sich klammerte. Und da kam in seiner tragisch erschütterten Seele plötzlich wieder die alte Liebe obenauf — und er sagte in tiefer Wehmut: „So a Hunderl — so a guts!"

Als Förster Sterzenbacher in der sinkenden Dunkelheit sein trautes Jägerheim erreichte — da war Herzmannski schon lang zu Hause.

Wie das zugegangen? Das wurde nie erforscht.

Die seelenvolle Schießbaumwolle hatte augenscheinlich nur gegen die Erde und gegen die Friedhofsmauer geschossen — nicht gegen den treuen Herzmannski, dem die zahlreichen Pferdekräfte des Luftdrucks möglicherweise sogar noch ein Stück des Heimweges erspart hatten. Weil er so schnell zu Hause war!

Ja! Es gibt Dinge im Leben, für deren Rätsel keine exakte Wissenschaft mehr ausreicht. Da muß man fromm werden und an Wunder glauben.

Und wenn Herzmannski der Getreue nicht inzwischen eines natürlichen Todes verblichen ist, so lebt er — zur großen Freude der Försterin Sterzenbacher — noch heute!

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Karl Schönherr, Schuldbuch (Leipzig, L. Staackmann) — Peter Rosegger, Mein Weltleben. Neue Folge: Erinnerungen eines Siebzigjährigen (Ebenda) — Ernst Zahn, Der Apotheker von Klein-Weltwil (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — Max Kretzer, Das Mädchen aus der Fremde (Leipzig, B. Elischer) — Alexander Castell, Capriccio (München, Albert Langen) — Hans Reisiger, Jakobsland (Berlin, S. Fischer) — Memoiren: Wenzel Krimer, Erinnerungen eines alten Lützower Jägers (Stuttgart, R. Lutz) — Der Hof Ludwigs XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon herausgegeben von Wilhelm Weigand (Leipzig, Insel-Verlag)

Bei dem überwiegend weichlichen, ja femininen Charakter unsrer nachnaturalistischen Dichtung freut man sich nachgerade wie ein Schneekönig, wenn man wieder einmal auf einen Mann stößt, auf eine Persönlichkeit, die aus härterem Holz geschnitzt ist. Hier und da kommt einer aus den Bergländern, aus der Schweiz oder aus Tirol; diesen und jenen senden wohl auch die altpreußischen Provinzen, über deren kargen Boden herbe Lüfte ziehn, aber alles in allem ist in der heutigen Literatur, in der man soviel ästhetische Feinheit für ein Butterbrot kaufen kann, kein Artikel rarer, als starke, harte, ruhige Männlichkeit. Die wenigen, die sie besitzen, haben mit der zeitlichen literarischen Entwicklung nichts zu tun; sie stehn abseits, wirken nicht auf die Jugend, und es ist ein Glücksfall, wenn eins ihrer Werke die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Der Tiroler Karl Schönherr hat mit „Glaube und Heimat" diesen Fall ja erlebt. Ein ganz männlicher Poet, hat er ein großes Publikum gepackt und geschüttelt. Aber sein Erfolg hat gar keine tieferen Spuren gezogen. Niemand, der ihm nachfolgt; keine Jugend, die zu ihm steht; er ist heut fast ebenso einsam, wie er war. Für die verfehltesten Schöpfungen von Frank Wedekind und Herbert Eulenberg hegt die literarische Gegenwart ein viel größeres Interesse, als für seine reifste Leistung. Er ist eben ein Außenseiter; er ist nicht „zeitgemäß"; er ist zu männlich. Besonders in Wien, der Hochburg der femininen und ästhetelnden Schriftstellerei, muß er sich wie der reinste Solokrebs vorkommen.

Vor einigen Jahren hat er ein paar kräftige Skizzen, darunter am schönsten die von kämpfenden oder raufenden Tirolern, in einem „Merkbuch" gesammelt; jetzt trägt er ein paar neuere Erzählungen in einem „Schuldbuch" zusammen (Leipzig, L. Staackmann). Der Band ist schmal, schmaler noch als der vorige. Unter den acht Einzelstücken, die er enthält, haben auch schon ein paar in einem jetzt wohl verschollenen Novellenbuche „Caritas" gestanden, das ich vor fast zehn Jahren an dieser Stelle besprach. Also besonders fruchtbar ist Karl Schönherr offensichtlich nicht. Alle diese ausgesprochen männlichen Poeten ackern auf einem harten und steinigen Boden, auf dem nur karge Ernten gedeihn. Verhältnismäßig sehr spät ist der Tiroler überhaupt in seine Bahn gekommen; daß er die erste Pubertät poetisch überschlagen hat, redet an sich schon eine deutliche Sprache; daß er jetzt Älteres bearbeitet, anstatt nach Neuem zu greifen, stimmt ganz dazu. Es ist ihm nicht gegeben, mit seligen und übervollen Händen zu verschwenden. Es ist seine, des Bauerndichters, Art, dem harten Boden die Frucht abzuringen und zäh zusammenzuhalten. Aber das Beste, was ihm schwer und langsam zuwächst, ist dann auch stark und wetterfest.

Über dem „Schuldbuch" ballen sich die Wolken viel düstrer, als über dem „Merkbuch". Schon der Titel soll darauf hinweisen, daß hier Tragödien gestaltet werden, daß hier ein Ankläger spricht und mit Verhältnissen, Möglichkeiten und Zuständen abrechnet, die das Konto der Zeit oder der Menschheit belasten. Aber niemals wird Schönherr zum Fastenprediger; selten und nur für Augenblicke streift er die unkünstlerische Satire; immer ist er der wuchtige Darsteller, dessen Ingrimm nicht als unbewachte, fressende Flamme zerstört, sondern als gefesseltes, zurückgedrängtes Feuer gleichsam von innen heizt und antreibt. Wie sehr er sich im Laufe der Jahre darin gemäßigt hat, lehrt gleich die erste Erzählung „Gottes Schwiegermutter". Mit tragischem Humor nennt sie sich selbst so, die einsame Mutter, die ihre Kinder verloren hat und zusehen muß, wie ihr Nesthockerl, ihr letztes, ihr rosiges Mädl eine „Braut Christi" wird. Es ist ein Kloster mit strenger Klausur, in dem die junge Nonne lebt, und als sie erkrankt, darf die Mutter nicht einmal zu ihr. Sie muß draußen bleiben, während drinnen ihr Kind mit dem Tode ringt, sie darf ihm nicht die Kissen zurechtrücken, und schauerlich klingt ihr anklagender Jammerschrei „Ausgesperrt!" durch die kleine Klosterkirche. In Schmerz und Ingrimm hatte Karl Schönherr am Schluß dieser erschütternden Erzählung einst gesagt.

Digitized by Google

daß es seine Mutter gewesen sei, die man auf solche Weise vom Sterbebett ihrer Tochter zurückgehalten hätte. Dieses persönliche und überraschend wirkende, aber doch auch unkünstlerische Bekenntnis hat er jetzt gestrichen. Man braucht nicht zu betonen, daß er recht daran getan hat. Denn nach wie vor bleibt der kleinen Geschichte die leidenschaftliche Eindringlichkeit einer persönlichen Schmerzerfahrung bewahrt, und auch so lehnt sich uns das Herz gegen Satzungen auf, die ähnliche Tragödien ermöglichen.

Nicht minder stark und unverbraucht ist der Stoff der zweiten Novelle: „Der Fanghund". In ehrlicher Not, um seiner hungernden Familie willen, hat ein Kerl gestohlen und gemordet, alle Gendarmen hetzen hinter ihm her, und der schwarze Silzer Postenführer, der „blutige Fanghund", erwischt ihn beinah. Der Mörder springt in den Inn, der Gendarm ihm nach, aber mit seinen schweren Ausrüstungsstücken gerät er in die reißende Strömung. Wirbel kreisen ihn ein, er ist verloren. „So helf mir Gott um Weib und Kind willen!" gellt sein Schrei in höchster Not übers Wasser. Da rettet ihn der Mörder, der selber um Weib und Kind willen zum Verbrecher geworden ist. Ein kurzer Dank; gleich ist der Gendarm wieder Gendarm und will den Mörder arretieren. Der rückt aus. Getreu seiner Instruktion brüllt ihm der „Fanghund" nach: „Steh oder ich schieße!" Und als der Flüchtling nicht hört, knallt er ihn nieder. Erstattet Meldung, wird belobt, ist aber innerlich zerrissen. Er spricht sich selbst das Urteil: „Als Gendarm gut — als Mensch ein Schweinehund! Mich hat es eingezwickt!" Und er erschießt sich.

Um eine ungefähre Vorstellung davon zu geben, mit welcher Konzentration und Kürze Schönherr schreibt, sei nur erwähnt, daß die ganze eben nacherzählte Novelle im Druck dieses Artikels etwa den Raum von einunddreiviertel Seiten einnehmen würde. Natürlich ist alles mit großen, wuchtigen Skizzenstrichen hingehauen, jede Reflexion, jede Schilderung vermieden, ein Äußerstes an reiner Darstellung erreicht. Das Ausmalen im Einzelnen bleibt dem Leser überlassen, doch ein kurzes Eigenschaftswort, eine gleichsam durch die Zähne gestoßene Bemerkung genügt für die nachschaffende Phantasie. Man erkennt den Dramatiker.

Zwei andere Skizzen handeln von den „Malheurkindern", die sich höchst unerwünscht eingestellt haben. Und vornehmlich im „Glückskind" wird zuletzt ein Trumpf ausgespielt, der alles niedersticht. Bevor da das kleine Lieschen, das immer nur Schläge bekommen hat, ins Wasser geht, zieht es sich das schöne Kleid der glücklicheren Schwester an, nimmt das Geld aus dem Sparschwein und macht sich noch eine frohe Stunde auf dem Ringelspiel, dem Karussell. Wie es sich da vor den andern Kindern als glückliches Prinzeßchen gibt und sich beneiden läßt, das ist gewaltig und herzerschütternd — ein paar Seiten, die den Meister zeigen. Am wenigsten behagen mir die satirischen Stücke, etwa die „Henkersmahlzeit" oder „Der Lebensretter": beide zu kraß und zu grausig, um noch ästhetisch wirken zu können. Dagegen läßt man sich die beiden Eheleute, den Kaspar und die Resi, die vor lauter Arbeit nicht zur Liebe gelangen können, recht wohl gefallen. Noch einmal: ein schmales Buch. Aber eins, das es in sich hat.

Der Tiroler mag dem Steiermärker die Klinke in die Hand geben. Peter Rosegger bringt uns eine neue Folge von „Mein Weltleben"; sie führt den Untertitel „Erinnerungen eines Siebzigjährigen" (Leipzig, L. Staackmann). Es ist ein Buch der „Nachträge"; es zieht die Hungerharke über abgeerntete Felder. Halm zu Halm ergibt eine Garbe. Es soll nach Roseggers Willen die letzte sein.

Der alte Poet will hier vor allem „solche Sachen erzählen, die sonst niemand angemerkt hat und weiß". So berichtet er in zusammenhangslosen Artikelchen von Eltern und Geschwistern, Nachbarn und Jugendkameraden, von seinem Lehrer und seinem Meister, von Frau und Kindern, von Erlebnissen und Ergebnissen. Immer mal wieder flimmert auf einem kurzen Satze der alte Roseggersche Schmelz, und wenn man nun schon auf eine einheitliche Lebensbeschreibung verzichten muß, so nimmt man mit Dank diese Biographie in Tablettenform entgegen. Man hört, daß Rosegger einmal beinah Volksschulinspektor geworden wäre; man vernimmt erstaunt, daß selbst er mit seinem „Heimgarten" unter Zensurschwierigkeiten zu leiden hat; man pickt sich dieses und jenes Korn auf und läßt sich direkt bestätigen, was man lange wußte: daß der steirische Volksschriftsteller sehr sensitiv und gegen Kritik empfindlich ist. Übrigens hat er da ein prächtiges Wort: „Tüchtiges schaffen, das hält auf die Länge kein Gegner aus."

Dann erzählt er von geistigen Wandergenossen: von Anzengruber, Baumbach, Pichler, Spielhagen u. a. Auch seine Hamerling-Begeisterung tritt nochmals zutage, aber er wird den Freund nicht retten. Ganz einig ist man mit ihm dafür im letzten Teil des Buches, worin er von seinen Aufrufen und Sammlungen für Kirchen, für Schulen und für die deutsche Schutzstiftung berichtet. Man sieht wieder, wie dieser Mann immer aufs Leben zielte. Er, der Katholik, hat Steine getragen zum Bau der evangelischen Heilandskirche in Mürzzuschlag; er hat ebenso für eine katholische Kirche gesammelt und bemerkt nebenbei, daß auch der weitaus größte Teil der hierfür eingegangenen Summe von — Evangelischen stammte; er hat mit solchen Werken der Liebe sich ebenso fest ins Gedächtnis der Menschen geschrieben wie mit den Werken seiner Feder. Ich glaube nicht, daß der dogmenschwere Monistenpapst und Sonntagsprediger Wilhelm Ostwald ihm

Digitized by Google

das so bald nachmachen wird. Sollen wir ihm nun glauben, daß dies seine letzte Plauderstunde war? Er steht schon auf und schaut nach der Uhr. Ich denke, er setzt sich noch einmal; es wird ihm noch manches einfallen. —

Der moralisierende und lehrhafte Zug, der allen Volksschriftstellern eigentümlich ist, prägt sich unverkennbar auch in dem Schweizer Ernst Zahn aus. Ob sein etwas starr umgrenztes Wesen auf die Dauer besonders reizen kann, bleibe dahingestellt, aber seine Bücher können dem Volke des Alltags den Rücken steifen und gehören deshalb in jede diesem Volke zugängliche Bibliothek. Nun tritt allerdings gerade in seinem neuen Roman „Der Apotheker von Klein-Weltwil“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) der pädagogisch-sittliche Charakter seines Schaffens weniger hervor als sonst, oder vielmehr: er zeigt sich in einer merkwürdigen Brechung. Ich halte es für möglich, daß viele der getreuesten Anhänger von Ernst Zahn diesmal ein wenig ratlos vor seinem Werke stehn und nicht wissen werden, von welcher Seite sie ihm näher kommen sollen. Denn die Hauptgestalt hat diesmal nicht wie Lukas Hochstraßer und die meisten früheren Helden etwas vom lieben Gott an sich, sondern, wie Rosaline richtig bemerkt, vom Teufel.

Woher der diabolische Apotheker am Anfang des Buches kommt, wohin er am Ende des Buches geht, das bleibt mit Absicht ziemlich im Dunklen. Er ist plötzlich da und hat sein Vergnügen daran, mit den Menschen einer Schweizer Stadt sein Spiel zu treiben Er wirft scheinbar harmlos Wortangeln aus, erregt in den Leuten die schlummernde Unruhe des Blutes, den Hunger der Seele, weckt den Wurm, der an der Wurzel alles Lebens sitzt: den Neid. Er glaubt an keinen makellosen Menschen, er sieht überall Schwäche oder Sünde. „Manchmal schlummern sie, manchmal weiß der Eigner selbst nichts von ihnen. Dann muß ich sie wecken, muß sie ihm zeigen.“ Alles Böse im Menschen stachelt er an; er spricht Gedanken laut aus, die er hinter andrer Stirnen liest, und errät die Wünsche, die tief in den Seelen wohnen. So drängt er sich, ein heimlicher Hetzer, in alle Kreise und stiftet Unfriede. Er sät Neid und Mißtrauen zwischen Bruder und Bruder, zwischen Vater und Sohn, zwischen dem Fabrikanten und seinen Arbeitern, zwischen jüngeren und älteren Berufsgenossen, zwischen Leuten allerart. Der Same geht auf; es kommt zu Entfremdung, Trennung, Haß, Rebellion. Und als der kurioſe Giftspritzer sein Werk getan hat, verschwindet er.

Schon nach dieser Inhaltsandeutung wird sich mancher fragen: was soll das Spiel und wie kommt Ernst Zahn dazu? Er hätte, sagt er in einem Einleitungsgedicht, das Buch „mit grüblerischem Sinn“ geschrieben. Bei vorsichtigem Nachtasten mag man auch den Verbindungsstrang zwischen ihm und dem Werke finden. Da ist nämlich in dem Roman ein großmächtiger Kritiker, nebenbei auch Dichter, der Doktor Schwarz, der ein junges poetisches Talent, Felix Weiser, stark gefördert und der Welt präsentiert hat. Aber er findet allmählich, von dem Apotheker boshaft gestachelt, daß sein Schützling allzu reichlich mit Schokolade begossen wird und ihm am Ende gar über den Kopf wachsen könnte. Versteckter Neid regt sich in ihm, und als der Zufall es will, daß ihm gerade ein starker, noch ganz unbekannter Poet über den Weg läuft, feiert er ihn auf Kosten Felix Weisers. Zornig liest dieser die Hymne auf den neuen Mann, die ihn gleichsam absetzt und totschlägt; er mißgönnt ihm den jungen Ruhm, aber, so tröstet er sich, es bleibt ihm noch immer das Ringen, es dem andern gleichzutun. In diesem Gefühl schreibt er auf ein Blatt Papier, das er über seinen Schreibtisch heftet, die Worte: „Der Neid ist der Fluch und der Segen der Welt!“

Hier liegt gewiß die Urzelle des Werkes. Wie Felix Weiser ist Ernst Zahn einst mit Lorbeer gekrönt worden als größter Schweizer Erzähler; dann hat die literarische Kritik mehr und mehr das Interesse an ihm verloren und hat auf seine Kosten erst Jakob Schaffner, dann Huggenberger erhoben. Es wäre nur menschlich, wenn ein Anflug von Groll und Mißgunst gegen die neuen Götter in dem Göschener Bahnhofswirt rumort hätte; es ist aller Ehren wert, wenn daraus der Vorsatz wächst, immer Besseres zu leisten; es lag nahe, den persönlichen Fall zu verallgemeinern, die Frage nach Wirkung und Bedeutung des Neides für die Menschheit zu stellen und dieses nach oben oder unten reißende Gefühl als einen gewichtigen Faktor aller Entwicklung zu erkennen. Auf diese Weise, glaube ich, ist Ernst Zahn zu seinem Roman des Neides gekommen, und hat man den Weg, so hat man auch die Kritik. Indem der Erzähler nämlich den ganzen Komplex der Neidgefühle und ihre verschiedene Wirkung darzustellen versuchte, ergab es sich von selbst, daß die Handlung sich auf eine große Menge von Personen verteilte. Es mußten sozusagen eine Unmenge kleiner Kreise, jeder mit eigenem Mittelpunkt, geschaffen werden; es kam nicht ein Konflikt in Frage, sondern fünf, zehn, zwanzig Konflikte, und das Natürliche wäre gewesen, eine Novellenreihe zu geben, in der alle Abwandlungen des Themas nacheinander hätten dargestellt werden können. Das hat Ernst Zahn nicht getan, sondern er hat ein Dutzend Novellenstoffe zusammengeschachtelt zu einem „Roman“. Um ihm eine gewisse Einheit zu verleihn, hat er sich dann die Figur des Apothekers konstruiert, der alle Einzelkonflikte zur Entwicklung bringt, in allem Handel und Wandel seine Hand hat, aber seine Retorten-Herkunft nicht verleugnet. Niemand wird wissen, was er mit dieser Figur anfangen soll; Ernst Zahn weiß es selber nicht.

Digitized by Google

Nach seiner ganzen Art geht er natürlich auf eine realistische Gestaltung aus, aber gleichzeitig möchte er den Apotheker doch auch symbolisch steigern und irgendein Prinzip in ihm darstellen. Deshalb wird er von Anfang an unter Beleuchtungseffekten eingeführt, deshalb werden Herkunft und Abgang in mystisches Dunkel gehüllt, deshalb wird gar nicht versucht, ihn menschlich zu erklären, deshalb wird er im Schillernd-Rätselhaften gehalten, deshalb muß er zuletzt die Hände gegen die Stadt ein wenig heben, „als ließe er feine Fäden zu Boden sinken, die durch seine Finger gelaufen". Und deshalb auch wird der Ort der Handlung Klein-Weltwil genannt — die kleine Welt, die ein Abbild der großen ist. Aber da alle guten Eigenschaften Zahns auf der bürgerlich-biedren, schweizerisch-praktischen, pädagogisch-sittlichen Seite liegen, hat er zum Symbolischen ebensowenig Talent wie zum Diabolischen, und so bleibt die Konstruktionsfigur, die zum Menschen nicht menschlich, zum Teufel nicht teuflisch genug ist, in Halbheit und Undurchsichtigkeit stecken. Sie nimmt an keiner Entwicklung teil, also auch nicht an unserem Interesse, und soll trotz alledem das Zentrum des Romans bilden. Erst in den Einzelnovellen zeigen sich die erfreulichen Eigenschaften, die wir an Zahn schätzen und die ihn dem Bürgertum so lieb machen. Auf seinem eigensten Boden ist vor allem die Darstellung des schönen und herzstärkenden Verhältnisses gewachsen, das zwischen Vater und Sohn Blochinger herrscht und das von dem Meieli wider Willen gestört wird. —

Was soll man nun zu Max Kretzer sagen? Zu diesem Max Kretzer, den man in Erinnerung seiner Anfänge so gern einmal rühmen würde? Ich weiß nicht, ob ich unter seinen neueren Büchern durch einen unglücklichen Zufall immer nur auf die „Schinken" stoße, die mehr nährhafte als dichterische Eigentümlichkeiten besitzen, oder ob er allmählich überhaupt nur noch solche Artikel führt. Jedenfalls, sein jüngster Roman „Das Mädchen aus der Fremde" (Leipzig, B. Elischer) erinnert nur noch durch den Titel an die Literatur. Eine forsche, schlagfertige und dralle Pastorentochter kommt aus dem Harz nach Berlin, und weil die Uhr ihres Onkels Lämpel nicht richtig geht, muß sie sich mit allen ihren Siebensachen allein über den Potsdamer Platz zur nächsten Elektrischen retten. Dabei wird sie von einem Photographen geknipst, ihr Bild erscheint im nächsten „Welt-Beobachter" als Mädchen aus der Fremde, und daraus ergibt sich ein wahrer Rattenkönig von Verwirrungen und Verwicklungen. Würdige Herren werden als Mädchenhändler sistiert, christliche Hospize, Mathematikoberlehrer, Häuseragenten, Redaktionen und Cafés werden in Aufregung gestürzt, und man erlebt ergeben die Romanfassung einer alten Posse à la „Kyritz-Pyritz" mit. Der Schluß heißt natürlich: Als Verlobte empfehlen sich — —.

Mit dem Loben ist es also einmal wieder nichts. Ich fürchte, selbst Geschäfte kann man heut als „billiger Mann" nicht mehr machen.

Ernstere Gedanken regt ein Novellenbuch von Alexander Castell an: „Capriccio" (München, Albert Langen). Für diesen Erzähler sind Fanfaren geblasen worden; es gibt Leute, die öffentlich verkünden, daß er „an der Spitze der deutschen Prosaschriftsteller" stehe; von seiner Meisterschaft, seiner Reife, seiner Kultiviertheit redet jede Kritik. Mit nicht geringer Erwartung tritt man also an ihn heran, und seine aparten, eleganten, fein durchgebildeten Novellen sehen wirklich so aus, als ob man länger bei ihnen verweilen könnte. Wenn ich das treffendste Wort für sie wählen sollte, so möchte ich sie „mondäne" Novellen nennen; selbst Hinrichtungen, Boxerkämpfe, Varietéstücke, Erpressungen, sportliche Sensationen werden mit weltmännischer Überlegenheit erzählt; allerlei „Liaisons dangereuses", Kurtisanenschicksale, erotische Emotionen sind mit Intensität, Grazie und ästhetischer Delikatesse vorgetragen. Sollten sich bei dieser Fremdwortmenge unserem Eduard Engel die Haare sträuben, so würde ich das verstehen. Aber ich gebrauche hier die Fremdwörter mit Absicht. Denn zwar schreibt Alexander Castell selber ein verhältnismäßig reines Deutsch, aber man sieht gerade bei ihm, wie wenig damit getan ist, wenn das Buch an sich aus einem völlig und bis in die letzte Faser undeutschen Geiste stammt. Das jedoch ist hier der Fall. Es kommt nicht darauf an, daß französische Menschen, Örtlichkeiten und Verhältnisse geschildert, sondern daß sie auch in typisch französischer Art angeschaut, empfunden, geformt werden. Und da fragt man sich doch: Was soll uns das? Warum zieht dieser Erzähler nicht auch die letzte Konsequenz und gebraucht die französische Sprache? Warum gibt er Dingen, die in keinem Zuge deutsch sind, ein deutsches Gewand? Nicht von uns hat Alexander Castell ein Urteil zu empfangen, sondern von drüben, von den Franzosen. Aus ihrer Kultur, deren Bedeutung niemand verkennt, schreibt er; ob er ihrer Kultur Werte zuführt, kann nur jenseits der Vogesen entschieden werden. Man mag ihn lesen, man mag alle seine Vorzüge willig anerkennen, aber man wird keinen Augenblick im Zweifel sein können, daß er für unser Schrifttum trotz allen Talentes niemals irgendeine Bedeutung erlangen kann. Wer die Wechselwirkungen der Literaturen auch nur oberflächlich betrachtet, wird immer bekennen müssen, daß die deutsche Dichtung durch die Berührung mit der französischen noch niemals etwas gewonnen hat. Nur Verwandtes kann sich fördern; und so günstig stets die Einflüsse der englischen und nordischen Literatur waren, so ungünstig sind stets die der französischen gewesen. Es wäre eher noch möglich, ja wahrscheinlich, daß wir uns an der jüngeren slawischen Dichtung er-

Digitized by Google

Otto Greiner: Studie zu dem Gemälde „Atelierszene“
(Aus „Meister der Zeichnung“ Bd. IV. Baumgärtners Buchhandlung, Leipzig)

Digitized by Google

frischen könnten, aber an den älteren romanischen Kulturen trinken wir uns nur den Tod. Außerdem will französischer Geist ebensogut ein französisches Kleid, wie deutscher Geist ein deutsches — sonst wirken beide leicht maskenhaft. Das ist es, was man Alexander Castell ins Album schreiben muß.

Mit wesentlich mehr Hoffnung darf man dem weiteren Wege des kürzlich aufgetretenen Schlesiers Hans Reisiger entgegensehen. Er ist jung und vorläufig noch in Abhängigkeit von allerlei Mustern. Sein Roman „Jakobsland" (Berlin, S. Fischer) erzählt die Geschichte eines schlesischen Kalkwerksbesitzers, der nach glänzenden Geschäften vor dem Zusammenbruch steht und dadurch gerettet wird, daß seine schöne Tochter einen reichen Konkurrenten heiratet. Das Interesse an diesem Stoff ist nicht gerade groß, um so weniger, als sich der Mittelpunkt des Romans mehrfach verschiebt. Erst ist es Jakob Scholz, auf den alles Licht gesammelt wird, dann dankt er mehr zu gunsten seiner Tochter ab, und zuletzt drängt sich ein junger Künstler gefährlich vor. Offenbar ist auch die Handlung nicht die Hauptsache, sie wird in einen dichten Nebel kostbarer, umständlicher und romantischer Gefühle gewickelt, der die Schlichtheit und Klarheit nicht gerade befördert und alle Linien erweicht. So hat man zuzeiten das Gefühl, weg- und steglos durch einen gallertartigen Brei zu irren. Wahrscheinlich tappt Hans Reisiger hier nur gläubig seinen schlesischen Landsleuten Hermann Stehr und Carl Hauptmann nach. Kalkwerk und Kloster, Dreck und Weihrauch, Naturalismus und Mystik mengen sich zu gewollter Neuromantik, Geschäftsleute zitieren Hymnen von Novalis, und christkatholische Frömmigkeit schwankt inbrünstig zwischen Sinnlichkeit und Entsagung. Das ist viel weniger originell, als der junge Dichter wahrscheinlich meint, aber manches deutet darauf hin, daß das Geschraubte und Angelesene langsam abfallen wird. Wenn der Klärungsprozeß gelingt, wird man sich weiter mit dem Schlesier zu beschäftigen haben. Pflanzen wir also vorläufig über dem verschwommenen Jakobsland eine Fahne oder ein Fähnchen der Hoffnung auf. —

Zwei Memoirenwerke — ein berühmtes, das in neuer Ausgabe vorliegt, und ein bisher unbekanntes — seien zuletzt genannt. Fangen wir mit dem zweiten an: es sind die „Erinnerungen eines alten Lützower Jägers" von Wenzel Krimer. Sie haben achtzig Jahr handschriftlich im Familienbesitz geruht; sie füllen nun die beiden neuesten Bände der im Verlag von Robert Lutz in Stuttgart erscheinenden Memoirenbibliothek. Der Herausgeber will in ihnen „das menschlich interessanteste Dokument aus der Zeit der Freiheitskriege" und überhaupt eins der „bedeutendsten und lebendigsten Memoirenwerke" entdeckt haben, aber Herausgeber sind oft zu optimistisch, und Papier jedweden Stärkegrades ist geduldig. So wird man die Begeisterung dämpfen müssen: lebendig und interessant ist das Werk gewiß, „bedeutend" ist es sowenig, wie der Mann, der es schrieb. Dieser Wenzel Krimer war nach seinen Aufzeichnungen ein Unruhgeist, der in einem mährischen Städtchen 1795 geboren ward, mit einer legendarischen ungarisch-adligen Abkunft liebäugelt, mit Behagen seine forschen, manchmal fast rohen Jugendstreiche erzählt und durch seinen impulsiv-abenteuerlichen Sinn in ein sehr bewegtes Leben gerissen wird. Von der Klostererziehung berichtet er haarsträubende und höchst eindeutige Dinge, aber die Empörung darüber hindert ihn doch nicht, sich in Situationen wohlzufühlen, die auf seinen Charakter kein Glanzlicht werfen. Er tritt später in das Lützowsche Korps der Rache, kämpft erst als Soldat, begleitet dann als Arzt die verbündeten Heere, und man muß sich doch vorhalten, daß er ein ziemlich äußerlicher, raufboldiger, allzufrüh desillusionierter und wenig wählerischer Mensch war, um seine Erinnerungen gerade auch aus den Freiheitskriegen richtig zu werten. Es kommt bei ihm nämlich weniger noch der große Zug der Zeit heraus, als die tausenderlei kleinen Menschlichkeiten und Unmenschlichkeiten, Schweinereien und Greuel, die nun einmal von Kriegszeiten und Heerlagern unzertrennlich sind. Ich glaube auch nicht, daß er immer verläßlich ist. Fazit: eine interessante Lektüre, aber mit Vorsicht zu benutzen.

Die gleichen Worte darf man wohl, nur von einem höheren Standpunkt aus, auch auf die berühmten Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon anwenden. Eine kleine Auswahl davon hat Wilhelm Weigand unter dem Titel „Der Hof Ludwigs XIV." im Inselverlage herausgegeben, und als einer der feinsten Kenner französischer Kultur hat er eine ausgezeichnete, ausführlich unterrichtende Einleitung dazu geschrieben. Der abgesägte Hofmann und bitter enttäuschte Grandseigneur, der in Altersmuße aus unzähligen Einzelzügen das farbenreichste Gemälde der Geschichtsperiode des Sonnenkönigs zusammensetzt, der mit heimlicher Glut und überraschendem sprachlichem Reichtum aufs Papier bannt, was sonst nur innerhalb der Zeit von Mund zu Mund geht, der aus gekränktem Ehrgeiz, ein inbrünstiger Hasser, neben alles Licht die schwarzen Schatten malt — — er ist ein Mann, dem zuzuhören sich lohnt. Man sieht förmlich, wie er manchmal aufspringt und sich die Hände reibt, wenn er wieder einmal das allzu Menschliche in einem großen Menschen aufgespürt hat. Und bei aller Parteilichkeit, Verzerrung, Ungerechtigkeit im Einzelnen bleibt sein Werk als Ganzes doch außerordentlich. Es ist erfreulich, daß wir es nun wenigstens im Ausschnitt in einer so guten und schönen deutschen Ausgabe besitzen.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Zeichnungen von M. Klinger, M. Liebermann, O. Greiner, F. v. Stuck, W. Strang, P. Paeschke, J. J. Vrieslander, F. Koch-Gotha — Schmuck von K. J. Bauer in München — Deutsche Weihnachtsteller — Zu unseren Bildern

In erfreulicher Weise wenden sich Verständnis und Neigung der Kunstliebhaber heut wieder den graphischen Künsten zu. In allen unsern deutschen Kunstzentren haben sich neben den bewährten alten zahlreiche neue Handlungen aufgetan, die jene besonders, bisweilen ausschließlich, pflegen, ein Beweis dafür, daß sich der Kreis der Sammler dauernd erweitert. Zumal die Originalradierungen gerade auch der modernen und modernsten Meister sind dabei in einer fortgesetzten Wertsteigerung begriffen, die oft geradezu erstaunlich ist und den Erwerb für Liebhaber, die nicht über sehr große Börsen verfügen, stark erschwert. Denselben Vorgang können wir bei Handzeichnungen beobachten; auch für sie sind die Preise, wenn es sich um Schöpfungen anerkannter Meister handelt, gewaltig gestiegen. Ich sah z. B. jüngst in München eine kleine, ziemlich flüchtige Zeichnung Hodlers, für die 500 Mk. gefordert wurden; für ein Blatt — nicht viel größer als ein Handteller — des Franzosen Picasso, in dem die Jüngsten einen Offenbarer gefunden zu haben glauben, wurden 300 Mk. verlangt. Das sind immerhin Beträge, die derartige Zeichnungen dem Minderbemittelten fast verschließen. Darin liegt offenbar, so sehr man den Künstlern die hohen Preise gönnen mag, eine Gefahr, und alle Bestrebungen, gute Zeichnungen auch einem weiteren Kreise zugänglich zu machen, müssen um so mehr mit Genugtuung begrüßt werden, als die heutige Reproduktionstechnik auch im Buchdruck treffliche Wiedergabe der Originale gewährleistet. Im Verlag der bekannten Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig ist nun ein Werk im Erscheinen begriffen, das diesem Bedürfnis in ausgezeichneter Weise entgegenkommt. Es sind die „Meister der Zeichnung", die der feinsinnige Kustos des Königlichen Kupferstichkabinetts in Dresden, Professor Dr. Hans W. Singer, herausgibt. Bisher sind im handlichen Format, hervorragend gut ausgestattet, fünf Bände erschienen: die Deutschen Klinger, Liebermann, Stuck, Otto Greiner und der Schotte William Strang. Man wird diese Auswahl nur billigen können. Jeder der Meister hat auch in seinen Zeichnungen etwas Besonderes zu sagen, vertritt in ihnen ausgeprägte Eigenart. Klinger erscheint uns, wenn der Ausdruck erlaubt ist, als Phantast im edelsten Sinne; Liebermann als der scharfe Wirklichkeitsschilderer; Stuck gibt sich in seiner ganzen, aus

Max Klinger: Umrahmung zu einem Blatt von „Amor und Psyche" Zeichn. im Kgl. Kupferstichkab. Dresden (Aus „Meister d. Zeichn." Bd. I)

Digitized by Google

Herz und Verstand geborenen Sinnenfreude; Greiner zeigt neben dem Zug nach dem Realen seine große Freude am Detail; William Strang endlich wird vielen, die sich nicht näher mit der englischen Kunst beschäftigen konnten, ein Neuer sein; der ihm gewidmete Band bringt aber auch denen, die ihn bereits schätzen, zahlreiche, in Deutschland bisher fast unbekannte Blätter. Aus jedem der schönen Bände tritt uns wieder einmal recht deutlich entgegen, wie wahr es doch ist, daß sich jeder Meister in seinen Zeichnungen stets am unmittelbarsten gibt, daß sie uns am einfachsten und dabei am intimsten in sein Schaffen einführen. Darin beruht ja eben der ganz eigene, nicht zu übertreffende Reiz dieser Kunstform, die an den Betrachter vielleicht besonders hohe Anforderungen stellt, ihm aber auch überreichen Genuß bringt, sobald er sich wirklich in sie zu vertiefen versteht. — Der einzelne Band des schönen Werkes stellt sich, nebenbei bemerkt, auf 15 Mk. — Wir schließen an unsere Abbildungen, die diesem Werk entnommen sind, noch einige andere an aus gleichem oder doch ähnlichem Stoffkreis. Da ist zunächst ein überaus flottes Einzelblatt von Paul Paeschke, der schon wiederholt mit seinen, Augenblickserscheinungen merkwürdig scharf festhaltenden Zeichnungen in unsern Heften vertreten war: hier hat er den Flugplatz Johannisthal bei Berlin gleichsam in einem Momentbild erfaßt. Ruhiger, dann und wann vielleicht sogar mit einem gewissen Streben noch Monumentalität gibt sich J. J. Vriesländer, von dem wir ein Blatt aus seinem kürzlich bei G. Müller in München erschienenen Band „Paris“ bringen, der 25 charakteristische Zeichnungen aus der „Lichtstadt“ vereinigt. Übrigens, da der Künstler in Berlin lebt, der Verlag sich in München befindet, scheint mir wahrhaftig nicht recht erfreulich, wenn die Titel der einzelnen Blätter in französischer Sprache abgefaßt sind. — Fritz Koch-Gotha ist uns bisher meist als Humorist gekommen, und zwar als ein Humorist, über den man wirklich sich freuen und lachen konnte. Auch das lustige „Koch-Gotha-Album“, das soeben bei Ullstein in Berlin erschien, zeigt im wesentlichen diese Seite seiner starken Begabung. Aber es enthält doch auch Zeich-

Max Liebermann: Studie zu „Leo XIII. in der Sixtinischen Kapelle“ (Aus „Meister der Zeichnung“ Bd. II)

Max Liebermann: Selbstbildnis. Studie zu einer Lithographie (Aus „Meister der Zeichnung“ Bd. II. Baumgärtners Buchhandlung, Leipzig)

Digitized by Google

nungen, in denen noch eine andere Note aufklingt, und zu dieser gehört entschieden sein frischer „Hausdiener Paul am Sonntag auf dem Rennplatz".

Fragt man, wie es kommt, daß gute und nicht materiell, sondern künstlerisch wertvolle Schmucksachen heute so selten sind, so stellt sich von selbst die Antwort ein: weil wir nur so wenige Goldschmiede haben, die geschickt und geübt genug sind, eigene Ideen und Entwürfe in guter Handwerksarbeit auszuführen. Unsere heutigen „Durchschnitts-Juweliere", selbst so mancher mit stolzem Hoflieferantentitel, kommen nur noch selten in die Lage, Eigenes zu schaffen, da sie ihren Bedarf aus den Massenerzeugnissen der großen Fabriken in Hanau und Pforzheim beziehen, die, von Ausnahmen abgesehen, nur beschränkteren Anspruch auf künstlerischen Wert machen können. Daran, daß wir so auf den heutigen Tiefstand in der Edelmetallverarbeitung gekommen sind, trägt indessen nicht der Goldschmied allein die Schuld, sondern zum großen Teil der Käufer, dem es an Verständnis für die Beurteilung der Wertunterschiede guter Handwerksarbeit und billiger Massenindustrie fehlt. An Billigkeit der Herstellung kann der einzelne Goldschmied aber mit der Fertigfabrikation der Industrie nicht wetteifern, und so hat das Verlangen nach Billigkeit ohne Rücksicht auf den wirklich künstlerischen Wert die Entwicklung der Goldschmiedekunst vielfach aufs unglücklichste beeinflußt. Aber auch bei den teueren Schmucksachen, denen man durch die Häufung von Brillanten und Perlen die Kostbarkeit ansehen soll, tritt die eigentliche Goldschmiedekunst, also die geschmackvolle Fassung der Juwelen und tadellose Metallbearbeitung, ganz in den Hintergrund. Diese handwerklichen Vorzüge sind jedoch bei den Schmuckarbeiten Karl Johann Bauers, die wir heute abbilden, die Hauptsache; auch er verwendet kostbare Steine wie Rubine, Türkise und auch Perlen, aber nur sparsam zur Steigerung der Schmuckwirkung und zur Belebung der Metallarbeit. Man sehe sich daraufhin seine zierlichen Gehänge und die gehämmerten und ziselierten silbernen Gürtelschließen an:

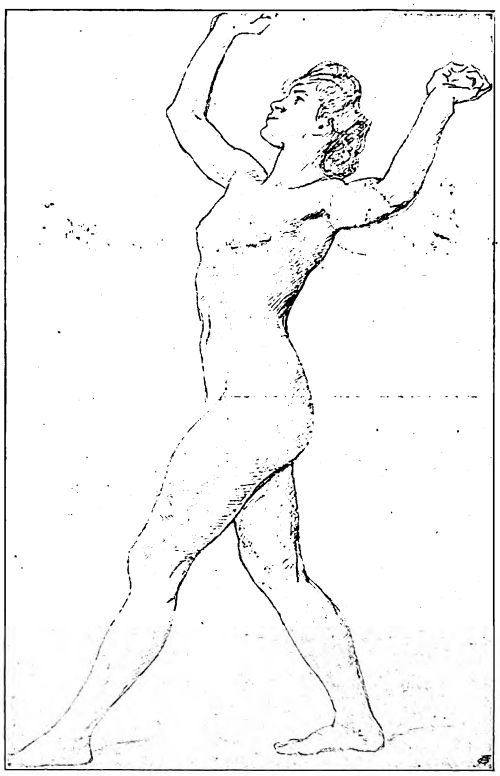
Otto Greiner: Kauernder Akt. Rötelzeichnung. (Aus „Meister der Zeichnung" Bd. IV, Baumgärtners Buchhandlung, Leipzig)

Max Klinger: Zeichnung zu einem Blatt in „Ein Leben" (Aus „Meister der Zeichnung" Bd. I. Baumgärtners Buchh., Leipzig)

Digitized by Google

das ist allerbeste Handwerksarbeit, die ja heute schon ein wenn auch noch kleiner Kreis verständiger Kunstfreunde zu schätzen weiß. Um sich ganz der praktischen Arbeit zu widmen, hat der Künstler seine jahrelange Lehrtätigkeit in den Münchner „Ateliers und Werkstätten für angewandte Kunst" vor kurzem aufgegeben, und man darf hoffen, daß die nun aus seiner eigenen Werkstätte hervorgehenden Arbeiten auf die weitere Entwicklung nicht ohne Einfluß sein werden, zumal er auch unsere schönen, wohlfeilen Halbedelsteine gern verwendet und seine Schmucksachen auch dem weniger Bemittelten zugänglich sind.

Die allerliebste Sitte der Weihnachtsteller, die, wenn ich mich recht erinnere, von den großen nordischen, in so mancher Beziehung vorbildlichen Porzellan-Manufakturen ausging, hat sich bei uns schnell eingebürgert. Die Zahl derer, die sie sammeln, ist überraschend groß, und wo ich hinhörte, haben die glücklichen Besitzer dauernd ihre helle Freude daran: eine Freude, die übrigens gewiß dadurch nicht getrübt wird, daß einzelne der Kopenhagener Teller bereits recht, recht wertvoll wurden. Seit einigen Jahren haben nun auch unsere guten deutschen Privatfabriken mit der Erzeugung derartiger Erinnerungs- und Weihnachtsteller eingesetzt. Die überaus rührige Firma Rosenthal

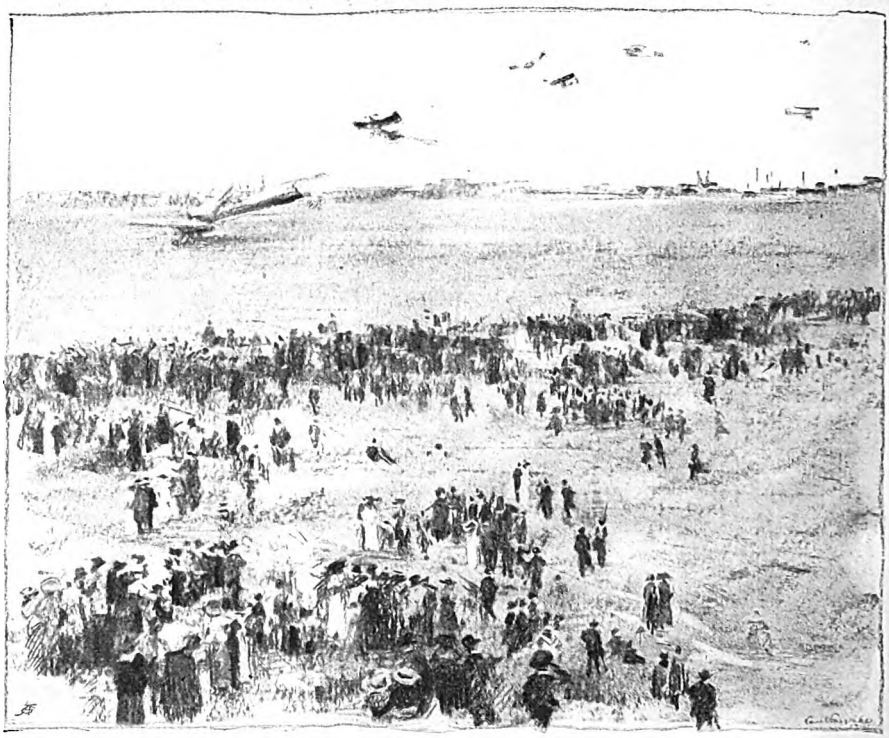


William Strang: Studie zu dem Gemälde „Das Lachen"
(Aus „Meister der Zeichnung" Bd. V)

Fritz Koch-Gotha: Am Sonntag auf der Rennbahn. Zeichnung aus dem Zyklus „Der Hausdiener Paul" im Koch-Gotha-Album des Verlages Ullstein & Cie., Berlin

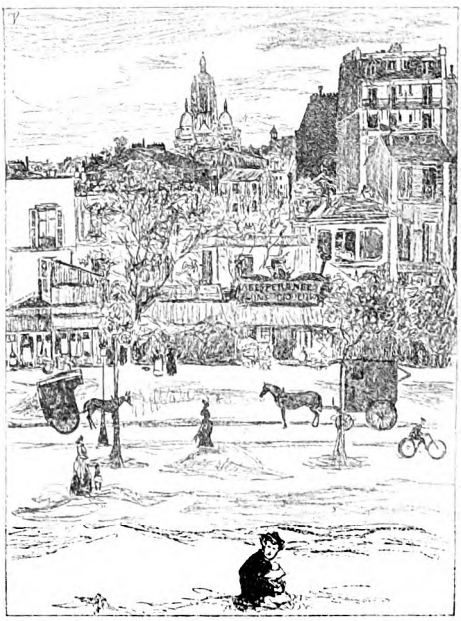
Digitized by Google

Digitized by Google



Paul Paeschke: Auf dem Flugplatz in Johannisthal

& Co. in Selb (Bayern) gab schon 1910 einen Weihnachtsteller nach einem flotten Entwurf von Jul. v. Guldbrandsen, 1911 einen solchen von H. Vogeler-Worpswede heraus; für den Teller von 1912 fertigte der geschmackvolle Paul Rieth, für den diesjährigen Julius Diez den Entwurf, und wir können sogar schon verraten, daß für die nächsten Jahre Leo Putz und von Zumbusch die Zeichnungen liefern werden. Das kann also eine ganz prächtige Reihe werden! Daneben erscheinen heuer die Thüringer Gebrüder Heubach (Lichte i. Th.) mit einem Weihnachtsteller auf dem Plan, der auch seine Freunde



J. J. Vrieslander: „La porte de Clignancourt et le Sacré cœur". Zeichnung aus dem Mappenwerk „Paris". (Verlag von Georg Müller in München)

finden wird, und endlich die Fachschule in Selb nach dem Entwurf ihres Direktors Prof. Fritz Klee mit einem Teller, der in beschränkter Zahl angefertigt werden soll und daher vielleicht ziemlich selten wird. An Auswahl fehlt es also nicht, und man kann nur hoffen, daß der reizvolle Grundgedanke der ganzen Sache nicht durch ein Übermaß vor der Zeit „totgeritten" wird. —

Mit wuchtiger Kraft beherrscht Meister Fritz Erler den Bildschmuck des ganzen Heftes. Wir freuen uns aufrichtig, unseren Lesern endlich das Werk dieses so eigenartigen Künstlers in reichem Ausmaß und in wirklich

Digitized by Google

Digitized by Google

der Betätigung. Der köstliche Korb mit Stiefmütterchen von Otto Fischer (zw. S. 112 u. S. 113) wird sicher allgemein gefallen; Blumenstücke, Stilleben überhaupt, erfreuen sich, gleich guten Interieurs, neuerdings wieder besonderer Wertschätzung. Und mit Recht: sie eignen sich in ihrer vornehmen schlichten Ruhe außerordentlich für den künstlerischen Wandschmuck, fügen sich fast in jeden Raum vortrefflich ein. Übrigens darf ich die farbige Reproduktion, zumal auch die Wiedergabe der Tischdecke besonders rühmen, ebenso wie die des Gemäldes „Beim Tee" von Joseph Block (zw. S. 120 u. S. 121), bei der wiederum die Stoffe geradezu virtuos herausgearbeitet sind. — Dem großen politischen Ereignis, das sich in Bayern vollzog, tragen wir durch die Wiedergabe der schönen, künstlerisch reifen Büste des Königs Ludwig III. Rechnung, eines meisterlichen Werkes von Professor Cipri Adolf Bermann (zw. S. 128 u. S. 129).

Weihnachtsteller der Fachschule für Porzellanindustrie in Selb (Bayern)
Entworfen von Prof. Fritz Klee

Auch den Münchner Künstlern kommt die Wandlung, die jüngst in der Dynastie vor sich ging, sicher zugute. König Ludwig III. wird, mit neuen reicheren Mitteln, die in seinem Hause traditionelle Pflege der Kunst gewiß freudigen Herzens weiterführen. — Eine sehr zeitgemäße d. h. echt winterliche Landschaft „Alte Mühle bei Friedrichsruh" (zw. S. 144 u. S. 145) mag die Reihe schließen — eine Photographie, die, scheint mir, feinsten Stimmungsinhalt mit vollendeter Technik vereinigt. Dem Lichtbildner, Herrn H. v. Seggern in Hamburg, kann man zu der außerordentlich gelungenen Aufnahme gratulieren.

Wir aber überreichen, uns in die Gestalt einer niedlichen Krinolinendame hüllend (zw. S. 48 u. S. 49), unsern verehrten Leserinnen in Gedanken einen duftenden Strauß und wünschen ihnen und sogar dem kritischsten Leser — es gibt solche Bösewichter — herzlichst: ein glückliches neues Jahr! H. v. Sp.

Weihnachtsteller der Porzellanmanufaktur Gebr. Heubach A.-G. in Lichte
Entworfen von Willy Bleeke

Weihnachtsteller der Porzellanmanufaktur Ph. Rosenthal & Co. A.-G. in Selb
Entworfen von Prof. Julius Diez

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karneval

Gemälde von Hela Peters

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXVIII. Jahrgang 1913/1914 — Heft 6. Februar 1914

Herbstspuk. Roman von Carry Brachvogel

(Fortsetzung)

Die Christel Müller stapfte mit ihren neunzehn Jahren ziemlich mißvergnügt durchs Leben hin. Sie ärgerte sich, wenn ihre Hausfrau oder auch andere Leute ihr gelegentlich mit wehmütigem Schmunzeln versicherten, daß sie um ihre neunzehn Jahre zu beneiden sei, denn sie wußte wahrhaftig nicht, was sie von diesen neunzehn Jahren hatte und was sie mit ihnen anfangen sollte. Sie hätte nichts dagegen gehabt, wenn sie ein Stück älter gewesen wäre, ja sie wünschte eigentlich, daß das nächste Jahrzehnt schon um sein möchte, dann wüßte sie wenigstens, was aus ihr und ihrer Zukunft würde und ob überhaupt etwas daraus würde.

Jedenfalls aber wäre sie dann aus der trägen Unklarheit heraus, die jetzt immerfort über ihr lag und in der sie sich nicht auskannte. In sich und um sich herum tappte sie wie im Nebel, hatte kein Ziel, keine Richtung, sie wußte nicht einmal, was sie wollte oder was sie sollte. In groben Umrissen stand ihr Leben natürlich fest: sie war für eine Bettelgage am Hoftheater engagiert, bekam dramatischen Unterricht vom Oberregisseur Baumann und mußte trachten, in ein oder längstens zwei Jahren unter besseren Bedingungen an eine kleine Bühne zu kommen, um von dort aus ihren Weg zu machen. Das alles hatte sich so von selbst ergeben, weil sie eben ein Theaterkind war, an das die Mutter nichts hatte wenden wollen; aber ob es auch das Richtige war, ob je eine richtige Komödiantin aus ihr werden würde: sie wollte es wohl, aber sie wußte es nicht. Sie hatte nie, gar nie Gelegenheit gehabt, eine Talentprobe abzulegen. Der Zufall, der gerade beim Theater aus den Reihen der Choristinnen oder dem dritten Fach die großen Begabungen hervorzerrt, war an ihr immer vorübergegangen. Wenn sie sich einmal herangedrängt hatte, um für die erkrankte Vertreterin einer größeren Rolle noch im letzten Augenblick einzuspringen, dann hatten alle, nicht zuletzt die eigene Mutter, sie lachend oder ärgerlich weggeschoben und gesagt: „Geh, du wüster Spatz, dich kann man doch nicht auf die Bühne hinaufstellen!"

Da ließ sie's denn und zottelte ruhig in dem ärmlichen Leben weiter, wie's ihr die Mutter nun einmal eingerichtet hatte. Sie statierte und schrie mit im Chor, spielte bei der Friseur- und bei der Schreinerinnung in Rührstücken, die ihr selbst zuwider waren, holte für den Liebhaber ihrer Mutter Bier, stritt oder lachte mit ihm, borgte der Mutter Geld oder auch ihre sehnigen Fäuste, wenn der betrunkene Mann sie gar zu hart bedrängte. Schön war das alles gewiß nicht, aber trotzdem war's ein Heim gewesen, ein Platz, auf den sie ein Anrecht hatte und an dem sie nie dazu gekommen war, über sich, ihre Jugend und ihr Leben nachzudenken. Jetzt aber wohnte sie bei einem Gasarbeiter und seiner Frau zur Miete, schlief in einem schmierigen, düstern Raum, aß mit ihren Hausleuten in der Küche zu Mittag, hatte keinen Men-

 Nachdruck verboten. Copyright 1914 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

schen mehr auf der Welt, dem sie wohl oder wehe tun konnte. Die Einsamkeit drückte sie nicht, sie war's ja gewohnt, daß keiner sich um sie kümmerte. Aber ihre Jugend quälte sie, diese schreckliche, neblige, nutzlose Jugend, die doch zu irgend etwas führen mußte oder führen sollte, in der der Mensch die Hände regen, arbeiten und ringen soll, die nur eine Vorbereitung ist für spätere Tage. Ja, wenn ihr jemand gesagt hätte, wofür sie ringen und arbeiten und was sie von späteren Tagen erwarten sollte. Was wollte sie überhaupt? So oft sie sich's fragte, kroch sie erschreckt und feig zurück. Sie wußte es selbst nicht, und dieses Nichtwissen, dieses Irresein und Irregehen machte sie so müde, so ungeduldig und zerfahren, daß sie manchmal dachte, am besten wär's wohl, wenn man schon vierzig Jahre alt wäre und alles hinter sich hätte! Was sollte ihr z. B. dieser dramatische Unterricht, für den sie obendrein noch dankbar sein mußte? Gewiß, Baumann hatte viele Beziehungen, und seine Schülerinnen wurden fast immer rasch und gut engagiert. Aber wo sollte sich ein Direktor finden, der ein garstiges, mageres Mädchen engagierte, das nicht einmal ein paar anständige Toiletten mitbrachte!

Die Aussichten waren gering, und es war fast ebenso lächerlich, sie zu erwarten oder zu erhoffen. Freilich, die großen Talente, die sich immerfort auch in den widrigsten Verhältnissen fühlen, die setzten sich über alles weg, übertrugen den unerschütterlichen Glauben an sich selbst auch auf andere, auf Agenten und Direktoren, bis sie schließlich vor dem Publikum standen und es bezwangen. Aber war Christel Müller solch eine starke Begabung? Sie wußte es nicht. Oder hatte sie den ungestümen Drang, eine zu sein, den ungestümen Glauben, daß sie eine sein könnte? Auch das wußte sie nicht. Sie wußte überhaupt nichts von sich und hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn sie einen Menschen gehabt hätte, der ihr das eigene Wesen gezeigt, erklärt und gesagt haben würde: „So bist du, und das willst du!"

Sie hatte aber niemand. Freilich hätte sie, so unscheinbar sie auch war, Männer gefunden, die ihr die Einsamkeit vertrieben und das graue Leben mit lustigen Stunden erfüllt hätten, aber das war's nicht, was sie wollte. Was die geben konnten, hatte sie schon viel zu früh kennen gelernt. Und wenn sie auch gar nichts von sich wußte, so wußte sie doch, daß keiner von denen sie sich selber näher bringen würde, sondern daß er sie nur abhetzen konnte von dem Weg, nach dem sie jetzt tappend umherirrte und den sie doch finden mußte. Wohl war sie ein junges, wildes Theaterkind; aber aus jedem Rausch erwachte sie mit der Angst, daß sie nun unversehens doch auf den Weg geraten könne, den sie durchaus nicht beschreiten wollte, daß sie einmal das Ende nehmen würde, das ihre Mutter genommen hatte. Die Angst vor diesem Ende war so groß, daß sie zuweilen die andere darüber vergaß, die ihre neblige, ungenützte Jugend ihr bereitete. Oft dachte sie gar nicht mehr an den Weg, den sie finden mußte, weil sie immerfort auf den andern starrte, den sie durchaus meiden wollte ... Ja, wenn sie so genau gewußt hätte, was sie wollte, als sie wußte, was sie *nicht* wollte! Aber vergeblich suchte sie in sich nach Begabung und Ziel, horchte vergeblich auf die Stimme, die doch so vielen anderen ertönt, sie aus Wirrsalen und Schwierigkeiten heraus zu sich selber ruft. In solchen Augenblicken nahm ihr Gesicht jenen gespannten, lauschenden Ausdruck an, den der Intendant damals, als sie bei ihm war, so völlig mißverstanden und als Schwerhörigkeit gedeutet hatte. Oder vielleicht war sie in einem besonderen Sinn doch schwerhörig, hatte noch nicht gelernt, aus dem brauenden Nebelchaos in ihrer Brust den schüchternen Ton zu vernehmen, der späterhin ihr ganzes Leben erfüllen sollte. So lief sie sich selbst nach, ohne sich je zu erhaschen, und wenn sie immer wieder hörte, daß Jugend etwas so Schönes, so Unschätzbares sei, so kamen ihr die Leute, die das sagten, wie Märchenerzähler vor, die sie mit einer bunten Geschichte zum Narren hielten. Was half ihr diese Jugend, mit der sie nichts anzufangen wußte? Es war ein Schatz, den sie nicht zu heben verstand und neben dem sie verhungern konnte!

Sie hatte niemand, zu dem sie von sich, ihren Zweifeln und Ängsten sprechen konnte. Die weitläufigen Verwandten der verstor-

Digitized by Google

benen Morandi hatten sich ganz von ihr zurückgezogen, als sie immer weiter herunterkam, und kümmerten sich auch nicht um ihr Kind. Das Mädel war ja auch beim Theater und würde also wohl nichts anderes werden, als die Mutter war! Freilich hatte Christel unter den Kolleginnen von der Statisterie und vom Chor sogenannte Freundinnen, aber keine von ihnen stand ihr wirklich nahe. Da hatte jede ihre Familie oder ihren Schatz, einige auch ein Kind, und sie waren so ausgefüllt von sich und ihren eigenen Interessen, daß sie einer anderen nur mit halbem Ohr zuhörten. Eine oder die andere hatte das Glück, einen reichen Bürger zu heiraten, und kannte dann in ihrer ungewohnten, satten Tugend keine der früheren Kameradinnen mehr. Die Christel konnte also höchstens einmal, wenn sie gerade recht niedergeschlagen war, halb scherzhaft, halb ernsthaft zu ihrer Hausfrau sagen: „Ich glaub', bei mir ist's im Oberstübel nicht richtig." Oder, wenn der Oberregisseur in der Stunde unzufrieden mit ihr war, rief sie verzweifelt: „Ich kann's nicht, aus mir wird nie etwas, nie, nie, gar nie!"

Baumann tröstete sie dann mit guten Worten. „Es geht schon, Mädel, nur nicht gleich den Kopf hängen lassen, es geht ja bei so vielen andern! Warum soll's denn bei dir nicht gehen? Du mußt nur fleißig studieren und ordentlich tun, was ich dir sage! Deine Sprache ist noch immer nicht rein, und das ist eigentlich eine Schande, wo du schon solange beim Theater bist! Mach' jetzt vor allem immer wieder deine Sprechübungen, daß du endlich einmal ein reines A hast und nicht bei jedem Sch noch drei Laute mitzischst; das andere findet sich dann schon . . ."

Niedergeschlagen ging sie aus der Stunde und füllte ihre freie Zeit mit den vorgeschriebenen Sprechübungen aus. Mit einem Kork zwischen den Zähnen sprach sie die Vokale stoßweise in ihr Zimmer hinein, wiederholte fünf-, sechshundertmal „Tedetede", um endlich das Zungen-„R" zu erreichen, ließ sich beim Zahnarzt einen Zahn nehmen, der sie am „sch" ohne Zischlaute hinderte. Und dann setzte sie sich hin und nahm die Rolle vor, die Baumann ihr zum Studium gegeben hatte. Es war immer dieselbe, wenn sie auch immer wieder einen anderen Namen trug und in einem andern Stück vorkam, immer wieder eine Naive, denn Baumann war ja ein Mann der alten Schule, der noch streng auf geteilte Fächer hielt. Auch mußte Christel mit dem Repertoire kleiner Bühnen rechnen, an denen man neben der Demi-vierge doch immer noch die sechzehnjährige, zirpende Unmöglichkeit mit den Hängezöpfen sehen will.

„Was willst du anderes spielen, als die Naive?" hatte Baumann ihr gleich zu Anfang gesagt. „Für dich gibt's zunächst gar kein anderes Fach, du bist jung, klein, schmächtig, hast ein Paar große Gucken und ein liebes Stimmerl, — da kannst doch keine Medea spielen und keine dämonischen Weiber! Also tu', was ich dir sage, und bleib' bei deinen Naiven!"

Sie blieb dabei, lernte mit Bienenfleiß Rollen, die sie nicht verstand und die sie langweilten, gab sich die erdenklichste Mühe, zu scherzen, zu jubeln, zu lachen, zu tollen, wie's in den Regiebemerkungen vorgeschrieben stand. Sie machte es gar nicht so schlecht, verleugnete eine gewisse Routine nicht, die sie sich unvermerkt zwischen den Kulissen angeeignet hatte, aber es war eben alles ‚gemacht', und auch das gutmütigste Publikum hätte ihr den gezierten, jungen Unband nicht geglaubt. Ihr Lachen klang gezwungen, ihr Scherz ironisch, ihr Übermut war fiebrisch, und ihr Backfischweinen viel zu heftig, zu wild, zu ansteckend.

Baumann sah endlich ein, daß aus diesem Mädchen niemals eine Naive werden würde, da versuchte er's denn mit der Sentimentalen. Er hielt Christel eine kleine Rede über die Weihe der Klassiker und was es hieß, ihnen zu dienen, und begann mit ihr die Luise in „Kabale und Liebe" zu studieren. Viel besser ging's auch da nicht. Die wortreichen Gefühle der blassen Millerin fanden keinen Widerhall in Christels Herzen, entlockten ihr keinen Ton, der tief überzeugend, tief erschütternd klang. Die ersten Akte schleppten sich hin, ohne daß der Oberregisseur warm geworden wäre. Immer wieder mußte er sie unterbrechen, versuchen, aus Christel mehr wirkliche Empfindung, mehr Erleben herauszulocken.

Kopfschüttelnd sagte er immer wieder: „Es ist nicht das Rechte! Es ist nicht ganz

Digitized by Google

schlecht, ich hab' Schülerinnen, die weniger können als du und bei denen man doch mehr spürt, als ich bei dir spüre! Der große Knopf ist dir noch nicht aufgegangen, darauf muß man warten! Eh' der nicht aufgeht, hilft alles nicht."

Christel erwiderte entmutigt: „Der geht bei mir überhaupt nicht auf! Tag für Tag sitz' ich jetzt über der verflixten Roll', und es wird nichts! Ich fühl' ja selber, daß es nichts wird. Bei mir ist alles so verdreht und so verwurstelt, am gescheitesten wär's, ich ließ alles liegen und stehen und ging auf den Bau zum Mörteltragen —"

Der Oberregisseur lächelte; solche Mutlosigkeit gefiel ihm. „Na, Christel, das Mörteltragen wär' wohl nichts für so ein Hascherl wie du —"

Da war sie dem Weinen nahe. „Das ist's ja eben," rief sie leidenschaftlich, „daß mir meine Erscheinung überall im Wege steht!"

„Aber Christel, das Mörteltragen ist doch auch nicht dein Beruf!"

„Es geht mir ja beim Theater nicht anders. Zu allem bin ich zu häßlich, zu unscheinbar! Ich hab's ja schon tausendmal gehört und werd's noch tausendmal hören, und wenn ich die Luise auch spielen tät', daß alles in Tränen zerfließt: es möcht' mich doch nie einer engagieren, weil ich den Leuten nicht schön genug bin!"

„Spiel' nur erst, daß das Publikum in Tränen zerfließt, dann werden wir den betreffenden Direktor schon klein kriegen! Vorläufig aber zerfließt noch kein Mensch, höchstens du, und du weinst jetzt auch nicht über deine Luise, sondern über dich! Und jetzt komm', sei vernünftig, fang' wieder an, damit wir keine Zeit verlieren! Das nächste Mal nehmen wir dann die Briefszene . . ."

Die Briefszene bereitete dem Oberregisseur eine große Überraschung. In den pathetischen Worten ließ Christel da und dort zwar keine pathetische, aber doch eine tiefe Leidenschaftlichkeit anklingen. Betroffen lauschte der Oberregisseur, als sie sprach: „Nehmen Sie, mein Herr. Es ist mein ehrlicher Name — es ist Ferdinand — ist die ganze Wonne meines Lebens, was ich jetzt in Ihre Hände gebe, — Ich bin eine Bettlerin."

Nein, es war nicht die herkömmliche, verweinte Luise, die diese Worte sprach. Es klang eine Verzweiflung darin, zu stillos, zu ungestüm für die blasse, romantische Musikerstochter, aber der Ton war echt, kam aus einer Tiefe, in der wohl noch mehr hauste als der Jammer eines verliebten Mädels. Als die Szene zu Ende war, blieb Baumann eine Sekunde lang still, klopfte dann Christel freundlich auf die Schulter. „Siehst du, ich hab' dir ja gesagt, daß es geht! Das heute war wirklich brav, recht brav. Es kann schon etwas aus dir werden; ich sage, es kann, nicht es muß oder es wird unbedingt. Mit der Naiven ist's nichts, das seh' ich selber, und mit der Sentimentalen, na . . . aber du hast Leidenschaft und die Stimme trägt, und es kann sein . . also wie gesagt, es kann was aus dir werden. Ja, wenn du nur einen halben Kopf größer wärst oder wenigstens ein bißchen kompletter! Komm' mal her und laß mal sehen, wie groß du eigentlich bist!"

Sie stellte sich neben ihn, er maß sie von Kopf bis Fuß mit den Augen ab.

„Komisch, du bist gar nicht so klein! Eine ganz anständige Mittelgröße! Es ist also wohl nur deine verflixte Magerkeit, daß du so klein aussiehst; aber dafür mußt du was tun. Trink' Milch und iß Quäkeroats, immerfort, unermüdlich, auch wenn's dir widersteht, und lauf' nicht viel umeinander, sondern bleib soviel wie möglich im Bett liegen, damit du ein kleines Fettpolster kriegst, dann schaust du gleich anders aus. Und dann noch, das wollt' ich dir schon lange sagen: Du mußt überhaupt mehr auf dich halten!"

Sie wollte etwas entgegnen, aber er unterbrach sie rasch: „Nein, komm' nicht wieder mit der Geschichte von deiner Häßlichkeit! Jede Frau muß etwas auf ihr Äußeres halten, und wenn eine beim Theater ist, dann erst recht! Da, schau' in den Spiegel, wie du aussiehst! Immer ist dein Haar schlampig, nie sind deine Stiefel ordentlich geputzt, und alle Augenblicke baumelt ein Knopf oder platzt eine Naht! So kann man nicht beim Theater sein! So wie du jetzt bist, könnt' dir unser Herrgott selber kein Engagement verschaffen, geschweige denn ein Agent! Schau' dir doch die Mädeln an, die bei uns aufs Intendanzbureau kommen! Können tun sie mei-

Digitized by Google

stens nichts, aber jede schaut aus wie eine Puppe, die frisch aus der Schachtel genommen ist! Salopp sein kann ein Mannweib, aber eine Schauspielerin nicht! Also nimm dich zusammen und gewöhn' dich daran, ordentlich auszuschauen und auch ein bissel fesch, meinetwegen ein bissel verwegen. Aber nicht so mit Haarzotteln und wurstig angezogenen Blusen, daß jeder schon von weitem sieht: ‚Aha, die macht sich nichts aus sich selber, die muß garstig sein!'"

Diese Rede hatte dem Oberregisseur schon lange auf dem Herzen gelegen, denn er selbst sah stets aus wie aus dem Ei geschält. Diesem Mann, der sich auch in kranken Tagen nicht gehen ließ, war die Gleichgültigkeit der jungen Christel gegen sich selbst unbegreiflich, und er hielt es für seine Pflicht, sie auch in dieser Hinsicht zu belehren.

Christel hörte etwas beschämt zu, sie war aber so zufrieden, daß ihr heute endlich einmal etwas gelungen war, daß sie sich vornahm, die Worte des Oberregisseurs genau zu befolgen. Sie begann ihre Kleider etwas besser in Ordnung zu halten, rieb ihre Schuhe, ehe sie zur Stunde ging, fest nach, daß sie glänzten, und ließ sich in einen täglichen Kampf mit ihrem schlechtgepflegten Haar ein, das sich zu Anfang so widerborstig und hoffnungslos zeigte, daß Christel schon verzweifelte, jemals eine ordentliche Frisur zu bekommen. Als sie ihm aber auf den Rat einer Kollegin hin immer wieder mit Kamillenwaschungen und langen, festen Bürsten zusetzte, wurde es geschmeidiger, verlor allmählich die fahle Mißfarbe und schien nicht abgeneigt, sich mit der Zeit in ein klares Blond zu wandeln.

Das Dickerwerden machte schon mehr Mühe. Mit verzweifelter Tapferkeit schlang Christel Milch und Haferbrei, daß sie der Ekel schüttelte und sie oft halbe Tage lang nichts mehr essen konnte, weil sie so voll war von der reizlosen, mästigen Nahrung. Obgleich sie vorläufig keinen sichtbaren Erfolg erzielte, ließ sie dennoch nicht ab, sich weiter zu trainieren, und als Baumann sie nach einigen Wochen fragte, ob sie denn auch sich so nähre, wie er's ihr vorgeschrieben habe, entgegnete sie lächelnd: „Ja, und ich bleib' dabei, wenn's auch noch so abscheulich ist! Ich hab' mir vorgenommen, daß ich jetzt einmal ein Jahr lang mit der Milch und dem Haferbrei weitermache; wenn's dann nichts hilft, dann ist Hopfen und Malz verloren."

Der Oberregisseur schüttelte den Kopf. „So arg übertreiben sollst du die Sache auch nicht, sonst kriegst du schließlich statt einem Fettpolster einen Magenkatarrh. Komm morgen zu mir zum Mittagessen, damit du einmal eine kleine Abwechslung hast!"

Er sagte ihr nicht, daß er auch einmal sehen wollte, wie sie aß und sich bei Tisch benahm, Dinge, die für sie doch wichtig waren und in denen er sie vermutlich genau ebenso unterweisen mußte wie im dramatischen Fach.

Am nächsten Tag fand sie sich punkt halb zwei Uhr bei ihm ein. Sie freute sich, daß sie kommen durfte, nicht des Essens wegen, sondern weil sie wußte, daß der Oberregisseur nur sehr selten seinen Schülern oder Schülerinnen menschlich näher trat. Daß er einen von ihnen zu Gaste lud, war, weiß Gott wie lange, nicht mehr vorgekommen. Sie hatte sich große Mühe gegeben, sich so gut, ja kokett wie möglich herauszustaffieren: sie trug zu ihrem Trauerkleid einen hohen, weißen Leinenkragen mit einer schwarz-weißen Herrenkrawatte und im sauber frisierten Haar eine flotte, schwarze Samtmasche. Sie hatte ihr möglichstes getan, fühlte aber gleich, daß sie heute, da sie dies Heim nicht als Schülerin betrat, nicht herpaßte. Der Fraueninstinkt in ihr war stark. Darum spürte sie, daß zu der unauffälligen aber behäbigen Wohlhabenheit dieses Witwerheims ihre mühsamgestriegelte Dürftigkeit nicht stimmte, daß in dem Speisezimmer mit den altmodischen, schweren Eichenmöbeln zu dem Damastgedeck und dem mattglänzenden Silber eine Frau in einer guten, gediegenen Toilette gehörte. Sie beschloß denn auch im Innern sofort, im Frühjahr, wenn die Trauer zu Ende ging, sich einmal ein tadelloses Frühjahrskleid zu kaufen mit einem feschen Hut und zierlichen, hellen Schuhen. Im Abzahlungsgeschäft bekam sie ja alles auf Raten, bis zum Herbst oder Winter hatte sie's abbezahlt.

An dem großen, runden Eßtisch saß sie dem Oberregisseur gegenüber, sah verstoh-

Digitized by Google

len genau hin, wie er den Suppenlöffel hielt, Brot brach, Bier eingoß, aß. Sie wußte wohl, daß sie in all diesen feineren Dingen nicht sattelfest war, wollte sich aber keine Blöße geben, nicht vor ihm und nicht vor seiner Haushälterin, in deren Mienen sie eine große Verächtlichkeit las. So wurde dies Mittagmahl zu einer Art von stummem Examen, bei dem Christel immerfort aufmerken mußte und gar nicht recht zum Genuß der schönen Sachen kam, die Fräulein Mina gekocht hatte und mit einer stillen Hochnäsigkeit auftrug, als wollte sie sagen: ‚Jammerschad', daß ich alles für so ein hergelaufenes Mädel hab' machen müssen, das dem Herrn sicher nicht einmal die Hälfte vom Stundengeld zahlt, wenn's überhaupt was zahlt!' Erst als ein zitternder Orangencreme erschien, gab sich Christel mit jugendlicher Schleckerfreude dem Wohlgeschmack der süßen Speise hin. Gott sei Dank, das Essensexamen war nun ziemlich zu Ende, ein grober Verstoß ihrerseits nicht mehr zu befürchten! Sie aß ganz langsam, schob jedes Löffelchen voll mit einer gewissen Andacht in den Mund und trank dazwischen einen schönen Burgunder, von dem der Oberregisseur ihr ein kleines Glas eingegossen hatte. Er sah ihr zu und amüsierte sich, wie es ihr schmeckte und wie sie allmählich heiß und rot wurde von den Examensnöten, von dem guten Essen und dem feurigen Volnay. „So solltest du immer ausschauen, Christel! Schau einmal in den Spiegel, wie gut dir die roten Backen stehen!"

Sie lachte, aber sie brauchte gar nicht in den Spiegel zu sehen. Sie saß in einer so köstlichen Atmosphäre von Behagen, Lust und leiser Schläfrigkeit, daß es ihr ganz nebensächlich schien, wie sie aussah. Sie lehnte sich ein wenig in ihren Stuhl zurück und dachte flüchtig: ‚Weiß Gott, die reichen Leute haben's doch recht schön!'

Beim Kaffee war sie sehr gesprächig, schwatzte alles Mögliche durcheinander, etliches Dumme und etliches, das ganz gescheit war, aber alles so jung, so prächtig unbedacht, daß dem alten Mann warm und heiter zumute wurde. Als sie fortging, sagte er: „Du mußt öfter wiederkommen! Ich will einmal versuchen, ob ich dich nicht herausfüttern kann, außerdem lernst du auch was dabei!" Sie bedankte sich und zog sehr vergnügt ab. Sie war's nicht unzufrieden, öfters in dem behaglichen Heim zu sitzen und gute Sachen zu essen, wie heute.

So kam sie denn zwei- oder dreimal in der Woche zum Mittagessen, wenngleich Fräulein Mina, die seit zehn Jahren den Haushalt führte, über diese Neuordnung der Dinge tief entrüstet war. Fräulein Mina liebte überhaupt ein beschauliches Dasein und war darum nicht entzückt, wenn ihr Herr Gäste hatte. Aber nun gar so ein hergelaufenes Mädel, so einen Fratzen, dem man's ansah, daß er sich sonst nicht satt essen konnte, nein, das ging denn doch zu weit, das verletzte sie tödlich in ihrem Dienstbotenhochmut! Sie konnte dem Herrn natürlich nicht unverblümt ihre Meinung sagen, aber wenn er ihr morgens beiläufig mitteilte: „Mina, heut mittag haben wir einen Gast!" dann erwiderte sie brummig und höhnisch: „So, schon wieder!" Oder: „Also, so wie's jetzt bei uns zugeht, ist's noch nie zugegangen, man kennt sich gar nimmer aus vor lauter Aufkochen und Abspülen!"

Und den ganzen Vormittag warf sie dann in der Küche so lärmend mit Holz, Pfannen, Töpfen und Schüsseln herum, daß der Oberregisseur, wenn er gerade zu Hause war und Stunde gab, sich energisch Ruhe erbitten mußte. Die Christel ließ sie natürlich erst recht merken, wie zuwider sie ihr war. Sie ließ das Mädchen drei-, viermal an der Haustüre läuten, ehe sie öffnete, und behauptete hartnäckig, sie hätte kein Läuten gehört. Sie half ihr nicht beim Ausziehen des Jacketts, nahm ihr den Schirm nicht ab, öffnete keine Zimmertür, rannte, sobald das Mädchen im Flur stand, wieder in die Küche zurück, deren Tür sie wahrnehmbar ins Schloß warf. Der Christel war das ganz gleich. Sie war's ja nicht gewöhnt, daß man sie bediente, und die Gehässigkeit der ältlichen, glattgescheitelten Mina ließ sie ebenso kalt, wie die unartige Form, in der diese Gehässigkeit zum Ausdruck kam. Du lieber Gott, da war sie vom Theater und auch von zu Hause her noch an ganz andere Dinge gewöhnt!

Als die glattgescheitelte Mina sah, daß weder der Oberregisseur noch Christel sich um ihren Unmut kümmerten, verfiel sie auf ein anderes Mittel: sie verpatzte das Essen.

Digitized by Google

Das erstemal gab's ein Gulasch, das so stark papriziert war, daß man's nicht hinunterbrachte, ein anderes Mal schmeckte der Hase, als ob er vier Wochen in Essig gelegen hätte, und schließlich kam eine total verbrannte Apfeltorte auf den Tisch. Der Oberregisseur war außer sich. Von dem überpaprizierten Gulasch und dem essigsauren Hasen hatte er noch mit Überwindung einige Bissen hinuntergeschluckt, aber bei der verbrannten Apfeltorte riß ihm die Geduld. Er bekam einen feuerroten Kopf, schob den Teller heftig zurück und verbot Christel, die trotzdem das Stück, das sie sich herausgenommen hatte, essen wollte, auch nur eine Schnitte davon zu kosten.

„Laß das! Das unverschämte Frauenzimmer soll ihr miserables Zeug selber essen. So etwas gehört nicht auf den Tisch!"

Er wollte Mina herbeiklingeln, ihr einen Skandal machen, wenn möglich den absichtlich verdorbenen Kuchen vor die Füße werfen und ihr sagen, daß sie sich zum Teufel scheren sollte. Christel aber, der es leid tat, den alten Mann so erregt zu sehen, redete ihm sanft zu. O, nicht zugunsten Fräulein Minas, die sie gar gern der Wut des Herrn ausgeliefert hätte, aber sie versuchte dem Zornigen klarzumachen, daß solche geringfügige Sachen seines Ärgers gar nicht wert seien, daß er Mina morgen oder auch heut abend in aller Ruhe seinen Unwillen kundtun solle und daß sie sich dann schon hüten würde, ihn fernerhin zu ärgern.

„Und ungenießbar ist die Torte wirklich nicht!" versicherte sie überzeugt, nahm mit einem kleinen Löffel die Apfelfülle von dem verbrannten Teigboden, aus dem sie da und dort noch ein goldgelbes Blättchen abzulösen verstand, das sich wie eine leichte Decke über die Äpfel breitete. Sie schob den Teller mit den geretteten Tortenfragmenten sacht vor den Oberregisseur hin: „Versuchen Sie's doch, Herr Oberregisseur, Sie werden sehen, es schmeckt sehr gut! Ist ja jammerschade, die guten Sachen verkommen zu lassen!"

Und sie aß selbst mit solchem Appetit die Apfelschnitten und die zerkrümelten Teigblättchen, daß der Zorn des Mannes sich ein wenig legte und er dem Mädel zu Gefallen aß, wie sie's wollte. So fand denn erst am Abend, als Christel längst gegangen war, eine dramatisch bewegte Szene zwischen dem Oberregisseur und seiner Hausbälterin statt, in deren Verlauf der seit zehn Jahren bestehende Bund beinahe auseinandergekracht wäre. Beinahe —, aber die glattgescheitelte Mina erinnerte sich doch noch zur rechten Zeit, daß der Oberregisseur sie im Testament bedacht hatte, und war besonnen genug, diese angenehmen Aussichten nicht um eines Fratzen willen zu verscherzen, für den, nach Fräulein Minas Ansicht, auch das allerschlechteste Essen noch reichlich gut genug war. Sie vergoß also einen ansehnlichen Tränenstrom, schob das verpfefferte Gulasch, den versauerten Hasen und die verbrannte Torte auf das kritische Alter, in dem sie gerade stand, erzählte dem Oberregisseur Räubergeschichten, die bei anderen Köchinnen in diesen Jahren vorkämen, und schloß ganz demütig, aber doch noch einen letzten Pfeil aus dem Hinterhalt schleudernd: „Ich tu gewiß alles, um meinen Herrn zufriedenzustellen, aber das müssen Sie einsehen, Herr Oberregisseur, daß das einen braven Dienstboten verdrießt, der alleweil seine Pflicht tut, wenn man jetzt so kuranzt und hintangesetzt wird, bloß weil die Fräulein Müller sich jetzt bei uns einnisten möcht'! Der Herr Oberregisseur werden aber schon noch sehen —"

Der Herr Oberregisseur ließ sie nicht zu Ende kommen. Er hob die Hand, sagte kategorisch: „Schluß, Mina! Gehen Sie in Ihre Küche und kümmern Sie sich nicht um Sachen, die Sie nichts angehen!"

Da zog sie denn in schweigendem Groll ab, doch im Innern entschlossen, die Sache mit dem Fräulein Müller weiter zu verfolgen. Vielleicht konnte sie gelegentlich mit den jungen Herren, den Söhnen des Oberregisseurs, davon reden. Vielleicht brachten sie dann fertig, was Fräulein Mina trotz verbrannter, verpfefferter und versauerter Gerichte nicht gelungen war.

Zunächst kam die Krott, wie Fräulein Minas neuester Liebesausdruck für Christel lautete, immer öfter, bis es sich ganz von selbst verstand, daß sie Tag für Tag mit dem alten Herrn zu Mittag aß. Das war zuerst ein wenig Opposition gegen Fräulein Mina gewesen, bald aber mochte Baumann überhaupt das Stückchen Jugend nicht mehr entbehren, das mit ihm am Tisch saß und

Digitized by Google

so freundlich um ihn besorgt war wie eine zärtliche Enkelin. Die Christel suchte ihm das beste Stück Fleisch heraus, entgrätete ihm den Fisch, zerschnitt die Sehnen des Geflügels, wenn sie seinen schon etwas zitterigen Händen zu stark waren, mahnte ihn leise, wenn er die Suppe zu heiß oder das Gefrorene zu kalt hinunterschlucken wollte. Sie selber aß nach unerzogener Jugend Art flink, ja hastig, aber als sie merkte, daß Baumann überaus langsam kaute und nervös wurde, wenn sie vor dem leeren Teller saß, während der seinige noch voll war, gewöhnte sie sich, so schwer es ihr auch wurde, an sein langsames Tempo, brachte es fertig, daß er zuweilen mahnend sagte: „Aber Christel, wollen wir denn bis morgen früh bei Tisch sitzen?" Sie las ihm beim Kaffee die Zeitung vor, langweilte sich höchlich dabei, verstand aber doch schnell, was Interesse für ihn hatte und was sie überschlagen mußte. Sah sie dann, daß er müde wurde, richtete sie ihm auf der Ottomane die Kissen zurecht und bettete ihn, der schon vom Schlaf überwunden war, ohne daß er's merkte. Zuweilen schlich sie dann auf den Zehenspitzen hinaus und ging fort, zuweilen aber auch blieb sie neben ihm sitzen, und während sie die tiefen Atemzüge des Greises bewachte, nahm ihr Gesicht wieder den gespannten, lauschenden Ausdruck an, als ob sie auf einen fremden Ton horchte, der irgendwo, weit, weit draußen erklang und zerschellte, ehe ihr Ohr ihn fassen konnte.

Baumann hatte es besonders gern, wenn sie ihm vorlas. Ihre süße Stimme tat ihm wohl, seine Augen wurden allmählich schwach. Da mußte sie denn an freien Abenden, wenn er nicht Theater hatte, nicht zu seinem Spielabend oder in die Schauspielergesellschaft ging, bei ihm sitzen und ihm alles Mögliche vorlesen, Zeitungen, ernsthafte Bücher, mitunter auch einen Roman. Sie erschrak immer ein wenig, wenn er sagte: „Also Christel, heut abend!", denn sie hatte noch das große Schlafbedürfnis der Jugend und kroch viel lieber um neun Uhr ins Bett, als daß sie Dinge vorlas, die sie zum Teil gar nicht verstand. Aber sie sagte doch nie Nein, sondern immer: „Recht gern, Papa Baumann!", denn so nannte sie ihn jetzt, weil der alte Herr gefunden hatte, daß Herr Oberregisseur gar so steif und feierlich klang. Fräulein Mina tobte innerlich, daß es der Krott gelang, sich immer mehr einzunisten, und sie klagte bei jedem, der's hören wollte, laut, daß der Herr viel zu gut sei und zu harmlos und daß er gar nicht merke, welch abgefeimter Kanaille er in die Hände gefallen sei. Man werde aber schon noch sehen, wohin das alles führe, und sie, die Mina, hätt's ja immer gesagt ...

Es lag nun auch wirklich nahe, zu vermuten, daß Christel den alten Mann aus Eigennutz hegte und verwöhnte, aber die Vermutung traf hier nicht zu. Wohl freute sich Christel, daß sie Tag für Tag sich an einen gut besetzten Tisch niederlassen durfte, doch was sie dem alten Mann Liebes tat, tat sie aus Gefühl, aus einem Bedürfnis von Fürsorglichkeit, das stark in ihr war, wie bei vielen Menschen, die eine schlechte Kinderzeit gehabt haben und nun wenigstens geben möchten, was sie nie empfingen. Sie war ihm in vielem zu Dank verpflichtet und dankte ihm gern durch kleine Dienste, die ihr nicht übermäßig schwer fielen und ihm sichtlich wohl taten. Wieviel das Stückchen Jugend, das sie darstellte, ihm bedeutete, konnte sie freilich nicht wissen, weil Jugend nichts von Jugend und auch nichts vom Alter weiß. Die Frau war ihm schon vor langen Jahren gestorben, einsam war er mit zwei halbwüchsigen Söhnen zurückgeblieben, die tüchtig und strebsam waren, aber kärger noch an Gefühlen und Zärtlichkeit, als junge Leute sonst zu sein pflegen. Auch Baumann war ja nie eine verschwenderische Natur gewesen, aber die Frau, seine Frau, hatte doch Wärme und Helle in das Haus gebracht, in dem nach ihrem Tode drei Männer nicht lieblos, aber kühl nebeneinander hingingen. Dann kamen die Söhne zum Regiment, der Vater blieb allein mit einer Haushälterin, die trefflich für ihn sorgte, doch immer eine bezahlte und eine grobe Hand war. So hatte dem verwaisten Haus nie mehr das Lächeln einer Frau gelächelt, nie mehr war durch die altmodischen, behaglichen Räume ihr Charme, ihr unbestimmter Duft geschwebt. Der Oberregisseur hatte sie auch gar nicht mehr vermißt, hatte fast vergessen, wie sehr er sich in jungen und auch in späteren Jahren oft

Digitized by Google

Abendimpression. Gemäldeskizze von Prof. Albert Hertel

Digitized by Google

Digitized by Google

eine Tochter gewünscht hatte, eine Tochter, die ein wenig der verstorbenen Mutter und recht wenig den tüchtigen, strebsamen Söhnen glich. Bei den kleinen Sorgfältigkeiten, die Christel um ihn breitete, fiel's ihm wieder ein. Wenn sie ihm mit ihrer goldenen Stimme vorlas oder neben ihm sitzend seinen Schlaf bewachte, fühlte er für sie fast wie für eine Tochter oder für ein Enkelkind. Zum erstenmal seit Jahrzehnten gingen durch dies Haus wieder das Lächeln, die zarte Sorgfalt einer Frau, deren Hände sanft streichelten, die jeden kleinsten Wunsch erriet, noch ehe er gesprochen war. Arm und unscheinbar war dieses Mädchen, aber es strahlte doch jene Wärme aus, die nur den Herzensarmen fehlt, und wie ein Haustier, das seine Zeit ausgelebt hat, sich immer noch zur Sonne hinschleppt, so schritt dieser alte Mann mit seiner letzten Kraft dem bißchen Frauenwärme zu, an dem seine frierende Greisenhaftigkeit sich noch einmal sonnen wollte. Da tätschelte der Oberregisseur mit zitterigen Fingern Christels Schultern und Wangen, oder er küßte sie mit kalten Greisenlippen und nannte sie halb zärtlich, halb mitleidig: „Mein gutes Kind." Und gut schien sie ihm auch in diesen Augenblicken, denn sie hielt still bei diesen dürftigen Zärtlichkeiten und empfand nichts weiter als: ‚Du armer, alter Mann!'

Zuweilen, wenn er den gespannten Ausdruck in ihrem Gesicht sah, fragte er: „Christel, was denkst du dir?"

Sie antwortete dann immer, aufrichtig und ein wenig dumm: „Ich weiß nicht!"

„Du schaust aber so sorgenvoll aus!"

„So! Das weiß ich auch nicht!"

„Mir scheint, du weißt überhaupt nichts von dir!" sagte er dann lachend. Und sie entgegnete: „Ja, das kann schon sein!" meinte aber gar nichts tiefsinniges mit ihren Worten, sondern wollte sagen, daß ihr Gesicht oft Dinge redete, die ihr selber gar nicht zum Bewußtsein kamen.

Er aber war gerührt von der Hilflosigkeit ihrer Jugend, die er wohl sah, wenn er sie auch nicht besonders gut verstand. Eine lachende, übermütige Jugend, die sich und ihr Ziel genau kannte, hätte ihn wohl zur Bewunderung, vielleicht zum stillen Neid gezwungen, aber diese unsichere Nachdenklichkeit von neunzehn Jahren, dieser leise Vorfrühling, der von der Pracht und dem Jubel des Maien noch nichts ahnte, fast sich vor ihm bangte, der stand dem alten Mann näher und war ihm lieber, als Eine, die, umbrannt von Sommerseligkeit, toll lachend ins Leben hineinspringt.

Im Theater wußten sie nichts von den seltsamen Beziehungen, die sich zwischen Lehrer und Schülerin geknüpft hatten. Wenn Baumann Regie führte oder spielte, sah er Christel kaum, denn sie stand ja fast immer im Chor oder hatte nur ein paar nichtssagende Worte zu sprechen. Er hatte sie auch noch besonders verwarnt: „Sag' im Theater nichts, wenn du zu mir kommst! Du weißt ja, wie sie da sind. Das Geklatsche nähme kein Ende."

Das brauchte er Christel gar nicht besonders einzuschärfen, denn sie war nicht sehr mitteilsam von Natur, eher mißtrauisch, und kannte die Theaterleute so gut wie er. Auch Fräulein Minas Bemühungen, die ‚Krott' mit Hilfe der Söhne aus dem Haus zu treiben, waren bis jetzt völlig mißlungen. Der Hauptmann und der Oberleutnant hatten zwar zuerst, als Mina heulend und händeringend von einer Ausbeuterin sprach, die Augenbrauen hochgezogen und schienen entschlossen, ihrem alten Herrn solch kostspielige Extravaganz zu unterbinden, Fräulein Mina brachte sich aber selbst um den besten Effekt, weil sie in ihrer Wut Christel eben nicht schwarz genug malen konnte.

„Ja, wenn Sie's nur sehen könnten, Herr Hauptmann! So eine häßliche Krott und nicht einen ordentlichen Fetzen auf dem Leib! Und futtern tut's, daß man sieht, sie hat in ihrem Leben mehr Schläg' kriegt als Brot!"

Bei diesen Worten schwand jede Bängnis von den strebsamen, tüchtigen Söhnen. Wenn das Mädel einen so armseligen Eindruck machte, konnte es mit der Ausbeuterei doch nicht weit her sein. Da sprach offenbar nur die Eifersucht aus Mina, die wegen des Testaments bei den Brüdern schon lange mißliebig war. Wenn das Mädel wirklich, wie Mina sagte, nur ums Abendessen dem alten Herrn stundenlang vorlas, dann konnten sie sich ja freuen, daß er eine so billige Vorleserin gefunden hatte. Sie fertigten Mina kurz ab und

Digitized by Google

waren an diesem Tag mit dem Vater besonders liebenswürdig.

Der Intendant fragte den Oberregisseur wohl noch ein oder das andere Mal nach Christels Fortschritten, aber er hörte auf die Antwort nicht recht hin. Er erlebte gerade eine neue Schwarmzeit mit der Öhlenschläger, obgleich beim Schluß der vorigen Saison die Beziehungen schon stark gelockert waren. Jedes von ihnen spähte nach einer Veranlassung, um den Bruch herbeizuführen. Da sang aber im ersten Wagnerzyklus der Saison die Öhlenschläger die Brünhild in der „Götterdämmerung" und ersang sich ihren Intendanten vollkommen zurück. Diese Verquickung von Musik und Liebe hatte sein ganzes Leben beherrscht; nie hatte ihn eine Schauspielerin durch Worte gewonnen, die sie sprach, aber unfehlbar verloren war er einer Frau, die berückende Töne sang. Als Grane in der Seitenkulisse verschwunden war, eilte der Intendant nach der Garderobe von Fräulein Öhlenschläger. Er staunte selbst ein wenig, daß die Musik ihn noch einmal zu dieser Frau zurückführte, von der er sich schon gelöst gewähnt hatte, und war gerührt über die eigene Beständigkeit, über die Öhlenschläger, über Wagner, kurz, kurz alles mögliche. Er trat in die Garderobe, grüßte die Öhlenschläger mit einer ehrfurchtsvollen, sanft-gezierten Handbewegung. „Tilly, man möchte vor dir niederknien und dir die Füße küssen!"

Sie streckte ihm beide Hände entgegen. „Du lia—ber Mensch!" Denn es war ihr Traum, wienerisch zu sprechen und für eine Wienerin zu gelten, obgleich sie in Frankfurt am Main geboren war.

Nun verlebten sie schöne, sonnige Tage, durch die doch schon linde Schmerzlichkeit rann. Es war ihnen, als hätten sie alles, was jetzt geschah, schon einmal geträumt, und sie wußten darum auch, wie der Traum enden würde. Weil sie aber fühlten, daß das Ende so nahe lauerte, klammerten sie sich mit der unbewußten Angst aneinander, die jede Kreatur bei dem Anblick oder der Ahnung der Vernichtung befällt, und der Strauß, auf den Agnes schon im Sommer gehofft hatte, blieb vorerst noch ungebunden.

Wie dann die Gluten, die von Brünhildens Holzstoß ins Leben herausgeschlagen hatten, langsam verkühlten, saß der Intendant schon mitten in der Hochflut der Theatersaison. Es gab Arbeit und Ärger in Hülle und Fülle, dazu Stargastspiele, Neueinstudierungen, Erst- und Uraufführungen. Für Anfang Dezember kündigten die Zeitungen die Premiere eines bis jetzt noch unbekannten, hiesigen, jungen Autors an: „Magelones Freier. Ein Spiel in vier Aufzügen von Max Richter".

⁂ ⁂ ⁂

Bald nach jener kleinen Mittagseinladung hatte sich Doktor Richter zur Teestunde bei Exzellenz von Plank eingefunden. Wie Agnes gesagt hatte, traf er nicht nur sie, sondern auch den Intendanten an, sonst freilich niemand, denn Planks erledigten die gesellschaftlichen Verpflichtungen ihrer Stellung mit verschiedenen Einladungen und Routs, hatten aber keinen Jour und auch keine bestimmte Stunde, zu der sie Besuch erwarteten. Die Zeit vor dem Beginn des Theaters war die einzige, die ihnen bestimmt gehörte, und die hatte Agnes früher nur mit ihrem Mann, sonst mit keinem Menschen teilen wollen. Später dann, als das Glück ihrer Ehe zu schüttern begann, mochte sie erst recht niemand um sich sehen, war lieber allein mit ihren Gedanken als zusammen mit Menschen, die teilnahmlos, wenn nicht gar peinlich neugierig in dies Haus kamen, durch dessen Fenster die Öffentlichkeit guckte, so daß es kaum ein Geheimnis wahren konnte. Einige Familien, mit denen Planks seit Jahren und intimer verkehrten, wußten wohl, daß sie zur Teestunde immer willkommen waren, aber die Männer saßen um diese Zeit meist im Bureau oder hatten Dienst, und wenn auch jede der Damen fünf- oder sechsmal während des Winters kam, so ergab das noch lange kein Getriebe. Viele Nachmittage vergingen, ohne daß jemand die Klingel des Plankschen Hauses gerührt hätte.

Planks freuten sich beide, als Doktor Richter kam. Agnes' feines, ein wenig schwermütiges Gesicht leuchtete auf, als er eintrat, und der Intendant bewillkommte ihn mit herzlichem Händedruck, obgleich er auch heute bei aller Liebenswürdigkeit eine gemessene Distanz zwischen sich und den jungen Autor breitete. Agnes sagte:

Digitized by Google

„Sie müssen mit uns ganz allein vorlieb nehmen, Herr Doktor, wir bekommen wenig Besuche. Früher bin ich um diese Zeit am liebsten mit meinem Mann allein gewesen, und da ist's dann so geblieben . . ."

„Früher, Agnes? Du bist ja außerordentlich liebenswürdig, du gibst dem Herrn Doktor sofort ein Bild unserer zerrütteten Ehe! Außerdem sagst du ihm im selben Atem, daß er eigentlich nicht willkommen ist . . ."

Agnes wurde rot, verteidigte sich lachend: „Ach nein . . . das war nur dumm ausgedrückt . . . Der Herr Doktor weiß schon, wie ich es meine, nicht wahr?"

Und sie wandte sich zu Richter, der ihr zulächelte und sagte: „Selbstverständlich, Exzellenz, ich weiß sehr wohl, was Sie sagen wollten!"

„Du siehst, Klemens, dein Versuch, mich mit einer deiner gräßlichen Wortklaubereien zu diskreditieren, ist glänzend mißlungen! Lassen Sie sich nur nicht von ihm verblüffen, Herr Doktor, mein Mann hat zeitweise die Passion, Worte aufzuspießen und einen damit mundtot zu machen."

Doktor Richter entgegnete darauf mit einem Scherz, dann entstand eine kleine Pause. Der Diener trat ein, entzündete die grünverschleierte elektrische Birne, brachte das Teezeug, kleine Sandwichs und Kuchen. Agnes breitete selbst eine weiße Decke über den Tisch, ordnete die Tassen, goß den Tee an, reichte Rahm und Zucker, während der Intendant die Sandwichs und den Kuchen anbot. Der Diener war gleich wieder lautlos verschwunden, Planks behielten ihn nur bei besonderen Anlässen im Zimmer.

Bald spann sich eine behagliche Stimmung um den silberglitzernden Teetisch. Damals, bei dem kleinen Diner, hatte alles ein festliches Gepräge getragen, heute aber sah Doktor Richter die Intimität dieses Hauses, und sie gefiel ihm, weil sie einfach und vornehm war. Nur Agnes' Erscheinung hatte ihm zuerst eine leise, eine ganz leise Enttäuschung gebracht. In dem weißen Kleid, mit dem Goldband im Haar, war sie ihm so glänzend, so feierlich schön erschienen, daß ihm heute ihre schwarz-weiß karierte Seidenbluse mit den kirschroten Samtpassepoils und das ungeschmückte Haar stillos vorkamen. Es war aber nur ein Augenblick, schon als sie die ersten Worte gesprochen hatte, fand er, daß der Charme dieser Frau im Alltagskleid fast stärker war als im Festgewand, das schließlich um jede einen Schimmer von Schönheit breitet. So mädchenhaft sah sie heute wieder aus in dem schlanken, schwarzen Tuchrock und der bauschenden Bluse, die am Hals und an den hübschen Händen mit einer kleinen Spitze abschloß, und es war ein reizvoller Gegensatz, daß die Mädchenhafte gewandt und klug sprach und mit vollendeter Sicherheit sich als die Dame dieses vornehmen Hauses gab.

Das Gespräch drehte sich natürlich um Allgemeines, vornehmlich um das Theater und um Theaterliteratur. Da führte der Intendant das große Wort, erläuterte zuerst ein wenig das Wesen des Dramas, wie es ihm, dem Theatermann, erschien, erzählte drollige Anekdoten von der Unberechenbarkeit des Erfolgs, pries den Wert der Technik, den gerade die deutschen Bühnenautoren noch lange nicht genug kannten.

Doktor Richter wandte ein, daß das deutsche Drama doch gerade in den letzten zwanzig Jahren einen so bedeutsamen Aufstieg genommen habe, Plank aber entgegnete: „Dem Gehalt nach, ja, aber die Form! Es ist ganz erstaunlich, daß der Deutsche auf allen andern Gebieten das saloppe Wesen, das früher zu ihm gehörte, abgelegt hat, nur nicht auf der Bühne. Bei uns in Deutschland sind Stücke möglich, die in Frankreich einfach niedergelacht würden. Wir haben ja Autoren, die buchstäblich nur durch ihre eklatanten Durchfälle berühmt geworden sind und seit zwanzig Jahren von der Kritik als ‚eine der schönsten Hoffnungen des deutschen Theaters' bezeichnet werden. Was wollen Sie gegen solchen Unsinn machen? Nichts können Sie machen. Wenn Sie sich weigern, solch eine angegraute Hoffnung aufzuführen, wirft man Ihnen vor, daß sie nichts vom Theater verstehen. Als ob nicht der Unverstand auf seiner Seite wäre, auf der Seite des Herrn, der jede Form verachtet, so daß selbst seine guten Gedanken und wirksamen Szenen unmöglich werden. Die Form, glauben Sie mir, Herr Doktor, die Form bedeutet beim Theater dreimal soviel wie

Digitized by Google

in jeder andern Kunst, das haben die Franzosen auch von jeher gewußt —"

Doktor Richter verachtete natürlich die Franzosen und fand, bei ihnen sei alles nur Mache. Der Intendant lachte etwas geräuschvoll. „Mache, natürlich! Aber machen Sie doch die Mache erst einmal nach! Gehen Sie einmal hin und studieren Sie die Technik der Szene, wie Sardou sie studiert hat! Wissen Sie, was der tat, als ihm sein Erstlingswerk durchgefallen war?" Und er erzählte, wie Sardou damals mit so und soviel Bänden Scribescher Lustspiele in die Einsamkeit geflüchtet sei und jeden Tag ein Stück gelesen und peinlich auf jedes kleinste Detail der Szenenführung geachtet habe. Schließlich las er nur noch den ersten Akt und fertigte dann zu der vorhandenen Exposition ein neues Szenarium nach seiner Idee, war stolz, wenn seine Ausführung der Scribeschen glich, suchte unermüdlich den Fehler, wenn sie von ihm abwich.

„Ja und so ist er denn auch ein allererster Techniker geworden!"

„Aber doch nur ein Techniker, Exzellenz, nichts weiter! Das Dichterische fehlt vollkommen."

„Geb' ich Ihnen zu, aber die Bühne lebt nicht vom Dichterischen, sondern von der Technik! Glauben Sie denn etwa, daß Ibsen je seine Erfolge nur mit seinen Gedanken errungen habe? Gott bewahre, der hat genau gewußt, was Technik heißt! Der ist so eifrig bei den Franzosen in die Schule gegangen, wie ihr jungen Leute es euch heute nicht träumen laßt. Ihr bildet euch ein, der sei immer nur mit verzückten Augen einer Idee nachgelaufen. Aber das war ganz anders! Ich habe den alten Ibsen gekannt, ich hatte eine der ersten Bühnen in Deutschland, die seine ‚Gespenster' gaben, und er hat mir selber ganz offen gesagt, daß die Franzosen seine Lehrmeister waren, denen er vieles verdankt, nicht seine Gedanken natürlich, nicht sein Ingenium, aber die Mache —"

Doktor Richter horchte erstaunt auf. Noch nie hatte er mit soviel Respekt, ja Bewunderung von der äußern Technik des Dramas sprechen hören. Er, der Literarhistoriker, betrachtete ein Drama auf seinen geistigen und ethischen Gehalt hin und ob es allen Regeln entspräche, die Theoretiker seiner Entwicklung vorschrieben, aber die Mache war für ihn wie für seine Kollegen von der Universität nur eine üble Notwendigkeit. Jetzt hörte er zum erstenmal einen Fachmann, der die Bühne nicht verklärt, sondern als rohe Realität zeigt, der wußte, wie die geheimnisvollen Essenzen gebraut werden, deren Dämpfe das Publikum benebeln und berauschen und der — dies schien dem jungen Mann am seltsamsten! — ihm die größten Geister, die scheinbar weltenfern von der großen Menge gewandelt waren, als kühle, berechnende Techniker zeigte, die's nicht verschmäht hatten, dramatischen Akrobaten ihre Kniffe abzulernen.

Der junge Gelehrte, der hinter der Dornröschenhecke seiner Wissenschaft kaum etwas von den brutalen Wirklichkeiten gehört hatte, zu denen das Theater jeden zwingt, der ihm dient, war betroffen und erregt, als er diese Wahrheit hörte — aus dem Munde eines Mannes hörte, der sein Stück angenommen hatte und der ihm durch seine Kenntnisse, seine Sicherheit und das Selbstbewußtsein einer geschlossenen Persönlichkeit imponierte. Er widersprach dem Intendanten, versuchte darzulegen, daß das Drama eine höhere Mission habe, als nur die Menge zu unterhalten, vertrat mit hübschem Eifer seinen, des Literarhistorikers Standpunkt gegen den des gewiegten Theaterleiters. Ein interessanter und heftiger Streit entspann sich, in den Agnes zuerst noch einige Worte warf, dann aber verstummte, als die Männer sich immer eigensinniger in ihre Meinungen verbissen. Sie zündete sich eine Zigarette an, blies kleine Wolken in die Luft und hörte gespannt zu.

Sie wußte ja ganz genau, was ihr Mann sagen würde, denn über solche Dinge hatte sie ihn natürlich schon dutzendmal reden hören, sie war auch völlig seiner Ansicht, denn er hatte ja ihr Verständnis für das Theater und seinen Betrieb geweckt und nach seinem Sinn gebildet, so daß sie heute mehr davon wußte als die meisten Frauen. Sie merkte wohl, daß Richter seine Meinungen nicht aus dem Leben, sondern aus Büchern geschöpft hatte, aber sie freute sich doch, daß er ihrem Mann widersprach, wartete mit einer kleinen, perversen Neugier auf den Augenblick, wo seine ideale Forderung über die nüchternen

Digitized by Google

Ansichten des Theaterpraktikers triumphieren würde. Das leidenschaftliche Tempo des Streites flaute aber sehr schnell ab. Doktor Richter geriet in Sackgassen, verwickelte sich in Widerspruch oder entwarf utopische Bilder, die kein Rampenlicht vertragen konnten. Und auch wenn er in seinen Ausführungen Recht hatte, auch wenn er kluge und keineswegs alltägliche Äußerungen tat, die wohl Beachtung verdient hätten, so sprach er sie, eingeschüchtert von dem ungeheuren Selbstvertrauen seines Gegners, als wäre er selbst von ihrer Haltlosigkeit überzeugt. Plank saß da und kam sich vor wie ein Halbgott, der einem armen Sterblichen Belehrung über das Wesen des Tempeldienstes gibt, von dem das Menschlein keine Ahnung hat. Er dozierte von oben herab mit tadellos gedrechselten Sätzen und etlichen affektierten Handbewegungen, und je mächtiger seine Worte, je olympischer seine Gesten wurden, um so mehr knickte Doktor Richter in sich zusammen, bis er schließlich völlig mundtot gemacht war. Agnes hatte längst schon die Zigarette ausgehen lassen, sah erstaunt und ein wenig verdrießlich, wie Dr. Richter dem Intendanten nicht mehr widersprach, ihn verwirrt und bewundernd zugleich anblickte. Leise wandelte sich ihr Staunen zu Erinnerung: so, gerade so wie Richter jetzt dasaß, hatte sie in früheren Zeiten ihrem Mann gegenüber dagesessen, wenn er ihr die Dinge der Welt enthüllte oder erläuterte, von denen sie noch nichts verstand oder die sie anders verstand als er. Auch sie hatte zuerst widersprochen, war dann immer kleiner, immer stiller geworden, bis sie ihn schließlich in Verwirrung und Anbetung als ihren Meister betrachtet hatte. Und es war für sie rührend und ein wenig melancholisch, daß es dem jungen Gelehrten nicht anders ging als ihr, daß sie in ihm und mit ihm noch einmal die alte Scheu erlebte und das alte stete Überwundensein. Sie betrachtete das feine, scharfe Gesicht des jungen Gelehrten, die köstlich gemeißelte Wölbung der Stirn, die unter dem spärlichen Flaum des dunklen Haupthaars vorsprang, und es gefiel ihr zu denken: ‚Natürlich, er läßt sich blenden, weil es sein Intendant ist, weil er voreingenommen ist für den Mann, der ihn fördert! Es ist also eigentlich eine Art Egoismus von ihm, so etwas wie Selbsterhaltungsinstinkt, wenn er ihm recht gibt! Wenn aber ‚Magelones Freier' durchfiele, — hui! ich möchte sehen, ob er auch dann noch zu allem so gretchenhaft Ja sagte oder den Mund hielte. Ich wette, er täte es nicht —' Und nun wünschte sie fast, daß das Stück abfallen möchte, damit Doktor Richter den Intendanten nicht mehr gar zu ehrfurchtsvoll betrachten und ihm so widersprechen, seinem Selbstbewußtsein so zu Leibe rücken würde, wie Agnes es niemals gewagt hätte . . .

Die Theaterzeit war gekommen. Der Intendant erhob sich wie ein siegreicher Gladiator und verabschiedete sich mit herablassender Liebenswürdigkeit von dem Besuch.

„Ich hoffe, Herr Doktor, wir sehen Sie sehr bald wieder! Es hat mich sehr gefreut, einmal so ausführlich mit Ihnen zu plaudern, und wenn unsere Ansichten auch weit auseinander gingen, na, deshalb keine Feindschaft nicht! Lassen Sie sich nicht stören und leisten Sie meiner Frau noch ein wenig Gesellschaft, aber mich entschuldigen Sie, auf mich wartet die Bude!"

Er schüttelte Doktor Richter herzlich die Hand und ging. Man sah, daß seine Eitelkeit innerlich ein Pfauenrad schlug.

Eine kleine Pause entstand. Agnes hatte die Arme unter der Brust gekreuzt und sah geradeaus vor sich hin. Sie wartete auf ein Wort, das ihre Stimmung traf, einen Nachhall in ihr gab. Doktor Richter aber blieb ebenso stumm wie sie. Schließlich, als das Schweigen zu lasten begann, sagte sie, wie selbstverständlich an das Vorhergegangene anknüpfend: „Sie dürfen es meinem Mann nicht übel nehmen, wenn er in solchen Sachen etwas einseitig und verbohrt ist! Er ist eben durch und durch Theatermann!"

Doktor Richter sah sie erstaunt an und entgegnete: „O, man lernt soviel von ihm! Ich glaube, ich habe in dieser letzten Stunde mehr Neues gehört, als ich meinen Studenten während eines ganzen Kollegs sagen könnte!"

Agnes blieb stumm, sie hatte ihren Mann nie so unausstehlich lehrhaft gefunden, wie eben heute. Weil sie aber doch etwas entgegnen mußte, ergänzte sie nach einer Weile: „Ja, er ist eben seit

Digitized by Google

dreißig Jahren beim Theater. Wenn Sie erst einmal dreißig Jahre lang Stücke geschrieben haben, dann denken Sie über das alles auch anders."

„Ach, in dreißig Jahren! Wer weiß, was in dreißig Jahren sein wird. Von so etwas sollte man gar nicht sprechen, nicht einmal im Scherz. Dreißig Jahre sind eine Ewigkeit —"

Sie lächelte. „Ja solange man noch sehr jung ist! Aber später — fragen Sie einmal meinen Mann nach den dreißig Jahren, die er beim Theater ist! Er sagt sicher: ‚Hol' mich der Teufel, ich weiß nicht, wo sie hingekommen sind!'"

„Ja, Se. Exzellenz, das ist auch etwas anderes, aber ich, ich werde in dreißig Jahren —"

„Die Tantiemen scheffelweise einstreichen!" unterbrach ihn Agnes heiter, denn sie wollte die leise Schwermut verscheuchen, die aus seinen Worten klang.

Er sah sie mit dem knabenhaften Blick an, der ihr gut gefiel und meinte ganz naiv: „Daran habe ich noch gar nicht gedacht!"

„Also nur an den Lorbeerkranz?" fragte sie spottend.

Er lachte, zeigte auf den spärlichen Flaum über seiner Stirn. „Natürlich, Sie sehen, die besten Vorbedingungen für den Lorbeerkranz sind schon da. Ich brauche keine dreißig Jahre mehr zu warten, um ebenso kahl zu sein wie Julius Cäsar, von dem die böse Welt ja behauptet, daß er ihn nur trug, um seine Glatze zu verbergen! Ich habe vorhin mit wirklichem Neid Se. Exzellenz betrachtet —"

„Ja, mein Gott, mein Mann gehört noch zu einer Generation, bei der Haare und Bart modern waren. Heut gilt das als vieux jeu!"

Nun lachten sie beide und sprachen unbedeutende, heitere Dinge. Dann wurden sie wieder ernster und kamen auch auf Richters Stück, das schon in einigen Wochen zur Aufführung gelangen sollte.

Agnes fragte ihn: „Sind Sie fest überzeugt von einem Erfolg?"

Er sagte ganz naiv: „Ja!" Da er ihr erstauntes und ein wenig mokantes Gesicht sah, fügte er hinzu: „O, nicht, weil ich es für unfehlbar halte! Sondern weil ich überzeugt bin, daß Sie mir Glück bringen!"

„Ich? Ich kann ja gar nichts für Ihr Stück tun."

„Aber Sie haben ja schon alles für mich getan! Sie haben es herausgefunden, gelesen, und weil es Ihnen gefiel, gefiel es auch Sr. Exzellenz —"

Sie wehrte ab. Nein, nein, so war es nicht. Er dichtete ihr da einen Blick und eine Macht an, die sie nicht besaß. Sie hatte das Stück nur gelesen und empfohlen wie ein pflichttreuer Dramaturg, ein weiteres Verdienst kam ihr nicht zu. Was sonst geschehen war, das hatte er nur seinem Talent und den Vorzügen seines Stücks zu danken.

Er beharrte bei seiner Meinung. „Und selbst wenn es so wäre, wie Sie sagen, selbst wenn ich mir selber mehr zu danken hätte als Ihnen, — lassen Sie mir doch den Aberglauben, daß mein Glück in dem Augenblick anfing, als Ihre Hand mein Manuskript unter so und soviel andern hervorzog!"

„Das ist wie Spieleraberglauben!"

„Glücksspieleraberglauben!"

„Aber Sie wissen hoffentlich, Herr Doktor, daß Glücksspiele verboten!"

„Nur wenn man erwischt wird!"

Sie lachten wieder beide, bis Richter ernst werdend bat: „Sagen Sie Sr. Exzellenz nichts von meinem Aberglauben, sonst lacht er mich am Ende aus!"

„Nun, das wäre auch schrecklich!" sagte Agnes und war etwas pikiert.

Wenn Doktor Richter von Planks nach Hause kam, fragte ihn seine Mutter immer genau nach allem aus: was es zu essen gegeben hatte, wie der Tisch gedeckt war, was für ein Kleid Agnes getragen, was man gesprochen hatte und noch viele andere Dinge, denn sie hegte nicht nur ein warmes, sondern auch ein kleinstädtisches Interesse für diese Leute, denen ihr Sohn ein neues Glück, die Aufführung seines Stücks, verdanken sollte. Er erzählte auch bereitwillig und ausführlich, denn er sah und empfand viele Nuancen, die sonst nur Frauen sehen und die gröber organisierten Männern entgehen. Plötzlich aber, wenn die Generalin ihn gar zu sehr mit Fragen bedrängte, kam ein Widerwille über ihn, den er kaum beherrschen konnte. Es kam ihm dann vor, als ob er Agnes und alles was um sie war, entweihte, wenn er von ihr redete und erzählte wie von irgend-

Digitized by Google

einer beliebigen Dame. Die Stunden in ihrem Hause, mit ihr und ihrem Mann waren von einem so eigenartigen geistigen Parfüm durchweht, daß es ihm schien, als ob es sich verflüchtige, wenn er andern davon mitteilte. Da wurde sein Gesicht verschlossen, er gab kurze Antworten und ging ziemlich unvermittelt in sein Zimmer zu seinen Büchern, um sein Kolleg auszuarbeiten oder Gedanken nachzuhängen, die bei den Planks in ihm angeregt worden waren. In deren Hause herrschte ja eine ganz andere Atmosphäre als bei den Offiziers- und Professorenfamilien, mit denen Doktor Richter verkehrte. Gewiß, die Planks wurzelten in keiner alten Tradation, alles was sie dachten und sagten war weniger tiefgründig, weniger wissenschaftlich, als Doktor Richter es von seinen Kollegen gewohnt war. Aber man spürte bei ihnen immerfort das Leben, das wirkliche, lebendige Leben, dessen farbigem Abglanz ihr ganzes Dasein gehörte.

Wenn der Sohn plötzlich einsilbiger wurde, erwachte das kleinstädtische Interesse seiner Mutter erst recht, und sie suchte andere Quellen, um mehr über das Haus zu erfahren, das ihren Sohn offenbar lebhaft beschäftigte. Das wurde ihr auch gar nicht schwer, denn sie hatte zweimal in der Woche Teekränzchen mit Damen der Gesellschaftskreise, die zwar nicht direkt bei Planks verkehrten, aber doch Beziehungen genug unterhielten, um über alles unterrichtet zu sein, was in allen Häusern der Stadt sich ereignete und einem Teekränzchen Stoff zu Gespräch und Debatte geben konnte. Was sie da erfuhr, setzte sie abends dem Sohn mit einem gewissen Triumph vor, so als ob sie sagen wollte: ‚Siehst du, du brauchst mir gar nichts zu erzählen, ich erfahre auch ohne dich, was ich wissen möchte!‘

Kurze Zeit nachdem Doktor Richter nachmittags bei Planks gewesen war, kam die Generalin sehr angeregt aus ihrem Kränzchen nach Hause. Um all die Neuigkeiten zu vernehmen, die sie gleich einem kostbaren Schatz heimtrug, hatte sie sich arg verspätet, so daß sie sich nicht einmal mehr Zeit nahm, den Schlafrock anzuziehen, sondern sich gleich im Besuchskleid zum Abendbrot setzte, wo der Sohn sie schon erwartete. Wie sie dasaß, sehr rundlich und sehr rotbackig, mit kleinen, glitzernden Augen und einem Mund, dem man's ansah, wie gern er Kleinliches redete und klatschte, mit einer Frisur, die weder modern noch altmodisch, mit einem Seidenkleid, das nicht geschmacklos war, aber jedes persönlichen Reizes entbehrte, bot sie das typische Bild der Frau guter Kreise, die nur scheinbar sehr hoch über der Proletarierin steht. Während sie dem Sohn vorlegte und Kartoffeln schälte, als wäre er noch ein Kind, sagte sie eifrig: „Du, Max, heute habe ich merkwürdige Sachen von deinem Intendanten gehört! Das scheint ja ein netter Don Juan zu sein. Der soll mit jeder im Theater anbandeln und seine Frau betrügen, daß es eine Art hat! Jetzt hat er schon seit Monaten ein ganz offizielles Verhältnis mit einer Sängerin ...“

Dem jungen Mann waren sonst die Geschichten, die seine Mutter aus dem Teekränzchen heimbrachte, gleichgültig oder zuwider, aber da der Name Plank fiel, horchte er auf. Sein Staunen war so groß, daß es sogar den vornehmen Widerwillen besiegte, den er bei andern Gelegenheiten jedem Klatsch entgegensetzte.

„Das kann doch nicht sein! Ich denke, Mama, du hast dich da verhört, oder man hat dir irgend etwas erzählt, was gar keinen Untergrund hat!“

Sie widersprach voll Eifer. Nein, das war todsicher. Das hatte nicht etwa nur die Majorin von Bieberer gewußt und die Exzellenz Sommersdorf, sondern alle, die am Teetisch saßen und, Gott weiß wie, Fühlung mit dem Theater hatten. Und die Regierungsrätin von Neumeier wußte es positiv, denn sie ließ sich für Gesellschaften immer bei der Friseurin frisieren, die jeden Tag die ... die ... na, sie kam eben nicht auf den Namen, die Sängerin frisierte, mit der der Intendant das stadtbekannte Verhältnis unterhielt.

„Unbegreiflich, völlig unbegreiflich!“ sagte der junge Mann und schüttelte den Kopf.

„Ja, nicht wahr?! Du sagst doch immer, daß die Frau so hübsch ist —“

„Und mindestens zwanzig Jahre jünger als er! Man denkt, solch eine Frau müßte auf Händen getragen werden —“

„Ja, dafür seid ihr schon sehr eingenom-

Digitized by Google

men für das Auf-Händen-tragen!" erwiderte die Generalin nicht ohne Humor.

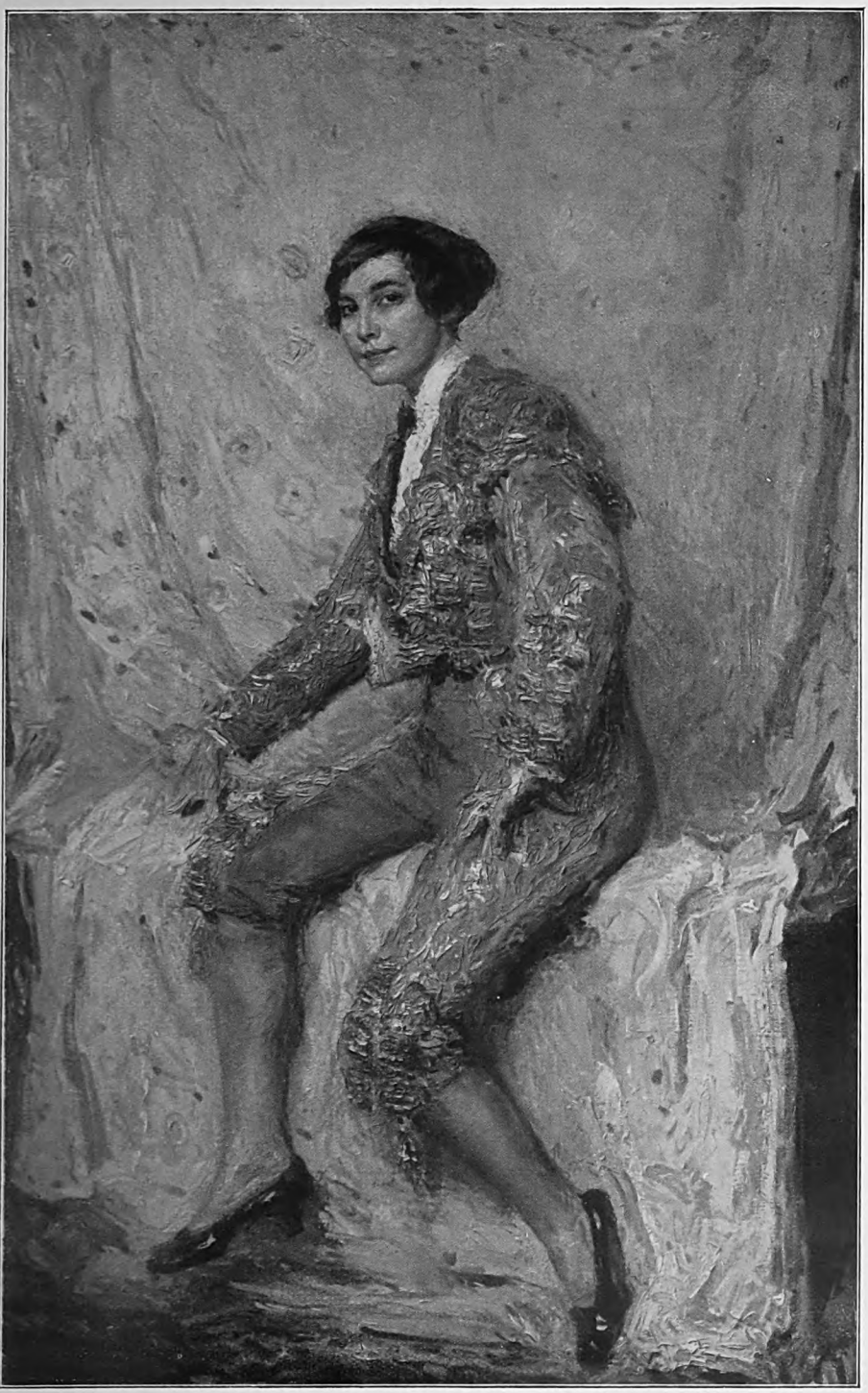
Er überhörte den Einwurf und sagte, mehr zu sich als zu ihr: „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß der Mann dieser Frau noch eine andere ansieht!" Und die Generalin, wieder nicht ohne Humor, aber mit einer gewissen Bitterkeit, die persönliche Erfahrung verriet: „Lieber Max, die Andere ist doch immer schöner, auch wenn sie noch so häßlich ist! Und gar erst beim Theater..."

„Ja, das muß wohl so sein!"

Nach dem Abendbrot saß er noch ein wenig bei der Mutter, hörte die übrige Chronik des Teekränzchens, nickte mechanisch zu etlichen üblichen Dienstbotenklagen, wurde, wie jeden Abend, gefragt, was er morgen mittag speisen wolle, und erwiderte wie jeden Abend, daß es ihm gleichgültig sei. Dann sagte er: „Du entschuldigst, Mama, ich habe noch zu arbeiten!" wünschte ihr gute Nacht und ging in sein Zimmer.

Diese späten Abendstunden waren ihm die liebste Zeit. Da verbrandete der Lärm des Tages, verstummte die laute Geschäftigkeit seiner Mutter, deren scharfe und häufig scheltende Stimme sonst das Haus durchdrang, als hätte sie immer noch Ordonnanzen zu kuranzen. O, er war nicht undankbar gegen die Mutter, er wußte genau, daß sie ihn bei aller Tyrannei wirklich liebte und daß sie ihm mit ihrer robusten Art, die so gern herumwirtschaftete und herrschte, all die kleinlichen Quengeleien abnahm, mit denen sonst das alltägliche Leben den Junggesellen bedrängt. Er schätzte ihre guten Eigenschaften, die zumeist Hausfrauentugenden waren, aber er konnte es nicht hindern, daß die Kleinstädtereien, die sie aus früheren Garnisonen mitgebracht hatte und nicht mehr abstreifen wollte, ihm zuweilen lähmend auf die Nerven fielen. Er kam sich selber gewöhnlich, ja entwürdigt vor, wenn in sein vornehmes Studio mit den hohen Bücherborten und den schönen Bildern die überlaute Stimme seiner Mutter drang, die draußen mit dem Dienstmädchen um Pfennigbeträge feilschte und schrie. Und früher, in den Übergangsjahren vom Jüngling zum Mann, war er sich oft arm erschienen, weil sie so nichts, so gar nichts von seinem geistigen Leben verstanden hatte. Nun liebte er vor allem die späten Abendstunden, wenn er bei seiner Studierlampe, seinen Büchern und — seinen Träumen saß. In diesen Stunden war „Magelones Freier" im vorigen Jahr entstanden, und auch jetzt spann er wieder ein Stück aus, dessen Stoff ihn schon seit einiger Zeit lebhaft beschäftigte. Er zündete die Studierlampe an, schob seinen Arbeitsstuhl so, daß ihr Licht von hinten auf ihn fiel und er die rote Glut durch das Marienglas des Ofens leuchten sah, steckte eine Zigarette in Brand und versank in Gedanken. Die Gestalten seiner Phantasie traten in das Studio, erfüllten es mit ihrem bunten Leben, das ihm gehörte, ihm ganz allein, und das er ihnen gegeben hatte. Sie redeten zu ihm in einer fremden Sprache, die doch die seine war, schütteten vor ihm Lust und Leid aus, wie sie es auf sein Geheiß empfanden. Immer bunter, immer wirbelnder schlang sich der Reigen, Szene reihte sich an Szene, stieg an, erreichte ihren Höhepunkt und glitt in langsamem Fall hinüber in die nächste. Akt um Akt entstand in großen Umrissen und schon so deutlich, daß der junge Dichter wie im Fieber war, weil er dies alles erst in Gedanken sah und nicht in Fleisch und Blut, noch nicht auf der Bühne. Das Gehirn arbeitete fieberhaft, gab den Augen einen hellen Glanz, dem ganzen Körper ein Gefühl köstlicher Stärke, als ob der Tag nicht zur Rüste gegangen wäre, sondern eben erwachen wollte. O, fassen, halten können, was diese stille Stunde offenbarte, in einer einzigen Umarmung ihre Fülle umfangen und nicht mehr lassen müssen, bis sie in allem Funkeln und allem Reichtum fest gebannt auf dem Papier liegt! Nervös spreizte und ballte er die Finger. Dies war das Ermüdende, das Entmutigende dieser nächtlichen Heerzüge der Phantasie: der Arm war zu schwach, allen Einfällen des Hirns zu folgen. Bis er ans Niederschreiben kam, schien das Beste schon verraucht, und auch wenn er es wieder heraufbeschwor, war es so bedrängt von den Gesichten, die ihm folgten, daß der junge Dichter immer meinte, er müsse sich zu Tod hetzen, nur um alles niederzuschreiben, was in der Nacht lebendig geworden war. Die Zigarette lag längst als Aschenhäuflein auf dem Teppich, er merkte es nicht. Er gehörte nur sich und dem glitzernden Leben,

Digitized by Google



Im Torerokostüm
Gemälde von Josef Oppenheimer

Digitized by Google

Digitized by Google

das er unbewußt empfangen hatte und nun ohne Willen verströmte. Plötzlich kam dann eine große Ermüdung über ihn. Das Hirn vermochte nicht mehr zu fassen, was die Phantasie erschuf. Die Gestalten, die ihn vorher entzückt hatten, wurden undeutlich, schwanden nun, da sein Blick nicht mehr auf ihnen ruhte, gleich Schatten hinweg. Mit heißem Kopf und fröstelnden Händen blieb er allein zwischen den hohen Bücherborden und den vom Lampenlicht kaum beglänzten Bildern und starrte in die rote Ofenglut hinein. Er zog die Uhr: fast Mitternacht. Das wäre wohl Zeit, zu Bett zu gehen, um so mehr, da sein Kolleg morgen schon zeitig begann. Aber er brachte es nicht über sich, schon jetzt das Studio zu verlassen, das eben noch so geheimnisvolle Gäste beherbergt hatte. Sie waren fort, aber ihren Dunstkreis spürte er noch immer und fand es schön, in ihm noch eine halbe Stunde hinzudämmern. Er zündete eine neue Zigarette an, legte den Kopf an die Lehne seines Stuhles, ließ die Arme hängen, und schloß die Augen.

Planks ... Das war doch wirklich seltsam. Dieser Mann betrog diese Frau! Unbegreiflich. Und sie ertrug es. Noch unbegreiflicher! Oder hatte sie einen Grund es zu ertragen, irgendein Band, das sie unlöslich an diesen Mann fesselte? Er wußte es nicht. Er meinte aber jetzt zu verstehen, warum in ihren schönen Augen immer eine leise Melancholie lag und warum auch ihr Lachen oft so klang, als ob es erst über ein Herz voll Tränen wegspringen müßte, ehe es auf die Lippen kam. —

Kurze Zeit nach der ersten Teestunde ging er wieder zu Planks. Wieder traf er das Ehepaar allein, und wieder floß das Gespräch alsbald angeregt, fast leidenschaftlich, weil auch heute Doktor Richter anderer Meinung war als der Intendant, und dieser wiederum seine Ansichten mit jener Überlegenheit vertrat, die seinen Gegner immer stiller machte, bis er zuletzt waffenlos blieb, tiefinnen ein kleines, ärgerliches Bohrgefühl, daß der andere ihn überwunden hatte, ohne ihn überzeugt zu haben. Noch ein drittes Mal ging es so, und Agnes wunderte sich beinahe, daß Doktor Richter immer wieder kam, offenbar sogar gerne kam. Denn nie zuvor hatte sie ihren Mann so unausstehlich-selbstherrlich, so diktatorisch gefunden wie in den Teegesprächen mit dem jungen Gelehrten, der dem Intendanten ganz an praktischer Theatererfahrung nachstand, ihm aber an wirklichem Wissen doch sicher ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen war. Sie wunderte sich, daß Richter diesen belehrenden Ton vertrug, diese ewige Art des Dozierens und Besserwissens, gerade als ob der Intendant zu Kindern spräche, denen er erst die einfachsten Dinge der Welt klarlegen mußte. Sie versuchte, mitunter ihrem Mann zu widersprechen, rief lächelnd Doktor Richter zu ihrem Beistand herbei, und er unterstützte sie auch wirklich ganz tapfer, aber einen Sieg, einen wirklichen Sieg konnten sie doch nie erringen. Wie es kam, wußten sie selber nicht, aber jedes Gespräch endete so, daß der Intendant recht behielt; hinterher fielen ihnen freilich noch alle möglichen Schlager ein, die sie hätten ins Treffen führen können, aber dann war es immer schon zu spät. Dann war es immer Abend geworden, und der Intendant ging ins Theater. Mitunter mußte er auch fort, ehe die Debatte beendet war, und dann hatten sie beide immer das Gefühl, als ob sie Kinder wären, die durch einen Zufall ihrem Präzeptor entwischt waren und sich nun ihrer Unbefangenheit und Freiheit freuten.

Jedesmal, wenn Doktor Richter ging, dachte Agnes: ‚Er kommt nicht wieder' und war ein wenig, ein klein wenig traurig, wenn sie's dachte. Sie wußte ja nicht, daß trotz aller Rechthaberei, trotz der anspruchsvollen Distanz, die der Intendant zwischen sich und den jungen Gelehrten legte, dieser jedesmal wie in einem Traum vom Teetisch schied und erst zu Hause die Wirklichkeit, die ach so nüchterne Wirklichkeit wieder fand. Am Teetisch, zwischen dem scheinbar so ungleichen Paar, neben der melancholischen Anmut der jungen Frau und der glänzenden Persönlichkeit des grauköpfigen Mannes, in den Gesprächen, die fast immer mit dem Theater begannen, nie ins Abstrakte abirrten, sondern immer wieder in das wirklichste Leben führten, kam ihm alles so reich, so heiß, so großzügig vor. Wenn er dann heimkam, war's ihm zumute wie einem, der aus dem Trubel der Weltstadt in ein

Digitized by Google

Provinznest zurückkehrt; so kleinlich erschien ihm dann die Mutter mit ihren Kränzchen-interessen und ihrer Dienstbotenzankerei, so dick und trübe war die Atmosphäre dieses Heims, in dem er nie von Dingen sprechen konnte, die ihn tief bewegten, sondern immer nur die Banalitäten des Alltags und den Klatsch über die lieben Nächsten hörte.

Einmal begegnete er Agnes, als er nachmittags von der Universität herunterkam. Er wollte grüßend vorbeigehen, denn er hätte sich nicht getraut, sie anzusprechen, aber sie lachte ihm so freundlich zu, daß er sich ein Herz faßte, auf sie zutrat und sich nach ihrem Befinden erkundigte. Sie wechselten ein paar Worte, dann fragte sie ihn, was er für den Nachmittag vorhabe. Er hatte gar nichts Besonderes vor. Da nickte sie ihm zu und meinte vergnügt: „Dann entführe ich Sie in den Englischen Garten, ja? Mein Mann ist für ein paar Tage verreist, und ich bin froh, wenn ich jemand finde, der mit mir spazieren geht! Wir wollen ein paar Stunden tüchtig laufen, das wird uns beiden gut tun. Ich wette, Herr Doktor, Sie sind sowieso ein Stubenhocker und gehen immer nur von Ihrer Wohnung nach der Universität und von der Universität nach Ihrer Wohnung."

Da hatte sie nun nicht unrecht, und er gestand es ihr auch zu. Sie gingen zusammen durch die entlaubten Alleen des Englischen Gartens hin.

Es war ein klarer Frühwintertag, noch kein grausamer, sondern einer, der so köstlich frisch und bereift ist wie ein rotbackiges Mädel, das juchzend von einem Berg heruntergerodelt kommt. Die Bäume waren noch nicht weiß, nur leicht silbergrau gepudert, und ihre Äste streckten sich fein und deutlich in die klare Luft hinein, als wären sie nicht wirklich, sondern ausgeschnittene Silhouetten. Der Himmel war ganz zart, ganz wolkenlos wie im Sommer, aber er vermochte doch nicht mehr, sich in dem kleinen Weiher zu spiegeln, in dessen Buchten blauhalsige Enten schwammen. Schwarz lag das Wasser, frostkalt und schwer, und ob es gleich heute noch kleine Wellen schlug, merkte man doch schon, wie leise, ganz leise kristallenes Gerinsel zur blinkenden Eisscholle zusammenfließen wollte.

Die zwei jungen Menschen sahen nicht auf die winterliche Heimtücke der Welle. Sie sahen nur die Sonne, die strahlend schien, als wäre das Jahr im Aufstieg, und sie atmeten voll Freude die durchsichtige Luft ein, die schmeckte wie ein Zug bergkalten Quellwassers. O, es war schön, so dahinzugehen in Stille und Reif des winterlichen Parks, fern vom Lärm der Straßen, dem Rattern der Autos und der Elektrischen, dem Gewühl der Menschen, fern von allem, allein mit sich und einem zweiten, der freilich auch ein fremder Mensch war, aber dessen Fremdsein so lockend, so rätselvoll erschien, daß jedes der beiden dachte, es müßte ein seltsames Glück sein, den andern zu erraten. Oder sie dachten's nicht, sie fühlten es nur, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein kam, und dies leise Hintasten am Rätsel des andern machte sie erregt und fröhlich, daß ihre Augen glänzten und ihre Wangen rot wurden, daß sie dabei immerfort meinten, es käme nur von der Frische und der Sonne dieses blauen Frühwintertags. Sie schwatzten und lachten alles mögliche durcheinander, erzählten, was sie in den letzten Tagen getrieben und was sie für die nächsten vorhatten, sprachen eigentlich nicht anders, nur weniger ernst und leidenschaftlich als am Teetisch, waren aber doch ungezwungener, persönlicher und ein wenig kecker als unter den Augen des Intendanten. Doktor Richter sah einmal Agnes lange von der Seite an. Sie trug ein ganz schlankes, schwarzes Tuchkleid mit einem kleinen Jäckchen, dazu Barett, Stola und einen Riesenmuff aus Hermelin. Ihre Nasenspitze war ein klein wenig gerötet, und auf ihrem dunklen Haar schimmerte da und dort ein Reifsternchen, das von irgendeinem Ast heruntergehüpft war. Er sagte: „Sie sehen aus wie ein leibhaftiges Wintermärchen, Exzellenz!"

Sie lachte. „O, wie ein Wintermärchen mit einer errötenden Nasenspitze! Das ist vielleicht ganz realistisch, aber es stimmt doch nicht recht zu der poetischen Verklärung, die Sie mir da angedeihen lassen wollen."

„Wollen wir etwa unser Gespräch vom letztenmal über die Berechtigung oder die Verwerflichkeit des Realismus wieder aufnehmen?" fragte er neckend, denn über dies

Digitized by Google

Thema hatten sie neulich an zwei Stunden mit dem Intendanten gestritten.

„Um Gottes willen, wir werden doch nicht die schöne Winterluft mit Kunstgesprächen infizieren! Mein Mann ist ja auch nicht da, also haben wir von vornherein immer und überall recht!"

Es klang wie ein ohnmächtiger kleiner Hohn auf den Intendanten. Sie lachten beide, fühlten sich sehr stark und wußten gar nicht, wie schwach sie in diesem Augenblick waren.

Es dämmerte schon, als sie aus dem Englischen Garten herauskamen. Es tat Agnes leid, daß sie Doktor Richter nicht mit nach Hause nehmen konnte zum Tee, aber sie war zu einer weitläufigen Verwandten eingeladen und mußte sich erst noch umkleiden, ehe sie zu ihr fuhr. So verabschiedete sie sich denn sehr herzlich von dem jungen Mann; er versprach, sich demnächst beim Tee sehen zu lassen.

Bei den nächsten Besuchen Richters kam es zu keinen weitläufigen Debatten. Der Intendant entschuldigte sich immer schon nach einer halben Stunde und ging ins Bureau, wo sich während seiner Abwesenheit — er hatte in Berlin eine neue, vereinfachte Drehbühne studiert und war dann nach Brünn gefahren, um einen jungen Bassisten zu hören, den ihm ein Agent gerühmt hatte — die Arbeit und die Korrespondenzen angesammelt hatten. Agnes und Doktor Richter blieben allein und hätten nun wieder heitere, ja, übermütige Gespräche führen können, wie an dem Nachmittag im Englischen Garten. Aber es ging doch nicht; hier im Hause, im Lichtschein der grünverschleierten Lampe, vor dem silberfunkelnden Teetisch war alles anders, gehaltener und würdevoller als draußen in der Einsamkeit des bereiften Frühwintertags. Hier waren sie nicht mehr unbefangene Kinder, die ihrem Präzeptor entliefen, hier waren sie ernste Menschen, an ihre Stellung gebunden, Menschen, die bei aller Liebenswürdigkeit und Gewandtheit doch noch so wenig voneinander wußten, daß sie erst scheu und unsicher den Weg beschritten, der zum andern hinführte. Wenn der Intendant nicht da war, sprach man an dem kleinen Teetisch nicht soviel vom Theater wie sonst, aber rein Persönliches erzählten sie auch jetzt nicht oder wenn, dann nur zufällig, nur im Zusammenhang mit anderm. Sie waren beide zu diskret, um unverblümte Fragen zu stellen oder ausforschen zu wollen, was man ihnen nicht von selbst sagte, und so streckten sie in ihren Gesprächen immer nur ganz feine Fühlfäden aus, um zu spüren, wie der andere war und wie sein Leben ging. Aber gerade weil sie so feinfühlig waren, verstanden sie sich mit einem halben Wort, durch eine besondere Betonung, durch ein Verstummen oder ein Achselzucken. Und jedesmal hatten sie dann das Gefühl, als ob sie einen großen Schritt weiter gegangen wären auf dem Weg, der zu dem andern hinführte. Ohne daß Doktor Richter je über seine Mutter geklagt, ja nur ausführlicher über sie gesprochen hätte, wußte Agnes, daß er unter ihrer Kleinlichkeit und ihrer Alltagsnatur litt; und er wiederum verstand, was diese sensitive Frau von diesem selbstherrlichen und ewig untreuen Mann ertrug, wenn sie gleich vor der Welt eine Beglückte spielte und auch in der Abwesenheit ihres Mannes noch seine Partei nahm, seine Härten zu entschuldigen suchte, immer wieder auf seinen Lebensgang hinwies, bei dem er eben so hatte werden müssen, wie er war.

Nach Neujahr begannen die Proben zu „Magelones Freier". Doktor Richter hatte sich schon lange darauf gefreut, denn in seiner völligen Unkenntnis des Theaterbetriebs meinte er, daß es nun die erste Aufgabe der Schauspieler sei, seinen, des Dichters, Absichten gerechtzuwerden, daß also sowohl der Regisseur wie die Darsteller aufmerksam auf jedes Wort aus des Autors Mund lauschen würden, so daß er Tag für Tag den farbigen Traum seines Stückes immer deutlicher und lebendiger zur Wirklichkeit werden sah. Schon die allererste Probe brachte ihm eine große Enttäuschung. Das leere, dunkle Haus, die matt erleuchtete Bühne, auf der nur ein paar notdürftige Requisiten standen, die ungeschminkten Schauspieler im gewöhnlichen, wenn nicht gar vertragenen Alltagsanzug, die ihre Rolle nur markierten, da und dort stecken blieben und in den Pausen schlechte Witze rissen, die ganze Gleichgültigkeit, die oben auf der Bühne zu herrschen schien, während er, der Autor, in zitternder Erwartung einsam im Parkett saß

Digitized by Google

— das alles wirkte so ernüchternd, so niederdrückend auf ihn ein, daß er am liebsten sein Stück noch jetzt zurückgezogen hätte. Er hatte Agnes versprochen, ihr über die Proben zu berichten, nun kam er mißgestimmt und kleinlaut und sagte ihr, wie ihm ums Herz war. Sie lachte ihn aus.

„Das hätte ich Ihnen gleich sagen können, das geht jedem so! Ich habe nur nicht daran gedacht, sonst hätte ich Sie vorher gewarnt. Ein junger Autor sollte überhaupt nicht zu den Proben gehen; die sind nur etwas für alte, abgebrühte Theaterhühner. Warten Sie nur ab, bis die Sache einmal besser im Gang ist, oder gar erst die Generalprobe! Da kommt dann die Freude schon wieder, und Sie werden sehr froh sein, daß Sie Ihr Stück nicht zurückgenommen haben."

Er ließ sich gern von ihr trösten, um so lieber, weil sie versprach, zu den letzten Proben zu kommen. Sieben- oder achtmal saß er aber noch allein in dem finstern Parkett, und sein Selbstbewußtsein, das ohnehin nicht übermäßig war, ging an diesen Vormittagen völlig in die Brüche. An die nüchterne Stimmung, an die Gleichgültigkeit auf der Bühne hatte er sich freilich gewöhnt, aber nun kam etwas anderes, was ihm das Herz zerriß: der Rotstift. Während der Proben, der Dialoge stellten sich erst Längen, Verschleppungen, Überflüssigkeiten heraus, die man auf der Leseprobe nicht bemerkt hatte und die jetzt fallen mußten, damit nicht am Abend das Stück selber fiel. Doktor Richter war natürlich nicht anders wie jeder junge Autor: er wollte sich um jeden Satz, um jedes Wort mit dem Regisseur auf Tod und Leben streiten, kämpfte verzweifelt um jede kleine Szene, die gestrichen werden sollte, rief pathetisch, daß man sein Stück ruiniere, daß just das, was ausgelassen werden sollte, das Feinste sei, und war tief empört, als ihm der Regisseur, der auch die männliche Hauptrolle spielte, jovial sagte: „Verehrter Herr Doktor, wenn Sie gar so feine Sachen schreiben, dann lesen Sie sie doch lieber im Literarischen Verein vor! Hier auf der Bühne wollen wir ein Stück spielen und keine Finessen."

Die Schauspieler rundum grinsten vor Vergnügen. Sie fanden diesen Gründling im Parkett überhaupt überflüssig und ärgerten sich, daß er ihnen alle Augenblicke dreinreden wollte, wie sie dies zu sprechen, jenes durch Miene oder Geste auszudrücken hätten. Herr Gott, sie spielten doch Abend für Abend Komödie und verstanden ihr Metier auch ohne diesen jungen Menschen, der gar nichts weiter war als der Autor! Sie kümmerten sich auch nicht mehr um seine Zwischenrufe, übergingen seine Einwürfe mit Stillschweigen oder gaben ihm klotzige Antworten, die ihn völlig aus der Fassung brachten. Jeden Tag schwor er sich zu, daß er zu keiner Probe mehr gehen würde, und jeden Morgen saß er mit dem Glockenschlag neun in dem finstern Parkett und sah mit an, wie sein Stück zerfetzt wurde. Wieder klagte er Agnes sein Leid, und wieder redete sie ihm mit heiterem Gesicht zu: „Lieber Doktor, Sie müssen das alles nicht so tragisch nehmen. Ich weiß schon, der Autor bildet sich immer ein, daß es so furchtbar viel auf einzelne Worte oder meinetwegen einzelne Szenen ankommt. Aber das ist gar nicht wahr, glauben Sie mir, das versteht der Regisseur viel besser! Der hat die Fühlung mit dem Publikum und weiß, was geht und was nicht geht. Die Hauptsache bleibt ja doch der Erfolg am Abend, nicht wahr?"

„Es wird kein Erfolg!" sagte Richter traurig.

„Warum denn nicht?"

„Ich glaube nicht daran, und kein Mensch glaubt daran!" Und er erzählte ausführlich, wie die Schauspieler von Probe zu Probe unsicherer und pessimistischer würden, und wie der Regisseur gestern nur die Achseln gezuckt habe, als Richter ihn fragte, ob er an einen Erfolg glaube.

Agnes sagte ruhig: „Das macht nichts. Die Schauspieler haben gar kein Urteil über ein Stück, in dem sie spielen. Im Gegenteil, es ist viel besser, wenn sie an einen Mißerfolg glauben. Die Stücke, von denen die Schauspieler entzückt sind, fallen fast regelmäßig ab." Sie wußte aus eigener Erfahrung und der Theatergeschichte eine Menge Beispiele für ihre Behauptung anzugeben, und Richters Stimmung wurde ein wenig heller. „Übrigens kommt mein Mann morgen oder übermorgen hin und sieht sich die Sache

Digitized by Google

einmal an. Da werden wir dann gleich hören, was er meint."

Auf der drittletzten Probe vor der Generalprobe kamen dann beide Planks. Agnes setzte sich zu Richter ins Parkett, der Intendant stand bald auf der Bühne, sah dann wieder von seiner Loge aus die Szene an. Richter hatte von den Planks eigentlich seine Rettung und Rehabilitierung gegenüber der Regie und den Darstellern erwartet. Er hatte gedacht, sie müßten merken, wo die unbarmherzigen Striche den Sinn gestört und seine geliebten Feinheiten getilgt hatten. Er glaubte, der Intendant würde dem Regisseur sagen: „Hier fehlt etwas," oder: „Hier müßte etwas eingeschoben werden," oder er würde an den Schauspielern bemängeln, was er, der Dichter, vergeblich bemängelt hatte. Plank sah aber nur zu, nickte ein paarmal, schüttelte etliche Male mißbilligend den Kopf und sagte am Schlusse des zweiten Aktes zum Regisseur: „Da muß noch etwas heraus, das schleppt und flaut die Stimmung ab! Der Akt ist auch ein bißchen sehr lang —"

Und als Richter sich mit gerungenen Händen vor den zweiten Akt stellen wollte, lachte der Intendant, zog die Uhr und sagte: „Lieber Doktor, das sind Dinge, die Sie uns überlassen müssen! Nach dem zweiten Akt ist die große Pause, da muß das Publikum angeregt und gespannt ins Foyer und in die Konditorei kommen, denn im großen Zwischenakt wird die Meinung gemacht. Wenn die Leutchen dann schon das Gefühl mitbringen, daß es lang war und daß die Spannung ausgesetzt hat, dann ist der Erfolg schon futsch. Nachher, wenn sie wieder drin sind und die Leithammel nicht mehr hören, meinetwegen! Da will ich Ihnen eher durch die Finger sehen. Aber der zweite Akt muß piff, paff, puff gehen, sonst schmeißt er um. Also, Herr Regisseur, die Szene zwischen den zwei Edelfräulein und dem fahrenden Sänger fällt weg."

Richter war vernichtet. Er konnte es nicht fassen, daß ein Dichter mit der Uhr, dem Zwischenakt und dem Aufenthalt in der Konditorei rechnen mußte. Agnes redete ihm zu, versuchte ihn zu beruhigen. Sie fand die Naivität, mit der er den Theaterbetrieb ansah, ebenso verwunderlich wie sympathisch. Es wurde ihr warm, wenn sie sah, wie dieser junge, gebildete und kultivierte Mensch holde Unmöglichkeiten forderte, gleich irgendeinem verstiegenen zwanzigjährigen Provinzdichterlein. O, es war schön, so jung, so unbewußt, so illusionsfähig zu sein, so Schritt für Schritt ins Leben hineinzugehen, einem Erfolg entgegen, den man nicht zu erhoffen wagte, zu zweifeln, zu zittern, zu ringen, zu warten auf ein Glück, das man noch nicht kannte und das vielleicht schon draußen vor der Türe stand. Was immer ihm in seinem Leben beschert sein sollte, nie würde er diese Tage vergessen, an denen er im verdunkelten Parkett mit Intendant, Regisseur und Schauspieler um sein Stück gekämpft hatte. Nie würde er die Proben vergessen, die zu dem Abend hinführten, an dem er zum erstenmal von der Bühne zum Publikum sprach. Alles andere später konnte nur noch Arbeit, Glück oder Unglück sein: Erlebnis aber war nur dies hier. Da kam es der Frau des siegessichern, von aller Welt bewunderten Intendanten vor, als hätte das Leben sie um etwas betrogen.

Als diese Probe zu Ende war, trat Doktor Richter auf den Intendanten zu. „Exzellenz, ich habe eine Frage an Sie, eine sehr wichtige Frage! Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie mir die reine Wahrheit sagen —"

Der Intendant sah ihn lächelnd und etwas erstaunt an. „Mein Gott, Doktor Richter, Sie sind ja so feierlich, als ob es sich um die wichtigste Sache der Welt handelte. Wenn ein Mann den andern fragte: ‚Haben Sie ein Verhältnis mit meiner Frau?' könnt' er nicht feierlicher sein!"

Richter verzog keine Miene. „Ich bitte Sie, Exzellenz, meine Frage so ernsthaft wie nur möglich zu hören und zu beantworten."

„Versprech' ich Ihnen! Und nun heraus, was wollen Sie denn wissen?"

„Glauben Sie, Exzellenz, daß es ein Erfolg wird?"

Plank zuckte die Achseln, lächelte. „Mein Lieber, da bin ich völlig überfragt. Das kann Ihnen kein Mensch heute sagen!"

„Aber was glauben Sie?"

„Ich glaube gar nichts, ich weiß jetzt nicht einmal mehr, ob mir Ihr Stück ge-

Digitized by Google

fällt oder nicht. Das kann Ihnen ja auch ganz gleichgültig sein, denn für Sie handelt es sich jetzt nur noch um das Publikum. Beim Theater ist alles unberechenbar, alles, darum auch ich! Es kann sein, daß mir Ihr Stück am Abend sehr gefällt, kann sein, daß ich es elend finde. Heut weiß ich's nicht."

Das waren natürlich keine tröstlichen Worte, und Doktor Richter vermaledeite im stillen den Tag, an dem er „Magelones Freier" bei der Intendanz eingereicht hatte. Auf der Generalprobe hob sich dann sein Mut wieder ein wenig. Er fühlte, daß heut auf der Bühne Stimmung und eine gewisse Erregung da war, auch wirkten die Dekorationen und die Kostüme genug, um das Bühnenbild ahnen zu lassen, das sich am Abend entfalten würde.

Die Schauspieler waren heute weniger geringschätzig gegen ihn, wenngleich er fühlte und auch aus abgerissenen Bemerkungen hörte, daß sie nur die üblichen vier Anstandsaufführungen von dem Stück erwarteten. Mit allseitigen, kräftigen Wünschen für einen tüchtigen Arm- und Beinbruch ging man auseinander.

Und doch wurde es ein Erfolg, ein echter, schöner Erfolg, wie ihn kein Mensch vermutet hätte, am wenigsten der Dichter selbst.

Das Publikum empfand genau so, wie der Intendant empfunden hatte, als er vor Monaten „Magelones Freier" zum erstenmal las. Es freute sich an den bunten Bildern, dem feinen Humor, der die Szenen verknüpfte, und ruhte nicht, bis der Verfasser schon nach dem zweiten Akt vor der Rampe erschien. Als sie ihn sahen, klatschten sie erst recht, denn in dem hypermodernen, langen, schwarzen Rock, der phantastischen Krawatte und mit dem glattrasierten Gesicht sah er aus wie ein Dichter aus der Biedermeierzeit. Seine knabenhaften Augen leuchteten so hell, und dem erregten, todblassen Gesicht merkte man so deutlich freudige, innere Bestürzung an, daß er, wie er sich steif und ungeschickt verbeugte, alle Herzen gewann. Geblendet vom Licht, vom Applaus, vom Anprall dieser letzten Minuten, versuchte er dennoch eine besondere Verneigung nach der Intendanzloge hin zustande zu bringen. Da saß Plank und nickte ihm zu und neben ihm Agnes, die heute dem Dichter zu Ehren große Toilette gemacht hatte und ganz in weiß und Goldstickerei strahlte. Sie schlug die Hände ineinander und lachte übers ganze Gesicht zu dem jungen Dichter hinauf. Da verschwamm das Theater vor seinen Blicken zu einem einzigen weißen, goldglitzernden Fleck ...

Während das Haus sich leerte und Doktor Richter die Glückwünsche der Schauspieler in Empfang nahm, kam der Intendant auf die Bühne. Er schüttelte Richter die Hand und meinte: „Sehen Sie, beim Theater kommt wirklich immer alles anders. Gestern noch hätten wir alle auf einen Mißerfolg geschworen, ich auch. Merken Sie sich's für künftighin: es gibt gar kein besseres Zeichen für ein Stück, als wenn ihm auf den Proben ein Durchfall prophezeit wird. Und nun kommen Sie noch einen Augenblick mit in die Loge. Meine Frau erwartet Sie. Sie hat ja Ihr Stück sozusagen aus der Taufe gehoben und möchte Sie gern sprechen."

Wie im Traum ging Doktor Richter neben dem Intendanten durch den engen, düstern Gang, der von der Bühne zur Intendanzloge führte, stand vor Agnes, hörte, daß sie Worte sprach, die an seinem Ohr vorbeisurrten, ohne daß er den Sinn erfassen konnte. Sie hatte ihm, als er eintrat, die rechte Hand gereicht, nun ergriff er mit einer Kühnheit, die er in einer nüchternen Stunde nie gefunden hätte, auch die weißbehandschuhte Linke, beugte sich nieder und küßte die beiden Hände. „Es sind doch meine Glückshände, Exzellenz!"

Sie beugte sich ein wenig zu ihm nieder. „O Sie Kind, Sie großes Kind!"

Er war so rührend und so konfus im Glück seines Erfolgs, daß die Planks nicht mehr viel mit ihm sprachen, weil sie merkten, daß man ihn jetzt sich selber überlassen mußte; auch erwartete ihn daheim seine Mutter. Sie nahmen ihm das Versprechen ab, daß er am nächsten oder übernächsten Nachmittag kommen sollte, um ausführlich diesen freudigen Abend zu besprechen, dann ging er. Lächelnd und zufrieden sahen ihm beide nach. Der Intendant fragte: „Was hat dein Frauenlob da vorhin gemurmelt, als er hereinkam und dir die Hand küßte?"

Sie wurde ein wenig verlegen, stammelte

Digitized by Google

hastig: „Ach, das ist so eine fixe Idee von ihm! Er bildet sich nun einmal ein, daß er mir sein Glück zu danken hat.“

Der Intendant lachte. „Frauenlob, ich sag's ja!“ Er half seiner Frau in den hellen Abendmantel, reichte ihr das Spitzentuch und die Boa. „Einen Augenblick noch, Maus, ich möchte nur noch ein paar Worte mit dem Regisseur sprechen. Ich glaube, der Erfolg heut abend war so groß, daß wir den Spielplan für die Woche ändern und ‚Magelones Freier‘ statt dreimal, fünfmal ansetzen. Hoffentlich versalzt uns nicht noch morgen früh die Kritik das ganze Plaisier!“

Die Kritik versalzte nichts, wenngleich sie natürlich die Mängel und Ungeschicklichkeiten des Stückes nicht verschwieg. Aber sie betonte einmütig, daß hier ein frisches Talent zu Wort gekommen sei und wohlverdienten Beifall gefunden habe. „Magelones Freier“ wurde sofort von mehreren auswärtigen großen Theatern erworben, und wenn es sich auch nicht anschickte, einen lärmenden Siegeszug über die deutschen Bühnen anzutreten, so stand sein Verfasser doch jetzt schon bei denen, deren Namen man kennt und auf deren Zukunft man hofft.

Doktor Richter verbrachte den Abend seines Triumphs nicht, wie es sonst wohl üblich ist, mit Freunden bei einem lustigen Gelage, sondern saß still daheim bei seiner Mutter. Die freute sich natürlich, so gut sie konnte, über den lauten Erfolg des Sohnes, und da sie ihn, als er eintrat, mit Tränen umarmte, war's ihm wirklich einen Augenblick zumute, als läge er an einem Herzen, das jeden Schlag und jede Regung des seinigen verstand.

Er war herzlich froh, daß er sich nicht von ein paar Universitätskollegen zu einer Bar hatte verleiten lassen, erzählte in köstlicher Erregung der Mutter alles mögliche von diesem ereignisreichen Abend, kleine Entgleisungen, die ihr nicht aufgefallen waren, glückliche Zufälle, komische Quiproquos, die sich hinter der Szene abgespielt hatten. Er war gesprächig wie sonst nie, lachte alle Augenblicke und hätte beinahe von seinem neuen Stück gesprochen, über das er sich sonst hartnäckig ausschwieg. Bald aber verdarb die Generalin die schöne, weiche Stimmung, in der er sich ihr ganz erschließen wollte, verdarb sie in der allerbesten Absicht, nur weil sie eben nie von ihrer provinzialen Kleinlichkeit loskam. Natürlich war ihr ganzes Teekränzchen im Theater gewesen, und sie berichtete dem Sohn nun ausführlich, was jede einzelne über das Stück gesagt habe, ersparte ihm kein noch so triviales Lob, keine noch so alberne Ausstellung. Und dann kam erst noch, was die Menschen im Theater um sie her, nicht nur über das Stück, sondern auch über ihn geäußert hatten.

„Weißt du, gar so ernst bist du gewesen, wie du herausgekommen bist, gerade als ob's dich gar nicht gefreut hätte! Hinter mir hat auch eine Dame zur andern gesagt: ‚Das ist komisch, der sieht aus, als ob ihm das Weinen näher stünde als das Lachen.‘“

„Vielleicht hat sie recht gehabt!“ sagte er mit einem Versuch zu scherzen.

„Und der neue Rock, Max, nein, der schaut nicht gut aus! Das kann noch so modern sein, es schaut nicht gut aus! Ich hab' auch noch keinen gesehen, der so viele Falten schlägt! Ich meine, du solltest ihn doch noch einmal zum Schneider schicken.“

Und so ging es fort. Sie meinte das alles recht gut, aber sie begriff nicht, wie sie dem Sohn die Stimmung zerriß, wie sein jauchzendes Glücksgefühl angeekelt war von den nichtigen Einwänden und Besorgnissen, die sie erfüllten. Er wurde einsilbig, sagte, daß er sehr müde sei und zog sich in sein geliebtes Studio zurück.

Da saß er noch bis tief in die Nacht hinein mit seinem Glück und allerlei schönen, unbestimmten Gedanken. Dichtete auch noch Verse, in die, ohne daß er's wußte, die Wärme dieses Abends hineinflutete und die zwei schönen Frauenhänden dankten, von denen er sein Glück empfangen hatte. Am nächsten Morgen bestellte er in einer Blumenhandlung ein prächtiges Arrangement aus rosa Rosen, dunklem Laub und rosa Bändern, genau so wie Agnes den Tisch geschmückt hatte, als er zum erstenmal das Plankesche Haus betrat.

Agnes freute sich über die Blumen und noch mehr wohl über die huldigenden Verse, der Intendant aber sagte wieder lächelnd: „Frauenlob!“

Digitized by Google

Der ironische Ton verdroß sie, besonders weil sie im Augenblick keine richtige Entgegnung wußte. Sie sagte also nur: „Ach Gott, das sind Dinge, die du eben nicht verstehst!“

Der Intendant schien sie auch wirklich nicht zu verstehen; er roch nur an den Rosen, meinte: „Prachtvoll!“ und ging, eine unbestimmbare Melodie trällernd, nach dem Intendanzbureau.

⁂ ⁂ ⁂

Es gab dies Jahr einen ungewöhnlich milden Februar. Aller Schnee war weggeschmolzen, und die Luft wehte so mild, daß man unwillkürlich die noch winterlich grauen Sträucher und Bäume abguckte, ob sie nicht schon ans Ausschlagen und Blühen dächten. Wirklich lugte auch da und dort ein vorwitziges Grün heraus, das den Winter nicht abwarten konnte und in wenig Wochen schon seine Neugier mit dem Leben zahlen mußte. Jetzt aber sprang es fröhlich ins Blaue hinein, und die Menschen, die es sahen, waren froh und gerührt, meinten schon etwas zu ahnen von Frühlingsheiterkeit und Frühlingsschwermut. Sie ließen ihre Pelze im Schrank hängen und öffneten die Herzen unbekannten Jubelstimmen, die hoch oben in den Lüften tirilierten, fast als ob die Sänger aus Ägypten und Afrika schon heimgekehrt wären, um die Maiensymphonie aufzuführen. Jeder empfand diese Tage wie ein Geschenk und vergaß manchen Wirrwarr in seinem Innern über der unverhofften Glorie ihrer leuchtenden Schönheit.

In diesen Tagen, deren Sonne in alle Winkel hinglänzte, fand der Intendant, daß er nun wieder einmal in seinem Herzen ordentlich aufräumen müsse. Auch die zweite Schwärmerei für Fräulein Tilly war zu Ende geliebt, und er zögerte nun nicht länger, ihr das Abschiedsbukett und den dazu gehörigen Urlaub übermitteln zu lassen. Weil sie ein ganz witziger Kopf und obendrein noch frühlingsmäßig gut gelaunt war, nahm sie die Sache gar nicht tragisch und bedankte sich in einem Billett:

„Liebes Exzellenzerl,

Ich danke schön für den Strauß, den Urlaub brauch' ich aber momentan nicht, der Schmerz war nämlich nicht gar so groß.

Es grüßt in unverwüstlicher Treue

Deine Tilly.“

Der Intendant war von dieser frivolen Auffassung etwas verletzt, hing aber der ganzen Geschichte nicht weiter nach. Abgetan — vergessen! Immerhin war es ganz angenehm, daß die Ohlenschläger jetzt nicht in Urlaub ging und man also den dritten Wagner-Zyklus ohne zweite Besetzung oder Gast von auswärts geben konnte. Ah, das Leben war doch schön! Besonders, wenn man keine Repertoirestörungen hatte und auch sonst alles leidlich in Ordnung war.

Er stand am Fenster seines Bureaus, hatte die Hände in die Hosentaschen gesteckt, wiegte sich leise vor- und rückwärts und sah einen Augenblick auf die Straße hinaus, durch die gerade ein toller Frühjahrswind jagte und hohe Sandtromben aufwirbelte.

Ah ja, das Leben war schön — aber was nun? Wenn eine Liebschaft zu Ende war, fühlte er sich immer ein wenig verwaist, — außer wenn ihr gleich eine neue folgte. Nun aber schien ein Interregnum anzubrechen; er wußte im Augenblick rundum keine, die ihn besonders gereizt hätte oder die ihm zu verstehen gab, daß er ihr gefiel. Eigentlich scheußlich, so eine Einsamkeit ohne Fieber, ohne Heimlichkeit und ohne Rausch! Anderseits freilich hatte sie auch wieder ihr Gutes. Man sparte Zeit, Kräfte und vielerlei Ärger. Na also! Schließlich wußte man ja auch nicht, wie lange — —

Die Zeit, die der Intendant an diese rein persönlichen Reflexionen wenden konnte, war schon vorüber. Es klopfte an der Tür; er trat rasch vom Fenster zurück, zog die Hände aus den Hosentaschen, setzte sich an seinen Schreibtisch und versenkte sich in die Akten, die der Sekretär überreichte. Als er mittags nach Hause kam, war er schon weit weg von Fräulein Tillys Frivolität und auch von jeder andern, kaufte unterwegs ein Veilchensträußchen für seine Frau und freute sich auf das Mittagessen.

In den Tagen, die nun folgten, bereitete es ihm Staunen, daß Agnes seine Rückkehr zu ihr nicht mit Enthusiasmus aufnahm. Er vernachlässigte sie freilich nie, auch nicht in den hohen Zeiten seiner Schwärmereien, denn er liebte sie und war auch viel zu geschmackvoll, um eine Frau zu kränken, aber früher hatte der Bruch mit einer Geliebten doch immer ein Freuden-

Digitized by Google

Hahnenkampf

Gemälde von Ilma Ewers-Wunderwald

Digitized by Google

Digitized by Google

fest in seiner Ehe bedeutet. Agnes hatte jedesmal gestrahlt, hatte jedesmal aufs neue an seine endlich gefestigte Treue geglaubt, und das war so hübsch gewesen, daß er sich selber immer wie ein junger und tadelloser Ehemann vorgekommen war. Diesmal war's anders. Nicht als ob Agnes noch sichtbar gegrollt oder ihn zurückgewiesen hätte, aber er, der den Liebesthermometer im Blute trug, merkte deutlich, daß sie keine Flitterwochenstimmung und keinen Flitterwochenglauben mehr aufbrachte, daß etwas in ihr kalt blieb, so heiß auch seine Leidenschaft darüber hinströmte. Das wunderte ihn, verletzte ihn ein wenig in seiner Männlichkeit, und er kam ins Nachdenken. Was war mit ihr geschehen? Die Sache mit der Öhlenschläger war doch nicht anders gewesen, hatte auch nicht länger gedauert als andere unterhaltsame Seitensprünge, die sie immer wieder restlos verziehen hatte. Was war das jetzt, daß ihr Gesicht glanzlos und müde blieb, daß er oft das Gefühl hatte, als umfinge er eine fremde Frau, die weit, weit von ihm weg war? Für einen Augenblick, nein, nur für den Bruchteil eines Augenblicks wollt' es wie unbestimmter Argwohn in ihm aufdämmern, wie Angst, für die er keinen Namen fand. Gleich aber verschwand es wieder, schneller noch, als es dahergesegelt war... Nie, gar nie war er bei Agnes eifersüchtig gewesen. Er wußte zu gut, wie sie an ihm hing, wußte auch zu genau, daß ihre keusche und vornehme Natur sich nie erniedrigt hätte. Sie konnte nur weinen, verzweifeln oder in Bitterkeit warten, aber nie betrügen. Was also war jetzt mit ihr? Er sann noch ein wenig nach, ob er ihr Temperament nicht von Anfang an überschätzt habe, so daß schon jetzt eine gewisse Ermüdung über sie kam, eine leise Sehnsucht nach Ruhe, die freilich ein bißchen früh war. Aber richteten sich denn Instinkte und Leidenschaften nach den Kalenderjahren? Der Intendant dachte immer noch nach, kam aber zu keinem befriedigenden Schluß. Oder doch zu einem: er fühlte sich mit seinen vierundfünfzig Jahren sehr jung neben dieser Dreißigerin. Er strich zufrieden den sieghaften, langausgezogenen Schnurrbart.

Seltsames Spiel der Gefühle! In Agnes hatte seine Rückkehr fast mehr Bitterkeit erregt als seine Untreue. So oft hatte sie's mit ihm erlebt, so oft war sie sanft beiseite gedrängt und dann stürmisch wieder ans Herz gezogen worden, daß sie sich allmählich wie eine Puppe vorkam, die keinen eigenen Willen, kein Recht zu begehren oder sich zu versagen hat. Sie war müde von dem endlosen Auf und Ab in ihrer Ehe, von den Seitensprüngen und jähen Flitterwochen, von diesem ganzen Mann, um dessen wirklichen Besitz sie seit mehr als zehn Jahren rang und den sie doch nie halten konnte. Sie dachte: ‚Ja, nun ist er zurückgekehrt, in sechs Wochen oder in zwei Monaten aber wird er eine neue Liebschaft haben. Ein halbes Jahr später wird er abermals zurückkehren und dann schleunigst wieder eine andere suchen. So geht das weiter, ein Jahr ums andere, solange ich noch jung und hübsch bin. Und dann —'

Es war sehr bezeichnend, daß sie an das Ende ihrer Jugend dachte, ohne zu berechnen, daß dann doch auch der Intendant schon ein alter, ein recht alter Mann sein mußte. Sie kannte ihn aber zu genau, wußte, daß er zu denen gehörte, die erst mit dem letzten Atemzug von der Liebe lassen können. So sah das junge und schöne Weib voll bitterer Resignation künftigen Jahren entgegen. So wie es jetzt war, mochte es vielleicht noch zehn, noch fünfzehn Jahre gehen, dann saß sie allein, gleichgültig neben einem gleichgültigen Herzen, und ihre einzigen Erinnerungen waren seine Untreuen — nichts weiter. Sie fröstelte, wenn sie's dachte. Ein tiefer Groll stieg in ihr auf gegen diesen Mann, der nicht treu sein konnte, der ihr Leben an sich genommen hatte, ohne ihr das seine dafür zu geben. Wie ein Spieler kam sie sich vor, der in blindem Aberglauben immer und immer wieder auf dieselbe Karte setzt, die ihn immer und immer wieder täuscht, bis er im fahlen Morgenlicht sieht, daß er alles verspielt und vertan hat.

Nie zuvor in ihrem Leben war sie so auf der Flucht vor sich selbst gewesen, wie jetzt. Nur nicht allein bleiben mit sich und den wirren, trübseligen Gedanken, hinter denen sie schreckhaft deutlich, wenn auch ganz leise, seine Mausezähne nagen hörte: die Reue. O, über dies verspielte Leben ohne Sinn, ohne Halt, ohne Erinnerung! Nicht ein klein wenig Wärme würde sie

Digitized by Google

mit hinübernehmen können in die Frostzone des Alters, nicht einmal ein Andenken an sich selbst, wie sie war und wie sie hatte werden wollen. Immerfort würde sie sich nur sehen, wie sie den Mann verlor oder wieder zurückempfing. Das war alles so trostlos, so verbitternd, daß sie gern den Kopf zu jungen und freudigen Dingen wandte, die noch eine Zukunft vor sich hatten. Es war ihr jetzt eine Erfrischung, wenn Doktor Richter kam, ihr wieder von einer Bühne erzählte, die „Magelones Freier" angenommen hatte, oder wenn er von seinem neuen Stück sprach, an dem er eifrig arbeitete. Die Stunden mit ihm wurden ihr allmählich so lieb, daß sie an keine Zeit mehr denken wollte, wo sie ihr vielleicht fehlen würden. Die große Bewunderung, die er ihr entgegentrug, schmeichelte ihr, denn sie war es gar nicht mehr gewöhnt, daß sie auf Männer, auf junge Männer, besonderen Eindruck machte. Früher, in der ersten Zeit ihrer Ehe, war das freilich anders gewesen, da hatte sie im Blick jedes Mannes gelesen, daß sie ihm gefiel, und sie wußte, daß sie in der Gesellschaft die schöne Exzellenz hieß. Wäre sie kokett gewesen, hätte sie Hoffnungen gemacht, so würde sie noch heute zu den gefeiertsten Frauen gehören können, aber man hatte sie gar bald zu den Uninteressanten rangiert, weil man wußte, daß sie für kein Abenteuer zu haben war. Man fand sie immer noch schön und angenehm, aber man huldigte ihr nicht mehr, weil jeder sich sagte, daß es völlig zwecklos sei. Nie mehr spürte sie um sich her die entzückende, schwüle Atmosphäre, die das stumme Werben des Mannes um eine Frau breitet. In den Augen ihres jungen Dichters las sie zum erstenmal wieder, was sie in keines Mannes Auge mehr gelesen hatte, und eine süße Wärme ging von ihm zu ihr. In diesen Stunden vergaß Agnes ihre bittere Resignation, empfand wohlig, daß ihre wunden Gefühle zart gestreichelt, geliebkost wurden, und war dankbar, daß sie noch einmal ein Werden, ein Streben und Erreichen miterleben durfte, wenn es auch nicht mehr das ihre war.

Doktor Richter kam jetzt zwei- oder dreimal in der Woche zum Tee; fast immer richtete er es so ein, daß, wenn er gemeldet wurde, der Intendant schon im Aufbruch begriffen war. Dann saß er stundenlang allein mit Agnes, und sie redeten oder schwiegen, wie es ihnen die Stimmung eingab. Sie sprachen von allem möglichen, vom Theater, von Kunst, Literatur, Musik, philosophierten oder klatschten auch ein wenig, erzählten einander von Erlebnissen, die hinter ihnen lagen oder die sie noch erwarteten, aber nie sprachen sie ausschließlich persönliche Dinge, nie vertrauten sie sich mit ausgesprochenen Worten einander an. Sie schwiegen über sich, weil es ihnen beiden schwer fiel, sich zu offenbaren, und weil sie auch gar keiner gegenseitigen Offenbarung bedurften. Jeder wußte, was den andern drückte, was er litt, und diese stumme, achtungsvolle Mitwisserschaft gab ihrem Verkehr einen unbeschreiblichen geheimen Reiz. Es belastete ihn mit keiner der Verpflichtungen, die sonst Vertraulichkeiten und Herzenserschließungen nach sich ziehen. Jeder von ihnen wußte, daß er dem andern nichts Bestimmtes geschenkt hatte, daß er sich jeden Augenblick frei, ohne Scheu, von ihm lösen konnte, wenn's ihm gefiel. Und gerade weil gar nichts Äußerliches sie zusammenhielt, wurden sie immer inniger und fester verbunden. Der Intendant sah das Interesse, das Agnes dem jungen Dichter entgegentrug, und er lachte darüber. Wenn er von ihm sprach, nannte er ihn immer mit dem Spitznamen, den er für ihn erfunden hatte: Frauenlob. Wenn er sah, daß Agnes sich darüber ärgerte, tat er's erst recht, — ein weiteres Opfer heischte seine Eifersucht nicht.

Einmal sagte Agnes im Gespräch zu Doktor Richter: „Wenn Sie erst verheiratet sind . . ." Da lachte er, als ob das nie geschehen würde. Sie fragte ihn: „Warum stimmt Sie das so unbändig heiter?"

„Weil ich mir das gar nicht vorstellen kann!"

„So! Haben Sie denn schon nachgedacht, wie Ihre künftige Frau sein muß?"

„Nein, noch gar nie!"

Er log nicht. Er hatte die Frage einer Heirat kaum je erwogen, obgleich seine Mutter sich natürlich eifrig damit beschäftigte und alle paar Wochen eine andere junge Dame ihres Bekanntenkreises ausspürte, die soviel oder wenigstens annähernd soviel Geld besaß, wie sie von ihrer künf-

Digitized by Google

tigen Schwiegertochter erwartete. Der Sohn hatte sich stets ganz indifferent verhalten, denn ein eigentlicher Antrieb zur Ehe war nicht da. Die Mutter umgab ihn ja mit dem bißchen Bequemlichkeit, das sonst dem Junggesellen mangelt, und verliebt, Hals über Kopf verliebt, hatte er sich noch in keine. Er war wählerisch im Umgang mit Frauen, mochte weder die Emanzipierten noch die Hausbackenen, konnte das Sportsmädel ebensowenig leiden wie die Blümchen Rühr-mich-nicht-an, gleichviel ob sie echt oder imitiert waren.

Wenn er je vorübergehend an seine künftige Frau gedacht hatte, so hatte sie ihm immer wie ein Ausbund aller möglichen Eigenschaften vorgeschwebt: Dame, Kamerad, Frau und Freundin in einer Person. Weil er sich sagte, daß diese Erlesene auf Erden voraussichtlich nicht anzutreffen sei, hatte er sich mit dem Phantasiebild nicht weiter beschäftigt und nur zerstreut zugehört, wenn seine Mutter ihm dies oder jenes Mädchen als glänzende Partie anpries. Jetzt, da auch Agnes sich mit seiner Verheiratung zu beschäftigen schien, horchte er auf, fand es befremdlich, daß zwei Frauen, die so verschieden waren wie seine Mutter und Agnes, auf dasselbe Ziel lossteuern wollten.

„Nun, wenn Sie bis jetzt noch nicht über Ihre Zukünftige nachgedacht haben, so ist es allerhöchste Zeit. Sie sind achtundzwanzig —"

„Sogar schon neunundzwanzig!"

„Nun also! Das ist wirklich nicht mehr zu früh. Auf was warten Sie eigentlich noch? Sie sind unabhängig, haben eine gute Stellung, sogar einen angehenden Ruhm, werden über kurz oder lang ein gesuchter Bühnenautor sein. Nun brauchen Sie eine Frau, die den äußern Apparat Ihres Lebens leitet, die repräsentiert, vielleicht auch das Praktische in die Hand nimmt, für das Sie, glaub' ich, etwas zu... zu... nun, sagen wir: zu verträumt sind."

Er lächelte. „Wie gut Sie mich kennen und wie liebevoll Sie sich mit meiner Zukunft beschäftigen! So liebevoll, daß ich fast denken möchte, Sie wollen mich los sein und wissen dazu kein besseres Mittel, als mich zu verheiraten!"

Agnes wehrte heiter ab.

„Wo denken Sie hin!? Ich gebe Ihnen doch einen Beweis meiner Freundschaft, indem ich Sie verheiraten will! Ich verliere Sie ja dann... Übrigens nein, ich will mich nicht gar zu schön vor Ihnen hinstellen, es ist nicht nur Freundschaft, wenn ich Ihnen von einer Heirat spreche. Aber wir Frauen haben ja alle die Passion, Ehen zu stiften, selbst wenn wir persönlich gar nicht so vorteilhafte Erfahrungen gemacht haben."

„Ja, ich weiß, daß alle Frauen diese Leidenschaft haben. Darum eben sollten Sie sie nicht haben!"

„So halten Sie mich für eine Ausnahme?"

„Ja!"

Es klang sehr kurz. Sie hätte gern noch etwas gefragt, hätte gern gewußt, wie er sich wohl das Bild seiner Ehe und seiner Frau ausmalte. Sie erfuhr aber nichts, denn er sagte bestimmter, als es sonst seine Art war: „Bitte, Exzellenz, verlassen wir dies Thema! Es würde uns doch zu keinem Ende führen."

Der Ton klang ernst, und sein Gesicht sah bewegt aus, so sehr er sich auch mühte, einen gleichgültigen Ausdruck festzuhalten. Da drang sie nicht weiter in ihn, denn sie wußte nun, daß seine künftige Frau ihr selber gleichen müßte...

An diesen schönen Februartagen und auch später, als das wirkliche Frühjahr kam, begegneten Spaziergänger tief unten, auf den stillen Wegen des Englischen Gartens oder auch weit draußen, in den Anlagen, die als grüner Gürtel die Stadt umschließen, einem Paar, das den meisten auffiel. Die einen kannten es und sahen ihm mit spöttischem Staunen nach, die andern gingen vorbei und kümmerten sich nicht um den alten Mann, der, auf den Arm des Mädchens gestützt, langsamen Schrittes in der Sonne wandelte. Fast täglich machte der Oberregisseur mit Christel einen größern Spaziergang vor die Stadt hinaus, denn er suchte die frische Luft und wollte auch nicht gern von seinen Kollegen mit dem Mädchen gesehen werden. Er hatte sich jetzt so an Christel gewöhnt, daß sie fast all ihre freie Zeit bei ihm zubrachte und ihn hegte, als wär' sie wirklich aus seinem Blut.

Sie selbst kam nicht zu kurz dabei, denn der alte Herr, der sonst für geizig galt,

Digitized by Google

hielt für dies Mädchen immerfort die Hand offen, hatte ihr viel mehr geschenkt, als sie forderte, denn sie war anspruchslos und hatte keine Luxusbedürfnisse.

Wenn sie sich von ihm ein paar hübsche Kleider und allerlei kokette Dinge schenken ließ, die eine Frau zu ihrem Aufputz braucht, so geschah's nicht, weil sie selbst besondere Freude daran fand, sondern weil sie einsah, daß eine kleine Schauspielerin auf ihr Äußeres halten muß, wenn sie nicht eben zeitlebens die kleine Schauspielerin bleiben will. Die guten, reichlichen Mahlzeiten am Tisch des Oberregisseurs und die regelmäßigen Spaziergänge, die sie mit ihm unternahm, hatten ihr Äußeres schon jetzt vorteilhaft verändert: sie war stärker geworden, hatte einen klaren, wenn auch blassen Teint, und ihr Haar, das mißfarbig gewesen, schimmerte jetzt entschieden goldig, vielleicht von der guten Pflege, vielleicht auch von irgendeinem bewährten Färbemittel. Schön war sie noch immer nicht, aber doch eine Erscheinung von einem gewissen großstädtischen, pikanten Reiz, der freilich nicht wie prangende Schönheit in die Augen fiel und jeden entzückte, sondern sich nur einem gewiegten, vielleicht etwas raffinierten Frauenkenner erschloß. Der Oberregisseur, den als Mann alten Schlags nur eine klassische oder eine blühende Schönheit entzücken konnte, betrachtete das Mädchen oft heimlich von der Seite und dachte, wie schwer es für sie sein würde, sich mit ihrer unscheinbaren Äußerlichkeit einen Platz im Leben, auf der Bühne zu erobern. In ein paar Wochen sollte sie ja schon auf Engagement an einem Provinztheater gastieren, das einen guten Ruf besaß und mit dessen Direktor der Oberregisseur befreundet war.

Wenn es ihr gelang, dort anzukommen, war es für sie ein großes Glück, denn die Berliner Theaterdirektoren wußten, daß dieser Provinzkollege ein Talentfinder war, und hatten von ihm schon drei-, viermal Kräfte wegengagiert, die jetzt in der Reichshauptstadt märchenhafte Gagen bezogen. Die Schauspielerin, für deren Fach Christel in Aussicht genommen war, ging gar an die Burg nach Wien, das heißt, sie mußte erst den Umweg übers Volkstheater nehmen, weil der Burgtheaterdirektor nicht wagte, eine kleine Provinzialin zu verpflichten. So schien denn ein aussichtsreicher Weg vor Christel zu liegen, und sie war so froh, so erfüllt von glitzernden Hoffnungen, daß der Oberregisseur nicht den Mut fand, sie ihr zu stören. An ihrem Talent zweifelte er ja eigentlich nicht, obschon er es nicht für außergewöhnlich hielt, — aber die Erscheinung! Das Fräulein, das jetzt mit dem Umweg über das Volkstheater an die Burg kam, war, wie es hieß, eine eigenartige und rührende Schönheit. Es würde hart für Christel sein, sehr hart, nach solcher Vorgängerin zu gastieren oder sich gar zu behaupten. Christel aber dachte offenbar gar nicht daran, wie groß die Macht eines schönen Gesichtes ist, sie träumte nur von diesem Gastspiel, von Erfolg, von Engagement, von einem sonnigen Ausblick, der sich ihr endlich aus den brauenden Nebeln erschloß, in denen sie bis dahin unsicher umhergetappt war. So einfach, so klar lag plötzlich das Leben vor ihr, das ihr bis dahin so verworren erschienen war! In der prachtvollen Erwartung dieser Tage wurde sie redselig und mitteilsam, wie sonst nie, sogar rücksichtslos, denn sie redete dem alten Herrn die Ohren voll von allem, was sie dachte und wollte und hoffte und was zweifelsohne kommen müsse. Der Oberregisseur ließ die aufgeregte Redeflut geduldig über sich ergehen, er wußte, wie das Theater auch die kleinsten Kräfte dazu verleitet, sich für den Mittelpunkt der Welt zu halten und dachte nur zuweilen, wie gut es sei, daß Jugend so mit vollen Segeln und vollem Glauben dahinstürmt, ohne ein Mißlingen überhaupt zu erwägen. Mitunter versuchte er freilich, gutmütig zu warnen: „Christel, es wird nichts so heiß gegessen, wie's gekocht wird!"

Meist aber hörte er ihr nur mit einem melancholischen Lächeln zu und dachte bloß: ‚O wie schön, wie schön ist Jugend!'

Und weiter dachte er an die Einsamkeit, die um ihn sein würde, wenn Christel gegangen war, wenn sie bei Tisch nicht mehr ihm gegenüber saß, wenn ihre goldene Stimme ihm nicht mehr vorlas und die Träume ihrer zwanzig Jahre nicht mehr wie wilde Zugvögel durch die blauen Nachmittage dieser milden Februartage schwirrten . . . —

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Panorama von Konstantinopel

Der Traum von Byzanz

Von Prof. Dr. August Heisenberg in München

Auf dem Balkan ist es still geworden. Der Friede hat wieder seinen Einzug gehalten. Mazedonien ist frei von der Herrschaft der Türken, unter Griechen, Bulgaren und Serben ist nach blutigem Streite die Beute geteilt. Nur der letzte schmale Streifen im Osten der Halbinsel gehorcht noch den Osmanen, viel zu klein, als daß die Macht, die jetzt dort herrscht, in Zukunft noch etwas bedeuten könnte für die Geschichte des Südostens von Europa. Und doch birgt dieser letzte Rest der ehemaligen Großmacht das Kleinod, um das im tiefsten Grunde der ganze Krieg geführt wurde: die wunderbare Stadt am Bosporus, Konstantinopel: Ihrem Besitz galt das Ringen der Völker, vom Einzug in Carigrad, die Kaiserstadt, träumten Slawen und Griechen; ihre Könige wollten das Kreuz wieder aufrichten auf der Kuppel der Hagia Sophia, sich selbst in dem herrlichsten aller Dome der Christenheit die Kaiserkrone von Byzanz wieder aufs Haupt setzen. Aber das war auch seit Jahrhunderten das große Ziel der nordischen Nachfolger des byzantinischen Kaisers, der russische Zar konnte nicht auf alle Hoffnungen der Vergangenheit so schnell verzichten. So gebot er Halt an der Tschataldschalinie, gab das allzu machtvoll aufstrebende Bulgarien der Niederlage preis. Der letzte Akt des großen weltgeschichtlichen Dramas steht also noch aus. Die Vertreibung der Türken aus Europa ist nur ein Schritt auf dem Wege, nur der kleinere Teil der großen Aufgabe. In Wahrheit geht der Kampf der Zukunft um das alte Erbe von Byzanz, um die Nachfolge der byzantinischen Kaiser.

Man muß den Blick zurückwenden in ferne Vergangenheit, um die Geheimnisse der Gegenwart nach ihrem wahren Sinn zu deuten.

Konstantinopel trägt seinen Namen von Konstantin, dem ersten christlichen Kaiser. Während Rom in den Jahrhunderten des frühen Mittelalters bis an die Ufer des Tiber wieder zusammenschrumpft und erst in späterer Zeit in einem anderen Sinne wieder die Residenz eines Weltherrschers werden sollte, erwächst auf den Hügeln am Bosporus Konstantinopel zur glänzenden Residenz der Kaiser. Die ganze Kraft des römischen Staates, die sich aus der Alten Welt in das Mittelalter hinüberrettet, findet in Byzanz ihre Zusammenfassung, das Erbe der hellenistischen Kultur des Altertums wird in Byzanz gehütet, gleichzeitig wird diese Stadt der Mittelpunkt der christlichen Welt von Osteuropa und Vorderasien. Römische Staatsgewalt, griechische Zivilisation und christlicher Glaube gehen in Byzanz eine unlösbare Verbindung ein, die ihre Wirkungen ausübt bis in unsere Tage.

Es war römisches Erbe, wenn die höchste politische und geistliche Macht im Kaisertum sich vereinigte, wenn in Byzanz bis zu seinem Untergang der Kaiser das allmächtige Oberhaupt nicht bloß des Staates, sondern zugleich der Kirche geblieben ist. Der Patriarch von Konstantinopel war nichts anderes als der erste geistliche Verwaltungsbeamte des Staates, der Hofbischof des kaiserlichen

Digitized by Google

Herrn. Denn die Kirche existierte nicht im Staate und nicht neben ihm, sondern war selbst ein Teil des Staatsorganismus. Die Grenzen ihrer Wirksamkeit fielen mit den Grenzen des Staates zusammen, das Oberhaupt der Staatskirche war Cäsar und Papst zugleich.

Politisch behauptete Byzanz ein Jahrtausend lang die Führung der östlichen Welt, mit ihrer wunderbaren Lage bildete die Stadt die Brücke zwischen Orient und Okzident. Im Mittelalter wie heute gingen von hier aus die großen Handelsstraßen nach Asien hinein, nach Persien und an das Indische Meer; wer Byzanz beherrscht, besitzt den Schlüssel zum Eingang in die Welt des Orients mit ihren unermeßlichen Schätzen. Aufgebaut am schönsten Hafen, hat Byzanz seit alten Zeiten die Schiffahrt kontrolliert, die durch den engen Wasserarm des Bosporus den Weg in das Mittelmeer von den weiten Gefilden der russischen Tiefebene sucht.

Reisende und Kaufleute, Geschichtschreiber und Dichter aus allen Ländern des Mittelalters haben nie aufgehört, den Glanz und die Herrlichkeit der alten Kaiserstadt zu feiern. Endlich wurde sie die Beute der Habgier. Kreuzfahrer aus dem Abendlande waren es, die unter Führung des Dogen von Venedig im Jahre 1204 die Stadt eroberten und so gründlich ausplünderten, daß sie, seitdem ein Schatten ehemaliger Pracht, nichts als ein großer Name geblieben ist. Wohl sind die byzantinischen Kaiser nach wenigen Jahrzehnten zurückgekehrt, aber die Macht des Reiches war dahin, nie hat Byzanz seinen alten Glanz zurückgewonnen. Soviel aber bedeutete die eine Stadt, daß die Welt in Asien und Europa erschüttert aufhorchte, als die Kunde von dem Einzug Muhammeds in Konstantinopel durch die Länder flog.

Seit dem 29. Mai des Jahres 1453 sind die Türken Herren von Byzanz, nach wenigen Jahrzehnten gehorcht das ganze alte Kaiserreich den asiatischen Eroberern. Auf die christlichen Völker der Balkanhalbinsel sinkt die Nacht der Barbarei herab. Eine rechtlose Herde werden die Besiegten, ihr Land und ihre Güter Eigentum der fremden Herren. Das wenige, was ihnen bleibt, das Leben selbst müssen sie durch härteste Abgaben jährlich neu erkaufen. Aufnahme in den türkischen Staat, der sich mit seinen geringen organisatorischen Gaben in den Ruinen des zerstörten Kaiserreiches einrichtet, wird den christlichen Völkern nicht gewährt, sie sind nur ein Gegenstand der Ausbeutung für die regierende Schicht der Türken, und der Fluch der Paschawirtschaft macht das Dasein zur täglich neu empfundenen Qual.

Wenn die christlichen Bewohner des Balkans in den Jahrhunderten nach der Zerstörung des byzantinischen Reiches nicht ganz zugrunde gegangen sind, wenn sie trotz aller Leiden ihren Glauben, ihre Sprache und wenigstens die Reste einer geistigen Kultur bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts gerettet haben, so verdanken sie es einzig einer geistigen Macht, der orthodoxen Kirche. Die Türkei hatte die kirchliche Organisation bestehen lassen, als sie den byzantinischen Staat vernichtete, der Patriarch behielt seine Stellung als Oberhaupt der orthodoxen Christenheit, er residierte wie einst in Konstantinopel. Besonders für die griechisch sprechenden Völker des Balkans wurde es ein Glück, daß schon im byzantinischen Reiche die Bischöfe Diener des Staates gewesen waren. Jetzt werden die geistlichen Herren die wahren Führer des griechischen Volkes. Die orthodoxe Kirche ist die einzige Organisation, die den Griechen geblieben, ihr Oberhaupt wird in jeder Beziehung der Patriarch in Konstantinopel. War früher der Kaiser Träger der höchsten politischen und geistlichen Gewalt gewesen, so bleibt die Einheit auch jetzt gewahrt: an des Kaisers Stelle aber tritt der Patriarch als Oberhaupt nicht nur der orthodoxen Kirche, sondern auch der griechischen Nation. Im Patriarchat leben die Gedanken des alten byzantinischen Kaiserhofes und der Staatskirche fort, Byzanz bleibt für die griechische Welt der Sitz der höchsten Regierungsgewalt, alles politische Denken richtet sich auf Konstantinopel. Nur ein Gedanke beseelt das griechische Volk: Befreiung des Patriarchen aus türkischer Knechtschaft, Freiheit der herrlichen Stadt; und nie vergeht die eine große Sehnsucht: Vertreibung der Türken aus Konstantinopel und Wiederaufrichtung des alten christlichen Kaiserreiches. Das war der Traum von Byzanz, die „große Idee", das heilige Feuer, das mit treuer Liebe von der Kirche und ihren Dienern in der Seele der griechischen Nation gehegt wurde.

Endlich schlug die Stunde der Freiheit. Im Jahre 1821 rief Alexander Ypsilanti von Jassy aus sein Volk zu den Waffen, in wenigen Wochen flammte der Aufruhr in der ganzen griechischen Welt. Europa wurde hingerissen, als das kleine Volk den Kampf um die Freiheit der Heimat mit einem Heldenmute führte, der an die größten Taten des alten Griechenlands gemahnte, und bewundernd halfen die Philhellenen mit Rat und Tat, rissen endlich sogar die Kabinette der Großmächte mit sich fort. Denn aus eigener Kraft hätte Griechenland die Freiheit nicht gewonnen. Schon hatte Ibrahim Pascha verheerend den Peloponnes durchzogen, der Fall von Missolunghi preßte Niebuhr Tränen aus und erschütterte Goethe. Aber die Seeschlacht von Navarino, der Sieg der vereinten englisch-französisch-russischen Seemacht, vernichtete die türkisch-ägyptische Flotte, Griechenland wurde frei.

In der seltsamsten Weise hatte unterdessen der Geist der Erhebung sich gewandelt. Ausgegangen war sie von den Kreisen der Geistlichkeit, Bischöfe und Mönche waren anfangs die Führer des Volkes gewesen; die Türkei traf ganz die rechten geistigen Urheber des Freiheitskrieges, wenn sie den Patriarchen

Digitized by Google

und seine höchsten Würdenträger an den Pforten der Kathedrale erhängte. Denn das Ziel war nicht bloß die Befreiung der alten griechischen Heimat im Süden des Balkans gewesen, sondern die Vertreibung der Türken aus Byzanz, die Wiederherstellung des alten orthodoxen Kaiserreiches in Konstantinopel. Wohl war seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ein neuer Gedanke dazu gekommen. Der im Zeitalter Winckelmanns in Westeuropa mächtig wachsende Neuhumanismus hatte auch seine Kreise nach Griechenland selbst gezogen, die Begeisterung für die Größe der altgriechischen Kultur, für das Hellenentum der Antike, weckte naturgemäß einen starken Widerhall in dem Lande seiner Heimat. Auch vertrug sich diese Stimmung vortrefflich mit den Gedanken an eine Wiederherstellung des byzantinischen Reiches. Denn die Erinnerungen an die Größe des alten Griechenlands waren auch in Byzanz zu jeder Zeit ein wirksamer Faktor seiner Kultur gewesen und niemals vollständig erloschen.

Aber fremd und unvereinbar mit allen byzantinischen Überlieferungen war ein dritter Gedankenkreis, seltsam und mißtönend schneidet er in die Bewegung des griechischen Volkes hinein. Der Geist des Rationalismus, der französischen Aufklärung, der Glaube an die unbesiegbare Leistungsfähigkeit des freien Menschen beherrschte auch die weitesten Kreise der Griechenfreunde in Europa. Der Philhellenismus aber, so bewundernswert und edel er war, hat den ganzen griechischen Freiheitskrieg gründlich und vollständig verkannt, ihn umgedeutet und zu einem Resultate gebracht, das weit ab lag von dem ursprünglich erstrebten Ziele. Was wußten die Philhellenen in Europa von Byzanz? Sie sahen nur ein wiedererstandenes altgriechisches Hellas, sie lebten im Banne des Neuhumanismus. Wer für Freiheit und demokratische Staatsverfassung schwärmte, dem war das byzantinische Reich des Mittelalters und seine Kultur, die übrigens längst tot geglaubte, vollends ein Greuel. So ist die ganze Freiheitsbewegung des griechischen Volkes in ihrem Ergebnis gefälscht worden. Wohl wird das Griechentum frei, aber Byzanz und die „große Idee" seiner Befreiung werden vergessen; das armselige Athen, das in byzantinischer und in türkischer Zeit nie etwas anderes gewesen war als eine bescheidene Provinzstadt, wird dank seiner antiken Größe der Mittelpunkt des neuen Staates. Nicht die byzantinische Verfassung mit ihrem streng kirchlichen, absolutistisch-monarchischen Charakter lebt wieder auf, sondern der junge Staat erhält die freieste Verfassung auf demokratischer Grundlage, anstatt eines orthodoxen byzantinischen Kaisers tritt ein Fürst an die Spitze des Staates aus den Kreisen des europäischen Philhellenismus. Was aber das Bezeichnendste war und die völlige Verständnislosigkeit des Abendlandes bewies: die Geistlichen, die im byzantinischen Staate allmächtig gewesen, die in den Jahrhunderten der Knechtschaft die Retter des Volkes und jetzt im Freiheitskrieg seine Führer geworden waren, verloren in dem neuen Staate, der ganz freiheitlich und aufgeklärt sein sollte, alle politischen Rechte.

Nahezu ein Jahrhundert hat dieser neue griechische Staat bestanden, langsam, aber immer stärker ist während dieser Zeit der wahre Charakter des byzantinischen Volkes aufs neue an die Oberfläche getreten. Heute ist die orthodoxe Kirche in Griechenland wieder eine Macht ersten Ranges, die Masse des Volkes ist ihr treu ergeben, nicht den wenigen Reformern, die immer stärkeren Anschluß an Westeuropa suchen. Die „große Idee", der Traum von Byzanz, ist wieder lebendig geworden, die Erfolge des letzten Krieges lassen dem griechischen Volke die Erfüllung der alten Sehnsucht nicht mehr als unerreichbar erscheinen. Überall konnte man während des Feldzugs in Athen die Bilderbogen sehen: Byzanz überragt von der Kuppel der Hagia Sophia. Auf dem Meere liegen die griechischen Kriegsschiffe und schleudern ihre Granaten in die türkischen Befestigungen, und an der Spitze seiner Truppen rückt der junge König Konstantin zum Sturm vor. Neben ihm aber reitet im vollen byzantinischen Kaiserornate ein anderer Konstantin, der „marmorne Kaiser" der griechischen Sage, der letzte Paläologe, der im Kampfe gegen die hereinstürmenden Türken den Heldentod an den Mauern starb. Er zeigt seinem Volke jetzt wieder den Weg.

Stände so, wie diese volkstümlichen Bilder es sagen, dem griechischen Volke heute nur die Macht der Türken im Wege, die Tapferen des letzten Krieges würden den Einzug in die alten Mauern erzwingen, und ein griechischer Kaiser würde wieder in der Hagia Sophia gekrönt werden. Aber der Traum von Byzanz bewegt nicht die Seele des griechischen Volkes allein, auch andere Mächte hoffen in Byzanz die Erfüllung alter Sehnsucht zu finden.

Später als die Griechen haben die slawischen Völker des Balkans den Weg aus der türkischen Knechtschaft zur Freiheit gefunden, machtvoll ist in jüngster Zeit besonders der junge Staat der Bulgaren emporgeblüht. Der stolze Sinn des aufstrebenden Volkes erinnerte sich daran, daß einst im Mittelalter ein bulgarischer König sich Zar und Herrscher der Romäer, d. h. der Byzantiner, nannte, daß schon damals ein Bulgarenzar sich anschickte, an die Stelle des griechischen Kaisers zu treten und von Byzanz aus der orthodoxen Welt zu gebieten. Der Haß der Balkanslawen gegen die griechische Führung der orthodoxen Welt, der sie angehören, ist ein altes byzantinisches Erbe. In den Jahrhunderten der Türkenherrschaft ist er noch größer geworden, seitdem die griechische Kirche eine politische Macht geworden war und die Phanarioten, die Umgebung des Patriarchen, in der slawischen Hälfte der orthodoxen Kirche mit allen Mitteln dem

Digitized by Google

Griechentum die Herrschaft zu gewinnen suchten. Auch die Bulgaren träumen also von einer Wiederherstellung des alten byzantinisch-orthodoxen Reiches, aber nicht ein griechischer, sondern ein bulgarischer Zar soll diese Welt beherrschen.

Den kühnen Traum hat das junge Königreich schwer büßen müssen. Denn längst hat ein dritter Rivale seinen starken Arm nach der Kaiserkrone von Konstantinopel ausgestreckt: die große slawische Macht des Nordens. Von Byzanz hat das russische Reich seine geistige Kultur erhalten, die russische Kirche bewahrt getreu die Traditionen der byzantinischen Orthodoxie. Der Zar von Rußland ist Cäsar und Papst zugleich, wie es die byzantinischen Kaiser waren. Die letzte Paläologin wurde nach dem Untergang von Konstantinopel die Gemahlin des Zaren von Moskau, sie brachte ihm die Krone ihrer Ahnen: der kaiserliche Doppeladler von Byzanz wurde das Wappen der russischen Zaren. Seit zwei Jahrhunderten strebt die orthodoxe Großmacht des Nordens bewußt nach der Führung innerhalb der gesamten orthodoxen ehemals byzantinischen Welt, träumt auch sie von einer Herrschaft in der Wunderstadt am Bosporus und von einer Kaiserkrönung in der Hagia Sophia. So viele Schwankungen und Wechsel auch die russische Politik der letzten zwei Jahrhunderte erfuhr, niemals hat sie dieses Ziel ganz aus dem Auge verloren, nie auf die Verwirklichung verzichtet. Rußland konnte nicht zugeben, daß jetzt der Zar der jungen südslawischen Macht sich lossagte von der Gefolgschaft der orthodoxen Vormacht und in kühnem Siegeszuge den Einzug in die Mauern von Konstantinopel erzwang; deshalb fiel es ihm in den Arm und verurteilte Bulgarien zur Ohnmacht.

So ist der letzte Kampf noch nicht entschieden. Zwei slawische Mächte und das aufstrebende Griechentum ringen um Byzanz. Für Rußland ist der Weg seit zwei Jahrhunderten vorgezeichnet, Bulgarien und Griechenland stehen am Scheidewege. Besonders für Griechenland erhebt sich nach ruhmvollen Siegen, nach so gewaltiger Vergrößerung seines Gebiets die schwere Frage: soll der Staat versuchen seine Entwicklung auszubauen in Anlehnung an die modernen Staaten Westeuropas, soll er sich freizumachen suchen wie diese von der Herrschaft der Kirche und seine Kraft richten auf den Ausbau seiner materiellen Kräfte im Dienste freiheitlicher abendländischer Entwicklung? Oder soll der griechische Staat der „großen Idee" folgen, die mit so magischer Gewalt ihn nach der Hagia Sophia zieht, soll er den Versuch wagen, ein neues byzantinisch-orthodoxes Reich aufzurichten, auf daß der Kaiser und der Patriarch wieder am Bosporus herrschen? Der junge König heißt Konstantin wie der apostelgleiche Gründer von Konstantinopel, wie der letzte byzantinische Kaiser, der den Heldentod starb. Schon erscheint so vielen im griechischen Volk der Name als ein Symbol. Aber der Kampf um Byzanz wird nicht gegen die Türken allein geführt. Es geht vielmehr um die Frage, ob in der orthodoxen Welt von Osteuropa Griechentum oder Slawentum die Führung übernehmen wird. Dieser große Kampf wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, dereinst seine Entscheidung finden vor den Mauern von Byzanz.

Schatten

Ich stand im abendgrauen Land,
Als fernher von der Dämm'rung Rand,
Die Häupter verhüllt wie tief im Gram,
Ein Zug von Schatten geschlichen kam.
Sie nahten und schritten mir stumm vorbei
Gleich Banquos bleicher Königsreih',
Und jeder der Schatten, mir zugewandt,
Hielt einen Spiegel in seiner Hand.
So nahten, die meiner Jugendzeit
Frohe Genossen und treues Geleit:
So nahten, die mir einst lieb und traut.
Doch in denen sonst mein Bild ich geschaut,
Die Spiegel waren glanzlos, taub,
Verdeckt von modernder Jahre Staub.
Mein Herz erbebte, mein Puls stand still:
„Schatten! Schatten!"—Dann lachte ich schrill.
Verblichener Liebe trauriger Zug
Stob in die Lüfte wie Hexentrug.

Peter Hamecher

Digitized by Google

Inter-mezzo *Wilh. Viktor Krauß pinx*

Pierrots Abschied. Von Georg Busse-Palma

Die Mandoline mit dem roten Band,
Flog plötzlich klingend ihm aus heißer Hand,
Und blaß und bleich warf er sich vor ihr nieder
Und kühlte seine Stirn in ihrem Kleide,
Als wär' die grüne, faltenreiche Seide
Ein Wiesenplatz mit jungem Gras und Klee.
Mitatmend jeden Atem ihrer Glieder,
Lag er dahingestreckt im Abschiedsweh.

Sie aber lachte ihn nicht einmal aus.
Still und versonnen sah sie in das Leere
Und kraute manchmal ihren kleinen Hund.
Da dachte Pierrot: Wenn ich das wäre!
Zum letzten Male küßt' ich ihren Mund;
Und er, er bleibt, verhätschelt und verzogen.

Digitized by Google

Warum? Weil der mit treuem Blick
Den Herrn begrüßen kann, den ich betrogen!
Am Aschermittwoch kehrt ihr Mann zurück!

Er lächelt bitter: wunderlich Geschlecht!
Nur wenn sie Masken tragen, sind sie echt.
Die schönen Damen! Wer sich kühnlich naht
Als Pierrot hat sie schon halb gewonnen.
Warum? Der Fasching ist ein Zwischenspiel.
Und wenn er um ist: mit dem Flitterstaat
Zieht jeder aus, was er einst sprach und tat.
Die wildste Glut, das innigste Gefühl —
Wo flog es hin? Wie Nebel ist's zerronnen.
Und man wird wieder vornehm, keusch und kühl.

Er zürnt ihr nicht. Er kann sie nicht mal schelten.
Er nennt sich selbst nur dummen Pierrot.
Er läßt auch andre, fremde Seelen gelten
Und tröstet sich: auch du wirst wieder froh!
Noch einmal trinkt er von dem Duft der Seide
Und steht dann auf, so graziös wie je.
Mit gleichem Lächeln grüßen sie sich beide
Und fröstelnd stampft er durch den Morgenschnee.
Ein wenig blaß, mit überwachter Miene.
Wohin? — Nach Haus!
Das rote Band an seiner Mandoline
Wär' doch zu schwach und hielt' den Hals nicht aus.

Der trauernde Pierrot. Bildwerk von Wera von Bartels
In Porzellan ausgeführt durch Gebr. Heubach A.-G. in Lichte

Digitized by Google

Graphische Kleinkunst im Geschäftsleben

Von Dr. Walter F. Schubert

Heimatschutz und Heimatpflege sind heute jedermann geläufige Begriffe. Die Streitrufe dieser Bewegung hallten ja so oft durch den Blätterwald. Ihre Vorkämpfer und Kampfgenossenschaften nahmen Fehde an überall, rechts und links vom Wege, Fehde mit der Unverfrorenheit, der Dummheit, dem Häßlichen, wo immer sie darauf stießen. So ritten sie auch gegen die Verunstaltung des Landschafts- und des Städtebildes durch eine wildgewordene Reklame einen scharfen Strauß, und sie kehrten als Sieger heim. Mit Gesetzen und Verordnungen hält der Staat, halten die Gemeinwesen Wacht über die Sicherheit ihrer Naturschönheiten und Kunstdenkmäler. Aber die Schwester Merkurs, die Reklame, diese mit allen weiblichen Reizen und mehr noch Untugenden bedachte große Zauberin, wandelte flugs ihr Wesen, ließ sich von Künstlern kleiden und hält nun als Künstlerplakat die Großstadtwelt in ihrem Bann.

Doch das Plakat ist nur ein Teil im großen Radwerk der Reklame. Wie steht es mit der Reklame*klein*kunst, mit all den vielen Blättern und Blättchen, aus denen sich die sogenannte Gebrauchs- oder Bedarfsgraphik aufbaut, mit all den unzählig vielen Sachen und Sächelchen, die sprühregenartig den lithographischen Kunstanstalten entweichen, um sich überallhin zu verteilen, überall wie ein reicher Tau niederzugehen? Mit den vielerlei kaufmännischen Drucksachen, den Etiketten, Packungen, den Zeitschriften- und Katalogumschlägen, den Ansichts-, Glückwunsch-, Speisekarten, der unermeßlichen Vielfältigkeit dieser Reklame? Wir haben Gesetze und Verordnungen gegen Nahrungsmittelverfälschung, aber wider das wuchernde Unkraut der alles umfassenden Gebrauchsgraphik vermag kein amtliches Verbot den friedlichen Staatsbürger zu schützen. Und ist es nicht ein Ärgernis, wenn wir in unserer literarisch und wissenschaftlich so rege produzierenden und so hochgebildeten Zeit geschmacklose und künstlerisch minderwertige Umschläge um die Kinder des Geistes legen? Ist es nicht geradezu ein Verhängnis, wenn sich der Kampf gegen die Schundliteratur nicht vor allem gegen das freche Anlocken des widerlich bunten und rohen Titelbildes richtet? Ist es endlich nicht eine beschämende Tatsache, wenn einem in den Papiergeschäften, die reihenweise in ihren Auslagen die ermüdenden Aktualitäten der Bromsilberkarten führen — der photographischen Genrekarten mit den süßlich lächelnden und unmöglich gestellten Modellen und der derberen farbigen Kost gar nicht zu gedenken —, wenn einem auf die Frage nach Künstlerkarten als das vornehmste die fahlen Öldruckkarten einer englischen Firma vorgelegt werden, nichtssagende, in brauner Farbtunke schwimmende Landschaften und ebenso ausdruckslose, schlecht gezeichnete Mädchenköpfe vom Typ der amerikanischen college girls?

Deckel einer Speisekarte von Ludwig Hohlwein-München
Druck: Vereinigte Druckereien und Kunstanstalten G. m. b. H. in München

Digitized by Google

Solche Gleichgültigkeit und Gewissenlosigkeit der Hersteller bedeutet einen Grad von Nichtachtung gegenüber dem kaufenden Publikum, der kaum noch überboten werden kann. Wider solche Versündigung am guten Geschmack, gegen eine derartige Verflachung und Verseuchung unserer gesamten kaufmännischen und Handelskultur gibt es nur ein Mittel: Selbsthilfe. Und das setzt voraus die Erkenntnis von Gut und Böse in diesen Dingen und Beharrlichkeit in der Nachfrage nach dem als schön und zweckmäßig Erkannten, nach künstlerischer Gebrauchsgraphik. Ja aber: künstlerische Gebrauchsgraphik, klingt das nicht, als wären da zwei Wesen gewaltsam aneinandergefesselt, die sich durchaus nicht vertragen können, von denen eins das andere ausschließt, die sich wesensfremd und feindlich einander gegenüberstehen? Ist nicht für den Gebrauch der Zweck, die nüchterne Berechnung das oberste Gesetz und für die Kunst die Freiheit, das freie künstlerische Schaffen? Und vollends auf einem Gebiete, das seine Erträgnisse einzig und allein dem Verbrauch liefert, der schärfsten Form des Gebrauchs? Auf alle diese Fragen hat das moderne Kunstgewerbe die praktische Antwort gegeben, hat die angewandte Kunst die Lösung gewiesen: durch Kunst zum Zweck, künstlerische und zweckdienliche Vollkommenheit in befreiender Harmonie. Das ist der vornehmste Leitsatz der modernen kunstgewerblichen Bewegung. Am ersten finden wir ihn im weiten Reiche der angewandten Graphik befolgt vom Plakat.

Wie dieser Leitsatz sich hier Bahn gebrochen, wie er dem deutschen Künstlerplakat auf der ganzen Linie den Sieg gesichert hat, darüber habe ich vor zwei Jahren an dieser Stelle in Bild und Wort berichtet, und seitdem haben die ausgezeichneten farbigen Abbildungen in diesen Heften nichts von ihrem vorbildlichen Charakter und die deutsche Plakatkunst hat nichts von ihrer führenden Rolle auf diesem Gebiete eingebüßt. Seit es Künstler in Deutschland gibt, die ihre Sonderbegabung für diesen Gegenstand durch Schulung und Erfahrung und überlegtes Vorgehen im Sinne zweckentsprechendster plakatmäßiger Lösung einer Aufgabe entwickelt haben, seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts etwa, hat sich hier ein so durchgreifender Umschwung vollzogen, haben sich so schnell auch die Anschauungen über die Bedeutung und den Nutzen des Künstlerplakates im Publikum gewandelt, daß man heute eines der typischen Öldruckblätter von etwa 1895 mit lächelnder Geringschätzung abtun würde, wofern man es in seinem buntgeflickten unscheinbaren Kleidchen neben den farbenfrischen, breitflächig und berechnet schlicht gefaßten modernen Plakaten überhaupt noch der Betrachtung für wert hielte.

Wandkalender von F. H. Ehmcke-Düsseldorf (jetzt in München)

Es kann nicht wundernehmen, wenn der Siegeszug der modernen Plakatbewegung im ganzen großen Reiche der Gebrauchsgraphik Aufmerksamkeit und neues kräftiges Regen hervorrief. Überall zeigten sich verheißungsvolle Ansätze, und wenn es auch manchmal zu kräftig sproßte und die Kraft sich in Spielereien verlor: die Künstler mußten eben zunächst die rechten Ausdrucksmöglichkeiten finden, mußten ihr Können erst auf dieses neue Arbeitsfeld mit seinen weiten Grenzen und doch sehr empfindlichen Lebensbedingungen einstellen, ehe wahrhaft Musterhaftes geschaffen werden konnte. Gern wurden — und

Digitized by Google

Kalenderrückwand von Ludwig Hohlwein-München. Druck: Wilhelm Jöntzen in Bremen

Digitized by Google

Zeitschriftenumschlag von Paul Scheurich-Berlin
Druck: Hollerbaum & Schmidt in Berlin

werden noch immer — besonders wirkungsvolle Plakate verkleinert für Zeitschriftenbeilagen und auf noch begrenzterem Raum für Ansichtskarten, neuerdings sogar — und besonders häufig — selbst für Briefverschlußmarken. Dieses gewaltsame Zurückdrängen des groß abgemessenen und auf bestimmte Wirkungen eingestellten Plakates schädigt aber fast durchweg den Gesamteindruck des kleineren Blattes. Wir begegnen diesem Vorgange gerade bei den besten Plakaten am häufigsten, vor allem bei den Arbeiten Hohlweins, des ausgezeichneten Münchner Plakatkünstlers. Der Ruf und der sieghafte Schwung seiner Plakate verleitet die Besteller zu Versuchen, deren Ausgang zum mindesten zweifelhaft erscheinen muß. Hohlwein hat freilich auch für die Kleingraphik eigene Entwürfe geschaffen. Bei ihnen kann man aber so recht deutlich erkennen, daß es nicht genügt, ein Meister der Plakatkunst zu sein, um auch in der kleingraphischen Arbeit Meisterliches hervorzubringen, daß hier vielmehr andere Gesetze gelten und andere Bedingungen zu erfüllen sind, um künstlerisch und zweckdienlich Vollkommenes zu schaffen. Dieser kraftvoll aus dem vollen schöpfende Münchner Künstler vermag sein Temperament, den Farbenreichtum seiner Palette, die Großzügigkeit seines Gestaltens den harten Forderungen der kleinen Fläche nicht untertan zu machen. Es sind eigentlich immer wieder Plakate, die da als Katalogumschläge, als Speisekarten und Zigarrenpackungen den Weg aus seinem Atelier in die Druckerei nehmen. Im selben Maße, wie ihm Raum und Fläche wachsen, steigert sich sein Ausdrucksvermögen, und wenn er beispielsweise ein Großfolioblatt schmücken darf, wie 1909 für den elften Bibliophilentag in München, dann glückt ihm wohl auch in der eigentlichen Gebrauchsgraphik ein großer Wurf. Besser noch geht es ihm mit Diplomen und Wandkalendern, Dingen also, die aus einer gewissen Entfernung betrachtet sein wollen. Wenn man denkt, was auf diesen beiden Gebieten an herkömmlicher Ware durch das Land läuft, was für „Hausgräuel" in ihnen erwachsen sind, dann blickt man zu den Hohlweinschen Schöpfungen auf wie zu Offenbarungen, zu glückverheißenden Schicksalswendungen; man kann dem Norddeutschen Lloyd nur von Herzen dankbar sein, daß er sich eine so geschmackvolle Kalenderreklame angelegen sein läßt, und muß aufrichtig wünschen, daß diese „Gratisgaben" recht bald und recht gründlich die entsetzliche Ramschware der Papierläden, diese faden Blumenarrangements und wildgewordenen Ornamentenknäuel verdrängen möchten. Das kunstfreudige München hat

Zeitschriftenumschlag von G. Räder-Berlin
Druck: Hollerbaum & Schmidt in Berlin

Digitized by Google

Zeitschriftenumschlag von † Karl Kunst-München
Druck: Reichhold & Lang in München

neben Hohlwein noch manche ausgezeichnete Kraft in den Dienst der Gebrauchsgraphik treten sehen, die vom Plakat her Ruf und Technik sich errang und an dem Reformwerk in der Kleingraphik tätigen Anteil nahm. Vor allem sei da Moos genannt, der in der Zahl seiner Entwürfe mit Hohlwein wetteifert und wie jener sich seinen eigenen Stil geschaffen hat; er ist ein vielleicht weniger temperamentvolles und eigenwilliges, als in der Herausschälung des Zweckmäßigen, im schlichten Übersetzen ins künstlerisch Freie geschicktes Talent.

Wer unter den geschätzten Lesern könnte mir jetzt aber auf Grund der Erinnerung gleich einen Künstler namhaft machen, der ein Diplom schuf? Ich meine nicht etwa ein glanzvolles Originalwerk von Doepler oder Cissarz, das nur in einem einzigen Exemplar, für den Jubiläumstag eines Fürsten etwa, hergestellt wurde und nie eine Vervielfältigung erfahren hat, sondern eine Ehrenurkunde für irgendeinen Verein, für eine Ausstellung, oder ein Erinnerungsblatt für den Soldaten, „der treu gedient hat seine Zeit"? Ich bin überzeugt, niemand — außer dem bienenfleißigen Sammler — wird mir da Auskunft zu geben vermögen. Und ich bin dessen froh. Denn es ist gut, wenn ein dichter Schleier sich um diese Dinge legt, die von dem unheilvollen Walten im Künstlerwahn befangener Druckerstifte Zeugnis ablegen. So lehrreich und notwendig die Gegenüberstellung von Beispiel und Gegenbeispiel sonst bei der Erläuterung künstlerischer Fragen, besonders bei Architekturen und Gemälden ist, für die Gebrauchsgraphik ist sie durchaus entbehrlich; denn — die Gegenbeispiele sind ja in jedermanns Händen, mag es sich nun um Streichholzschachteln, Glückwunschkarten, Kataloge oder Diplome handeln. Es erübrigt sich also, eine Probe dieser Art von Wandschmuck im Bilde vorzuführen. Um so eingehender wolle man dafür sein Augenmerk auf die beigefügte Diplomtafel richten. Karl Kunst, der junge Münchner, der sie schuf, ist uns im vorigen Jahre nur zu früh durch den Tod entrissen worden. Aber sein Andenken lebt in diesen Urkunden fort, dem einzigen Gebiet der Gebrauchsgraphik wohl, das von vornherein nicht für eines Tages raschen Lauf, sondern zu dauerndem Gedächtnis bebaut wurde. Man hänge solch ein Blatt neben eines der üblichen Dutzenderzeugnisse. Wie schlicht wirkt es neben ihm, wie wundervoll einfach, vornehm und gediegen. Die lichte, hellschimmernde Welt des sonnigen Winter-

Diplom von † Karl Kunst-München
Druck: Reichhold & Lang in München

Digitized by Google

tages, darin, scharf sich in seinem dunkeln Tuchanzug von der Umgebung abhebend und so auf die Zweckbestimmung des Ganzen stark hinweisend, der siegreiche Schi-Fahrer; an Schrift nur der Name des ehrenden Vereins, des Siegers, des Sieges und die Wortmarke Ehrenurkunde (sprich Diplom). Das ist alles so klar, so vorbildlich, daß wir kein anderes Beispiel eines Lebenden, auch nicht von Hohlwein und Moos, neben dieses eine des aus vollem Schaffen Abberufenen setzen möchten. Für die Münchner Kunstanstalt, bei der die meisten Entwürfe des jungen Künstlers in musterhaften Nachbildungen erschienen, war sein Tod ein schwerer Schlag. Da wir aber in diesem Kunstzweige glücklicherweise noch nicht zu Monopolisierungen und Trustbildungen gelangt sind, wird ein tüchtiger Lithograph auch immer von den besten Künstlern versorgt, und so finden wir auch hier beispielsweise einige gute Umschlagzeichnungen von Moos.

Das Kapitel Umschlag ist ja auch so ein Schmerzenskind der Gebrauchsgraphik durch Jahre hin gewesen, ob nun Bücher, Zeitschriften oder Kataloge darein zu hüllen waren. Man braucht gar nicht an die Widerwärtigkeiten der Schundliteratur zu denken; es genügt ein Nebeneinanderreihen der gerade im Hause befindlichen Zeitschriften und Kataloge, um bald eine Musterkarte des Langweiligen und Geschmacklosen beisammen zu haben. Gewiß: ein Wandel zum Besseren ist unverkennbar, ein gut Teil unserer Literatur tritt jetzt in würdigem Gewande vor die Öffentlichkeit, unsere führenden Verlagsanstalten haben sich die Pflege auch der Außenzier ihrer Zeitschriften angelegen sein lassen; wir besitzen sogar eine Reihe von Fachblättern, die dieses neu am Stamme der Kunst erblühte Reis sorgsam pflegen und jede Nummer mit einem eigenen Umschlag von Künstlerhand umkleiden lassen (ich nenne hier nur die Zeitschrift des Vereins der Plakatfreunde: „Das Plakat", „Organisation", „Mitteilungen des Vereins deutscher Reklamefachleute"); auch der Kreis der Geschäfte, die mit klarem Blick für den Wert einer durch Künstler zweckvoll gestalteten Reklame sich gute Kataloge von berufener Hand entwerfen lassen, wächst ständig. Aber es bleibt noch viel zu tun übrig, namentlich auf diesem zuletzt erwähnten Gebiete. Wer das Glück hatte, einmal vom Luft- oder gar vom Lenkballon aus sich die Oberfläche unseres Planeten beschauen zu können und sich des lustigen Anblicks entsinnt, den das bunte Durcheinander der Kultur- und Ödstrecken, der Äcker, Wiesen, Felder und Wälder dem Auge bietet, der hat die rechte Vorstellung auch für die Ausschau über dieses weite Land der Bedarfsgraphik. So viele des Kataloges als Reklamehelfers benötigende Zweige des Handels und der Industrie es gibt — und das sind wohl fast alle, von der Großschiffahrts-Gesellschaft bis hinunter zum Abzahlungsgeschäft —, so viele bunte Flecken wachsen da aneinander, schieben sich durcheinander, zeigen hochkultiviertes Fruchtland und sandige Wüsteneien, bemerkenswerte Einzelleistungen und hoffnungslose Verwahrlosung. Bei aller Kunterbuntheit kann

Kalenderrückwand von Hanns Pellar-München (jetzt in Darmstadt)
Druck: Reichhold & Lang in München

Digitized by Google

mc" aber doch feststellen, daß an einigen Stellen, in gewissen Richtungen eine gesunde Aufwärtsbewegung platzgegriffen hat. Es sind ganz bestimmte Interessentengruppen, die mit sicherem Instinkt den rechten Weg gefunden haben und ihn nun zielbewußt verfolgen. Voran gehen da unsere großen Schifffahrtsgesellschaften und einige städtische Verkehrsvereine, namentlich Süddeutschlands, mit ihren vielerlei Drucksachen, die in dem geplagten Kulturmenschen die Lust zum Wandern und Reisen wachrufen sollen. Mit hölzerner Langweiligkeit wirbt man sich da keine Freunde. Die Dutzendware, die Hinz und Kunz verwenden, zieht hier nicht. Hier müssen Eigenwerke geschaffen werden, muß ein temperamentvoller Künstler zu Worte kommen. Denn es kann ja gar nicht genug Licht und Helle und Frische in so ein Blatt hinein, das die Stadtmenschen und Stubenhocker hinauslocken soll ins Freie, sei es nun zum mußevollen Reisen oder zu sportlicher Betätigung. Auch in der Schuhwaren- und in der Bekleidungsindustrie finden wir verheißungsvolle Ansätze. Doch pendelt hier der Quantitätszeiger oft so nachdrücklich nach der Seite des Mittelmäßigen oder gar Minderwertigen, daß der Gesamteindruck dadurch leicht eine Trübung erfährt. Es wird gewiß ab und an auch eine Künstlerschöpfung in die Welt gehen, die so ausgesucht stilvoll und vornehm ist, daß sie den Geschmacksdurchschnitt des betreffenden Kundenkreises weit hinter sich läßt und so an einen verlorenen Posten gelangt, aber das sind so seltene Ausnahmen, daß noch viel Raum für eine gedeihliche Weiterentwicklung des Künstlerwirkens auf diesem Boden vorhanden ist. Und es ist schließlich immer noch besser, ein Katalog erregt das Kopfschütteln und das Befremden des Lesers, weckt also Kritik und Abwehr, als wenn er im Allerweltsröckchen sich vorstellt und gar keine Beachtung findet. Denn es ist durchaus nicht seine Zweckbestimmung, unbesehen in den Papierkorb zu wandern, und der Zweck ist ja in der Gebrauchsgraphik das A und O allen Schaffens. Der scharfe Wettkampf des heutigen Erwerbslebens zwingt den Besteller eines Kataloges eigentlich ganz von selbst dazu, sich mit seinem Auftrag nicht an irgendeine xbeliebige Druckerei zu wenden, die ihm natürlich stets nur eine jedermann zur Fron bereite „Musterkollektion" an Schriften und Zierat und „lithographischen Musterdrucken" vorzulegen vermag. Der Besteller muß vielmehr entweder direkt an einen namhaften Künstler herantreten oder, und das ist das Übliche und bei der durchschnittlichen Unbeholfenheit der Besteller in solchen das Künstlerische streifenden Fragen auch das Beste, sich dazu der Vermittelung einer der großen Kunstanstalten bedienen, die der Pflege dieses Kunstzweiges ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt haben. Wir besitzen solcher ja nicht eben viele, es werden ihrer im ganzen kaum mehr als ein halbes Dutzend sein, von denen die größere Hälfte noch auf Süddeutschland (München und Karlsruhe) fällt, während im Norden nur Berlin in dieser Hinsicht gut versorgt ist. Die begleitenden Abbildungen entstammen denn auch durchweg Originalen dieser führenden Anstalten, sie sind nicht etwa jener kleinen Schar wenig lebenskräftiger, das Entzücken des Sammlers bildender Luxusdrucksachen entnommen, sondern nach guten, zweckentsprechend gestalteten Entwürfen gefertigt. Sie sollen nicht Typen darstellen, nicht ein Programm, sondern ganz

Kgl. Hof-Wachslichter-Fabrik
MATH. EBENBÖCK München
Sendlingerstr. 2 beehrt sich für
WEIHNACHTEN 1908 zum Besuche
seines in Wachs- & Lebkuchenwaren bestens
ausgestatteten Geschäftes höflichst
einzuladen

Einladungskarte von † Ignatius Taschner-München
Druck: Vereinigte Druckereien und Kunstanstalten G. m. b. H. in München

Digitized by Google

einfach nur Beispiele, Anregungen, Aufrufe zur Nachfolge.

Das Feld der Bedarfsgraphik dehnt sich ja so unermeßlich weit! Kann man doch kaum einen Satz formen, in dem sich nicht irgendeine Beziehung zu ihr fände. Eben fiel das Wort Programm. Da haben wir gleich ein Beispiel! Im Theater, im Konzertsaal, als Ausstellungsführer: überall wird uns ein Programm verabfolgt. Wir wollen nur einmal das Theaterprogramm herausgreifen. Wie steht es damit? Nun, ich denke, wer die Falt- und Falzarbeit durchgemacht hat, die erforderlich ist, um so ein modernes Druckerzeugnis zur Erfüllung seines Zweckes herzurichten, wer sich glücklich durch den Wust chaotisch durcheinandergeratener Anzeigen zu dem Personenverzeichnis durchgefunden hat, der würde es dem bildenden Künstler, auch wenn ihm sonst dessen Schaffen Hekuba ist, zu Dank wissen, wenn er ihn von dieser Last befreien und ihm geschmackvoll und schlicht entworfene Zettel bieten wollte. Da könnten sich die Herren Theaterdirektoren an ihren Restaurationspächtern ein Beispiel nehmen! Überhaupt: wer nach der geistigen Kost, die ihm im Musentempel gereicht worden ist, aus dem und jenem Grunde oder auch aus übler Angewohnheit sich noch anderweit und rein materiell stärken zu müssen vermeint, dem lächelt die stets frohgemute Muse der Gebrauchsgraphik ganz ausnehmend freundlich zu. In Berlin muß er allerdings ein bißchen Glück haben, da sieht es um die

Katalogumschlag von Hans Rudi Erdt-Berlin
Druck: Hollerbaum & Schmidt in Berlin

Kalenderrückwand von Hans Rudi Erdt-Berlin
Druck: Hollerbaum & Schmidt in Berlin

Gasthausgraphik streckenweise noch sehr böse aus. Aber in München ist ihm überall Gelegenheit geboten, seine Kenntnisse in dieser Richtung zu erweitern und sein Urteil heranzubilden. Jeder Brauausschank auf der Neuhauser Straße und anderswo, das würdige Hofbräuhaus nicht ausgenommen, hat seine eigene von Künstlerhand entworfene Speisekarte. Da gibt es nichts mehr von der schrecklichen, faden „Commis-voyageur-Heraldik", nicht mehr diese elenden Bandwurmornamente und langweiligen Fassadenansichten, die einem fast den Appetit rauben können. Hier ist alles auf den Zweck eingestellt und der heißt: Stimmung machen; alles ist von temperamentvollen Graphikern gezeichnet, das heißt lustig, humorvoll und frisch. Man sehe sich einmal so ein Blatt an von Moos, von Futterer, von Obermeier (dem Urmünchner!). Ja es haben sich im bilderfrohen München auch die Meister der großen Kunst nicht für zu gering erachtet, auf diesem Boden einmal — so landmäßig bieder in Hemdsärmeln — tüchtig mit Hand an zu legen. Und mit welch glücklichem Gelingen, das kann jeder bezeugen, der sich im Hofbräuhaus die Speisekarte reichen ließ, die kein anderer als Ludwig von Zumbusch schuf. Was Wunder, wenn findige Gastwirte aus dem ganzen Reiche, aus Österreich und der Schweiz nach München Aufträge gaben und sich selbst die Berliner von einem so ganz ausgesprochen bodenständig empfindenden Künstler wie Otto Obermeier gern eine lustige Verulkung ge-

Digitized by Google

Empfehlungskarte von H. v. Glaß-München
Druck: Vereinigte Druckereien und Kunstanstalten G. m. b. H. in München

fallen ließen? In Berlin beginnt es sich allmählich auch zu regen, aber von einer ganz anderen Stelle aus. Hier sind es sehr bezeichnenderweise ein paar Nacht-, besser schon Morgenlokale, einige Bars im Westen, die der heimischen Künstlerschaft dankbare Aufgaben gestellt haben, und durch die Zeichner wie Leonard und Deutsch zu Namen und Ansehen gekommen sind. Im übrigen haben auch die Wein- und Sektlieferanten dieser exklusiven Luststätten sich ein hohes Verdienst um die Verbreitung guter Gebrauchsgraphik in weiteren Kreisen erworben, indem sie an ihre sämtlichen Abnehmer Speise- und Getränkekarten ohne Aufdruck verteilten, die durchweg, wie auch die Plakat- und Inseratreklame dieser Firmen, von vollendetem Geschmack zeugen und von hervorragenden Graphikern entworfen sind. Wenn es nicht möglich ist, Arbeiten von gleicher Klasse für die Privattafel zu erhalten, so liegt die Schuld also nicht an dem Mangel geeigneter Künstlerkräfte, sondern lediglich an den kaufenden Kreisen selbst. Wer ein gastliches Haus führt, wer eine geschmackvolle Tischzier liebt, der lasse sich nicht an dem Schmuck der Tafel mit Blumen, mit feinem Kristall und Künstlerporzellan genügen, sondern wende seine Achtsamkeit vor allem auch der Ausstattung seiner Tischkarten zu. Es brauchen ja nicht eigens für ihn geschaffene kleine Kunstwerke zu sein — hier sollte die Gastlichkeit großen Stils, hier müßten die repräsentierenden Staats- und anderen Körperschaften endlich in größerem Umfange ein ehrenvolles Ziel sehen —: für den Privatmann gilt es nur, seinen ständigen Lieferanten energisch zur Besorgung von künstlerisch gediegenen Karten zu drängen. Er wird sich dann schon seinerseits umtun; an frohen Kräften, die dankbar sich solchen Auftrages annehmen, fehlt es uns da wahrlich nicht. Was die Graphik im Dienste der Geselligkeit zu leisten vermag, das sieht man ja immer wieder bei Künstlerfesten, und das hat der bekannte Berliner Sammler Walter von zur Westen

Deckel einer Speisekarte von Josef Futterer-München
Druck: Vereinigte Druckereien und Kunstanstalten G. m. b. H. in München

Digitized by Google

Zigarettenpackung von Julius Klinger-Berlin
Druck: Hollerbaum & Schmidt in Berlin

vor einigen Jahren an dieser Stelle lebensvoll geschildert.

Diese für Gleichgesinnte und Gleichstrebende geschaffene Künstlergraphik steht für uns hier nicht zur Erörterung. Hier handelt es sich um die Urbarmachung eines weit spröderen Bodens, um die Hebung des Geschmacks an den kleinen, aber alles beherrschenden Dingen des Alltags. Wer dachte wohl früher daran, daß anscheinend so unwesentliche und unbedeutende Sächelchen wie Flaschenetiketten, wie Zigarren- und Kuchenpackungen auch geschmackvoll entworfen und auf eine gewisse künstlerische Höhe gebracht werden können, die ebensosehr dem Hersteller einer Ware nützt durch größere Zweckmäßigkeit und billigeren Preis, wie sie den Käufer erfreut durch Gediegenheit und Eigenart! Es ist ein weit verbreiteter Irrtum in den Kreisen der Auftraggeber, daß derlei künstlerisch geschmückte Arbeiten weit teurer zu stehen kämen, als die bisher üblichen, meist in vielen Farben hergestellten. Das ist keineswegs der Fall, da der moderne Künstler die Ölbildwirkung der alten Chromolithographie verpönt und sich mit wenigen, dafür geschickt und breitflächig nebeneinander gesetzten Farben begnügt. Wenn die Etiketten der Weinflaschen sich früher aus schnörkelüppigen, schwer lesbaren Zierschriften, aus möglichst treu wiedergegebenen Trauben und Rebenblättern zusammensetzten, so bringt etwa E. R. Weiß, unser trefflicher Schwarzweißzauberer, jetzt schlichtes Schriftwerk und darum einen einfach stilisierten Ornamentrahmen. Und was haben Bernhard, Hildenbrand und Erdt aus dem simplen Bier- und Mineralwasser-Flaschenetikett gemacht, wie lustig sind diese Sachen anzusehen, wie vergnüglich stimmen sie das Auge und das Herz des Durstigen! Mit wie einfachen Mitteln hat Scheurich eine ganze Gefolgschaft magenstärkender gebrannter Wässer zu einer frohgelaunten Werberschar ausgestattet! Bei den Packungen sind wir leider im ganzen noch nicht so weit. Einzelne Industriezweige, voran die großen Kakesfabriken, sind mit vollen Segeln zu einer künstlerisch durchgebildeten Gebrauchsgraphik übergegangen, in anderen, so in der Zigarrenfabrikation, können wir ein beständiges Weitergreifen der Reformbestrebungen wahrnehmen, wieder andere, vor allem die Schokoladenfabriken, verharren in seltsamer Verstocktheit bei ihren alten Sünden. Und nun halte man einmal zum Vergleich neben eine solche alte Packung die neuen Bildentwürfe eines Steinert, Rehm, Glaß und Klinger, oder auch eines der kraftvoll farbigen einfachen Schriftschilder von Bernhard. Wie anders wirkt solch Zeichen auf den Raucher ein, der den Deckel des Kistchens öffnet!

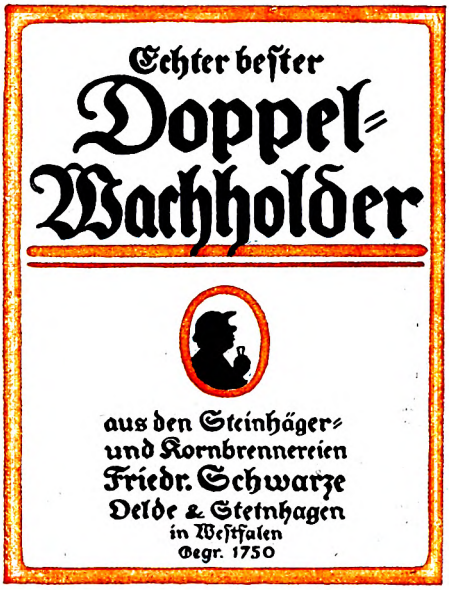
Und wie ihm bei den Packungen und Etiketten der Künstler hilfreich zur Hand gegangen ist, so ist er ihm auch in der Herstellung seines sonstigen graphischen Bedarfs ein unentbehrlicher „Rufer im Streit“ und Kundenwerber geworden. Das gilt namentlich für den Bereich der Geschäftskarte und

Zigarrenpackung von Fritz Steinert für die Firma Jos. Feinhals in Cöln

Digitized by Google

Reklame-Verschlußmarken

Digitized by Google

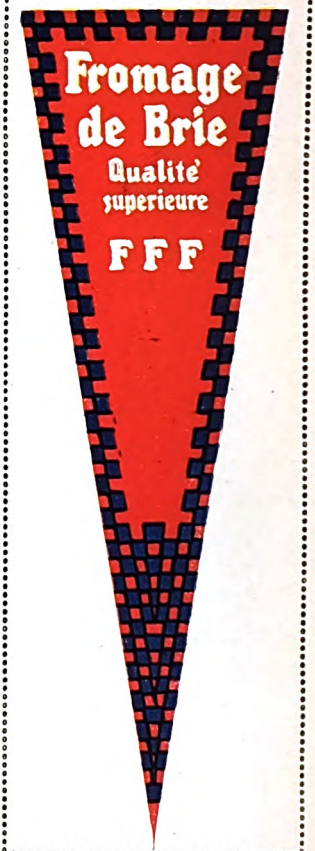


Flaschenetikett von Paul Scheurich
Druck: Hollerbaum & Schmidt in Berlin

des Briefkopfes. Die Firmenkarte soll den Namen eines Geschäfts oder eines Spezialartikels dem Zwischenhändler oder dem kaufenden Publikum in empfehlende Erinnerung bringen. Früher waren das mehr oder minder schlecht gedruckte Schriftkarten. Heute wird auch hier die mehrfarbige Lithographie in immer größerem Umfange herangezogen,

Etikett von Lucian Bernhard-Berlin
Druck: Hollerbaum & Schmidt in Berlin

und es werden Künstler mit der Ausführung der Entwürfe betraut. Ich will nur an die originellen Arbeitendes Münchners Zietara erinnern, der über eine seltene Frische und Kraft der Erfindung verfügt. So erhält die frühere Eintönigkeit und Gleichförmigkeit mit einem Schlage eine scharfe Unterbrechung, ein individuelles Gepräge, und diese Künstlerschöpfungen heben sich wie starke Charaktere kraftvoll von ihrer ganzen Umgebung ab, dem Kaufmann und der Kunst ein Wohlgefallen bedeutend. Als Dritter im schmunzelnden Bunde gesellt sich ihnen noch der Sammler bei, wenn einzelne, die guten Erfahrungen mit ihrer Künstlerkleingraphik weiter ausbauende Geschäfte, wie etwa die Königliche Hof-Wachslichter-Fabrik in München, alljährlich ihren Kundenkreis mit neuen graphischen Gaben auf ihre Erzeugnisse achtsam machen.



Packung von Lucian Bernhard
Druck: Hollerbaum & Schmidt
in Berlin

Auch der Briefkopf ist aus seinem Dornröschenschlaf erweckt und hat begonnen, sich von dem schwer lastenden Drucke ganzer Fabrikansichten und goldstrotzender Medaillen und Wappen zu befreien. Das ist freilich keine kleine Arbeit; denn es hat lange gedauert, ehe mancher Kaufherr auf die bildliche Darstellung all dieser erworbenen Ehrungen Verzicht leisten zu können glaubte. In vielen Fällen mag wohl erst durch das Vorgehen der Konkurrenz sein Sinn umgestimmt worden sein. Denn es kann sich niemand dem packenden Eindruck eines originell entworfenen farbigen Briefkopfes entziehen, und es stehen dem Künstler so überaus viele Möglichkeiten der Komposition und der Wiedergabe zur Verfügung, wie immer

Digitized by Google

nur sein Talent sie im weiten Rahmen der lithographischen Technik zum Leben rufen kann. Es gibt ja auch da gewisse Schranken, die er im Interesse der beabsichtigten Verwendung nicht unbeachtet lassen darf. So wird für den Geschäftsbriefbogen, zu dem ja in der Regel ein stattliches Quartformat gewählt wird, mehr eine wuchtige Kopfzeichnung in Frage kommen, während für den privaten kleineren Bogen ein solcher eigentlicher Briefkopf stets als zu drückend und massig empfunden werden würde und daher nur

Briefkopf von Lucian Bernhard-Berlin

Briefkopf von W. Zietara-München
Druck: Reichhold & Lang in München

eine zierliche vignettenartige Behandlung der Absenderadresse am Platze ist. Ganz unsinnig aber ist es, als Ersatz für einen Briefkopf eine Siegelmarke auf den Bogen zu kleben. Die gehört noch hinter „Punktum Streusand" auf den Briefumschlag. Sie hat sich rasch zur Modesache ausgebildet und nicht nur im kaufmännischen Leben, auch für Ausstellungen, Wohltätigkeits-Veranstaltungen usw. findet sie überall in vielen Millionen Verwendung. Daß diese Werbemarken, deren auch die „Monatshefte" sich bedienen, unter der Jugend begeisterten Anklang gefunden und einen neuen Sammelsport ins Leben gerufen haben, ist ein Grund mehr, für die Heranziehung tüchtiger Kräfte zu sorgen.

Wer hätte es sich früher wohl träumen lassen, daß alle die vielen Reklamedrucksachen vom Plakat bis hinab zur kleinen Verschlußmarke einmal Gegenstand ernsthaften und zielbewußten Sammelns werden könnten! Überall fahndet man jetzt nach den Dokumenten der Vergangenheit und sucht die Proben heutigen Schaffens durch Kauf und Tausch an sich zu bringen. Dabei müssen wir, im Zusammenhang mit den zuletzt besprochenen Korrespondenzhilfen, auch des Privatbriefbogens und der Ansichtskarte gedenken als der für das bürgerliche Leben wichtigsten Existenzformen moderner Gebrauchsgraphik. Ist im Bereiche des Geschäftsbriefbogens der Sieg der Künstlergraphik so gut wie entschieden, so liegen die Verhältnisse beim Privatbrief noch sehr im argen. Hier herrscht

Postkarte von Lucian Bernhard-Berlin

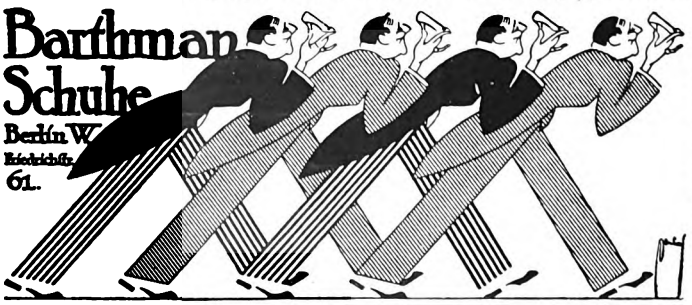
Digitized by Google

noch immer die Stempelschneidekunst, hier gibt noch immer der Graveur mit seiner Monogrammschablone den Ton an, den sogenannten „guten Ton", der in Wahrheit allermeist eine Versündigung am guten Geschmack bedeutet, in jedem Fall aber dem in der Wahl eines geschmückten Briefbogens sich äußernden Verlangen nach dem Besitz eines individuell gekennzeichneten Briefpapiers nicht gerecht wird. Jeder, der diese heimliche Liebe in sich trägt, sollte sich auch eine eigene Briefzier von Künstlerhand entwerfen lassen. Aber das Mitteilungsbedürfnis unserer Zeit ist nicht mehr das herzensvolle vergangener Tage. Heut ist die Ansichtspostkarte die charakteristische Gedankenvermittlerin. Wie es um sie steht, das haben die anklagenden Worte am Beginn dieser Zeilen schon geschildert. Dabei macht es keinen Unterschied, ob wir die Ansichtskarte an sich ins Auge fassen, oder einen ihrer Ableger uns näher betrachten, etwa die Glückwunsch- oder Festkarte. Gewiß, es gibt Künstlerkarten, wirkliche und eigens für diesen Zweck geschaffene Einzelstücke und auch Serien, nicht etwa Reproduktionen und Verkleinerungen von Gemälden und Zeichnungen (die ja, in guter Technik wiedergegeben, als Bildungsmittel durchaus am Platz sind). In Karlsruhe kamen um 1897 die ersten Künstlerpostkarten heraus. Rasch warb sich die neue Kunst auch in München und Berlin tätige Freunde in der Künstlerschaft. Aber die wirkliche Künstlerkarte hat einen schweren Stand. Und es ist an uns, die wir ästhetisch Verfeinertes zu erwerben wünschen, immer wieder auf der Beschaffung des als gut Erkannten zu bestehen und so durch Beharrlichkeit unsere Ansicht zu der des Verkäufers und damit des Fabrikanten zu machen. Wie man denn überhaupt nicht oft genug den Mahnruf an die ganze reklametreibende Welt, an Staat und Städte, an Kaufherren und Fabrikanten erlassen kann: Habt acht auf euer papiernes Werbematerial, nehmt nicht das roheste für das beste, prüfet auch das kleinste und verachtetste, seht euch — in eurem eigensten Interesse — nach guten Graphikern um und — gebt ihnen Aufträge!

Signet von Peter Behrens-Berlin

Signet (Deutscher Werkbund) von F. H. Ehmcke-Düsseldorf (jetzt in München)

Inseratzeichnung von Julius Gipkens-Berlin



Inseratzeichnung von Ludwig Deutsch-Berlin

Digitized by Google

Verschlußmarken von Velhagen & Klasings Monatsheften

5 dieser Bogen sind zum Preise von 1 Mark durch jede Buchhandlung zu beziehen. Eine kostenlose Abgabe von Marken (auch in geringerer Anzahl) kann nicht mehr stattfinden.

Reichhold & Lang, Lith. Kunstanstalt, G.m.b.H. München

Digitized by Google

Studenten. Novelle von Carl Bulcke

Der cand. jur. Kleinvogel hatte sich in dem Torweg des Hauses Ecke Neumarkt- und Wilhelmstraße aufgestellt und wartete auf Borsius. Denn um sechs Uhr kam Borsius gewöhnlich von seiner Bank. Ein kleiner, sauberer, ängstlicher Mensch, dieser cand. jur. Kleinvogel; in weitem Flauschmantel, wie es der Mode entsprach, in rotbraunen Glacéhandschuhen, einen Spazierstock aus gelbem Rohr mit rechteckiger Elfenbeinkrücke unter dem rechten Oberarm hochgezogen. Jede halbe Minute trat er vorsichtig einen kleinen Schritt aus dem Torweg hinaus, schob furchtsam den spitzen Kopf vor, spähte die Neumarktstraße hinunter und trat dann rasch wieder zurück. Es wehte übrigens stark. Oben auf Borsius' Bude zu warten, war nicht ratsam. Borsius schätzte so etwas nicht. „Ich grüße den Lümmel nicht mehr," hatte vor langen Wochen der dicke Marx gesagt. Der dicke Marx stammte auch aus Giebichenstadt. „Treffe ich den Esel neulich auf der Plattform der Elektrischen. ‚Tag, Borsius, wie geht's?' Ich will ihm die Hand geben. Borsius stiert mich an: ‚Ich kenne Sie nicht. Sie müssen sich irren.' ‚Quatsch' doch nicht, Borsius. Tag, wie geht's?' Borsius verzieht keine Miene. ‚Herr, ich sage Ihnen, Sie irren sich. Sie verwechseln mich.' Ich denke, bin ich denn blödsinnig geworden? und frage: ‚Aber du bist doch Borsius. Mensch, du kennst mich doch. Ich bin doch Marx.' ‚Nein,' sagt Borsius. ‚Ich kenne Sie nicht. Sie kennen mich auch nicht.' Borsius, dieser Lümmel ..."

Als Borsius um halb sieben nicht kam, nahm sich der cand. jur. Kleinvogel ein Herz, kletterte dies ihm verdächtige Haus, wo Tür an Tür arme Studenten wohnten, bis zum dritten Stock empor und klingelte an der bekannten Tür. Ein schlampiges, altes Weib öffnete. Nee, nichts zu machen, der Herr wohne nicht mehr hier. Er wohne im Hause nebenan im vierten Stock. Man könne und man wolle es nicht jedem recht machen, Gott bewahre. Bei ihr wohne man billig und anständig. Aber umsonst könne sie nicht vermieten. Nee, das wäre noch schöner. Jetzt könne sich der Herr Borsius seine Stiebel alleine putzen. Nebenan, Nummer siebzehn, ja. 'n Abend.

Herr Kleinvogel stand wieder unten. Das Haus Nummer siebzehn sah noch übler aus. Unten, aus einer Arbeiterkneipe, klingelte ein elektrisches Klavier. Unterhalb der Kneipe, aus einem Gemüsekeller, kreischten Weiberstimmen. Was tun? Er mußte Borsius heute sprechen. Vielleicht hatte er morgen nicht mehr den Mut. Er mußte das heute ins reine bringen. Ernstlich, es hing viel davon ab. Er wollte ihm entgegentreten und ganz scharf die Frage stellen. Das imponierte Borsius, wenn man ihn scharf anfaßte. Bloß die eine Frage. Geschickt mußte man fragen, so, daß Borsius nur mit nein oder ja antworten konnte. Und dann einfach weggehen. Heute abend war Thüringer Kneipe. Wenn Borsius nein sagte, wollte er ein Viertelfaß Bier zum besten geben.

Novemberabend. Schneidender Wind. Eine graue, ekelhafte Gasse. Lungenentzündung konnte man sich holen. Ja, ja, was tat man nicht alles, wenn man ... ja, ja, man tat eben alles mögliche, wenn man ... Mama hätte das übrigens auch etwas zarter ausdrücken können. Aber Mütter sind nun mal so.

Donnerwetter, da kam Borsius. Man hörte ihn förmlich kommen. Ohne Mantel, ein Meter neunzig hoch, mit aufgeklapptem Rockkragen, die Fäuste in den Rocktaschen, wie ein Fleischergesell, wie ein Bauernlümmel, wie ein Strolch. Richtig wie ein Strolch. Gemein sah er einfach aus.

Borsius mußte ihn gesehen haben. Es gab keinen Zweifel. Er hatte ihn mit seinen harten Augen gestreift. Und doch ging er achtlos vorüber, in den Torweg hinein.

Jetzt Mut. „He, Borsius. Auf ein Wort. He, Borsius ..."

Der lange Borsius blieb stehen, sah verächtlich an ihm herunter und sagte langsam: „Ach so. Du bist es. Du willst mir meine sechzig Mark wiedergeben. Na, also einen Funken Anstand hast du doch noch.

Digitized by Google

Ich dachte, du wolltest einen armen Pfarrerssohn betrügen. Her mit dem Geld." Er trat nachlässig auf Herrn Kleinvogel zu. „Auf Entschuldigungen verzichte ich. Auf Zinsen verzichte ich auch. Ich werde dein Anstandsgefühl für Zinsen nehmen. Wo bleibt das Geld?"

Herr Kleinvogel trat schüchtern zurück. Mut. Er lächelte standhaft, er versuchte mit den gleichen starken Worten zu sprechen. „Verdammt noch mal, das habe ich in den Tod vergessen. Donnerwetter, ja, Borsius, du bist im Recht. Ich bin dir sechzig Mark schuldig. Gleich nach dem Ersten, Borsius. Auf B. E. ..." Und als er sah, daß Borsius ihn anfahren wollte: „Es ist gut, daß ich dich treffe, Borsius. Ich wollte ..."

„Jammerlappen. Du willst mich zum Abendessen einladen. Gut. In die Dresdener Bierhallen geh' ich mit. Anderswo geh' ich nicht hin. Auf eine halbe Stunde, weil du es bist. Ich sehe es dir an, dich treibt das böse Gewissen. Ich esse einen Gulasch und einen Gänsebraten. Ich habe es mir schon vor einer halben Stunde überlegt. Wenn ich einen Kapitalisten träfe ... ich wollte sagen: Gulasch, einen Gänsebraten, einen Schnaps, ein Glas Bier und eine Zigarre zu zehn. Vorwärts, du Jammerlappen, Kapitalist du."

Herr Kleinvogel sah ein: Der Augenblick, die entscheidende Frage zu stellen, war verpaßt. Fiel ihm gar nicht ein, mit Borsius in die Dresdener Bierhallen zu gehen. Das fehlte! Mit diesem Unflat dazusitzen und sich auslachen zu lassen. Fiel ihm nicht ein.

Er riskierte wieder einen forschen Ton. „Lieber Borsius, wenn du mich auf den Kopf stellst, es fallen auch nicht fünf Groschen heraus. Drei Tage vor dem Ersten. Aber wenn du in den ‚Sargdeckel' kommen willst, da habe ich Kredit." Der „Sargdeckel" war auch so eine schöne Kneipe in Halle.

Der lange Borsius spuckte. „Wo deine Affen sitzen? Dies dicke Schwein, der Marx, und deine sauberen Bengels?! Adieu. Ick bin ein armer Pastorensohn. Mach' daß du wegkommst. Ick habe keine Zeit. Ick habe noch einen wichtigen Gang." In einem hatte sich Borsius geändert, das war zu konstatieren. Früher hatte er nicht ick gesagt. Früher hatte er anständig und giebichenstädtisch gesprochen.

Er ging ohne Gruß mit langen Schritten voraus. Kleinvogel hinter ihm her.

„Ich begleite dich, Borsius. Wir haben vielleicht denselben Weg. Da ich dich nun mal endlich getroffen habe, so ... Was ich sagen wollte, Borsius ..." — Borsius war immer einen Schritt voraus. „Also tatsächlich ... ich muß dir sagen, daß mir das imponiert ... du bist im fünften und ich im siebenten Semester ... Du arbeitest noch immer nebenbei auf der Bank?"

Sie kamen jetzt in belebte Straßen. Es schien, der lange Borsius legte es darauf an, wie ein Prolet auszusehen. Er ging fröstelnd, die Schultern hochgezogen, die Fäuste in den Hosentaschen und pfiff durch die Zähne.

„Auf die Bank? Nee. Da hab' ick ausgelernt." Er blieb an einer Straßenecke stehen. „Du kannst dich jetzt drücken. Ick gehe auf das Postamt."

„Wenn du erlaubst, lieber Borsius ... ich begleite dich gern ... wir haben uns so lange nicht gesprochen ... Du wohnst nicht mehr bei deiner alten Wirtin?"

Borsius sah schief auf ihn herab. „Du hast wohl geschnüffelt, he? Du hast wohl was ausgefressen, he? Was geht's dich an, wo ick wohne, he?"

Herr Kleinvogel versicherte, er habe nichts ausgefressen. „Was ist denn Großes dabei, wenn ich dich mal aufsuche, Borsius? Wo wir doch aus derselben Stadt sind und uns lange nicht gesehen haben ... Deine Wirtin sagte ..."

„Na, also. Weshalb sagst du das denn nicht gleich? Du kannst ruhig in Giebichenstadt erzählen, daß ick wo anders wohne. Die Wohnung war mir zu teuer, wenn du es genau wissen willst. Ick bin ein armer Pfarrerssohn. Wo ick jetzt wohne, sollte ick sechzehn Mark zahlen. Sollte ick. Seit ick aber alle die Wanzen gesehen habe, zahle ick bloß zwölf. Das kannst du alles berichten, Schneiderseele."

Schneiderseele, so hatte Borsius schon auf der Schule gesagt. Jeder Widerspruch war nutzlos. Kleinvogels Vater, nicht zu leugnen, hatte in Giebichenstadt mit einem kleinen Garderobengeschäft begonnen. Nicht zu leugnen, Herr Aloysius Kleinvogel war gelernter Schneider. Doch jetzt war aus dem Garderobengeschäft ein Warenhaus geworden, eine Sehenswürdigkeit für Gie-

Digitized by Google

bichenstadt, mit billigen Tagen und weißer Woche. Reich geworden war der alte Herr Kleinvogel. Der reichste Bürger von Giebichenstadt war der alte Herr Aloysius Kleinvogel. Kirchenältester, Stadtverordneter war er geworden, Mitglied des Abendschoppens, an dem der Amtsrichter Maucke und der Bürgermeister Quarrich teilnahmen. Es fiel ihm auch längst nicht mehr ein, katzbuckelnd und das Metermaß über der Schulter eigenhändig seinen Kunden Maß zu nehmen. Jetzt hatte er einen Zuschneider. Er hatte sogar mit dem Fabrikanten Marx eine Jagd, er hatte einen Jagdwagen, den der Amtsrichter Maucke in Anspruch nahm, wenn er einen Lokaltermin abzuhalten hatte. Es war durchaus nicht nötig, daß Borsius sich aufs hohe Pferd setzte und Schneiderseele sagte. Für seinen Vater kann man nichts.

Man mußte grob werden. Es war notwendig. „Lieber Borsius, ich muß mir das verbitten, daß du mich so nennst. Ich muß dir sagen, es empört mich einfach."

Sie standen jetzt vor der Post. Borsius baute sich breitbeinig vor Kleinvogel auf. „Laß das Gequatsche. Du bist also fest entschlossen, mir meine sechzig Mark nicht wiederzugeben? Antwort. Du bringst es also fertig, du Affe in Glacéhandschuhen, einen armen Pfarrerssohn im eisigen Novemberwind ohne Mantel stehen zu lassen, seine Ersparnisse, die dir auf Treu und Glauben anvertraut waren, mit deinem lästerlichen Anhang zu verprassen? Antwort! Ach was, in acht Tagen. In drei Minuten, jetzt auf der Stelle will ick mein Geld. Meine Ersparnisse. Also, ick merke, du willst nicht. Wenn ick dich so sehe: Faul, pomadig, wohlerzogen, dich und deine Saufbrüder. Man müßte jeden von euch nehmen und ihn dem andern um die Ohren schlagen. Verstehste. Wenn ick dein Vater wäre, du Lappen. Jede Woche dreimal die Hosen stramm und hinter den Ladentisch. Sieben Semester haste verbummelt, du Affe. Daß du dich nicht schämst, noch obendrein einen armen Pfarrerssohn zu betrügen, der sieben Geschwister hat."

Der verängstigte cand. jur. Kleinvogel rang nach Worten. „Wenn ich es dir doch sage, daß ich das Geld nicht habe ... Weshalb wirst du gleich so grob? Wenn ich dir nun versichere, daß ich jetzt arbeite, daß ich täglich in das Repetitor gehe — du kannst dich überzeugen, wenn du willst ... Und außerdem, ich nehme das ja gar nicht ernst, Borsius. Du hast ja doch bloß vier Geschwister."

„Aber drei davon sind wie du, du Tenor. Also habe ich sieben. Laß das Gequatsche. Ich gehe jetzt auf das Postamt. Du warteste hier draußen. Du warteste, bis ich wiederkomme."

Der ängstliche Herr Kleinvogel wartete. Im Augenblick, als der lange Herr Borsius ihn verlassen hatte, wurde der ängstliche Herr Kleinvogel wütend. Gemeinheit! Sich das von diesem Flegel bieten zu lassen. Dieser Lümmel, der sich in Giebichenstadt nicht mehr blicken lassen durfte. Der Amtsrichter Maucke hatte gesagt, wenn das damals zur Anzeige gekommen wäre, daß er den Apotheker verhauen hatte, so verhauen, daß der arme Apotheker eine Woche hatte im Bett liegen müssen, der saubere Borsius hätte von dem Schöffengericht zwei Monate Gefängnis bekommen. Das sei die Mindeststrafe. Hier in der Brusttasche war die Photographie. Er wollte Klarheit haben. Mama Kleinvogel hatte außerdem ausdrücklich Klarheit verlangt.

Borsius kam zurück und war viel besserer Laune. Er hatte jetzt wollene, schwarze Handschuhe an den Händen, er trug jetzt den Hut in der Stirn, wie es sich gehörte, er hatte den Rockkragen zurückgeklappt und sah wieder richtig wie ein Mensch aus. Er schlug dem wütenden und sofort wieder verängstigten Herrn Kleinvogel auf die Schulter. „Schneiderseele, ick habe mir das überlegt. Vielleicht lügst du mich wirklich nicht an. Vielleicht haben wir noch einen Berührungspunkt: Vielleicht bist du auch bloß so'n armes Luder wie ich. Bei mir hat sich schon manches arme Luder sattgefressen. Ich habe einen Laib Brot und ein halbes Pfund Speck zu Hause. Das reicht für uns beide. Es ist nichts im Wege, daß du mitkommst. Um dreiviertel neun schmeiße ick dich 'raus. Um neun muß ick in die Falle. Versteht sich."

Herr Kleinvogel folgte. Was tat man nicht alles im liebenden Drange seines Herzens? Man scheute sich nicht, in eine Wanzenbude zu gehen. Na also, wie jedesmal: der lange Borsius hatte sich wieder mal verstellt. Ganz so wie im Mai, als

Digitized by Google

er Borsius das letztemal gesehen hatte. Auf der Nachtigalleninsel; im Dunkeln. Als Borsius zuerst sich angestellt hatte, als sei er betrunken, sich unter grausigen Flüchen als Räuber und Wegelagerer, als Anarchist und Rebellen aufgespielt hatte, um dann in seltsamer Ergriffenheit, mondbeglänzt auf einem Vorsprung der Insel, mit großem Pathos eine lange Szene aus dem zweiten Teil des „Faust" zu deklamieren.

Der lange Borsius ging wortlos im Sturmschritt. Das war schon auf der Schule so gewesen: ganz nach Laune war er plötzlich gesprächig, ganz nach Laune plötzlich wie blind und taub in Schweigen versunken. Es gab dann kein Mittel, ihn zum Reden zu bringen.

Jetzt waren sie an der Haustür. Borsius drehte sich gelassen um. „Ick habe es mir anders überlegt, Schneiderseele. Geh lieber nach Hause. Ich habe nichts mit dir zu schaffen. Du kannst die Postkarte einstecken, die ich eben an deinen alten Herrn auf der Post geschrieben habe. Hier."

Kleinvogel lachte ungläubig. Das war nun wieder eine solche Spiegelfechterei. Was sollte das? Was in aller Welt hatte Borsius an seinen alten Herrn zu schreiben?

„Hier ist die Karte. Dort ist der Briefkasten. Da links. Hier lies: Herrn Aloysius Kleinvogel. Wohlgeboren. — Du siehst, ich bin höflich ... Ihr sauberer Sohn ist mir seit drei Monaten sechzig Mark schuldig. Er hat dies Geld unter betrügerischen Vorspiegelungen seiner Notlage und dem Versprechen der Rückzahlung innerhalb von drei Tagen von mir erschwindelt. Ich erwarte portofreie Zusendung dieses Betrages innerhalb vierundzwanzig Stunden nach Empfang dieser Karte. Borsius."

Der verängstigte Herr Kleinvogel lehnte es energisch ab, diese Karte zu befördern. Borsius schob sie ihm zwischen die Knöpfe seines Mantels.

„Marsch. Dort ist der Briefkasten. Ich warte hier. Ich will sehen, ob du noch einen Funken Gewissen im Leibe hast."

Das war zu viel. Kleinvogel ging wütend ab. „Rechts, rechts," schrie Borsius hinter ihm her. „Rechts ist der Briefkasten." Er hörte noch, daß Borsius „Schurke" hinter ihm herrief.

Fiel ihm ja nicht ein. Er war schon längst in der Wilhelmstraße. Sein Plan war gefaßt: Es mußte eben auch ohne diese Aussprache gehen. Er wollte gleich an Mama schreiben. So und so, und sie möge sich beruhigen. So und so sei es ihm gegangen, und an dem ganzen Geschwätz sei nichts daran. Nirgendwo in der Welt würde so geklatscht wie in Giebichenstadt. Und außerdem ...

Nein, er war zu wütend. Von Rechtswegen hätte er Borsius jetzt einen Kartellträger schicken müssen. Borsius würde natürlich nicht annehmen. Dann würde Borsius in Verruf gesteckt werden. Das Richtigste war, gleich auf die Thüringer Kneipe zu gehen.

Die Wahrheit zu sagen: Der kleine cand. jur. Kleinvogel war ein ganz ordentlicher Junge. Er war durchaus nicht verbummelt, wie Borsius sagte. Er war vier Semester mit Wissen und Willen seines Vaters aktiv gewesen, hatte wie tausend andere in diesen zwei Jahren schlecht und recht seinen Mann gestanden, hatte, wie es sich gehörte, Schulden gemacht und die Vorlesungen geschwänzt, hatte wie tausend andere zu arbeiten begonnen und konnte in ein, zwei Semestern darauf rechnen, sein Examen zu bestehen.

Er war bitter gekränkt. Wer anders als er hatte den langen Borsius in Giebichenstadt in Schutz genommen? Wenn der dicke Marx und er zu den Ferien nach Hause kamen, wie hatten alle höhnisch gelacht, weil der lange Borsius ausblieb. Welcher Hund in Giebichenstadt nahm von Borsius noch einen Knochen? Was wußte man nicht alles: Daß er sozialdemokratischer Volksredner sei, daß die Universität ihn aus dem Verzeichnis der Studierenden gestrichen hatte. Und wer hatte immer gesagt, daß alles nicht wahr sei und daß Borsius sich noch einmal in die Höhe arbeiten würde? Wer hatte — selbst als der Apotheker mit nunmehr eingedrückter Nase dabei saß — betont, daß dieser mißachtete Borsius noch lange nicht für das Leben abgetan sei? Also bitte!

‚Ich grüße ihn nicht mehr. Ich spreche kein Wort mehr mit ihm. Er hat nun auch mich verloren. Mag er zusehen, wie er weiter kommt.' Das ging entschieden zu weit.

Doch in der Tasche steckte der Brief der Mama. Und diese Mama kannte er. Diese

Digitized by Google

Mama machte alles: Sie hatte aus dem Schneiderladen das Warenhaus, aus dem Aloysius den Stadtverordneten, aus ihm den Studenten gemacht. Und ihr jetzt schreiben, daß mit Borsius nicht zu verhandeln wäre? Keine vierundzwanzig Stunden, und die Mama war da. Diese Mama, der es durchaus nicht darauf ankam, mich für mir und Schafskopf für Herr zu sagen, die in der Hauptsache gutmütig und friedliebend war, zu Hause in schwarzseidener Bluse, zweieinhalb Zentner lebend Gewicht an der Kasse saß und den Sonnenschein des Warenhauses präsidierte. Aber wehe, wenn sie wütend war. Herr Aloysius fuhr dann mit der nächsten Elektrischen zur Bahn und behauptete, er hätte eine wichtige Geschäftsreise nach Leipzig vor. Wehe, wenn sie wütend war. Neun gegen eins. In vierundzwanzig Stunden war sie da. Und dann stellte sie die ganze Stadt Halle auf den Kopf. Das ging nicht.

Nach einer Viertelstunde klopfte er an der Wanzenwohnung. Sie lag wirklich im vierten Stock. Der junge Herr Kleinvogel stand im Türrahmen. Herr Borsius erschien, ohne Hemdkragen, mit vollen Backen kauend.

„Was willst denn du noch?"

„Mit dir mal ernstlich sprechen."

„Blödsinn. Mit mir sprechen. Wir haben noch nie im Leben was ernstlich zu besprechen gehabt. Sattfressen willst du dich. Frau Krüger, einen Teller!"

Er trat in das Zimmer, und Kleinvogel folgte. Eine richtige Bude, schwach erleuchtet, klein, mit abgeschrägten Mansardenfenstern, aber sauber. Sauber und ordentlich. Ein Bett, hochbepackt, mit weißer Wolldecke bezogen, ein fichtener Schreibtisch, mit einem vollen Büchergestell, mit einem Tisch und zwei Stühlen. Auf dem ungedeckten Tisch lag tatsächlich nur ein Laib Brot, daneben ein Taschenmesser.

„Du kannst deinen Mantel anbehalten. Wir heizen nicht. Was, Frau Krüger? Wir sind arme Leute und sparen. Kohlen können sich nur reiche Leute leisten."

„Jawohl, Herr Borsius." Sie brachte die Teller.

Borsius hatte, als Kleinvogel eintrat, die obere Kommodenschublade heftig zugestoßen. Kleinvogel hatte das wohl bemerkt. Jetzt öffnete Borsius die Schublade um ein kleines Stück und zog eine Scheibe Speck hervor, schnitt mit dem Taschenmesser die Hälfte ab, warf die andere Hälfte in die Schublade zurück und schob Brot, Speck und Taschenmesser dem jungen Kleinvogel zu. „Friß. Setz' dich. Ein armer Pastorensohn hat nichts Besseres. Du brauchst dich nicht zu ekeln. Meine arme Mutter hat es aus ihrer Wirtschaft für mich erübrigt."

Bewahre, Kleinvogel ekelte sich nicht. Er war hungrig und halb erfroren. Brot und Speck waren frisch. Er dachte an Kinderzeiten, wo er abends auch nichts anderes als Brot und Speck gekriegt hatte. Er aß, und es schmeckte ihm.

Borsius saß trotz der Kälte in Hemdsärmeln und hatte die Arme übereinandergelegt. Er sagte jetzt sichtlich milder: „Iß nur alles auf. Wenn du mehr haben willst, draußen habe ich noch eine halbe Schwarte."

„Nein," sagte Kleinvogel verzagt. „Ich danke dir. Es schmeckt mir vorzüglich. Aber wenn du mir einen Schluck Wasser geben wolltest ..."

Sofort sprang Borsius auf. Er ergriff ein Wasserglas vom Waschtisch und ging in die Küche zu Frau Krüger. Kleinvogel hörte, wie er das Glas ausspülte und das Wasser laufen ließ, bis es kalt war.

Kleinvogel wandte sich blitzschnell um und zog hinter sich die Kommodenschieblade auf. Wahrhaftig! Da lagen auf sauberen Schüsseln eine gebratene Gans, drei, vier dicke Würste und ein rosiger Schinken. Er zog sofort am Bein die Gans und am Zipfel die Wurst heraus und stellte die Schüsseln vor sich auf den Tisch. Dann grinste er.

Aber da kam auch schon Borsius mit dem Glas Wasser. Er blieb wie angewurzelt stehen. „Du Schweinehund ... du Lump ... du Schneiderseele ... Finger weg, sag' ich ..." Und jetzt lachte er. Er lachte herzlich, gutmütig. „Na, friß, du dummer Affe, wenn du den Mut hast, bei jedem Bissen zu bedenken, daß du das einem armen Pastorensohn wegfrißt." Er faßte den kleinen Kleinvogel bei den Schultern und schüttelte ihn sanft. „Solche Gemeinheit. Wenn ich dir das zugetraut hätte, du Duckmäuser. Und ick hab' immer, schlag mich tot, gedacht, du seiest ein rettungsloser Dummkopf. Na, warte." Er ging zur Tür.

Digitized by Google

„Frau Krüger? Frau Krüger, sind Sie noch wach?“

„Aber jawoll ja, immer doch, Herr Borsius.“

„Frau Krüger, Sie sind ein ehrliches Weib. Liebe Frau Krüger, ein armer Pastorensohn hat Ihnen zwei Flaschen Wein zum Aufheben anvertraut. Ich will nicht hoffen, liebe Frau Krüger, daß Sie sich daran vergriffen haben. Bringen Sie mir die zwei Flaschen und zwei Gläser.“

„Na aber nee, Herr Borsius, und wenn ick Sie morgen früh nich aus den Federn kriege?“

„Immer kalt Wasser, Frau Krüger. Bringen Sie man die zwei Flaschen. Ick befehle es, altes Weib. Gehorche und zittere.“

Kleinvogel hörte es, wie die Wirtin leise fragte: „Von dem guten?“ und wie Borsius leise antwortete: „Ja, von dem guten.“

Borsius holte aus seinem Schreibtisch jetzt auch Zigarren. Sie waren in Seidenpapier eingewickelt.

„Rauch' nur, wenn es dir Spaß macht. Ehrliche Sechspfennigzigarren, wie wir sie in den Zechenkantinen kaufen. Ick war auf so feinen Besuch nicht eingerichtet.“ Kleinvogel machte sich anheischig, auch eine Sechspfennigzigarre zu rauchen. Er rauchte auch. Es war eine schöne, teure Zigarre.

Die Wirtin brachte den Wein. „Sie feiern wohl Geburtstag, Herr Borsius?“

„Hier, dies Glas für Sie, Frau Krüger. Sie sind eine brave Seele. Sie haben zwar Wanzen, und Sie sind gottverflucht teuer, aber Sie sind eine ehrliche Haut. Wenn man ein armer Pastorensohn ist, wird man an allen Ecken belogen, bestohlen und betrogen. Trinken Sie aus. Und nun marsch ins Bett. Was ich Ihnen immer gesagt habe: Wenn Sie mich nicht rechtzeitig wecken, drehe ick Ihnen den Hals um. So.“ Und er drehte Faust auf Faust übereinander und knirschte dazu mit den Zähnen, daß es krachte.

„Prost, alter Giebichenstädter.“

„Dein Wohl, lieber Borsius. Ich wünsche dir ehrlich alles Gute, lieber Borsius, das weißt du. Ich habe immer zu dir gehalten. Ich ...“ Er besann sich. Noch war es zu der ernsten Frage zu früh. „Ich wollte mal fragen, du bist nun ja bald soweit ... Meldest du dich zum Examen?“

Borsius schob das Glas von sich. „Ick? Ick soll mir zu'n Examen melden? Mensch, Giebichenstädter, du bist wohl verrückt? Damit ick nachher Referendarsjunge werde? Ick? Traust du mir das zu? Nee, mein Engel. Den Doktor mache ick. Für die Visitenkarte. Falls ick mal ganz fein werde und mir Visitenkarten machen lasse. Sozusagen als Erinnerung an diese albernen Jahre. Ick gehe jetzt auf Zeche, mein Liebling. Daß du es weißt.“

„Was tust du?“

„Du verstehst woll nich deutsch? Ick gehe auf Zeche. Ick laufe jeden morgen um halb fünf bis Trotha und von da noch zehn Minuten. Und dann bin ick Hauer.“

„Du schwindelst, Borsius. Du machst mir wieder was vor. Du willst mich wieder veralbern.“

„Prost, mein Goldkind. So, trink aus. Hier, trink noch einmal. Warum soll ick nicht auf Zeche gehen? Habe ich nicht meine feinen Papiere von der Bank? ‚Auf eignen Wunsch aus dem Lehrlingsverhältnis entlassen. Ehrlich, gewandt, im Besitze guter Kenntnisse. Zum Buchhalter geeignet.‘ Zuerst wollten sie mich auf Zeche bloß als Lehrjungen. Da bin ick den Brüdern gekommen: Was, ick und die Zeugnisse? Was, ick und die Fäuste? Was, ick und zweiundzwanzig Jahr? Na, und dann nahmen sie mich vom zweiten Tag an als Hauer. Auf Akkord. Acht Stunden Schicht. Sechs Mark funfzig, sechs Mark zwanzig pro die. Verstehste, mein Liebling? Nackt bis auf das Hemde. Ein Paar Stiebel und ein Paar Hosen. Bis an die Knie 'rin in die braune Sauce. Und dann haut man mit dem Hammer, und das klingt und springt. Sagt der Steiger am vierten Tag: ‚Sie, Sie sind wohl ein 'rausgeschmissener Studiker? Von wegen die Schmisse.‘ ‚Ick?‘ sage ick. ‚Ick? Studiker? Wer wat von mich will, kriegt eenen in die Backzähne.‘“

„Treibst du das schon lange?“

„Lange?“ Er zählte an den Fingern. „Vier Monate. Bis jetzt hat noch keiner die Backzähne riskiert. Weißte was? Man riskiert seine Knochen, aber man hat seinen Spaß. Ick sage immer: Spaß muß sein. Ick hatte da so'nen Kerl. Er hieß Ludwig mit Vornamen, sonst weiß ick nichts. Wir sagten Lude. Da kommt plötzlich das

Digitized by Google

Kommando — ick weiß nicht mehr was: Vergaser oder Schlagwettergefahr. Na, ick hatte es nicht eilig. Ick habe es nie eilig. Ick gehe mit Lude als letzter. Lude hatte es auch nie eilig. Da sagt der Lude was aus Horaz. Den behältst du im Auge, denke ick. Ja, Scheibenhonig. Drei Tage später fahren wir im Förderkorb 'rauf. Natürlich auf der Rampe und weil es verboten ist, auf der Rampe zu stehen. Ick schreie noch: ‚Aufpassen, Lude.' Und auf einmal hat da der andere runtersausende Förderkorb dem Lude den linken Arm abgerissen, und der Bengel knallt in den Korb. Ick nehme rasch meinen Riemen und schnüre den Arm ab. Gerade unter der Schulter war noch ein Stummel. Krankenwagen! schreie ick oben. Her mit dem Krankenwagen. ‚Wat, Krankenwagen,' sagt Lude, ‚ich gehe zu Fuß.' Und er geht auch. Und da fällt er hin. ‚Lude,' sag' ick, ‚Kopf hoch.' Aber ick sah gleich, daß mein Verband gerissen und nicht mehr viel zu helfen war. ‚Her mit dem Horaz, Lude, bevor du gute Nacht sagst.' Und er sagt lachend, lachend sage ick dir: ‚Aequam memento rebus in arduis servare mentem. Verstehst das etwa, du langer Laban? Na, denn gute Nacht.' Na, und dann war er auch gleich tot."

Borsius trank einen Schluck, atmete tief und fragte freundlich: „Giebichenstädter, hast du eigentlich die Karte eingesteckt?"

„Nein," sagte Kleinvogel beleidigt. „Laß mich nachdenken. Ich habe oft gedacht, Borsius, du hättest ein Gemüt wie ein Fleischerhund. Namentlich als du den Apotheker verdroschen hast. Aber was du da sagst, Borsius, das spricht entschieden für dein Gemüt. Lieber Borsius, nun sag' mir bloß das eine: Nun warst du ein Jahr auf einer Bank, als Lehrling, sagst du. Und nun bist du Bergmann. Aber daneben bist du doch auch Student. Marx sagt doch, du hättest dich neulich noch mit einer Arbeit im Zivilprozeßpraktikum beteiligt. Ich verstehe das nun einmal nicht. Wo soll das denn hinaus?"

Der lange Borsius hielt die Hände am Hinterkopf und sah zur Decke. „Wo das hinaus soll? Da soll mal ein Stück Land sein, soweit das Auge reicht, so grau voll Rauch, daß man keinen Tag die Sonne sieht. Und da stehen Zechentürme und Arbeiterkolonien, Fabriken und Schornsteine. Und nicht weit ab, auf einem Hügel, im Grünen, steht ein weites, großes Haus. Ein Schloß, wenn du willst."

„Mitten im Rauch?"

„Nun, so, daß man den Rauch noch schmeckt. Und dann klatsche ick eines Tages in die Hände. Und alles gehört mir: Land und Zechentürme, Fabriken und Schornsteine und das Haus. Das Haus soll einen Turm haben. Und ich klatsche wieder in die Hände. Und dann stehe ick oben auf dem Turm und spucke hinunter."

Kleinvogel lachte. „Was willst du denn mit einem Schloß?"

Der lange Borsius sah immer noch an die Decke. „Für mich ist das Schloß auch nicht. Für mich nicht. Denn es gehört zu jeder guten Sache, daß man dreimal in die Hände klatscht. Von dem drittenmal habe ick dir noch nichts erzählt."

Er atmete tief und setzte sich wieder gelassen hin.

„Aber die Karte hast du nicht eingesteckt, Giebichenstädter?"

„Nee, hab' ich nicht. Das kannst du wirklich nicht von mir verlangen."

Der lange Borsius gähnte. „Nu sag' bloß selber, was mach ick nu mit dir? Schmeiß ick dich nu zum Fenster 'raus, oder was? Aber du sagst, ick hätte Gemüt. Gut, trinken wir die zweite Flasche."

Er trat an die Kommode und bohrte den Korkzieher in den Kork.

Der kleine Kleinvogel dachte: ‚Jetzt ist der Augenblick gekommen.' Er tastete in seiner Brusttasche. Er tastete und fand.

Als der lange Borsius, die geöffnete Flasche in der Hand, ihm wieder gegenüber saß, hielt er ihm die Photographie vors Gesicht: „Lieber Borsius, kennst du die?"

Borsius zog den Kopf eine Handbreit zurück. Er schmunzelte.

„Sieh da, die Anna Goldiz. Soll ick das haben? Zeig' mal her."

Er nahm das Bild und betrachtete es, so wie ein alter Mann ein Bild betrachtet: in ausgestreckter Hand, mit langem, prüfendem Blick und wechselndem Gesichtsausdruck. „Sieh, das ist mal nett von dir, Giebichenstädter. Ick dachte mir doch gleich, daß du was auf dem Herzen hast. Sieh und nun druckst du und druckst und dann

Digitized by Google

gibst du mir das Bild. Ein schönes Mädchen, die Anna. Was sie auf einmal freundlich guckt. Ihre früheren Bilder, da sieht sie überall patzig aus. Was? Das ist doch noch mal ein Mädel. Freies, frisches Frankenblut, jahrhundertelang rein gehalten. Der Kantor Goldiz hat nämlich einen Stammbaum. Ick werde das mal veröffentlichen. Solche reine Zucht ist ganz selten. Nun sieh, die Anna ..." Er sah mit hochgezogenen Augenbrauen auf. „Es reute mich schon, daß ick die zweite Flasche aufgezogen hatte. Nun wollen wir die zweite Flasche auf die Anna trinken. Los, erzähle, Giebichenstädter. Was hat sie gesagt, als sie dir das Bild gab?"

Der junge Kleinvogel hatte einen dunkelroten Kopf. „Na, Kleinvogel, alte Schneiderseele, man keine Verlegenheit. Nun schieß man los." Er hatte das Bild an die Weinflasche gelehnt und sah es mit heißen Augen an.

Als Kleinvogel minutenlang schwieg, sah er auf. „Was hast du denn, Giebichenstädter?"

Kleinvogel stand ungelenk auf. „Ich ... ich gehe lieber, Borsius. Nein, sieh mich nicht so an. Ich gehe ja schon. Wenn du ... wenn du das Bild wirklich behalten willst ..." Er sprach mit leisester Stimme.

„Nanu?" schrie Borsius. „Was ist denn das? Du wirst ja ganz weiß? Halt mal. Nichts da von ausreißen. Hier bleibst du sitzen. Hier, hergesehen. Woher hast du das Bild?"

Borsius sah scharf hin: Kleinvogel bewegte den Kopf hin und her und hielt die Augen gesenkt. Jetzt, keine Täuschung, tropften ihm Tränen über die Backen.

Borsius sah unschlüssig von ihm zu dem Bilde, von dem Bilde zu ihm. Er begriff jetzt. Er stampfte mit schweren Schritten um den Tisch, packte den Zusammengesunkenen an den Aufschlägen seines dicken Mantels und schüttelte ihn. Jetzt war jede Sanftmut vergangen.

„Heraus mit der Sprache! Oder ich schmeiße dich zum Fenster 'raus. Jammerlappen, was gibt es zu heulen? Du willst mir doch nicht weiß machen, daß die Anna und du ...?"

Kleinvogel hob abwehrend die Hände. „Lieber Borsius," sagte er verängstigt, „so höre mich doch an ... Ich will dir ja alles sagen ... Ich wollte doch bloß ... Ich bin doch seit dem Sommer mit der Anna heimlich verlobt ..."

Borsius hatte von ihm abgelassen und abwartend drei Schritte von ihm gestanden.

„Was bist du? Du? Du bist heimlich verlobt mit ...?" Er warf den Kopf zurück und brüllte vor Lachen.

Kleinvogel schwieg erschreckt. Borsius warf sich auf seinen Stuhl. Er schmiß ihm das Bild an den Kopf. Das Bild fiel zur Erde, und Kleinvogel hob es auf, sah schließlich zu Borsius hinüber, sah das Bild traurig an und steckte es in die Tasche. Er wollte sprechen.

Borsius blähte die Backen auf und schluckte. Er öffnete und schloß krampfhaft die Hände. „Schluß. Ich will nichts hören. Schluß. Ich weiß alles. Ich begreife jetzt. Kegelpartie mit dem Apotheker und den anderen Schuften, Tanz in der Harmonie, Ausflüge, Klimbim und Musik und die Warenhausdukaten. Kurz und gut, du hast dich mit dem Mädel verlobt. Schluß. Schluß sage ich. Du kannst gehen. Ich sage dir, du kannst gehen." Er schob mit einem Ruck seinen Stuhl schräg, so daß er Kleinvogel halb abgewandt saß.

„Du hast recht, Borsius, es war so ähnlich," sagte Kleinvogel leise. „Ich hatte solch eine innige Neigung zu Anna Goldiz gefaßt. Ich ahnte ja auch nichts davon, daß du ... Sie hat ja auch nie ein Wort davon gesprochen, daß du ... Du weißt ja wohl auch, Borsius, du mußt das berücksichtigen, daß man in Giebichenstadt eine schlechte Meinung von dir hat ..."

Borsius hielt den Kopf gesenkt und grübelte.

„Was wolltest du denn eigentlich von mir?" fragte er leise.

„Das will ich dir sagen," antwortete Kleinvogel eifrig. „Das darfst du mir nicht verdenken. Ich hatte mich, als Anna ... also als Anna mir endlich ihr Jawort gab, meiner Mutter anvertraut. Heimlich. Mutter war sehr aufgebracht. Du kannst dir denken warum. Weil der Kantor Goldiz kein Vermögen besitzt und weil Mama meinte ... Aber dann war Mama doch besiegt, als Anna zu uns ins Haus kam. Und auch weil Papa sofort einverstanden war. Du hast mir so schweres Unrecht getan,

Digitized by Google

Sinfonie. Gemälde von Ulisse Caputo

Digitized by Google

Digitized by Google

Borsius. Ich arbeite doch jetzt mit Feuereifer. Als Papa fragte, wann wir heiraten könnten — er denkt immer, ich könnte von heute auf morgen Rechtsanwalt werden und seine Prozesse übernehmen, es ist ihm nicht auszureden — und als ich sagte, Rechtsanwalt könnte ich frühestens in fünf, sechs Jahren sein, na, lieber Borsius, da wurde Papa natürlich auch bedenklich. Und ich wurde plötzlich auch bedenklich, zuerst mal, weil ich selber gar nicht daran gedacht hatte, und dann, weil Mama ... Du kennst doch Mama. Ich reiste also gleich nach Halle, weil ich das nicht mehr anhören wollte. Denn es war nicht zum Anhören. Und nun hat mir seit acht Wochen Mama aller drei Tage geschrieben. Ich machte mich und das Mädchen unglücklich. Es sei Unsinn, sich so jung zu binden. Und da schrieb sie heute: Jetzt hätte sie es erfahren. Die ganze Stadt spräche davon, daß du und die Anna ... na, du kannst dir denken, wie aufgeregt Mama das schrieb. Und ich sollte sofort zu dir gehen. Nun bitte ich dich, lieber Borsius. Nun sage mir die reine Wahrheit. Was zwischen dir ... und Anna ... vorgefallen ist."

Borsius schwieg und schwieg. Er saß so still, als schliefe er. Dann trommelte er mit den Fingern hart auf dem Tisch, zog die Augenbrauen hoch und sagte: „Giebichenstädter, Geschäft ist Geschäft. Heraus mit den sechzig Mark!"

Kleinvogel brauste auf. „Pfui. Pfui, Borsius, daß du so gemein bist ..."

„Wo bleibt das Geld? Ich sage kein Wort, bevor ich nicht das Geld habe."

„Ist das dein letztes Wort?"

„Ja, du kannst gehen."

Kleinvogel wurde jetzt wirklich wütend. Er tastete in den Taschen. Er riß die Brieftasche heraus. „Also hier sind hundert Mark. Den Rest kannst du mir zuschicken. Pfui. Erpresserisch finde ich das."

„Schneiderseele." Borsius glättete den Schein. Er stand langsam auf, trat hinter Kleinvogel und zog die untere Kommodenschieblade heraus. Er entnahm ihr eine Kassette, zog einen kleinen Schlüssel aus der Westentasche und schloß auf. Die Kassette war mit Scheinen und Goldstücken gefüllt.

„Hier sind deine vierzig Mark, Schneiderseele. Und nun troll' dich. Ach so, ich soll dir noch eine Erklärung geben. Du kannst das Mädchen heiraten, wenn du willst. Meinen Segen hast du. Es ist nichts vorgefallen. Nichts."

Er schluckte. „Raus mit dir."

„Lieber Borsius, es geht dir nahe. Seit ich das weiß ... Borsius, du hast mich immer für einen dummen Jungen gehalten. Ich werde ihr abschreiben. Ich tue es gleich. Du kannst sie behalten. Ich mag sie gar nicht mehr."

Borsius lächelte und hob krampfhaft die Arme. „Ach, Schneiderseele. Ich ... ich ... ich ... na, lassen wir das. Mir ist eben eine Einsicht gekommen. Ich mag das Frankenmädchen seit heute auch nicht mehr. Nun geh."

Er brachte Kleinvogel die Treppe hinunter.

„Nicht wahr," sagte unten Kleinvogel ängstlich, „du bist mir nicht böse. Ich dachte ja gleich, daß nichts vorgefallen sei. Aber Mama ist so eigentümlich ..."

Borsius nahm seine Hand und preßte sie. „Schneiderseele ... Schneiderseele ... Ich muß dir doch noch einen guten Rat geben ... auf den Heimweg ..."

„Ach, Borsius, ich wäre dir ja so dankbar für einen guten Rat ... Eigentlich, du imponierst mir ja so kolossal."

„Na, wenn schon, Schneiderseele. Nimm dich bloß zusammen, daß sie dich nicht in eine Menagerie einsperren, bevor du Rechtsanwalt bist. Wenn du erst mal als Affe hinter den Tralljen sitzest, merkt das Mädchen doch etwas. Mahlzeit."

Als er herauf kam, trat ihm bekümmert und erregt Frau Krüger entgegen.

„Herr Borsius, Herr Borsius, Sie waren so wild ... Dat Mächen is ja nicht zu begreifen. So'n Herrn wie Ihnen ..."

„Lassen Sie nur, gute Frau Krüger. Es ändert an der Sache nichts. Bloß den Turm werde ich nicht bauen. Gehen Sie schlafen. Sie haben auch viel zu tun. Sie brauchen morgen nicht zu wecken. Schlafen kann ick doch nicht. Ick werde durcharbeiten. Ick bin vorläufig wirklich nichts weiter als ein armer Pastorensohn."

Digitized by Google

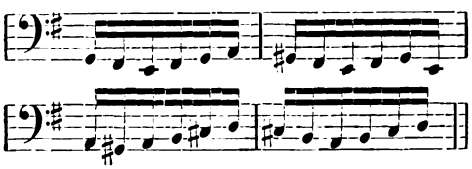
Das Gewitter in der Musik. Von Hans Weber

„Hört ihr's, wie der Donner grollt?“ fragt der Dichter im „Gewitter“, das wir als Schulbuben mit geheimnisvollem Grauen deklamierten. Der Donner grollt, solange die Welt steht — und nicht nur in der Natur, auch in der Welt der Kunst, die ja ihr Spiegel heißt, hat es zu allen Zeiten gar weidlich gewittert. Von Homer wissen wir, daß Zeus der Gewaltige hoch vom Olympos herab seine Donnerkeile schleudert. Sophokles stellt in der „Antigone“ den Bacchus ins Gewitter: „Auf dem Felsen mit doppelm Haupt sieht dich des Blitzes Flamme“ (ein närrischer Zufall will es, daß die deutsche Übersetzung von — Donner herrührt). Blitze zucken durchs zerrissene Gewölk in Michelangelos „Tod Christi“, und an einem Blitze entzündet Schiller die verheerende Feuersbrunst in seinem Lied von der Glocke: „Aus der Wolke — ohne Wahl — zuckt der Strahl.“

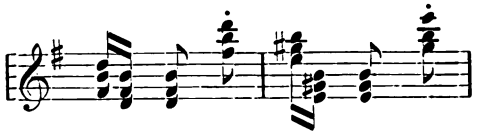
Aber die Dichter und die Bildner sind im Nachteil gegen die Herren Musikanten; denn diese haben das unerläßlichste Gewitterinstrument zur Hand: den Lärm. Ein Donnerwetter ohne den ergiebigsten Spektakel wäre kein ruhmreiches Zeugnis für den betreffenden Komponisten. Und so wollen wir denn einmal zusehen, wie weit es unsere deutschen Tonmeister in dieser besonderen Kunst gebracht haben.

Ich nenne den ersten Namen — und unser keck lauernder Spott verfliegt: Johann Sebastian Bach. In der Matthäuspassion, der leuchtenden Krone seiner Schöpfungen, stehen wir voll Staunen und Schrecken vor dem Ausbruch eines Gewitters, das aus rein seelischer Empörung, ohne den Vorgang eines Naturschauspiels, über uns losplatzt. Die Überrumpelung Jesu, Judaskuß, Verhaftung. Angstvolle Rufe und erregte Schreie der Gläubigen: „Laßt ihn! Haltet ihn! Bindet nicht!“ Doch — „sie führen ihn, er ist gebunden“, und Zion klagt: „Mond und Licht ist vor Schmerzen untergangen, weil mein Jesus ist gefangen!“ — Da aber bricht mit elementarer Wucht der Gewittersturm aus den Herzen der verzweifelten Menge heraus: „Sind Blitze, sind Donner in Wolken verschwunden?!“

Und nun sehe man, was Meister Sebastian aus diesen wenigen Worten gemacht hat. Die beiden Orchester haben sich verschmolzen miteinander, und dazu tritt noch die Orgel. In den Bässen grollt der Donner:



Die Blitze zucken:



Der Tenor wiederholt das (E-moll) Thema in der Quinte (H-moll, Bässe) und wendet sich endlich zur Dominante von D-dur; auf dieser ergreift es der Alt, der Sopran nimmt es auf und führt es nach G-dur. Und hier teilen sich jetzt gar noch zwei Chöre ab; die Menge malt in realistischen Farben den Inhalt ihrer Erbitterung aus. Die geteilten Chöre — immer auf dem Fundament der donnergrollenden Bässe — stechen wie scharf geschleuderte Blitze gegeneinander; die Oberstimmen der Chöre drängen sich ineinandergreifend zur Höhe hinauf, und mit zwei kurzen Schlägen schneidet das Ganze plötzlich ab, wie ein Gewittereinschlag. Dann — Totenstille.

Rufen wir uns noch einmal in Erinnerung, daß wir es in diesem fabelhaften Gemälde nicht mit einer rein äußerlichen, tonmechanischen Nachahmung eines vom Himmel herabplatzenden Unwetters zu tun haben, sondern daß empört-verzweifelte Seelenstimmung das schaffende Motiv war, so können wir von Bach bis zu Wagner mit Sicherheit eine feste Brücke schlagen und werden auf diesem Wege fast allen begegnen, die wir groß nennen im Lande der Töne.

Willibald Gluck ist der Nächste. In der Instrumentaleinleitung zu seiner Oper „Iphigenie auf Tauris“ (1779) — eine eigentliche Ouvertüre hat das Werk nicht — malt er uns den Gewittersturm, der das Schiff, auf dem sich Orest und Pylades mit den Gefährten befinden, herantreibt. Das beginnende Andante, das die heitere Ruhe andeuten soll, wird durch einen Paukenschlag unterbrochen, und nun beginnt das Allegro, mit den rollenden Figuren der Streichinstrumente den heranziehenden Sturm verkündend, Hörner und Trompeten fahren drein, und endlich bricht das Unwetter mit aller Wildheit los. Aber ein Engel wacht, in das Rasen der aufgeregten Natur klingen innig fromme Töne hinein: Iphigenie sendet inbrünstige Gebete zu den Göttern um Errettung der Gefährdeten empor und findet Erhörung. Ebenso meisterhaft wie das Anwachsen der Schrecknisse ist die allmähliche Beruhigung der Elemente, und mit dem Wiedereintritt des zu Beginn zerbrochenen Andante kehrt seliger Frieden zurück. — Auch hier haben wir es nicht mit einem rein materialistischen Aufgebot der Klangmittel zu tun, sondern seelischer Zustand ist wieder die künstlerische Bedingnis auch dieses Meisters.

Digitized by Google

Und nun haben wir eine Begegnung, die unsere Augen voll innigster Liebe und Dankbarkeit aufleuchten läßt: Papa Haydn. Als solcher lebt er im Herzen der Menschheit fort, und Karl Maria von Weber (den wir auch noch als Gewitterzauberer kennen lernen werden) hat uns diese ‚vertraulich-respektvoll anmutende Benennung' übermittelt: „Es ist rührend zu sehen," sagt er, „wie erwachsene Männer kommen, ihn Papa nennen und ihm die Hand küssen."

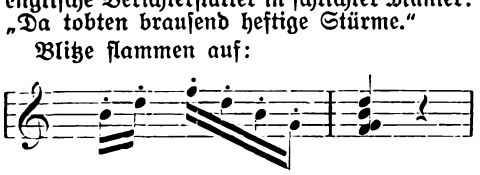
Haydn war gewiß zeit seines Lebens ein sehr frommer Mann. Aber als er (bereits 66 Jahre alt!) seine von Jugendkraft durchflammte „Schöpfung" abschloß, sagte er über sich selbst: „Ich war auch noch nie so fromm als während der Zeit, da ich an der ‚Schöpfung' arbeitete. Täglich fiel ich auf meine Knie und bat Gott, daß er mir Kraft zur glücklichen Ausführung des Werkes verleihen möchte." Was dieses „täglich" bedeutet, begreifen wir, wenn wir vernehmen, daß Papa Haydn drei Jahre lang an diese Arbeit verwandt hat (1795—98).

Er brachte den Text des Oratoriums von seiner Londoner Kunstreise mit („The Creation of world" von Lindley), und sein Freund und Gönner, der kaiserliche Bibliothekdirektor van Swieten in Wien, besorgte so schnell die Übertragung ins Deutsche, daß Haydn schon nach kürzester Zeit mit der Komposition beginnen konnte. Das Außerordentliche der Vertonung liegt nun nicht in der Gewalt, mit der etwa Bach die Äußerungen des Erhabenen und Gewaltigen wiedergab. Es sind vielmehr die herzliche Innigkeit, die schlichte Natürlichkeit, der lachende Frohmut, die uns bei Haydn das Herz warm machen. Er steht mit großen, verwunderten und selig hellen Augen wie ein Kind vor den Schöpfungswundern. Und das ist das Ergreifende in seinen Werken allen.

Seine Gewitterschilderung, die uns hier namentlich interessiert, befindet sich im „II. Tag", im Bericht des Erzengels Raphael: „Und Gott machte das Firmament." Dieses ganze Rezitativ umspannt nur 43 Takte, enthält aber dabei nicht weniger als sieben scharf umrissene Miniaturbilder des ersten Ungewitters.

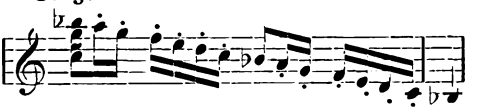
Seltsam ist folgende Erscheinung dabei: die Worte des Raphael verschmelzen sich nicht mit der musikalischen Darstellung ihres Inhaltes, sondern sind ihr stets angefügt. Das Allegro läßt den Sturm los, und wie dessen Gemälde fertig dasteht, meldet der englische Berichterstatter in schlichter Manier: „Da tobten brausend heftige Stürme."

Blitze flammen auf:



und der Engel fügt hinzu: „Die Luft durchschnitten feurige Blitze."

Es grollen die Donner:

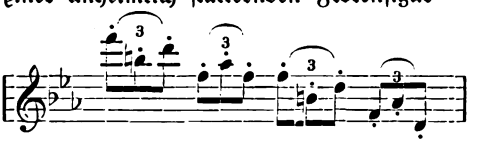


und nachträglich wird erläutert: „Und schrecklich rollten die Donner umher" usw.

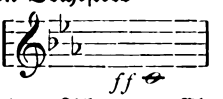
Diese Kleinmalereien muten fast wie Skizzen an, aber die Farben sind genial, und gerade die Beschränkung im Ausdruck hat hier zur Meisterschaft geführt.

Indessen läßt sich dieses Schöpfungsgewitter doch nur als eine bedeutungsvolle Vorbereitung auf das Ungewitter in den „Jahreszeiten" bezeichnen, die als Haydns nächstes Werk (1799—1800) folgen. Nach deren erster Aufführung (24. April 1801 im Schwarzenbergschen Palais zu Wien) schreibt die „Allgemeine Musikzeitung": „Stumme Andacht, Staunen und lauter Enthusiasmus wechselten bei den Zuhörern ab; denn das mächtige Eindringen kolossalischer Erscheinungen, die unermeßliche Fülle glücklicher Ideen überraschte und überwältigte die kühnste Einbildung."

„Ach das Ungewitter naht!" beginnt der Chor die berühmte Gewitterszene im „Sommer". Aber schon vor dem Choreinsatz, in die Rezitative des Simon, des Lukas und der Hanna hinein weisen rollende Paukenwirbel darauf hin, daß der Donner naht. Aller Laut erstirbt in dieser bangen Minute, die Streichinstrumente knistern im Pizzikato und in stockenden Rhythmen. Ein Takt mit einer unheimlich flatternden Flötenfigur —



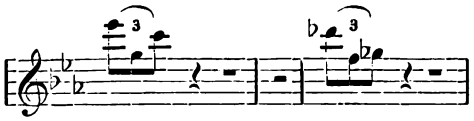
ein krachender Schlag des vollen, mit Posaunen gespickten Orchesters —



und ein lautes „Ach" vom Chor her: das ist der Anfang dieses Gewitters, das ich geradezu als die Hauptpartie des ganzen Werkes bezeichnen möchte. Es gliedert sich offensichtlich in zwei Teile. Im ersten herrscht das Naturereignis, das Orchester mit den in Triolen zuckenden Blitzen, dem Lärm des Donners, den grollenden Sechzehnteln und mannigfaltigen Figuren, welche die aufschlagenden Wasserfluten und die übrigen Erscheinungen der empörten Außenwelt wiedergeben. Die Menschen stehen ohnmächtig und fassungslos; Angstgeschrei, kurze Phrasen und Interjektionen — mehr vermögen sie nicht. — Erst im zweiten Teil sammeln sie sich zur Klage, Stimme nach Stimme im chromatischen Thema: „Erschüttert wankt die Erde bis in des Meeres Grund." „Weh' uns!" klingt es wie unmittelbarer Naturlaut in diesen kunstvollen Fugensatz hinein, be-

Digitized by Google

sonders gewaltig kurz vor dem schönen Schlusse, da die Klage sanft zerfließend verstummt. In den Flöten zucken noch einmal in verkürzten Bruchstücken die Blitztriolen auf, ein fernes Wetterleuchten —



und unmittelbar schließt sich die Befreiung an: „Die düstren Wolken trennen sich." Das Horn verkündet mit sieben Stößen die Feierabendstunde, — Sternennacht erglänzt, Tanzklänge tauchen auf, und in einem Nachtgesang, der sich in der Ferne verliert, tönt alles selig aus.

Papa Haydn hatte einen Schüler, einen jungen, temperamentvollen und starkbegabten Rheinländer aus dem damals französischen Bonn, der hieß Ludwig van Beethoven. Und eines Tages machte der Meister die Entdeckung, daß ihm der Schüler über den Kopf wachse. Da schieden sich ihre Wege. Das war Naturnotwendigkeit.

Dieser Beethoven rief, als ihm Napoleons Sieg bei Jena gemeldet wurde, grimmig aus: „Schade, daß ich die Kriegskunst nicht so verstehe wie die Tonkunst, ich würde ihn doch besiegen!" Nun, ihm war es beschieden, den Sieg über eine wahrhaft napoleonische Tyrannei zu erkämpfen, über das allmähliche Hinschwinden seines Gehörs bis zur völligen Taubheit! Nur mit Ergriffenheit können wir lesen: „Wisse, daß mir der edelste Teil, mein Gehör, sehr abgenommen hat. Wie traurig ich nun leben muß, alles, was mir lieb und teuer ist, meiden! ... Meine schönsten Jahre werden dahin fliegen, ohne alles das zu wirken, was mir mein Talent und meine Kunst geheißen hätten. Traurige Resignation, zu der ich jetzt meine Zuflucht nehmen muß!"

Und er hat „alles das" doch gewirkt! Im sogenannten Heiligenstädter Testament kommen seine Qual und Verzweiflung zum höchsten Ausbruch, aber dann dröhnen bald wie Erzklang seine Titanenworte: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen; ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht!"

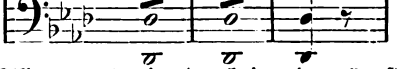
„Blick' in die schöne Natur und beruhige dein Gemüt über das Müssende", diese Worte aus seinem Brief an die unsterbliche Geliebte („Mein Engel, mein Alles, mein Ich!") sind als das treffendste Motto über das Werk zu setzen, das uns als die heitere Erfüllung all seiner Überwindungskämpfe gelten muß: die (6.) F-dur-Symphonie, bekannter unter dem Namen Pastoralsymphonie oder auch kurzweg Pastorale genannt.

Bisher hatte Beethoven sein eigenes Geschick in Töne gebannt, — erst mit dieser Pastoralen steigt er zu seiner eigentlichen Bedeutung empor: seine Kunst wird zum Ausdruck der Welt und der Menschheit selbst, und er erreicht auf diesem Wege sein höchstes Ziel, das geweihte Lied der Menschenverbrüderung: die Neunte Symphonie! —

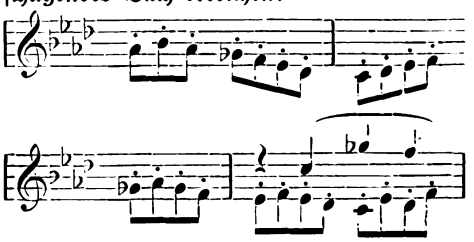
Hier in der Pastoralen klingt alles über einem Worte: Natur! Aber er will darin selbstverständlich keine photographische Abbildung geben, sondern sagt ausdrücklich: „Mehr Ausdruck der Empfindung, als Malerei!" solle sie sein. Es ist interessant, bei diesem Werke einen kurzen Blick über die sogenannte Programmusik überhaupt, als deren Idealbeispiel die Pastorale gelten kann, zu werfen.

Namentlich in Süddeutschland, vor allem in Wien, hatte die Programmusik um die Wende des 18. Jahrhunderts einen starken Anhang. Aber die Instrumentalkomponisten dieser Richtung befleißigten sich einer ausgedehnten Ungeniertheit in der Wahl ihrer Stoffe. Grenzen der musikalischen Darstellungsmöglichkeiten gab es für diese Leute nicht, und so mußte nicht selten die Philosophie, die Geschichte, ja die Mathematik als Thema herhalten. Aber eines hatten sie gemeinsam: sie führten alle auf ihrem Programm ein „Donnerwetter" mit sich. In einem Konzertzettel des bekannten Abbé Vogler findet sich eine Orgelmalerei, die direkt als Vorläuferin der Pastoralsymphonie anzusprechen ist: „Das vergnügte Hirtenleben, von einem Donnerwetter unterbrochen, welches aber wegzieht, und sodann die naive und laute Freude deshalb."

In Heiligenstadt, wo er vor Jahren das erwähnte Testament niedergelegt, in der ländlichen Stille und Beschaulichkeit schrieb Beethoven seine Hirtensymphonie. Die einzelnen Sätze haben kurze Benennungen: I. Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande. II. Szene am Bach. III. Lustiges Zusammensein der Landleute. IV. Gewitter und Sturm. V. Hirtengesang. Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm. — In die lustige Stimmung, mit welcher der dritte Satz endigen will, tritt plötzlich etwas Fremdes ein: eine Generalpause. Kurzes Staunen, — augenscheinlich macht sich etwas Bedenkliches bemerkbar. Aber schnell ist man darüber hinweg wieder im alten Geleise, die Dorfmusik setzt wieder zum Tanze ein — da kommt statt des regelrechten kräftigen F-dur-Akkords ein Donnergrollen:

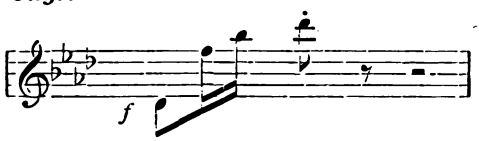


Alles rennt wirr durcheinander, ängstlich schreien die Frauen auf, und jeder will ein schützendes Dach erreichen:



Digitized by Google

Das Grollen des Donners wiederholt sich, der Sturm jagt das schwarze Gewölk heran, und bald bricht fortissimo das Gewitter sich mit elementarer Gewalt seine Bahn. In die dröhnenden Paukenwirbel fahren die Blitze:



In das Toben wirft jetzt auch das Pikkolo seine schrillen Töne, die Pauken wirbeln stärker, und zum ersten Male stürmen die Posaunen drein. Und dann eine furchtbare Erstarrung, die Krisis: ein vier Takte langer Septimakkord! Es ist, als wäre unter der zermalmenden Wucht das Leben selbst erdrückt worden. — Aber damit ist auch das Schlimmste vorüber. So gewaltig Beethoven bis hierher im Auftürmen und Drohen war, so rührend glättet er nun die Wogen. Der Donner rollt ferner und leiser, die Wolken werden lichter, und endlich lacht sogar ein Stücklein blauer Himmel wieder. Der Friede kehrt zurück, und im Schein der Abendsonne glitzern die Perlen an Gras und Strauch. Die Menschen aber stimmen ein Danklied an, den „Hirtengesang", der sogar ursprünglich (wie die spätere „Chorphantasie" — und vor allem die Neunte) Worttext bekommen sollte: „Herr, wir danken dir!" —

Während wir noch in staunender Bewunderung sinnen, kreuzt ein kleiner, schmächtiger, sehr blasser Mann hinkenden Ganges unseren Weg. Wir würden ihn übersehen, aber durch seine Brillengläser hindurch leuchten uns zwei Augen an, die von Wunderblumen tief im deutschen Walde erzählen, — und nun erkennen wir ihn sofort: Karl Maria von Weber, der uns den „Freischütz" gab. „Wer kann sich jetzt noch deutsches Seelenleben ohne den Freischütz denken?" schreibt Webers Sohn und erster Biograph, und einen Begriff davon, welchen Eindruck dieses schlichtdeutsche Werk machte, als es plötzlich in das Gewimmel der glatten, schablonenhaften und hohlen Erzeugnisse französischer und italienischer Herkunft eintrat, geben uns R. Wagners spätere Worte: „In der Bewunderung der Klänge dieser reinen und tiefen Elegie vereinigten sich seine Landsleute vom Norden und vom Süden, von dem Anhänger der ‚Kritik der reinen Vernunft' Kants bis zu den Lesern des Wiener Modejournals. Es lallte der Berliner Philosoph: Wir winden dir den Jungfernkranz, der Polizeidirektor wiederholte mit Begeisterung: Durch die Wälder, durch die Auen, während der Hoflakai mit heiserer Stimme sang: Was gleicht wohl auf Erden? Der österreichische Grenadier marschierte nach dem Jägerchor, Fürst Metternich tanzte nach dem Ländler der böhmischen Bauern, und die Jenaer Studenten sangen ihren Professoren den Spottchor vor. Von einem Ende Deutschlands zum anderen wurde der ‚Freischütz' gehört, gesungen, getanzt."

Die Oper gewann im Augenblick gleich eine Volkstümlichkeit und Verbreitung, wie sie heute nur einem Operettenschlager beschieden sind.

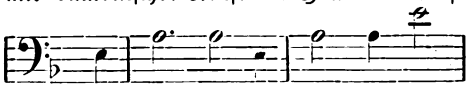
In den Schrecknissen der Wolfsschlucht haben wir es natürlich auch mit Blitz und Donner und Sturm zu tun, die in den Höllenspuk dieser Zauberromantik hineinplatzen. Dabei können wir die Beobachtung machen, wie wohlvorbereitet dieses Unwetter wird, so daß es eine direkte Verbindung zwischen den äußeren und inneren Begebnissen zu sein scheint. Schon im ersten, 1821 erschienenen eigenhändig vom Komponisten geschriebenen Klavierauszuge heißt es bei der „Szene und Arie" der Agathe („Wie nahte mir der Schlummer"): „Sie öffnet die Altantüre, daß man in eine sternhelle Nacht sieht („welch schöne Nacht")." Dann erklingt das fromme Gebet „Leise, leise . . .", unterbrochen von einer unruhvollen Beobachtung: „Nur dort in der Berge Ferne scheint ein Wetter aufzuziehn." Und dieses „Wetter" ist dann wirklich dasselbe, das sich nachher unter den Graus des wilden Heeres mischt. Es steigt immer höher, der vom schwarzen Kaspar herbeigerufene Höllenfürst Samiel erscheint und verschwindet bereits unter fernem „dumpfem Donner", und Max, der tollkühne Liebhaber und Jägersmann, sieht mit heimlichem Bangen, „wie dort sich Wetterwolken ballen". Die Freikugeln werden gegossen, und nun saust auch schon der Sturm herbei, beugt und bricht die Bäume der „furchtbaren Waldschlucht", Blitze zucken, die Regenschauer prasseln. Ein rasendes Fortissimo: das wilde Heer jagt mit fürchterlichem Lärm vorüber, und „der ganze Himmel wird schwarze Nacht. Die Gewitter treffen furchtbar zusammen".

Felix Mendelssohn-Bartholdy, dem wir die Wiedererweckung der Matthäuspassion nach hundertjährigem Schlafe (12. März 1829 in der Berliner Singakademie) als unvergängliches Verdienst danken, hat die Goethesche Ballade „Die erste Walpurgisnacht" (die übrigens auch von Loewe vertont wurde) für Chor und Orchester komponiert. Er beginnt mit einer Instrumentaleinleitung, „Das schlechte Wetter" genannt, in der es ebenfalls „nach Noten" kracht und gewittert.

Und jetzt treten wir in den Bannkreis des Gewaltigen, zu dem uns unsere Brücke vom Meister Sebastian hergeführt hat: Richard Wagner. Schon im „Fliegenden Holländer" treffen wir auf heftige Gewitterstürme. Stürmische See wirft in der Einleitung die Schiffe hin und her und grollt wie unterirdischer Donner. In das Steuermannslied („mit Gewitter und Sturm aus fernem Meer") schrillt das Pfeifen der Winde. Meisterhaft sind die drastisch schildernden Farben des Orchesters gemalt. Wütend braust das Wetter, in den Bässen erdröhnt

Digitized by Google

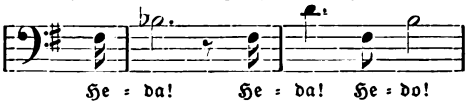
mit dämonischer Kraft der Holländer-Ruf:



Das Geisterschiff taucht auf, der Aufruhr der Elemente wird immer wilder, bis endlich mit donnerndem Rasseln der Anker niederstürzt. —

Unter gleichen Erscheinungen fährt dann der Unselige am Schluß wieder davon: Donner und Blitzen und Sturm und dazwischen das Rasen des aufgeregten Meeres! —

Wir kommen zum weltbeherrschenden „Ring", den der Meister als eigentliches Werk seines Lebens geschmiedet hat.



Wer ruft? — Donner der Herr! Im „Rheingold". Alberichs Fluch ist erklungen: „Wie durch Fluch er mir geriet — verflucht sei dieser Ring!" Erda, die urweise, streckt mahnend die Hand gegen Wotan aus: „Flieh des Ringes Fluch! Rettungslos dunklem Verderben weiht dich sein Gewinn! . . ." Und der Fluch hat sich soeben erwiesen, da um des Ringes Gewinn Fasolt von Fafner erschlagen wurde. Da klingt in das lähmende Entsetzen Donners jauchzender Ruf.

„Schwüles Gedünst schwebt in der Luft;
Lästig ist mir der trübe Druck!
Das bleiche Gewölk
Samml' ich zu blitzendem Wetter,
Das fegt den Himmel mir hell!

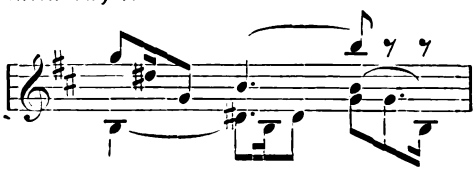
„Man hört seinen Hammerschlag schwer auf den Felsstein fallen", heißt es in der Partitur, „ein starker Blitz entfährt der Wolke; ein heftiger Donnerschlag folgt." Dann verzieht sich das Gedünst, und es leuchtet der Regenbogen, der eine stolze Brücke über das Rheintal hin zu Walhall spannt. —

Aus den Höhen der Götter trägt uns das Vorspiel zur „Walküre" in die Not der Menschen hinein. Gewittersturm, strömender Regen, zuckende Blitze, rollender Donner! Mit entfesselter Gewalt tobt das Unwetter dahin. Donners Ruf: „Heda! Heda! Hedo!" schallt durch das Tosen. Man hört seines Hammers dröhnenden Schlag.

Und in diesem Wetter irrt ein Mensch durch den Wald. Er sieht eine bergende Hütte, reißt die Tür auf —: Siegmund steht vor Sieglinde. — —

Seine geschändete Hausehre zu rächen, ist Hunding den Fliehenden auf der Spur. Das Unwetter des Vorspiels tobt mit dem Donnermotiv.

Da endlich erblicken wir im fahlen Scheine der zuckenden Blitze die Gegner im Todkampf, Brünnhilde an Siegmunds Seite, ihn mit dem Schilde deckend: „Triff ihn, Siegmund!" Aber an Wotans wehrendem Speere zerbricht Notung, das neidliche Wälsungenschwert, und Siegmund fällt. — Unter Donner und Blitz fährt der zornige Gott davon. — Im Wetterbrausen jagen die Walküren daher:



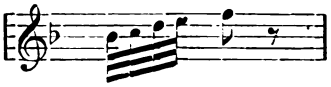
Wotan naht mit Gewittertoben und fordert Brünnhilde zur Rechtfertigung auf. Die Musik ist hier das Spiegelbild des tobenden Aufruhrs in Göttervaters Brust.

Noch einmal zuckt das Wetter auf, da Siegfried, der Wälsungensproß, dem flammenden Brünnhildensteine naht, dessen Zutritt ihm Wotan mit dem vorgehaltenen Speere verwehrt. Aber Siegfried ist derjenige, der „seines Speeres Spitze nicht fürchtet", Notungs, des neugeschweißten, Schärfe zersplittert den Schaft. Ein Donnerschlag und ein flammender Blitz begleiten die Erscheinung. Wotan verschwindet in der Finsternis — und unabwendbar zieht die Götterdämmerung herauf. —

Im „Parsifal" begegnen wir ebenfalls, wenn auch nur an einer einzigen Stelle, dem Grollen des Donners: Im zweiten Aufzuge, da Klingsor den heiligen Speer gegen Parsifal geschleudert, der aber die frei über ihm in der Luft schwebende Waffe ergreift: „Mit diesem Zeichen bann' ich deinen Zauber!" Da stürzt der ganze holde Wundergarten unter Gewitterlärm zusammen. Wagner begnügt sich aber in der Partitur mit der lakonischen Anordnung: „Donnermaschine auf dem Theater".

Franz Liszt bringt im ersten Teile („Suisse") seiner Klavierkompositionen „Années de pélerinage" einen Gewittersturm (Orage).

Bei Heinrich Zöllner, der Hauptmanns „Versunkene Glocke" vertont hat, wettert es gleichfalls, da der Waldschrat in den Reigen der tanzenden Elfen einbricht („starker Schlag, Regengeprassel").



„Das Gewitter," heißt es dann, „mit Sturm, Donner und Regen zieht ab".

„Auch der „Eulenspiegel" von Richard Strauß und sein „Wanderers Sturmlied" (Goethes Dichtung, in Musik gesetzt für sechsstimmigen Chor mit Orchester) wissen von Unwetter zu sagen.

Aber es ist, als hätte in unserem Zeitalter, da der elektrische Strahl in feste Fesseln gebannt wurde, auch für unsere Tonmeister der Blitz seinen Zauberreiz verloren, und nur ferne Nachklänge des beherrschenden Donners dringen noch aus ihren Werken hervor.

Hoffen wir, daß sie uns dafür in ihrer Weise wertschweres Neues zu schenken haben, dann wollen wir dankbar sein, wie wir es den Meistern sind, denen wir heute begegneten.

Digitized by Google

Deutscher Fasching in alter Zeit

Von Alfred Semerau

Mit neun Abbildungen nach einer Schembart-Handschrift im Besitz des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg

Als mit dem ausgehenden Mittelalter die Volksfeste, allen andern voran der Fasching, mit außerordentlichem Prunk und einer an die Antike mahnenden Ausgelassenheit gefeiert wurden, fehlte es nicht an Eiferern, die in Wort und Schrift, von der Kanzel herab und in den Ratsversammlungen dagegen wetterten und erklärten, diesem heidnischen Unfug und Greuel müsse mit den strengsten Mitteln ein Ende gesetzt werden. Wenn der ehrwürdige Herr Scriver am Sonntag Estomihi auf die Kanzel trat, pflegte er seine markige Predigt also zu beschließen: „Ich will Euch einen guten Rat geben, wie Ihr sollet Fastnacht halten, daß Ihr mir's über acht Tage danken sollt. Seid diese Woche über der Welt zuwider, gehet in keine Saufgelage, haltet Euch stille. Wenn die Welt jauchzet, so singet Ihr ein Passionslied. Sollte sich die Welt verlarven und verkleiden, so verkleidet Ihr Euch in den Kleidern Christi und suchet ihm täglich ähnlich zu werden. Wenn die Welt lachet, so weinet Ihr und saget mir dann, ob Euch nicht über acht Tage, gelobt sei Gott, besser zumute ist als denen tollen, vollen Zapfen."

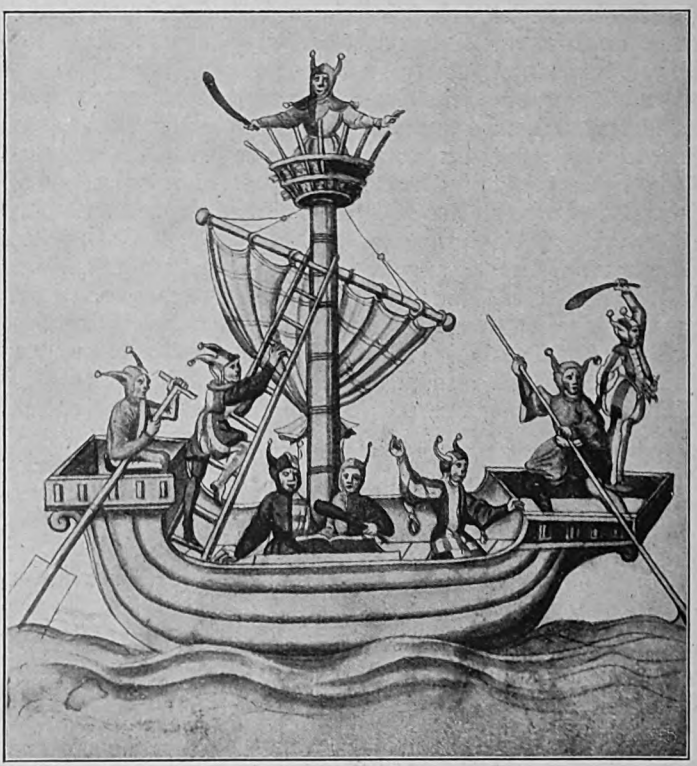
Was den Eiferern gegen die lärmenden Freuden des Faschings besonders unbequem sein mochte, war vielleicht das bunte Gerank, mit dem der Aberglaube auch dies Fest, wie alle anderen von den heidnischen Völkern übernommenen und unter Aufsicht und Hut des Christentums fortgebildeten behängt hat. Die Erinnerungen an das alte Fest des Donar oder der Frigg, das das Ende des Winters und den Beginn des Frühlings feierte, waren niemals erloschen, erhielten sich vielmehr in verändertem Ausdruck in den mannigfachsten Sitten und Gebräuchen im Volk, das sich wohl kaum mehr hat Rechenschaft von ihrem Zweck und Ursprung zu geben gewußt. Die deutsche Hausfrau aber vergaß nicht, was an Fastnacht nicht verabsäumt werden durfte. Da mußte man oft, ehe noch die Sonne aufging: Blutwurst und Hirsebrei essen, das brachte Geld ins Haus und schützte vor Fieber, mittags aber vor allem Sauerkraut, dann war man sicher vor allem Ungeziefer. Je mehr Speisen auf den Tisch kamen, desto besser für das Haus; man hatte so das ganze Jahr über Wohlstand. Ebenfalls vor Sonnenaufgang soll die Hausfrau etliche Faden spinnen und etwas Flachs hecheln, dann gerät ihr beides wohl. Soll der Flachs recht lang werden, so tanzen Hausvater und Hausfrau an Fastnacht ein paar Stücke, und je höher dabei die Frau vom Tänzer geschwungen wird, um so höher wird der Flachs. Selbst die

Schembartläufer vom Jahre 1464

Digitized by Google

Diebe profitieren vom Fastnachtsglauben; wenn sie vor Sonnenaufgang in der Fastnacht drei Spuren Holz und drei Häufchen Streu stehlen und, ohne dabei zu sprechen, verbrennen, werden sie nie bei ihren üblen Streichen ertappt.

All diese und viele andere Bräuche wiesen mit aller Deutlichkeit auf den ursprünglich antiken Charakter des Festes hin, das ehedem Bacchus zu Ehren gefeiert ward, der Bacchanalien; anderes mag noch aus andern, um die gleiche Jahreszeit gefeierten antiken Festen, den Luperkalien und Cerealien, und endlich dem nordischen Julfest hineingetragen worden sein. Aus den Sitten und Bräuchen der antiken, in Nord und Süd gefeierten Feste bildeten sich dann die Fastnachtsgebräuche heraus, die im allgemeinen für ganz Deutschland Geltung hatten.



Schiffsdarstellung vom Jahre 1506

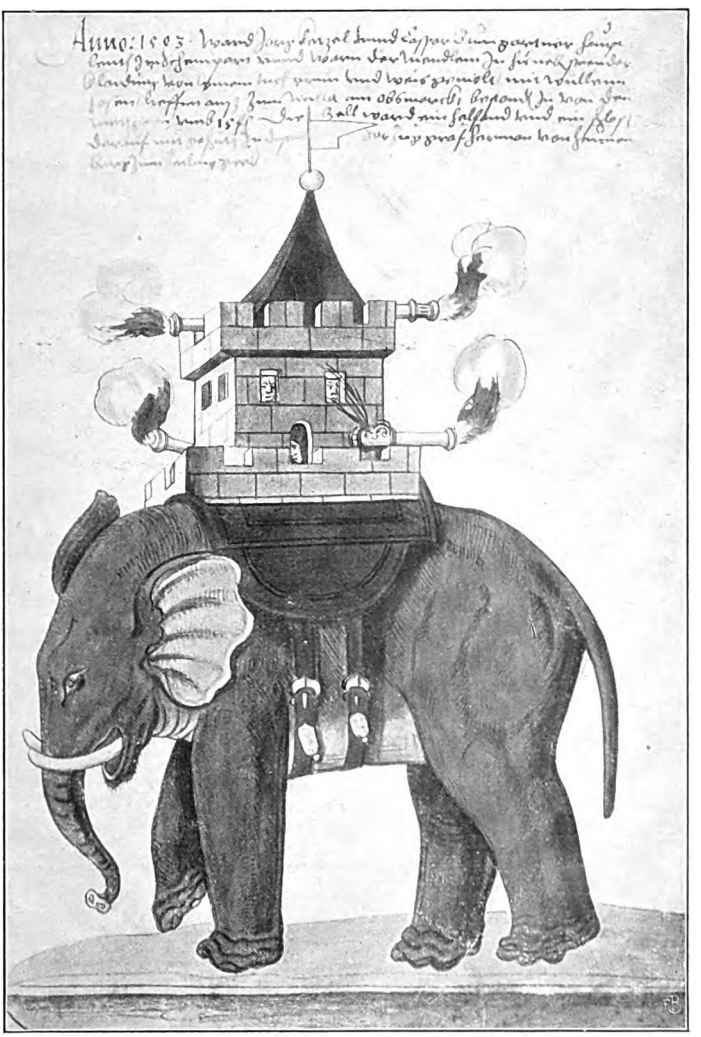
Da war es zunächst üblich und wichtig, reichhaltig zu schmausen und weidlich zu trinken. Auf den Tisch kamen die althergebrachten Gerichte, geräuchertes Ochsenfleisch, Schweinsschinken und Mettwurst. Wie man einst der Sonne Ochs und Schwein opferte und danach bei der Feier von ihrem Fleisch den Opferschmaus hielt, so sind sie auch jetzt die beliebtesten Festgerichte. Mettwurst und Wecken erinnern nicht minder an das alte Opfermahl. Die Wecken, aus feinem Mehl und Milch, in Kreuzform entweder trocken oder mit Butter bestrichen gebacken oder in siedender Milch abgekocht, mit Eiern, Butter und Gewürz hergerichtet, wurden als Vorkost gespeist. Ursprünglich ein Rundgebäck, als Opferkuchen für das Sonnenfest in Kreisform gelegt, nahm es später nach Einführung des Christentums ein Kreuz in seiner Mitte auf und ward zum Fastnachtskringel oder zur Brezel. Aber bei diesem einfachen Fastnachtsessen blieb es nicht lange. Mit dem wachsenden Wohlstand und zunehmenden Luxus hielten, ganz abgesehen von Fürst und Edelmann, auch Bürger und Bauer auf ein Mahl, das man nicht anders denn üppig und schwelgerisch nennen kann. Wie gut z. B. die reichen Bauern lebten, erfährt man, wenn man liest, was ihnen als Frühmahl an einem Fasttage genügte: Erbsensuppe, gesottene Eier, blau abgesottene Karpfen und Essig dazu, ein Sauerkraut mit dürrem Lachs gesotten und Backfisch und Bratfisch auf das Kraut; gelbe Hechte, gekocht auf ungarische Art; eine weiße Gallrat, gemacht von Karpfen, sauer, dazu allerlei Gebackenes, Kuchen und Hohlhippen, Steigleder und Setzküchlein, Äpfel, Birnen, Nüsse und Käse.

Wie uns ein Zeitgenosse glaublich ver-

Digitized by Google

sichert, sind im Fasching auch die Becher mehr wie sonst herumgegangen und besonders in dem trinkfesten und trinkfrohen sechzehnten Säkulum, und wenn der ehrwürdige Herr Gualterus in der dritten Predigt von der Anfechtung dafür hielt, daß bei solchen Zechereien der eigentliche Name Fastnacht in Faßnacht verändert werden müsse, dieweil darin die Wein- und Bierfässer gestürmet und geleeret, dazu die Menschen selbst, die des Heiligen Geistes Tempel sein sollen, zu üblen Weinfässern und Weinschläuchen gemacht würden, so wird man kaum etwas dagegen einwenden; zumal wenn man hört, daß der Rat zu Nürnberg im Jahre 1540 einen Wagen anfertigen ließ, um die auf den Straßen liegenden Betrunkenen fortzuschaffen. Der gute Wein ward oft Mordbrenner genannt, weil sich viele durch den übermäßigen Genuß Krankheit, manchmal sogar den Tod zuzogen. Wenn eine Fastnacht, wie das häufig geschah, fünf bis sechs Tage dauerte, erklärten die Bader mit allem Fug sie für die gesegnetste Zeit des ganzen Jahres für ihr Gewerbe, denn die von Bier und Wein erhitzten Gemüter bedurften nur des kleinsten Anlasses, um in Streit und blutige Händel loszubrechen.

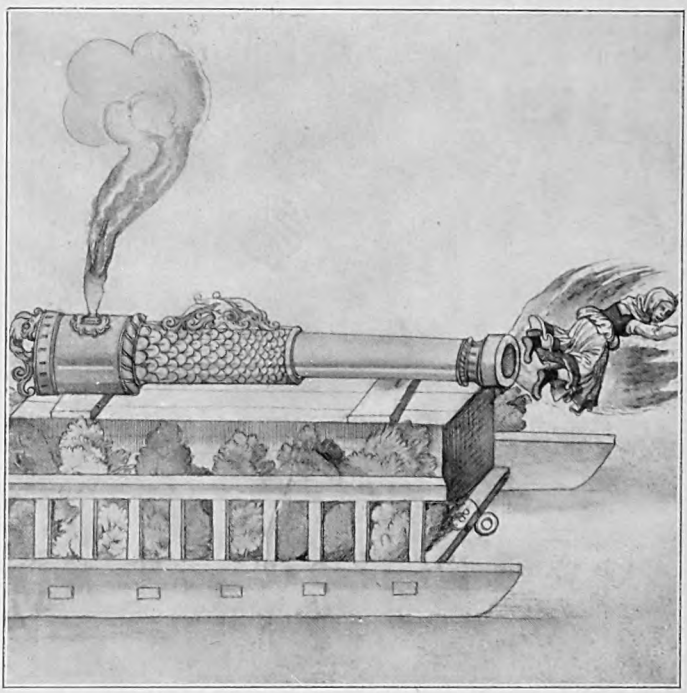
Wie gutes Mahl und guter Trunk dem Fasching nicht fehlen dürfen, so wird auch der grüne Fastelabend getreulich gehalten. Auch das ist ein Überbleibsel der alten Frühlingsfeste, bei denen man die ersten Blumen, Kräuter und Früchte opferte. In christlicher Zeit beschenkte man sich um die gleiche Zeit mit grünen Sträußen und pflanzte Tannenbäume vor die Häuser. Armer Leute Kinder, arme Leute selbst brachten in das Haus der Reichen einen grünen Strauß mit den Worten: „Ich bringe hier einen grünen Fastelabendsbusch", oder: „Ich bring' zum Fastelabend einen grünen Busch, habt Ihr nicht Eier, so gebet nur Wurst!", um dann eine kleine Gabe zu empfangen. Vielfach Brauch ist auch die sogenannte Weckenabstäupung, die ebenfalls auf eine antike Gepflogenheit zurückgeht. Wie bei dem zu Ehren des Gottes Pan, des Begleiters des Bacchus, Mitte Februar gefeierten Luperkalien die dabei



Elefantendarstellung vom Jahre 1503

Digitized by Google

amtierenden Priester mit ledernen Riemen auf Zuschauer und Neugierige einhieben, so stäupten gern am Fastabendmorgen die Burschen die Mädchen, die sich dann bei ihnen durch den sogenannten Weckenschmaus loskauften; in den besseren Gesellschaftskreisen beschenkte man sich mit zierlichen, aus Silberdraht geflochtenen Ruten, die oft mit sich schnäbelnden Täubchen, mit ein paar Wickelkindern oder mit einem Storch, der ein Kindlein im Schnabel trug, geschmückt waren. Eine Sitte, die ebenfalls in die älteste Zeit zurückführt, war



Feuernde Kanone vom Jahre 1514

das Vermummen und sich in allerlei Gestalt Verstecken, und was damit aufs engste verbunden war, das Schwärmen auf den Gassen und vielfachen Mutwillen treiben. Nicht Zwang und Verbot, noch die vielen Unglücksfälle, die man im Fasching erlebte, vermochten den gemeinen wie den vornehmen Mann von Maskerade und Mummenschanz abzuhalten.

Schon im 5. Jahrhundert ward das Fest mit aller Leidenschaft gefeiert und schon damals als ein diabolisches Fest verschrien, an dem die Christen vorsätzlich rasten, wie ein zürnender Zeitgenosse berichtet, Larven vorhanden, die Geschlechter austauschten, sich in Gespenster und Teufel vermummten, dem Bacchus und der Venus huldigten und allen Unfug für gestattet hielten. Noch Sebastian Münster klagt in seiner Kosmographie, daß in Franken manche als Teufel maskiert nackt über die Straße liefen und die, die ihnen begegneten, mit Säcken schlugen, die mit Asche gefüllt waren. Trotz Kanzel und Kirchenvätern ging der Fasching weiter, und Papst Gregor der Große konnte dem Festtaumel nur dadurch ein Ziel setzen, daß er den Aschermittwoch zum ersten Tag der vierzigtägigen Fasten machte; nun drängte sich die trunkene Ausgelassenheit in die drei letzten Tage vor dem Fasten zusammen. Da dachte man nicht an die graue und nüchterne Zeit, die folgte, und jener Narr an einem vornehmen deutschen Hofe hatte nicht ganz unrecht, als er auf die Frage, warum er zur Karnevalszeit, da die anderen ihre Fastnacht hielten, so fleißig zur Kirche gehe, antwortete, jetzt hätte er die beste Zeit, zu beten, weil ihn nun Gott am bequemsten hören könne, da sonst alle Welt dem Teufel diene.

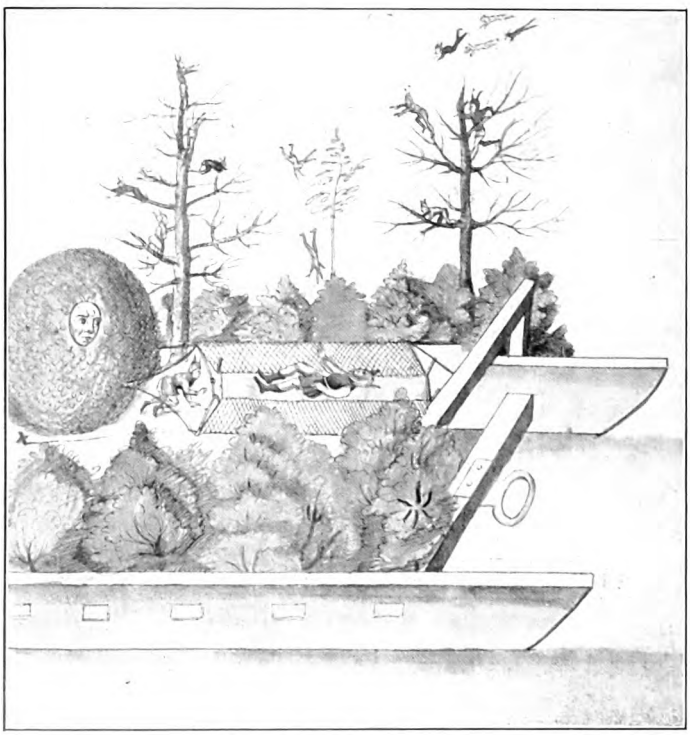
Wie die Metzger beinahe in ganz Deutschland beim Fasching eine große Rolle spielten, so taten sie sich besonders in Königsberg hervor. Dort trugen sie um diese Zeit, 1558, eine Wurst umher, die 198 Ellen lang war, 1583 gar eine von 36 Schinken hergerichtete, 596 Ellen lange und 434 Pfund schwere, an der 91 Mann zu schleppen hatten, und sie verehrten diese den Bäckern, die ihrerseits große Wecken buken und gemeinsam mit den Metzgern Wurst und Wecken verzehrten. Besonders glänzend gefeiert ward aber der Fasching im Westen und Süden, am Rhein, wo er

Digitized by Google

Digitized by Google

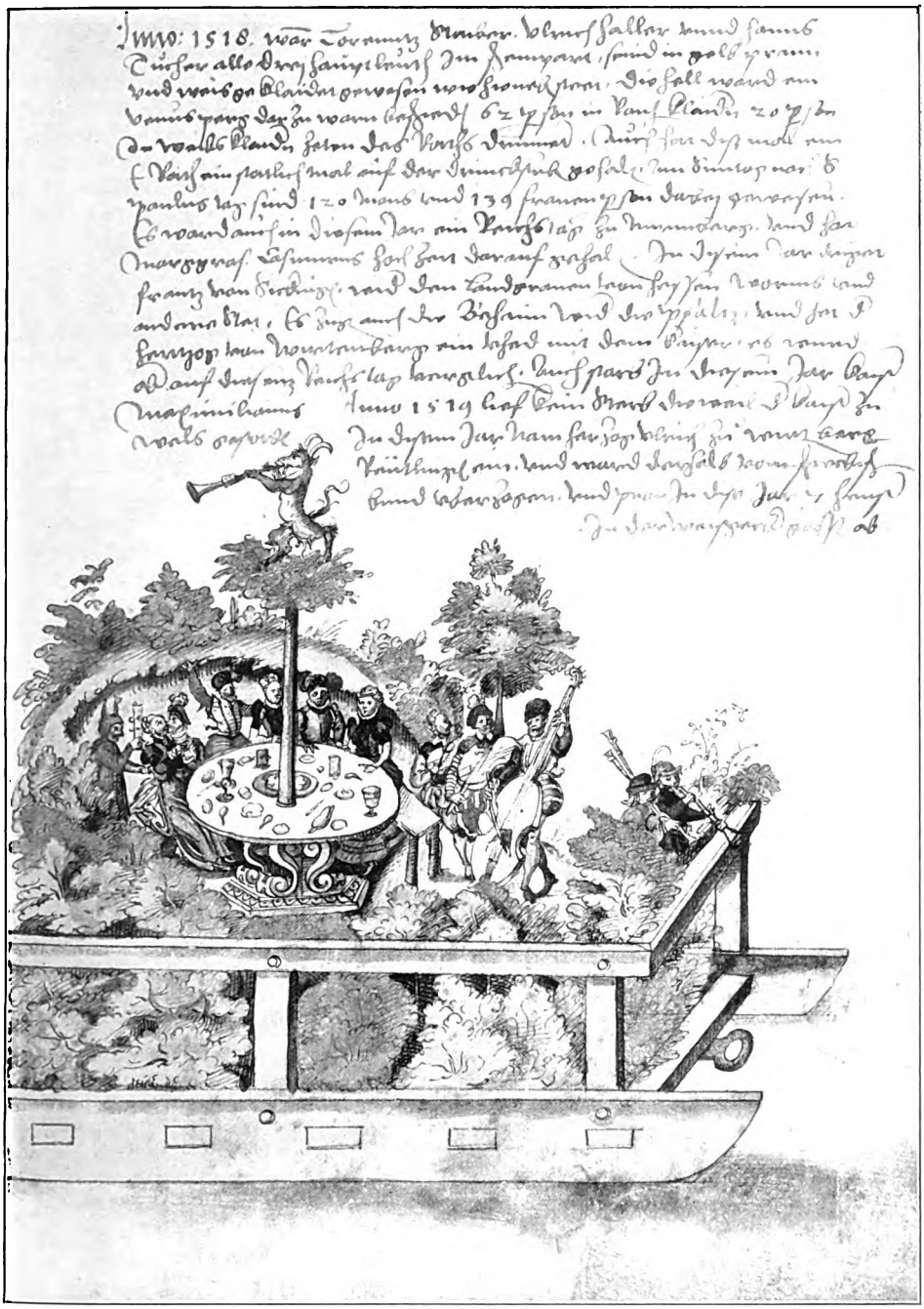
Platz für den Festzug zu schaffen, wählten sie aus ihrer Mitte Prügelknechte, die voraufgingen, um eine Gasse zu bahnen und die ihnen Entgegentretenden oft so kräftig schlugen, daß nicht selten Blut floß. Infolgedessen durften sie künftighin nur noch Quasten und Eichenruten gebrauchen, wie man auch bei den von uns dargestellten Läufern sieht. Von nun an kamen gegen zwanzig und mehr Mann in Zwillich, mit maskierten Gesichtern, Quasten und Ruten in der Hand, in den Vortrab, der freien Raum schuf. In ihm fanden auch Angehörige anderer Zünfte Aufnahme, allmählich bildete sich die Schönbartsgesellschaft, die hundert Jahre nach der Einsetzung des Festes, 1449, vom Rat das Recht erhielt, ihre Hauptleute wählen zu dürfen.

Das Fest ward mit immer größerem Aufwand ausgestaltet und endlich unter der Anteilnahme der ganzen Umgegend gefeiert. Im Zuge kamen zuerst die maskierten Prügelknechte mit Kolben und Pritschen, dann ein Reiter, der aus einem Korb Nüsse unter die Buben warf, darauf ein anderer, der mit Eiern, die mit Rosenwasser gefüllt waren, nach den Frauen und Mädchen warf, die sich blicken ließen. Ihm folgten die Schönbartsleute, voran die städtischen Trommler und Pfeifer, von ihren Hauptleuten angeführt und von einer Eskorte geschützt, in den mannigfachsten Masken. Besonderes Aufsehen erregte im Jahre 1523 eine ganze in Ablaßbriefen versteckte Maske. Daneben fanden sich Mohren, Meerweiber, heidnische Prinzessinnen, Pickelheringe, Zauberinnen, Vogelmasken, Nonnen, Einsiedlerinnen; einmal das ganze wilde Heer, gehörnt, geschnäbelt, geschwänzt, bekrallt, bebuckelt, hintendrein auf schwarzem Roß die wilde Jägerin Frau Holda, alles dargestellt von lauter fröhlichen Zechgesellen und Lustigmachern, Kaufherrensöhnen, Kaufmannsdienern, Studienmachergesellen und drei Schulmeistern, die ihre Stimmen kräftig hören ließen; ein andermal folgte schön ausstaffiert der Venusberg mit dem ganzen Hofstaat der Liebesgöttin, unter dem auch der Ritter Tanhäuser saß. Gleich danach aber kam ein lustiger geistlicher Zug, Mönche und Nonnen, die schrien, daß sie Geißler wären, und aufeinander so derb einschlugen, daß Kappen und Schleier flogen, und ärgerlich wie sie gebärdeten sich zwölf Pfaffenköchinnen, fastnachtslustige Metzgergesellen, bis dann endlich dadurch Ruhe eintrat, daß man auf einem schnell aufgeschlagenen Theater „gar kurz und fein" die Reisen und Fährlichkeiten des jungen Tobias darstellte.



Jagdschlitten vom Jahre 1521

Die Sitte, den Fasching durch Aufführung von Komödien und Schauspielen aus dem Alten und Neuen Testament noch abwechslungsreicher zu gestalten, finden wir sowohl bei Adel



Volksbelustigungen im Freien vom Jahre 1518

Digitized by Google

und Bürgertum wie an fürstlichen Höfen. Als Herzog Johann von Sachsen im Jahre 1518 in Zwickau das Fastnachtsfest feierte mit seinen hochgeborenen und hochgestellten Gästen, Bischöfen, Fürsten, Äbten, Grafen und anderen, die er in Fülle zu sich geladen hatte, ward nach einem Turnier der „Eunuch" des Terenz aufgeführt mit allerlei Zwischenspielen, so zankten sich z. B. sieben Weiber um einen Mann und sieben Burschen freiten ein Mädchen. Danach spielten zwanzig Metzger mit einem in eine Kuhhaut eingenähten Menschen Fangball, vierundzwanzig Mann tanzten den Schwertertanz, achtzehn als Störche gekleidet tanzten auf dem Markt und sechsundzwanzig auf dem Schloßhof den Reiftanz, während neunzehn Hofleute ein komisches Gesellenstechen mit Krücken hielten. Solange das Fest währte, ließ der Herzog jedem Armen dreimal in der Woche einen Pfennig, einen Hering und zwei Hofbrote reichen. Wenn es an diesem sächsischen Hofe beim Theaterspielen, wobei man jedenfalls in der Errichtung der Bühnen es an keiner Vorsicht hatte fehlen lassen, gut ablief, so kam es doch häufig genug bei den auf den Straßen sehr leichtfertig, vielfach nur auf leeren Biertonnen errichteten Bühnen zu allerlei Unglücksfällen.

Das Volk ließ sich weder durch Predigten, noch durch fürstliche Verordnungen oder durch Befehle der Stadträte seinen Fasching beschränken oder gar verkümmern. Immer wieder zeigte es sich, wie tief im Volk dies aus dem Süden nach dem Norden getragene Fest wurzelte, wie unausrottbar es sei. Einmal im Jahre mußten alle Schranken fallen, mußte jeder er selbst und frei sein dürfen — ein kurzer Traum und Freiheitswunsch, und mag auch der deutsche Fasching lärmender und derber gewesen sein als der gleichzeitige in Italien, so meinen wir doch auch aus ihm das schöne Karnevalslied klingen zu hören, das der große Lorenzo Medici gedichtet und gesungen hat:

O wie süß ist doch die Jugend
Und wie schnell flieht sie dahin!
Laß uns ganz das Heut genießen,
Weiß nicht, ob ich morgen bin!

Fahrendes Schiff vom Jahre 1539

Digitized by Google

Im Krug zum grünen Kranze

Humoristischer Roman von Victor Fleischer

(Fortsetzung)

Gegen ein Uhr kam Lorenz ziemlich ermüdet ins Hotel zurück. Fast alle Kollegen hatte er zu Haus angetroffen, war da und dort auch den Damen vorgestellt worden, hatte zehnmal die gleichen Fragen anhören, die gleichen Gespräche führen, immer wieder versichern müssen, daß ihm die Stadt bis jetzt ganz gut gefalle, und regelmäßig als Trost gehört, daß man sich eben überall erst eingewöhnen müsse. „Wenn man halt aus der Hauptstadt kommt," sagten dann die Damen, und die Herren erklärten, daß das Leben in der Provinz auch seine Reize habe.

Gott sei Dank, jetzt war die Tour zu Ende! Lorenz freute sich auf das Mittagessen, er hatte ordentlich Hunger bekommen vor Langerweile.

„Die Herren sind drüben im kleinen Saal," meldete der Oberkellner.

Lorenz folgte ihm über den Flur; das hatte er gar nicht gewußt, daß der „Grüne Kranz" noch ein zweites Restaurationslokal habe. „Noch mehr," sagte der Oberkellner, „nach hinten 'naus gegen die Mariengass' is die Schwemm, und dann hab'n m'r ja auch noch zwei Vereinszimmer und den Theatersaal im ersten Stock vom Hofgebäude."

Gluckhenn saß drüben mit dem Oberleutnant und etwa zehn Herren an einem langen Tisch. Mit den Worten „Sie sind schon fertig?" begrüßte er Lorenz. „Hab' mir's gedacht, daß Sie jetzt kommen würden, weil ich vorhin die Frau vom Kollegen Richter auf der Gass' getroffen hab'; so hat sie heut m i c h aufg'halten, und Sie sind ihr für diesmal entkommen . . ."

Er machte Lorenz mit der Tischgesellschaft bekannt. „Hier — unser Germanist, Kollege Theumer, ist eben von der Ferienreise zurückgekommen."

„Redet nicht viel, trinkt aber dafür sehr tüchtig," setzte der Oberleutnant hinzu. Professor Theumer nickte nur. „Servus." Dann saß er wie vorher still, als ginge ihn die ganze Gesellschaft nichts an. Die anderen waren fast lauter junge Beamte der verschiedenen Behörden und ein paar Advokaturskonzipienten. „Das ist Ihr Zimmernachbar, Statthaltereikonzeptspraktikant Doktor Valentin."

Lorenz reichte dem kleinen Blonden die Hand. „Sie sind auch noch nicht lange in der Stadt, Herr Doktor, wie mir unser Hausherr gesagt hat?"

Valentin schaute zu dem schlanken Professor hinauf; seine wasserblauen Augen hatten einen ganz sentimentalen Ausdruck. „Vier Wochen," sagte er.

„Hat sich aber schon kolossal eingelebt," rief der Oberleutnant, „macht einer Menge heiratsfähiger Weiber den Hof. Müssen zusehen, Herr Professor, daß für Sie auch noch was übrigbleibt."

„Alle kann er doch nicht heiraten," meinte einer der Herren, „und jetzt ist er, mir scheint, schon festgerannt."

„Ach, ich denk' gar nicht ans Heiraten." Valentin klopfte ein Stäubchen vom Rock, zog einen Spiegel aus der Tasche und begann, seinen jugendlichen Schnurrbart zurechtzustreichen. „Man muß aber doch seine freie Zeit irgendwie ausfüllen."

„Laßt mich in Ruh' mit den Weibern," sagte ein anderer. „Die Gänsʼ woll'n alle g'heirat sein, und dann: Adieu Freiheit! Damit fängt die Philisterei an!" Er trank sein Bier aus.

„Eine rechte Geselligkeit gibt's hier gar nicht," klagte Valentin.

„Noch zu wenig? Du lieber Himmel!" seufzte Gluckhenn.

Aber der Finanzkonzipist Binder stimmte gleich zu: „Es ist schon wahr, wir sind so viele Beamte hier und sind drauf angewiesen, daß uns die Krämer und das andere Volk zu ihren Veranstaltungen gnädigst einladen."

„Ich bin froh, wenn ich mei' Ruh' hab'." Professor Theumer trank sein Bier aus. „He — Fritz, bringen S' mir noch eins!"

„Ich bin dafür, daß wir ein Beamtenkasino gründen," schlug Doktor Valentin vor.

Digitized by Google

„Bravo!“ riefen ein paar. „Machen wir!“

„Ich hab' g'wußt, es fehlt mir was,“ brummte Gluckhenn. „No ja, mein' Segen habt's Ihr!“

Doktor Valentin setzte sich sofort hinüber zu den Herren, die ihm vorhin zugestimmt hatten, und begann mit einem Eifer seinen Vorschlag zu erläutern, daß Lorenz ganz erstaunt zuschaute, wie die sentimentalen Augen seines Zimmernachbarn jetzt zu leuchten anfingen vor Begeisterung. Es entstand eine lebhafte Debatte da drüben am Tischende, aber man war doch bald einig. Die meisten Herren erklärten sich bereit, dem neuen Verein beizutreten und Mitglieder zu werben. Über den Begriff Beamter wurde noch eine Weile hin- und hergeredet. Die jungen Doktoren, die dem Advokatenstand angehörten, weigerten sich erst mitzutun. Sie seien keine Beamten.

„In gewissem Sinne doch,“ sagte Valentin, und überhaupt so genau brauche man das nicht zu nehmen. Nach einigem Zögern fügten sich die andern. Einer verlangte, daß eine Reihe moderner Zeitschriften bestellt und hier im „Krug zum grünen Kranz“, der als Vereinslokal ausersehen war, aufgelegt werden sollten. Der Finanzkonzipist wollte regelmäßige Kegelabende einführen, ein dritter Vorträge veranstalten.

„Sie tun doch auch mit?“ wandte sich Valentin jetzt an Lorenz.

„Kommt mir heute schon nicht mehr auf einen Verein mehr oder weniger an,“ sagte der, griff lachend in die Tasche und legte eine Anzahl bunter Karten auf den Tisch hin. „Alles seit elf Uhr gesammelt. Bitte: Mitgliedskarte des Theater- und Musikvereins — verdanke ich dem Herrn Bürgermeister, Mitgliedskarte des Vereins der Naturfreunde — vom Kollegen Richter, Mitgliedskarte des Deutschen Turnvereins — vom Kollegen Habicht, Mitgliedskarte der Scheibenschützengesellschaft . . . Mitgliedskarte des Vereins ‚Volkswohl‘ . . . fast jeder der Herren, die ich heute besucht habe, hat mich für einen Verein angeworben!“

„Bilden Sie sich nur nicht ein, lieber Freund, daß das schon alle sind!“ Gluckhenn rollte seine Serviette zusammen. „Das ist erst der Anfang, da kommen schon noch ein paar dazu. Und die Hauptsach',“ setzte er zu Lorenz gewandt halblaut fort, „die Hauptsach' ist bei fast allen das Saufen . . .“

Ein paar von den Herren standen auf, um eine Partie Billard zu spielen. Der Oberleutnant schaute ihnen zu, und wie abends beim Kartenspiel, so redete er auch jetzt wieder drein: „Vom Roten müssen Sie den spielen, Herr Doktor . . . so . . . mehr Fälsche hätten Sie nehmen müssen . . . Sie stellen dem Herrn Konzipisten lauter Sitzer auf . . . Hopla . . . Seien Sie froh, daß Sie kein Loch ins Tuch gestoßen haben . . . Bravo! Das war einmal gespielt! . . .“ So ging's fortwährend.

Lorenz verabschiedete sich bald, um aus dem Hotel in die neue Wohnung zu übersiedeln. Gluckhenn schloß sich ihm an. „Wissen Sie,“ sagte er draußen, „die da drinnen, das sind eigentlich die ärgsten Philister. No ja, die andern, die Kaufleute und so die Gesellschaft hier, die sind wenigstens in ihrem Element, wenn sie sich nur um die allergewöhnlichsten Tagesereignisse kümmern. Damit hängt ja ihre Existenz zusammen, daß sie sich fortwährend mit ihrer Umgebung beschäftigen, nicht? Aber die da, Leut' mit der sogenannten akademischen Bildung, die zufrieden sind, daß sie ihr kleines Platzl an der Staatskrippe gefunden haben . . . Brrrr!“

Lorenz begleitete ihn bis zum Haustor und blieb jetzt stehen. „Sie sind doch wohl ein bißchen ungerecht. Haben Sie nicht gehört? Der eine will Zeitschriften abonnieren für das neue Beamtenkasino', der andere Vorträge halten . . .“

„Hohl —, alles hohl, mein Lieber.“ Gluckhenn machte eine Bewegung, als werfe er etwas weg. „No ja . . . solcher Figuren werden Sie schon noch mehr finden . . . Sogar einen Monisten haben wir dabei gehabt. Der eine macht sich interessant, der andere macht sich wichtig. Ernst ist es keinem mit den Sachen.“

„Du lieber Gott, was soll man denn nur anfangen? Muß man nicht schließlich auch so werden wie die?“

„Weiß nicht. Regeln gibt's da, denk' ich, keine. No ja, ich für mein Teil, hab' ja das Mittel gefunden: ich tu' mit — bis zu einem gewissen Grad, und dann möglichst fernhalten von der ganzen Sipp-

Digitized by Google

schaft! Ausschauen wie ein Philister, damit sie's nicht merken, wie man sich ihnen entzieht: das ist die Kunst. Und endlich: 'raus, sobald man kann. No ja", er drückte ihm noch einmal die Hand, „probieren Sie's halt auch so! Servus."

Dieses letzte Gespräch wollte Lorenz den ganzen Nachmittag nicht mehr aus dem Sinn. War's denn wirklich so arg in der Kleinstadt, wie der Kollege immer wieder sagte? Lauerte wirklich in allen Ecken das Philisterium? Er mußte daran denken, wie er in der ersten Nacht durch die Straßen gewandert war, erfüllt von einer ähnlichen Beklommenheit wie jetzt, und wie er im Übermut des Nichtunterliegenwollens in jene Gymnasiastenkneipe geraten war. Ja, waren denn diese saufenden, randalierenden Studenten nicht ebenso arge Bierphilister wie die andern, gegen die er da Bundesgenossen zu finden gedacht hatte?

Vom ersten Tag an, seit er sich um die Lehrstelle an dem Provinzgymnasium beworben, war er die Sorge und Angst vor dieser kleinen Welt nicht mehr losgeworden. Aber er hatte sich doch auch vieles erhofft von der entlegenen, stillen Kleinstadt. Die Freude am Beruf meinte er hier vor allem zu finden. Denn wenn er ganz ehrlich gegen sich sein wollte, mußte er sich eingestehn, daß ihn eigentlich nichts, gar nichts zum Lehramt hinzog, daß er diesen Beruf gedankenlos gewählt hatte, weil ihm da am ehesten eine sichere Lebensstellung in Aussicht stand. Ja, wenn er vermögend genug gewesen wäre! Von der Altphilologie lockte es ihn, wie Gluckhenn richtig vermutet hatte, schon längst hinüber zur Archäologie und von da weiter zur Beschäftigung mit der ganzen Geschichte der bildenden Künste. Aber das waren Träume, die den Unbemittelten in uferlose Unsicherheit zu treiben schienen. So war er fleißig und gewissenhaft bei seinem Brotstudium geblieben. Dann war das Seltsame gekommen, von dem er heute dem Kollegen erzählt hatte: eine große Leidenschaft, die ihn hundert Widerstände überwinden und endlich doch verschüchtert und erschreckt zögern ließ, als er vor die Möglichkeit gestellt war, seinen Willen durchzusetzen — um den Preis des Verzichts auf die Verwertung seiner akademischen Studien. Ein Jahr Bedenkzeit war ihm bewilligt worden. Und sollte er jetzt schon umkehren? Fand denn Gluckhenn nicht die Waffe gegen das Philisterium, gegen das Versinken in den Alltag gerade im Beruf? Beruf ... Beruf ... Das war ja nicht der Beruf, die Arbeit war's, die den ganzen Menschen, die alle Kräfte erforderte, nicht die äußerliche Beschäftigung, das Erfülltsein von Zielen und Wünschen. Hatte er das? War ihm das sein Beruf? Er wußte es nicht.

Eine Stunde lang saß er jetzt schon vor seinem Schreibtisch, hatte den Kopf in die Hände gestützt und quälte sich mit diesen Fragen.

Wer hatte denn vorgestern noch vor dem „Krug zum grünen Kranz" gestanden und hatte sich eingebildet, fidel und unternehmungslustig zu sein? War er das wirklich selbst, der jetzt schon so verändert da herumspintisierte? Hatte ihn denn so geschwind die Atmosphäre des Provinzwirtshauses verschlungen? Ach, wie war der ganze Übermut, mit dem er unlängst noch dem Philisterium trotzen wollte, kläglich zusammengebrochen. Wo war seine Lustigkeit, seine Lebensfreude? Keine andere Ausdrucksform hatte sein Widerstand gefunden, als das, was hier — wie Gluckhenn behauptete — Zweck und Inhalt aller Geselligkeit war: Kneipen! ... Er fühlte sich im Innersten beschämt — und unsicher.

Dann sprang er auf und rannte in den Zimmern hin und her ... Wenn nur wenigstens die letzten Ferientage vorbei wären, der Unterricht beginnen wollte. Jetzt blieb ihm ja wirklich kaum etwas anderes als die Gesellschaft im „Krug zum grünen Kranze". Wenn er nur sein Cello schon da hätte! Er wollte es dann gleich vom Bahnhof holen lassen. Aber richtig, die Musik war ja auch gefährlich, wie Gluckhenn sagte. Unsinn! Der übertrieb eben alles. Nein, wenn die Leute hier so eifrig Musik pflegten, da konnte es so schlimm nicht sein.

Vor dem Spiegel stand Lorenz still. Wahrhaftig, er hatte schon vergessen gehabt, daß er seinen Bart geopfert habe. Pfui Teufel, wie unrasiert er jetzt ausschaute. Und alle Tage würde ihn nun das bartlose Gesicht an den dummen Streich erinnern.

Um sich auf andere Gedanken zu brin-

Digitized by Google

gen, begann er seinen Koffer auszupacken. Verflucht, da war ja wieder der Unglücksanzug, und wie er noch immer nach Bier roch! Ekelhaft! Nein, so ging das auch nicht.

Er setzte sich wieder an den Schreibtisch. Ein neuer Federhalter lag da schon bereit mit einer frischen Feder. Zuerst kritzelte Lorenz nur auf einem Stück Papier herum, dann fing er an, einen Brief zu schreiben. Seite um Seite füllte er mit eiligen Zeilen und ließ alle die verwirrenden Sorgen und Gedanken hinströmen. Da wurde ihm leichter ums Herz. Ach, Gluckhenn war eben auch einseitig in seinem wissenschaftlichen Eifer. Man mußte die Dinge nur ruhig anschauen und ihnen herzhaft auf den Leib gehen. Beim Wohnungsuchen hatte er soviel Glück gehabt, warum sollte sich das andere schließlich nicht auch gut machen?

Als er die Feder hinlegte, merkte er erst, daß es Abend geworden sei. Die Stimme des Stadtturms rief: Sieben. Also wurde es Zeit — in den „Krug zum grünen Kranz" zum Abendessen zu gehen.

Auf der Straße traf er den Oktavaner Kurzbauer mit Fräulein Mathilde Pohl. Der Schüler zog den Hut, voller Respekt, ganz wie die kleinen Buben heute früh. Das Fräulein aber nickte kaum. War sie so hochmütig, war sie verlegen, weil der Gymnasiast mit ihr „erwischt" wurde, oder behielt Gluckhenn recht: war ihm die Kaufmannsfamilie Lorenz schon feindlich gesinnt? Ach was, er würde schon fertig werden mit ihnen.

Verärgert ging er weiter; aber schon nach ein paar Schritten mußte er wieder den Hut ziehen. Ein anderes Paar kam vorbei: Herr Doktor Valentin „füllte seine freie Zeit aus" . . .

Vor der Heiligenstatue mitten auf dem Marktplatz saß ein dicker, weißhaariger Dienstmann. Auf der blauen Leinwandbluse hatte er die silberne Tapferkeitsmedaille und ein paar militärische Ehrenzeichen befestigt. Lorenz rief ihn an, um ihm seine Gepäckscheine zur Besorgung zu übergeben.

„Morgen vormittag, krieg'n Se's b'stimmt, Herr Professor," sagte der Alte. Du lieber Gott, jetzt kannte ihn der auch schon. Da würde die Kneipgeschichte gewiß nicht lang geheim bleiben, wenn das so rasch ging in dieser Stadt! Und richtig, als Lorenz ins Gasthaus kam, zog ihn gleich der Polizeiverwalter beiseite. „Mir scheint, Herr Professor, die Gunge, die Jungen mein' ich, die hab'n was g'spaunt, der meinige hat heut' so Andeutungen g'macht! Passen Se e bissel auf."

„Geheimnisse gibt's nicht," schrie der Oberleutnant herüber. „Laut reden, Herr Polizeiverwalter!"

„Da brauchen Se sich schon keine Müh' mehr zu geb'n, Herr Polizeiverwalter," sagte dann der Kaufmann Pohl. „Den Herrn Professor hat schon so einer bearbeit', daß er net zu mir zieht. Daß Sie mit dahinterstecken, hätt' ich m'r eig'ntlich denken können."

Er ließ sich die Sache auch nicht ausreden und vertiefte sich demonstrativ in die Lektüre des Lokalblattes, dessen neueste Nummer eben gebracht worden war. Aber während die Gesellschaft sich schon längst von anderem unterhielt, fing er plötzlich wieder an. „Übrigens bin ich ja froh drüber! En Lungenkranken in der Miet' zu hab'n is so kein Vergnügen. Bin froh, daß Se wo anders hinzieh'n. Hätt' m'r's selber auch noch überlegt. Und bei dem Hoffmann, da wer'n Se schon auch noch Ihre Freuden erleben."

„Sind hochachtbare Leute," sagte der Stadtrat.

„Geg'n die will ich auch nix g'sagt hab'n, aber unten im Haus wohnt die Reichlin, die alte Karnallje. Wer'n schon noch an mich denken, Herr Professor."

„No ja, das ist wahr," meinte Gluckhenn, „ein Vergnügen mag das net sein, die zur Nachbarin zu haben, aber mit ein bissel Grobheit zwingen Sie sie schon, Herr Kollega."

„Ich hab' sie auch schon mal 'rausgeschmissen, als sie zu mir klatschen kam," brummte Professor Theumer. Dann redete er wieder den ganzen Abend kaum ein Wort, blies nur manchmal etwas lebhafter den Rauch von sich, als wollte er etwas sagen, besann sich aber wieder — und statt zu reden trank er sein Glas leer.

Am Nebentisch war schon wieder vom neuen Kasino die Rede. „Haben schon dreiundfünfzig Mitglieder! Finanzrat Breu-

Digitized by Google

ner wird Obmann," rief der Konzipist Binder.

„No, und der edle Gründer Doktor Valentin?" fragte Gluckhenn.

„Wird Obmann des Vergnügungsausschusses."

„No ja," nickte Gluckhenn und neigte sich Lorenz zu, „Rolle spielen — das ist immer die Hauptsache."

„Ob das notwendig war, hem — hem?" Der Apotheker hüstelte. „Kastengeist . . . hem — hem . . . bis jetzt hat's das nicht gegeben, hem — hem . . ."

„Aber wieso denn," ereiferte sich drüben einer. „Kastengeist, fällt uns gar nicht ein!"

„Ich weiß nicht, mir scheint auch, wie wenn da eine Spaltung in die Gesellschaft unserer Stadt käme." Der Stadtrat wiegte mißbilligend den Kopf.

Da öffnete sich die Tür. „Die Ehre, Herr Bürgermeister," schrien die Kellner. An allen Tischen begann ein geräuschvolles Rücken mit den Stühlen. Ein paar Herren standen auf, Hotelier Zapp kam eiligst aus der Küche herein, riß die schwarzseidene Hauskappe vom Kopf und schob den Oberkellner zur Seite, um dem Bürgermeister selbst aus dem Mantel zu helfen. Der Piccolo mit dem frischgefüllten Stammkrügel war auch schon zur Stelle.

Bürgermeister Doktor Fritsch hatte noch eine Weile zu tun, alle die respektvollen oder freundschaftlichen Grüße und Händedrücke zu erwidern. Endlich saß ein jeder wieder auf seinem Platz. Aber die Unterhaltung schien einstweilen abgebrochen.

„Mir scheint, die Herren haben gerade auf mich geschimpft," begann der Advokat, der als freigewähltes Oberhaupt die Stadt regierte. „Es ist so verdächtig still da!" Er schmunzelte.

„Aber, aber, Herr Bürgermeister," wehrte der Stadtrat ab. „Wir haben nur grad über das Beamtenkasino geredet, das die Herren gründen wollen."

„Hab' schon gehört davon. Sehr gute Idee. Prosit, meine Herren!" Der Bürgermeister trank den Beamten drüben zu.

„Prosit! Prosit, Herr Bürgermeister."

Der Stadtrat schwieg verlegen. Aber der Apotheker fing an: „Hem — hem . . . Wenn Herr Bürgermeister glauben . . . hem — hem . . . weiß nicht . . ."

„Was denn?"

„Kastengeist . . . hem — hem . . . Kann mir nicht helfen . . . Kastengeist . . ." Er schob sein Bierglas weg.

Nun glaubte der Stadtrat seinen Einwand auch wiederholen zu müssen: „Ja ich war auch der Meinung, daß das eine Spaltung der bisherigen einträchtigen Gesellschaftsverhältnisse zur Folge haben könnte."

„Ach, so meinen das die Herren! Tja . . . daran hab' ich allerdings nicht gedacht . . ." Der Bürgermeister zog die Brauen zusammen und schaute durch die Brillengläser scharf zum Nachbartisch hinüber, als wollte er aus den Mienen der Herren drüben versteckte Absichten erkundschaften.

„Das liegt uns natürlich ganz fern," beeilte sich einer der Beamten zu versichern. „Wir wollen einfach das Unsrige beitragen zur allgemeinen Geselligkeit."

„Ja, so hab' ich's auch aufgefaßt," sagte der Bürgermeister und strich mit dem Taschentuch die Flocken des Bierschaums aus dem Bart.

„Hem — hem . . . damit fängt's an . . . und eines Tages sind Sie mitten drin in der Stadtpolitik . . . hem — hem . . . Aber man kann ja abwarten."

„Aber, meine Herren," Doktor Valentin, der inzwischen auch gekommen war und drüben Platz genommen hatte, widersprach erregt, „ich kann versichern, daß wir wirklich nur die besten Absichten haben. Ich will Ihnen gleich unser Programm entwickeln . . ." Und schon hatte er einen Bogen Papier entfaltet.

„Um Gottes willen," seufzte Gluckhenn.

„Also wir fangen an, am 1. Oktober schon, mit einer großen Theateraufführung."

„Das wird Ihne schwer fallen." Kaufmann Pohl schaute von seiner Zeitung auf. „Am 1. Oktober hab'n m'r schon das ordentliche Theater da!"

„Jawohl," bestätigte der Bürgermeister, „am 1. Oktober eröffnet die Gesellschaft Wilhelmy ihr Gastspiel."

„So?"

Es entstand ein allgemeines Stimmengewirre. „Davon hat man ja noch gar nichts erfahren!"

„Steht doch schon im Blatt."

„Das hat natürlich der Herr Pohl wieder für den ganzen Abend mit Beschlag belegt," eiferte der Oberleutnant.

Digitized by Google

„No — da hab'n Se's, wenn Se's net derwarten können." Der Kaufmann warf ihm die Zeitung über den Tisch hinüber.

„Aber — meine Her—ren!" beschwichtigte der Bürgermeister.

Der Oberleutnant studierte schon die Notiz im Lokalblatt. „Ah, das ist ja famos! Die Fritzi Koppel ist dabei! Patentes Frauenzimmer, sag' ich Ihnen, hab' sie mal in Teplitz gesehn im Sommer ... also ... ein famoses Weib ..." Seine Hände umschrieben zugleich, wie er das meinte.

„Da schauts her," lachte der Polizeiverwalter, „da wird er lebendig, der alte Don Juan. Da wird m'r ja or'ntlich auf Sie aufpassen müssen."

„Danke verbindlichst, nicht nötig! Passen Sie nur auf die Ehemänner auf, wenn Sie grad was zu tun haben wollen!" Der Offizier lachte. „Glaub's Ihnen schon, daß es Ihnen langweilig ist, Ihr ereignisloses Amt!" Er betonte die letzten Worte, denn er wußte: Das war das Schlimmste, was man dem Polizeiverwalter anhaben konnte, wenn man sagte, er hätte nichts zu tun. Kurzbauer schwieg sofort ganz beleidigt. Der Oberleutnant aber las jetzt ungestört die übrige Mitgliederliste des Theaters vor. Einige der Schauspieler waren von früherher in der Stadt bekannt und wurden nun gerühmt oder getadelt. Die Unterhaltung verlor sich in kleinstädtische Theatererinnerungen.

Gluckhenn nickte Lorenz zu. „Gehen wir?"

Sie standen auf und verabschiedeten sich.

„Lassen Sie sich von Ihrem Kollegen nicht so zur Tugend verleiten, Herr Professor." Der Bürgermeister hielt Lorenz' Hand fest. „Es ist doch erst elf!"

„Für heute müssen mich die Herren entschuldigen, ich bin wirklich müde."

„Also, aufs nächstemal!"

Draußen sagte Gluckhenn: „No ja, jetzt kommt also wieder einmal das sogenannte Leben in die Stadt."

Lorenz aber freute sich, daß das Interesse seiner neuen Mitbürger so sehr vom Theater in Anspruch genommen wurde. Da konnte er wohl hoffen, daß man sich weniger um ihn kümmern und daß die Kneipgeschichte schließlich doch nicht so rasch verraten sein werde.

So oft er in den nächsten Tagen einen der Schüler traf, die ihn alle schon wie selbstverständlich grüßten, gab er sich Mühe, den Blicken standzuhalten, und suchte in den Mienen der Burschen zu lesen. Aber er konnte kein verdächtiges Zucken bemerken.

Endlich waren die vier Tage herum, der Eröffnungsgottesdienst war vorbei. Das Schuljahr begann.

Als Lorenz das Klassenzimmer zur ersten Lateinstunde betrat, fand er an die Tafel mit Kreide einen großen Vogel gemalt. Er dachte erst gar nicht daran, daß er sich damals abends Doktor Vogel genannt hatte. „Sie haben wohl Naturgeschichte gehabt von acht bis neun?" fragte er.

„Zoologie ist in der Sechsten," rief einer aus der Bank.

Lorenz drehte sich um und sagte: „Also löschen Sie das weg!"

Kurzbauer ging hin, nahm den Schwamm und wischte umständlich an der Tafel herum. Lorenz ließ unterdessen seine Blicke über die Bänke hingehen. Die meisten der Burschen erkannte er wieder. Und da vorn am Eck der ersten Bank saß einer, der damals nicht dabei gewesen war, den Lorenz aber doch schon gesehen haben mußte. Richtig, das war der Sohn der Witwe Reichel, die im Parterre des Hoffmannschen Hauses wohnte, der Primus, wie der Direktor dem neuen Ordinarius der Oktava schon gesagt hatte.

Kurzbauer wirtschaftete noch immer an der Tafel. Endlich legte er den Schwamm hin.

Damit war die Sache vorläufig erledigt.

⁂ ⁂ ⁂

Die Saxo-Vandalia hatte in den Tagen vor Beginn des Schuljahrs Kriegsrat gehalten. Dem Mediziner Ulrich war als erstem eine Ähnlichkeit des neuen Professors mit jenem fremden Kneipgast aufgefallen: ihn hatte ja die Narbe auf der Stirn damals abends schon interessiert. Dagegen war nichts zu sagen, seine Kameraden mußten ihm Recht geben. Sie begannen zu kundschaften, und bald wußten sie genug.

Nur eins war ihnen nicht klar: was hatte der neue Profax damit bezweckt? Hatte er spionieren wollen, um die Schüler dann gleich zu verraten? Nein, das konnte es nicht sein. Sie rieten hin und her und

Digitized by Google

fanden keinen Grund. Jedenfalls beschlossen sie, vorläufig abzuwarten und niemand von der Sache zu erzählen. Man mußte erst sehen, wie sich der Neue verhalten würde. Aber er sollte doch wissen, daß sie ihn erkannt hätten, erklärte Ulrich, und so wurde einer bestimmt, am ersten Schultag einen Vogel an die Tafel zu malen. Seit langem waren die Burschen nicht so aufgeregt gewesen wie vor dieser Lateinstunde. Nur einer in der ganzen Klasse wußte nicht, was da eigentlich vorgehe: der Primus. Vergebens fragte er die Kameraden, was der Vogel bedeuten sollte.

„Streberjüngling, das verstehst du nicht. Das ist ein Beschwörungsbild nach den Lehren der großen hindostanischen Zauberer!" sagte Kurzbauer.

Die Ruhe, mit der Professor Lorenz die Sache aufnahm, der Gleichmut, mit dem er einfach anordnete, daß die Zeichnung weggewischt werden sollte, das machte die Schüler zuerst stutzig. Vielleicht hatten sie sich also doch getäuscht?

Aber da sie nun ruhig in der Bank saßen und auf jede Bewegung des neuen Lehrers aufpaßten und immer wieder seine Stimme hörten, waren sie bald überzeugt, daß Ulrich recht habe. Und auf einmal stieß Kurzbauer seinen Nebenmann mit dem Ellbogen an und zeigte mit einer raschen Kopfbewegung zu Lorenz hin. Der hatte sich eben beim Katheder niedergesetzt, die flache Hand vor den Mund gelegt und fuhr jetzt mit den Fingern langsam an seinen Wangen herunter wie einer, der seinen Bart streicht, und dann wieder zurück, den feinen Bartstoppeln entgegen. Es gab keinen Zweifel mehr: er war es. Aber wozu hatte er das Ganze gemacht?

So blieb ihnen immer noch die stille Sorge, daß ihre Geheimverbindung verraten sei und ein Strafgericht sich vorbereite. Täglich waren sie darauf gefaßt, daß der Direktor hereinkommen und die große Inquisition beginnen werde. Allein es rührte sich nichts; nirgends, nicht in der Schule, nicht zu Hause, auch nicht im Wirtshaus „Zur Stadt Wien" konnten sie etwas bemerken, was sich als Zeichen einer geheim geführten Untersuchung hätte deuten lassen.

„Folglich," erklärte der Mediziner Ulrich, „hat er damals abends nicht geahnt, daß ihr" — (wie er das ihr betonte!) — „daß ihr Gymnasiasten seid, und die Sache war ihm dann selber unangenehm."

„Deswegen hätt' er's aber doch auch anzeigen können," meinte einer.

„Daß er sich selber mitverrät, was?" Ulrich lachte überlegen.

„No — ihm können se doch nix machen," sagte Kurzbauer. „Er hätt' sich schon 'rausreden können."

„Aber er ist halt ein anständiger Kerl," erklärte ein anderer.

Ein anständiger Kerl — das war bald die allgemeine Überzeugung der ganzen Klasse. Jawohl, ein anständiger Kerl war er, das mußte jeder sagen. Er verlangte zwar nicht wenig, man mußte ordentlich stucken, um ihn zufriedenzustellen, aber er versuchte auch, ihnen die Sache leicht zu machen, und vor allem: er redete anständig mit ihnen, er ließ sie nicht fortwährend seine selbstverständliche Überlegenheit fühlen, er machte nicht wie mancher andere Lehrer schlechte Witze, um die Klasse auf Kosten eines blamierten Mitschülers zu unterhalten. Er fand einen Ton der Worte, der herzlich und doch abstandgebietend genug war. Man konnte es nicht anders, nicht besser sagen: er war halt ein anständiger Kerl. Sie gelobten einander also mit Handschlag, daß von der Kneipgeschichte niemand etwas erfahren sollte. Dem Professor selbst wollten sie noch einmal zeigen, daß sie ihn wiedererkannt hätten, aber es sollte zugleich eine großartige Huldigung sein: am achten Schultag erschien die ganze Oktava mit Ausnahme des Primus — glattrasiert und mit rechtsgescheiteltem Haar, ganz so wie der Klassenvorstand Professor Lorenz. Und wenn auch bei manchem einzelnen das Verschwinden des Bartes unbemerkt geblieben wäre: da nun einer neben dem andern saß, mußte die Sache auffallen. Es wurde auch genug darüber geredet, im Professorenkollegium und außerhalb des Gymnasiums. Aber nur drei Leute, Lorenz, Gluckhenn und der Polizeiverwalter, wußten, was es bedeuten sollte.

Rascher, als er erwartet hatte, sollte Lorenz dann über den Stammtisch im „Krug zum grünen Kranze" hinaus auch in die Gesellschaft der Stadt eingeführt werden. Es ergab sich von selbst, daß er

Digitized by Google

seit dem Beginn des Unterrichts weniger als in den ersten Tagen mit Gluckhenn zusammen war. Wohl trafen sie sich noch immer jeden Mittag im kleinen Saal des Hotels und gingen oft von dort miteinander zur Schule oder nach Haus, an den Abenden aber kam Gluckhenn jetzt nicht regelmäßig an den Stammtisch. Da ihm nun wieder täglich mehrere Stunden durch den Beruf ausgefüllt wurden, war ihm die freie Zeit doppelt kostbar, und er zog es vor, manchmal zu Hause ein kaltes Abendessen zu nehmen, um möglichst bald wieder bei seinen Arbeiten zu sein. Und Lorenz fühlte sich, seit Gluckhenn fehlte, nicht recht heimisch am Stammtisch und nahm sich endlich vor, selbst auch wegzubleiben.

Heute hatte er nachmittags nur eine Unterrichtsstunde in einer der unteren Klassen, und als er um drei Uhr aus dem Gymnasium trat, lockte ihn der schöne Herbsttag, einen Spaziergang zu machen. Über den Marktplatz weg ging er also durch die Mariengasse, an den städtischen Gartenanlagen vorbei immer weiter gegen Norden und stieg dann langsam den Hügel hinauf, an dessen Fuß die Stadt hingelagert war. Da schaute er nun hinunter auf die dichtgedrängten Winkeldächer, zwischen denen der rote Flaschenturm leuchtete. Aus den hohen Fabrikschloten im Süden qualmten schwere, dicke Rauchwolken träge über die Stadt hin. Die Obstbäume, die in langen Reihen die Felder am Abhang des Hügels begrenzten, reckten längst ganz entlaubt die nackten Äste in die laue Herbstluft. Ein leichter Wind trieb da und dort verrunzelte, dürre Blätter über den Weg und die Stoppelfelder. Im Westen drüben stand die Sonne flammend über den dunkeln Waldketten des Erzgebirges.

Lorenz setzte sich am Rand einer Wiese in das trockene Gras, drehte sich eine Zigarette, und während er nun den blauen Schleiern nachschaute, empfand er ein starkes Gefühl innerer Ruhe und Zufriedenheit. Er wußte ganz gut, daß seine Schüler jetzt schon mit jener blinden Verehrung an ihm hingen, die junge Menschen oft zu wenig älteren und doch gereifteren Personen hinzieht. Er spürte auch, daß die Kollegen ihm freundlich gesinnt waren und daß man ihn am Stammtisch im „Krug zum grünen Kranze" gut leiden mochte. Und seltsam: alle Angst vor dem verzehrenden, langsam die Kräfte aufsaugenden Provinzphilisterium war von ihm gewichen. Er fühlte sich wohl in dieser friedlichen Stille. War das der Beruf, die Tätigkeit des Lehrers, die er jetzt als Klassenvorstand zum erstenmal mit der ganzen Verantwortung seiner Aufgaben erkannte? Ein paar Burschen, die er als schlechte Schüler übernommen und denen er gerade deshalb von Anfang an erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt hatte, die waren es wohl vor allem, die ihn einige Freude an seinem Amt finden ließen, weil er merkte, wie sie sich Mühe gaben, seinen Anregungen zu folgen. Das Bewußtsein, in der Schule mit Erfolg zu wirken, stimmte ihn dann so heiter, daß er auch alles andere mit frohen Augen ansah. Wo war doch all seine Unruhe geblieben, wohin waren die Zweifel entflohen, in die ihn Gluckhenns Reden gedrängt hatten? Aber war nicht gerade dies Gefühl der Zufriedenheit, das er eigentlich nie gekannt hatte, der Anfang jenes Hinabgleitens von den Gipfelwünschen einer zielfrohen Jugend zu dem geruhigen Getriebe des Alltags, der Beginn jenes gefürchteten Versinkens in das Philisterium? Sollte das so rasch gehen?

Und noch ein anderes verwirrte ihn jetzt, als er anfing, über die letzten vierzehn Tage nachzudenken: wie konnte er nur so vergnügt und zuversichtlich in dieser kleinen Stadt umhergehen? Hatte er denn nicht in Wien zurückgelassen, was ihm bisher das Liebste und Wertvollste war: das Mädchen, dessen Zuneigung er der reichen Familie zu Trotz sich errungen hatte? Und war nicht eigentlich die ganze Zeit, die er hier verleben würde, verloren, unnütz vergeudet. Wartete man denn nicht in Wien wie selbstverständlich darauf, daß er noch vor dem Ende der bewilligten Bedenkzeit zurückkommen würde? Wozu denn sollte also dieses Zögern und Warten dienen? Hatte er sich vielleicht eingebildet, den Vater seiner Else noch umzustimmen, daß er von jener letzten entscheidenden Bedingung ablasse?

Er warf die Zigarette weg und begann nervös sofort eine andere zu drehen.

Daß der alte Herr nicht nachgeben werde, das wußte er ja. Also lag die Entschei-

Digitized by Google

dung ganz bei ihm selbst. War seine Liebe nicht stark genug für dieses Opfer, dann... Er wollte den Gedanken nicht zu Ende spinnen. Himmel, das hatte ihm gefehlt, daß auch noch diese Zweifel ihn quälten! Aber es half nichts, daß er anfing, ein Studentenlied zu pfeifen, daß seine Blicke da unten zwischen den Dächern der Stadt den Marktplatz suchten und den „Krug zum grünen Kranze". Denn als er ihn gefunden, da kam ihm gleich wieder in den Sinn, wie er unlängst in einem Brief das Wirtshaus, den Stammtisch und die Erlebnisse der ersten Tage geschildert hatte. Und nun zog er die Antwort darauf wieder aus der Tasche und las von neuem, was das übermütige Wiener Fräulein ihm schrieb: „Ich hab' keine Angst. Du kommst mir bald zurück, das weiß ich. Hab' ich Dich denn nicht behext? Du entkommst mir nicht mehr!"

Er selbst hatte das auch immer geglaubt: niemals, niemals würde er loskommen von ihr. Und er wollte es ja auch nicht. Gewiß, er hatte die Bedenkzeit doch nicht für sich, er hatte sie nur für den Vater des Mädchens haben wollen.

Jetzt aber war er vierzehn Tage hier, und hatte manchen Tag gar nicht an Else gedacht, oft vergessen, daß er sich eigentlich entscheiden müsse: für sie oder für seinen Beruf. War das große Gefühl — eine Täuschung gewesen, daß ihm dies auch nur eine Stunde lang aus dem Sinn kommen konnte?

Er schloß die Augen und legte den Kopf in die aufgestützten Hände. Ach Gott, war er denn nicht längst entschlossen? In diesem Augenblick schien ihm alles sinn- und zwecklos, was er seit seiner Abreise aus Wien getan und erlebt hatte, in diesem Augenblick war er ganz erfüllt von Sehnsucht, die ihn schwer und schnell atmen ließ. In solchen Stimmungen, die er nur allzugut kannte, hatte er sonst zu seinem Cello gegriffen. Wenn er eine halbe Stunde lang musizierte, dann war sein Kopf wieder klar, dann wußte er, was er wollte. Aber seit er hier war, hatte er das Cello noch nicht angerührt, hatte es sogar im Schlafzimmer versteckt, daß kein Besucher es sehe, so sehr hatte er doch unter dem Einfluß von Gluckhenns Reden gestanden.

Jetzt aber mußte er spielen! Er nahm seinen Hut und lief den Abhang hinunter, ging mit schnellen Schritten durch die Gassen, dankte kaum, wenn ihn einer grüßte, stieß an einer Straßenecke unsanft mit einem friedlich spazierenden Bürger zusammen und rannte endlich die Treppe hinauf zu seiner Wohnung, um nur möglichst rasch zu seinem Cello zu kommen.

Mit ein paar schwierigen Fingerübungen und Passagen fing er an, gleichsam als wollte er versuchen, ob die Gelenke noch gehorchten. Dann machte er eine Pause, und mit sicherem Bogenstrich begann er ein schwermütiges Adagio. Aus tiefen Baßtönen wuchs die klare Kantilene stark und männlich auf. Lorenz neigte den Kopf gegen die Saiten und lauschte in das tönende Instrument hinein.

Zehn Minuten mochte er wohl gespielt haben, da wurde an die Tür geklopft. Er hörte es nicht und ließ den Bogen weiter über die Saiten streichen. Die Tür ging auf; Doktor Valentin, der Zimmernachbar, trat herein.

„Verzeihn Sie, ich habe dreimal angeklopft."

Lorenz hatte gleich aufgehört zu spielen und pfiff ärgerlich durch die Zähne. Den Kerl konnte er jetzt grad brauchen!

Doktor Valentin rannte nervös im Zimmer auf und ab. „Herrlich!" rief er. „Ausgezeichnet."

Lorenz lehnte das Cello gegen den Schreibtisch, den Bogen behielt er in der Hand und ließ ihn ein paarmal durch die Luft pfeifen, als wollte er so seinen Ärger loswerden. Dabei schaute er verwundert und nicht ohne Spott auf den aufgeregten Beamten.

„Warum haben Sie das verheimlicht?" fing Valentin an. „Herr Professor, Sie müssen mir helfen!"

„Soll ich Ihnen einen Umschlag mit kaltem Wasser machen?" fragte Lorenz. „Das wirkt sehr beruhigend. Was ist Ihnen denn passiert?"

„Ach, machen Sie keine schlechten Witze." Ein paarmal durchschritt er das Zimmer, die Hände auf dem Rücken, die Blicke zu Boden gesenkt. „Herr Professor, Sie werden ein Cellosolo spielen bei unserm Konzert!"

„So, wer hat Ihnen denn das erzählt? Ich weiß gar nichts von einem Konzert!"

Digitized by Google

Er streckte die Beine lang aus und verschränkte die Arme. Aber Valentin ließ sich nicht irre machen, er blieb einen Augenblick stehen. „Also — ich meine, Sie sollen eins spielen, ich komm' Sie drum bitten."

„Nein, mein Lieber, das schlagen Sie sich nur aus dem Sinn. Da bemühn Sie sich umsonst. Ich kann gar nichts."

„Falsche Bescheidenheit!" Valentin setzte seine Wanderung um den Mitteltisch fort. „Ich hab' Sie ja jetzt gehört. Glauben Sie, ich verstehe davon nichts? Das ist eine faule Ausrede! Sie haben auch noch eine Woche Zeit zum Üben."

Lorenz lachte laut auf. „Das ist ja ausgezeichnet, eine Woche Zeit zum Üben! Da kann man freilich noch geschwind was lernen. Aber ich bin zu faul dazu."

Valentin machte eine ärgerliche Bewegung und rannte weiter. „Müssen Sie denn fortwährend schlechte Witze machen?"

Lorenz legte den Bogen weg. „Es fallen mir halt keine besseren ein. Aber sagen Sie mal, möchten Sie sich nicht zunächst einmal niedersetzen? Sie kriegen ja die Drehkrankheit, wenn Sie noch lang da um den Tisch 'rumlaufen. So ... und da haben Sie eine Zigarre. Feuer ist auch da. Bitte sehr... Na, und jetzt können Sie meinetwegen erzählen, was Sie vorhaben. Aber das sag' ich Ihnen gleich: ich tu' nicht mit!"

„Darüber können wir nachher noch reden."

„Ist gar nicht nötig," unterbrach ihn Lorenz.

„Also hören Sie erst mal: Sie wissen, ich wollte mit einer Theatervorstellung anfangen." Valentin stand schon wieder auf, doch der Professor hielt ihn am Ärmel fest. „Das geht aber nicht, weil am ersten Oktober diese verfluchte Theatergesellschaft herkommt. Das dauert dann wieder sechs bis acht Wochen, ehe der Saal im ‚Kranz' frei wird. Unterdessen schläft die ganze Kasinosache ein."

„Das wäre allerdings schrecklich," meinte Lorenz und gab sich Mühe, ernst auszuschauen.

„Wenn auch nicht schrecklich, jedenfalls wär's schade drum, nicht wahr? Also drum wollen wir vor dem Ersten noch einen Abend veranstalten, einen Konzert- und Vortragsabend." Der kleine Beamte schaute Lorenz an, ob er ihn jetzt verstehe.

„Sehr gut," der Professor nickte, „bitte reservieren Sie mir einen Sperrsitz. Muß aber nicht in der ersten Reihe sein."

„Lassen Sie doch Ihre Witze. Tun Sie lieber mit. Ich hab' schon ein ganz schönes Programm beisammen. Ein paar Vortragsnummern muß ich freilich selbst übernehmen. Eine Klavierbegleitung zu Sopranliedern, die Fräulein Breuner, die Tochter vom Finanzrat, singen wird, und dann trage ich selber ein paar Couplets vor."

„No — also!"

„Ja — aber das Programm ist mir noch zu eintönig. Es sind fast lauter lustige Sachen. Der Konzipist Binder von der Finanz wird auch eigene Scherzgedichte vorlesen. Wir müssen mehr Musik haben. Und dann wollen wir doch auch nicht einen Abend machen, der hinter denen vom Musik- und Theaterverein zurücksteht, verstehen Sie, Herr Professor. Am liebsten hätt' ich ja alle Programmspunkte..."

„Selber ausgeführt?" unterbrach Lorenz wieder.

„Unsinn! Ich meine, ich hätte gern gehabt, daß das ganze Programm von Mitgliedern und ihren Angehörigen besorgt wird. Aber der Finanzrat meint, das geht nicht, man kann, sagt er, die Bürgerschaft nicht ausschalten. Also soll die Frau Bürgermeister mitwirken. Solo will sie keins spielen, aber begleiten zur Geige oder so, hat sie g'sagt, das tät' sie. Und da sollen eben Sie, will ich Sie bitten, ein Cellosolo spielen, das die Bürgermeisterin begleiten kann." Er schwieg und schaute Lorenz an. Der sagte kein Wort.

„Sie sind also einverstanden?" fragte Valentin.

„Mit allem — bis auf den einen Punkt: ich spiele natürlich nicht."

„Aber schau'n Sie —" Er trat dicht an ihn heran und faßte ihn am obersten Knopf seines Rockes. Lorenz stand auf.

„Das nützt mir nichts, das Schauen, und Ihnen hilft das Reden nichts. Die Sache ist schon erledigt."

„Das ist doch nicht Ihr letztes Wort in der Angelegenheit? Wir reden schon noch drüber. Überlegen Sie sich's bis morgen! Jetzt will ich Sie nicht länger aufhalten..."

„Bitte, bitte..." Lorenz begleitete ihn an die Tür.

„G'schaftelhuber!" brummte er, als der

Digitized by Google

Kleine hinaus war. Die Lust zum Musizieren hatte der ihm jedenfalls für heute verdorben. So nahm er das Cello, um es abzuräumen. Da wurde schon wieder an die Tür geklopft. — ‚Teufel noch einmal, gibt der Kerl keine Ruh?‘ Lorenz kümmerte sich nicht um das Pochen. Aber als es sich wiederholte, riß er wütend die Tür auf. „Pardon!“ Da draußen stand seine Hausfrau mit einer Fremden.

„Die Frau Reichl, die unten bei uns wohnt, wollte den Herrn Professor mal sprechen,“ sagte Frau Hoffmann.

„Bitte —.“ Lorenz ließ die Frau eintreten; die Hausfrau zog sich zurück.

„Sie sind die Mutter von dem Rudolf Reichl, nicht wahr? Also womit kann ich dienen,“ fragte er und schob dem Besuch einen Sessel hin. Dann setzte er sich selbst an den Schreibtisch. „Nach Ihrem Sohn wollen Sie sich wohl nicht erkundigen. Erstens wissen Sie ja, daß er immer sehr gut steht, und dann haben wir dafür eine Sprechstunde im Gymnasium.“

„Ja, jawohl.“ Sie schaute ihn devot aus den wasserblauen Augen an. „Ich war halt gerade bei der Frau Hoffmann heroben, und da dacht' ich mir, weil doch der Herr Professor schon hier im Haus wohnen, ich könnt' gleich einmal nachfragen.“

Lorenz zog die Taschenuhr. „Es ist gleich sieben Uhr Abend,“ sagte er, aber Frau Reichl wollte ihn nicht verstehen. „Ja,“ meinte sie, „jetzt wird's immer schon so bald finster...“

Lorenz schwieg.

„Man weiß halt doch gern, wie's mit dem Kind geht, nicht wahr, Herr Professor? Ja, freilich, manche Eltern die scheinen sich ja gar nicht drum zu kümmern.“ Sie schaute ihn an, hielt aber seinen festen, ruhigen Blick nicht aus und machte eine Pause. Aber Lorenz sagte nichts.

„Ich denk' mir's oft,“ fuhr sie fort. „Zum Beispiel der Polizeiverwalter, der könnt' sich doch wirklich bissel mehr um sein' Buben kümmern.“ Wieder streifte der Blick von unten her den Professor.

Lorenz fing an nervös mit der Schere zu klappern. Was wollte das Frauenzimmer? Einen andern Studenten verklatschen, um ihren eigenen Sohn in um so besserem Licht erscheinen zu lassen? Er wartete.

„Jeden Abend, wenn ich am Fenster sitz', seh' ich den Kurzbauer, den Oktavaner, mit der Pohl-Mathilde vorbeikommen. Und dann stehn se noch, wer weiß, wie lang, bei der Haustür miteinander...“ Vergebens unterbrach sie sich. Der Professor schwieg.

„No — und das is doch verboten,“ sagte sie dann, „daß die Studenten mit Mädeln gehn.“

„So — das weiß ich gar nicht.“

„Aber, Herr Professor... he he,“ sie lächelte gezwungen, „Herr Professor werden das nicht wissen...“

„In Wien hat sich kein Mensch darum gekümmert, und hier hat mir auch noch niemand etwas davon gesagt. Übrigens interessiert mich das gar nicht.“ Er stand auf. Aber Frau Reichl war noch nicht fertig. Sie blieb sitzen.

„Überhaupt die jungen Leut',“ sagte sie mit entrüsteter Miene, „gerad die in der Achten, die sein die Ärgsten. Mein Rudolf meint, sie haben, hör' ich, eine geheime Verbindung. Er is natürlich nicht dabei, aber er hat's 'rausgekriegt.“

„Sagen Sie Ihrem Sohn,“ fuhr Lorenz sie an, „wenn er seine Mitschüler denunzieren will, soll er selber kommen, damit ich ihn persönlich hinauswerfen kann. Adieu, Frau Reichl!“

„No, no, no...“ sagte die Fau weinerlich und wischte an den Augen herum. „So was hab' ich noch nicht erlebt...“

Dem Professor tat's schon leid, daß er gleich so grob geworden war. Er wollte es mildern. „Also für die Zukunft wissen Sie: Tratschereien interessieren mich nicht...“

Da heulte die Frau erst recht los. „Das hat mir... noch kein... Mensch g'sagt... Herr Professor... Ich... tratsch... nicht...“

„Gute Nacht, Frau Reichl!“ Lorenz machte die Tür hinter ihr zu, dann warf er sich stöhnend in den Lehnsessel vor dem Schreibtisch. Himmelkreuzteufel noch einmal, das war ja heut ein guter Tag! So eine... wie hatte der Kaufmann Pohl gesagt?... Karnallje... jawohl eine Karnallje! Ach, hätte er sie nur nicht gleich hinausgeworfen, ihr lieber zuerst noch ordentlich die Meinung gesagt! Ah! Er

Digitized by Google

schlug mit der Faust auf den Tisch, daß das Tintenfaß schwankte und er es eben noch mit der Hand vor dem Unfallen bewahrte. Dieser Reichl gefiel ihm schon lange nicht. Solche devote wasserhelle Augen konnte er nicht leiden. Geistlicher wollte der Junge werden. Na ... Da klopfte es schon wieder.

Lorenz fuhr auf. „Ich bin nicht zu Hause," schrie er wütend.

„Das macht nix," sagte Gluckhenn und trat ein, „ich wart' halt, bis Sie wiederkommen." Lachend setzte er sich an den Mitteltisch.

Lorenz wollte sich entschuldigen.

„No ja," wehrte Gluckhenn ab, „is schon gut. Sagen Sie, empfangen Sie alle Besuche so freundlich?"

„Ach, ich wollte, ich hätte früher damit angefangen." Lorenz erzählte, wie er eben die Mutter seines Schülers hinausbefördert habe, und daß vorher Doktor Valentin dagewesen sei, um ihn zur Mitwirkung beim Konzert zu gewinnen. „Sie behalten recht," sagte er, „Feinde krieg' ich langsam auch genug!"

„No ja — das mit der Reichlin, das macht nix, solang die ihren Buben bei Ihnen in der Klass' hat, traut sie sich nicht, irgend was gegen Sie zu unternehmen, da brauchen Sie keine Sorgen zu haben. Übrigens haben Sie das ganz gut gemacht, sonst wär' die Person nächste Woch' wieder'kommen klatschen. Aber mit dem Konzert, mein Lieber, da hilft Ihnen jetzt kein Gott mehr."

„Das wär' noch schöner! Ich tu' einfach nicht mit!"

„Das glauben Sie nur. Aber ich kenn' meine Leut' besser. Der Valentin ist von hier aus sicher direkt zum Bürgermeister gelaufen und hat ihm oder der Gnädigen selbst gemeldet, daß Sie ein Cellosolo spielen werden, das die Dame begleiten soll."

„Wenn auch ..."

„Nein," sagte Gluckhenn, „da rat' ich Ihnen aber wirklich, daß Sie nachgeben. Früher hab' ich Sie ja genug gewarnt. Aber wenn die Sach' einmal soweit ist, muß ich sagen: machen Sie sich nicht unnütz Feindschaft. Die Bürgermeisterleute würden das persönlich nehmen, wenn Sie sich dann noch weigern. Da sind Sie halt mal 'reingefallen." Er lachte.

Lorenz ging verärgert im Zimmer hin und her.

„No ja," fuhr Gluckhenn fort, „da kann m'r halt nix machen. Übrigens bin ich hergekommen, um Sie zum Nachtmahl abzuholen. Auf, in den ‚Grünen Kranz'!"

„Grad' heut wollte ich auch wegbleiben, weil Sie in den letzten Tagen nie zum Abendessen dort waren."

„Nein, mein Lieber, heut is Donnerstag! Kaiserfleisch mit Kraut und Knödeln. Da fehl' ich nie! Kommen Sie, Herr Kollega!"

⁂ ⁂ ⁂

Gluckhenn hatte sich nicht getäuscht. Als sie ins Wirtshaus kamen, begrüßte der Bürgermeister den Professor gleich mit der Versicherung, daß seine Frau sich sehr darauf freue, das Cellosolo am Klavier zu begleiten, und Lorenz mußte versprechen, schon morgen nachmittag zur ersten Übungsstunde zu kommen. Doktor Valentin trank vom Nebentisch aus dem Überrumpelten vergnügt zu. „Prosit, Herr Professor!"

„Hem — hem ... Was haben Sie denn für ein Programm?" fing der Apotheker Seidl an. „Viel Musik? ... Hem — hem ... Musik ist die Hauptsache ... und zwar Gesang vor allem ..."

„Musik haben wir eigentlich noch immer zuwenig," sagte Doktor Valentin.

„Da ... hem — hem ... Ich will mich ja nicht aufdrängen ... hem — hem ... Aber meine Tochter wirkt sonst immer mit bei solchen Veranstaltungen."

„Hat eine ausgezeichnete Altstimme," bestätigte der Oberleutnant. „Die sollten Sie sich engagieren, Herr Doktor Valentin."

„Ja — a ... Ich weiß nicht recht ..." stotterte der kleine Beamte. Ihm paßte das gar nicht in seine Pläne; er wollte ja überhaupt möglichst wenig Mitwirkende aus den Bürgerkreisen und fürchtete auch, daß Fräulein Breuner, der er gerade sehr den Hof machte, über die Konkurrenz bei dem Konzert ungehalten sein könnte.

„Muß ja nicht sein ... hem — hem ... wie gesagt ... aufdrängen will ich mich nicht ... Hat meine Tochter auch nicht nötig ... hem — hem ..." Der Apotheker trank verstimmt sein Glas aus.

Ehe Valentin etwas antworten konnte, rief ein anderer Herr vom Beamtentisch, der Finanzkonzipist Binder, herüber: „Aber

Digitized by Google

selbstverständlich, wir freuen uns sehr, wenn das Fräulein mitwirken will! Ich komme morgen, sie persönlich auffordern!"

Seine Freunde lächelten. Sie wußten, daß er schon früher die von ihm verehrte Dame dem Valentin vorgeschlagen hatte.

Dann sagte noch der Stationsvorstand, der heute auch vom Bahnhof hereingekommen war, man sollte doch den Volksschullehrer Illing, den Violinkünstler der Stadt, zur Mitwirkung einladen. Valentin rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her, und der Kaufmann Pohl murrte: „Da krieg'n Se ja wieder das Programm zusamm', was m'r in jedem Konzert hab'n."

Das waren aber noch nicht alle Störungen, die dem geschäftigen Arrangeur Doktor Valentin bevorstanden.

Als Lorenz am nächsten Tag in die Wohnung des Bürgermeisters kam — das Cello hatte er vorausgeschickt — mußte er erst eine Weile allein im Musikzimmer warten, bevor die Gnädige erschien. Doktor Fritsch war noch in seiner Kanzlei. Lorenz trat zum Klavier. Da stand ein kleines Regal, ganz vollgestopft mit Musikalien. Neugierig, was die als musikalisch bekannte Dame wohl spielen mochte, zog der Gast ein paar Notenhefte heraus, und gleich pfiff er enttäuscht durch die Zähne: das war ja ödeste Operettenmusik, was da aufgestapelt lag... Er gab die Sachen zurück und griff in das nächste Fach. Na, bedeutend war das gerade auch nicht: Bravourtransskriptionen. Da und dort waren die Fingersätze mit Bleistift zwischen die Zeilen geschrieben, und die Blätter schienen sehr abgegriffen. Aber da, im dritten Fach, lagen gebundene Bücher: Klavierauszüge? Ja, freilich! Ein Tanzalbum, ein Band Couplets und da, endlich, ein Klavierauszug: „Lohengrin", dann noch „Carmen", die „Cavalleria" und wieder Operetten, bis zum jüngsten Wiener Kitsch.

Lorenz klappte den Deckel der Klaviatur auf — ‚Donnerwetter, ein Bösendorfer Flügel! Armes Instrument, für solches Zeug bist du nicht gebaut worden,' dachte er.

Nun schob er sich den Sessel zurecht, setzte sich hin und griff leicht in die Tasten. Die unteren Oktaven schlugen voll an. Er begann vom Baß herauf ein paar Läufer. Au, was war das? Vom c3 an klimperten die Tasten hölzern und falsch. Und da klirrte irgend etwas mit.

Er schlug den Ton ein paarmal an und lauschte. Dann sah er drüben im hohen Wandspiegel, daß hinter ihm die Tür geöffnet wurde. Er stand rasch auf und verbeugte sich vor der eintretenden Hausfrau. Sie mochte etwa fünfunddreißig Jahre alt sein, war schlank und brünett und sehr elegant gekleidet.

„Willkommen, Herr Professor, verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ. Ich hatte noch einiges in der Wirtschaft anzuordnen."

Lorenz dachte: ‚Wenn sie sich jetzt erst in diese Staatstoilette geworfen hat, ist's eigentlich rasch genug gegangen. Aber den Puder hätt' sie sich besser abwischen können.'

Er folgte ihrer Einladung und setzte sich ihr gegenüber in einen der Polstersessel, die um den Mitteltisch herumstanden, und nun entwickelte sich wieder das Gespräch, das ihn bei den Antrittsbesuchen von einem Haus ins andere verfolgt hatte.

Im Nebenzimmer war schon der Tisch zur Jause gedeckt. „Meinen Mann müssen Sie entschuldigen, er hat gerade heute nachmittag eine längere Verhandlung."

Dem Professor wäre es lieber gewesen, wenn er gleich mit dem Musizieren hätte beginnen können. Aber die Frau Bürgermeister schien es damit gar nicht so eilig zu haben. Sie goß ihm Kaffee ein, legte ihm mehrere Stücke Kuchen auf den Teller und begann nach kleinstädtischer Art zu nötigen, da er, wie sie meinte, nicht eifrig genug zugreifen wollte.

Endlich gelang es Lorenz das Gespräch auf die Musik zu bringen, und er bat, daß die Hausfrau ihm nun etwas auf dem Klavier vorspiele.

„Sie dürfen mich aber nicht auslachen, wenn ich patze, nicht wahr? Für den verwöhnten Großstadtgeschmack reicht's nicht aus."

Mit geziertem Lächeln geleitete sie ihn ins Musikzimmer zurück. Lorenz half ihr das Klavier öffnen, dann setzte er sich wieder in ein Fauteuil und wartete. Frau Doktor Fritsch entledigte sich, nicht ohne Geräusch, einiger Armbänder und Ringe, die sie neben das Notenpult aufs Klavier legte.

„Ja, was soll ich denn spielen?" fragte sie. „Warten Sie mal ... ach, ich weiß

Digitized by Google

schon ..." und ohne Noten begann sie nach einigen zusammenhanglosen Akkorden eine der bravourösen Transskriptionen, die Lorenz vorhin im Regal hatte liegen sehen. Den ersten Satz, wo das Thema sich ruhig aufbaute und nur leicht figuriert weiterspann, spielte sie nicht ohne Geschick, wenn auch nicht frei von einer gewissen dilettantenhaften Affektiertheit im Anschlag. Dann aber kamen schwierige Passagen, wo die stolpernden Finger gar oft über ein paar Tasten wegeilten oder daneben griffen. Und als gar die Läufe bis in die höchsten Oktaven hinaufkletterten, und die Dame trotz der falschgestimmten Saiten und des mitklirrenden Fremdtons unaufhaltsam weiterraste, da hatte Lorenz alle Mühe, seine Gesichtsmuskeln zu beherrschen, daß kein schmerzhaftes Zucken seine Qualen verrate. Na, das konnte ja gut werden! Angstvoll überdachte er indessen noch einmal den Klavierpart des Musikstückes, das er mitgebracht hatte. Gott sei Dank, er war nicht all zu schwierig. Mit einem entsetzlichen Baßtremolo und wildgehackten Akkorden in den oberen Stimmen schloß jetzt die Hausfrau ihr Spiel.

„Sehr schön," beeilte sich Lorenz zu versichern, da sie ihn fragend anschaute.

„Ja, das hat auch lang genug gedauert, bevor ich das erlernt habe," meinte Frau Doktor Fritsch naiv.

„Darf ich jetzt das Cello auspacken, gnädige Frau?"

„Ach, wollen Sie mir auch was vorspielen?"

„Ich dachte, wir könnten mit dem Proben beginnen ...?"

„O — was fällt Ihnen ein, Herr Professor, da tät' ich mich schön blamieren! Die Begleitung muß ich doch erst lernen ..."

„Sie ist nicht schwer," sagte Lorenz, war aber ganz froh, daß das Musizieren für heute zu Ende sein sollte. Nach einigen Minuten verabschiedete er sich und versprach, am Sonntag wiederzukommen. —

Mißgestimmt trat er aus dem Hause und stand eine Weile in ärgervollen Überlegungen. Diesen Valentin sollte doch wirklich der Teufel holen! Eine schöne Sache hatte der ihm da eingebrockt! Brr! Aber Gluckherin hatte es ja vorausgesagt, der kannte diese Gesellschaft ganz gut. Wer hätte auch glauben sollen, daß es so schlimm sei! Na, nun war's nicht mehr zu ändern, man mußte erst einmal abwarten. Aber dem Valentin wollte er heute noch seine Meinung sagen, der sollte seine Freuden erleben! Langsam ging Lorenz über die Straße. „Pardon, Herr Professor, einen Moment!" Er wandte sich um. Da war ja schon der Herr G'schaftelhuber. Aber eine blonde junge Dame stand neben ihm, man konnte leider nicht gleich grob werden. „Darf ich Sie dem Fräulein Ida Breuner vorstellen? — Herr Professor Lorenz, unser Cellovirtuose ... Ach, Herr Professor, helfen Sie mir doch! Das gnädige Fräulein will uns auf einmal absagen."

Lorenz lächelte und zuckte die Achseln. „Ja — darf ich denn — ich kenne doch die Gründe nicht, die das gnädige Fräulein dazu bestimmen."

„Ach," erklärte trotzig die kleine rundliche Blondine, „wenn ich gewußt hätt', daß die Seidl-Marie auch singt, da hätt' ich gleich Nein gesagt."

Doktor Valentin zog einen Papierzettel aus der Tasche, der schon sehr zerknittert und abgegriffen war. „Aber bitte, gnädiges Fräulein, ich sag' Ihnen ja, Sie kommen als erste Gesangsnummer, und das Fräulein Seidl singt erst im zweiten Teil des Programms."

Fräulein Ida nahm ihm ärgerlich den Zettel aus der Hand. „Ich mag nicht mit der dümmen, eingebildeten Person zugleich auftreten. Das ist ja wie ein Wettsingen. Und die hat ihren großen Familienanhang da. Sie werden schon sehen, die hat dreimal soviel Applaus."

„Dafür haben Sie doch wieder alle Beamten für sich!" Valentin krümmte sich fast wie vor Schmerzen.

Und Lorenz lachte: „Da brauchen Sie keine Sorge zu haben." Er wies ihr seine Hände hin: „Handschuhnummer $7^3/_4$, das gibt schon was aus! Und meine Oktavaner bring' ich Ihnen auch mit."

Das kleine Fräulein lächelte ihn freundlich an. „Überhaupt, bitte, Herr Professor, schauen Sie sich das an — das soll ein Programm sein! Kraut und Rüben ist das! Eine Hanswursterei!"

‚Donnerwetter,' dachte Lorenz, ‚der Valentin hat eine Lammsgeduld. Na warte, jetzt werd' ich dir das Cellosolo versalzen,

Digitized by Google

teurer Knabe.' — Er nahm den Zettel und las. „Ja," sagte er, „das geht wirklich nicht."

Dem Professor gegenüber schien Valentin weniger Geduld üben zu wollen. Er riß ihm den Zettel aus der Hand. „Was geht schon wieder nicht?"

„Ja, Herr Doktor," erklärte Lorenz mit ernstester Miene, „Sie können doch wirklich nicht verlangen, daß sich das Fräulein so etwas gefallen läßt. Schau'n Sie," er griff nach dem Zettel, „da steht: Schumann-Lieder, gesungen von Fräulein Breuner — und gleich danach: Wiener Couplets, vorgetragen von Doktor V. — Das sind Sie, nicht wahr?"

„Nun, ja?"

„Aber das ist doch unmöglich," fuhr Lorenz fort und rang die Hände in geheucheltem Abscheu. „Sie können doch nach Schumann keine Couplets ansetzen!"

Fräulein Ida klopfte in eifriger Zustimmung und Freude mit der geballten Rechten auf ihre linke Hand. „Seh'n Sie," wandte sie sich an Valentin, „das hab' ich auch gesagt. Eine Geschmacklosigkeit ist das."

Lorenz machte die Sache Spaß. „Natürlich," sagte er, „und dann wollen Sie wieder auf das Violinsolo die Scherzgedichte vom Konzipisten Binder folgen lassen.

„No — und die mögen erst gut sein!" fügte das Fräulein hinzu. „Dem seine schlechten Witze kennt man ja."

Valentin schaute ratlos auf sein Notizen. Da nahm ihm die der Professor schon wieder weg. Der kleine Beamte wurde nervös, aber Lorenz redete unerbittlich weiter: „Überhaupt, mit dem Programm werden Sie nicht viel aufstecken."

„Ja, was soll ich denn machen?" fuhr Valentin auf.

„Zuerst den musikalischen Teil," meinte Fräulein Breuner, „und dann, wenn's schon sein muß, können Sie Ihre Couplets und das andere dumme Zeug bringen."

„Aber dann kommt ja der Gesangsvortrag von Fräulein Seidl wieder näher zu Ihrem!" jammerte der kleine Jurist, der nun seinen Zettel wieder erwischt hatte.

„Ich sag' Ihnen ja, ich tu' nicht mit, wenn die singt!"

„Nein," sagte da Lorenz, „das war ja schon erledigt, Sie haben diese Drohung zurückgenommen. Wir werden das so machen!" Lorenz streckte die Hand aus. „Geben Sie den Wisch noch einmal her, Doktor Valentin. Also 1. Prolog — das kann so bleiben. Dann 2. Fräulein Breuner, dann die Instrumentalpiecen und zum Schluß des ersten Teils Fräulein Seidl."

„Nein," weigerte sich die Blonde wieder, „da soll nur die Seidl zuerst singen und ich am Schluß des ersten Teils. Vor der Pause ist dann mehr Zeit, da kann man eher Zugaben machen."

„Also — gut," notierte Valentin aufatmend. „Jetzt bleibt's aber dabei."

„Spielen Sie auch Klavier, Herr Professor?" fragte nun Fräulein Ida.

„Ja."

„Kennen Sie Schumann, kennen Sie die Lieder?"

„Was wollen Sie singen?"

„Die ‚Soldatenbraut' und etwas aus dem ‚Liebesfrühling'."

„Famos."

„Ja, aber Doktor Valentin der begleitet nicht gut. Der hackt das Zeug herunter wie seine Wiener Couplets."

„Er wird sich schon Mühe geben," meinte Lorenz, der das Gespräch abkürzen wollte.

„Ach, wissen Sie was, Herr Professor, kommen Sie doch morgen nachmittag mit Doktor Valentin zu uns. Vielleicht können Sie ihm zeigen, wie er begleiten soll."

Lorenz verbeugte sich.

„Gerne! Herr Doktor Valentin, Sie sind vielleicht so freundlich bei mir anzuklopfen und mich abzuholen."

Valentin nickte verärgert, und Lorenz verabschiedete sich. Kaum war er weiter gegangen, fing das Fräulein wieder an: „Seh'n Sie, mir haben Sie's nicht geglaubt. Jetzt haben Sie's gehört, was das für ein Programm war. Natürlich, Sie verstehen ja alles so ausgezeichnet! Überhaupt ist der Professor viel netter als Sie. Da tun Sie immer, wie wenn Ihnen, weiß Gott wieviel an einem gelegen wär', und dann fordern Sie die Seidl-Marie für Ihr Konzert auf."

Vergebens versuchte Doktor Valentin zum hundertsten Male ihr begreiflich zu machen, daß er an dieser Sache unschuldig sei. Sie antwortete nichts weiter als: „Der

Digitized by Google

Professor hätt' einem das nicht angetan, das weiß ich."

Und als dann Lorenz am nächsten Tag mit Valentin kam und nach den wirklich recht mäßigen Versuchen des jungen Doktors sich selbst an den Flügel setzte und Fräulein Ida begleitete, da war die blonde Sängerin gleich so begeistert, daß sie stürmisch erklärte: sie singe überhaupt nur, wenn Lorenz für Valentin eintrete und auch im Konzert die Begleitung übernehme.

„Bitte, bitte, wie Sie meinen, gnädiges Fräulein," sagte der Beamte und schaute sie mit seinen sentimentalen Äuglein traurig an. Dem Professor tat er jetzt schon leid. Also versuchte Lorenz ihm zu helfen. Er meinte, es werde doch wohl nicht gehen, er müsse jetzt jeden Tag mit der Frau Bürgermeister üben, da bleibe ihm keine Zeit. Aber Fräulein Ida erklärte, sie brauche gar keine Übung mehr, nur noch die Generalprobe, weil Lorenz gleich das erstemal die Begleitung vollendet gespielt habe ... Da blieb ihm nichts übrig, als sich zu fügen. Valentin aber schloß sich, als sie fortgingen, auf der Straße der Apothekerstochter an und wußte es so einzurichten, daß er mit ihr dann zweimal vor dem Hause des Finanzrats vorbeikam.

Frau Doktor Fritsch begrüßte am Sonntag ihren Gast wieder in einer andern Toilette. Diesmal war auch der Bürgermeister zu Hause, und wie unlängst so mußte Lorenz auch heute zunächst am Nachmittagskaffee teilnehmen und eine langweilige Unterhaltung über sich ergehen lassen. Endlich wagte er schüchtern zu fragen, wie weit die gnädige Frau mit dem Studium der Klavierbegleitung gekommen sei.

„Ach," sagte die Dame und lächelte, „das ist mir zu schwer, Herr Professor, das kann ich wirklich nicht."

Lorenz schaute überrascht und ratlos auf.

„Ich hab' mir's überlegt," fuhr sie fort. „Wozu soll ich denn erst etwas anfangen, wenn ich sehe, ich kann's nicht. Und die Herren wollen doch überhaupt diesmal möglichst viel neue Kräfte aufs Podium bringen."

„Tja ... das war wohl die Absicht," der Bürgermeister blies den Rauch seiner Zigarre in die Luft, und die Dame sprach sogleich lächelnd weiter.

„Also hab' ich Ihnen und den andern Herrschaften eine Überraschung vorbereitet. Ich hab' noch vorgestern meiner Schwester nach Karlsbad geschrieben, die ist eine vorzügliche Pianistin, die spielt alles vom Blatt. Ich hab' sie eingeladen, herzukommen und für mich einzutreten. Heute abend wird sie da sein."

„Da haben die jungen Herren gleich ein hübsches Mädel mehr als Tänzerin für den Abend," erklärte der Bürgermeister.

„Getanzt soll auch werden?" Lorenz, der bis jetzt ganz verblüfft dem Rededuett zugehört hatte, staunte. „Das hab' ich gar nicht gewußt."

„Ja natürlich! Was wär' denn das sonst für eine Unterhaltung," antwortete der Bürgermeister, und seine Frau meinte: „Die jungen Mädchen haben hier ohnehin nicht viel Gelegenheit."

„Wissen Sie," — Doktor Fritsch lehnte sich in seinen Sessel zurück und sprach überlegen, als rede er zu einer versammelten Gemeindevertretung — „das ist auch sehr notwendig, daß die Herren möglichst viel neue Kräfte bringen. Wenn auch gewissermaßen das Interesse an der neuen Vereinigung diesmal voraussichtlich für stärkeren Besuch sorgen dürfte, steht doch andererseits auch zu befürchten, daß ..."

„Ja," redete die Frau Bürgermeister drein, „das ist sehr gewagt, so zwei Tage bevor das Theater anfängt."

„Daß da," ergänzte der Bürgermeister, „sich doch wiederum mancher vor der Ausgabe scheuen wird."

„Wie's schon in manchen Familien ist," sagte wieder die Dame, „wo mehrere Personen gehen, nicht? Bei den ersten Theatervorstellungen möcht' jeder dabei sein."

„Und wenn man für Samstag schon seine zwei, drei Gulden beim Vorverkauf bezahlt hat ..."

„Da überlegt man sich's," schloß die Hausfrau den begonnenen Satz, „am Donnerstag auch noch Geld für ähnliche Vergnügungen auszugeben." —

Während man sich so im Hause des Bürgermeisters am Marktplatz über die Aussichten der Veranstaltung unterhielt, schrie in seiner Wohnung in der Postgasse der Kaufmann Pohl mit Frau und Tochter herum: „Jetze wird m'r's aber schon zu

Digitized by Google

dumm ... Da muß ich andere Saiten aufziehn ... Das wär' noch schöner ... Für de erschte und zweite Theatervorstellung habt's Ihr Euch Karten kauft ohne mich zu fragen ... macht für zwei Plätz' drei Kronen jedesmal ... Meintswegen, ich hab' nischt darwider ... Aber jetze, wenn Ihr m'r noch ein Wort sagt von der Beamtenbagage un ihrem Dreckabend ..."

Fräulein Mathilde greinte. „Alle meine Freundinnen ..."

„Können m'r 'n Buckel 'rauf- un 'runterrutschen ... Du hast dich nach mir zu richten ... Ich bin doch der Herr im Haus ..."

„Weil de nur wieder was hast zum aufmischen!" fuhr Frau Pohl dazwischen. „Da machste dich groß mit dein' Geschrei ... Für so was haste natürlich kein Verständnis ... Wenn's nur von deine närrischen Wasserbrüder wär', da tätste uns hinschicken, auch wenn m'r net gehn wollten ..."

Der Kaufmann hatte bei dem Wort Wasserbrüder einen Sessel aufgehoben und stieß ihn jetzt wütend auf den Boden. „Wo solche Indevidiums mitspielen wie der lungenkranke Professer, da hat meine Tochter nischt zu suchen! Wenn se hab'n können die blöde Gans, die Tochter vom Apotheker, auffordern zum Singen, da hätten se können meine Tochter auch zum Mitwirken einladen!" Er verriet jetzt im Zorn den Hauptgrund seiner Aufregung.

Da stimmte ihm auf einmal seine Frau zu: „Das is wahr! Da haste eig'ntlich recht! Das brauch' m'r sich net gefallen zu lassen! Die Thilde hätt' können ganz gut e paar Gedichte auffagen! Ja, aber da is m'r den Leuten net nobel genug dazu! Dann soll'n se sich ihre Eintrittsgelder auch von die andern Leut' zahlen lassen. Da haste recht. Ich geh' net hin, und du bleibst auch zu Hauf'", herrschte sie jetzt die Tochter an.

Fräulein Mathilde schluchzte laut. Kurzbauer hatte ihr erzählt, daß den Obergymnasiasten der Besuch des Abends erlaubt worden sei, und sie hatte gehofft, mit ihrem Verehrer einmal ausgiebig zu tanzen. Weinend ging sie aus dem Zimmer. Aber sie sollte doch noch in das Konzert kommen ...

Für Mittwoch abend war die Generalprobe im Theatersaal des „Krugs zum grünen Kranze" angesetzt. Schon seit fünf Uhr nachmittags wirtschaftete Doktor Valentin da herum. Er beaufsichtigte auf der dunkeln Treppe, über die man vom Hof aus den Saal erreichte, den Transport des Klaviers, das der Bürgermeister zur Verfügung gestellt hatte, und machte sich dann, während auf der Bühne oben der Klavierstimmer seine Arbeit besorgte, im Künstlerzimmer zu schaffen, schleppte selbst einen Tisch und ein Notenpult auf das Podium hinauf, rannte im Saal hin und her und setzte sich wieder, ermüdet von seiner planlosen, nervösen Geschäftigkeit, auf einen Sessel und hörte zu, wie der Klavierstimmer immer den gleichen Ton und dann einen Akkord anschlug. Seltsam widerhallten die Klänge in dem ausgeräumten Saal. Durch die ungeputzten Fenster, die auf den Hof hinausschauten, kam das trübe Abendlicht gedämpft herein, auf dem Parkettboden lag Staub, da und dort durchquert von der Spur eines durch den Saal geschleiften Sessels. Im Hintergrund und im Nebenzimmer waren die Stühle aufeinandergetürmt, die für die Theatervorstellungen immer in Reihen aufgestellt wurden.

Plötzlich fuhr Valentin erschreckt auf; jetzt erst war ihm aufgefallen, daß der Klavierstimmer mit dem Instrument — inmitten eines Waldes aus aufgemalten Bäumen saß. Das konnte unmöglich so bleiben, da mußten andere Kulissen her! Valentin lief aufgeregt die Treppe hinunter, packte den ahnungslos vor der Einfahrt stehenden Hotelier am Arm und verlangte, daß er sofort die Szene im Theater oben ändern lasse.

Mit Mühe gelang es dem Wirt, ihm begreiflich zu machen, daß das ja Zeit habe bis morgen, daß der Hausknecht jetzt mit andern Dingen beschäftigt sei, daß dazu überhaupt noch ein Arbeiter aufgenommen werden müsse und daß man heute ohnehin nicht mehr fertig werden könnte, da die andern Kulissen abgeräumt seien.

„Sie können sich drauf verlassen, Herr Doktor, morgen früh gleich lass' ich's z'sammrichten."

„Aber das sag' ich Ihnen: morgen mittag muß alles in Ordnung sein, sonst ..."

Digitized by Google

„No, wenn ich's Ihnen versprech'."

Valentin schaute auf die Uhr. Es war dreiviertel sieben; um halb acht sollten die Mitwirkenden sich versammeln. Er trat rasch in den Speisesaal und ließ sich eine Tasse Kaffee bringen, trank sie gleich aus und eilte wieder hinauf. Der blinde Klavierstimmer packte sein Werkzeug ein und ließ sich fortführen, und der Pikkolo aus dem Gastzimmer unten kletterte gerade vom Tisch herunter, auf den er hatte hinaufsteigen müssen, um die Gaslampen auf der Bühne anzuzünden. Im Saal brannte auch nur eine trübe Flamme . . .

Pünktlich um halb acht kam der Volksschullehrer Illing, dessen Violinsolo Valentin selbst am Klavier begleiten sollte.

„Können wir nicht gleich anfangen, Herr Doktor?" fragte er. „Ich möchte gern bald gehen. Ich hab' heute meinen Kartenabend mit ein paar Kollegen in der ‚Goldenen Ente'."

Valentin war ohnehin schon sehr nervös. Das brachte ihn jetzt gleich ganz aus der Fassung. „Nein, was fällt Ihnen ein? Das geht nicht! Wozu haben wir denn Generalprobe? Das heißt doch, daß alles genau so wie morgen abend vorgenommen werden soll."

„Es handelt sich doch nur darum . . ." wagte der Lehrer einzuwenden, aber Valentin ließ ihn gar nicht ausreden.

„Es handelt sich um weiter nichts, als daß Sie mir, bitte, meine Ordnung nicht stören sollen! Sie haben Nummer drei, also müssen Sie, bitte, warten! Sie können ja nachher gleich fortgehen!"

Er lief aufgeregt die kleine an die Rampe angelegte Stiege zur Bühne hinauf und rückte den Tisch, den der Pikkolo unter der Lampe hatte stehen lassen, wieder an die Wand. Der Lehrer ging indessen hinaus und schrie in den Hof hinunter, man solle ihm ein Krügel Bier heraufschicken. Dann kamen Apotheker Seidl mit seiner Tochter und dem Konzipisten Binder und gleich darauf zwei junge Beamte, die auch mitwirken sollten.

Valentin begrüßte sie und trug rasch ein paar Sessel herbei. Als nun der Pikkolo das Bier für den Lehrer brachte und der Apotheker sein Stammkrügel auch hier herauf verlangte, geriet der unruhige Arrangeur wieder in große Verlegenheit.

„Pardon, Herr Apotheker müssen entschuldigen, aber das geht nicht."

„Wieso? . . . hem — hem . . . Warum soll ich nicht auch hier trinken dürfen? . . . hem — hem . . ."

„Pardon, ich meine nicht das Trinken. Ich wollte Sie bitten, daß Sie das Ende der Probe vielleicht unten im Speisesaal abwarten. Wir können heute noch keine Gäste zulassen . . . Das geht nicht."

„Ich soll also . . . hem — hem . . . fortgehen, wollen Sie sagen?"

„Ja — allerdings. Bitte, das nicht falsch aufzufassen . . ."

Eben trat der Bürgermeister mit seiner jungen Schwägerin und Professor Lorenz ein. Der Apotheker wandte sich sofort an ihn. „Also, hem — hem, nur gleich wieder kehrtmachen! Herr Bürgermeister, hem — hem — und abfahren! Herr Doktor Valentin wirft uns hinaus . . ."

Das brachte den Kleinen wieder zur Verzweiflung. Er rang die Hände. „Aber, bitte, wie können Sie das sagen? Sie müssen doch einsehen . . ."

„Hem — hem . . . schon gut . . . Nehme nichts übel."

„Also auf Wiedersehen, meine Herrschaften," sagte der Bürgermeister, nahm den Apotheker unterm Arm und ging mit ihm weg.

Fräulein Seidl und die Schwester der Frau Bürgermeister, eine etwa zwanzigjährige brünette Dame, kannten sich schon von früher und hatten sich sofort herzlich begrüßt.

„Also was ist, haben Sie schon angefangen?" fragte Lorenz.

„Es fehlt ja noch Fräulein Breuner," sagte Valentin in verärgert weinerlichem Tone.

Lorenz zog die Uhr. „Es ist schon viertel neun."

Der Lehrer stimmte gleich zu: „Ja, ich meine auch, wir müßten anfangen."

„Aber, meine Herren," stöhnte der Arrangeur, „ich kann doch nicht anfangen, wenn schon die Nummer zwei nicht da ist!"

„Wieso Nummer zwei?" fragte Lorenz. „Das ist doch geändert worden, zuerst singt ja Fräulein Seidl, nicht wahr?"

„Nein, Herr Professor," mischte sich die Apothekerstochter ein, „ich singe als letzte im ersten Teil."

Digitized by Google

Marionetten. Gemälde von Julius Heß

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ja," entschuldigte sich Valentin, „ich kann's nicht allen Leuten recht machen. Ich bin ja auch nur ein Mensch. Meine Nerven haben auch gewisse Belastungsgrenzen!"

„Aber bitte, bitte, ereifern Sie sich nicht!" Lorenz lachte. „Mir ist das ja natürlich ganz gleich. Fragt sich nur, was Fräulein Breuner dazu sagen wird."

„Wenn ihr's nicht recht ist," erklärte Fräulein Seidl schnippisch, „kann sie's ja bleiben lassen."

Lorenz konnte ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken; ihm war das in der Tat gleichgültig, aber er wollte dem zurückgesetzten Liebhaber und dem patzigen Apothekermädel nicht die Freude lassen, Fräulein Ida geärgert zu haben. „Donnerwetter," sagte er, „da hab' ich vergessen, einen Brief aufzugeben. Ich komme gleich wieder!"

„Dableiben!" schrie Valentin, der sich schon wieder am Klavier zu schaffen machte. „Dann können wir wieder auf Sie warten, Herr Professor!"

Aber Lorenz kümmerte sich nicht um sein Gejammer. In der Einfahrt erwartete er die Tochter des Finanzrats, und während er sie die Treppe hinauf begleitete, sagte er: „Wissen Sie, ich hab' dem Valentin mit großer Mühe eingeredet, daß er Sie doch als erste Gesangsnummer placiert, weil ich weiß, daß die Leute am Anfang viel beifallslustiger sind als später. Da sind sie schon ermüdet."

Sie schaute ihn mit dankbarem Lächeln an.

„Also, los!" rief Doktor Valentin, als die beiden miteinander den Saal betraten. „Jetzt können wir anfangen. Nummer eins: Prolog von Doktor Joseph Binder! Bitte!"

Der Konzipist, der eifrig bemüht war Fräulein Seidl zu unterhalten, rührte sich nicht.

„Herr Konzipist, Sie sollen anfangen!"

„Ja, ich komme doch erst im zweiten Teil?"

„Wieso? Sie haben doch den Prolog!"

„Verfaßt, jawohl, aber ich trag' ihn doch nicht vor! Welche von den Damen spricht ihn denn?"

„Aber davon haben Sie mir kein Wort gesagt, daß ihn eine Dame sprechen soll!"

„No, hören Sie, ich hab' Ihnen doch das Manuskript gegeben, haben Sie's nicht gelesen? Oder haben Sie sich vielleicht eingebildet, ich würde mich selbst da hinaufstellen und anfangen: ‚Als Göttin Eintracht grüß' ich euch, ihr Gäste, versammelt hier zum ersten frohen Feste ...' Seh' ich aus wie eine Göttin?"

Der Lehrer Illing klatschte gleich begeistert Beifall, Fräulein Seidl lachte. „Eine schöne Göttin mit einem Vollbart!" Und Valentin fuhr sich verzweifelt mit beiden Händen in die Haare. „Ja, was sollen wir denn jetzt anfangen? Will eine von den Damen die Güte haben, den Prolog zu übernehmen?"

Alle wehrten energisch ab.

„Dazu hätten Sie sich die Pohl-Mathilde engagieren sollen," meinte Lehrer Illing und hob bedeutsam die Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger in die Höhe, „die hat schon in der Schule immer sehr gut rezitiert und wirkt bei allen solchen Veranstaltungen mit. Gerade diese klang- und schwungvollen Verse lägen ihr ganz besonders."

„No — wenn Sie aber jetzt erst kommen, da wird sie nicht mittun," wandte Fräulein Breuner ein, „da wird sie groß tun und die Beleidigte spielen."

„Das will ich schon arrangieren," versprach der Lehrer.

„Also, in Gottes Namen, wenn Sie das übernehmen wollen!" Valentin atmete auf.

„Gehn wir weiter. Nummer zwei." Er stockte und begann zu stottern. „Es... war... es war leider nicht anders möglich ..."

Fräulein Breuner hörte ihm gar nicht zu und war schon, von Lorenz geleitet, die Stufen zur Bühne hinaufgestiegen. Valentin schaute überrascht zu, und auch auf dem Gesicht der Apothekerstochter spiegelte sich Enttäuschung.

„Ja," rief jetzt Lorenz herunter, „wird hier zu Land stehend Klavier gespielt?"

„Pardon." Konzipist Binder reichte ihm den Sessel hinauf. „Ich hab' ihn gerade vorhin weggenommen, entschuldigen Sie."

Nun ging's endlich vorwärts. Die kleine Blondine sang die Schumannschen Lieder mit guter Stimme, einfach und ganz ohne Scheu. Lorenz applaudierte ihr selbst jedesmal, wenn er die Begleitung beendet hatte, und die andern schlossen sich an. Nur Valentin opponierte: „Ich möchte die Herr-

Digitized by Google

schaften sehr bitten den Beifall zu unterlassen, das hält nur auf."

Beim nächsten Vortrag war die Mahnung unnötig. Der Lehrer, ein offenbar sehr geschickter Geiger, sparte heute noch mit seinen Effekten, ließ den Bogen nur ganz leicht über die Saiten gehen, spielte sehr leise und von Anfang an in eiligem Tempo, so daß die holprige Begleitung Valentins doppelt störte. „Wir müssen das noch einmal üben," meinte der Konzeptspraktikant.

„Lassen Sie's nur gut sein, es wird schon gehen. Ihren Klavierpart können Sie für sich ja noch einmal durchnehmen." Eilig räumte der Lehrer seine Geige ein, nahm den Kasten untern Arm und grüßte: „Gute Nacht allerseits."

Die jungen Damen hatten sich Limonade bringen lassen und saßen mit den Herren um einen Tisch herum, den Konzipist Binder mit dem Pikkolo aus einem Nebenzimmer herbeigetragen hatte. Die Konzertprobe schien ihnen schon ganz Nebensache geworden zu sein. Sie lachten und schwatzten. Zum zweiten Male rief jetzt Valentin von der Bühne herunter: „Bitte, Nummer vier, Klaviervortrag von Fräulein Grete Leitner." Die Schwägerin des Bürgermeisters kümmerte sich nicht darum. Sie erzählte gerade von neuen Herbstmoden, die sie unlängst in Prag gesehen habe.

Valentin stand mit gesenkten Armen ratlos neben dem Souffleurkasten und schaute zu der lauten Tischgesellschaft hinüber. Die Dame war ihm noch fremd, und als Verwandte des Bürgermeisters mußte sie doppelt höflich behandelt werden.

„Bitte, Fräulein Leitner ... Ihr Solo," rief er wieder hinunter und überzeugte sich nochmals durch einen Blick auf seinen Zettel, daß es auch stimmte: Nummer vier war Fräulein Leitner.

Endlich nahm sich Lorenz, den die Sache belustigte, des hilflosen Valentin an. „Gnädiges Fräulein, die Reihe ist an Ihnen."

„Ach, ich danke schön," antwortete sie, „ich brauch' keine Probe weiter. Es wird morgen schon gehen."

Der Arrangeur versuchte Einwände: „Bitte ... nein, wir wollen doch einen Gesamteindruck haben." Aber es half nichts. Fräulein Leitner wollte einfach nicht.

Doktor Valentin sah ein, daß er nur unnütz Zeit verlor, wenn er noch länger wartete. „Also: Nummer fünf!" rief er, „Herr Professor Lorenz — am Klavier Fräulein Grete Leitner."

Lorenz stand auf. „Sie sehen, Fräulein, es hilft nichts, die Reihe ist doch an Ihnen," sagte er lächelnd. Sie seufzte affektiert: „Wenn's denn sein muß ..." und ging ihm voraus auf die Bühne.

Valentin stand neben dem Klavier. „Darf ich Ihnen die Notenblätter umwenden?" fragte er.

„Danke, es ist nicht nötig."

So setzte er sich denn in eine Ecke des Bühnenraums. Seine sentimentalen Augen schauten unverwandt zu ihr hinüber. Ach, war das Mädel schön! Wie graziös sie sich bewegte, wie leicht ihre gelenkigen Hände über die Tasten glitten! Sie spielte einen schwierigen Lauf, schlug ein paar Akkorde an, als wollte sie sich mit dem Instrument vertraut machen, während Lorenz sein Cello aus dem Kasten nahm. Dann gab sie ihm den Ton an, ein paar Sekunden nur, das Cello stimmte. Lorenz nickte leicht. Fräulein Grete begann, und gleich darauf sang auch das Cello schon seine getragene Melodie. Valentin ließ noch immer keinen Blick von der hübschen jungen Dame. Das war doch noch etwas anderes als diese eigensinnige, dicke kleine Breuner! Mit der wollte er sich schon nicht mehr ärgern. Das hatte er nicht nötig. Die Fremde da war ihm viel sympathischer. Und wie sie spielte! Valentin überlegte schon, was er ihr wohl dann Angenehmes sagen könnte. Ganz laut — die Breuner sollte es nur hören! — wollte er ihr Komplimente machen. Ah, ja, mit der hatte er's jetzt satt! Ein zufriedenes Lächeln kam in sein Gesicht, die schwärmerischen, wasserblauen Augen liebkosten mit ihren Blicken die schlanken Hände des Mädchens, und der kleine Doktor merkte gar nichts davon, mit wie virtuoser Kunst Professor Lorenz sein Violoncell meisterte, hörte nicht die volltönenden Passagen, das schwermütige Singen der Kniegeige ... Er war ganz versponnen in Träume, die ihn an der Seite der schönen Fremden durch die Straßen der Stadt spazieren ließen.

Jetzt schwieg das Cello, die Pianistin spielte noch drei, vier leise Takte, dann verhauchte der letzte Ton.

Digitized by Google

Valentin sprang auf, um zu Grete Leitner zu treten und ihr seine Bewunderung zu sagen. Doch da dröhnte durch den leeren Saal die Stimme des alten Oberleutnants: „Bravo! Bravissimo, Professore! Famos! Famos!“ Und der Offizier, der längst unbemerkt eingetreten und im Dunkel stehengeblieben war, kam mit lärmendem Beifallsklatschen zur Bühne heran.

Valentin hatte sich erschrocken umgewandt, die ganze schöne Rede, die er sich ausgedacht, war ihm entfallen. Er ärgerte sich. Was hatte dieser Oberleutnant hier zu suchen? Wütend wollte er von der Bühne herunter, und da gerade Fräulein Leitner an den Stufen stand, sprang er von der Rampe herab in den Saal, glitt aus, stolperte und saß auch schon auf dem staubigen Parkett.

Der Oberleutnant lachte. „Langsam, langsam, Herr Doktor, machen Sie keine Akrobatenkunststücke!“

Ganz rot im Gesicht stand Valentin rasch auf. Seine Erregtheit war durch das kleine Mißgeschick maßlos gestiegen, seine Stimme überschlug sich: „Herr Oberleutnant, ich muß mir das ausbitten! Sie stören die Probe!“

„No, no, no, beruhigen Sie sich, junger Herr.“ Der Oberleutnant runzelte die Stirn.

Aber der kleine Beamte war ganz außer sich. Mit heißen Augen und schwer atmend trat er zu dem Offizier. „Ich bitte sehr! Sie sind ungebeten eingetreten!“ Ganz unabsichtlich legte er seine Hand auf den Arm des Oberleutnants.

„Hand weg!“ schrie ihn da der alte Herr an. „Was soll das heißen? Vielleicht werden Sie sich doch noch besinnen, mit wem Sie reden!“

Valentin wurde bleich, er zitterte vor Wut. „Sie haben hier gar nichts zu suchen,“ stieß er hervor.

„Sie sind übergeschnappt, kleiner Bursche!“

„Herr Oberleutnant —!“

Der andere wandte sich um und ging mit einer Verbeugung gegen die übrige Gesellschaft weg. Seine Schritte hallten. Valentin suchte nach Worten. Es fiel ihm nichts anderes ein als die Wendung, die er aus Büchern und Theaterstücken im Gedächtnis hatte. „Sie werden von mir hören,“ rief er dem Offizier nach.

„Das hoffe ich,“ brummte der.

Der ganze Vorfall hatte nur wenige Minuten gedauert. Die jungen Damen standen mit klopfenden Herzen, die Herren mit ernsten Mienen bei ihrem Tisch. Nur Lorenz fiel es nicht ein, die Sache tragisch zu nehmen. Ihn belustigte der kleine Blonde, der, noch immer bleich und zitternd vor Aufregung, sich Mühe gab, ruhig und gelassen zu erscheinen und nicht ohne Pose jetzt herbeikam und sich an ihn wandte: „Herr Professor, wollen Sie die Freundlichkeit haben, meine Vertretung zu übernehmen?“ Lorenz nickte, und Valentin schaute auf den Zettel, den er noch immer in den bebenden Händen hielt. „Es folgt also . . .“ sagte er und seine Stimme vibrierte, „Nummer sechs — Liedervortrag von Fräulein Seidl, am Klavier — ich... Bitte!“ Er wandte sich an die Apothekerstochter und geleitete sie die Stufen hinauf zur Bühne.

Fräulein Ida Breuner, die ihn unlängst noch so wenig respektvoll behandelt hatte, schaute ihm mit stiller Bewunderung nach. Seine scheinbare Ruhe imponierte ihr, und er war plötzlich interessant geworden: er hatte ein Duell.

Die Aufregung schien einen guten Einfluß auf Valentins Spiel zu nehmen. Er begleitete leicht und mit Geschick die freilich auch viel einfacheren Operettenmelodien, die Fräulein Seidl sang. Als sie damit fertig waren, kam eben der Bürgermeister herauf. „Nun, meine Herrschaften, wie weit sind Sie? Können wir gehen, Gretel?“ fragte er seine Schwägerin und wandte sich gleich zu der Tochter des Finanzrats: „Der Herr Papa wartet auch schon.“ Und dann zu Fräulein Seidl: „Aber der Herr Apotheker ist vorausgegangen.“

„Der Herr Konzipist Binder wird schon so freundlich sein, mich zu begleiten.“

„Natürlich, mit allergrößter Freude! Wir müssen nur noch den zweiten Teil des Programms proben.“

„Den können Sie sich wohl für heute schenken,“ meinte Lorenz, „die Herren werden ihre Sache schon gut machen.“

„Sonst schließen Sie sich uns an, Fräulein Seidl,“ sagte der Bürgermeister, „wir haben ja den gleichen Weg.“

„Den zweiten Teil können wir lassen,“ erklärte jetzt auch Valentin und flüsterte

Digitized by Google

Lorenz zu: „Bitte, kommen Sie dann mit mir."

So wurden denn die Instrumente und Noten verwahrt; der Bürgermeister, der nichts von dem Streit Valentins mit dem Oberleutnant wußte, sorgte jetzt dafür, daß die Unterhaltung der noch immer verstimmten Gesellschaft lebhafter wurde. Plaudernd, in Gruppen ging man die schmale, schlecht beleuchtete Stiege hinunter und durch den Hof. In der Einfahrt verabschiedete sich Lorenz, so gern er auch seine hübsche Partnerin begleitet hätte, zugleich mit Valentin von den übrigen. Er schrieb noch rasch auf eine Visitenkarte ein paar Zeilen, mit denen er dem Oberleutnant mitteilte, daß er in der Angelegenheit Doktor Valentins morgen um ein viertel zwölf Uhr vormittag im Speisesaal des Hotels warten wolle. Der Oberkellner übernahm die Karte zur Besorgung. Dann gingen die beiden nebeneinander nach Hause.

Lorenz hatte die Vertretung nur übernommen, weil er hoffte, die Affäre beilegen zu können. Aber vorläufig sollte der Kleine nur noch weiter klappern vor Angst.

„Können Sie überhaupt fechten?" fragte der Professor und schaute seinen Zimmernachbar von der Seite her an.

„Nein."

„Da wird's gescheiter sein, wir einigen uns auf Pistolen." Das klang ganz einfach und selbstverständlich.

„Natürlich," fuhr Valentin auf, „der Oberleutnant ist ein berühmter Schütze. Glauben Sie, ich habe Lust, mich totschießen zu lassen?"

„Wozu machen Sie auch solche Sachen?"

Valentin schwieg.

Lorenz lachte. „Ich hab' Ihnen gleich gesagt, Sie sollen mich nicht zur Mitwirkung zwingen. Da wäre die ganze Geschichte vielleicht nicht passiert. Das ist jetzt die Strafe."

„Zum Witze-Anhören bin ich wirklich nicht aufgelegt!"

„Gott — soll ich auch noch den Kopf hängen lassen?"

Nach einer Weile fragte Valentin: „Glauben Sie, daß sich die Sache auf friedlichem Wege schlichten ließe, daß ich mich entschuldigen kann . . .?"

Lorenz pfiff durch die Zähne. ‚Schau, schau,' dachte er, ‚vorhin hat das Kerlchen so groß getan. Wird dir gar nichts schaden, wenn du einmal schlecht schläfst.'

„Ich glaub' halt nicht, daß er wollen wird. No, schließlich können Sie ja auch noch lebend aus dem Duell hervorgehen."

„Es ist nicht meinetwegen. Glauben Sie nur nicht, daß ich Angst habe."

„Gott bewahre," sagte Lorenz.

„Meine Eltern sind alt, ich bin das einzige Kind . . ."

„Wir wollen halt sehen, was sich tun läßt. Ich will mir den Professor Gluckhenn als zweiten mitnehmen, wenn's Ihnen recht ist."

„Ja — wen Sie wollen . . ."

In dieser Nacht blieben die Fenster der Beiden noch lange hell. Valentin saß vor seinem Schreibtisch, zog ein Fach nach dem anderen heraus und machte Ordnung, und endlich begann er Briefe zu schreiben. Seine Augen waren heiß, seine Ohren glühten . . .

Daneben in seinem Arbeitszimmer ging Lorenz mit der Zigarre im Munde rastlos auf und ab. Immer einmal warf er sich in einen Polstersessel, runzelte die Stirn und starrte in die Luft. Und stand wieder auf, um seine Wanderung fortzusetzen. Aber ihn beschäftigte längst nicht mehr die Affäre des kleinen Doktors. Er dachte an ein schlankes, brünettes Mädchen . . .

Und das war nicht seine Braut in Wien, sondern die Schwester der Frau Bürgermeister . . .

⁂ ⁂ ⁂

Auf dem Wege zur Schule traf Lorenz den Professor Gluckhenn, erzählte ihm von dem Streit bei der Probe und bat ihn, um elf Uhr mit ins Hotel zu kommen.

Gluckhenn schüttelte den Kopf. „Nein, Verehrtester, da nehmen Sie sich nur einen andern mit. Für solchen Unfug bin ich nicht zu haben. No ja, Ihnen macht das noch Spaß, aber ich bin zu alt dazu."

„Spaß — ist nicht das rechte Wort. Ich denke mir, daß wir da eine geringfügige Sache durch unsere Intervention auf das Nötigste einschränken und vielleicht ein Unglück verhüten können."

„Wär' schon ein Unglück," brummte Gluckhenn ärgerlich, „wenn der alte Radau-

Digitized by Google

macher oder der kleine Wichtigtuer eins auf die Nase kriegen tät'! Ah, nein, ich mag nichts wissen davon."

„Der Valentin hat schon jetzt genug, der hat die ganze Nacht Abschiedsbriefe geschrieben."

„Ein Hanswurst. Lassen Sie mich in Ruh damit. Sein S' net bös, Herr Kollega . . ."

Also holte Lorenz nach Schulschluß den Konzipisten Binder ab und nahm den als Zweiten mit zu der Vertretersitzung. Der Oberleutnant hatte einen jungen Advokaten, der Reserveoffizier war, und den Doktor Grünert, einen früheren Militärarzt, geschickt. Die beiden Herren saßen schon gemütlich bei einem Frühschoppen, als Lorenz mit Binder in den Speisesaal trat. Sehr gefährlich, das merkte der junge Professor gleich, war ihre Auffassung der Sache auch nicht. Und bald war man einig. Es wurde ein Protokoll aufgenommen, das die Angelegenheit möglichst einfach und entschuldbar darstellte. Doktor Valentin sei von der Musikprobe nervös und infolge des Ausgleitens auf dem Parkett etwas erregt gewesen, der Oberleutnant habe die Sache gleich zu ernst genommen. Da auf keiner Seite die Absicht zu beleidigen vorhanden war, liege kein Hindernis vor, die Affäre durch gegenseitiges Bedauern des Vorfalls und Zurücknahme der verletzenden Worte ritterlich zu erledigen. Die beiden Herren, wurde beschlossen, sollten sich beim Mittagstisch im „Krug zum grünen Kranze" einfach die Hand reichen, als wäre nichts vorgefallen. So geschah es auch. Aber in der Stadt schwirrten schon abenteuerliche Gerüchte von einem tätlichen Zusammenstoß zwischen dem Beamten und dem Offizier und von einem Pistolenduell unter schwersten Bedingungen.

Der Polizeiverwalter kam gleich nach dem Mittagessen zu Lorenz in die Wohnung. Was denn wahr wäre an der Sache, wollte er wissen. Seine sonst so treuherzigen Augen schauten unruhig und zweifelnd auf den Professor, der ihm lächelnd versicherte, es sei alles in bester Ordnung, er brauche keine Sorge zu haben. Kein kostbarer Blutstropfen sei in Gefahr.

„Also meinen Se, daß ich mich nicht mehr um die Sach' zu kümmern brauch'?"

„Ganz und gar nicht."

Der Polizeiverwalter holte sein großes blaues Taschentuch hervor und trocknete sich die Stirn ab. „Gott sei Dank," sagte er. „Bin ich froh! Das hätt' mir auch noch g'fehlt. Bei uns kommt doch so was s'ganze Jahr net vor, da weiß m'r dann net, wie m'r sich v'rhalten soll. In der Stadt wird g'red't drüber, als wenn se ausg'macht hätten, daß einer unbedingt sterben muß von die Zwei."

Lorenz lachte. „So blutgierig sind nur die unbeteiligten Herrschaften. Für das Konzert, denk' ich, ist das eine ganz gute Reklame; was meinen Sie?"

„No, darauf können Se sich verlassen! Heut abend, da kommt einmal jeder, da will doch jeder sehen, wie die Zwei einander anschau'n. In der Buchhandlung hängt schon e Zettel: ‚Sitzplätze für das Konzert ausverkauft. — Nur noch Galeriekarten an der Abendkasse!' Das is noch net dagewesen, so was. Das wird e Andrang werden heut abend. Ich hab' auch schon zwei Wachleut' mehr hinkommandiert."

Wirklich kamen schon um dreiviertel sieben die ersten Gäste, die noch Galeriekarten erringen wollten. Das waren vor allem die Oktavaner und die übrigen Obergymnasiasten. Seit sie wußten, daß Lorenz heute als Kartellträger fungiert habe, war das Ansehen des Professors bei seinen Schülern noch mehr gewachsen. Außerdem galt es, der Flamme des Mitschülers Kurzbauer, dem Fräulein Mathilde Pohl, einen würdigen Empfang zu bereiten.

Sie hatte sich zwar — wie Fräulein Breuner richtig voraussah — zunächst geweigert. Aber der Lehrer Illing wußte schon, wie er in solchen Fällen vorgehen müsse. Er strich sich nachdenklich seinen Bart. Also, sagte er, der Prolog, den Binder übrigens gestern erst gemacht habe — kein Mensch hätte früher an einen Prolog gedacht — der Prolog sei gar nicht so wichtig (so schön und wirkungsvoll er auch wäre!), man könne ihn ruhig weglassen. Die Programme würden ohnehin erst heute nachmittag gedruckt. Aber es werde wohl nicht nötig sein, darauf zu verzichten. Valentin hätte freilich gewünscht, daß möglichst viel verschiedene Kräfte mitwirkten, doch wenn die Mathilde durchaus nicht

Digitized by Google

wolle, werde man sich wahrscheinlich entschließen, den Prolog von Fräulein Seidl sprechen zu lassen, die ihn gestern abend bei der Generalprobe sehr schön vom Blatt vorgelesen habe. Da war es aus mit dem Widerstreben des Fräuleins Mathilde, und der Vater gab sich auch zufrieden, zumal ihm Illing zwei Freikarten zum Konzert überreichte: Sperrsitze, erste Tischreihe! So noble Plätze hatte man noch nie gehabt!... Da durfte Pohl auch nicht murren, als ihm seine Gattin eifrig klarmachte, daß das Ballkleid der Tochter entschieden noch geschwind mit ein paar neuen Seidenbändern aufgeputzt werden und daß die Mathilde zum Tanzen neue Ballschuhe haben müsse. Das kostete zusammen allerdings viermal so viel, als die Sperrsitze wert waren. Allein der geschmeichelte Vater rechnete jetzt nicht nach.

Vor der Einfahrt des „Krugs zum grünen Kranze" stand seit sieben Uhr ein Lakai in goldstrotzender Livree zum Empfang der Gäste bereit, die nach und nach ankamen und überrascht die ungewohnte Verkleidung des allen bekannten Dienstmanns Olbert bestaunten. Und doch war diese feudale Livree auf eine höchst einfache Art beschafft worden. Der alte Dienstmann gehörte zu den Fackelträgern der Leichenbestattungsanstalt Pietät, und die schwarze Lakaigewandung, die er bei vornehmen Begräbnissen zu tragen pflegte, hatte ihm Valentin durch aufgeheftete Goldlitzen zu einem Staatskleid umändern lassen, das durch den ausgeborgten Tambourmajor-Stock der Veteranenkapelle wirkungsvoll ergänzt wurde; auf der Brust des Alten glänzten die silberne Tapferkeitsmedaille und die mit Putzpulver gereinigten militärischen Erinnerungszeichen gar festlich. So stand er hochaufgerichtet und stramm vor dem Tore, den Stock in der Linken schief aufgestützt, wie Valentin es ihn gelehrt, und salutierte mit der Rechten, so oft ein Gast nahte, gleichviel ob es der Herr Bezirkshauptmann war oder ein Stadtrat oder auch ein braver Schneidermeister. Und die Bürger nickten würdevoll und dachten: ‚Ja die Herren Beamten, die kommen halt in der Welt herum und sehen 'was und wissen, was sich g'hört. Die verstehn's!'

Aber damit war der Neuerungen noch nicht genug. Valentin hatte einen Landauer gemietet, und der Finanzkonzipist Binder war ausgeschickt worden, die mitwirkenden Damen abzuholen. Eben kam er wieder angefahren. Neben dem Kutscher thronte auf dem Bock — der Kaufmann Pohl. Der Wagen war zwar nur für die jungen Damen selbst, nicht für ihre Familien bestimmt, aber Pohl hatte es sich nicht nehmen lassen, auch seine Frau in den Landauer hineinzunötigen; und da nun alle Plätze besetzt waren — Fräulein Seidl und Mathilde saßen im Fond, der Konzipist und Frau Pohl gegenüber — so war der Kaufmann eben zum Kutscher hinaufgeklettert und kam sich da in seinem schwarzen Anzug mit der rotweißkarrierten Kravatte unsäglich würdevoll vor.

Und wie saß er nun gar breitspurig und stolz da vorn in der ersten Tischreihe, während Fräulein Mathilde, von den Gymnasiasten mit Applaus begrüßt, die Bühne betrat und mit lächerlichem Pathos die banalen Verse des endlosen Prologs rezitierte! Wie drehte er sich wütend zum Nebentisch um, da dort einer wagte, während dieses Vortrags zu husten! Wie lehnte er sich gravitätisch zurück, als die Studenten da oben nach dem letzten Wort des Prologs wieder zu klatschen begannen und im Saal unten die Gäste sich dem Beifall anschlossen!

„Ja, das Fräulein, das versteht's," sagte der Papierhändler Hoffmann, der mit seiner Frau die beiden andern Plätze an Pohls Tisch von Valentin erhalten hatte. Und die strahlende Mutter versicherte: „Denken Se nur, heut mittag hat se's erst 'kriegt — se hat gar keine Zeit nicht gehabt zum Lernen. Aber wenn die halt mal was g'lesen hat, kann se's gleich auswendig!"

„Und so gut!" staunte Frau Hoffmann.

Nicht an allen Tischen herrschte so schöne Harmonie. Die Numerierung der Plätze an den einzelnen Tischen brachte manchen in Verlegenheit, der mit der so erworbenen Nachbarschaft nicht einverstanden war. Frau Apotheker Seidl rümpfte die Nase, weil sie bei der Familie des Polizeiverwalters sitzen sollte, und zögerte lange, ehe sie sich dazu bequemte. Und andere Honoratioren ließen sich gar eine lange Tafel zusammenrücken und brachten damit die

Digitized by Google

allgemeine Ordnung in Gefahr. Im ganzen Saal war kein Platz mehr frei, und immer noch kamen Leute; ganz hinten in der Ecke mußte man geschwind ein paar Tische aufstellen lassen, weil zuviel Karten ausgegeben waren.

Valentin, der eben noch im Künstlerzimmer gewesen war, rannte jetzt durch den Saal, um da hinten Ruhe zu schaffen. Die Leute schauten auf; sie waren wirklich neugierig, wie er sich dem Oberleutnant gegenüber verhalten würde, der heute in Uniform gekommen war und sich im Mittelgang mit dem Bürgermeister unterhielt. Ein paar Damen, die drüben an der Wand saßen, standen sogar auf, um über die Köpfe der andern wegzuschauen. Aber als nun Valentin wieder zur Bühne eilte, hielt ihn der Offizier lächelnd an, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Was, da gibt's halt immer noch zu tun, Herr Doktor?"

Es war also wieder einmal nichts an der ganzen Sache.

In der vordersten Reihe entstand jetzt ein lauteres Stimmengeschwirre. Fräulein Mathilde war — noch angeregt von ihrem Triumph — erhitzt und mit leuchtenden Augen aus dem Künstlerzimmer gekommen, zum Tisch ihrer Eltern getreten und von da durch herandrängende Gratulanten zu den Nachbartischen weiter und weiter geschoben worden. O, wie freundlich konnten doch die Damen lächeln, die vorhin mit vielsagenden Blicken Bemerkungen über Fräulein Mathildes unmodernes Kleid ausgetauscht hatten, wie honigsüß flossen die Worte von Lippen, die im nächsten Augenblick, wenn das Mädchen sich wegwandte, spöttisch verzogen wurden! Von der Galerie herunter flog eine Rose Mathilden zu Füßen, sie schaute hinauf, aber der tapfere Schleuderer Kurzbauer hatte sich schon hinter seinen Kameraden versteckt.

Da schlug die Glocke an, Fräulein Breuner betrat die Bühne. Ein paar der jungen Beamten applaudierten. Als aber jetzt Lorenz sich ans Klavier setzte, fingen die Oktavaner auf der Galerie oben ein tosendes Händeklatschen an und hörten nicht auf, bis der Professor lachend zur Ruhe winkte.

So tobten sie auch wieder nach jedem Liede, das die kleine Sängerin, von Lorenz begleitet, vortrug, und bereiteten dem verehrten Klassenvorstand einen noch stürmischeren Empfang, als er später mit seinem Cello wiederkam. Im Saale unten freuten sich Philemon und Baucis — so hatte Lorenz den Hausherrn und die Hausfrau längst getauft — über die Ovationen nicht weniger als vorhin der Kaufmann Pohl über den Erfolg seiner Tochter. Sie nickten einander zu und waren stolz auf ihre beiden Zimmerherrn, die heute eine so wichtige Rolle spielten.

Die lärmenden Gymnasiasten aber hatten durch ihr fleißiges Applaudieren, das die Gesellschaft immer wieder mit fortriß, von vornherein für Stimmung gesorgt. Man war im ganzen Saal einer Meinung: schon lange hat es keinen so animierten Gesellschaftsabend gegeben. Und doch steigerte sich das Vergnügen, das die Herrschaften an dieser Unterhaltung fanden, noch mehr, als endlich der erste Teil des Programms und die Pause vorbei waren, und die humoristischen Vorträge begannen.

Nur für einen war das alberne Gereime des Konzipisten Binder der Anlaß, sich unbemerkt davonzuschleichen: für den Professor Gluckhenn. Der ärgerte sich schon die längste Zeit, als er immer mehr erkennen mußte, wie der Kollege Lorenz in das Gesellschaftsgetriebe der Kleinstadt hineingezogen wurde.

Ja, die soviel vom Philisterium redeten, die waren immer seine leichteste Beute! Da kam der Lorenz aus Wien daher, ein junger und begabter Kerl, viel zu gut für diese Bande! Und nun wurde er schon — trotz aller Warnungen — da drinnen von Tisch zu Tisch weitergegeben wie ein Schaustück, machte der hübschen Schwägerin des Bürgermeisters den Hof, wurde von der kleinen Breuner umgirrt, unterhielt sich mit den faden Töchtern des Kollegen Huber, nahm Einladungen zu Familientees an und versprach dem Advokaten Doktor Beier, nächsten Mittwoch zur ersten Quartettübung zu kommen. No ja, da hat man also umsonst eine ganze Nacht lang geredet, der Lorenz war auch rettungslos verloren. Verstimmt kam Gluckhenn nach Haus. Eine Stunde saß er noch vor dem Schreibtisch; allein seine Gedanken blieben nicht bei der Arbeit, sie liefen immer wieder zurück zu dem jüngeren Kollegen.

Digitized by Google

Lorenz aber merkte gar nicht, wie sehr er in die Gesellschaft da oben verstrickt wurde. Der Erfolg, den er als Musiker gehabt, bereitete ihm, ohne daß er sich dessen recht bewußt wurde, doch eine gewisse Genugtuung, die schlanke Schwester der Frau Bürgermeister wußte so nett zu plaudern, und Lorenz spürte nicht, wie er allmählich auf ein Unterhaltungsniveau kam, dessen er gestern noch überlegen und höhnisch gespottet hätte. Er lachte, wenn Fräulein Leitner, die von der Kurstadt Karlsbad her Besseres kannte, die ungeschickt festliche Kleidung der kleinstädtischen Honoratiorendamen bespöttelte, er nickte zustimmend zu den boshaften Bemerkungen, mit denen Fräulein Breuner die Gedichte des Finanzkopisten begleitete, er ließ sich von den Herren, die ihm immer wieder zutranken, verleiten, selbst mehr zu trinken, als er eigentlich wollte, und wurde aus diesem öden Zeitvertrödeln nicht einmal dann aufgeschreckt, als der Mathematikprofessor Huber ein Gespräch über ein paar schlechte Schüler anfing. Da wurde auch der stumpf vor sich hinstierende Kollege Theumer lebendiger, stieß ein paar Schimpfworte hervor, trank dann sein Glas aus und versank alsbald wieder in Schweigen. Und Lorenz machte der Apothekerstochter nichtssagende Komplimente über ihre Gesangsvorträge, ganz wie alle andern Leute, die mit am Tisch saßen.

Jetzt erschien Doktor Valentin, von einigen schon angeheiterten Herren mit demonstrativem Applaus empfangen, auf der Bühne und ersuchte „die Herrschaften, ihre Tische zu verlassen, da der Saal für den Tanz hergerichtet werden" müsse. Die jungen Damen klatschten Beifall, unter Lachen und Stimmengeschwirre zog man sich gegen die Saalwände und ins Nebenzimmer zurück. Die Aushilfskellner, allerlei kleine Handwerker, die nur für den Abend aufgenommen und von der ungewohnten Tätigkeit ohnehin nervös und aufgeregt waren, liefen in ihren schlechtpassenden Frackanzügen hin und her, ängstlich, ob nicht da und dort einer den Rummel benütze, um mit der Zeche durchzugehen. Manche ältere Leute verabschiedeten sich unter vielen lauten Reden, standen in Gruppen beisammen und mußten oft von den Kellnern und Hausknechten zum Ausweichen gemahnt werden, wenn die Tische an ihnen vorbei hinausgetragen werden sollten. Ein paar Weiber in schmutzigen Kitteln kamen und begannen den Saal zu kehren, und auf der Bühne wurden Notenpulte und Sessel für die Tanzmusikanten aufgestellt.

Die Räumung war noch nicht beendet, und schon bewegte sich durch den Saal ein langer Zug von tanzlustigen Paaren. Fräulein Pohl mußte freilich enttäuscht feststellen, daß die Gymnasiasten weggegangen waren. Man hatte ihnen wohl den Besuch des Unterhaltungsabends gestattet, aber nur bis zum Beginn des Tanzes und spätestens bis elf Uhr, und da außer Lorenz auch noch andere Lehrer hier waren, wagte keiner, das Gebot zu übertreten. Doch nach Haus gingen die meisten noch nicht. Aus dem „Gasthaus zur Stadt Wien" hallte bis nach Mitternacht ihr Lärmen. Von dort aus zogen ein paar dann noch weiter.

Fräulein Mathilde aber war froh, daß sie wenigstens gleich von dem kleinen Gruß zum ersten Tanz aufgefordert wurde und sich dem Zuge der im Saal promenierenden Paare anschließen konnte. Freilich, der Gruß-Martin hatte nur sechs Gymnasialklassen besucht, war jetzt Apothekerlehrling und überdies ein schlechter Tänzer; aber bei der Eröffnungstour sitzen — das wäre noch ärger gewesen.

Weniger leicht wurde es dem Festarrangeur Doktor Valentin. Fräulein Breuner hatte wohl gestern mit Bewunderung auf ihn geschaut, da aber aus dem Duell nichts geworden war, schien ihr Interesse für den kleinen Juristen wieder ganz geschwunden zu sein. Heute lachte und scherzte sie mit Lorenz, der mit ihr und der Karlsbader Dame durch den Saal spazierte, und hatte keinen Blick für den ratlos umherirrenden Valentin. Endlich nahm er allen Mut zusammen und schloß sich den dreien an. Allein er mußte erfahren, daß zwar Lorenz für den ersten Tanz seine Konzertpartnerin, Fräulein Leitner, engagiert habe, daß aber die kleine Blondine auch schon an einen Tänzer vergeben sei. Überhaupt vor der ersten Quadrille hatte keine der beiden Damen einen Tanz frei.

Die Musik blies einen Tusch. Valentin schaute sich im Saale um. Es blieb ihm

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

nichts anderes übrig, als ein junges Mädchen, das heute zum ersten Male hierbleiben durfte, aufzufordern.

Die Baßgeige schnarrte laut den Walzerrhythmus, eine Blechtrompete ließ die schlechtschließenden Fenster mitklirren, die Pikkoloflöte piepste in unreinen Tönen, und der Herr Kapellmeister dirigierte erhobenen Hauptes mit dem Fidelbogen und wandte sich dann wieder mit dem Gesicht dem Saale zu und spielte selbst ein paar Takte auf der Geige mit.

„Is doch e Skandal," maulte die Frau Pohl, „daß keiner von die Komiteeherren die Thilde engagiert hat. Da lassen se se mit so en kleinen Buben tanzen."

Aber ihr Gemahl brummte: „Laß mich in Ruh! Wärts Ihr mit mir z'hauf''gangen, dann könnt' m'r jetze schon schlafen."

„Natürlich, ob sich das Mädel unterhält oder net, darum kümmerste dich net!"

Eben führte der kleine Gruß Fräulein Mathilde an ihren Platz zurück. Er hatte sie schon viermal auf den Fuß getreten, da behauptete sie, müde zu sein.

Nun saß sie neben der Mutter. Fünf Minuten vergingen und noch fünf, der kleine Gruß trampelte schon wieder mit einem andern Mädchen herum, zu Mathilde kam kein neuer Tänzer.

Frau Pohls Blicke wanderten rastlos durch den Saal. Sie wurde nervös. Endlich erklärte sie: „Mir gehn zu Hauf'!"

„Nein," trotzte die Tochter und stampfte mit dem Fuß auf. Aber der Vater, der sich nach seinem Bett sehnte, sprang wütend auf: „Du wirst folgen, verstanden?" schnauzte er sie an. „Das könnt' m'r grad g'fallen, da im Staub 'rumzehocken. Das is überhaupt sanetätswidrig!"

Valentin bemerkte, wie die Familie umständlich zum Fortgehen rüstete; er beurlaubte sich von seiner Tänzerin und eilte hin. Aber sie waren schon bei der Türe, und während Pohl die Tochter am Ärmel aus dem Saal zerrte, erklärte die gekränkte Mutter in geziertem Hochdeutsch: „Wür dankön, wür habön genung, Hörr Doktör. Ihnige Unterhaltung gefällt uns nücht möhr." Und stolz rauschte sie an dem verdutzten Beamten vorbei.

Valentin wandte sich in den Saal zurück. Jetzt mußte die Quadrille beginnen, und er freute sich schon darauf, als Arrangeur, mit dem Claquehut in der Hand, die Kommandos auszurufen. Tagelang hatte er vor dem Spiegel seine Bewegungen dafür studiert. Aber der Oberleutnant, der sonst immer die Quadrillen leitete, kam ihm zuvor. Schon dröhnte seine Stimme durch den Saal wie über einen Exerzierplatz. „Ein Vis-a-vis wird gesucht! Herr Doktor Valentin, Sie haben noch keine Dame, vorwärts, vorwärts, antreten!!"

„Komme schon, komme schon," rief der Beamte; er verbiß seinen Ärger, forderte eine ältere Bürgersfrau als Partnerin auf und eilte an den leeren Platz. Der Oberleutnant zwirbelte seinen dicken, grauen Schnurrbart auf und klatschte in die Hände und kommandierte. Die Musik setzte ein.

Auf einmal erhob sich im Hintergrund des Saals der Professor Theumer, der bis jetzt still weitergetrunken hatte, von seinem Sessel und kam mit schwankenden Schritten näher zu den Reihen der Tänzer. Die Hände hatte er in die Hosentaschen gesteckt und grinste blöde vor sich hin.

„W . . . was . . . ist das . . . up . . . für ein . . . Stumpfsinn . . . up," brachte er stoßweise hervor, trat zu den Damen hin und lachte: „Wollen wir . . . up . . . mal tanzen?" Täppisch griff er nach der nächsten. Die kreischte auf und wich zurück. Die Reihen lösten sich, die Leute kamen von allen Seiten herbei, und zwei Herren führten den Professor aus dem Saal. Draußen begann er sich zu wehren, fügte sich aber schließlich doch und ließ sich nach Hause bringen. Im Saale herrschte noch einige Zeit Unruhe, die Quadrille wurde mit Schwierigkeiten beendet, da die Paare nicht auf die Kommandos hörten und oft gruppenweise stehen blieben, um den Skandal zu besprechen. Aber mit dem nächsten Walzer kam wieder Tempo in die Unterhaltung und man vergaß die Störung.

Und während im „Krug zum grünen Kranze" — wie das Lokalblatt am nächsten Tag so schön zu berichten wußte — „bis in die Morgenstunden das Tanzbein geschwungen" wurde, ging der Professor in seiner Junggesellenwohnung die Wand entlang von einem Bild zum andern, hob jedes ab und rüttelte an den Nägeln. Es war ihm offenbar keiner fest genug. Er kletterte schließlich auf einen Sessel und griff nach dem Fensterriegel — — — (Schluß folgt)

Digitized by Google

Aus Taschners Illustrationen zu den Grimmschen Märchen in Gerlachs Jugendbücherei (Verlag von Gerlach & Wiedling in Wien)

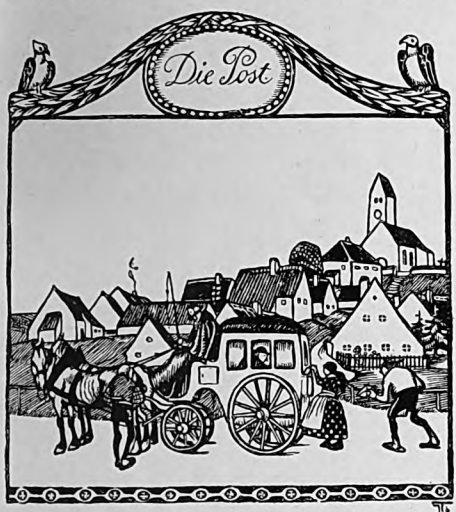
Ignatius Taschner. Von Dr. Paul Weiglin

In das Hausbuch seines guten Freundes, des Bildhauers Fritz Klimsch, über dessen Schaffen die „Monatshefte" zu Beginn dieses Jahrgangs berichtet haben, hat Ignatius Taschner zwei Zeichnungen gestiftet. Die eine davon stellt das Bildnis eines gesunden und übermütigen Burschen dar, und darunter stehen wie in Holz geschnitzt die Worte: „Ich bin ein deutscher Knabe und hab . . . lieb!" In diesem Sprüchlein steckt der, der es schrieb. Er war in seiner Kunst wie in seinem Leben deutsch. Er fühlte mit Bewußtsein, daß er in die Reihe jener Künstler gehörte, denen Dürersche Größe und Innigkeit ein erhabenes Vorbild ist; er umfaßte mit ehrfürchtiger und doch auch wieder herzhaft zupackender Liebe alles Gute, was ihm dieses Leben bot, und ließ es einfließen in die zahlreichen Schöpfungen seiner vielgestaltigen Phantasie. Weil er Größtes und Kleinstes mit herzlicher Liebe schuf, finden wir unter seinen Werken so wenig Unbedeutendes und gar Nichts, was uns erkältete. Selbst in dem, was eine müßige Stunde als flüchtiges Nebenwerklein entstehen sah, schlägt sein Herz. — Taschner hatte eine harte Jugend. Er wurde am 9. April 1871 zu Kitzingen am Main geboren, wo sein Vater ein wackrer Steinmetz und Bildschnitzer war, der Grabmäler meißelte und Wegkreuze schnitzte. Die Eltern siedelten bald in das benachbarte Städtchen Lohr über. Der Vater starb früh, und die Mutter gab den jungen Ignatius, der sich gern in der väterlichen Werkstatt umgetan hatte, zu dem Schweinfurter Meister Kämpf in die Lehre. Sie hätte keine bessere Wahl treffen können. Wohl hatte es der Bursche sehr schwer; aber er lernte eine Menge bei dem vielseitigen und wunderlichen Mann, der Künstler und Handwerker war, der mit dem Meißel wie dem Pinsel umzugehen wußte und sich nicht für zu gut hielt, Parkettfußböden zu legen. Gern hat Taschner später von diesen Lehrjahren, die wahrlich keine Herrenjahre für ihn waren, in vertrautem Freundeskreise erzählt, und einem, der ihm mit am nächsten stand, dem Arzt Dr. Lautenschläger in Berlin, verdanken wir, was wir von diesen Zeiten wissen. — Wie es Lehrlingspflicht ist oder doch war, mußte der Nazi auch der dicken Frau Meisterin in der Wirtschaft zur Hand gehen und mit anderen Buben dem nicht minder beleibten Meister beim Glätten des Parketts im Schützenhause helfen. Aber mit der Zeit wurden ihm auch würdigere Aufgaben gestellt. Zusammen mit dem Lehrherrn, der wohl wußte, was er an ihm hatte, entwarf er ein

BERN ANNO DOM 1899 im Dezember
Gehr gut gesprizt
Zum frohen Andenken gestiftet dies Bildlein von Ignatius Taschner
Ich bin ein deutscher Knabe und hab . . . . . lieb

Widmungsblatt für ein Stammbuch

Digitized by Google



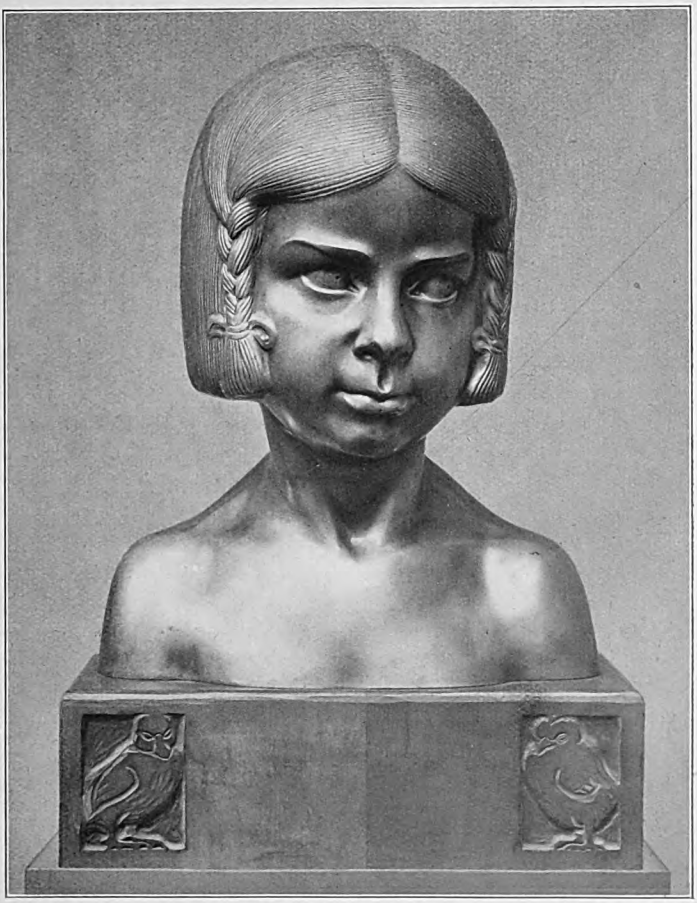
Aus den Zeichnungen für Ludwig Thomas Erzählung „Der heilige Hies"
(Verkleinerte Nachbildung)
(Verlag von Albert Langen in München)

in München einzog, um auf der Akademie zu studieren, trug er kein Geld im Beutel, aber er hatte in dem vielseitigen Betriebe des Meisters Kämpf eine Menge gelernt, vor allem, was für ihn entscheidend geworden ist, eine sehr genaue Kenntnis des Handwerklichen und des Materials. Er hat sich in seiner Studienzeit nur mühselig durchgeschlagen und wie so viele Hunger und Kummer zur Genüge kennen gelernt. Als ein Glück pries er es, wenn er auf die Dörfer gehen konnte, um Kirchen zu renovieren und in den geliebten Bergen zu wandern. Da war er mit geringem Entgelt zufrieden und ließ sich in der Hauptsache mit Wohnung und Beköstigung bezahlen. Auf der Reise nahm er im Rucksack seinen Dackel mit, der so artig war, daß er seinem Herrn das Fahrgeld ersparte und sich erst am Ziel bemerkbar machte.

Auch in dem gerade während der neun-

Kriegerdenkmal für Schweinfurt, das angenommen und ausgeführt wurde. Das erhob das Selbstbewußtsein des werdenden Künstlers, und als die gute Stadt sich rüstete, dem Jubeltage ihres großen Sohnes Friedrich Rückert durch einen Festzug zu huldigen, betraute sie ihn mit dem Entwerfen der Kostüme, was er prächtig und mit einem Humor besorgte, der vor der ehrwürdigen Person des Lehrherrn nicht halt machte, denn er steckte den runden Meister in pralle rote Trikots und wulstige spanische Höslein, so daß er stattlich und drollig vor dem bescheiden hinter ihm trollenden Gesellen einherschritt.

Als Taschner nach bestandener Lehrzeit



Bildnisbüste. Bronze

Digitized by Google

ziger Jahre aufblühenden Kunsthandwerk fand Taschner eine wirtschaftliche Stütze. Das war für ihn nach der Schweinfurter Lehrzeit keine Fron. Er hatte im Gegenteil Vergnügen daran, seine Hand auf allerlei Weise weiter zu üben und zu bilden. So wurde er der Tausendkünstler, der er bis zuletzt geblieben ist. Er schnitzte in Holz und formte in Ton, er zeichnete, radierte und malte, er entwarf Häuser und Möbel, Reliefs und Plaketten, Buchschmuck und Plakate. Diese mannigfaltige Tätigkeit kräftigte in dem jungen Künstler den Sinn für die sachlichen Ansprüche jedes Auftrags und den Trieb, sie ohne Drum und Dran zu erfüllen. Aber er bewahrte sich unter der Herrschaft der oft als nüchtern und hart empfundenen Zweckmäßigkeits-Grundsätze des modernen Kunstgewerbes seine Freiheit. Gewiß kam es ihm, ob er einen Leuchter entwarf oder ein Denkmal, zunächst darauf an, den Sinn der Aufgabe zu erfassen und ihn in unzweideutiger Klarheit zu gestalten, doch war dies geschehen, ließ er seiner Phantasie, seinem Humor die Zügel schießen. Er konnte sich nie genug tun. Ihm fiel bei der Arbeit immer noch etwas ein, und bis zuletzt war er als ein rechter Meister stolz darauf, auch das rein Technische seiner Schöpfungen, was durchaus nicht immer bloß Mechanisches ist, selbst geleistet zu haben.

Die ersten Werke, die Taschners Namen in weitere Kreise trugen und ihn als Künstler von unverkennbarem Eigenwuchs verrieten, waren seine Holzstatuetten, die gegen Ende der neunziger Jahre auf den Ausstellungen der Münchner Sezession erschienen. Ihren Schöpfer in Berlin eingeführt zu haben, ist das Verdienst von Klimsch, der auf einer mit Liebermann 1899 unternommenen Reise auf sie aufmerksam wurde und Taschner ermunterte, auch die Berliner Sezession zu beschicken, was mit glücklichem Erfolge geschah. Diese Holzplastiken, die Taschner gern bemalte, waren etwas Neues, nicht nur wegen der Technik, die damals im allgemeinen erstarrt war und sich hier wieder in ihrer charaktervollen Schönheit zeigte, sondern mehr noch wegen der Energie, mit der genrehafte Vorwürfe bescheidener Kleinkunst ohne Zwang zu monumen-

Brunnen in Posen. Stein

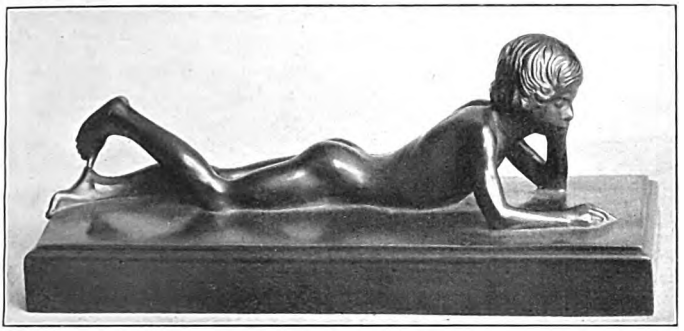
Digitized by Google

Wandersmann

Bemaltes Holzbildwerk von Ignatius Taschner

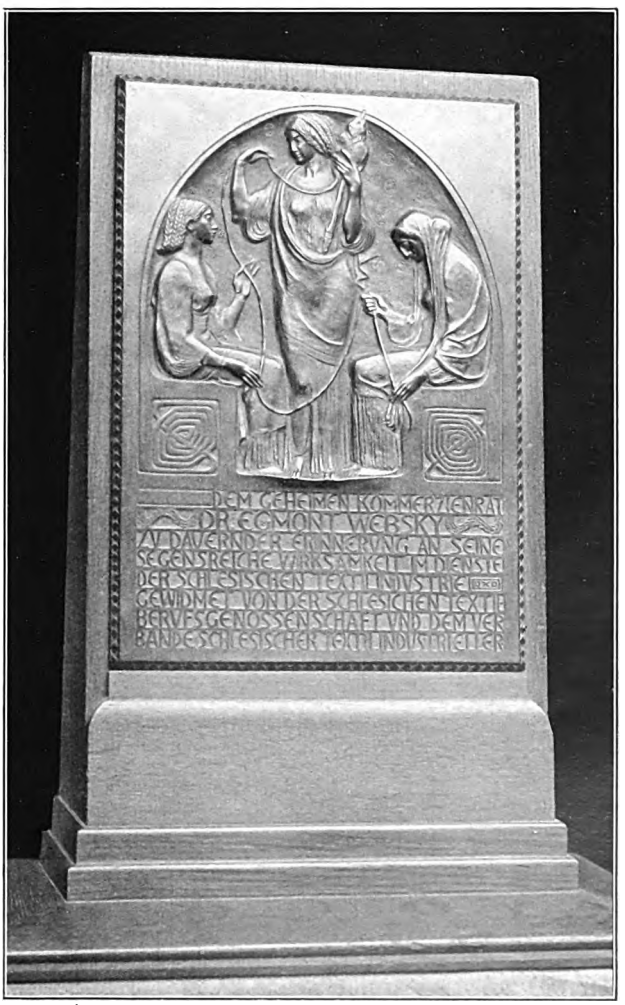
Digitized by Google

Digitized by Google



Briefbeschwerer. Bronze

talem Eindruck gesteigert waren. So ein „Wandersmann" oder „Buschklepper" war durchaus nicht etwa alles Zufälligen in der Erscheinung entkleidet, und doch wirkte er nicht anekdotisch. Der Grund dafür war, daß Taschner alle Einzelheiten einem herrschenden Bewegungsmotiv untertan machte. Was dem widerstritt, mußte fallen. Darum haben wir beim „Wandersmann" auf den ersten Blick das Gefühl des trostlos-stumpfen Vorwärtsstrebens und finden es in jeder Kleinigkeit, etwa in Hut oder Bündel, nicht bloß im Gesichtsausdruck, in der Haltung des Körpers bestätigt. In dieser gefaßten Strenge liegt das Hauptverdienst der Taschnerschen Holzplastiken, weniger in der humorvollen Auffassung, wie sie im „Buschklepper" zutage tritt, die sicherlich beifallswürdig, aber nicht wesentlich unterschieden ist von den fröhlichen und unterhaltsamen Einfällen anderer. Beweis dafür ist, daß dieser Grundsatz eines einheitlichen Bewegungsmotives auch ernsteren Werken zugute kam. Man denke an den „Parsifal". Der straffe Bursch ist in jeder Muskel Sehnsucht nach Tat. Der abgetriebene Gaul, auf dem er sitzt, wirkt, so sorgsam er durchgeführt ist, nicht viel anders als eine Fortsetzung des Sockels. Diese Figur zeugte übrigens so einleuchtend für Taschners Kunst, daß sie ihm die ersten staatlichen Anerkennungen eintrug: er erhielt die goldene Medaille, und die Münchner Glyptothek sowie die Berliner Nationalgalerie kauften die Bronze an. Und mehr als das: hier offenbarte sich, unverstellt von anekdotischem Beiwerk, seine starke Begabung auch für die Monumentalplastik, eine Be-

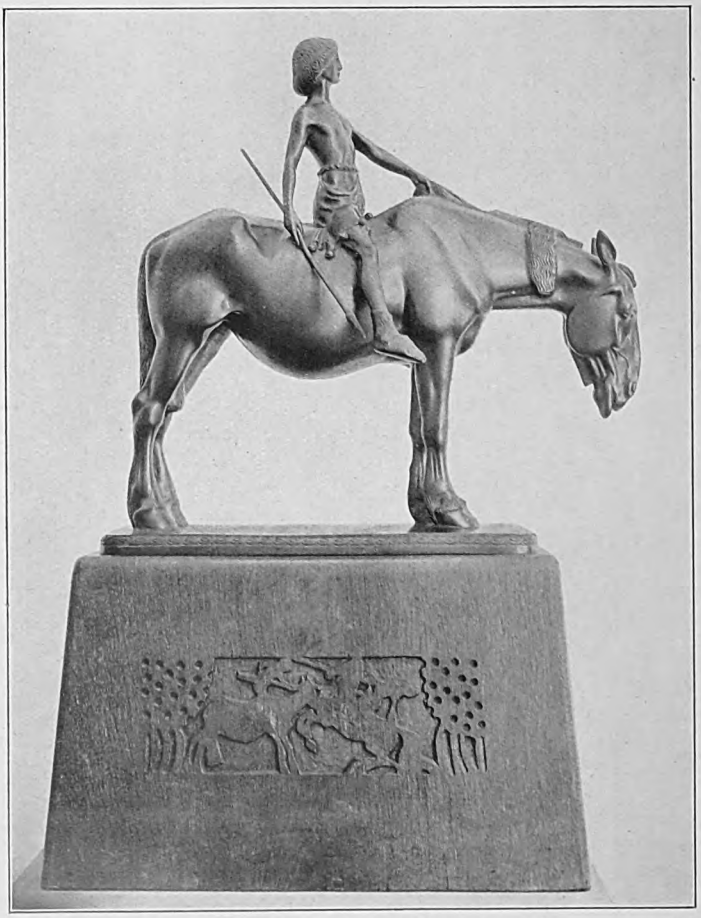


Bronzene Gedenktafel für den Geh. Kommerzienrat Websky

Digitized by Google

gabung, die er in dem nicht ausgeführten Entwurf für das Straßburger Goethe-Denkmal und namentlich in dem zu St. Paul in den Vereinigten Staaten errichteten Standbild Schillers glücklich, ja meisterhaft bewährt hat. Taschners Schiller bringt unser Aufsatz nach der in Deutschland verbliebenen Statuette. Man muß die Leistung mit dem pathetischen Rhetor von Begas vergleichen, um sie voll zu würdigen. Unsre Zeit sucht hinter den donnernden Versen des tragischen Genies die kampf- und leidgeübte Seele des Menschen zu finden und glaubt auf solche Weise dem Wesentlichen der schillerschen Erscheinung am nächsten zu kommen. Denselben Weg schlägt Taschner ein. Er schafft einen bürgerlichen Schiller, den Poeten der „Räuber" und der „Luise Millerin", der dem Naturalismus der Zeit am gemäßesten war; aber er bleibt trotzdem nicht im Alltag stecken. Die Haltung ist schlicht, der Kopf völlig unidealisiert, und doch fühlen wir: ein König schreitet daher, und Hoheit leuchtet von seiner Stirn.

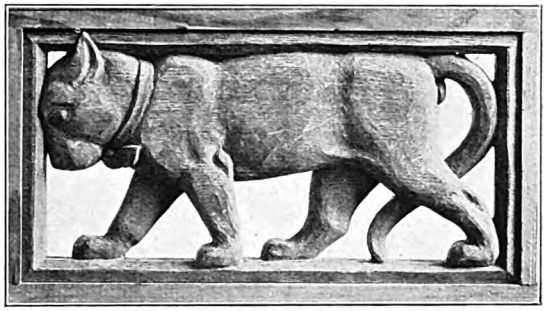
Wir sind mit diesem Werk, das aus dem Jahre 1907 stammt, der Entwicklung des Künstlers vorangeeilt und müssen seine 1900 einsetzende Tätigkeit als Illustrator nachholen. Er zeichnete Bilder für die Märchen der Brüder Grimm und für die „Nymphe des Brunnens" von Musäus im Auftrage der Gerlachschen Jugendbücherei. Seine Erfindungsgabe wuchert hier fast zu üppig. Er schließt sich getreulich an den Text an, er zeichnet nichts, was nicht in ihm seine Berechtigung fände, aber er folgt darüber hinaus seinen sinnreichen, seinen humorvollen Einfällen. Er berichtet nichts anderes als der Erzähler, aber in einer andern Mundart. Strenger hielt er seine Phantasie im Zaum, als er seines Freundes Ludwig Thoma Novelle „Der heilige Hies" illustrierte. Hier auf dem Boden des bäuerlichen Realismus fand er treffender den Stil des in Bescheidenheit neben dem Wort einherwandelnden Buchschmucks als in der romantischen Dämmerwelt des Märchens. Er befleißigt sich äußerster Sparsamkeit. Die Kargheit des Holzschnitts erinnert manchmal an die parodistische Art der Kortumschen „Jobsiade", deren lustigen Dilettantismus sie allerdings in der Freiheit der Bewegung, in der Beseelung von Figur und Landschaft weit hinter sich läßt. Selten haben sich Dichter und Illustrator so glücklich gefunden wie



Parsifal. Bronze

hier. Gleichwie Thoma sieht auch Taschner den bayrischen Bauern ohne eine Spur jener uns längst verdrießlich gewordenen Idealisierung, die einen kräftigen Volksschlag mit den oberflächlich mustern-den Augen des Ferienreisenden zu betrachten liebte. Er weiß, daß diese bunte kleine Welt nicht nur eine Heimstätte behäbiger Gemütlichkeit und harmlosen Frohsinns ist, sondern daß daneben auch Stumpfsinn und Bosheit hausen. Aber als echter Humorist zürnt er deswegen nicht. Er nimmt dies bucklete Erdenleben so, wie es höhere Weisheit eben eingerichtet hat. Wo dem Satiriker die Galle überläuft, da wundert sich der Humorist über so seltsame Kostgänger Gottes und konterfeit sie säuberlich mit all ihren Unarten, die ihm eigentlich nur Schnurren sind.

Eckpfeiler eines Kinderspielplatzes. Holz



Teil der holzgeschnitzten Einfriedigung des Kleinkinderspielplatzes einer Berliner Gemeindeschule

Taschner war Franke von Geburt, aber früh hatte er in München seine Heimat gefunden, und sie blieb es, ob er gleich verhältnismäßig jung zwei Jahre (1903 bis 1905) in Breslau an der Kunstgewerbeschule wirkte und dann nach Berlin übersiedelte, wo er Messelsche und namentlich Hoffmannsche Bauten mit seinen Plastiken schmückte. Auch künstlerisch wurzelte er im Bayernlande. Das tritt besonders in seinen Brunnenschöpfungen hervor. Wohl verraten seine hier mit Vorliebe verwandten Putten den Einfluß der italienischen Renaissance, etwa der Robbia; viel unmittelbarer aber sind die Beziehungen zu der bayrischen Barockplastik. Sie hatte gleich der Architektur verstanden, die fremden Formen landschaftlich umzugestalten. Sie hatte der bäuerlichen Volkskunst den Zutritt zu Palästen und Kirchen nicht verwehrt. Sie

Pfeilerfiguren von Berliner Schulbauten. Stein

Digitized by Google

hatte welsche und deutsche Art zu einem eigentümlichen Ganzen verschmolzen, und so war ein Neues entstanden, das unter der Eleganz des klassischen Aufputzes mit unbekümmerter Heiterkeit die heimische Derbheit durchschimmern ließ. Diese weltfreudige, maskenfrohe Überlieferung entsprach Taschners Art; er nahm sie auf und erfüllte sie mit neuem, selbständigem Leben. In den Brunnenentwürfen selbst — so in dem für Posen und in dem nicht ausgeführten für Kempten im Allgäu — knüpfte er, auch ohne durch die Umgebung gezwungen zu sein, gern an romanische Weise an, diesen wahrhaft deutschen Stil, und bewies auch damit, daß er nicht wie viele seiner Altersgenossen in blinder Theorienwut jegliche Anlehnung an das historisch Überkommene verwarf, sondern mit echter künstlerischer Freiheit das Gute nahm, wo er es fand.

Schiller. Bronzestatuette

So hoch man Taschner als einen vielseitigen und anregenden Künstler und Lehrer in München und Breslau schätzte: die reichsten Ernten hielt seine Schaffenskraft doch erst in Berlin. Mit bewundernswerter Selbstzucht verstand er es, sich den stilistischen Anforderungen zweier so verschiedenartiger Naturen wie Messel und Hoffmann anzuschmiegen. Er hat namentlich an dem plastischen Schmuck des Wertheimschen Warenhauses mit gearbeitet und diesen modernen Zweckmäßigkeitsbau mit fein erfühlten gotisierenden Figuren in bescheidener Unterordnung verziert. Verwandter als die Strenge Messels war ihm sicherlich die Heiterkeit Hoffmanns, der auch die historische Dekoration nicht verschmäht. Die Bauten des Berliner Stadtbaumeisters, ob es nun Schulen oder Museen, soziale Anstalten, Kranken- oder Rathäuser sind, hat Taschner mit einer fast unübersehbaren Schar von Figuren geschmückt. Niemals ist er dabei der Schablone verfallen. Immer wieder fand er neue, oft sehr lustige Lösungen. Er übte hier eine Kunst, die jeder im Volke verstand und die doch nie billigen Wirkungen zuliebe die ihr eingeborenen Gesetze vergaß. Die Energie, mit der er den plastischen Sinn jeder Aufgabe erfaßte, blieb unvermindert, und wenn es sich auch nur um einen Wetterhahn handelte.

Mit dem Namen Hoffmanns ist auch das Werk verknüpft, das Taschner zu dem seltenen Ruhme eines wahrhaft volkstümlichen Bildhauers erhob: der Märchenbrunnen im Berliner Friedrichshain. Man muß sich überlegen, was das heißt: ein Märchenbrunnen in einer der reizlosesten Gegenden des hauptstädtischen Häusermeeres. Und doch, als er nach langem, mit spöttelnder Ungeduld ertragenem Harren im vorigen Sommer sich den Blicken aller bot, schlug er sie alle in seinen Bann, Kenner und Laien, Eltern und Kinder. Gewiß war dieser Sieg auch anderen zu danken, vor allem dem Baumeister, der die architektonische Anlage schuf, aber das Wesentliche an dem Brunnen, das, weswegen er aufgestellt wurde, waren die Märchengruppen, und die stammten von Taschners Hand. Hier entfaltete sich die Liebenswürdigkeit des Künstlers zu schön-

Digitized by Google

Portalbekrönung vom Torhaus des Altleuteheims zu Buch

ster Blüte. Wenn die zierliche Anmut auch nur in einem einzigen Falle zur Süßlichkeit entartet wäre — wie schnell hätte sich der Berliner Denkmalswitz dessen bemächtigt, aber vor der heiligen Einfalt dieser Gestalten schwieg auch er. Mit hellem Jubel begrüßten die Kinder die leibhaft gewordenen Bilder ihrer Phantasie, und den Alten ward es eigen ums Herz, wenn sie so unvermutet in den heitern, längst versunken geglaubten Garten der Erinnerung traten.

Dachfigur in Stein vom Torhaus des Altleuteheims zu Buch

Taschner hatte selbst in glücklicher Ehe Weib und Kinder. Aber wenn er auch seine lieben Kleinen in Hänsel und Gretel und in den anderen Figuren der Brunnenanlage verewigt hat, das, was diesem Werk den besten Segen gab, war doch das kindliche Fühlen des eigenen Herzens. Er, der ein Freund des Puppenspiels war und entzückende Marionetten schuf, hatte sich auf die Höhe seines Lebens ein Stück Kindheit gerettet, und darum machte es ihm mächtigen Spaß, darum war es ihm eine heilige Freude, Hänsel und Gretel, Rotkäppchen und Dornröschen, Aschenbrödel und den gestiefelten Kater, Brüderchen und Schwesterchen und Schneewittchen, Hans im Glück und das Schwesterlein mit den sieben Raben, den Froschkönig und seine Sippe in Stein erstehen zu lassen, so daß der kleine Peter so gut wie der lange Hans ihre Lust daran haben können. Das Werk gelang. Diese Märchenkinder verloren in dem harten Stein, unter der hellen Sonne nichts von dem heimlichen Zauber, mit dem sie die Jahrtausende umsponnen haben. Sie stehen mitten unter den Menschen, sie lassen sich von ihnen umdrängen und liebkosen und bleiben, umrauscht von den Wassern des Brunnens, umhegt von grünen Hecken, doch die ehrwürdigen Symbole einer goldenen Zeit, da Menschen und Tiere dieselbe

Ein Brunnen im Altleuteheim zu Buch. Stein

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

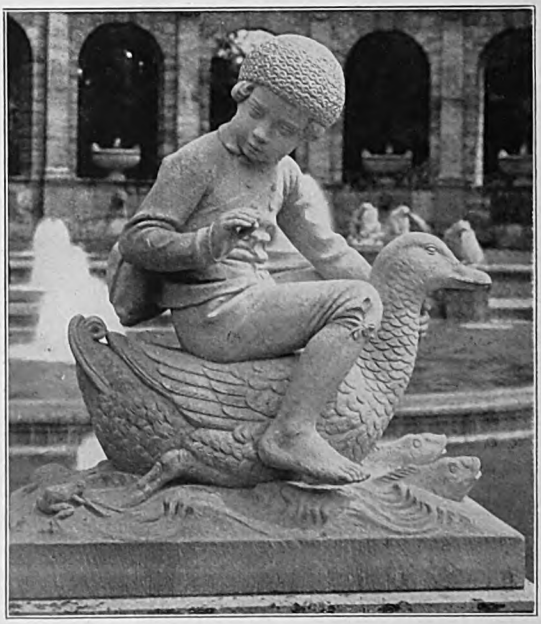
Rotkäppchen

Brüderchen und Schwesterchen

Gruppen von Ignatius Taschner für den Märchenbrunnen im Berliner Friedrichshain

Sprache redeten und der liebe Gott noch manchmal auf Erden wandelte.

Seine Erfolge in Berlin haben Taschner trotzdem dort nicht heimisch gemacht. Sein Herz zog ihn immer wieder in sein geliebtes Bayernland zurück. Dort baute er sich in Mitterndorf bei Dachau ein allerliebstes Haus, das er ganz nach eignen Entwürfen und auch mit eigner Hand einrichtete. Die Bemalung der Wände, die Türen, die Kacheln, die Tische und Stühle: in allem spiegelte sich seine Art. Wie lustig wirkte, gleich wenn man eintrat, der holzgeschnitzte Dieb auf der Treppenwange, dem ein wachsamer Hund den Hosenboden zerreißt. Es wird erzählt, Taschner habe schon früher einmal in einer Münchner Mietwohnung die Wände nach eigner Laune ausgemalt, habe aber, als er auszog, auf den entrüsteten Einspruch des Hauswirts kontraktmäßig alles wieder in den vorigen Stand setzen, d. h. übertünchen lassen müssen. Nun war er endlich sein eigner Herr und konnte seine Freunde



Hänsel. Vom Märchenbrunnen

Digitized by Google

mit Behagen in würdiger Behausung willkommen heißen. Hier lebte er frei von allem städtischen Zwang. Mit Sorgsamkeit hielt er darauf, die Sitten und Bräuche der Eingesessenen zu befolgen. Er, der aus dem Volk emporgestiegen war, dessen Kunst und dessen Handwerk so viele volkstümliche Züge aufwies, fühlte sich dem bäuerlichen Menschenschlage verwandt und verpflichtet und achtete es als eine köstliche Erholung, gleich ihm auch mit Spaten und Hacke zu arbeiten. Hunderte von Obstbäumen pflanzte er in seinen geräumigen Garten und hoffte auf frohe und reiche Ernten. Ein schneller Tod durch Herzschlag setzte dem Leben und Wirken des erst Zweiundvierzigjährigen am 26. November v. J. ein Ende. Die Trauerfeier, bei der Ludwig Thoma dem Schmerz der Freunde Worte lieh, fand in der Dorfkirche statt, die Taschner mit der erneuernden und schmückenden Arbeit seiner Hand beschenkt hatte. Sein Grabmal — einen Christus am Kreuz — hatte er sich selbst geschaffen. Er war zuletzt mit Arbeiten für das noch immer der Vollendung harrende Hochzeitsgeschenk der preußischen Städte für das Kronprinzenpaar beschäftigt und hatte die Freude, in weit ausgedehnterem Maße, als ursprünglich geplant, herangezogen zu werden. Taschner hatte, wie das seine Werke verraten, ein fröhliches Herz. Er war unter seinen Freunden ein lustiger Gesell, der sein Vergnügen an harmlosem Spaß hatte, der aber auch bisweilen ein sarkastisches Wort einwarf, wo ihm Anmaßung entgegentrat. Er konnte grob werden und war ein sonderbarer Kauz, dessen menschlichen Wert man in München besser verstand als in Berlin. Wie allen Humoristen waren ihm auch schwermütige Stimmungen nicht fremd, aber ihnen zum Trotz umfaßte er diese Welt mit innigster Liebe. Er war ein guter und treuer Freund, der bei Meinungsverschiedenheiten wohl aufbrausen konnte, aber nach wenigen Tagen schon wieder der alte war. Äußere Ehren blieben ihm gleichgültig. Ausstellungen zu beschicken, war ihm zuwider. Mit List mußte man ihm Werke hierfür entwinden. Er zählte zu jenen Sonntagskindern, denen alle Dinge zum Besten dienen. Wer das Bildnis betrachtet, das sein Freund Heilemann gemalt hat, kennt den Menschen. Der Schalk sitzt ihm im Auge, aber auch jene gottselige Parsifaltorheit, die auf müdem Klepper durch die Lande reitet und das Gralswunder sucht, das sie als sicheren Schatz schon längst im Busen trägt.

Ein wasserspeiender Frosch vom Märchenbrunnen

Gretel. Vom Märchenbrunnen

Digitized by Google

Das Wurstblättchen

Harmlose Glossen von Kurt Münzer

Wie es sich nur für eine große und bedeutsame, inhaltsvolle und unentbehrliche Zeitung schickt, wird sie, die in nichts ihren reichen hauptstädtischen Schwestern nachstehen will, in aller Morgenfrühe, durch die Türritzen in die stillen, schlafdunklen Bürgerwohnungen geschoben. Das Dienstmädchen, schon städtisch genug, um ausgeprägten Sinn für öffentliche Interessen zu haben, stürzt an die Tür, hebt die feuchten Blätter auf und macht sich über das Lokale her. Auch die Unterhaltungsbeilage lenkt ihren neugierigen Blick auf sich, wennschon die schöne Beilage nicht das Interesse der Lokalnotizen beanspruchen darf. Wie kämen die haltlosen Erfindungen schreibender Herren und Damen auf gegen den Mordversuch in der Vorstadt, den Diebstahl beim Bürgermeister und die Schlägerei eines Metzgers mit einem Bäcker, die alle man bei Namen und persönlich kennt!

Dann kommt die Zeitung des Städtchens sittsam und sauber auf den Frühstückstisch, und der Hausherr entfaltet sie, indes Mama den Kaffee einschenkt. Endlich gelangt der Leitartikel zu seinem Recht. Aber des Hauses andere Mitglieder bemächtigen sich der Beilagen. Der Sohn liest, den Cäsar mit dem ekligen Brückenbaukapitel vor sich aufgebaut, das Lokale, die Tochter, die erst um zehn Uhr private Literaturstunde hat, den Roman, und Mama die Anzeigen, wo Gelegenheitskäufe, Verlobungen und Sterbefälle, ein schamhaftes Heiratsgesuch und die Theateranzeige das wirtschaftliche und kulturelle Leben des Örtchens illustrieren.

Sind dann die Herren aufgebrochen, so halten die Damen, ehe sie ihre Tagesarbeit oder ihre Vormittagsvergnügungen beginnen, noch eine kleine Lesestunde. Man setzt sich im Morgenrock ans Fenster, grüßt hinüber, wo die Frau Apotheker hinter der Romanfortsetzung fiebert, blickt auf die Straße, wo das spärliche Frühleben passiert, und absolviert die Zeitung. Es gibt da immer einige erregende Momente. Wenn das eigene Städtchen die Sensation nicht bietet — nun, so ist doch außerhalb der Tore auch noch ein Stücklein Welt, sind die laster- und verbrechenreichen großen Städte; da stürzt ein Flieger und bricht sich das schlanke junge Genick; da wird mit dem Aufgebot von dreißigtausend Menschen, Herden wilder Tiere, berühmten Mimen, mit Benutzung von Ozean, Alpen, Schlössern, Bergwerken ein sagenhafter Film inszeniert; da verheiratet sich eine leidenschaftliche Prinzessin unstandesgemäß, und ein Herrscher hält erschütternde Reden; ein Schiff sinkt auf traumhaft fernen Meeren, ein Pol wird entdeckt, ein vergessener Mord gesühnt und ein Perlenhalsband von märchenhaftem Wert gestohlen.

Doch alles dies, was da draußen vorgeht, bleibt schattenhaft und unwahrscheinlich, wirkt wie Erfindung, Theater, Film. Wahrhaftes, glaubwürdiges und mitfühlbares Leben hat doch nur das eigene Städtchen, das sich in seiner Zeitung so rührend unverstellt spiegelt.

Wer sie liest, nimmt sie auf Treu und Glauben hin wie die Bücher der Geschichte. Man ahnt nicht, wie sie zustandekommt. Die Herren der Stadt, die am Stammtisch den Redakteur treffen, blicken vielleicht hier und da in die Werkstatt der Zeitung hinein, aber dem anderen Publikum bleibt der Ursprung ihres Blättchens Geheimnis. Sie ist da wie aus dem Nichts gesprungen, enthält die Ereignisse der Welt, die Wunder der Wissenschaft — denn war früher die Wissenschaft des Wunders Feind, ist sie heut der Wunder Quelle —, die Siege der Technik, die Telegramme aus fernen Kriegen, man weiß nicht woher. Sie selbst ist etwas Wunderbares, wird aber als Selbstverständlichkeit hingenommen und ist dem Städtchen so notwendig wie seine Wasserleitung und die amtliche Straßenreinigung.

Ihre Väter sind versammelt in einer kleinen, kahlen und unliebenswürdigen Wohnung, der überladene Schreibtische, rohe Regale, gardinenlose Fenster, abblätternde Tapeten ein zugleich unheimliches, einschüchterndes und mysteriöses Aussehen geben. Hat man in die Redaktionen, in die Saalfluchten, in den Betrieb einer großen Zeitung hineingeblickt, so erscheint einem das hier wie dilettantische Spielerei, fast wie kindliche Nachahmung. Aber die Pose — die Pose ist die gleiche! Der Herr Herausgeber hat die Allüren eines echten Zeitungskönigs, auch seine Haupttaten sind Zigarettenrauchen und Frühstücken, auch er hat einen olympisch weichen Sessel, den Blick des Allgewaltigen und die Entschiedenheit der Befehle. Und er hat seinen Redakteur!

Ach, diese rührende Gestalt! Manchmal ist es ein alter Mann. Er kommt aus den großen Städten, wo er kleine Posten innehatte, er beherrscht das Technische, aber hat nicht die Routine des Geistes, die den geborenen Journalisten aus Nichts Dramen, aus einem Auflauf einen Roman, aus einer zerbrochenen Fensterscheibe eine Novelle dichten läßt. Der geborene Journalist, der mit leerem Kopf sein Bureau betritt, stampft Welten aus den Wüsteneien seines Hirns, wenn eine freie Spalte seines Blattes danach verlangt. Aber der Arme, der den

Digitized by Google

Kuckucksheimer Anzeiger redigiert, ist ein normaler und bürgerlicher Herr, den oft nur Jugendtorheit, Lebensunverstand und Ruhmsucht in die Irre trieben. Er hat Frau und Kinder, denn alle Unglücklichen haben die Sehnsucht nach dem Heim, und vielleicht verachten ihn die Kinder und haßt ihn die Frau. Er tut seine Arbeit wie ein Tagelöhner, er wühlt müde, indolent und verdrossen in den Ereignissen der Welt, in dem Chaos der menschlichen Leidenschaften, in den Schätzen der Kunst, wo andere fiebernd und begeistert zupacken würden. Für ihn hat die Welt keinen Zauber und das Leben keinen Rausch mehr. Er liebt Bier und schwarze Zigarren und genußtiefes Schweigen am Stammtisch in der „Goldenen Gans".

Eines Tages bricht er auf, wandert er weiter, ins Neue und doch ewig Gleiche, und schleppt den schweren Ballast seiner erschöpften Seele mit sich. Aber sein Nachfolger ist ein anderer Typ, kein Alternder, sondern ein Junger, nicht ausgestoßen vom Großbetrieb, der erlesene Energien und rasendes Tempo verlangt, sondern ein Anfänger, der die Winkelredaktion zum Sprungbrett in die große Welt benutzen will. Er ist unverbraucht, frisch, resolut und elegant. Er macht Figur in der kleinen Stadt, er wird der Held der Träume und Salons. Die Frau Apotheker unterhält mit ihm eine Seelenfreundschaft, und die Frau Amtsrichter vergöttert ihn im Geheimen. Er kann tanzen und ist Ballöwe, seine Krawatten sind aufregend modern und einzigartig, die Männer hassen ihn, und die Köchinnen, deren Herrschaften ihn Sonntags zum Essen laden, versalzen die Suppe und zerbrechen Geschirr. Er hat zwei möblierte Stuben, die bisweilen von sündhaft dicht verschleierten Damen betreten werden. Die Zeitung blüht unter dem resoluten Schnitt seiner Schere auf, er plündert, dank seinen Sprachkenntnissen, französische und italienische Zeitungen und füllt die eigene mit unerhörten Sensationen. Die Welt, von seinen Augen betrachtet, scheint plötzlich ins grausig Schöne verwandelt. Leidenschaften rasen durch die Spalten des Anzeigers, Autos überstürzen sich, Flieger fallen wie Hagelbruch aus den Lüften, Torpedos versinken wie kindisch verschleuderte Kieselsteine, aufregende Prozesse jagen sich.

Der Redakteur liebt das Werk seiner Schere. Er verachtet seine Zeitung grenzenlos und bewundert sein einziges Geschick. Sein flammender Ehrgeiz läßt ihn nicht schlafen. Seine Begierde nach Berlin, Wien, München, Frankfurt treibt ihn nachts durch seine kleinen Stuben, durch die schlafenden Straßen. Seine Träume sprengen alle Möglichkeiten. Er, der kalte Realist und Spötter, glaubt unversehens an das Wunder, das ihn dieser bescheidenen Stellung entrücken und auf den ersten Posten einer Weltzeitung emporheben wird. Er ahnt nicht die bürgerliche Tragik seiner kleinen Existenz, die freundlichste Göttin schlug ihn mit Blindheit.

Vielleicht treibt in dieser Redaktion noch ein kleines Zwitterwesen auf den Wogen des Zeitgeistes. Ein Kind der Stadt, der Sekunda entronnen, fühlte der junge, bleiche, kurzsichtige Herr Leisegang den Drang zum Journalisten in sich. Er erstrebte und erhielt — scheinbar zögernd, in Wahrheit voll Freude — einen unbesoldeten Volontärposten in der Redaktion. Da saß er erst stumm, staunend, die erste Zigarre rauchend, der flinken Schere verblüfft zuschauend, die neue Atmosphäre, die Luft der Weltseele tief einsaugend; dann verwandte man ihn dazu, allerlei zu kleben, die nächste Nummer zusammenzukleistern, er durfte Überschriften erfinden und seine Schulphantasie austoben in bestellten Reklameartikeln des kleinen Kaufhauses am Platze. Um seinen Tag auszufüllen, schickt man ihn nun bisweilen hinunter in die Expedition. Die logiert in der Buch- und Papierhandlung, die mit der Zeitung nahe verbunden ist. Am Ladentisch, zwischen Ansichtskartenständern und Ullsteinbüchern, Reclamheften und einigen erstaunlich umfangreichen Dichterbüchern, die resigniert ihr Dasein verschmachten, werden Abonnementbestellungen entgegengenommen und Inserate. Dann schreibt Herr Leisegang also eine Quittung aus, hört erbleichend und errötend eine Beschwerde an, stilisiert mit feinem Gefühl fürs Lateinische eine Annonce um, darin Futter für zwei Schweine gesucht wird, und empfängt in hundert süßen Ängsten durchs Fenster, zwischen Briefkartons, Kriminalnovellen, papiernen Lampenschirmen und Tintenfässern hindurch die verzehrenden Blicke der jungen Damen aus Fräulein Kurzbeins Töchterinstitut, für die er in seiner außerordentlichen Stellung, welche ihn so nahe dem Webstuhl der Zeit bringt, ein achtenswertes Wesen, eine bewunderungswürdige Individualität geworden ist.

Aber die erhebendsten Zeiten für Publikum und Redaktion brechen doch an, wenn die Theatertruppe eintrifft und im Stadtkasino ihre Komödien und Tragödien abwickelt, zwei Operetten unter Mitwirkung der Stadtkapelle und dem gemischten Chor der Stadt herausbringt und mit den gleichen Hilfskräften eine alte Singoper inszeniert. Da hebt die Zeit der Rezensionen an.

Ein erfahrener Direktor, die weit erfahrenere Naive, die schlichte Heroine und zugleich Salondame, die heldische Mutter, die dennoch auch die komische Alte auf sich nehmen muß, der feurige Liebhaber, die Chargen, sie alle, alle sprechen bescheiden oder überlegen in der Redaktion vor. Tagelang hat der Volontär nichts zu tun, als Türen zu öffnen, denn der eigentliche, oft recht geheime Empfang und die diskrete Konversation fallen ausschließlich den anderen Herren zu, die schon Routine in solchen Angelegenheiten der Welt und des Theaters haben. Weiche Schlapphüte und etwas blinde Zylinder, entblätterte Straußenfedern, schadhafte Pelze, seidene Röcke, weiße Westen, Parfüms, Puder-

Digitized by Google

düfte, das alles erfüllt die trübe, graue Stube. Die wunderbare, große Welt, Luxus, Leichtsinn, Kunst und Gelächter: das alles scheint wie eine Welle Rausch die Redaktion zu überschwemmen. Der Volontär schläft nicht mehr, furchtbare Schulträume sind von seligfurchtbareren abgelöst; der Herr Herausgeber, der verheiratet ist, macht plötzlich weite Spaziergänge, auf denen er sich allen Augen entzieht, und in der Wohnung des Redakteurs tauchen öfter als sonst verschleierte, duftende Damen auf.

Es erscheinen nach den Aufführungen im Stadtkasino glänzende Rezensionen, würdig des geistvollsten Journals, der berühmtesten Kritikerfeder. Da man die Spieler schonen muß, ergießt sich das Gift, das jeder Redakteur im Tintenfaß führt, über die Dichter. Bosheit ist ein Zeichen des Verstandes, Tadel ein Beweis der Urteilskraft, und also ist unser Rezensent ein boshafter Tadler. Er verschwendet Geist und Witz, streut die Perlen seiner Aphorismen vor das Publikum wie Eicheln vor die Schweine, schüttelt blendende Sentenzen aus dem Ärmel.

An der Art, wie er gar von Mitwirkenden spricht, errät man seine wechselnde Stellung zu ihnen. Vor den spielenden Herren ist er objektiv, parteilos und gerecht, wie es nur einem Kritiker gegeben ist. Aber Lob an die Damen verteilt er je nach dem Standpunkt seiner Beziehungen zu ihnen. Und es ist ein aufregendes Gesellschaftsspiel für die Stadt geworden, aus der neuen Rezension das letzte Stadium des Liebesglückes des Redakteurs zu erraten.

Einmal wurde auch dem Volontär, um es seiner journalistischen Schulung an nichts fehlen zu lassen, gestattet, den Rezensentenplatz im Parterre einzunehmen und über den „Veilchenfresser" zu referieren. Da schwitzt denn der arme Junge, der sich vorgenommen hat, ein geistsprühender Kämpfer für die große Kunst zu sein, schon drei Tage vorher Angst und Sentenzen aus. Er hat sich das Stück verschafft, gelesen und schreibt seit zwei Nächten an der Kritik. Alle guten und bösen Geister der toten Sprache bedrängen ihn, Horazische Strophen fließen aus seiner Feder, und griechische Metaphern umwogen seinen Stil. Kein Aufsatz hat je solche geistigen Forderungen an ihn gestellt. Er ißt nicht mehr, und seine ehrgeizige Mutter schleicht in seine Stube und stellt Limonaden und Tee geräuschlos und ehrfurchtsvoll auf seinen Schreibtisch. Da liegen Klassiker, Ästhetiker und Lyriker aufgeschlagen, ein Manuskript, Flauberts würdig in seinen Korrekturen, knistert unter zitternden Fingern. Mama hört ganz deutlich, wie die Welt ihren Atem anhält, da ihr Sohn schreibt. Und nie hat sich der „Veilchenfresser" träumen lassen, daß man, um ihm gerecht zu werden, die Antike aufmarschieren lassen wird und Bibliotheken wälzt.

Schließlich ist ein Essay zustandegebracht, darin der harmlose und reizende Leutnant nebst allen, die ihn liebend umgeben, einfach und herzlos abgeschlachtet wird. Und da auch der Volontär Bosheit für Geist und Spott für Überlegenheit hält, so schleudert er alle Mitglieder des Theaterchens erbarmungslos in den Orkus und donnert heilige Tempelworte über Bühnenkunst in das verständnislose Parkett.

Aber — der Redakteur lacht, wird ernst, wird wütend, schimpft, rast, zerreißt die Arbeit der Nächte wie ein Nichts, wirft sie höhnisch in den Papierkorb und spricht zerschmetternde Worte von Schuljungenstreichen und Idiotengeschwätz. Er, der gar nicht im „Veilchenfresser" war, setzt sich dennoch hin und schreibt hundert entzückende Zeilen über die Aufführung in nicht mehr als einer halben Stunde, und noch ehe der Volontär aus seinem Jammer ans Licht des völligen Verstehens zurückgekehrt ist, ist die Kritik bereits im Satz, und der Setzer bringt schon den nassen Bürstenabzug, den der Volontär korrigieren muß, vernichtet, gerichtet, wie er ist.

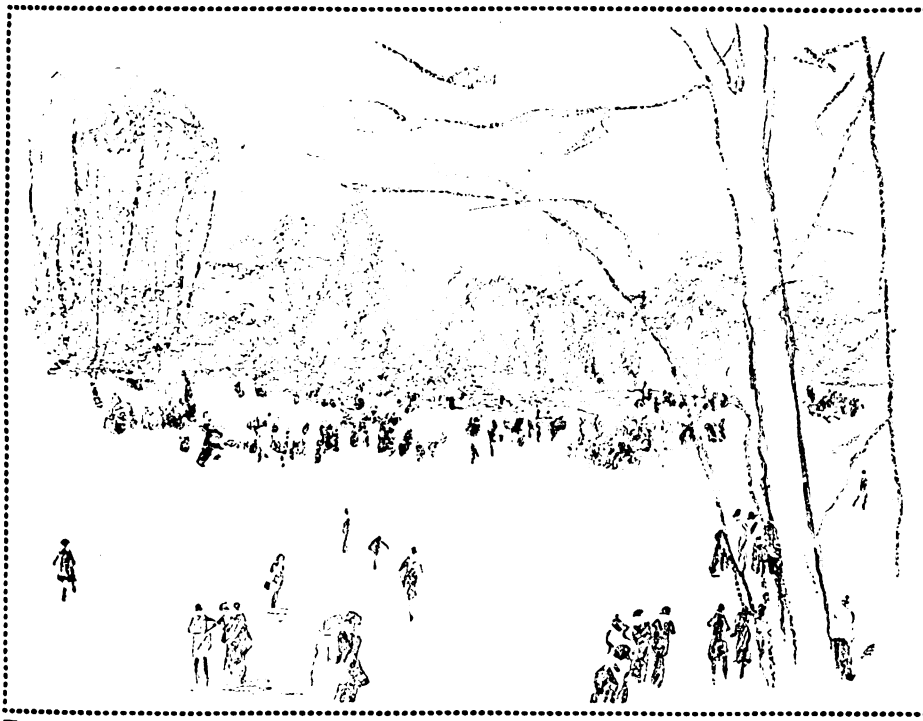
Doch die eigentliche Zeitung, der politische Leitartikel, die ökonomischen Aufsätze, die schönen Sonntagsbetrachtungen, die süßen Plauderbriefe aus den verschiedenen Metropolen, die erstaunlichen Telegrammrubriken: das alles wird fix und fertig bezogen. Denn in der Hauptstadt des Landes, von der ja angeblich alle Kultur ausgeht und die Menschheitsideale proklamiert werden, gibt es nicht nur eine Menge von Zeitungskorrespondenzen, die ihren Abonnenten draußen im Reich alle paar Tage ein nachdruckfertiges Heft mit Novellen und Essays zugehen lassen, sondern hier und da ist ein Institut etabliert, wo ein kluger Mann mit einigen Helfern eine ganze Zeitung fabriziert, die Tag für Tag den Abnehmern in ferne Städtchen gesandt und dort in individueller Aufmachung gedruckt wird. So kommt es, daß, bis auf die Lokalnachrichten und die Inserate, diese lieben kleinen „Anzeiger" und „Boten" im Norden und Süden zwillingsgleich sind, daß die Städtchen auf -ow dieselbe Politik lesen wie die Örtchen auf -witz, daß dieselben „Sonntagsgedanken" in östlichen wie in westlichen Damenherzen fromme Vorsätze entzünden und die gleichen Rätsel, Scharaden und Homonyme scharfsinnige Köpfe der Wasserkante wie der Bergtäler in Bewegung setzen.

Und da ein Roman nicht fehlen darf, wenn man die Gunst der Frauen sich erhalten will, und da man Originalarbeiten nicht honorieren kann, so druckt man alte, in der „Welt" schon wieder vergessene Romane ab oder hat den hundertsten Nachdruck einer sensationellen Novelle für wenige Mark erworben. Der wird von sorgsamen Hausfrauenhänden säuberlich ausgeschnitten, Blatt auf Blatt gelegt und geheftet. Und solche gesammelten Feuilletonromane gehen dann auf fröhliche Austauschreisen von Örtchen zu Örtchen, und die Tanten und Freundinnen untereinander wechseln ihre Blätter aus, und hüben und drüben hebt das fiebernde Lesen an.

Digitized by Google

Aber vielen scheint es doch, als ob der ganze „Anzeiger" nur um des Fräuleins Milka Bitterlich wegen existierte und erschiene. So eine Dame pflegt immer am Erscheinungsort des „Anzeigers" zu leben und zu dichten. Meist nennt sie sich anders, Dolores oder von Hohenstein, oder gibt sich männlichen Geschlechts und leiht sich klassischen Namensglanz. Sie ist an dem Hafen der Ehe vorbeigestürmt, da er ihr verschlossen war, und ist am Gestade der Musen gelandet. In deren Lorbeerhainen scheint sie freundlichst aufgenommen und reich begabt worden zu sein. Denn sie hat die Gewalt der Sprache und besingt die Jahreszeiten und den Gang der Gestirne, die Wechselfälle der Liebe und die gemeinen Machenschaften des Geschicks, die Hoffnung, die Jugend und andere Begriffe und legt in weisen Sprüchen die Erkenntnisse ihres Erdenwallens nieder. Die Zeitung nimmt diese Ausbrüche ihres Dichtertums und ihrer Menschenweisheit fast allsonntäglich auf. Und dann steht Fräulein Dolores schon von sechs Uhr an hinter der Tür und lauert auf den Tritt der Zeitungsfrau, um unverzüglich in den feuchten Blättern ihren Namen und ihre ewigen Strophen zu suchen und immer wieder beseligt mit diesem Beweis ihrer Unsterblichkeit und dichterischen Mission ins kühle Bett zurückzuschlüpfen und dort wachen Träumen nachzuhängen. Sie trägt immer kühne Hüte, einen Kneifer auf der Nase und ein Buch unterm Arm, man entdeckt sie oft in träumerischem Wandel auf den Wegen vor der Stadt; sie unterhält verschiedene Seelenbündnisse mit einem Assessor, dem Arzt, dem Amtsrichter und dem Mühlenbesitzer und einen schriftlichen Geistesbund mit zwei Dichterinnen in anstoßenden Provinzen.

Aber wir, die wir bisweilen an einem milden Abend uns in einer kleinen abseitigen Stadt finden, nehmen gedankenlos den „Anzeiger" des Örtchens in die Hand. Auf der Bank vor dem kleinen Hotel blicken wir hinein und finden längst gelesene Dinge, Nachrichten, die uns schon vor Tagen in der großen Stadt erreichten und erst jetzt die Gemüter hier erschrecken. Wir lesen von einem Lokalereignis und finden darin unvermutet ein Wort, das uns aufhorchen läßt; ein Satzgefüge läßt uns aufmerken. Was für ein verirrter Künstler mag da in der Winkelredaktion schmachten, welcher verlorene Dichter hier einen Gardinenbrand besingen? Wir lesen dann die Fortsetzung eines Romans, der vor zwei Jahren in der Hauptstadt Soupergespräch war, und ein Gedicht, Dolores gezeichnet, das von den Sternen und der Liebe handelt. Und indem wir das Blättchen sinken lassen, kommt die Ahnung fremder, unglücksvoller Existenzen leise geschlichen, die Entwürfe kleiner Komödien, bürgerlicher Grotesken, geistiger Tragödien gehen uns durch den Kopf, ein Lächeln kommt und geht voll Scham. Denn es ist die tiefste Sehnsucht, der ehrlichste Schmerz, die innigste Inbrunst und der Todeskampf des Geistes, der für uns die komische Maske aufgesteckt hat.



Auf der Eisbahn im Berliner Tiergarten. Zeichnung von Paul Paeschke

Digitized by Google

Von deutschen Bühnen: Berlin und Wien

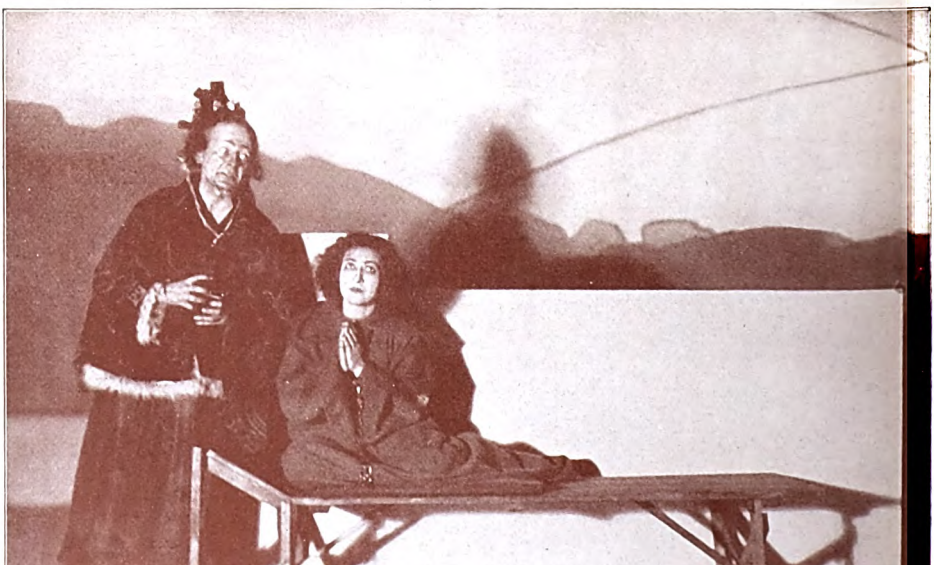
Berlin

Das Berliner Theaterleben hat in dieser vorweihnachtlichen Spielzeit einen Reichtum und einen Aufschwung gezeigt wie selten vorher. Von den ersten zwölf Bühnen, denen Rang und Stand und Namen und Überlieferung eine gewisse Verpflichtung auferlegen, haben sich nur das Berliner Theater und das Deutsche Schauspielhaus der bequemen Serienausnutzung eines hübschen Publikumerfolgs ergeben. Die andern ließen sich das Ringen um künstlerischen Eindruck um so saurer werden. Hut ab vor der Riesenarbeit, die in diesem Winter wieder von Reinhardt in seinem Deutschen Theater und in den Kammerspielen geleistet wird, Hut ab vor dem unverzagten Ernst, den die Künstler des Lessingtheaters und des Sozietäts-Theaters aufbringen, trotzdem die Gunst des Publikums ihnen nur so selten lächeln will.

Die fetten Jubiläen ödester Tingeltangelpossen, fadester Leutnantslustspiele und schmalzigster Walzeroperetten bezeichneten in den letzten Wintern vor In- und Ausland die Standhöhe des Berliner Geschmacks. In dieser Spielzeit aber zeigt uns ein einziger Blick auf den Wochenplan der Berliner Bühnen sofort die höhere Richtung ihrer Leiter — trotzdem der Kassenrapport nicht überall Zeugnis ablegt für ein verständnisvolles Mitgehen von Theaterbesuchern, die literarische Neigungen äußern, ohne Freibilletts zu beziehen.

Um so erstaunlicher ist es, daß gerade Strindbergs furchtbar quälendes Märchenspiel „Die Kronbraut", das im Theater in der Königgrätzer Straße (der literarischen Filiale der Possenbühne Berliner Theater) gegeben wird, schon Anfang Dezember das erste Jubiläum feiern durfte. Erstaunlich auch deshalb, weil den großen, ernsten, innerlich zerrissenen und doch so unendlich weichmütigen Schweden, der anfängt, Ibsen und Björnson in den Schatten zu stellen, gleichzeitig noch drei, vier andere Bühnen in guten Aufführungen hier noch gänzlich unbekannter Werke herausgebracht haben. Man will im Theater also doch wohl wieder ein bißchen nachdenken. Man erkennt, daß für die Erholung von privaten Sorgen die innere Sammlung geeigneter ist als die äußere Zerstreuung.

In die primitive Alltagshandlung der „Kronbraut" spielt der Spuk der nordischen Geisterwelt hinein. Einzelne Peer Gynt-Stimmungen klingen an. Aber die Unbarmherzigkeit der Entwicklung, die Lichtlosigkeit des ganzen Bildes ist doch ureigenster, ur-



Otto Gebühr (als Hebamme) und Irene Triesch (Kersti) in Strindbergs „Kronbraut" Theater in der Königgrätzer Straße in Berlin. (Phot. Atelier Rembrandt)

Digitized by Google

echtester Strindberg. Das Allzumenschliche wird wieder einmal Ereignis. Die arme Kersti ist Mutter geworden, bevor der Müllerssohn Mats um sie hat freien können. Wir sehen das Naturmenschenglück des jungen Volkes droben in der weltabgeschiedenen Sennerei. Nun gibt die Annäherung der beiden feindlichen Familien Kersti endlich Aussicht, Frau Müllerin zu werden. Aber in die stolze Müllersfamilie darf natürlich nur eine Braut einziehen, die berechtigt ist, die Brautkrone als Zeichen ihrer Jungfräulichkeit zu tragen. Kersti wird in ihrer Verzweiflung zur Kindsmörderin. Die kleine Leiche übergibt sie der Vertrauten ihrer schweren Stunde. Die Hebamme verbirgt das tote Kind unter dem Estrich der Mühlenkammer. Das Gespenst im Haus verrät sich am Hochzeitsabend, als die hexenhafte Hebamme sich die Teilnahme am Fest erzwingen will. Schaudernd entflieht der junge, vorzeitige Vater, schaudernd entflieht die Verwandtschaft des jungen Ehemannes — das Mühlrad geht rückwärts, die Mehlsäcke fangen an zu tanzen, auf dem Besen reitet die gespenstische Mitwisserin der heimlichen Sünde durch den Schornstein der Mühle hinaus. Der Überführung durch den Amtmann folgt die Einkerkerung der Schuldigen, folgt im Angesicht des Galgens die Kirchenbuße, folgt das „Gerichtet — Gerettet" bei Kerstis Tod. Lähmendes Entsetzen packt den Zuschauer immer wieder, trotzdem er sich sagt: aber das ist ja nur Theater! So eindringlich haben Irene Triesch die Kersti, Paul Wegener den Amtmann, Otto Gebühr die Hebamme, Maria Pospischil die Mutter von Kersti gestaltet. Es ist eben doch mehr als Theater, wenn dieses wuchtende, mit aller Erdenschwere, aller Menschennot belastete Märchenspiel über die Bretter geht. Um die einzelnen Szenen noch mehr ins Spukhafte zu entrücken, hat man Dekoration, Gruppierung und Geste nach nordisch anmutender Bilderbuchart stilisiert. Und dem Familienrat in der Mühlenkammer war eine Abtönung der Stimmen gegeben, deren melancholischer Klang ein unendliches Einsamkeitsgefühl hervorzauberte. Eine Regieleistung, die sich sogar in der Stadt Reinhardts sehen lassen kann. Leider nur hat August Ennas begleitende Musik völlig versagt: hölzern steife Harfengänge, salonmusikartig verwaschene Themen — dafür hätte man den berühmten Komponisten der „Hexe" nicht zu bemühen brauchen, das hätte jeder leidlich begabte Berliner Klavierlehrer auch nicht mäßiger gemacht.

Eduard von Winterstein (Odoardo) und Anna Feldhammer (Claudia) in Lessings „Emilia Galotti". Deutsches Theater, Berlin. (Phot. Dr. Hans Böhm)

Da noch der zweite Teil vom „Totentanz" in diesem Winter zu überstehen ist (es graut einem davor, und man brennt doch vor Ungeduld), so habe ich mir Strindbergs Kammerspiel „Wetterleuchten" in Reinhardts Kammerspielen großmütig erlassen. Aus der Schumannstraße ist ja von soviel Erquicklicherem zu berichten. Der „Sommernachtstraum", „Viel Lärm um nichts", „Hamlet"

Digitized by Google

Alexander Moissi als Tasso
Deutsches Theater, Berlin
(Phot. Becker & Maaß)

und „Der Kaufmann von Venedig" sind hier vor Weihnachten in neuer Einstudierung herausgekommen, nachdem es sogar „Emilia Galotti" und der „Torquato Tasso" fertig gebracht hatten, Repertoirestück zu werden. Moissi hat den Tasso, ebenso wie seinerzeit Kainz, nach der Meinung jedes verbürgten Goethekenners falsch aufgefaßt. Die edle Linie fehlte. Er war im ersten Akt so linkisch, wie es etwa ein röllchentragendes Dachstubengenie bei einer Einladung zum Oberhofzeremonienmeister sein würde. Tasso muß wohl mehr gute Kinderstube verraten. Aber gleichviel. Diese Dichtung, die mehr Goethe ist als sein gesamtes übriges Schaffen, hat wieder einmal gelebt, richtig gelebt auf den Brettern, die ihre Welt bedeuten, und hat Tausende entzückt, berückt. Und das wertet hundertmal höher als das scheintote Dasein einer Verehrung, die angeblich zu tief ist, um sich im Parkett zu verraten. Eine ganz wundervolle Prinzessin war übrigens Frau Heims. Ein blühender, lebenswarmer Mensch von Gottesgnaden — wenn freilich er auch nicht vor allen Literaturprofessoren Gnade gefunden hätte.

Auch mit der Verkörperung Shakespearescher Werke im Deutschen Theater sind viele kluge Leute nicht einverstanden. Darunter auch solche, die gar nicht erst hinzugehen brauchen, um sich eine Meinung zu bilden, weil ihr Urteil ja schon feststeht. Reinhardt nutzt alle Gegensätze erschöpfend aus, vor allem steigert er jede Rüpellustigkeit bis zur Tollheit, seine genialen Komiker und Charakterkomiker — Waßmann, Arnold, Bassermann, Biensfeldt — dürfen so komisch sein, daß das Publikum jubelt und strampelt vor Vergnügen. Und den Neunmalklugen tut er darum zu viel. Aber er erreicht es doch, daß seine Shakespearevorstellungen einen ganzen Winter hindurch Zugstücke sind — dieselben Shakespearedramen, in die ein Hoftheaterintendant oder Theaterdirektor einer mittelgroßen Stadt auch die geduldigsten Abonnenten kein zweites Mal hineinbekommt. Leben, Atem, Fleisch und Blut, Freude und Trauer haben wir bei Reinhardt, köstliche Schau- und Lustspiele, wie wir sie heimlich immer erträumten, solange die theaterfeindlichen Naturalisten ihre Kathedertyrannenherrschaft ausübten.

Else Heims als Prinzessin in Goethes „Tasso"
Deutsches Theater, Berlin. (Phot. Becker & Maaß)

Digitized by Google

Zugegeben, daß der „Sommernachtstraum“ heute nicht mehr so erfrischend wirkt wie bei Reinhardts erstem Debüt. Wir haben inzwischen all die Kulissenzauber, die uns damals neu waren, auf der ganzen deutschen Bühne feststehende Requisiten werden sehen. Und in der Erinnerung mochte der Dank für den Mut, mit dem die Perücken und Zöpfe von Reinhardt gezaust und gerüttelt worden sind, manches übertrieben verschönt haben. Immerhin bleibt noch viel genug, wofür zu danken ist. In „Viel Lärm um nichts“ ist der heitere Grundcharakter stärker als früher betont. Der Benedikt Bassermanns und die Beatrice von Else Heims wiegen die gesamte Lustspielproduktion eines Säkulums auf. Ein gewisser niederdeutscher Zug von Derbheit, Sinnlichkeit, Schalkstum und Gutherzigkeit bringt uns diese Londoner Spanier so brüderlich-schwesterlich nahe. Auch Bassermann übertreibt gelegentlich durch Wiederholungen, die Shakespeare nicht vorgeschrieben hat, aber wenn der himmlisch-joviale Dichter einer Regieprobe beiwohnen könnte, er würde Tränen lachen über diesen Benedikt, diesen Holzapfel, ja ich glaube, er würde Reinhardt in den Arm kneifen und ihm zuraunen: „Um Gottes willen, nichts ändern, lassen Sie den Mann so komisch, wie er ist!“

Jakob Tiedtke als Dorfrichter Adam in Kleists „Zerbrochenem Krug“. Deutsches Künstlertheater (Sozietät) in Berlin (Phot. Dr. Hans Böhm)

Dagny Servaes als Magde Thomas in John Galsworthys „Kampf“. Deutsches Künstlertheater (Sozietät) in Berlin (Phot. Becker & Maaß)

Moissis Hamlet ist noch immer nicht vollendet. Aber von allen lebenden deutschen Schauspielern seines Alters hat Moissi die meiste Aussicht, in diese größte Bühnenaufgabe hineinzuwachsen. Auch Bassermanns Shylock ist in all seinem Filigranwerk überwältigenden Fleißes nicht jener Shylock, den Juden und Christen wollen. Vielleicht: weil sich die Ansichten der beiden Lager über das, was sie eigentlich wollen, nie vereinigen werden. Mit Schildkrauts Shylock hatte man Mitleid. Bassermanns haßerfüllter, rachgieriger Shylock erweckt Furcht. Es ist eine Teufelsgestalt, die um so erschreckender wirkt, als ihr eine Anzahl überraschender naturalistischer Züge beigemengt sind.

Während der fast leidenschaftlich erregte Arbeitseifer an den Reinhardtschen Bühnen ein volles Echo im Publikum findet, trotzdem sich's „nur“ um Shakespeare handelt, will und will es anderwärts zu keinem herzlichen Verkehr zwischen Szene und Parkett kommen. Im Lessingtheater hat sich der matte, neue Shaw („Pygmalion“) als kein Ersatzstück für „Peer Gynt“ oder den noch immer virtuos gespielten „Professor Bernhardi“ erwiesen. Und des schon fast zu

Digitized by Google

Tode debattierten Professors Geburtsstätte, das Kleine Theater, wird unter Barnowskys Nachfolger, Herrn Dr. Altmann, vom merkwürdigsten Pech verfolgt. Ein Stück nach dem andern fällt durch. Darunter sogar Eulenbergs „Belinde", die nicht einmal mehr ein Sonntagnachmittagspublikum zu billigen Preisen anlockt. Als wirklich großer Könner wird Eulenberg von den Berlinern eben erst dann entdeckt und erkannt werden, wenn sich Reinhardt seiner annimmt. Die jüngste dramatische Katastrophe vor dem Weihnachtsfest klammert sich an einen Namen, der in dem primitiven Theatersälchen Unter den Linden bisher immer einen Erfolg garantierte: Ludwig Thoma. Der Münchener Schöpfer der „Moral" hat bisher aus den deutschen Theaterkassen eine stattliche Pension dafür bezogen, daß er alle im Zentrum und weiter rechts davon wählenden Zeitgenossen ein- für allemal der Schufterle-Gesinnung für überführt hielt. Diesmal hat er leider versucht, sein Manöverfeld ein bißchen zu erweitern. Und das ist ihm nicht gut bekommen. Sein neues Sittenstück „Die Sippe" bedeutet einen unleugbaren Mißerfolg. Thoma ist nun einmal auf seinen einseitigen Simplizissimus-Standpunkt so fest eingeschworen, daß ihm

Jakob Tiedtke als Graf in „Schirin und Gertraude" von Ernst Hardt (Phot. Becker & Maaß)

Johanna Zimmermann (Schirin) und Annalise Wagner (Gertraude) in „Schirin und Gertraude" von Ernst Hardt Deutsches Künstlertheater (Sozietät) in Berlin. (Phot. Becker & Maaß)

die ganze übrige Welt wie mit Brettern vernagelt zu sein scheint. Schade. Denn er ist einer der wenigen, über deren Kapuzinerpredigten man einmal herzlich lachen kann. Die Lustspieltalente sind ja so traurig dünn gesät.

Wo soll man hingehn, wenn man lachen will? Weder in der aus dem Geschmack der achtziger Jahre bezogenen „Tangoprinzessin" noch in den Repertoirestücken der Bühnen zweiten und dritten Grades, in „Hoheit — der Franz", „Seine Geliebte", „Ideale Gattin" oder „Kinokönigin", braucht man auch nur eine Miene zu verziehen. Man müßte sich denn vom Logenschließer kitzeln lassen. Was ja nicht einmal erlaubt ist. Bleiben noch die etwas gehobenen Schwänke „Wie einst im Mai" im Berliner Theater und „Die hei-

Digitized by Google

Albert Bassermann als Shylock
Deutsches Theater, Berlin

Hans Waßmann als Holzapfel
in „Viel Lärm um Nichts"
Deutsches Theater, Berlin

heimen Agenten" und die lange Reihe der seit Jahrzehnten vom Simplizissimusspott umwobenen Durchlauchtigkeiten zusammengekramt. Dieses Hofluftstück ist dabei so liebenswürdig gemacht, daß es auch denen, die es verulken soll, zum Besuch empfohlen werden mag, weil sie sich so gar nicht getroffen fühlen werden. Das sehnsüchtig erwartete Lustspieltalent offenbarte sich in Georg Engels „Heiterer Residenz" freilich nicht. Aller Augen waren vielmehr

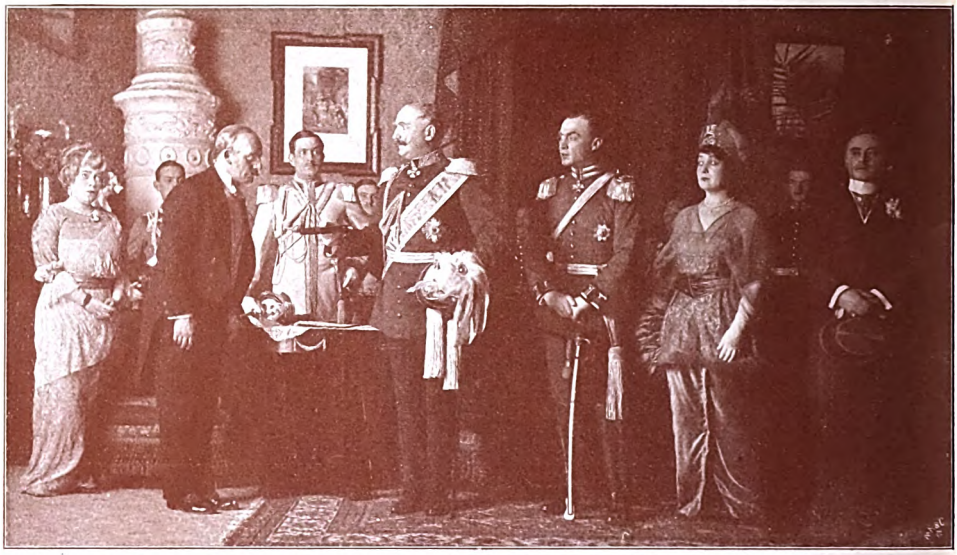
tere Residenz" im Deutschen Schauspielhaus. Georg Engel hat in diesem hübschen Stückchen, in dem Elsa Galafrès nicht nur durch ihre bildhübschen Toiletten hervorsticht, allerlei lustige Erinnerungen an Hackländers „Gen

auf den Theaterabend gerichtet, der sowohl am Gendarmenmarkt wie am Kurfürstendamm je ein neues romantisch-heiteres Dichtwerk ankündigte. Im Königlichen Schauspielhaus „Graf Ehrenfried" von Otto Hinnerk, im Künstlertheater „Schirin und Gertraude" von Ernst Hardt, dem schillerpreisgekrönten Dichter von „Tantris der Narr".

Der „Graf Ehrenfried" ist der blaßblaue Schwärmer vergangener Literaturepochen, der sich weder die Liebe noch das Lachen der Theaterbesucher von heute erringen wird, und die Hofbühne, die sich heuer mit wohltuendem Ehrgeiz an der Arbeit zeigt, ist um die Hoffnung auf einen Weihnachtserfolg be-

Szenenbild aus dem Schwank „Die spanische Fliege" von Franz Arnold und Ernst Bach. Lustspielhaus, Berlin
(Phot. Atelier Rembrandt)

Digitized by Google



Szenenbild aus „Die heitere Residenz" von Georg Engel. Deutsches Schauspielhaus in Berlin
(Phot. Zander & Labisch)

trogen, trotzdem das köstliche Fräulein Thimig in dem volksmärchenhaft lebechten „Lisel" wieder eine kleine Prachtgestalt hingestellt hat. Mehr Beziehungen konnten das Publikum der Sozietätsbühne schon mit dem urdrolligen Konflikt von „Schirin und Gertraude" verbinden. Da hat Ernst Hardt den oft behandelten Graf von Gleichen-Vorwurf ins Lustige abgewandelt. Ein Scherzspiel in vier Akten nennt er's. Und hätte er's bei zwei Akten bewenden lassen, so würde man von diesem halben Abend mit lachendem Munde erzählen. Sie haben in diesem Bühnenhause eine Komikerkraft allerersten Ranges in Jakob Tiedtke. Weder Vollmer noch Waßmann erreichen ihn. Er ist saftiger, reicher, bunter als Vollmer, aber wieder künstlerisch viel abgeklärter als Waßmann. Sein Dorfrichter Adam im „Zerbrochenen Krug" war die vollendetste komische Leistung, die es seit Jahrzehnten in Berlin zu sehen gab. Neben Tiedtkes überragender Gestaltungskraft können die jüngeren Talente der Sozietät natürlich nur in einem gewissen Abstand genannt werden. Aber gerade auf die Jugend an dieser Bühne dürfen wir Hoffnungen setzen: Annalise Wagner, die das Hannele gab, Johanna Zimmermann und Dagny Servaes, die wir in dem jetzt schon wieder überwundenen Streikstück „Kampf" abbilden. In Hardts Scherzspiel stellt Tiedtke den aus dem Morgenlande heimkehrenden Grafen dar, der seinem in Treue auf ihn harrenden blonden Weibchen Gertraude ein zweites Frauchen mitbringt, die Türkin Schirin, die ihn aus der Gefangenschaft befreit hat. Er ist aber nicht der romantische Don Juan der alten Sage mehr, sondern im faulen Kerkerleben bei den Ungläubigen

Elsa Galafrès in „Die heitere Residenz"
(Phot. Willinger)

Digitized by Google

Szenenbild aus „Pygmalion" von Bernard Shaw in der Aufführung des K. K. Hofburgtheaters zu Wien. (Phot. Magasin Metropole)

habt hätte. Den deutschen Dichtern ist Platz gemacht. Sie mögen aus ihrer Verborgenheit hervortreten. Sollte sich darunter einmal ein Bühnentalent finden, das die Verbeugung nach „links" nicht mitmacht, die heute jedem Salonumstürzler eine blindgemütliche Aufnahme garantiert, so bewiese das ein erfreulich starkes Rückgrat. Denn von der „Moral" an ist eine Sorte Lustspiel, die die verruchten Stützen der Gesellschaft in Grund und Boden leitartikelt, geradezu Klischee geworden. Lacht man auch noch in der „Spanischen Fliege" im Lustspielhaus über die Häufung der natürlichen Väter, so glaubt man doch endlich eine stumpfe Gewohnheit zu erkennen,

ist er dick und fett geworden, und er wird in den Händen der beiden jungen Frauen ein possierlicher Spielball ihrer Launen. Wäre die ganze Geschichte so konzentriert gegeben worden, daß man danach noch einmal Tiedtkes klassischen Dorfrichter hätte belachen können, so wäre dieser Abend ein Mittelpunkt des Wintervergnügens gewesen. Aber Hardt ist zu umständlich, mit zuviel Literaturfeierlichkeit behaftet, auch nicht Schelm genug, um alle lustigen Bühnenwirkungen auszunutzen. Ich will nicht sagen, daß ihm der Schuß Kadelburg fehlte, sonst klänge das wie ein Vorwurf oder wie eine Sehnsucht. Nein, trotzdem der Lustspielerfolg, auf den wir nun alle schon so gespannt, so heißhungrig warten, sich immer noch nicht eingestellt hat, wollen wir doch um alles in der Welt nicht zu Kadelburgs und Skowroneks Schwänken zurück. Daß der „Austauschleutnant" und „Bummelchen" an der Königlichen Bühne abgewirtschaftet haben, ist noch mehr wert, als wenn der „Graf Ehrenfried" dort gleich Erfolg ge-

Auguste Wilbrandt-Baudius (Frau Higgins) und Lili Marberg (Eliza Doolittle) in „Pygmalion" von Bernard Shaw in der Aufführung des K. K. Hofburgtheaters zu Wien. (Phot. Magasin Metropole)

Digitized by Google

die nachgerade zur Philistrosität zu erstarren droht. Wer der Mitwelt dartut, wie faul es im Staate Dänemark ist, wie verlumpt und verlogen alles, was einen bessern Rock trägt, der hat es nicht allzu schwer, als Talent beachtet zu werden. Schon die Theaterhandwerker, die für den Tagesbedarf schreiben, haben das jetzt erkannt und sich ein Rezept zurechtgelegt, nach dem sie die neuen Begriffe, die neuen Masken todsicher zu einem durchschlagenden Erfolg zusammenbrauen können. Sie brauchen nur einen Tugendbund auf die Bretter zu stellen, der aus konservativen Abgeordneten, alldeutschen Oberlehrern, hohen Offizieren und Beamten, Steuerzahlern der oberen Stufen besteht, und Akt für Akt die ganze heuchlerische Verlogenheit jedes einzelnen Bundesmitglieds nachzuweisen. Ach, wie das der Galerie schmeichelt. „Ja, so sind sie!" jubeln sie.

Diese von der Opposition gehätschelten Weltverbesserer noch ein weiteres Theaterjahr am Werke zu sehen, wäre kein Gewinn für die dramatische Produktion. Aber wie wär's, wenn ein neuer Dichtersmann auftauchte, der einmal den Idealismus, die Selbstaufopferung, die Sittenreinheit und unentwegte Wahrheitsliebe der Herren Sozis und ihrer Markthelfer von der äußersten Linken darstellte? Er brauchte gar nicht so kraß zu übertreiben wie der Widerpart, und man würde sich doch biegen können vor Lachen. Aber ich fürchte: was dem einen recht ist, das ist hier dem andern nicht billig. Einem powlichten Gymnasialdirektor darf man die Jacke vollhauen — der von Weisheit, Wahrheit, Einsicht, Kühnheit strotzende Destillenfritze dagegen ist heilig. Und gäbe er nicht die köstlichste Lustspielfigur ab neben dem sanfteren Obergenossen von der etwas höheren Steuerstufe? Dichter heraus! Es wird in Berlin jetzt eine so vorzügliche Komödie gespielt, in den verschiedensten Häusern und nach den verschiedensten Stilarten, daß kein Poet mehr zu fürchten braucht, sein Werk käme hier nicht zur Geltung. Noch selten zuvor war unser Theaterleben so reich an großen Kräften wie in diesem Winter. Nur Aufgaben her! Es ist ja, als habe man Ansorge, Busoni, Risler und Paderewski zur Verfügung und ließe sie nur Clementi, die Klosterglocken und den neuesten Tango spielen!

Paul Oskar Höcker.

Wien

Beim Theater kommt's immer anders — das ist noch so ziemlich der einzige Erfahrungssatz, auf den man sich bei dieser so unzuverlässigen Kunst einigermaßen verlassen kann. Was hat man sich von dieser Saison versprochen: eine Art theatralischer Hochkonjunktur, eine reichliche fette Entschädigung für das magere letzte Jahr. Es mag ja jetzt, in der Mitte der Saison, noch etwas zu früh sein, um ihr eine üble Nachrede zu halten, aber es war bisher wirklich nicht viel los, es fehlt das Ereignis, die Sensation, der Schlager, das gewisse Stück, das man unbedingt gesehen haben mußte. Auch in finanzieller Hinsicht sah es bisher ein bißchen trübe aus, und das triumphierende Täfelchen „Ausverkauft" kann jetzt immer seltener ausgehängt werden, ja es findet sich fast nur mehr bei den Kassen der Singspielhallen, die ganz derbe Possenkost verabreichen, beim Kino und bei

Rudolf Hofbauer, Marie Jeritza und Alfred Piccaver in Puccinis Oper „Das Mädchen aus dem fernen Westen. K. K. Hofopernhaus in Wien (Phot. L. Gutmann)

Digitized by Google

Lucie Laval in „Der Herr Minister" von Andreas Nagy
Theater in der Josefstadt, Wien. (Phot. L. Gutmann)

Digitized by Google

Anton Edthofer Frieda Christophersen, Ida Wüst und Wilh. Klitsch in „Das Geheimnis" von Henry Bernstein
Deutsches Volkstheater in Wien. (Phot. Magasin Metropole)

der Zirkuskasse, namentlich, wenn sich der gebildete Affe und der intellektuelle Polizeihund produzieren — was aber streng genommen nicht als ein Kennzeichen einer glänzenden und interessanten Theatersaison zu betrachten ist. Voriges Jahr konnte man sich wenigstens auf den Balkankrieg ausreden, aber der ist heuer leider unwiderruflich zu Ende, und es bleibt den Direktoren als Ausrede nur die Börse, die wirtschaftliche Depression, weil ja bekanntlich zwischen Kreditaktien, Renten, Eisenwerten, dem Zinsfuß, Geldstand und der dramatischen Kunst seit jeher merkwürdige geheimnisvolle Beziehungen bestehen. Jeder Theaterdirektor ist ein gründlicher Nationalökonom und Massenpsycholog. Er findet selbstverständlich die kompliziertesten Ausreden dafür, warum das Publikum gerade sein ausgezeichnetes Theater meidet. Daß aber vielleicht auch das Theater und der Herr Direktor daran schuld sein könnten, so weit reicht sein Scharfsinn nie.

Die einzige Ausnahme in jeder Hinsicht macht das Burgtheater, das sich unter der anhaltend provisorischen Leitung Hugo Thimigs, wie es scheint, definitiv wohl fühlt. Die Kritik ist zwar mit seiner Führung nicht immer einverstanden, aber das Publikum gibt ihm recht. Von den vier Novitäten, die Thimig bisher heuer brachte, sind drei wirkliche Erfolge und in darstellerischer Hinsicht sehr erfreuliche Burgtheaterabende gewesen. Bloß Herbert Eulenbergs „Belinde" versagte, dagegen brachte Bernard Shaws „Pygmalion", der hier zur überhaupt ersten Aufführung kam, einen der stärksten Erfolge der letzten Jahre. Über Inhalt und Wesen des auf gescheite Art amüsanten Stückes, das sich inzwischen auch in Berlin und anderen deutschen Städten — hier mehr, dort weniger — bewährt hat, braucht an dieser Stelle nichts mehr gesagt zu werden, und es sei nur kurz auf die ausgezeichnete Darstellung hingewiesen. Namentlich Fräulein Marberg leistete in der eigentlich ihrer Individualität wohl wenig liegenden Rolle des verkommenen Blumenmädchens Außerordentliches. Es war ein förmlicher Kampf dieser feinen zarten Salonschauspielerin mit der derben Rolle, und Fräulein Marberg ging aus dem Kampf zum Schluß als reizende Siegerin hervor. Einen persönlichen Erfolg brachte der Künstlerin auch Dario Nicodemis, in Deutschland schon viel gespieltes Effektstück „Der Reiherbusch", wo sie die Rolle abwechselnd mit dem klassisch schönen Fräulein Wohlgemuth spielte, die hier ihren ersten und sehr gelungenen Versuch im Salonstück machte.

Ein typischer Darstellungserfolg, und zwar ein Erfolg der in Wien rasch bestätigten Beliebtheit Harry Waldens war auch der letzten Burgtheaternovität beschieden: der Komödie „Der häßliche Ferante" des außerhalb Italiens noch gänzlich unbekannten Italieners Sabatino Lopez. Ohne Harry Walden oder einen gleichwertigen, persönlich interessanten und liebenswürdigen Schau-

Digitized by Google

spieler ist die Komödie freilich nicht gut denkbar, denn sie ist zum größten Teile verfehlt. Grundeinfall und Absicht sind reizvoll: einen häßlichen Menschen zu zeigen, der sich seiner abschreckenden Häßlichkeit genau bewußt und auf sie geradezu stolz ist, aus ihr Kapital schlägt und eine Art Philosophie zieht. Durch seine Häßlichkeit hat es der Bankier Ferante zu etwas gebracht, im Beruf und bei den Frauen. Sie hat ihn gezwungen, ehrgeizig, tüchtig, gescheit zu sein. Aber auch die Häßlichen haben ihre Eitelkeit, und so läßt sich Ferante zu einer Wette hinreißen, seinem Freund, einem unbedeutenden schönen Mann, seine Geliebte wegzunehmen. Ferante erscheint nachts ungeniert im Schlafzimmer der verheirateten Dame, erobert sie natürlich programmgemäß durch seine unkonventionelle geistreiche Art. Als dann der Ehemann erscheint, eifersüchtig zu toben beginnt, flüchtet Ferante wieder hinter seine Häßlichkeit, macht den Gatten selbst darauf aufmerksam, der das Licht aufdreht, sofort ganz beruhigt ist, und nun lachen beide Männer herzlich... Dieser Moment, der zweite Aktschluß, ist der beste und wirksamste des Stückes, das durch den willkürlich angehängten sentimentalen dritten Akt (die Verlobung Ferantes mit seinem jugendlichen Mündel) und namentlich durch endlose Redseligkeit und mancherlei Kraßheiten beeinträchtigt wird. Aber Harry Walden war so scharmant, so lebendig geistvoll und so liebenswürdig häßlich, daß der Erfolg nicht ausbleiben konnte.

Die Hofoper gibt dem Premièrenbummler viel weniger zu tun. Direktor Gregor hat für Inszenierungskunst mehr Sinn als für Musik, und die einzige Novität, die er bisher bot, Puccinis „Mädchen aus dem goldenen Westen", ist auch in erster Linie eine Sehenswürdigkeit, sowohl in szenischer Hinsicht wie in darstellerischer. Namentlich Maria Jeritza und die Herren Piccaver und Hofbauer leisten Hervorragendes. Sonst gibt's hier nicht viel Neues, aber dafür eine große Erwartung: den Parsifal.

Über die Ereignisse in den Wiener Privattheatern ist rasch berichtet. Im Deutschen Volkstheater wollte sich das traditionelle Glück bisher absolut nicht einstellen. Das Stammpublikum ist durch die Fülle von mittelmäßigen und schwachen Stücken enttäuscht und findet vor allem das nicht, was es zu finden gewöhnt war: interessante Schauspielerinnen. Die besten Künstlerinnen hat diese Bühne in rascher Folge verloren, durch unglückselige Zwistigkeiten, durch glückliche Heiraten, und auch Frau Ida Wüst, die in Bernsteins „Geheimnis" einen starken Erfolg hatte, zieht schon wieder von dannen. An ihre Stelle tritt wieder die von ihren Varieté- und Operettenausflügen reuig heimgekehrte Frau Claire Vallentin. Mit der ohnehin nur zögernd und sparsam betriebenen Pflege der einheimischen Dramatik hatte das Deutsche Volkstheater heuer ebenfalls kein Glück. Die geklügelte Komödie „Geldzauber" Otto Soykas versagte vollständig, und auch Hans Müller enttäuschte leider mit seinem „Reizenden Adrian", dem Lustspiel des alternden Publikumslieblings, die Freunde seiner liebenswürdigen Begabung.

Ein paar schöne künstlerische Erfolge hat Direktor Rundt aufzuweisen. In der Volksbühne Galsworthys Drama „Justiz", in der von ihm heuer geleiteten Residenzbühne Thaddäus Rittners dichterisch wertvolle und feine, aber theaterfremde Komödie „Der Mann im Souffleurkasten" und Sternheims „Bürger Schippel". Doch von Literatur kann dieses kleine Souterraintheater

Josef König und Käte Ehren in der Operette „Polenblut" von Oskar Nedbal. Karltheater in Wien (Phot. L. Gutmann)

Digitized by Google

nicht leben, und augenblicklich schwört es bereits auf die Turfparole: 777: 10 ...

Direktor Jarno, der soeben im Begriffe ist, seinen zwei Bühnen eine dritte, das Neue Stadttheater, anzugliedern, fand trotzdem noch Zeit, auch als Regisseur und Darsteller Tüchtiges zu leisten: in der drastisch-witzigen Komödie „Der Herr Minister" des Ungarn Andreas Nagy, in der sich die noch schüchterne, aber gewiß zukunftsreiche Begabung des reizenden Fräulein Lucie Laval anmutig bemerkbar machte. Einen großen schauspielerischen Triumph

Joseph Jarno, 25jährig, 50jährig und 75jährig, in „Meilensteine" von Benett und Knoblauch. Theater in der Josefstadt, Wien (Phot. L. Gutmann)

Hubert Marischka und Mizzi Günther in Lehars Operette „Die ideale Gattin". Theater an der Wien (Phot. L. Gutmann)

feierte Jarno persönlich in der reizvollen englischen Komödie „Meilensteine"; die Darstellung der drei Lebensalter, namentlich die des müden Großvaters, gehört unbedingt zu seinen stärksten Leistungen.

Und die Wiener Operette? Sie jubiliert wie immer, unbekümmert um die schlechten Zeiten und den starken wirtschaftlichen Druck. Lehars auch in Berlin bekannte, ja durch die Ähnlichkeit mit Fuldas „Zwillingsschwester" sogar gerichtsbekannt gewordene „Ideale Gattin" dürfte es „bloß" zu 100 Aufführungen bringen. Oskar Nedbals textlich und musikalisch gleich sympathische Operette „Polenblut" zu einer etwas höheren dreistelligen Ziffer, den Saisonrekkord erreicht heuer aber Edmund Eysler, der nach einem halben Jahre ununterbrochen „Lachenden Ehemannes" demnächst mit einer neuen Sache herauskommt. Überhaupt, es kommt ja noch so vieles, denn zu Weihnachten setzt die Saison ein zweitesmal und viel energischer ein. Es kommt, sagt man, ein neues Werk von Schönherr, Neues von Lehar, Fall, Oskar Strauß und so weiter. Das bedeutet soundsoviele Premièren-Abende, bedeutet Beifallsstürme, Enthusiasmus, Lorbeer, Blumen, selige strahlende Mienen auf beiden Seiten der Rampe. Und da soll jemand noch behaupten, daß es uns in Wien schlecht geht ...

Ludwig Hirschfeld.

Digitized by Google

Wie der Viehdieb Tschorba seine Ehre wieder herstellte

Von Georg Busse-Palma

„Wenn der Wald weiß wird, kriecht der Dachs in den Bau!“ sagte sich Stefan Tschorba, der in der Gefängniszelle auf dem Fußboden saß und eigentlich Tabak rupfen sollte. Er rupfte aber keinen, sondern stieß die braunen Bündel mit dem Fuß von sich, verzog nachdenklich das ein wenig angewelkte Gesicht und betrachtete ein Haar, das er sich aus der Kopfhaut gezogen hatte. Das Haar war schon weiß.

‚Heut ist mein letzter Tag hier,‘ sprach er zu sich selber. ‚Morgen, am Tage der heiligen Petronella, die meiner Mutter Schutzheilige war, werde ich wieder frei. Und ich will nicht mehr hierher zurückkommen. Ich werde mein Gewerbe ändern.‘

Jahrzehntelang war der Alte der Schrecken der Gegend gewesen, die sich zwischen der Donaustadt Waitzen bis in das bergige Gelände der hohen Matra hinaufzog. Er war als Viehdieb berüchtigt, galt als verwegen wie ein Wolf, schlau wie ein Fuchs und schnell wie ein Windhund. Keine Hürde und kein Stall war sicher vor ihm gewesen, und wenn er die gestohlenen Rinder und Schafe davonführte, wendete er soviel List dabei auf, daß die Panduren fast immer zu spät kamen oder gar an ihm vorüberritten. Jetzt war er fünfundfünfzig Jahre alt und war es müde, sich hetzen zu lassen. Er würde schon einen Unterstand finden, wo er Freiheit und Sonne in Sicherheit genießen konnte!

In der Mittagsstunde des andern Tages marschierte er aus. Seit zwei Jahren trug er zum erstenmal wieder seine alten, hohen Schmierstiefel. Sie waren hart geworden und schmerzten ihn, aber er freute sich doch, als er sie auf den Steinfliesen des Flures vor der heute für ihn geöffneten Tür laut aufschlagen hörte. Den gewaltigen Wuchs in den gewohnten leinenen Beinkleidern und im bauschigen Hemd, den Ledergurt um die Hüften und die Lammfellmütze auf dem grauen Haar trat er auf die Straße. Die Frühlingssonne stand hoch und brannte und blendete heiß. Er hob ihr den im Verhältnis zu den massigen Schultern schmalen und kleinen Kopf mit einem heftigen Ruck entgegen.

Mit schweren aber schnellen Schritten ging er das Stückchen der holprigen Straße, vor der die Mautsperre lag, hinauf. Bald war er aus der Stadt heraus, sah hohe Saaten um sich, roch den würzigen Duft der Heide und hängte seine Gedanken an die blauragende Bergkette dahinter. Wie oft hatte er dort die sichersten Schlupfwinkel gefunden! Aber nicht darum wollte er diesmal dahin zurück! Er wollte einen Dienst antreten wie andere! Wer auch würde es wagen, ihn nicht aufzunehmen? Man kannte ihn in drei Komitaten, und die Burschen hatten schon vor zwanzig Jahren in den Tschardas zu Wein und Schnaps Heldenlieder von ihm gesungen!

Ohne langes Besinnen schlug er den hügeligen, gewundenen Weg nach Losonczy ein. Dort wohnte der Großbauer Daniel Molnar, der reicher an Vieh war als alle andern Besitzer der Gegend. Tschorba hatte ihn oft bestohlen, aber heute trat er ihm offen und frei entgegen.

Molnar saß braun wie eine Walnußschale unter einer alten Eiche, die Tisch und Bank überschattend vor dem Steinhaus stand. Er schnitt sich Käse zum Brot und trank Slibowitz dazu. Während Tschorba sein Anliegen mit abgezogener Fellmütze vorbrachte, zwinkerte er ihn mit den kleinen Augen an. „Ist es wirklich dein Ernst, daß du mir ein getreuer Hirt werden willst?“ fragte er schließlich.

„So wahr mir Gott!“ beteuerte Tschorba.

Da wurde der alte Viehdieb über die unermeßlichen Schafherden gesetzt, die auf Molnars weitem Heideland weideten.

⁂ ⁂ ⁂

Das Leben, das Stefan Tschorba von nun an als Hirte führte, verlief anfänglich genau so, wie er es sich gedacht und gewünscht hatte. Die freie Weite füllte seine Lungen mit kräftiger Luft; gegen den Hunger erschlug er sich mit dem Stockbeil Lämmer, soviel er mochte, machte sich Gulasch daraus und knetete sich aus der Schafmilch Käschen. Sein Getränk war

Digitized by Google

Wasser und Milch und vor allem herzerquickender Sonnenschein, den er freilich, so oft er konnte, mit Pflaumenschnaps mischte. Seine Haut wurde bald wieder braun, und seine Muskeln wurden wie Sprungfedern. Grau, aber sehnig und voll Kraft saß er wie ein Bild aus der Urzeit im Heidekraut, umwimmelt von tausend wolligen Schafen, die von langschnäuzigen Hunden wie von Polizisten umkreist wurden.

Allerdings gab es nicht immer Sonnenschein. Oft genug ging ein Platzregen über die Heide nieder, der Menschen und Tiere bis auf die Knochen durchweichte. In solchen Fällen zog Tschorba, der Schaden für seine Kleider fürchtete, sich einfach fadennackt aus. Die Haut vertrug es und trocknete bald, und das dicht zusammengedrückte Kleiderbündel blieb unter seiner Sitzgelegenheit ziemlich trocken. Wie ein Fabelwesen sah er dann aus.

Auch an Gesellschaft, soviel er davon bedurfte, mangelte es ihm nicht. Das Gerücht, daß der berühmte Viehdieb wieder in der Gegend sei, hatte sich schnell verbreitet. Da kamen denn viele und ließen sich über sein früheres Leben erzählen; andere Hirten sowohl wie Jäger und Handelsmänner. Aber jede Frage, ob er dies verwegene Leben nicht wieder aufnehmen wolle, verneinte er mit Kopfschütteln.

„Auch das Leben eines Betyaren wird langweilig," meinte er trocken. „Ich hab' schon Schnee in meinem Wald gefunden und will mein Brot in Ruhe essen." —

„Ja, wenn die Zähne wackelig werden!" warf der junge Fleischhauer Szalai einmal spöttisch ein.

Da zuckte Stefan Tschorba zusammen, und seine Hand ballte sich zur Faust.

„Was hast du gesagt, du miselsüchtiger Uhu?" blitzte er ihn an. „Denkst du, ich bin hierher gekommen, weil mir die Zähne schon wackeln? Ich könnte noch beißen, Freundchen! Besser beißen als ihr alle."

Er hätte seine Jahre gewiß ohne weitere Erlebnisse zu Ende gebracht, wenn das freche Wort von den wackeligen Zähnen nicht gefallen wäre. Er konnte es nicht vergessen, weil es Wurzeln geschlagen hatte und durch das ganze Komitat gewuchert war. „Was meint ihr?" fragte man sich. „Warum der alte Fuchs ehrlich geworden ist? Ich glaube, er ist lahm und würde keinen Staat mehr machen in seinem früheren Gewerbe!"

„Ja," bestätigte Szalai höhnisch. „Aus Frömmigkeit frißt er gewiß keinen Schafkäse! Er hat kein Salz in der Suppe mehr und keine List mehr im Haupt. Er ist dumm geworden!"

Tschorba fühlte es: keine Seele glaubte ihm, daß er nicht aus Morschheit und Schwäche ehrlich geworden war, sondern nur nach einer vernünftigen Überlegung. Und diese Herabsetzung fraß ihm das Herz ab. Auf die Dauer konnte er sie nicht vertragen. Eines Tages trat er entschlossen vor seinen Brotherrn. „Ich muß meine Ehre wieder herstellen!" erklärte er fest. „Ich muß etwas tun, o Herr, woraus alle Welt ersehe, daß ich noch beißen kann und nicht dumm geworden bin!"

Der Großbauer ging in seinem geräumigen, kühlen Zimmer mehrere Minuten schweigend hin und her, während Tschorba mit abgezogener Mütze an der Türe stand und ihn erwartungsvoll ansah. Immer um den runden Tisch in der Mitte ging er herum, paffte aus der silberbeschlagenen Pfeife und spielte an den blanken Militärknöpfen, die er auf seinem blauen Wams trug. Man sah es ihm an, daß er unter dem speckigen Schädel heftig arbeitete.

Plötzlich blieb er vor Tschorba stehn, blies ihm eine Rauchwolke in das Gesicht und sagte pfiffig: „Schön! Du willst deine Ehre wieder herstellen! Es ist brav, daß du mir, dem du Treue und Ehrlichkeit versprochen hast, zuerst davon erzählst. Denn Diebsen erlaub' ich eigentlich nicht. Aber gut! Nur sag' mir mal, auf welche Weise du den Leuten zeigen willst, daß du noch immer der beste Spitzbube bist, ohne dich damit gleich wieder in Schande und ins Gefängnis zu bringen! Wirst du erwischt, so spricht man davon, aber du wirst wieder eingesperrt, und die Burschen lachen über den Reingefallenen. Wirst du aber nicht erwischt, darfst du natürlich nicht darüber reden, keiner weiß, daß gerade du den Streich vollbrachtest, und deine Ehre ist ebenso dreckig wie heut'! Siehst du nicht selber ein, was für ein Esel du bist?"

Der alte Tschorba trat unruhig von einem Bein auf das andere, während der Bauer sich die schwitzende, überanstrengte Stirn wischte. „Recht hast du, Herr!"

Digitized by Google

antwortete er finster. „Aber wenn's schon so ist! Dem Fleischhauer Szalai, der mich am meisten schmäht, wisch' ich eins aus, und wenn's mir den Hals kostet. Soll ich mir sagen lassen, daß ich ein zahnloser Hund bin?" Er reckte sich und sah mit dem derben Stock in der Hand gefährlich und bissig genug aus.

„Schön!" begütigte ihn der Bauer. „Wenn du dich schon nicht halten lassen willst, so hör' einen Rat: Stiehl, aber so, daß dir nichts dabei geschehen kann! Habe nur den Ruhm, aber keinen Vorteil, und der Bestohlene habe nur die Lächerlichkeit, aber keinen Schaden! Heute noch kommt der Fleischhauer zu mir, um ein Kalb zu kaufen. Er ist schlau. Sei schlauer und stiehl es ihm, wenn er es heimtreibt. Aber dann führe das Gestohlene mir wieder zu!"

Stefan Tschorba stampfte vor Freude mit beiden Füßen auf und schlug sich auf die Schenkel, als ob er Tschardas tanzen wollte. Er war glückselig über die Gelegenheit. „Wann kommt er? Um welche Stunde, Herr?" — „Pst! Ich glaube, er ist schon da!" Er sah den stattlichen, starken Mann über den Hof gehen und nickte mit dem Finger vor dem Mund dem Schäfer verschmitzt zu. „Nun zeig', was du kannst! Ob du wirklich noch List im Kopf hast!"

Im Flur stieß Tschorba mit dem Fleischhauer zusammen. „Ah! Wohlgeboren Pan Tschorba! Meisterdieb von ehemals!" redete der ihn an. „Immer noch ehrlich?"

„Vielleicht," brummte der Alte. „Du weißt ja: das Salz ist aus der Suppe und der Witz aus dem Kopf! Hast du das nicht selber gesagt, Fleischhauer?"

Der junge Szalai lachte bejahend und verschwand im Zimmer des Großbauern. Tschorba aber ging, seine ganze Denkkraft auf die Ausübung seines Vorhabens richtend, in die Küche und ließ sich ein Stück Viehsalz geben. Als er mit diesem versehen wieder auf den Flur trat, sah er in der Dunkelheit der Türecke etwas Farbiges aufleuchten. Er bückte sich ohne jede Absicht, in rein äußerlicher Neugierde, und erkannte die Festpantoffeln seines Herrn. Sie waren aus rotem Leder, fast neu und sahen fein und vornehm aus.

Gleichgültig wollte er sich schon wieder aus seiner gebückten Stellung erheben, als ein Gedanke ihn durchzuckte, der ihn wie alter Wein durchrieselte. Blitzschnell wickelte er die Pantoffeln in seine Bunda und verließ damit das Haus.

⁂ ⁂ ⁂

Er schritt die Chaussee entlang, die der Fleischhauer auf dem Heimwege benutzen mußte. Die Straße führte durch einen höher gelegenen Kiefernwald, der verwildert und ganz mit Kleinholz durchwuchert war. Eine kleine Strecke vor einer Wegbiegung kletterte Tschorba die Böschung hinan, legte sich hinter einen Strauch und grübelte und wartete auf seine Beute.

‚Wenn sie einen Kauftrunk nehmen,' dachte er, ‚kann es lange dauern. Aber der Bauer weiß ja Bescheid und wird ihn nicht halten. Heißa, Szalai! Jetzt sollst du zeigen, ob du nicht doch die Maus bist, die auf den Speck geht!'

Nach einer Stunde sah er eine entfernte Staubwolke aufsteigen und hörte ein unwilliges Blöken. Der Fleischhauer kam mit dem widerstrebenden Kalbe, das nur langsam vorwärts zu bringen war.

Da kroch der Alte nach unten und legte den einen Pantoffel auf die menschenleere Straße. ‚Schlag ihm in die Augen!' flüsterte er dabei und spie aus. Dann versteckte er sich wieder.

Rot und lockend lag der Pantoffel in dem grauen Staub. Szalai sah hin, hob ihn auf, schüttelte verwundert den Kopf und warf ihn nach einer Minute achselzuckend wieder weg.

‚Hoho!' Tschorba kicherte innerlich. ‚Ich weiß was du denkst, mein Sohn! Ein schöner Schuh, eigentlich wert, daß man ihn mitnimmt! Aber es ist nur einer, und was nützt ein Pantoffel, wenn der andere fehlt? Na wart nur, Freundchen!'

Der Fleischhauer zerrte das widerspenstige Kalb gewaltsam am Leitseil weiter. Als er die Krümmung des Waldes erreicht hatte, von wo aus er die Straße weder nach vorwärts noch nach rückwärts übersehen konnte, kroch Tschorba hurtig aus seinem Beobachtungsposten, ergriff den Pantoffel und eilte, durch den Wald nach der Straße hin gedeckt, eilig und leise ihm voraus. Er trug diesmal nicht die hohen, schweren Stiefel, sondern Sandalen, die seinen Schritt leicht machten. Eine kleine Strecke hinter der langgezogenen Weg-

Digitized by Google

biegung warf er die lederne Lockspeise wiederum auf den Weg.

Der Fleischhauer stutzte, als er in die Nähe kam. ‚Teufel nochmal!‘ dachte er sich, ‚das ist ja der Bruder von dem vorigen! Die kann doch nur einer vom Wagen verloren haben! Wenn ich sie an mich nähme... Es wäre eine Sünde, sie liegen zu lassen, und bei mir sucht sie keiner!‘

Mit freudiger Gier in den Augen band er das Kalb mit dem Leitstrick an ein Bäumchen und ging den Weg zurück, um den ersten verschmähten wieder aufzuheben. Als er aber ungefähr an der Stelle war, wo er ihn liegen gesehen hatte, wurde er ganz verwirrt. Der Pantoffel war spurlos verschwunden, obwohl nirgendwo ein Mensch war, der ihn mitgenommen haben konnte. ‚Vielleicht hab' ich mich getäuscht,‘ dachte er. ‚Er wird wohl noch weiter zurückliegen.‘

Beinahe eine halbe Stunde suchte er schwitzend nach dem roten Schuh, und als er endlich verdrossen wieder umkehrte und sein Kalb weitertreiben wollte, da wurde es ihm ganz schwarz vor Augen!

Auch von dem Kälbchen war nirgends etwas zu sehen, und nicht einmal der Strick hing noch an dem Bäumchen. Daß auch der Pantoffel weg war, fiel ihm in seiner Bestürzung gar nicht auf! Er war ganz außer sich und fing fürchterlich zu fluchen an. ‚Das Aas hat sich losgerissen und ist heidi!‘ sagte er sich grimmig.

Er lauschte, spähte, lockte mit rufendem Muh! Muh! in den Wald hinein. Aber kein Laut gab ihm Antwort.

Stefan Tschorba, der als alter Viehdieb mit allem Getier auf das gerissenste umzugehen verstand, war freundlich an das Kalb herangetreten, hatte den Strick gelöst, ihm die Nüstern gekraut und es an der Salzstange lecken lassen. Ohne Schläge und Zuruf war es ihm auch willig die Böschung hinauf gefolgt, mehr vom Salz als vom Strick geleitet, und Tschorba hatte es in weitem Bogen wieder in den Stall des Großbauern zurückgeführt. —

Teils um sich selber zu ruhen, teils um die voraussichtliche Rückkunft des Fleischers zu erwarten, saß er, behaglich sein Pfeifchen schmauchend, schon ein Stündchen auf der Bank und trank den Slibowitz seines Herrn, der sich bei seiner Erzählung Tränen in die Augen gelacht hatte, als der Fleischhauer heiß und erregt wieder angesetzt kam. Er hatte ein Stück Vieh unbedingt nötig und mußte wohl oder übel ein zweites Kalb kaufen.

„Baszom a kutyajat!“ fluchte er, als er an ihm vorbeiging. „Ausgerissen ist mir das Kalb, und Gott weiß, welcher Spitzbube es erwischen wird!“

„Jai, jai!“ rief Tschorba mitleidig. „Ausgerissen ist dir das Tierchen? Oder, sag' mal, ist es dir nicht etwa gestohlen worden?“

„Gestohlen?“ Szalai blickte ihn mit aufflackerndem Mißtrauen an. Gleich darauf aber zuckte er verächtlich die Schultern. „Wenn du nicht hier wärest, könnte man daran denken. Aber so —“

„O Szalai,“ lachte der Alte, „an mich würdest du denken? Sagst du denn nicht, daß ich nicht mehr genug Salz im Gehirn hab' und euch nicht mehr zum Narren halten könnte wie einst eure Väter?“

Der Großbauer kam auf den Hof, und bald standen beide in erneuten Unterhandlungen. Ohne vieles Feilschen wurde ihm ein anderes Tier überlassen, mit dem er sich schimpfend und sein Unglück beklagend gleich wieder auf den Weg machte.

Das Hoftor war kaum hinter ihm zugefallen, als Tschorba an seinen Herrn herantrat. „Wie wär's, Bauer, wenn ich ihm auch das abnähme?“

„Auch das? Wird denn das möglich sein?“

„Es wird möglich sein,“ grinste Tschorba. „Verlaß dich auf mich und laß die hintere Tür da für mich auf, daß ich es gleich eintreiben kann.“

Wie der Wolf hinter dem Wild, die roten Augen funkelnd vor Übermut und Unternehmungslust, zog er hinter dem Fleischhauer her. Als er im Walde, wieder durch das Kleinholz geschützt, ungefähr die Stelle erreicht hatte, wo Szalai auf der Straße sein erstes Kälbchen angebunden gehabt hatte, blieb er stehen, und gleich darauf schallte das klägliche Blöken eines verirrten Jungtieres auf die Chaussee herab. Tschorba blökte mit Meisterschaft. Immer lauter und immer klagender, und Szalai stand, als er es hörte, wie festgewurzelt.

‚Da ruft es ja!‘ frohlockte er innerlich.

Digitized by Google

Zur Redoute

Gemälde von Prof. Hanns Pellar

Digitized by Google

Digitized by Google

‚Gott sei gelobt, daß ich es mir wieder einfangen kann!‘

Und hurtig band er auch das zweite Kalb an das Bäumchen, verknotete vorsichtigerweise den Strick fester als zuvor und kletterte in den Wald herauf.

Da! — das Blöken klang ziemlich nah. Aber aus welcher Richtung kam es eigentlich? Er legte die Hände wie einen Schalltrichter vor den Mund und ahmte mit tiefem Brummen den Lockruf der Kühe nach. „Muh! Muh! Muh!“ brüllte er unaufhörlich.

Der alte Tschorba weinte fast vor Vergnügen. Dabei lockte er ihn immer tiefer in den Wald, führte ihn kreuz und quer, bis er ein tüchtiges Stück von der Straße entfernt war. Da hörte das Blöken plötzlich auf, und Szalai stand schnaufend im Dickicht und lauschte vergebens umher.

Dicken Schweiß auf der Stirn erreichte er endlich wieder den Waldrand. Als er aber in der Nähe des Bäumchens war, stockte ihm der Herzschlag. Er wurde totenbleich, rieb sich die Augen und stürmte dann mit gesträubtem Haar wieder zurück, dem Gehöft des Daniel Molnar zu.

Das konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein! Auch das zweite Kälbchen war spurlos verschwunden! —

Er sah wie ein Schwerkranker aus, als er das Gehöft betrat. Geschüttelt von Wut riß er die Türe zu der Wohnstube des Bauern auf, der behaglich mit seinen Knechten und Mägden beim Essen saß.

„Daniel Molner! Gib mir mein Geld zurück!“ schrie er heiser. „Dein Vieh ist verhext! Auch das zweite Kalb ist verschwunden. Stehst du mit höllischen Geistern im Bunde, daß die Kälber unsichtbar werden, die man von dir kauft?“

Der Bauer schlug sich die fleischige Hand auf die Schenkel, daß es klatschte, und tat sehr erstaunt. „Was? Auch das zweite ist fort? Aber Szalai, wie war das möglich?!“

Verstört erzählte der Fleischhauer.

„Ja dann!“ meinte Molnar bedächtig. „Da ist nicht daran zu zweifeln: entweder haben dich die Gnomen geäfft oder — der Viehdieb, der sie dir stahl, muß sehr geschickt gewesen sein! Sehr schlau und geschickt!“

„Wen meinst du?“ fragte Szalai keuchend.

Da erhob sich Tschorba, der unbeachtet am Ende der Tafel gesessen hatte. Aus seinem Hemde zog er die roten Pantoffeln hervor und hielt sie ihm vor die Nase.

„Kennst du die?“ fragte er stolz. „Ich habe sie dir hingelegt, und du bist wie ein hungriger Mäuserich auf den Speck gegangen! Sag’: wirst du noch höhnen, ich hätte zu wenig Salz mehr im Hirn, um euch Junge noch zu übertölpeln?“

„Also du tatest das?“ stammelte der Fleischhauer fassungslos.

„Ja, ich,“ fuhr Tschorba laut fort. „Und das Kälbchen, das nachher so wunderschön blökte, war ich auch. Du, wie ich gelacht hab, als du mit ‚Muh! Muh‘ hinter mir herliefst! Sag’, bin ich ein zahnloser Hund, der nur ehrlich ward, weil er nicht mehr beißen kann?“

Feixend begann er zu blöken und ahmte es nach, wie der Betrogene hinter ihm her gebrummt hatte. Szalai wußte vor Scham nicht aus noch ein, und der Bauer und alles Gesinde, wohl über ein Dutzend dicker Slawenmäuler, huben ein dröhnendes Gewieher an. Die Stube bebte von diesem Lachen, als ob ein Erdbeben in der Nähe wäre, und das Lachen ergriff am Ende sogar den Ausgelachten selber.

„Nie wieder, Tschorba,“ rief er pathetisch, „werde ich deine Ehre antasten! Ja, ich schwöre es bei allen Heiligen, daß du noch heut der beste Viehdieb der Welt bist! Und aller Welt will ich es verkünden!“

Tschorba drückte ihm fest die Hand.

„Wenn es so sein soll, Bruder Szalai,“ antwortete er strahlend, „dann ist alles gut. Und heute, wo du zwei Kälber verloren und wieder gewonnen hast, zahlst du ein Draufgeld. Was?“ —

Der vermögende Fleischhauer ließ sich nicht bitten. Gegen eine Draufzahlung auf das Kaufgeld wurden Kannen um Kannen aus Molnars Weinkeller geschleppt. Und alle tranken, bis sie selbst nicht mehr „Eljen Tschorba“ rufen konnten. Es störte die neue Freundschaft auch nicht, daß der alte Viehdieb auf dem Heimweg dem schwerbetrunkenen Fleischer mehrmals auf die Finger trat. Sie waren beide glücklich. Szalai, weil er seine Kälber wieder geborgen wußte, und Stefan, der Alte mit den roten Augen, weil er seine Ehre wieder hergestellt hatte.

Digitized by Google

Die Neue Pinakothek — wie sie war und wie sie ist

Von Friedrich Freksa in München

Eine jede kleinere Kunstsammlung legt Zeugnis ab vom Geist und von der Art ihres Besitzers. Es gibt Galerien reicher Sammler, die mit erlesenen Stücken prunken, und dennoch fühlt sich der Besucher trotz aller Herrlichkeiten erkältet, abgestoßen.

Da sieht er, wie ein Holländer, der vielleicht ein gedecktes graues Licht braucht, in grellste Beleuchtung gestellt wird, weil das Stück über 100000 Mark wert ist, oder er kann es erleben, daß eine umbrische Madonna in einer Altarnische steht, die in dem Augenblicke, wo sie der Herr Kammerdiener vorführt, durch elektrischen Knips in einer veritablen Theaterbeleuchtung erstrahlt.

Das sind arge Fälle. Aber ebenso verletzend wirkt es, wenn sich das Minderwertige neben dem Bedeutenden breitmacht, oder wenn feine Stücke, die gerade zurzeit keinen hohen Marktpreis haben, in dunkle Ecken gerückt werden.

Es ist gefährlich, seine Sammlungen zu zeigen. Sie verraten von den Sinnen und von dem Charakter des Besitzers oft mehr als dieser glaubt. Sie melden auch dem Besucher, ob die Sammlung aus einer reinen Neigung zum Schönen erwachsen ist oder aus Habgier oder aus jener eigentümlichen Manie zur Komplettierung, die oftmals zum Ruin des kleinen Sammlers führt.

Auch die großen alten Galerien haben ihren Charakter, ihr Gesicht. Auch sie legen Zeugnis ab von ihren Besitzern und ihren Verwaltern. Aber es ist ein langer organischer Entwicklungsweg von den ersten Anfängen jener großen Sammlungen, wie sie sich heute in den Museen darstellen, bis zu jenen modernen Anfängen, da die großen Herren den Grundstock legten.

Wie war doch der Weg? Die Freude an Glanz und Prunk war der Ausgangspunkt. So wurden Aufträge gegeben, um Kunstwerke auszuführen, oder Stücke, die sich eines großen Ruhmes erfreuten, wurden gekauft. Jene Mächtigen der Renaissance, die da Antiken sammelten, hatten vielleicht zu den einzelnen Kunstwerken ein ähnliches Verhältnis wie unsere Plutokraten von heute. Einige erlebten diese Schönheit, andere folgten nur der Mode.

Es darf nicht vergessen werden, daß Ende des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden der reiche Bauer sein Geld in Bildern anlegte. Noch war die Spekulation in Tulpen nicht gekommen, und die Spekulation in Papieren lag in weiter Ferne. Da waren denn Bilder eine willkommene Wertanlage, weil ja draußen in Frankreich, England und Deutschland Fürsten und reiche Kaufherren gerne ein schönes niederländisches Bild in ihren Besitz brachten, um es als ein Wunder „künstlicher Fertigkeit und menschlichen Witzes" zu zeigen. So traten schon in den Anfängen der europäischen Sammlertätigkeit jene merkantilen Züge zutage, die heute fast ausschlaggebend sind.

Im Laufe der Jahrzehnte wurden dann mehr und mehr die Bilder von bedeutendem Werte den kleinen Sammlern entrissen und gelangten in starke kapitalkräftige Hände. Zugleich ist eine Entwertung der Bilder zu beobachten, die etwa 1728 mit dem Lawschen Aktienschwindel beginnt und sich bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinzieht. Es ist dies besonders an den Preisen alter Holländer festzustellen. In dieser Epoche sind die Bilder völlig von der Mode des Tages abhängig. Das Rokoko vernachlässigt die alten Deutschen und die älteren Italiener völlig. In Deutschland beginnt um 1786 etwa eine Vorliebe für altdeutsche Gemälde, während die Romantiker, wie E. Th. A. Hoffmann, Guido Reni und Salvator Rosa bevorzugten. Mit der Neubelebung religiösen Empfindens wenden sich die Augen den Umbriern zu, Perugino wird neu entdeckt, Raffael wird der Gott des Tages.

Alle diese Modeströmungen lagern ihre Merkmale ab in den Sammlungen der großen Herren. Was nicht Mode ist, wandert in die Speicher, wird inventarisiert und nicht weiter beachtet, da zum Glück noch keine spekulativen Käufer vorhanden sind, die solche unmodernen Stücke kaufen.

Bis zu Winckelmann gab es ja nur eine Wissenschaft vom Schönen: die Ästhetik. Die Kunstwissenschaft selbst entwickelte sich erst mit dem stärker werdenden historischen Sinn, der für das Denken des 19. Jahrhunderts von ausschlaggebender Bedeutung werden sollte. Durch die Kunstwissenschaft erst wurde das Gerechtigkeitsprinzip in die Sammlungen getragen, und so konnten die Museen erstehen, in denen die Zeitepochen ihren Platz fanden und die Bilderreihen an den Wänden Jahrhundertringen glichen.

In diesem zunächst lehrhaften Bemühen, Einblicke in die Geschichte der Kunst zu geben, wurde aber das natürliche Gefühl für das Schöne vernachlässigt. Es war der Ehrgeiz, in einem Saale alles vollständig zu zeigen, was sich aus einer Zeit vorfand. Wer hat sie nicht gesehen vor zwanzig, dreißig Jahren, jene Säle, in denen die Bilder nebeneinander klebten wie Briefmarken auf der Seite eines Albums! Aber wie dem registrierenden

Digitized by Google

Linnéschen das natürliche Pflanzensystem folgte, des die Zusammenhänge der Struktur und der Art betonte, so begann allmählich das Gefühl zu erwachen, daß es mit Ordnen und Nebeneinanderstellen allein nicht getan sei. Zugleich zeigten zeitgenössische Maler in ihren Ausstellungen, wieviel stärker Bilder zur Wirkung kommen, wenn sie lockerer gehängt werden. Und so begann man denn zunächst in den großen Galerien, die gedrängten Reihen zu lichten, die Qualitäten hervorzuheben.

Einen entscheidenden Schritt tat in Deutschland zuerst Wilhelm Bode, indem er in großzügiger Weise für den Riesenbesitz der preußischen Galerien neue Pläne ausarbeitete. Seine Grundidee war: die Kunstwerke sollen in einer Umgebung und in einem Lichte sein, die der alten Aufstellung möglichst entspricht, und sie sollen begleitet werden durch Geräte und Farben, die den Stimmungscharakter erhöhen. Es war der Standpunkt eines großen Kunstfreundes und Kunstorganisators. Bode hat es verstanden, durch seine Art der Hängung den Eindruck eines zehnfachen Reichtums zu erwecken.

Von einem anderen Prinzip ging Hugo von Tschudi aus. Er hatte seinen Blick in der ungeheueren malerischen Entwicklung der letzten vier Jahrzehnte erfrischt, er war mit den lebenden Malern gegangen, denn er gehörte zu den intuitiven Geistern, die die organische Weiterentwicklung der Farbenkunst voraussahen. Aus dieser Art des Mannes erklärt sich sein Wort, daß Galerien von ältestem Adel unter der Hand eines modernen Galerieleiters eine aufregende Aktualität gewinnen können. Er wußte: all das, was in unseren heißen Tagen mit Gewalt der Sonne entgegengetrieben wird, war in der alten Malerei schon irgend wie vorhanden. Und er stellte die Forderung auf, daß aus der alten Kunst das, was der Arbeit unserer Tage am nächsten liegt, von dem Galerieleiter mehr in den Vordergrund gerückt würde, damit die Arbeitenden Anregungen gewönnen und die Laien an der Hand der großen Alten eine Brücke aus älteren Anschauungen zu dem oft mißverstandenen Neuen fänden. Tschudi konnte sein Programm nicht durchführen. Ihm gelang es nur, die Alte Pinakothek zu reorganisieren, so daß diese Galerie heut mit neuem Geist und Blut erfüllt zu sein scheint. Er starb über seinem Werke dahin, aber das Banner, das er trug, wurde von jüngeren Händen ergriffen, und mit stürmischem Mut ward sein Weg trotz mancherlei Anfeindungen weitergegangen.

Als am Sonntag nach dem 15. November v. J. die Neue Pinakothek in München dem Besuche nach beendeter Umhängung wieder freigegeben wurde, strömte das Publikum herzu, als handle es sich um die Eröffnung einer sensationellen Kunstausstellung. Was war geschehen? Ein Wunder! Eine Galerie, die berühmt war wegen ihrer öden fürchterlichen Bilderüberhäufung, zeigte plötzlich ein schönes, gepflegtes Gesicht. Meisterwerke, die teils aus Platzmangel nicht gezeigt wurden, teils aber untergingen in dem Tumult der Wände, ließen den Sphärenklang ihrer reinen Melodien vernehmen. Die Pinakothek war mit einem Schlage aktuell geworden, weil die führenden Meister des Tages an die Spitze gestellt wurden und alles Seichte und Lahme nach Kräften zurückgedrängt war. Eine sinnvolle Anordnung war getroffen: Kabinette waren geschaffen, um die Werke einzelner Meister und ihres Kreises zu vereinen. Doch die größte Tat bestand darin, daß die beiden Großmeister deutscher Kunst, Wilhelm Leibl und Hans von Marées, endlich gerächt wurden für alle Zurücksetzungen, die sie im Münchner Kunstleben hatten erdulden müssen.

Professor Heinz Braune, der neue Leiter der Galerie, hat bewiesen, daß er in großzügiger Weise die Erbschaft Tschudis angetreten hat, und er hat eine Energie bewährt, für die vielleicht nur der in München Lebende volles Verständnis aufbringen kann. Es war ein großer Wurf, die Umgestaltung in den wenigen Wochen vorzunehmen, in denen die Galerie wegen der üblichen jährlichen Reinigung geschlossen ist. Und das Zwingende in der Neuordnung beruht in der Kraft des Wurfes, mit der 1200 Bilder herausgewirbelt wurden und wie durch Geisterhände ihre neuen Plätze fanden.

Schon die bauliche Umgestaltung läßt einen klaren Blick erkennen und ein körperliches Raumgefühl für die Bilder. Schmale, lange Seitensäle wurden durch Einbauten in Kabinette geteilt, so daß der Besucher nicht mehr das peinliche Gefühl hat, durch eine unsichtbare Macht von einem Saal in den anderen gesaugt zu werden. Das grelle Oberlicht wurde durch Lichtschirme zerstreut, die Wände wurden durch stimmende Bespannungen für die Bilder wohnlich gemacht.

Das Hauptgewicht der deutschen Bilder wurde in den Oberstock verlegt. Im Unterstock wurde die Porzellansammlung usw. zurückgedrängt, und jene Mittelware, die durch Pflichtkäufe des Staates von Münchner Künstlern sich im Laufe der Jahre aufgestapelt hatte, depotmäßig gehängt. Daneben aber trat gleichsam zur Rechtfertigung dieser Maßregel die langersehnte Aufstellung der Tschudi-Gedächtnisspende. Was Münchens modernen Galerien bis zum heutigen Tage gefehlt hat, ist nun erfüllt: die neue große, klassische französische Malerei hat mit würdigen Vertretern ihren Einzug gehalten. Und es ist eine Ironie einzugestehen: das, was der lebende Tschudi in zehn Jahren vielleicht nicht durchgesetzt hätte, hat der tote Tschudi in kürzester Frist erreicht. Die Geschichte dieser Spende aber ist kurz diese: kein Direktor moderner Galerien kann mit den kargen Mitteln des Staates die oft sehr teueren großen Werke beschaffen, aber es ist seine Pflicht, sie an der Hand zu haben.

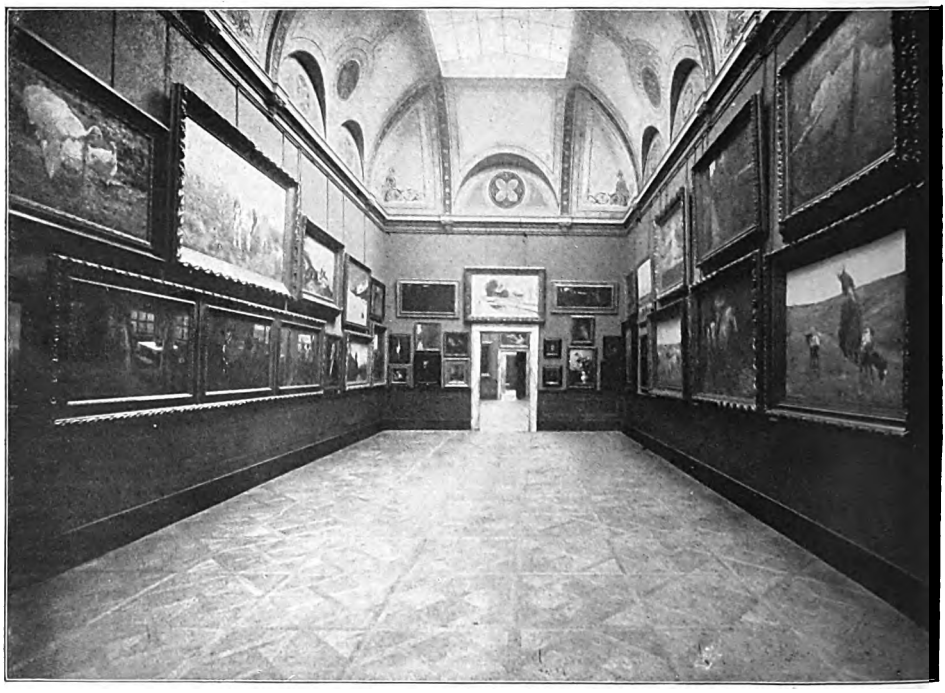
Digitized by Google

Und so sichert er sie sich durch gutwillige Händler, denen er als Begutachter sich erkenntlich erweist. Ebenso ist der Galerieleiter oft in der Lage, großen Sammlern durch seine Kennerschaft Dienste zu erweisen. Und diese Sammler zieht er heran, wenn er im Interesse des Staates ein Bild braucht. So hatte Tschudi auf eine Reihe von Bildern seine Hand gelegt, die für ihn gewissermaßen ein Kraftreservoir bildeten, aus dem er zur gegebenen Zeit schöpfen konnte, um seine Ideen von der modernen malerischen Entwicklung in der staatlichen Sammlung durch Beispiele niederzulegen. Nach seinem Tode fanden es seine Schüler und Freunde für angemessen und wertvoll, eben dieses Kraftreservoir zu erhalten und in seinem Sinne zu bereichern. So kamen noch bis in die neueste Zeit Schenkungen dazu von Männern, die sich Tschudi innerlich zu Dank verpflichtet fühlten. Es sind da vertreten Daumier, Manet, Cézanne, Van Gogh, Gauguin, Pissarro, Lautrec, Renoir, Hodler. Es sind zum Teil berühmte Stücke, wie jener „Bahndurchstich" Cézannes, ein Bild, das in seiner ruhigen, großartigen Komposition in Breitformat an die klassische Kraft eines Claude Lorrain erinnert.

Ein anderes Zeichen großer französischer Malerei ist das „Frühstück im Atelier" von Manet. Ein Bild, das heutigentages mit seiner großen geschlossenen Malerei jenseits allen Streites steht. Eben dieses Bild hat eine kleine Geschichte. In den achtziger Jahren bemühte sich der bekannte Münchner Maler Benno Becker das Stück um 5000 Mark für München zu sichern. Er konnte die Summe nicht aufbringen. Heute ist das Bild das Fünfzigfache wert.

Wir haben da weiter das „Drama" von Daumier, das Tschudi der Nationalgalerie in Berlin zuführen wollte. Aber die höchste Stelle wendete sich energisch dagegen. Da ist ferner die seltsame „Geburt Jesu Christi auf Tahiti" von Gauguin mit märchenhaft tropischer Pracht in Braun, Schwefelgelb und Blau. Wer die Kraft und Größe dieser französischen Malereien erlebt, geht mit einer innerlichen Erregung die steinernen Stufen des Treppenhauses hinauf, mit einem Gefühl wie bei einem Wettkampf: wie werden sich unsere Deutschen dagegen halten?

Aber wenn der Besucher durch den Saal mit den Porträts der Wittelsbacher links in den großen repräsentativen Raum tritt, der unter dem mächtigen Bann des Namens Wilhelm Leibl steht, so spürt er: wir können uns halten. Denn der erste Eindruck strahlt aus von jenem wundersamen Porträt der Frau Gedon, das der vierundzwanzigjährige Leibl malte. In diesem Bilde des jugendlichen Meisters, das nun dem deutschen Volke zum ersten Male wieder zugänglich gemacht worden ist, hat der Pinsel mehr verewigt als schöne Formen und Farben. Es haben auf dieser zarten Frau heißere Blicke geruht, als sie die Augen eines nur von seiner Kunst erfüllten Malers aussenden können. Rüh-

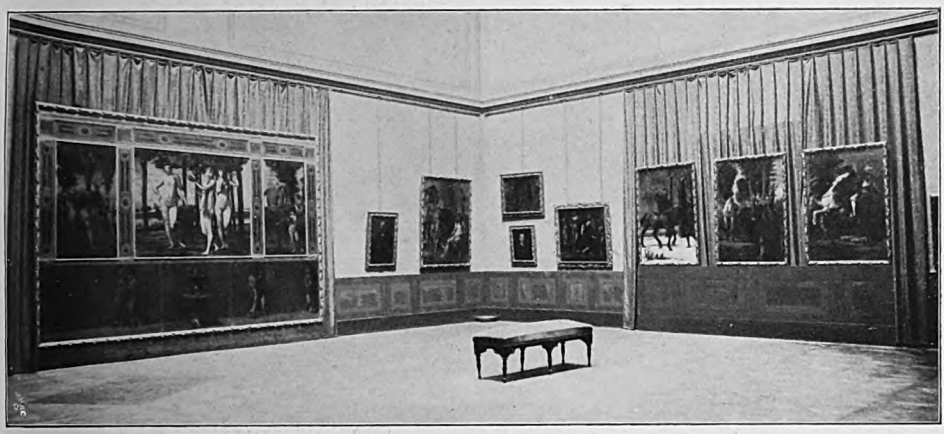


Ehedem: Ein langer Saal ohne Abteile, wie sie jetzt geschaffen sind

Digitized by Google

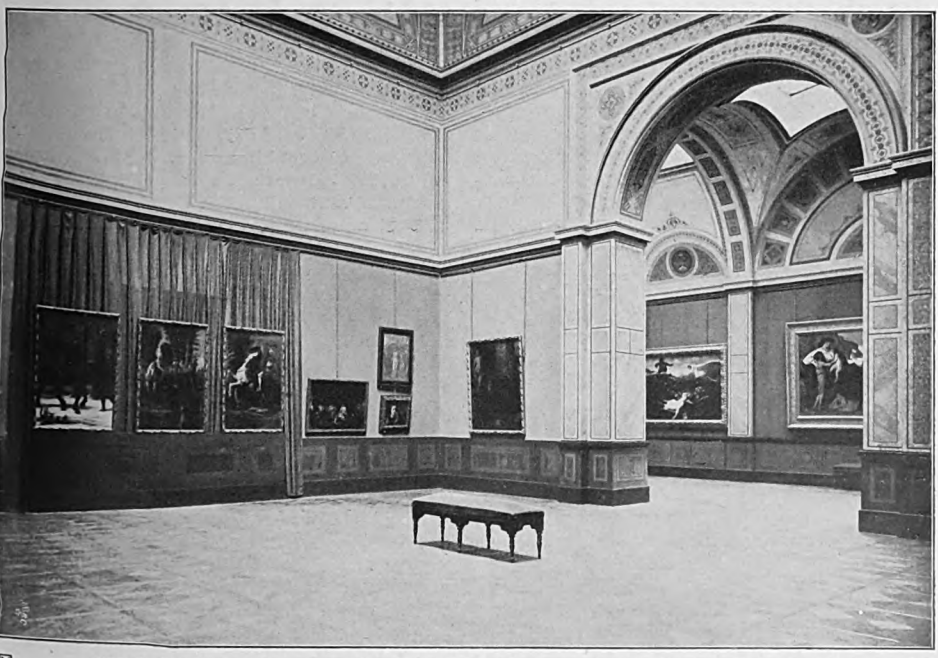
Digitized by Google

Digitized by Google



Heute: Zwei Wände des Oberlichtsaals mit Gemälden von Hans von Marées

Internationale 1870 zu senden, und er erhielt im Mai vor dem großen Kriege die goldene Medaille. Er gab das Bild, das er eigentlich seinem Freunde Gedon versprochen hatte, für 15000 Franken weg, weil er zur Weiterentwicklung diese Summe brauchte. Und daher rühren alle Feindschaften, die sich Leibl aus dem Gedon-Lenbach-Kreise zugezogen hat, Feindschaften, die ihn sogar aus München trieben. Freilich versprach er Gedon ein Ersatzbild, doch es wurde nichts daraus. Das Porträt aber verscholl in Frankreich und kam nur in den achtziger Jahren für eine kurze Zeit wieder ans Tageslicht. Dann tauchte es von neuem unter. Als die Sammlung Carcano versteigert wurde, kaufte es 1912 der Kunsthändler Heinemann. Durch Spenden besonderer Kunstfreunde konnte es jetzt endlich der Pinakothek gesichert werden. Neun Leibl im ganzen besitzt nun die Galerie, von denen das Bild vom Freiherrn Max von Perfall auf Greifenberg früher das bekannteste war. Von den anderen neuen Leibl ist das schönste die kleine Studie des Malers Sattler mit dem Hunde. Neben Leibl finden Platz die Männer seines Kreises: Trübner mit elf Stücken, Schuch mit vier, Sperl, Hagemeister und, als psychologische Ergänzung dieser Bestrebungen, Courbet, der 1869 die malerische Jugend Münchens er-



Heute: Weitere Wände des Marées-Oberlichtsaales und Blick in den Nebensaal

Digitized by Google

Ehedem: Ein Seitenkabinett

schütterte und erweckte. Aus dem Leibl-Saal tritt der Besucher in den nächsten Raum, den das große Können Albert von Kelles beherrscht. Passiert man diesen, so kommt man in das Uhde-Kabinett, das um vier ausgezeichnete Stücke aus der Spätzeit des Meisters bereichert worden ist.

Diese beiden Kabinette, in denen noch Habermann, Loefftz, Max Liebermann die neuere deutsche Malerei repräsentieren, leiten über zu dem großen pathetischen Eindruck des Mittelsaals der Pinakothek, der als Tribuna dem Andenken des Hans von Marées geweiht ist. Hier hängen die sagenhaften Schleißheimer Stücke, die Jahre hindurch in dem alten Schlosse draußen im Moos verzaubert schienen, verbannt aus dem Getriebe der Welt. Und vielleicht war das gut so. Jetzt, wo Liebe und Verehrung sie zur eindringlichsten Wirkung bringen, bedeuten sie eine Mahnung zum Kampf um die reine Kunst. Die Mittelstelle einer jeden der drei Wände wird von einem der drei Triptychen ausgefüllt. Dazwischen sind die Porträts und die anderen Stücke gehängt. Bei zwei Triptychen fehlen die Puttenfriese. Hoffentlich werden sich Gönner finden, die es der Pinakothek ermöglichen, den makellosen Gesamteindruck herzustellen.

Wendet sich aber der Beschauer von der großen Kunst Marées' wieder dem Ausgange des Saales zu, so nimmt Feuerbachs „Medea am Meeresstrande" seine Seele auf und trägt sie empor wie Orgelakkorde, die rauschend einen Choral beschließen. Neben diesem Feuerbach erscheint bemerkenswert ein früher Böcklin, „Pan im Schilf", und die neuerworbene Idylle Hans Thomas: „Bildnis des Malers Frölicher". Der reine harmonische Eindruck des Marées-Saales ist dadurch erreicht, daß die Türen nach den anderen Oberlichtsälen geschlossen sind. Auf diese Weise sind die nebenan befindlichen Binnensäle isoliert, die eine Generalübersicht, besonders über Münchner Meister der Historienschule, enthalten. Zu bemerken ist noch in dem zweiten Binnensaal ein neu gekauftes Werk Weißgerbers „Somalifrau", das die Begabung dieses jungen Münchners gut zur Wirkung bringt. Allein hier in diesen Binnensälen konnte vieles nicht so ausgeführt werden, wie es in der Absicht lag, ebenso in dem langen Raume, in dem sich die Lenbachs befinden. Doch ist dafür gesorgt, daß die Bilder in anständiger Verteilung an den Wänden sich nicht stoßen und drängen.

Einer eingehenden Betrachtung würdig sind auch die nördlichen Kabinette, besonders die sechs ersten Räume, in denen die Bilder in so liebevoller Weise gehängt sind, daß sie Musterbeispiele für kluge und sorgsame Anordnung darstellen. Der Beschauer erlebt die Anfänge und Weiterentwicklung der älteren Münchner Malerei. Er sieht die heroischen Landschaften von Koch in dem ersten Kabinett neben den Nazarenern Overbecks, die intimen Münchner Landschaften von Dillis, die auf die alten niederländischen Landschaftsmaler aufbauen. Es schließen sich dann in den anderen Kabinetten an Wagenbauer, der in den Pfaden von Dillis geht, während Reinhart sich mehr denen Kochs nähert. Edlingers fünf Stücke, die folgerichtig aus der Alten Pinakothek in die Neue gewandert sind, streben die Malweise der großen englischen Porträtisten mit Erfolg

Digitized by Google

Das gleiche Kabinett jetzt

an. Quaglios Kulturbilder aus dem längst zerstörten München um 1820 und aus Rom muten fast modern an. Wilhelm von Kaulbachs Skizzen zu den Fresken an den Außenwänden der Neuen Pinakothek sind über diese römischen Visionen Quaglios friesartig mit Geschick gehängt.

Es folgt die Zeit König Ottos von Griechenland, jene romantische Epoche, in der ein Rottmann, ein Heß, ein Heidegger schuf. Neben die Rottmanns ist im fünften Kabinett folgerichtig ein Bildnis des großen romantischen Landschaftsmalers von Riedel gehängt. Es folgt die Entwicklung der Münchner Landschaft um die Mitte des Jahrhunderts. Spitzwegs humoristische Kunst entfaltet sich, es schließen sich ihm Bürkel, Zimmermann an. Der Entwicklungsweg geht weiter über zwei schöne Arbeiten Waldmüllers, neben denen Stücke von Andreas Achenbach hängen. Die beiden Schwinds der Galerie sind nun in einem Saal vereint, nachdem sie Jahre hindurch getrennt waren.

An die Müchner schließt sich eine erlesene Gruppe von Ausländern. Zu dem einen alten Constable hat die Galerie drei neue erlangt, von denen die „Fahrbank" ein Stück ist, das die Schönheit einer englischen Waldlandschaft mit goldgrünen Tönen wiedergibt. Daneben befinden sich ein kleiner Courbet und Bilder von Meissonier. Das nächste Kabinett ist dem Andenken Menzels gewidmet, der mit zwölf Stücken vertreten ist.

Nach dieser Zäsur gelangt wieder die Entwicklung der Münchner Malerei zu ihrem Recht, und der Besucher gewinnt bis auf die jüngste Zeit hinab Einblicke in das Schaffen der Münchner Maler, in Arbeiten der Scholle, bis er so einen zwanglosen Anschluß an den letzten großen Oberlichtsaal findet, in dem, besonders in den Ausmessungen, große Stücke ihren Platz gefunden haben.

So stellt die ganze Neuordnung ein Werk dar, das für jeden Besucher der Stadt München von bleibendem Eindruck sein wird. Und wie die Leute es für Pflicht hielten, wenn sie einen Tag in München waren, die Alte Pinakothek zu sehen, so wird es nun auch selbstverständlich sein, die Neue Pinakothek aufzusuchen.

Aber mit dieser Hängung ist noch ein anderer Nachweis erbracht. Es ist ein geistiges Band hergestellt zwischen der Alten und Neuen Pinakothek. Es ist jetzt klargestellt, wie lächerlich es ist, eine mechanische Teilung zu machen zwischen der Malerei vor 1800 und nach 1800. Und so ergibt sich zwanglos die Folgerung, daß es gut wäre, den ursprünglichen Klenzeschen Plan wieder aufzunehmen und auch eine bauliche Verbindung zwischen den beiden Pinakotheken zu schaffen.

Durch die Zeitungen lief das Projekt eines Neubaues für die moderne Galerie. Die Neuordnung zeigt einen klaren Weg. Mögen die führenden Männer in München ihn weitergehen! Mögen sie nicht eines etwa vorhandenen Bauplatzes wegen das hier so liebevoll begonnene Werk vernichten. Berlin mit den großzügigen Bodeschen Bauten auf der Museumsinsel kann hierfür ein vornehmes Beispiel bilden. Ist der so nahe liegende Plan einer bautechnischen Verbindung der beiden schönen Galerien, wie ihn auch Tschudi beabsichtigt hatte, durchgeführt, so wird München einen nicht auszudenkenden Gewinn für sein Kunstleben haben.

Digitized by Google

Zur Naturgeschichte des Flirts

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm

In der geistreichen Konversation eines Pariser Salons aus der Enzyklopädistenzeit fiel die Redensart vom „duel des sexes". Niemand konnte sich darauf besinnen, wer sie zuerst ausgesprochen, sie trat anonym in die Geschichte und bekam immer ernstere, schwerer wiegende Bedeutung. Vom Waffenkreuzen, dem zierlichen Florettieren der galanten Zeit herübergenommen, bezeichnete das Wort ein Spiel mit scharfen, oft gefährlichen Gedanken, in dem sich die Frau dem Mann ebenbürtig erwies, in dem der Geist allein zur Wirkung kommen und die Gefühlswelt ausgeschaltet bleiben sollte. Aber nur selten gelang es. Die Natur läßt sich wohl für kurze Zeit beiseite schieben, sie drängt sich jedoch immer wieder vor und beherrscht, ehe man sich versieht, die ihrer Vernunft so sicheren Menschen. Und die Natur, die dem „duel des sexes" gar nicht fern steht, es nur auf ihre Weise ausgefochten sehen will, führte in die Gespräche der „philosophischen Brüder und Schwestern" jene Grundelemente aus dem Umgang zwischen Mann und Weib wieder ein, als da sind Lächeln und Seufzen, Augenaufschlag und gesenkte Lider, die den Schäfern und Schäferinnen um Theokrit, den minnefrohen Rittern und Damen, den galanten Leuten à la mode ebenso vertraut gewesen, wie sie es nun den Empfindsamen wurden. Im Geplänkel der Gefühle vergaß man den Wettstreit der Geister, wie man auch heute manchmal den Wettstreit auf dem Sportplatz vergißt, wenn das Herz an die alte, ewig geltende Art des „duel des sexes" erinnert.

Zeiten und Länder fanden die verschiedensten, oft rasch vorübergehenden Worte für den Begriff, der das Versteckspiel der Liebe, die scherzhafte, leichte Seite ihres Wesens zum Ausdruck bringt. Große Liebe ist ernst und feierlich wie der Tod, in ihrem Gürtel sind Glück und Leid eingeschlossen, sie vermag das einfachste Erdenleben zu erhellen und das reichste zu verdüstern. Solche Bedeutung wohnt den kleinen Göttern nicht inne, die tändelnd vor Eros herschweben und mit Rosen werfen, statt mit Pfeilen zu schießen.

Großeltern und Eltern hatten andere Namen und andere Formen für dasselbe Spiel. Wir gebrauchen, der Mode folgend, analog dem Sportjargon, auch für die Liebelei einen englischen Ausdruck. Täglich werden neue Worte gehißt, bauschen sich und blähen sich fröhlich vor aller Augen im Wind. Ein solches Wort erschien vor einigen Jahren, wurde bald heimisch im Salon und gehört heute zu den festen Begriffen des gesellschaftlichen Lebens. Wir glauben alle zu „flirten", „geflirtet" zu haben oder sehnen uns danach, bald „flirten" zu dürfen.

Im Gefühl, höchst modern zu sein, beginnt der Jüngling, im Schatten des Fremdworts, den jungen Damen zu huldigen, und macht es im Grunde genommen gar nicht anders, wie es in der guten alten Zeit der Großvater machte, „als er die Großmutter nahm", und wie es im Lauf der Welt das Liebesspiel mit gleichem Zweck unter wechselnden Formen verlangte.

Feine, moderne Lebenskunst heischt, den Flirt von Liebe und Leidenschaft scharf zu trennen, denn er soll den Tag — oder vielmehr den Abend — schmücken wie ein frischer Rosenkranz, den man sich aufs Haupt setzt und den man wegwirft, sobald er verwelkt. Die sentimentale Generation bewahrte solche Rosenkränze noch auf; die moderne Welt hat schon längst keine Zeit, keine Lust mehr, die flüchtige Spielerei durch den Schmerz unbefriedigter Erinnerung ihres Zaubers zu entkleiden.

Der Flirt ist nicht anders, als wie ihn ein unbekannter süddeutscher Dichter im Liedchen besang:

Bald graf' ich am Neckar,
Bald graf' ich am Rhein,
Bald hab' ich ein Schätzel,
Bald bin ich allein.

Er läßt keine Reue, keine Klage zurück, sondern schenkt die froh-wehmütige Erinnerung an schöne, doch endgültig vergangene Stunden. Was bei den Deutschen immerhin mit ein wenig Melancholie verbrämt ist, gewinnt in Frankreich leichte, mit etwas Spott gewürzte Anmut:

Faut-il être tant volage?
Ai-je dit au doux plaisir.
Tu nous fuis! las! quel dommage,
Dès qu'on a cru te saisir.
Ce plaisir tant regrettable
Me répond: Rends grâce aux dieux.
S'ils m'avaient fait plus durable,
Ils m'auraient gardé pour eux.

Die Verse aus dem 18. Jahrhundert wurden zuerst in witzig belebten Salons aufgesagt, wo jeder Scherz erlaubt war, wenn er nur geistvoll zum Ausdruck kam.

Nein! Der Flirt ist durchaus keine moderne Erfindung, sondern blickt auf uralte, ehrwürdige Tradition zurück. Er tritt immer auf, sobald ein gewisses Selbstbewußtsein das weibliche Wesen aus Dumpfheit weckt, zuerst ungeschickt und täppisch als primitiver Versuch der Selbstbehauptung, dann raffinierter, je raffinierter sich die Kultur erhebt.

Die alten Anstandsregeln des Tanzbodens

Digitized by Google

geboten dem Mädchen Zurückhaltung, keine Wimper zuckte trotz aller gymnastisch bewundernswerter Sprünge des Burschen, und wenn er die Umworbene endlich hoch in die Luft hob, war es der Schick ihrer steifen Tracht und ihres herben Wesens, das Unbiegsame einer Holzpuppe zu wahren. Ihr Talent zum Flirt bestand darin, dem Burschen etwa von der Seite her einen zärtlichen Rippenstoß zu geben.

Im philosophischen Zeitalter mußte das Ballett, wie in der römischen Kaiserzeit, philosophieren und sich mit seiner Philosophie in den Dienst des Flirts stellen. Mit dem moralisch-tendenziösen Tanz- und Gesangspoem „Daras" plaidierte Beaumarchais „in geeigneten Pas" für Gedankenfreiheit, und ein Tanz der glücklich geschiedenen Paare symbolisierte allen Ernstes die Erlösung von unwürdigen veralteten Ketten. Auch Goethe legte einen philosophischen Grundgedanken in die Tänze, mit denen er den Flirt im „Triumph der Empfindsamkeit" und in „Lila" ausstattete. In den Memoiren der Mutter Liszts, der Madame d'Agoult, ist halb rührend, halb possierlich zu lesen, wie der alte Tanzlehrer Monsieur Jacques, der mit der ganzen Feierlichkeit seiner Schule die Revolution überdauert hatte, fest, treu und zäh an der zu Tode getroffenen Grazie einer niedergemähten Generation hielt. Seine Tracht blieb unverändert, nichts hatte er von den zierlichen Schritten vergessen, die er jene zierlichen Schönen gelehrt, die bis zum Schafott ihre Anmut zu bewahren wußten. Darum hat wohl die Gestalt des alten Tanzlehrers, eines Symbols vergangener Art zu flirten, etwas Pathetisches.

Daß im Tanz nicht nur die natürlichen Anfänge des eigentlichen Werbens um Liebe, sondern auch des Flirts, des Werbens um fröhliches Zusammensein ohne tieferen Zweck, enthalten sind, liegt im Wechsel von Tänzer und Tänzerin, im Verlassen und Wiederkommen sowie im Scheiden der Paare nach beendigtem Reigen. Je höher die Kultur sich erhob, desto intimer gestaltete sich der Tanz, denn man fürchtete nicht mehr, daß aus dem Spiel Ernst werden könne unter Anwendung von Kraft und Raub.

Aus dem Gebiet der Tanzpantomime löst sich der Flirt bei fortschreitender Geselligkeit und verbirgt sich im Gebiet der Konversation. Nur noch leise Anklänge, etwa im Augenaufschlag und Mienenspiel, im Raffen des Gewandes, im bewußten Wiegen schlanker Hüften und im Wippen der Füßchen verraten den derberen Ursprung des zarten Getändels. Er kann, guten Sinnes geübt, ein Streben nach anmutig feinem Verkehr enthalten und hat zu verschiedenen und besonders begnadeten Zeiten glänzende Erfolge gebracht. Dies liegt in seinem tiefen Zweck begründet, die Brutalität der männlichen Werbung zu idealisieren. Leidenschaft, die sich zu mäßigen versteht, facht Liebe an, lehrte eine zierliche Lebensweisheit schon im Zeitalter der Humanisten. Die Fähigkeiten des Werbenden werden geprüft, angespornt und bereichert, denn alles, was an Gaben in ihm schlummern mag, lockt geistvoller Flirt heraus ans Licht.

Mit andern Feinheiten der griechischen Kultur wurde der Flirt in der römischen Welt eingeführt. Seine Zärtlichkeitsausdrücke und Scherze lispelten die Schönen und ihre „Schäfer" im atheniſchen Idiom, dessen Gebrauch die Altrömer streng rügten. Doch Ovid weiß die bis dahin zu spröde lateinische Sprache so schmiegsam zu verwenden, daß er in seinem Lehrgedicht über Flirt und Liebe ohne hellenische Flickworte auskommt. Ernsthaft spielt er den Meister zuerst für die verliebten Jünglinge, dann für die begehrten Schönen und rühmt sich zum Schluß, daß alle, die seinen Rat befolgen, glückstrahlend ausrufen müßten: „So lehrt mich Ovidius Naso!" Seine Regeln sind von der feinsten psychologischen Kenntnis eingegeben und behalten stets den Gedanken im Auge, daß wahres Glück mit langsam sich vollendender Kunst erobert sein will. Er empfiehlt ein flirtendes Verhalten, auch wenn die Liebe erwidert ist, um die Freude des Genusses nicht bald schal werden zu lassen. Stete Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit soll Liebesleute begleiten, denn in der Ehe hat man leider noch genügend Zeit, brummig und schlechter Laune zu sein:

Also verzichte auf Streit und verzichte auf beißende Rede,
Süßes Geplauder vor allem stützt die Liebe und stärkt sie,
Frauen verscheuchen den Gatten durch Vorwurf und Klagen,
Männer verleiden der Frau brummend Familie und Haus,
Scherzend und heiter nahe der Jüngling dem Mädchen,
Sicher nur dann, daß dies Kommen ein Willkommen bleibt.

Der Zusammenbruch des Römertums und die Schrecken der Völkerwanderung waren als Winterfrost über Kunst und Poesie gekommen. Wie Krokus und Hyazinthe, wie Tulpe und Maiglöckchen muten dann im Weltfrühling des Mittelalters die Lieder und Gesänge der Dichter an. Körperliche Stärke und seelenhafte Innigkeit der Empfindung reizen zu schwärmerischen Taten, männliche Kraft und weibliche Milde verschmelzen sich zu jenem Ausdruck des Rittertums, in dem das Gemüt über den Geist herrscht und die Frau an die erste Stelle des Lebens tritt. Wie sich die Philosophen des Altertums im Kreise der Männer über die höchsten Dinge besprachen, versammelte sich in den Burgen der Ritter unter dem Vorsitz schöner, redegewandter Frauen die Blüte des Adels, um über Liebe und Ehre mit Worten zu kämpfen. In Frankreich waren die tensons der Troubadoure Gegenstand der Unterhaltung, und die graziösen Gefechte gewannen mit der Zeit wachsende Bedeutung. Gott Amor selbst

Digitized by Google

ward Oberhaupt der von den Dichtern besungenen Minnegerichte und hatte im irdischen Kreise seinen Stellvertreter, den „prince du puy“. Liebende kamen und baten um Schiedsgericht, die Eifersüchtigen beklagten sich, und Zwiste wurden von den Frauen gelöst. An manchen Orten hielt man öffentlich Gericht über Liebessachen, und Martial von Auvergne sammelte aus den Entscheidungen das Liebesgesetzbuch, die „arresta amorum“, das der gelehrte Bennoit de Court 1553 mit einem gewichtigen lateinischen Kommentar versah. La court amoureuse — den glänzendsten Minnehof des Mittelalters — versammelte Isabella von Bayern um 1392 in Flandern und brachte zartsinnigen Flirt zur höchsten Blüte.

Zur Minnezeit stieg die Kultur wieder so hoch, daß sich um Kampfspiel, Turnier und Festgelage die kapriziösen bunten Gewinde des Flirts schlingen durften. Die frauliche Sehnsucht, geistige Schätze, die sich in einsamer Muße gebildet hatten, nunmehr auch dem Manne in angenehmer Form mitzuteilen, idealisierte sehr merklich die bloß materiellen Wünsche, wenn auch dem Flirt der tugendsam gepriesenen Schloßfrau nach unserm Begriff recht weite Grenzen gesteckt waren. Wie Zünfte und Genossenschaften das übrige Leben beherrschten, so schlossen sich auch die überzeugten Liebesleute in Genossenschaften zusammen, die Regeln und Gesetze nicht nur aufstellten, sondern achteten, um die gute Sitte zu wahren.

Auf den Inseln und Wassern der Lagune hat solches Liebesmärchen dauernde Heimat gefunden, und entzückte Gläubige lauschen seinen Zauberworten mit frohen Augen und lachenden Lippen, andachtsvoll, wie sonst nirgends auf der Welt.

Eine ungeheure Fracht von Liebe und Hoffnung haben im Laufe der Jahrhunderte die schwarzen Gondeln über die stillen Kanäle getragen in dieser Stadt, die von einem modernen Dichter „la ville d'amour et de bercement“ genannt worden ist. Der Flirt hat ein tausendfaches Echo gefunden in ihren Palästen und Häusern mit den geheimnisvollen dunklen Gängen und Treppen. Wenn in Mondscheinnächten all jene Liebenden den Gespensterreigen bilden, dann erscheint Desdemona nicht weniger wirklich als Katharina Cornaro im schweren, schleppenden Königsmantel; die empfindsame Dichterin Corinna mit den tränenfeuchten Blicken, ebenso glaubwürdig wie die schalkhaften Liebchen Casanovas, die maskiert der Gondel entsteigen, um Abenteuern entgegenzueilen. Ein endloser bunter Zug! Mit naiver Freude und naivem Verständnis hat ein Künstler des Mittelalters den Kreislauf der Liebe in Stein gemeißelt, rund um eines der schönsten Säulenkapitäle am Dogen-Palast. Reiches Blätterwerk trennt und verbindet die Gruppen des immer neuen, immer sich wiederholenden Romans. Es ist Frau Minnes Geschichte in Venedig und überall. Der Jüngling erblickt die Jungfrau, die ihn vom Erkertürmchen aus begrüßt. Dann huldigt er der Herrin seines Lebens und kostet den wonnigsten Augenblick, denn sie krönt sein Haupt mit dem Siegerkranz aus blühenden Rosen. Es folgt der Minne Sold, Jüngling und Jungfrau umarmen sich. Auf der nächsten Gruppe ruht der erste Sohn in den Armen des jungen Weibes, der erwachsene Jüngling tritt in die Lehre des Vaters. Am Ende ruhen die beiden Eltern, im Tod vereint. Nur wenige lesen wohl diese einzelnen Strophen aus dem großen steinernen Gedicht mit der Andacht, die seine Meisterschaft verdient.

Damals entstanden schalkhafte Liebesspiele, zu denen vergoldete Eintagsschlösser erbaut wurden mit scheinbar festen Zinnen und Türmen. Diese Festen glänzten im Sonnenschein und spiegelten sich in den Fluten, aus ihren Fenstern blickten minnigliche Frauen dem Angreifer entgegen, bereit, ihre Burg mit Blumen und Früchten, mit wohlriechenden Essenzen zu verteidigen. Die Jünglinge in kostbarer, knappanliegenden Tracht stürmten das Schloß. Ihre Geschosse, Blüten und lose Rosenblätter, zwangen die hartbedrängten Schönen zur Übergabe. Küsse waren der Siegespreis, und in geschmückten Gondeln fuhren die Paare singend heimwärts. Als Parodie solcher Liebesspiele erscheint die groteske Farce des deutschen Ritters Ulrich von Lichtenstein, eines Dichters aus dem Niedergang des Minnegesanges und des Rittertums. Er führte auf dem großen Kanal von Venedig den tollen Mummenschanz auf, als Venus verkleidet, den Wellen zu entsteigen. Nymphen umgaben den fahrenden Sänger, aber sie stammten nicht mehr aus dem Kreis edler Frauen, sondern aus den Reihen der Kurtisanen, deren Zeit nach dem Verfall der Minne anhob.

Im 16. Jahrhundert raffte sich noch einmal die Kunst gesellschaftlichen Liebesspiels zu bedeutender erzieherischer Wirkung auf. Sein Kichern und Seufzen belebte den Palast, den Garten, die modisch glänzenden Kirchen eleganter Städte. Von Italien aus verbreitete sich die heitere Philosophie der Liebe über Frankreich und England und kam von dort, in den Schleier der Empfindsamkeit gehüllt, nach Deutschland. Die Quintessenz solch vornehmer Liebeskunst hat Goethe klassisch erfaßt im Benehmen von Tassos beiden Leonoren. Auch ihre Gefahr erkannte der Dichter, denn — obwohl die platonisierenden Prinzessinnen nur an „fair play“ dachten und stumpfe Pfeile verschießen wollten — schmuggelte der schnöde kleine Gott spitze Waffen in den Köcher, und die unvorsichtig Spielenden trugen tiefe Wunden davon. — Zartes Suchen und Finden, Schmollen und lachendes Versöhnen, Mißverstehen und Aufklären, Rückkehr zu einer lieblich mythologischen Natur, die in ihrer Künstlichkeit dennoch Natur

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

war, bildeten das Wesen des preziösen wie des empfindsamen Flirts, den Shakespeare in „Liebes Leid und Lust“ klassisch gemacht hat, den Molière in den „Précieuses ridicules“ verspottete und den Goethe in Weimar durchlebte, ehe er unwillig über die Alpen floh.

Zu unerhörter Übertriebenheit steigerte sich der Flirt bei den Spaniern im 16. und 17. Jahrhundert. Cervantes verspottete die Auswüchse, doch im wirklichen Leben wurden die Dulzineen manchmal noch komischer umschwärmt, und Don Quichotte war durchaus nicht der verrückteste unter den Rittern. Trotz der weltbekannten spanischen Eifersucht gebot die Mode dem Ehemann, solches Courmachen zu dulden, ja er würde sich geschämt haben, wenn niemand die Gattin des Schmachtens für wert erachtet hätte. Mit jedem Gegenstand, den die Schöne berührt hatte, wurde Reliquienkult getrieben. Es geschah nichts, um den irregeleiteten Tatendrang des Abenteuerlustigen zu Vernunft zu bringen, denn die spanische Frau entbehrte der geistigen Regsamkeit. Da Herz und Sinn von Aberglauben geknechtet waren, konnte sie sich nicht zur Erzieherin aufschwingen.

Viel vernünftiger, ja im ganzen recht praktisch entwickelte sich die durch Tradition jahrhundertelang erhaltene Sitte des treuen Flirts in Italien, und alle Parteien scheinen sich dabei recht wohl befunden zu haben. Ohne die Sitte, stets Verehrung zu erwecken und ihren Umgang anziehend zu gestalten, hätte sich die italienische Dame nicht so lange jung, namentlich geistig jung erhalten können. Allerdings würde die Blüte dieses Verkehrs nicht bis in die neueste Zeit gedauert haben, wenn die jungen Herren mehr beschäftigt wären und nicht durch manche Unfreiheit des Daseins allzu große Muße genössen. Harmlos tändelndem Verkehr geneigt blieb der Standpunkt, als der schöngeistige Flirt der Blütezeit mit dem ganzen Leben verflachte und verblaßte. Aber wenn auch da und dort die stehende Figur des „Patito“ oder „Cicisbeo“ in konventioneller Maske komisch wirkte, wenn auch schließlich Alfieri in bitteren Sonetten das öd gewordene Tändeln geißelte und die Jünglinge aus den Rosenbanden reißen wollte, um sie zur Politik zu bekehren, etwas von ihrer ästhetischen Tradition behielt die Kunst des Courmachens. Noch zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts rühmt Stendhal die feine Bildung und Weltläufigkeit, die der Frauendienst selbst in Provinzstädte brachte, und zitiert in seinem Werk über die Liebe manches Beispiel, namentlich aus der lombardischen Gesellschaft.

Später als im klassischen Land der Pastorale sollte die geistig fruchtbare Form des Flirts im Norden der Alpen gedeihen. Wie er einst zur Zeit des Minnedienstes die provenzalische Dichtung und das deutsche Ritterepos erfüllte, sollte die französische Sprache seinem Zauber ihre intimsten und geschmeidigsten Feinheiten im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert verdanken. Für das preziös zarte, schöngeistige Wortgeplänkel wurde der Name „Marivaudage“ erdacht, nach dem Dichter Marivaux, dessen Lustspiele die Freude seiner Zeitgenossen bildeten. „C'est le melange le plus bizarre de métaphysique subtile et de locutions triviales, de sentiments alambiques et de dictions populaires,“ urteilte ein Gelehrter der Aufklärungszeit, der nichts mehr wissen wollte von jenen zarten Empfindungen, die man in eine Masse süßer Worte wickelte.

Graziös war aber alles, was mit dem „Marivaudage“ zusammenhing. Es erforderte soviel Takt, Esprit und gute Manieren von den Partnern, daß niemand das Verdienst, den rohen Patron einer trink- und rauflustigen Zeit so umgemodelt zu haben, den französischen Damen und ihren Dichtern hoch genug anrechnen kann. Die geistreiche und geschmackvolle Koketterie der Französin hat damals eine Kulturtat vollbracht. Die Bekehrung der brutalen Verehrer zu schmachtenden Schäfern geschah nicht ohne Beihilfe der Literatur und führte wieder zu sehr merkwürdigen Rückwirkungen auf diese. Das endgültige Muster für ein Verhalten bei preziös klassischem Flirt lieferte Honoré d'Urfé in dem berühmten Roman „Astrée“, worin er annahm, daß eine Gesellschaft nobler Herren und Damen sich in idyllischer Landschaft dem Hirtenspiel ergab, weil dessen Muße dem langen Ausspinnen subtiler Herzensabenteuer für günstig galt. Er selbst schilderte sich unter den Zügen des Hirten Celadon, seine Geliebte als Schäferin Astrée. Das Merkwürdige an dieser preziösen Geschichte war, daß sie auf Wirklichkeit beruhte, da d'Urfé selbst jahrelang für die Frau seines älteren Bruders schmachtete, bis die Sache durch Ungültigkeitserklärung dieser Ehe eine gute Lösung fand und Celadon durch die Hand Astrées offiziell beglückt wurde. D'Urfé wurde oft nachgeahmt und schließlich überboten durch das Fräulein von Scudéry. In ihren vielgelesenen Romanen „Clélie“ und „Cyrus“ sind die verschiedensten Helden des Altertums anmutig verliebt und flirtend dargestellt. „Clélie“ wurde vorbildlich für den Geschmack in Liebesdingen, da dieser Roman die geographische Karte des „pays du tendre“ brachte. Die Kenntnis dieses Landes war für flirtende Pärchen unerläßlich, und das hübsche Motiv sollte weiterleben, bis in die Tage der Romantik und der Moderne.

Die Karte des „pays du tendre“ zeigte drei Hauptländer der Zärtlichkeit, allegorisch von drei Flüssen durchschnitten: Estime, Reconnaissance und Inclination. Drei Hauptstädte, von denen jede an einem der Flüsse lag, waren Tendre sur Estime, Tendre sur Reconnaissance und Tendre sur Inclination genannt. Um zu der Landschaft „Parfait amour“ zu gelangen, mußte man viele Dörfer hinter sich lassen, namentlich das Dorf „Petits soins“, den Flecken „Billet-doux“, das

Digitized by Google

Dorf „Billet-galant“. Eine Schöne durfte viele Freunde haben, aber sie unterschied fein den verschiedenen Grad der Zärtlichkeit, den sie ihnen widmete. „Man muß nicht aus meinen Worten schließen,“ sagte Clélie, „daß alle, die ich meine Freunde nenne, Herzensfreunde sind. Denn ich habe Freunde allerart, wie man sie haben will. Ich habe halbe Freunde, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, die man sonst angenehme Bekanntschaften nennt. Ich habe andere, die mir etwas näher stehen und die mir neue Freunde sind. Wieder andere heißen einfach Freunde. Ich besitze auch solche, die ich als Freunde aus Gewohnheit bezeichne, dann welche, auf die ich mich verlassen kann, die wahren Freunde, und schließlich meine ganz besonderen Freunde. Aber die, die den Kreis der Herzensfreunde ausmachen, sind wenig zahlreich und stehen meinem Herzen so nahe, daß man sie gar nicht näher rücken kann. Und alle diese Unterschiede sind mir immer gegenwärtig, so daß ich keine Verwechslung befürchte.“

Die Satiriker fanden hier willkommene Gelegenheit zum Tadel. So warnte Boileau einen jungen Freund, der heiraten wollte, vor den Gefahren der Modetorheit. Er prophezeit ihm, wie er unter dem Flirt zu leiden habe:

D'abord tu la verras ainsi que dans Clélie
Recevant ses amans sous le doux nom d'amis.

Moliere eiferte in den „Femmes savantes“ gegen jene Frauen, die das Platonisierende in der Tendenz des Flirtens ernst nahmen oder wenigstens dergleichen taten, und stellte den Überspanntheiten den gesunden Menschenverstand gegenüber.

Sehr witzig führt ein Dialog in der Unterwelt aus dem 18. Jahrhundert ad absurdum, was die Moderomane von den Liebeleien antiker Helden vorbrachten. Pluto versammelt alle jene Schmachtlappen, den Horatius Cocles, der ein Madrigal verbrach, die keusche Lucretia, die vom „pays du tendre“ schwätzte, und jagt sie davon. Er ist der Meinung, daß im Lande der Zärtlichkeiten nur das Irrenhaus fehlt. Trotz der Spötter blieben aber die Ausdrücke des Liebesspiels in Dichtung und Leben, wie sie Fräulein von Scudéry ersann, so billet-doux, petits soins und galanterie.

Was die Renaissance Platonismus getauft hatte, war vielfach — wenn auch nicht immer — die Losung des neuen Spiels, und als besonders beliebte Partner galten die weltlichen Abbés, aus deren Reihen der berühmte Galiani, ein Flirt von Madame d'Epinay, dauernden Nachruhm gewann. Charakteristisch für die Aufklärungszeit ist der briefliche Flirt, dessen Anmut sonst nie gesehene Vollendung erreichte; auch in Deutschland, wo mit dem Rittertum der Minnedienst versunken war, trieb der kleine schalkhafte Gott sein Wesen und richtete in der empfindsamen Zeit beträchtliche Verwüstungen an. Goethe war ihm bis in sein höchstes Alter nicht abgeneigt und feierte ihn mit zarten Tagebuchblättern, wie „Lillis Park“. Fräulein von Levetzow, die klassische Badebekanntschaft, war sein letzter Flirt.

Alles, was zum zierlichen Marivaudage gehörte, sank ins Grab, doch sein Kern, sein Geheimnis sollte in andere Form, in andrer Sprache, in einem andern Weltteil wieder erstehen und von dort aufs neue nach Europa dringen. Amerikas schöne, lebhafte Frauen ließen das uralte Werbe- und Minnespiel wieder auferstehen. Das Wörtchen „Flirt“ umfaßt heut alle Schattierungen von der gröblichen, die Männer um des Geldes willen fängt, bis zu der edleren, die dem Nüchternen, Berufseingezwängten eine Welt voll gaukelnder Schönheit eröffnet und ihn unmerklich löst aus der Prosa des harten, modernen Daseins.

Die ernsten Seiten des jetzigen Flirts hat der Verfasser eines feinen psychologischen Romans „Amitié amoureuse“ beschrieben. Es liegt etwas Weiches, Wehmütiges in diesem Begriff, der mit unmerklich leiser Schattierung die alten Bezeichnungen von platonischer und schöngeistiger oder empfindsamer Liebe ablöst. Man kann aus Feigheit, Blasiertheit und ähnlichen Gründen, man kann sogar aus wahrer Liebe zur „Amitié amoureuse“ neigen. Sie bietet Raum zur Sonnenuntergangsstimmung, sie bietet aber auch Raum zu gefährlicher Selbsttäuschung. „Es ist eigentlich eine recht konventionelle Idee, wenn man behauptet, die Kraft des Willens könne eine wahre Leidenschaft ‚veredeln‘. Sie kann unschädlich gemacht werden. Aber veredelt? Ist ein Tiger veredelt dadurch, daß er hinter festen Eisenstäben verwahrt wird?“

Da die moderne Zeit nicht sehr auf gute Manieren und stilvollen Anstand hält, so ist es verwunderlich, daß sie zu der liebenswürdigen Heuchelei, zu dem zarten Selbstbetrug alter Zeiten insofern zurückkehrt, als sie die Schönheit des wohlfrisierten Lämmchens „Amitié amoureuse“ der Schönheit des edeln Königstigers, der großen Leidenschaft, entgegenstellt, oder behauptet, letztere in erstere verwandeln zu können. Da Frauen wie Männer heute viel zu beschäftigt sind, um wie die Schönen des siebzehnten Jahrhunderts zu sagen: „Songez à me bien définir ce que c'est que cœur tendre, tendresse d'amitié, tendresse d'amour et tendresse d'inclination“, kann die „Amitié amoureuse“ höchstens unter dem Mantel der Kameradschaftlichkeit sich fristen. Statt die Männer zum Liebesspiel zu bekehren, muß der Flirt der modernen Frau oft darin bestehen, daß sie sich selbst deren Interessenkreis anbequemt. Lange Koketterie ist nicht mehr angebracht, weil der Verehrer weder Zeit noch Geduld hat. Schon im achtzehnten Jahrhundert wurden die Schönen von einer klugen Fürstentochter in Deutschland gewarnt: „Das Frauenzimmer sollte seine Widerstehungen nach der Muße des Liebhabers messen.“ Und so ist es geblieben bis auf unsere Zeit.

Digitized by Google

Onkel Nepomuk aus Celebes

Eine ganz verrückte Schloßnovellette von Paul Scheerbart

„Ein Luftschifftelegramm für Herrn Adolf Sommer!“ Also rief der Postbote. Und hastig öffnete Herr Sommer das umfangreiche Telegramm, das folgendermaßen lautete: „Lieber Adolf, hier ist uns mitten über einer sehr großen arabischen Wüste der Kaviar ausgegangen. Ich habe geflucht wie ein alter Seebär. Das hat aber nichts geholfen. Unser Luftomnibuskapitän hat nur einfach gelacht, daß ihm die Tränen über die Wangen rollten. Wir landen übermorgen auf dem Wannsee bei Berlin. Sei mit Auto zur Stelle — und bringe zwei Pfund Kaviar mit und etwas Münchner Bier. Ich bin Dein alter Onkel Nepomuk aus Celebes. Augenblicklich tausend Meter hoch in klarer Luft.“

Herr Adolf Sommer, ein Berliner Architekt, ließ das Telegramm auf den Fußboden fallen und zündete sich eine Zigarette an. Er lag auf einem Diwan in einem Lesekabinett des sogenannten „Schlosses“. Das „Schloß“ war nicht ein „gewöhnliches“ Schloß. Das „Gewöhnliche“ hatte man sich in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts in den Kulturzentren so ziemlich abgewöhnt.

Herr Sommer befand sich im Schloß zu Dahlem. Und dieses Schloß war eigentlich ein Bücherschloß. Hier konnte man Bücher lesen und kaufen und auch leihweise erhalten. Aber — es gab nur Bücher mit architektonischem Inhalt. Das ganze Schloß war von der weltberühmten Vereinigung Berliner Architekten erbaut und eigentlich dazu da, den Baulustigen noch mehr Lust zum Bauen beizubringen.

Dreihundert Lesekabinette gab's da: alle mit Diwans. Und lange Ketten hingen von der Decke herab, die unten eine Art Notengestell hatten, auf die man dicke Folianten hinauflegen konnte, so daß sich diese auch in liegender Stellung auf dem Diwan lesen ließen.

Die Wände und Decken der Lesekabinette bestanden aus bunt ornamentiertem Glase. Überall doppelte Glaswände, zwischen denen elektrisches Licht. Heizkörper befanden sich in bunten Glassäulen.

Die Architekten der damaligen Zeit interessierten sich in erster Linie für die Glasarchitektur — und so war das „Schloß“ zu Dahlem ein großes Glasschloß. Die Glaspaläste im nahe gelegenen Botanischen Garten waren noch lange nicht so prachtvoll und glänzend wie das berühmte Bücherschloß, das eigentlich aus sechzehn Schlössern bestand.

Die genauere Schilderung würde leider zu weit führen. Um kurz zu sein, nur folgende Bemerkung:

Jüngeren Architekten wurden hier auch Schlafräume und Restaurationsräume zur Verfügung gestellt zu ziemlich mäßigen Preisen. Die jüngeren Architekten blieben leider Miete und Beköstigung zumeist schuldig und wurden dafür genötigt, Baulustige herbeizubringen.

In dieser Lage befand sich auch Herr Adolf Sommer — seine Hotelschulden betrugen schon 750 Mark. Herr Sommer ging nun gleich mit dem großen Telegramm zum Direktor des Instituts. Und der sorgte sofort für

Digitized by Google

Automobil, Kaviar und Bier, so daß der junge Architekt seinen Onkel aus Celebes rechtzeitig 48 Stunden später vom Wannsee abholen konnte.

„Wir fahren gleich zum Schloß!“ rief er seinem Onkel noch vor der Umarmung zu.

Der wunderte sich.

„Gleich zum Schloß?“ rief er aus, „du mußt ja eklig wohlhabend sein.“

Der Neffe schmunzelte.

Der Onkel schmunzelte auch.

Dann fuhr der Chauffeur los, und der Onkel aß Kaviar und trank Bier dazu. Er entwickelte einen geradezu riesigen Appetit.

Und dabei sausten sie die Potsdamer Chaussee entlang.

Es war eine famose Fahrt.

Die Sonne stand noch nicht sehr hoch.

Und Mai war's. Überall dufteten die Frühlingsblüten.

⁂ ⁂ ⁂

Schon längere Zeit, bevor Onkel Nepomuk Sommer die Insel Celebes verließ, um mal Europa wiederzusehen, packte auch die Tante Amalie auf Neu-Guinea ein starkes Heimweh, und sie verließ auch die Südsee — aber auf dem Wasserwege fuhr sie nach Europa. Das ging wohl langsamer, doch kamen Onkel und Tante fast um dieselbe Zeit nach Berlin.

Tante Amalie war eine reiche Witwe, hieß Frau Klawitter; sie hatte so große Büffelherden, daß es in der ganzen Südsee nicht eine größere Büffelherdenbesitzerin gab. Die Büffel wurden allesamt verkauft und brachten der guten Tante drei Millionen Dollars ein.

Und diese Tante wollte auch den jungen Adolf Sommer aufsuchen; der wußte gar nicht, was ihm Gutes bevorstand — nicht nur ein reicher Onkel, auch eine ungeheuer reiche Tante nahten ihm mit den allerbesten Absichten.

Wie Adolf mit dem Onkel zum „Schloß“ fuhr, da fuhr auch die Tante Amalie zum „Schloß“; sie aber hatte sich nicht angemeldet — sie wollte überraschen. Onkel und Tante waren in der Mitte der Fünfziger — doch recht rüstig, da das Klima der Südsee die Rüstigkeit der menschlichen Natur sehr befördert.

⁂ ⁂ ⁂

Vor dem Schloß stieg Onkel Nepomuk aus und wollte den Chauffeur bezahlen, der aber sagte sehr stolz: „Ich bin der Schloß-Chauffeur!“

Adolf führte seinen Ohm in die Glaspaläste und dort sofort in sein Lesekabinett. „Onkel,“ sprach er hastig, „das Wichtigste wäre, daß du dir gleich eine kleine architektonische Bibliothek zulegst. Für dreitausend Mark — eigentlich ein Spottpreis! — kann ich dir sofort eine Bibliothek besorgen. Ohne die kommst du gar nicht aus. Wenn du bauen willst — und das willst du doch — so mußt du erst ein wenig Architektur studieren. Sonst wird nichts Gescheites daraus. Wenn ich dir beim Studium helfe, geht alles ganz schnell.“

„Aber Adolf!“ rief der alte Onkel. „Ich erkenne ja Berlin gar nicht mehr wieder. Gut! Gut! Vortrefflicher Einfall! Bauen will ich, wenn du es durchaus wünschst. Diese Glaspaläste sind ja herrlich! Bekommt man hier die Bücher?“

„Freilich!“ versetzte der Neffe. „Dies ist ja das berühmte Bücher-

Digitized by Google

schloß. Es freut mich sehr, daß du dich soviel wunderst. Das fällt hier auf und verdirbt die Preise. Tu nur so, als wenn dir alles ganz selbstverständlich vorkommt."

Onkel Nepomuk sagte nichts, machte nur große Augen und wunderte sich fortan nur mit diesen Augen.

Vor Adolfs Lesekabinett befand sich ein mit dicken Decken belegter Galerieweg, vor dem war eine Balustrade aus Email und Perlmutter. Beugte man sich über diese, so sah man in der Tiefe unzählige Bücher, und kleine Wagen mit Büchern fuhren auf Schienen von rechts nach links — und von links nach rechts — und auch per Fahrstuhl hinauf und hinab. Und die Bücherwagen fuhren in allen Etagen — immer dicht neben den Galerien.

Onkel Nepomuk rief: „Donnerwetter!" Aber mehr sprach er nicht; er sah sich nur im Kabinett die langen, von der Decke herunterhängenden Ketten genauer an. „Selbstverständlich," sagte er. „Ich verstehe. Man muß doch auch Gelegenheit zum Schaukeln haben."

„Nein," sagte der Neffe, „die Ketten sind zum Anbringen der dickeren Bücher. Im Jahre 1932 wurde es nämlich Mode, nur dicke Bücher herzustellen. Die aber lassen sich ohne Haltekette nicht lesen; der Arm des Menschen ist nicht kräftig genug. Willst du aber, lieber Onkel, nicht gleich die Bestellung fixieren?"

„Ach," sagte der alte Herr, „hier hast du die dreitausend Mark bar. Besorge du mir lieber gleich die Geschichte. Dann aber wollen wir Mittag essen. Wo wollen wir essen?"

Er gab das Geld, und Adolf sprach: „Hier im großen Lesesaal. Da gibt es auf den Saalterrassen das beste Mittagessen von ganz Europa."

Die beiden fuhren nun durch die bunt ornamentierten Glashallen rechts und links, quer und geradeaus, und Adolf stieg beim Direktor ab, bestellte die Bibliothek, bekam noch 750 Mark 'raus, ward seine Schulden los und strich sich vergnügt den blonden Spitzbart.

Dann fuhren die beiden in den Lesesaal und von dort zu den Saalterrassen. Der Onkel war sprachlos.

Aber total sprachlos war er, als er urplötzlich die liebe Tante Amalie aus Neu-Guinea vor sich sah.

Stürmische Umarmung!

Dann wurde in einem Separatsaal, der ganz aus Rubinglas bestand, in dem orangefarbige Ornamente leuchteten, diniert.

Der Onkel war entzückt. Die Tante ebenso.

Dann sprach der Neffe, indem er ein wundervolles Glas, in dem uralter Rheinwein schaukelte, hoch aufhob: „Es lebe das Brautpaar!"

Die beiden alten Herrschaften wollten sich halbtot lachen.

Aber man stieß mit vollen Gläsern an, und der Onkel Nepomuk aus Celebes sagte: „Gut! Das Brautpaar läßt dafür den Neffen hochleben!"

Tante Amalie errötete.

Doch der Ehekontrakt wurde schleunigst fixiert.

Und Adolf behauptete, daß das Brautpaar unbedingt einen Glaspalast beziehen müsse Er aber werde ihn bauen.

„Wieviel Räumlichkeiten?" fragte die Tante aus Neu-Guinea.

„Einhundertundzehn!" versetzte der Neffe lustig.

Und er baute den Palast und wurde ein reicher Mann.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

August Sperl, Burschen heraus! (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung) — Franz Adam Beyerlein, Das Jahr des Erwachens (Berlin-Charlottenburg, Vita) — Alfred Huggenberger, Dorfgenossen (Leipzig, L. Staackmann) — Paul Ilg, Das Menschlein Matthias (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — Leonhard Adelt, Der Flieger (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) — Erwin Rosen, Der deutsche Lausbub in Amerika. Drei Bände (Stuttgart, Robert Lutz)

Diejenigen Erzähler des 19. Jahrhunderts, die das deutsche Volk in seiner Art und Arbeit, seiner Vergangenheit und Gegenwart belauscht und dargestellt haben, sie finden sich — mögen sie sonst auch noch so verschieden sein — laut oder leise in Einem Punkte zusammen. Nicht die großen Siege des Schwertes oder des Geistes bewundern sie am meisten, nicht das Volk, das auf dem Gipfel der Macht steht. Man lese Alexis und Fontane, Raabe und Reuter, Freytag und alle ihresgleichen: sie weichen dem satten, siegreichen, mächtig gewordenen Volke sogar deutlich aus, und ein paar von ihnen geben knurrig ihre Meinung kund, daß das große Glück uns Deutschen nicht gut zu bekommen scheine. Denn wir hätten es fertiggebracht, in kurzer Zeit alle protzig-überheblichen Emporkömmlingseigenschaften in uns zu entwickeln, und wären mit unserer pompösen Fanfarenbläserei allmählich die „eingebildetste“ Nation geworden. Theodor Fontane spricht das aus, und Wilhelm Raabe brummt und nickt dazu. Darüber mag jeder im stillen Kämmerlein mit sich zu Rate gehen und den Kasus nach persönlichem Geschmack und Urteil entscheiden. Nein — sagen unsre guten deutschen Erzähler — diese Nation, die allzuviel Sonnenglanz und Feste nicht verträgt, weil sie in Sturm und Not und schwerer Alltagsmühsal sich emporgerungen hat, sie zeigte ihre herrlichsten Eigenschaften immer erst im Unglück; sie war nie größer, als sie klein, nie reicher, als sie arm, nie stärker, als sie schwach war. Die zähe, stille Arbeit, in der sie sich zusammenfaßte und mit der sie sich gegen ein oft übermächtiges Schicksal behauptete, das ist ihr ewiger Ruhm und Preis, hierin war sie eins mit den besten ihrer Fürsten und Führer. Wenn Willibald Alexis, den Blick immer auf das ganze Deutschland gerichtet, seine breiten Bilder aus fünf Jahrhunderten brandenburgisch-preußischer Geschichte entwirft, dann macht ihm nicht Fehrbellin das Herz heiß, sondern der Gedanke, was der Große Kurfürst in Not und Mühe aus der Wüste, die er vorfand, geschaffen hat. Dann leuchten seine Augen nicht bei den glorreichen Siegen von Fridericus Rex, sondern gerade bei den Niederlagen von Kolin und Hochkirch, wo alles verloren ging, nur nicht der Mut. Und so sind auch die übrigen Erzähler nicht so an die Hoch- und Glanzpunkte unsrer Geschichte herangetreten, sondern gerade an die Epochen der Erniedrigung oder der stillen, zähen Vorbereitung. Nicht 1813—1815 haben sie uns geschildert, sondern die „Franzosenzeit“, die Jahre „vor dem Sturm“, die Jahre der Knechtschaft, der Selbstbesinnung, der heimlichen Gluten. Nicht das Lied von Sedan haben sie gesungen, aber wie Raabe mit aller Kraft und Gläubigkeit das stille, treue, herrliche Volk der Tiefe gezeichnet, dessen innere Größe die äußere zur gegebenen Stunde nach sich ziehen mußte.

Es erscheint mir danach auch weder verwunderns- noch beklagenswert, daß das vorübergerauschte Erinnerungsjahr bei aller festlichen Anstrengung der Literatur gar keinen bezüglichen Gewinn zugeführt hat. Das war vorauszusehen und nicht anders zu erwarten. Und doch legte man alle die Säkulardichtungen mit einem bösen Katzenjammer beiseite, doch sah man sich immer von neuem um, ob denn wirklich kein einziger den Ton traf, der uns aufhorchen ließe, der entschwundenes Leben lebendig, der den großen Volkssturm uns nicht historisch, sondern dichterisch-naiv verständlich machte. Ich glaube, im letzten Augenblick ist dieser eine noch erschienen. Erfüllt er nicht alles, was die Nation begehrt, so erfüllt er doch bei weitem mehr als jeder andere Erzähler, der sich in letzter Zeit an das heiße Eisen gewagt hat. So wollen wir ihn freudig begrüßen und ihm die Hand schütteln, um so lieber noch, als es ein wackrer und lange erprobter Kämpe ist, der den Kranz gewinnt: der mannhafte, kerndeutsche August Sperl. Dabei ist zweierlei hervorhebenswert: erstens, daß dieser Mann seinem ganzen Wesen nach der eigentlich modernen Literatur völlig fremd gegenübersteht; zweitens, daß auch er, gewiß ganz unbewußt, auf der Linie der Tradition bleibt und uns nicht auf die Höhen der erstrittenen Freiheit, sondern in die Tiefen der Knechtschaft führt. Aber er läßt uns erleben, wie darin die Flügel wachsen, die nach oben reißen.

„Burschen heraus!“ hat er sein Buch genannt, einen „Roman aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung“ (München, C. H. Beck-

Digitized by Google

sche Verlagsbuchhandlung). Man schreibt das Jahr 1796; eine Abteilung des Jourdanschen Heeres rückt gegen ein fränkisches Städtchen vor, auf dessen Schindeldächer das alte Schloß eines reichsunmittelbaren Grafen schaut. Und prachtvoll, immer Hand in Hand mit der Erzählung, werden nun die herrschenden Zustände dargestellt, gleichsam eine Idylle mit tragischen Horizonten. Man sieht die gräfliche „Soldateska", eine Armee von elf Mann, die beim Alarm meistens nicht antreten können, weil sie gerade Federn schleißen oder Abtritte räumen; man sieht die Untertanen, in denen von Fürsten, Herren und Pfaffen der Knechtsinn großgezogen, den regierenden Grafen, der in seiner Art ein ganzer Mann ist, das Kronprinzlein, dem die Luft einer neuen Zeit schon um die Nase weht, den Akademiker, der als guter deutscher Ideologe Weltbürgerträume träumt und den Franzosen mit Freuden entgegenharrt. Frisch und saftig kommt alles heraus; die unkünstlerische Satire, die hier doch geradezu auf dem Wege lag, wird klug umgangen; selbst das frischgeadelte Kanzleidirektorpaar bekommt noch sein menschlich Teil, um nicht als Karikatur zu erscheinen. Und dann marschieren die Franzosen ein, ganz anders, als man sich die Träger der heiligen Menschenrechte vorgestellt hat: nicht Befreier, sondern Sieger. Sieger, die befehlen, Sieger, die requirieren, die rauben, die um den brennenden Schnaps tanzen und in seiner blauen Flamme eine Art Gottheit verehren. Hier ist auch die gespenstisch beleuchtete Meisterszene mit der kugelspielenden Katze, eine Szene von phantastischer Kühnheit. Sie allein ist mehr wert, als die ganze belletristische Säkularliteratur, die mir sonst bekannt wurde.

Aus der Fülle der Erscheinungen tritt nun auch immer lebendiger der Held hervor, der Doktor Frey, der Arzt, in dem sich unter der Wucht schmerzlicher Erlebnisse und Beobachtungen eine damals typische Entwicklung vollzieht. In ihm, dem Weltbürger von gestern, wächst etwas Unbeschreibliches auf, das er sich selber noch nicht zu nennen getraut; wie in zahllose andere Herzen werfen die durchwachten Nächte der Angst und des Zornes auch in sein Herz die kleinen Samenkörner, aus denen später die tausend und abertausend mannhaften Gedanken wurden, und während aus den Gassen der Ruf der französischen Trompeten schallt, klingt ihm schon, viel zu früh, der uralte Kampfruf der Studenten im Ohr: Burschen heraus! Alle honorigen Burschen heraus! Der Ideologe hat sich zurückgefunden, der Kosmopolit küßt den Boden des Vaterlandes. Aber — und hier sieht man wieder den klugen Erzähler, der nichts über- und nichts unterschätzt — der tapfere Doktor Frey, der sich in erster Begeisterung zum Führer der Bauern aufwirft, muß Schmach und Schmerzen erleiden, ehe er erkennt, daß man nicht in Geschäfte übergreifen soll, über die man nicht Herr ist. Durch das ganze Buch zieht sich der gleiche gesunde, ruhig abwägende Sinn, der nichts überstürzt, niemals das Augenmaß für die Dinge verliert, jedem Lichte seinen Schatten, jedem Satze seinen Gegensatz zuteilt und die Hemmungen der Zeit nicht über den Hoffnungen der Zukunft vergißt. Man kann daran gewiß nicht die Größe eines Dichters ermessen, wohl aber seine Reife.

Noch also ist die Stunde des Handelns nicht gekommen, noch schlummert die Kraft der Nation, und der Doktor Frey, der dem Vaterlande nicht mit dem Schwert dienen kann, muß sich begnügen, seine Buben in herzhaftem und ganz deutschem Geiste zu erziehen. Ein schönes Kapitel zeigt uns „die Luft, die sie atmen, die Erde, auf der sie stehen, den Himmel, zu dem sie emporschaun". Sie werden statt des Vaters in der zweiten Hälfte des Werkes die Spieler, aber so notwendig das war, um das Zeitbild zu erweitern, so bedenklich war es doch gleichzeitig für den Roman als Dichtung. Es bleibt ein Bruch zurück, und das bisher von der Gestalt des Vaters gebannte Interesse verzettelt sich nach verschiedenen Seiten. Während der ältere Sohn die Entwicklung überstürzen will und bei einem Mordanschlag auf Napoleon zugrunde geht, darf der jüngere sein Leben für sein Volk, gleichzeitig auch als Sühneopfer für eigne Schuld, bei Leipzig in die Schanze schlagen. Offenbar soll er den haltenden Mittelpunkt für die zweite Romanhälfte abgeben, aber das ist nicht ganz geglückt. Er kann sich in dem figurenreichen Bilde nicht als Kern und Zentrum behaupten.

So gebricht es nach dem prächtigen Auftakt dem fortschreitenden Werke an der letzten Klarheit und Einheitlichkeit. Die Flut verschlingt den einzelnen; das Leben an deutschen Hochschulen der Zeit braust mit unendlich vielen Studenten- und Professorentypen an uns vorbei. Die Saftigkeit geht dabei nach wie vor nicht verloren, und nur ein prächtiger Gestalter konnte neben der „schwarzen Moral" und dem Kandidaten Korbelius eine so ausgezeichnete Figur wie den „Bierlupf" schaffen. Auch der Geist bleibt kräftig und kernhaft bis zum Schluß. Ein aufrechter Mann spricht da in jedem Augenblick; ein Mann, der die stürmende studentische Jugend liebt, ihr aber doch zeigt, daß man die Mannesehre nicht restlos am Ehrbegriff „honoriger Burschen" messen könne; ein Mann, der mit vollem Bewußtsein und stärkstem Nachdruck auch ethische Werte in sein Werk wirft, der in seinem Innern einen untrüglichen Kompaß trägt und die Herzen stark machen will; ein Mann, wie wir deren so verzweifelt wenige heute besitzen. Er ist, um Fontanes Ausdruck zu gebrauchen, so wenig „auf Liebe gestellt", daß keine Szene ihm minder gelang, als die zwischen Gerhard Frey und Demoiselle Konstanze (S. 400), aber er ist einer, „der Treu'

Digitized by Google

erzeigen und Freundschaft halten kann", der das Männlich-Kameradschaftliche wundervoll herausbringt. Und so unzimperlich er zupackt, ob er von Weiberschändung und Wüstheit allerart redet: immer weht der Atem einer reinen und stolzen Brust darüber. Deshalb ist sein Burschenbuch eine jener seltenen Gaben, die man dem deutschen Hause empfehlen kann — dem Hause, das „Ekkehard" und „Soll und Haben", den „Hungerpastor" und Werke aus gleicher Wurzel liest. Mag die schöne Übersichtlichkeit zuletzt leiden, mag es für den Roman bedenklich werden, daß der Franke Sperl von dem natürlichen Hauptherde der aufflammenden Bewegung, von Preußen, zu weit getrennt ist — sein Buch, obwohl es in Erniedrigung und Knechtschaft führt, bläst uns stärker mit dem herrlichen Geist von 1813 an, als jene vielen Gelegenheitsschöpfungen, die Lützows wilde verwegene Jagd brausen und die Völkerschlacht brüllen lassen.

Sie brüllt gleich, wenn auch mit Maßen, in dem zweiten Bande, den ich hier hinterdrein schicken will, in Franz Adam Beyerleins „Jahr des Erwachens" (Berlin-Charlottenburg, Vita). Zwei Erzählungen aus der Zeit der Befreiungskriege sind darin nebeneinandergestellt. In der ersten und umfangreicheren fällt der junge Fritz Gräbner, in der zweiten der Feldprediger Gotthilf Haberkorn beim Sturm auf Möckern. Hier und dort werden seelische Erlebnisse damit verknüpft oder davon beschlossen. Ein sehr liebenswürdiges Exemplar des deutschen Ideologen und Weltbürgers findet durch sein tapfres, junges Patenkind seinen Tag von Damaskus. Mit großen Augen schaut der Gelehrte auf die Kraft, die ein ganzes Volk fortreißt und soviel Jugend entschlossen dem Tode entgegenschreiten läßt. Der junge Geistliche wiederum, der in dem andern Histörlein eine innige Briefbeichte vor Schlacht und Tod ablegt, rettet sich aus religiösen Zweifeln und allerhand Gewissenspein, indem er auf Fichtes Rat als Feldprediger in die Reihen tritt und aus der großen Zeit den Heiligen Geist empfängt, kraft dessen er wirken und sterben kann. Beide Erzählungen gehören zu den besseren Früchten des Erinnerungsjahres: sie tragen schlichte Züge und halten sich von krampfhafter Aufbauschung fern. Allerdings wird man auch keine Tiefen unter ihnen entdecken und keiner Gestalt auf ihren Seiten begegnen, die es mit den besten Gestalten Sperls aufnehmen könnte. Doch scheidet man mit sympathischer Hochachtung von einem Autor, der neuerdings mit jedem seiner spärlich erscheinenden Bücher zeigt, daß er seine frühere Sucht nach starker äußerlicher Wirkung in ehrlicher Arbeit gebändigt hat.

Eine Fuhre seiner erfreulichen „Dorfgenossen" bringt uns der Schweizer Bauerndichter Alfred Huggenberger auf dem „Emdwagen" angefahren und knallt ob seiner ansehnlichen und behaglichen Fracht vergnüglich mit der Peitsche. Schneller als andere hat er in der deutschen Leserwelt viele tausend Freunde gefunden, und er erntet nun mit Lust und Liebe, was sein Boden irgend hergibt. Es ist ja gerade kein Rittergut, über das er gebietet, es ist nur ein schönes Äckerle, aber es liegt auf der Sonnenseite und schenkt willig und reichlich seine gesunden, herzerfrischenden Gaben. Man kriegt ordentlich eine Landsehnsucht, wenn man Huggenberger liest; man möchte mit einem Rousseau-Schrei der Natur ans Herz stürzen, möchte pflügen und mähen, Bäume roden und Mist fahren, am Sonntag Fünfpfennigzigarren rauchen und auf Brautschau gehen. Wie viele gute Besinnlichkeit, wieviel Kraft, Tüchtigkeit, Ehrenhaftigkeit steckt hier in den Männern! Wieviel Schelmerei und Herzlichkeit in den Dorfmädchen! Und der naheliegende Einwurf, daß Huggenberger nicht den Bauer male, wie er ist, sondern wie er ihn haben möchte, trifft nicht einmal zu. Seine Menschen leben gewiß, wenn er sie auch mit dem Rechte des Dichters vereinfacht und auf ihre Sonntagszüge gestellt hat, wenn er auch frei aus ihnen hervorlockt, was gebunden in ihnen schlummert. Nur das Schöne und Liebe, das er mit seinen „sonnenhaften" Augen überall entdeckt, hebt er auf und nimmt er mit. Es dürfte allerdings kaum zweifelhaft sein, daß die Städter diesen Bauerndichter eifriger und gläubiger lesen als die Landbewohner.

Wie der Hans die Grete bekommt oder nicht bekommt, das ist in den neuesten Erzählungen sein Leibthema. Niemals schafft er äußerliche Verwicklungen; er verschmäht alle stofflichen Spannungselemente. Nur durch die Gestalten und die Herzlichkeit seines Vortrags hält er uns fest. Selbst die oft allzu große Familienähnlichkeit seiner Dörfler, die Wiederholung einzelner Züge, die sich immer gleichbleibende Art der Darstellung nehmen uns nicht die Freude und ihm nicht die Wirkung, wenn sie für die Dauer wohl auch eingeschränkt wird. Immer wieder lächelt man mit dem schmunzelnden Dichter zusammen über die Freier in Nöten, die gern Hochzeiter werden möchten und denen es so schwer oder gar nicht gelingt; lächelt man über die hinterhältigen Mädchen, die sich alle so gern die Ärmel zurückstülpen; lächelt man über die alten Kerle, die mit dem Pfeifchen oder der Zigarre „Wulken machen" und dann besinnlich erzählen. Man sollte diesen Dichter ins schaffende Volk tragen, zu denen, die tiefgebückt in Alltagsfron gehen: er wird den Geplagten Mut machen. Denn er sagt ihnen, daß ein tüchtiger Mensch sich vor dem Leben nicht zu fürchten habe; er predigt ihnen, nicht wie ein Pastor, sondern wie ein Dichter das „Arbeiten und nicht Verzweifeln"; er bekennt ihnen mit den letzten Worten seines Buches: „Es kann uns doch niemand unsern guten Mut nehmen und die Freude an uns selber, und daß wir auf der Welt sind."

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein andrer Schweizer, Paul Ilg, pfeift nicht ganz so hell durch die Zähne: ihm sind sicherlich in der Jugend mehr Saaten verhagelt als seinem bäurischen Landsmann. So wird es ihm wesentlich schwerer fallen, sich die Liebe und das Lächeln der Menschen zu gewinnen, und er wird sich wohl vorläufig noch mit der Hochachtung zufrieden geben müssen. Am Ende dürfte aber der Aufstieg, den er so brennend erstrebt, auch ihm glücken, denn einmal hat er wirklich ein respektheischendes Können, und zweitens ist er doch eben ein Eidgenosse. Um diese zähen und tüchtigen Leute braucht man sich ebensowenig zu sorgen wie um unsre jüdischen Mitbürger: sie klettern schon hoch, ob sie Bauern, Gastwirte oder sonst etwas sind; sie verleugnen auch in der Literatur nicht den klugen, alle anständigen Möglichkeiten ausnützenden praktischen Sinn, und wer sie etwa als „reine Toren" ansprechen wollte, der verdient selber ein Simplizissimuskleid.

Vom „Menschlein Matthias" also erzählt uns Paul Ilg in seinem neuen Buche (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), und er erweist bald, daß er eine breitere Basis und einen weiteren Horizont hat als Huggenberger. Denn er ist nicht nur auf dem Dorfe und in ländlicher Einsamkeit zu Hause, sondern auch in der Stadt und dem lärmenden Gewimmel der Fabrik. Dafür fehlt ihm jedoch des Bauerndichters heitere herzliche Harmonie; er schlägt sich wohl noch mit Resten bitteren Erlebens und freudloser Jahre herum. Ob er allerdings in seinen kleinen Helden viel oder wenig Persönliches hineingelegt hat, wird man nicht entscheiden können. Denn er gestaltet mit so großer Sicherheit und Objektivität, daß alle Personen seines Buches in gleichmäßig festen und starken Umrissen vor uns stehn und daß man kaum jemals irgendwo die Ader spürt, die von dem Schöpfer zu seinem Lieblingsgeschöpf geht. Darin liegt für einen jungen Erzähler Lob und Tadel zugleich. In meiner Erinnerung hebt sich der kleine Matthias, das vielgeplagte „Malheurkind", der leidende Held des Buches, nicht überstrahlend von seiner Umgebung ab, sondern er wird von den fertigen und wuchtig wirkenden Menschen, die ihn hin und her schieben, beinah erdrückt. Den größten Eindruck macht nicht sein junger Schmerz — da haben wir in unsrer erzählenden Literatur ganz unvergleichlich überlegenere Darstellungen von Kindesleid —, sondern den machen gewalttätig-rohe Gestalten wie die Wirtin zum Gupf und der allmächtige Dessinateur Oberholzer. Besonders die Wirtin in ihrer ungezügelten Art und Gier prägt sich nicht gerade angenehm, aber mächtig ins Gedächtnis, und die Gewitterszene am Schluß des sechsten Kapitels, wo sie von den eigenen Kindern gerichtet wird, hat einen Zug herber Größe. An Kraft fehlt es Paul Ilg überhaupt nicht; er braucht nicht zu fürchten, daß man jemals Kantigkeit an ihm vermissen könnte. Er müßte aber versuchen, menschlich immer freier zu werden und zu einem reinen Lächeln zu kommen. Doch diese Wege kann nicht die Kritik weisen; sie führt, wenn die Götter günstig sind, das Leben. Die Bekanntschaft mit einem so starken, hier und da schroffen Gestalter wird jedenfalls keinen ernsthaften Leser gereuen.

Und nun Leonhard Adelt ... ein junger, ehrlicher Ringer, den man zu rühmen wünschte, ein Mann, der das erste dichterische Fliegerbuch der deutschen Literatur zu schaffen versuchte, ein mit manchen wahrhaft poetischen Eigenschaften ausgestattetes Talent, das am Ende doch aus Mangel an echter Form und Gestaltungskraft kopfüber schießt. Man liest immer wieder in seinem Roman, freut sich an schönen Einzelheiten und sagt stets von neuem: Es ist schade!

In der Dichtung sind die durch die junge Aviatik erreichten neuen Empfindungen bisher fast nur lyrisch verwertet worden. Dehmel ließ sich die hymnische Darstellung der Emotionen, die er im Flugschiff erlebte, nicht entgehen; Vollmöller war noch früher auf dem Platze; die riesigen „Wale der Luft" warfen in manches Gedicht, in manchen modernen Roman ihre Schatten; J. C. Heer spannte die Erfahrungen seiner Ballonfahrten in erzählende Form — aber man soll dies alles nicht überschätzen. Ich bin der Meinung, daß die Eroberung der Luft Geist und Gefühl der Menschen nicht wesentlich berührt, also auch der Dichtung nur Unwesentliches zuführen kann. Ob die arme Näherin in Hoods berühmtem „Lied vom Hemde" mit der Hand oder ob sie bei Carl Henckell mit der Nähmaschine näht; ob man mit der Postkutsche zur Geliebten fährt oder mit dem D-Zug; ob man eisige Einsamkeit auf erklommenem Berggipfel oder ein paar hundert oder tausend Meter höher im Flugfahrzeug spürt — das ist gefühlsmäßig ganz dasselbe, und es ist im dichterischen Sinne völlig belanglos, durch welches technische Mittel die seelische Erregung, die allein das Wichtige ist, ausgelöst wird. Alles Technische ist zeitliche Verkleidung und wird schnell langweilig. Man prüfe einmal, wie gering und nebensächlich die Eisenbahn als solche auf die Dichtung gewirkt hat! Einen Tag lang sperrt man Mund und Nase auf, und dann ist man fertig. Millionen starrten in die Luft, als der erste Zeppelin oder die erste Taube vorüberflog — heut guckt man kaum mehr nach oben. So lange das Fliegen ein Sehnsuchtstraum der Menschheit war, konnte es viel eher einen Dichter erfüllen, als heut, wo es zu einer technischen und praktischen Lösung gekommen ist. Gegen den Flügel des Geistes und der Phantasie bleibt jeder Zeppelin, jeder Ein- oder Zweidecker ein armseliges und gebrechliches Werkzeug.

Damit soll nicht gesagt werden, daß ein Dichter der Zeit sich solch ein bewundertes Werkzeug der Zeit durchaus entgehen lassen soll. O nein — wenn es das Boot seiner Sehnsucht werden kann, wenn sein Glaube

Digitized by Google

darin die Verkörperung aller Zeitkräfte sieht, wenn er es zum Symbol der Epoche umschafft, wenn es sich mit seinem ganzen Fühlen innig verwirkt, dann werden wir mit Freuden solch einen Dichter begrüßen. Denn er setzt das Technische dann eben gefühlsmäßig um, er wird etwa zum Mundstück der Ungezählten, die in der Eroberung der Luft die größte Leistung der Gegenwart sehn und das Lied von der Herrlichkeit ihrer Zeit hören wollen. Zwar wird es Menschen geben, die der Meinung sind, daß wir heut Technik und Kultur verwechseln; die darauf hinweisen, daß Amerika, das technisch vorgeschrittenste Land, auch gleichzeitig das kulturloseste ist; die aus der Geschichte gelernt zu haben glauben, daß die Blüte der Technik und der Naturwissenschaften fast immer in die gebundensten und verlogensten Epochen der Menschheitsgeschichte fällt; die in dem Rekordwahnsinn, den halsbrecherischen Looping the Loop-Kunststücken, den glorreichen Sturzflügen nur jenen der Gegenwart eigentümlichen, alles überspannenden „Heroismus der Schwäche" erblicken, — aber selbst diese vereinzelten Leute, die der Zeitekel hundertmal am Tage würgt, werden sich nicht von vornherein ablehnend verhalten. Denn es kommt ja gar nicht darauf an, ob etwas groß oder klein ist, sondern einzig, wie es dem Dichter erscheint und wie sehr er das Äußere verinnerlicht.

Das hat Leonhardt Adelt wohl gefühlt, als er seinen „Flieger", dieses „Buch aus unsern Tagen" schrieb. Er hat gar keine Berührung mit den schnellfertigen Skribenten, die eine Zeitmode sensationell verarbeiten. Er ergreift seinen Stoff durchaus von innen, ganz dichterisch; er erzählt das Leben seines Helden, wohl das eigene Leben, sprunghaft-lyrisch von der Knabenzeit an und entzückt hier durch den Reichtum der Naturanschauung; er läßt schon den Dorfbuben Wind und Vogelflug studieren und führt ihn dann über die Versuche mit künstlichen Flügeln durch alle Entwicklungsstadien der Aviatik. So wird das technische Problem allerdings zum persönlichen Erlebnis, und Maschinen und Drähte sind nur der Haken, an den sich das inbrünstige Gefühl hängt. Aber dieser einzig möglichen, echt poetischen Auffassung entspricht das gestaltende Können leider gar nicht. Statt in epischer Nüchternheit zu erzählen, verliert sich Adelt in lyrischer Hymnensängerei, und aus Angst vor der Scylla des Technisch-Prosaischen gerät er rettungslos in die Charybdis poetisch-lyrischer Nebelei. Verschwimmende Bilder folgen sich in loser Verbindung; das ganze Buch ist mehr wie ein Gedichtzyklus denn wie ein Roman komponiert, und die versartig gedrungene Sprache hat nicht nur rhythmischen Schwung, was zu rühmen wäre, sondern allzuoft regelmäßigen Versgang, was in der Prosa peinlich ist. In den ossianischen Nebeln erscheinen die Gestalten unkörperhaft, sie wehen vorüber, man weiß nicht, woran man sich halten soll, und ein wahrhaft dichterisch empfangenes Buch möchte man bald, verdrossen über den Mangel an echter Nüchternheit und an echter Gestaltungskraft, ermüdet durch die Folge unscharfer Bilder, beiseite schieben, wenn nicht immer wieder Einzelheiten versöhnten. Aber auf die Dauer ersetzen sie nicht, was wir schmerzlich vermissen, und man spricht zuletzt doch nur: Es ist schade! —

Vor kurzem ist nun auch der dritte und letzte Band des Erinnerungswerkes erschienen, in dem Erwin Rosen unter dem Titel „Der deutsche Lausbub in Amerika" seine Abenteuer und Eindrücke niedergelegt hat. Liest man die drei Bände jetzt hintereinander, so begreift man ihren starken publizistischen Erfolg. Nicht umsonst ist Erwin Rosen in Amerika Zeitungsreporter gewesen: er versteht es meisterhaft, auf die Wirkung hin zu arbeiten, unter flammenden Überschriften spannend zu erzählen, ein interessantes Erlebnis mit allem Drum und Dran packend wiederzugeben, und wenn es sein muß, auch aus einem Nichts einmal ein Ding zu drehn, das nach etwas aussieht. Man langweilt sich niemals bei ihm, man durchfliegt die Bände wie einen spannenden Roman. Im ersten begleitet man den Münchner Lausbuben nach Texas, wo er bald auf einer Baumwollfarm arbeitet, bald Apotheker spielt; dann folgt man ihm in Zeiten, wo er als Eisenbahnvagabund, als eine Art romantischer Tramp Gratisfahrten durch ungeheure Gebiete unternimmt, Gastrollen in verschiedenen Berufen gibt und endlich als Journalist seine Lebenslinie findet. Der zweite Band führt in die Welt der amerikanischen Zeitung, weiter aber nach Kuba, in den spanisch-amerikanischen Krieg, diesen „exotischen Krieg des Leichtsinns". Es gehören gute Nerven dazu, um die Kraßheiten und Verwesungsgerüche mancher Szenen zu ertragen, und selbst wenn die Farben nach Yankee-Art etwas zu dick aufgeschmiert sein sollten, bleibt noch ein Rest, der allein schon genügen dürfte. Der neue dritte Band endlich zeigt den „Lausbuben" als behaglichen amerikanischen Friedenssoldaten im Signalfort bei Washington, dann wiederum als „Landsknecht der Feder" und endet „hochdramatisch" mit einer verteufelt unwahrscheinlich klingenden Flibustierfahrt nach Venezuela. Wer noch immer ungesättigt ist, mag hinterher die Eindrücke lesen, die Erwin Rosen „in der Fremdenlegion" empfangen hat. Das Beste an all diesen effektvoll beleuchteten und journalistisch-lebendig geschriebenen Werken ist der frische, die Tat und das brausende Leben liebende, das Arbeitslied der Gegenwart singende Geist.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Von der Ausstellung spanischer Meisterwerke in London „Ars una“ (Verlag Jul. Hoffmann-Stuttgart) — Von dem Herbstsalon des „Sturm“ in Berlin — Silberarbeiten von Johanna Frentzen in Karlsruhe — Zu unseren Bildern

Das kunstfreundliche London hat wieder einmal seine Sensation. In den Grafton Galleries sind fast zweihundert Gemälde ausgestellt, ausschließlich Werke spanischer Meister, die Kunstgeschichte der iberischen Halbinsel während beinahe sechs Jahrhunderte in erstaunlicher Reichhaltigkeit, man darf wohl sagen: in noch nie erreichter Vollständigkeit illustrierend. Und — darauf waren selbstverständlich die Engländer, und mit Recht, besonders stolz — alle diese Gemälde stammen aus britischem Privatbesitz, meist aus jenen schier unerschöpflichen Sammlungen der englischen Großen, die immer noch, trotz der gewaltsamen Einbrüche der amerikanischen Millionenkäufer, ihresgleichen in der Welt nicht haben. König Georg hatte sich persönlich für das Zustandekommen dieser Ausstellung interessiert, stand an der Spitze des Komitees und lieh selbst einige Gemälde aus dem Buckinghampalast her; da konnte es nicht fehlen, daß alle großen Sammler des Reichs willig eintraten: der Herzog von Wellington, Sir Francis Beaufort Palmer, Lady Wernher, William Stirling Maxwell, L. Raphael, Kapitän Fort, Roger Fry, Sir Frederick Cook, der die wundervolle Galerie im Doughty House in Richmond sein eigen nennt, und viele andere. Ungewöhnlich viel ganz oder doch fast ganz Unbekanntes hat sich so zusammengefunden; vieles dazu, was dem Kunsthistoriker zwar nicht fremd, aber beinah unerreichbar war bei der Abgeschlossenheit einzelner Sammlungen. Noch niemals wohl konnte man einen so guten Überblick über die Anfänge spanischer Kunst gewinnen wie hier, wo die „Primitiven“ einen ganzen Saal füllen, beginnend, wenn ich recht unterrichtet bin, mit dem, auch von uns abgebildeten katalonischen Altargemälde von 1250. Glänzend ist die Blütezeit vertreten, keiner der ersten Meister fehlt. Velasquez prunkt in all seiner Größe, von Murillo findet man u. a. eines jener denkwürdigen Bilder, die er für die Franziskaner in Sevilla malte und durch die er seinen Ruhm begründete. Welche Schicksale mögen solche Gemälde gehabt haben, ehe sie in den stillen Hafen irgendeines englischen Schlosses einliefen! Wie hoch muß man aber auch den Kunstsinn und den Scharfblick der britischen Sammler veranschlagen, die sich rechtzeitig diese unvergleichlichen Schätze sicherten — wobei sie, auch das muß erwähnt werden, keineswegs immer nur dem Klang der ganz

Bildnis eines Ritters des Ordens von S. Jago
Gemälde von Francisco Pacheco
(Aus dem Besitz des Sir Frederick Cook)

Bildnis der Kaiserin Isabella, Gemahlin Karls V.
Gemälde von Sanchez Coello
Aus dem Besitz des Herrn Louis Raphael

Digitized by Google

Digitized by Google

Es sei mir ein kühner Sprung erlaubt — ich möchte fast sagen: ein Hopser — von der klassischen Kunst zu — den Futuristen und Genossen, die heuer Berlin durch ihren „Ersten Deutschen Herbstsalon" — den der „Sturm" veranstaltet, — im Sturm zu gewinnen trachteten. Der Liebenswürdigkeit der Ausstellungsleitung verdanken wir unsere Abbildungen, die sich selbstverständlich nur durch einen Zufall gerade in unser Faschingsheft verirrten. Selbstverständlich: denn die Herren verlangen durchaus, ernst genommen zu werden, und ich habe den ehrlichsten Willen dazu. Ob es mir je gelingen wird, muß ich freilich dahinstellen, denn unwillkürlich kitzeln mich diese künstlerischen Leistungen immer aufs neue. Aber schon fehlt es

Bildnis der Margarete von Österreich
Gemälde von Juan Pantoza de la Cruz
(Ausstellung altspanischer Meister. Aus dem Besitz des Königs von England)

den Kubisten, Futuristen usw. nicht mehr an Gefolge. Vor Jahresfrist etwa, als sie in München ausgestellt hatten, saß ich einmal mit einem der dortigen großen Kunsthändler zusammen — und da kitzelte es mich wieder, so daß ich fragen mußte: „Ja, lieber Herr, können Sie denn diese Sachen ernst nehmen?" Worauf der kluge Mann achselzuckend erwiderte: „Ich habe so verschiedene Wandlungen der modernen Kunst miterlebt, daß ich gar nicht wüßte, warum ich diese Wendung nicht ernst nehmen sollte." Vielleicht, ich weiß nicht, hatte er recht. Seither haben die Allerallermodernsten eine ganze Literaturflut heraufbeschworen, und ich habe es für meine Pflicht gehalten, mich mit diesen Büchern zu beschäftigen, die mir fast so seltsam erscheinen, wie die

Im Narrenhaus. Gemälde von Francesco Goya
(Ausstellung altspanischer Meister in London. Aus dem Besitz des Don A. Beruete y Moret)

Digitized by Google

Goya, Marquise von Espeja

Goya, Bildnis des Guillemardet

Goya, Die schöne Leserin

Probe-Illustrationen aus der „Geschichte der Kunst in Spanien und Portugal" von M. Dieulafoy in der Sammlung „Ars una" (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart)

Kunstwerke selbst, denen sie gewidmet sind. Für ganz senil werden mich wohl auch meine Gegner nicht einschätzen: ich muß aber gestehen, daß mein Verstand nicht ausreicht, die Worte des Herrn Kandinsky (denen, die's noch nicht wissen sollten, sei es gesagt: Kandinsky ist einer der schöpferischsten Meister der Jüngsten, Maler, Schriftsteller und Anarchist dazu), also der Herren Kandinsky, Herwarth Walden, Ludwig Coellen, Max Rapahel usw. vollständig zu verstehen. Mit großem Aufwand wird da meist eine historische Ableitung der neuen Kunst konstruiert, selbst Grünewald und Dürer müssen herhalten; dann folgen in der historischen Betrachtung Gogh, Cézanne; es folgt etwa Hodler (der mir dabei recht leid tut), Gauguin, Matisse — und mit einem Male ist Picasso da, Picasso, augenscheinlich der Papst der ganzen Bewegung. Soweit kann ich mit; auch den Picasso in seiner Frühzeit kann ich noch leidlich verstehen. Dann aber hört's auf! Das bekannte Mühlrad setzt sich in meinem Schädel in Bewegung, sobald man versucht, mir die Prinzipien klarzumachen, auf denen die neue, alles umwälzende Kunst sich aufbaut. Ich weiß mit diesen Prinzipien und mit allen sie betreffenden Deduktionen absolut nichts anzufangen. Vielleicht aber, verehrter Leser, verstehen Sie, was Herr Kandinsky sich denkt, wenn er zur Erklärung seiner (von uns abgebildeten) „Komposition 6" sagt: „In diesem Bilde zeigen sich zwei Zentren, links das zarte, etwas verschwommene Zentrum mit schwachen, unsichern Linien in der Mitte, rechts das grobe, rot-blaue, etwas mißklingend, mit scharfen, etwas bösen, starken, sehr präzisen Linien. Zwischen diesen zwei Zentren das dritte, welches erst später als Zentrum erkannt werden kann und doch im letzten Grunde das Hauptzentrum ist. Hier schäumt die rote und weiße Farbe so, daß sie weder auf der Fläche der Leinwand zu liegen scheint, noch auf irgendeiner idealen Fläche. Sie ist vielmehr in der Luft schwebend und sieht wie von Dampf umgeben aus ... So sind alle Elemente in volles inneres Gleichgewicht gebracht, so daß kein Element

Alexander Archipenko: Der Kuß

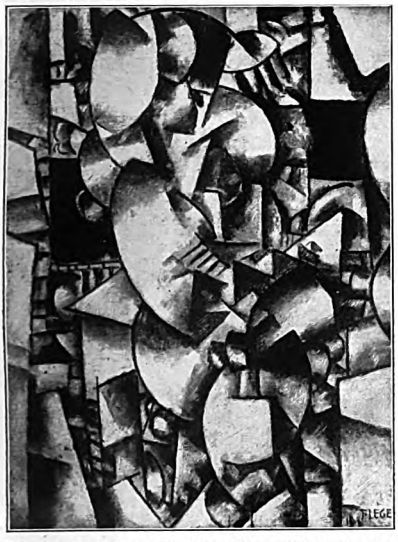
August Macke: Spaziergang

Digitized by Google

Oberhand bekommt, das Entstehungsmotiv des Bildes (Sintflut) aufgelöst und in ein rein malerisches, selbständiges und objektives Wesen verwandelt wird. Nichts wäre falscher, als dieses Bild zur Darstellung eines Vorganges zu stempeln." Soweit Kandinsky — und damit genug. Mich kitzelt's schon wieder, und ich möchte doch so gern ernst und sachlich bleiben. —

Man soll eigentlich so Großes und Gewaltiges, wie die futuristischen Schöpfungen, nicht mit kleinen Zierlichkeiten in einem Atem-

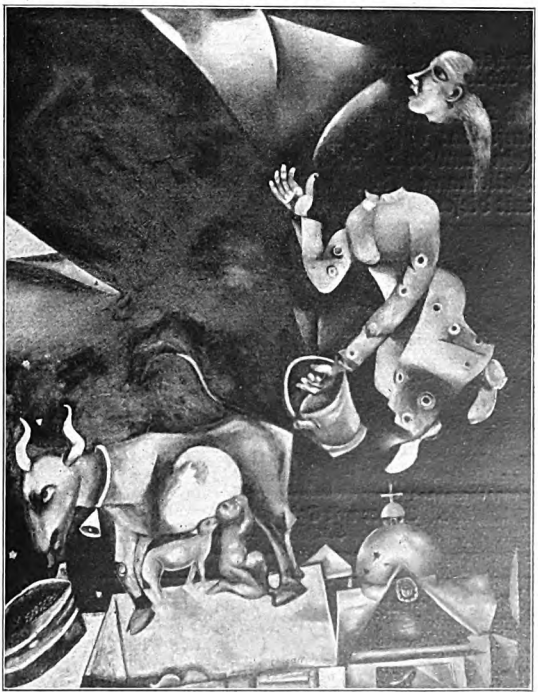
Wassily Kandinsky: Komposition Nr. 6



Fernand Léger: Nacktes Modell im Atelier

zuge nennen, aber die Raumverteilung erfordert es nun einmal, daß ich jenen die allerliebsten Silberarbeiten von Johanna Frentzen in Karlsruhe anschließe. Die Künstler des „Sturm" mögen es mir verzeihen, wenn ich diese klaren, sauberen Arbeiten vortrefflich finde. —

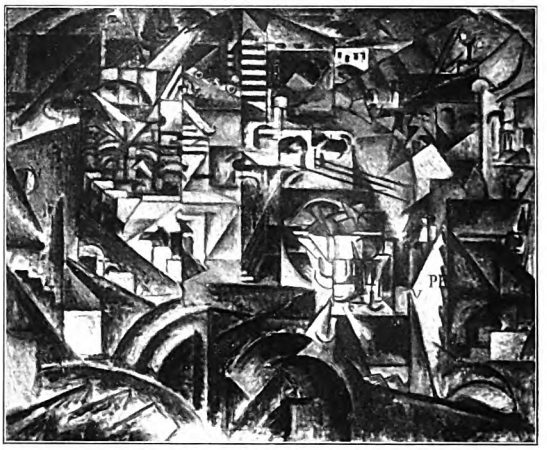
Der Bildschmuck unseres Heftes trägt dem Erscheinungstermine, der fröhlichen Karnevalszeit, Rechnung. Gleich das Titelbild — wieder einmal ein Werk der immer frischen Leipzigerin Hela Peters — ist ganz karnevalistisch abgestimmt. Einen Ausschnitt aus dem Faschingstrubel gibt auch das feine Gesellschaftsbild „Sinfonie" von Ulisse Caputo, der vor einigen Jahren mit seinem „Effetto di notte" sich eine erste Stellung unter den Malern Italiens errang (zw. S. 216 u. S. 217). Selbstverständlich gehören auch die drolligen Marionetten von Julius Heß (nach S. 248) in diese Reihe, und nicht zuletzt das famose Gemälde von Hanns Pellar, der jetzt von München nach Darmstadt übersiedelte; dieses „Zur Redoute" (nach S. 292) zeigt, übrigens meisterlich in Farbe reproduziert, wieder ganz die Eigenart des jungen Künstlers, den nun schon der Professorentitel schmückt. — Als köstlichen Faksimiledruck darf ich vielleicht den „Hahnenkampf" von Frau Ewers-Wunderwald hervorheben (nach S. 184), ein neues Meisterwerk, dessen Motiv die Künstlerin in Granada



Marc Chagalle: Bild 3 Rußland, den Ehen und den anderen

Digitized by Google

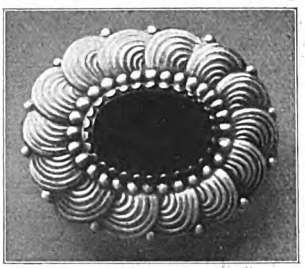
fand; technisch bewundernswert übrigens auch dadurch, daß Frau Wunderwald, wie sie uns mitteilen ließ, die Zeichnung, mit sehr spitzer Feder und chinesischer Tusche, links oben in der Ecke begann und rechts unten abschloß! — Merkwürdig in ganz anderer Beziehung ist ein anderes, ebenfalls farbig reproduziertes Bild, die „Abendimpression" des jüngst verstorbenen Prof. Albert Hertel (nach S. 168) — der treffliche Berliner Meister, den man fälschlicherweise ganz zu den „Alten" rechnete, zeigt sich hier von einer überraschend modernen Seite und wirklich als großer Könner. — Eine stimmungsvolle Schneelandschaft von Paul Weimann mag, hinter S. 240 eingefügt, die diesmal besonders lange Reihe unserer farbigen Blätter abschließen, denen sich im Tondruck noch weitere Werke anfügen: von J. Oppenheimer (ein famoser Torrero), von Ernst Heilemann (den unsere Leser mit diesem wundervoll charakteristischen Bilde des verstorbenen Taschner von einer ganz neuen Seite kennen lernen), von Wl. Jarocki (äußerst volkstümlich und echt in seinen Karpathen-Huzulen) und endlich von Reinhold Koeppel (eine gigantische Winterlandschaft). — Wir aber möchten mit einer Kunstbeilage dieses Heftes unseren Lesern, den großen und kleinen, noch eine besondere Aufmerksamkeit erweisen: mit den von Künstlerhand, von Julius Klinger-Berlin und Joh. B. Maier-München, ausgeführten Verschlußmarken, die wir hinter S. 208, gleichsam als Ergänzung unseres Artikels „Graphische Kleinkunst" einschalten. Die Verschlußmarke hat ja geradezu einen Siegeszug gehalten, nicht nur als Gebrauchsgegenstand, sondern erst recht als Sammelobjekt. Es ist viel Mäßiges und mancherlei geradezu Schlechtes dabei mit untergelaufen, die Spreu muß vom Weizen geschieden werden: an wirklich künstlerischen Verschlußmarken kann man aber seine Freude haben! H. v. S.

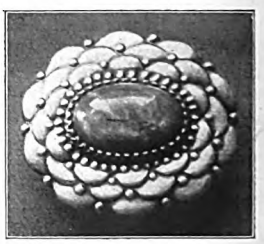


Ardengo Soffici: Malerische Synthese der Stadt Prato

Anhänger. Silber mit Achat und Korallen

Bonbondose. Silber





Brosche. Silber mit Carneol — Zigarettenetui. Silber mit buntem Email — Brosche. Silber mit Amazonenstein

Kunstgewerbliche Arbeiten von Johann Frentzen in Karlsruhe

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

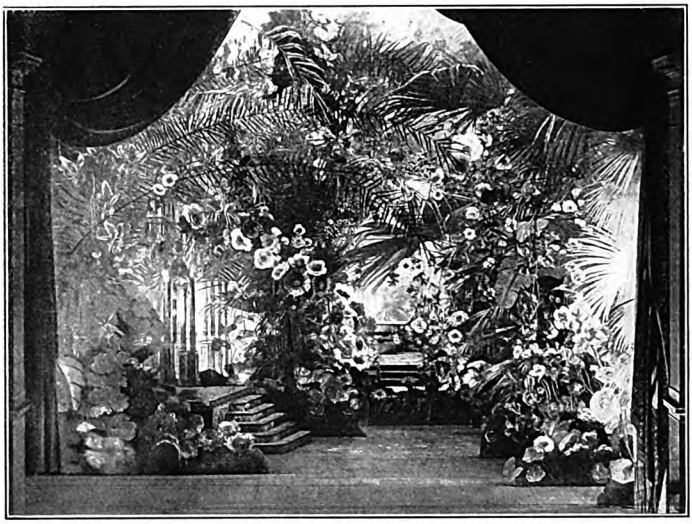
Erna Denera als Kundry

in der „Parsifal"-Aufführung des Kgl. Opernhauses zu Berlin

(Phot. Georg Gerlach & Co. A.-G., Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google



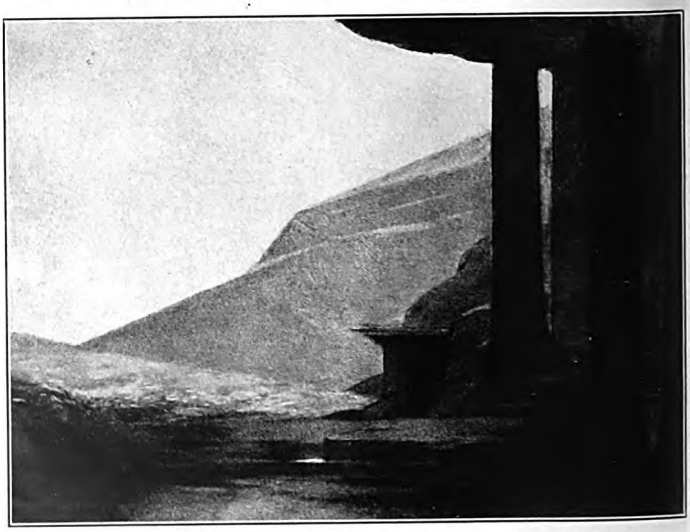
Der Zaubergarten in der Bayreuther Inszenierung (Phot. Ramme & Ulrich)

blick von ihm unbeachtet. „Eine unrichtige Handbewegung, eine vergessene Pause, ein undeutliches Aussprechen eines Konsonanten ist ihm ebenso wichtig, wie die großen Züge der Aktion und das richtige Eingreifen der szenischen Faktoren in der Theatermaschinerie."

Soweit zu jener Zeit noch die Meinungen über die Bedeutung Richard Wagners für die Entwicklung des musikalischen Dramas auseinandergingen: über eines waren sich Freunde und Gegner seiner Kunst zum mindesten seit den Tagen der ersten Festspiele, seit der Inszenierung des „Rings des Nibelungen" von 1876, vollkommen einig: der Meister von Bayreuth war, mit dem Ausdruck seines bissigsten Gegners Eduard Hanslick, zu seiner Zeit der erste Regisseur der Welt. Wie an die Sänger, so stellte er auch an die Techniker der Bühne vielfach unendlich hohe Anforderungen, von denen gar manche ohne des greisen Dichterkomponisten unermüdliche eigene Mitarbeit wohl noch lange auf ihre Erfüllung hätte warten müssen. Stunden- und tagelang ließ der Dreiundsechzigjährige es sich, zwischen Gesangs- und Beleuchtungsproben und tausenderlei organisatorischen und gesellschaftlichen Verpflichtungen, nicht verdrießen, die Schwimmwagen für die Rheintöchter gemeinsam mit seinem ausgezeichneten Maschinenmeister Karl Brandt auszuprobieren und den zaghaften Nixen mit gutem Beispiel voranzuschwimmen, wie er als erster Alberichs Sprung von der Spitze des Riffs in die Tiefe nach dem Raub des Rheingolds gewagt hat.

⊠ ⊠ ⊠

Die Bühnen Meiningens und Bayreuths, deren Leiter auch persönliche Freundschaft verband, haben in den siebziger Jahren die Grundlagen für die dringend notwendig gewordene Reform der durch das Virtuosentum verwahrlosten deutschen Bühne geschaffen: die erstere für die Inszenierung des klassischen Schauspiels, die



Die Blumenau des 3. Aktes in der Gestaltung von Adolph Appia (Phot. Denso-Hellerau)

Digitized by Google

Digitized by Google

geschauten und zum Leben geweckten Einheit hat in der Bühne Bayreuths, an deren Spitze eine der mächtigsten künstlerischen Persönlichkeiten aller Zeiten stand, die sich zudem hier noch für die Kinder der eigenen Muse einsetzte, den reinsten Ausdruck gefunden. Die Inszenierungen des „Ringes" von 1876 und des „Parsifal" von 1882 sind, so viele und so ausgezeichnete Helfer hier an der Arbeit waren, letzten Endes durchaus das eigene Werk Richard Wagners gewesen.

Der „Ring" erfuhr später, als er den Bühnen im Reich übergeben wurde, auf diesen gleich den früheren Werken Wagners manche Umbildung nach der Seite der äußeren und inneren Inszenierung, Veränderungen, die bisweilen, wenn auch gewiß nicht immer, Verbesserungen waren.

Burgtor. Von Gustav Gamper in Zürich

„Parsifal" hingegen kannte man bis vor kurzer Zeit einzig in derjenigen Gestalt, die der Meister selber dem sein Leben krönenden Bühnenweihfestspiel ein Jahr vor seinem Tode in der Uraufführung zu Bayreuth noch gegeben hatte, da dieses nach seinem Wunsche die einzige Stätte seiner Aufführung bleiben sollte. Mit einer die Erben ehrenden Pietät befolgt man hier bis zum heutigen Tage im musikalisch-dramatischen Stil bis in Einzelheiten hinein auf das getreulichste die Weisungen Wagners, wie auch die Szenerien zum großen Teile noch trotz ihrer mehrfachen Erneuerung nicht wesentlich von den Originalen von 1882 abweichen. So zeigt der tiefe achteckige Kuppelsaal des Gralstempels sich noch in ganz ähnlicher Form, wie Wagners junger russischer Freund Paul von Joukowski ihn einst entwarf, der seinerseits wohl von einer Dekorationsskizze Schinkels für den Tempel der Vesta zu der Berliner Aufführung von Spontinis Oper „Die Vestalin" angeregt war. Andere Bilder wiederum haben häufiger Umgestaltungen erfahren. Noch 1911 ist nach mehrfachen früheren Versuchen die Hauptszenerie des zweiten Aktes, der Zaubergarten, diesmal nach Angaben Siegfried Wagners, erneuert worden. Diese Szene befriedigt vor allem durch eine ausgezeichnete technische Lösung ihrer Verwandlung in die Einöde, die durch ein plötzliches Zusammenfallen der auf Schleier aufgenähten Blüten bewerkstelligt wird, eine sinnreiche Erfindung des Bayreuther Maschinendirektors Kranich, die in ähnlicher Weise auch bei manchen der jüngsten Aufführungen im Reiche Verwendung gefunden hat.

⁂ ⁂ ⁂

Richard Wagner ist im Zeitalter der Historienmalerei groß geworden, deren Stil sich auch den Theaterdekorationen dieser Periode allzu deutlich aufprägte, ohne daß in der Bühnenmalerei mit verschwindenden Ausnahmen Männer tätig gewesen wären, die sich an künstlerischen Fähigkeiten mit den begabteren Vertretern jener Kunstrichtung irgendwie hätten messen können. Auch Wagner war mit den Zuständen der deutschen Theaterateliers nicht ganz so einverstanden, wie gelegentlich gerne behauptet wird. In seinen Bayreuther Briefen finden sich manche heftige Klagen über die „elende Dekorationsmalerei". Er empfand

Digitized by Google

Heiliger Wald mit See. Von Ludwig Sievert in Freiburg

dunkel die Notwendigkeit eines Bühnenbildes, das von dem damals landesüblichen, naturalistisch-genrehaften sich unterschied und die Symbolik der Vorgänge deutlich werden ließ. Man kann es nicht genug bedauern, daß die von Wagner für den „Ring“ gesuchte Verbindung mit Arnold Böcklin nicht von Dauer gewesen ist, zumal die einzige von dem großen Schweizer ausgeführte Skizze, die Lindwurmhöhle im „Siegfried“, keinen Zweifel darüber läßt, wie geeignet Böcklin für diese Aufgabe gewesen wäre. Während der Vorbereitungen zum „Parsifal“ wurde von Wagner ein erneuter Versuch unternommen, den Künstler als Mitarbeiter zu gewinnen, auch diesmal ohne Erfolg. Der Meister war durchaus zu der Überzeugung gekommen, daß im szenischen Teil „nichts des deutschen Namens in einem edlen Sinne Würdiges zu erreichen sein wird, wenn ich die hierher bezüglichen Aufgaben lediglich unseren routinierten Theaterdekorationsmalern überlassen sollte.“ Er wollte „den geschicktesten Dekorationsmalern von wirklichen Künstlern entworfene Skizzen vorlegen, um sie dadurch zur Veredlung ihrer Zeichnungen anzuregen.“ Nach diesem Prinzip verfuhr er bereits im „Ring“, für das ihm Entwürfe von dem Wiener Maler Joseph Hoffmann vorlagen, und jetzt wieder im „Parsifal,“ wo die Szenerien in der naturalistischen Manier der Zeit von dem wenig eigenartigen und vielleicht — im Gegensatz zu Hoffmann — allzu fügsamen Joukowski entworfen und von dem Koburger Atelier der Gebrüder Brückner, das auch der Lieferant der Meininger war, ausgeführt wurden. Erst vierzehn Jahre nach der Bayreuther Premiere hat, 1896, ein Landsmann Böcklins, der Schweizer Adolph Appia, eine neue szenische Lösung des „Parsifal“ unternommen, die leider in Bayreuth niemals versucht worden ist. Appia, der mit seinem grundlegenden geistvollen Buche „Die Musik und die Inszenierung“ und mit den diesem beigegebenen Entwürfen zu verschiedenen Werken Wag-

Verwandlung des heiligen Waldes in den Weg nach Monsalvat
Von Ludwig Sievert in Freiburg

Digitized by Google

Einöde (zerstörter Zaubergarten). Von Anton Scheuritzel in Berlin

ners die heutige szenische Reform der Oper begründet hat, strebt in seinen großzügig-einfachen Bühnenbildern eine innigere Beziehung zum Musikdrama an, wie er anderseits die Bilder untereinander organisch zu verbinden sucht. Appia sieht, ähnlich wie heute Ludwig Sievert oder Hans Wildermann und einige der jüngeren Bühnenmaler, im ersten Bild, im „heiligen Wald", bereits eine architektonische Vorbereitung für die nachfolgende Szene im Gralstempel, während andere sich hier und sonst mit einem realistischen Landschaftsbild begnügen, das in Zürich z. B. eine lokal-schweizerische Färbung erhielt.

Während die 1903 gegen den Wunsch der Erben veranstalteten Aufführungen des „Parsifal" in New York und im Amsterdamer Wagnerverein sich im wesentlichen an das Bayreuther Vorbild hielten, unternahm das Stadttheater in Zürich im Frühling des vergangenen Jahres eine selbständige Ausdeutung des Bühnenweihfestspiels, das auf Grund einer nur für die Schweiz gültigen urheberrechtlichen Gesetznuance unmittelbar nach dem dreißigsten Todestage zur Aufführung gebracht werden durfte.

Die andern deutschen Theater sind — nebst einigen des Auslands — vom 1. Januar 1914 ab dem Züricher Beispiel in großer Zahl (es waren ihrer im ganzen etwa zwei Dutzend) gefolgt. Jede der zumeist seit Monaten schon mit großem Aufwand vorbereiteten Aufführungen hat erfreuliches Zeugnis von dem Willen abgelegt, der gewaltigsten Inszenierungsaufgabe gerecht zu werden, die der deutschen Bühne seit Jahren gestellt war. In musikalischer Hinsicht ist das Bayreuther Niveau selten erreicht und wohl niemals übertroffen worden. Die Inszenierung des „Parsifal" dagegen hat — neben manchem Exzeß — eine Reihe von wertvollen Anregungen gebracht, an denen auch die Bayreuther Bildregie kaum achtlos wird vorübergehen können.

Über die erste Szene des „Parsifal", den

Heiliger Wald mit See. Von Anton Scheuritzel in Berlin

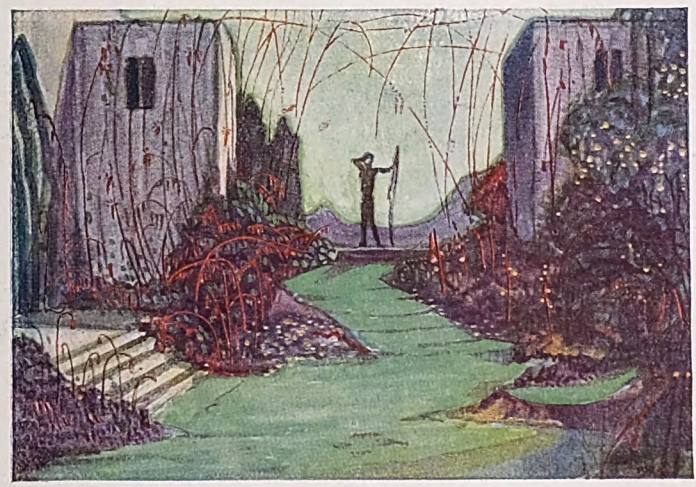
Digitized by Google

„heiligen Wald“ ist soeben bei der Erwähnung Appias bereits gesprochen worden. Eine der schwierigsten Anforderungen, die Richard Wagner in dem an szenischen Problemen so reichen „Parsifal“ gestellt hat, ist dann die künstlerisch glückliche Lösung der sich an jene anschließenden sogenannten Wandeldekoration, die den Gang nach der Gralsburg von Gurnemanz und Parsifal im ersten und dritten Akt begleiten soll. Während Bayreuth sich einer seitwärts ablaufenden Dekorationsrolle bedient, vor welcher feststehend die Wanderer ihre Gehbewegungen machen, verzichtete der Züricher Regisseur Rogorsch auf diesen Effekt und ersetzte ihn durch zwei

Heiliger Wald mit See Von Hans Wildermann. Atelier Striberny in Wien (Für das Opernhaus in Köln)

Blumige Au. Von Hans Wildermann (Für das Stadttheater in Barmen)

verharrende Bühnenbilder — Stationen auf dem Wege der beiden: im ersten Akt Waldinneres, dann Burgtor. Eine eigenartige Lösung für den Übergang vom Heiligen See zum Gralstempel fand Ludwig Sievert, indem er an Stelle des Wandelbildes einen der pla-



Zerstörter Zaubergarten. Von Hans Wildermann in Köln (Für das Stadttheater in Barmen). Die Aufführung der Barmer Entwürfe erfolgte durch die Werkstätten für Bühnenkunst Hans Hummelsheim in München

Digitized by Google

Heiliger Wald. Von Ernst Hahn. Atelier Prof. Lütkemeyer in Coburg (Für das Stadttheater in Elberfeld)

stischen Stämme aus dem Mittelgrund der ersten Szene um seine eigene Achse dreht, so daß die Stämme im nächsten Bild einen gotischen Spitzbogen bilden, als Eingang der Gralsburg, deren schmaler, durch einen Vorhangspalt sichtbarer Ausschnitt noch als Außenarchitektur wirkt. Andere Künstler behandeln die Vorschriften Wagners, nach denen der Weg an Felsenwänden entlang- und durch Gänge emporführt, recht frei, wie Ernst Hahn in seinem Entwurf für Elberfeld. Das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg verzichtet vollständig und die Berliner Königliche Oper wenigstens im dritten Akte darauf, den Gang nach Monsalvat zu veranschaulichen. Man verhüllt dort die Szene während der Verwandlungsmusik bis zum Eintritt der Wanderer in das mächtige plastische Bauwerk des Gralstempels, das allmählich aus dem Dunkel herauswächst. Andere Theater, wie das Freiburger unter Dr. Legbands Leitung, bedienen sich der Drehbühne in Verbindung mit dem Schiebebild, um die Illusion des Emporsteigens aus der Erdennähe in die reineren Höhen deutlicher zu versinnlichen. Die Wiener Hofoper, für die Alfred Roller die Entwürfe machte, zieht sogar die Projektionskunst für die Herstellung des Übergangs heran. Über diese hier genannten und noch andere technische Möglichkeiten habe ich ausführlicher in dem von mir herausgegebenen Sonderheft „Parsifal, Beiträge und Bilder zu seiner szenischen Dramaturgie“ in den Blättern für Bühnenkunst „Die Szene“, Charlottenburg, Vita-Verlag, gesprochen.

Die Entwürfe für den Gralstempel setzen zum Teil Wagners Vorschriften pietätvoll in die Sprache des modernen Bühnenmalers um, wie die schon erwähnte schöne Szenerie Gustav Wunderwalds, deren ausgezeichnete Farbenwirkung mit den sieben in die Unendlichkeit

Weg nach Monsalvat. Von Ernst Hahn in Coburg

Digitized by Google

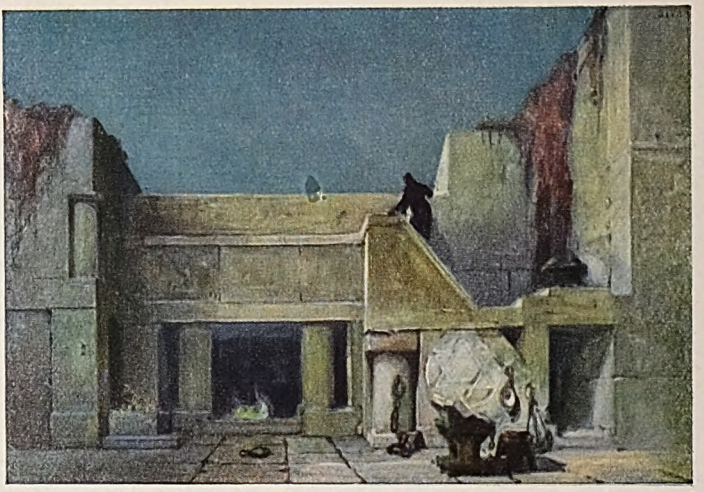
wachsenden goldenen Säulen zwischen der blauen Tönung des Mauerwerks unser Bild nur andeuten kann, oder diejenige Ernst Hahns, während andere Maler sich über die für diese Szene unübertrefflichen Vorschriften des Dichterkomponisten wie über bühnentechnische Bedingungen hinwegzusetzen versuchten.

Gralshalle in Monsalvat. Von Ernst Hahn in Coburg

Schmucklose Großzügigkeit muß, in Verbindung mit der Möglichkeit zu blitzschneller Verwandlung, das Bild der ersten Szene des zweiten Akts — Klingsors Zauberschloß — auszeichnen, zwei Eigenschaften, denen Professor Daubners Entwurf gleichermaßen entspricht. Diese Anfangsszene bildet ja nur den musikalisch wie gedanklich allerdings höchst bedeutungsvollen Auftakt für die Szene im Zaubergarten, deren restlose Lösung bisher nicht gelungen sein dürfte. Während Hans Wildermann noch viel Architektur — Reste des Zauberschlosses — verwendet, verzichtet Gustav Wunderwald unter Hinwegsetzung über die noch in Zürich befolgte Vorschrift Wagners vollständig auf jene, nicht zum Nachteil ihrer geschlosseneren Wirkung. Selbst die Bayreuther Auffassung dieser Szene variierte stark zwischen 1882 und 1912: Wagner, für den schon Joukowski nicht weniger als ein halbes Dutzend Entwürfe machen mußte, bis der Meister endlich befriedigt war, ordnete einstens eine „eintönige“ Szenerie in rot an (die erste symbolische Dekoration unserer Zeit); sein Sohn zieht ein buntwechselndes Farbenspiel vor. Für die Blumenmädchen, deren Kostüme in Bayreuth jetzt Ludwig von Hofmann entworfen, hat Wunderwald eine etwas präraffaelitisch stilisierte Kleidung ersonnen, die Wagners Anordnung der Blumengewandung zu-

Gralstempel. Von W. Breuer in Berlin

Digitized by Google



Klingsors Schloß. Von Ernst Bukacs in Berlin

gunsten eines durchsichtigen Schleierumhangs unberücksichtigt läßt. —

Im Bild der Blumenau zu Anfang des dritten Aktes geht bereits Appia auf eine sinnvollere Aufteilung des Raumes aus, als das flache Bayreuther Bild sie bot. Ihm streben in dieser Hinsicht die Entwürfe Daubners, Wunderwalds und Wildermanns nach, bei dem die Vorfrühlingsstimmung der Karfreitagsau besonders reizvollen Ausdruck erhielt.

⁂ ⁂ ⁂

In der Kleidung der Gralsritterschaft halten sich die Figurinen Wunderwalds an die Vorschriften Wagners. Er schrieb eine „edle klosterritterliche Einfachheit, doch malerisch anmutend“ vor und verfolgte mit derbem Spott die Extravaganzen eines Münchener Malers, der die Gralsbrüder wie mittelalterliche Feudalherrn kostümieren zu müssen glaubte. Um so reicher, orientalisch-üppiger darf anderseits die Erscheinung Klingsors und das Verführungsgewand der Kundry gestaltet sein: auch darin eine Betonung des „arabischen Spanien“, wo Wagner sein Zauberreich angesiedelt dachte, im Gegensatz zum „gotischen Spanien“ als dem Gebiet des Monsalvat.

⁂ ⁂ ⁂

Der Wettbewerb unsrer Bühnen, dessen gelegentliche Auswüchse wahrlich nicht gutgeheißen werden sollen, hat den Ehrgeiz der Kapellmeister, Regisseure, Maler, Techniker und ihrer Künstler und Helfer vom ersten Solisten bis zum letzten Maschinenarbeiter aufs Äußerste angespannt. Seine Resultate werden auch dem deutschen Theater im allgemeinen wieder zu gute kommen.

Gralstempel
Aus den Ateliers von Georg Hartwig & Co. in Berlin

Digitized by Google

„Parsifal“ in Berlin

Als vor Jahr und Tag der Streit um den Schutz des „Parsifal“ die Köpfe erhitzte, äußerte sich auch Hans Thoma in seiner milden und klaren Art zu der Frage, indem er u. a. schrieb: „Wenn es in einer Volksgenossenschaft Kulturstätten gibt, zu denen man wallfahrtet, so ist das jedenfalls ein gutes Zeichen einer Volksexistenz. Solche Stätten sind gewachsen, und man kann sie nicht ohne Schaden da und dorthin versetzen, man soll sie schützen und besonders auch die pflegen, die sich neu bilden wollen. Bayreuth ist eine solche Stätte... ‚Parsifal‘ ist ein Weihefestspiel und kein beliebiges Stück, das man jederzeit am Theaterabend soll sehen können. Es ist auch nicht nötig, daß jedermann ihn kennen muß, um ihn in sein modernes Mögen hinein zur Verdauung und kritischen Bewältigung zu bringen.“ Die wehmütige Betrachtung des ehrwürdigen Meisters, die, da die Juristen sich auf den Buchstaben des Gesetzes stützten, mit einem Mahnruf an die Vereinigungen für Denkmalpflege

Fünf Figurinen von Gustav Wunderwald für das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg
Die Ausführung der Kostüme erfolgte in den eigenen Ateliers der Oper
unter Leitung des Obergarderobiers Köppen

Digitized by Google

schloß, ist fruchtlos geblieben, und es fragt sich nun, wie die allerorten veranstalteten Vorstellungen ausgefallen sind; die der Königlichen Oper zu Berlin und des Deutschen Opernhauses zu Charlottenburg mögen Antwort geben. Vielleicht kann man ihre nach zwei entgegengesetzten Richtungen weisenden Lösungen der Aufgabe als typisch betrachten.

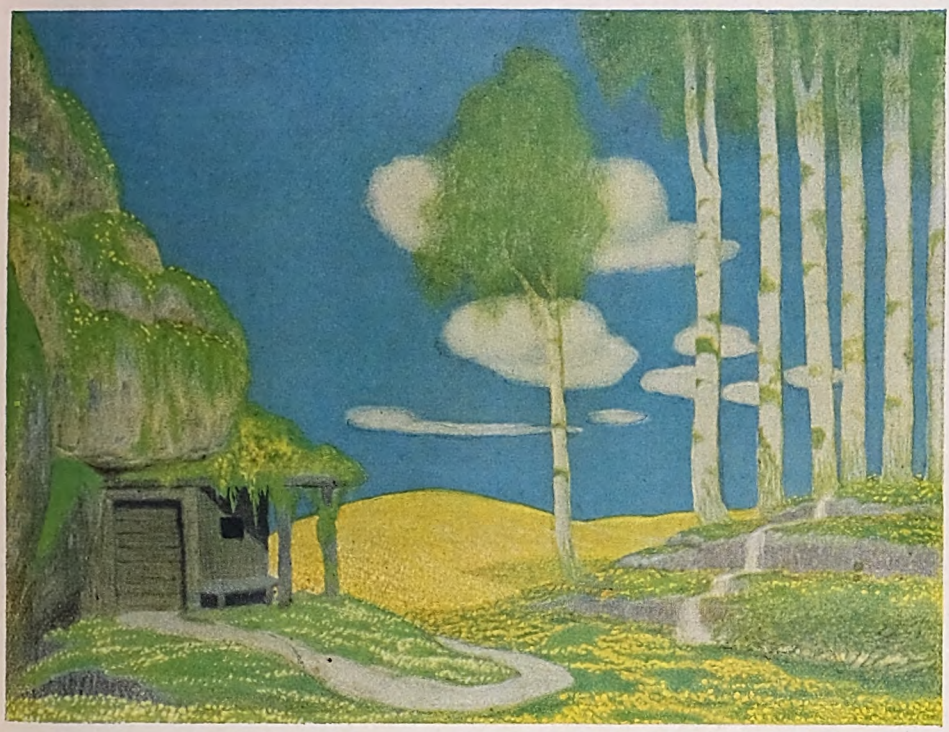
Kostüme der Blumenmädchen
Entworfen von Gustav Wunderwald

Die größeren Mittel standen natürlich dem königlichen Hause zur Verfügung. Generalintendant von Hülsen zeichnete selbst als verantwortlicher Regisseur. Er hat ein ausgezeichnetes Orchester und eine Schar vortrefflicher und guter Sänger und Sängerinnen, die zum großen Teil für das schwierige Werk Bayreuther Schulung mitbrachten. Bei der Inszenierung beschloß er, sich im wesentlichen an das bewährte Bayreuther Muster zu halten. Dem widersprach der galante Stil des Rokokozuschauerraums, und es war deshalb ein glücklicher Einfall, die auch während des Spiels von Bühne und Orchester her beleuchteten Prosceniumslogen bis in den obersten Rang hinauf durch den ernsten Vorbau einer romanischen Palastfassade zu verdecken. Auf diese Weise war das profane Publikum gründlich von den mystischen Vorgängen der Bühne geschieden. Die Dekorationen und Kostüme zeugten von einem feinen, aber keineswegs eigenwilligen Geschmack. Man ahmte Bayreuth nicht nach, arbeitete aber im gleichen Geiste. Es war der historisierende Dekorationsstil der achtziger Jahre. Der heilige Hain war gewaltiger, der Zaubergarten geschmackvoller als der nüchterne Theaterwald und der allzu üppige Prunk Bayreuths. Der Gralstempel hielt dem Vorbild die Wage, die Karfreitagsaue war von ergreifender Heiterkeit, aber alle Änderungen lagen doch auf dem Wege, den Wagner nach dem Vorgang der Meininger geschritten war, und hin und wieder zeigte sich die von dem Reichtum der Mittel hervorgerufene Neigung zum Prunk, die das Weihfestspiel nur allzu leicht zur großen Oper wandeln kann.

Zaubergarten. Von Gustav Wunderwald
(Deutsches Opernhaus in Charlottenburg)

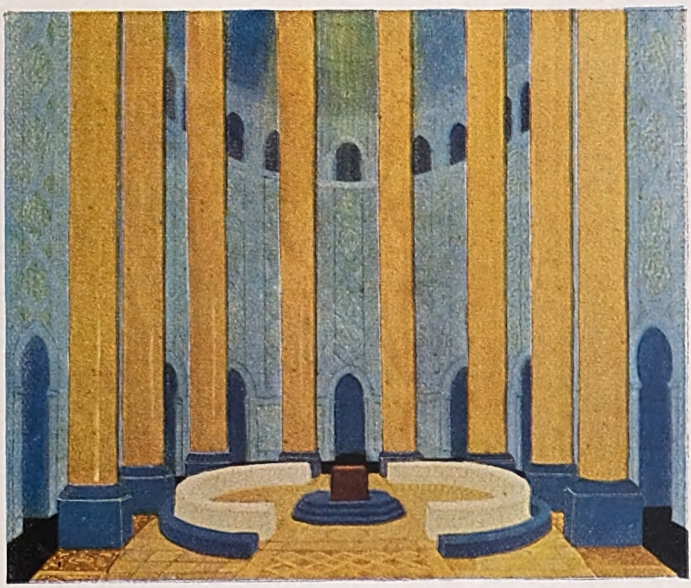
Anders im Deut-

Digitized by Google



Blumenau. Von Gustav Wunderwald (Deutsches Opernhaus in Charlottenburg)
Die Ausführung der Dekorationen erfolgte in den Ateliers von Georg Hartwig & Co. in Charlottenburg

schen Opernhause. Diese bürgerliche Bühne, so Vortreffliches sie unter der Leitung von Georg Hartmann leistet, verfügt nicht über ein so erlesenes Orchester, über so stimmgewaltige Sänger. Sie hat vor allem, da ihr bisher die Wagnerschen Werke versagt waren, noch nicht das sichere Stilgefühl für diese Art Musik. Desto größere Aufmerksamkeit verdiente die Regie. Hier hatte man entschlossen mit aller äußerlichen Überlieferung gebrochen und doch den wesentlichen Inhalt der Wagnerschen Vorschriften erfüllt. Die in unsrer Zeit sich bildende neue Bühnenkunst kam hier zu Wort, in Dekorationen wie in Kostümen. In Bayreuth tragen zum Beispiel die Ritter nach dem Muster der Tempelherren weiße Gewänder mit rotem Mantel.

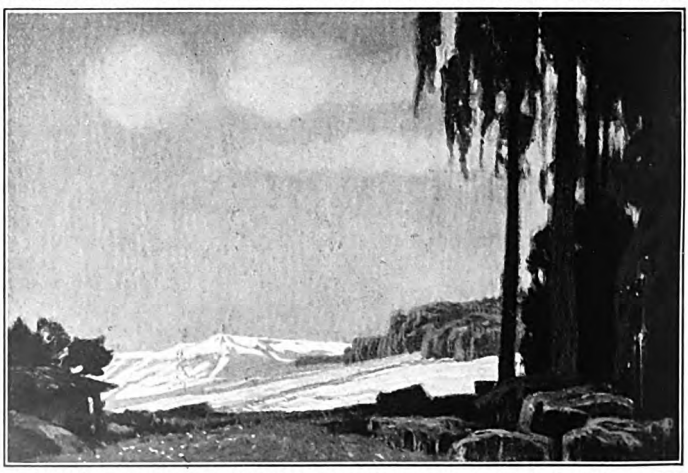


Gralstempel. Von Georg Wunderwald
(Deutsches Opernhaus in Charlottenburg)

Digitized by Google

In Berlin war man ohne sonderlichen Grund davon abgewichen, indem man das Kleid rot, den Mantel grau hielt. In Charlottenburg schritten die Hüter des Grals in Weiß mit Blau einher, und so befremdend, ja ein wenig kalt das wirkte: die Keuschheit dieser auserwählten Schar wurde vortrefflich dadurch charakterisiert. Deutlicher noch zeigten die Bühnenbilder von dem neuen und guten Geist, der hier waltete. Man strebte weg von allem, was auch nur entfernt nach Theater aussah, und hin zu der strengen Einfachheit moderner Monumentalmalerei. Nicht immer mit Glück. Daß die in Berlin wenigstens zum Teil erhaltene Wandeldekoration fehlte, war ein Mangel, und mochte man sich an die düstere Strenge des heiligen Haines gewöhnen: die im Widerspruch zu dem ursprünglichen Entwurf gebirgige Enge der Karfreitagsaue ließ das wohlige Gefühl der erlösten Natur nicht aufkommen. Mit nachahmenswürdiger Einfachheit war dagegen der Eindruck des Zaubergartens durch ein tief herabhängendes Gewirr blühender Zweige erzielt, und der Gralstempel mit den in unabsehbare Höhen strebenden goldenen Säulen wirkte gewaltiger und märchenhafter als die Kuppelkirchen Bayreuths und Berlins.

Fast ebenso wichtig als die Darsteller und die Szene war in Wagners Augen das Publikum. Er haßte die zum Amüsement herbeiströmende Masse und fürchtete seinen „Parsifal“ durch sie nicht minder entweiht als durch den Trott des Opernrepertoires. Wie stand es damit in Berlin? Man war in beiden Theatern auf Außergewöhnliches vorbereitet und betrug sich danach. Trotzdem — und das wird die Idealisten vom Schlage Thomas freuen — ist die Macht Bayreuths nicht gebrochen. Man kann den „Parsifal“ noch viel trefflicher aufführen als es in Berlin geschehen ist: der Bayreuther Zauber läßt sich nicht verpflanzen. Man wird den „Parsifal“ in Zukunft an großen und mittleren Bühnen als besondere Gabe darbringen, so gut man es vermag, aber immer wieder und jetzt erst recht wird es jeden locken, ihn dort zu sehen, wohin ihn sein Meister für alle Zeiten bannen wollte. Nicht allein der großen Künstler und Künstlerinnen wegen, die man dort in seltener Vereinigung versammelt sieht, sondern ob der Stimmung, die jeden befällt, der einmal auf dem grünen Hügel vor dem schlichten Theaterbau gestanden hat. Auch unter dem Publikum dort sind viele, die des Bayreuther Gedankens keinen Hauch verspürt haben. Wie sollte es anders sein? Aber sie alle sind losgelöst von den Geschäften des Alltags, nur dazu da, um dem großen Zauberer zu lauschen, und dieses Gefühl senkt dem Nüchternsten ein Stückchen Poesie ins Herz, einen Frieden, der ihm fremd bleibt an der gewohnten Stätte abendlicher Unterhaltung. P. W.



Blumenau. Von Prof. G. Daubner in Straßburg
(Für das dortige Stadttheater)

Digitized by Google

Digitized by Google

Drauf er:‚So ist dir Herrliches bewahrt —
So schau' ich vor mir Parsifal, den Recken,
Auf den in Monsalvat ein Wunder harrt,
Den sel'gen Tor zum Wissenden zu wecken'...

Was hieß das, Mutter? Ich verstand es nicht —
Ich fühle nur, wie meine Pulse brennen —
Aus Dunkel reißt es mich hinaus zum Licht,
Mit tiefer Sehnsucht, die ich nicht kann nennen ..."

Da wußte jäh die arme Königin.
Daß sie den Knaben an die Welt verloren.
Sie sprach in herben Tränen: „Ziehe hin,
Doch nur, wie dir's geziemt, im Kleid des Toren!"

So ritt Jung-Parsifal hin in die Welt!
Den königlichen Wuchs in bunten Lappen —
Im Narrenkäpplein dennoch wie ein Held,
Und Kraft und Jugend dienten ihm als Wappen.

Und zog in seiner jungen Majestät
Landauf, landein, — lebt' manch ein Abenteuer,
Und war der Männer Stolz, der Frau'n Gebet,
In Blick und Taten flammte hohes Feuer ...

Und einst, in eines Maienabends Gold,
Schauf' er ein leuchtend Schloß auf Onyx steigen —
Von allen Auen duftete es hold,
Die Himmel lagen heiligweit in Schweigen ...

Es gleißt so unerreichbar in die Luft —
Gleichwie die Sehnsucht in den Jugendträumen, —
Und eine Stimme aus der Höhe ruft:
„Erwählter, Parsifal, du darfst nicht säumen.

Die Tafelrunde harrt, — Amfortas stöhnt —
Empor! — Wohl sind zum Glücke steil die Stufen,
Doch wird die Herzenseinfalt sieggekrönt!" — —
Da splittert schon der Fels von Rosseshufen —

Er reitet stolz, — und lachend wie ein Kind
In Monsalvat ein, in die Burg der Wonnen ...
— — — — — — — — — — — — — — —
Vor allen Stolzen ward in Demut lind
Zum Hüter Grals der sel'ge Tor gewonnen ...

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Herbstspuk

Roman von Carry Brachvogel

(Fortsetzung)

Im April fuhr Christel zum Gastspiel. Es endete mit einem völligen Mißerfolg. Der Direktor zwar hätte nicht übel Lust gehabt, die Kleine zu engagieren, in der er Talent witterte, aber das Publikum und die Kritik verhielten sich so ablehnend, daß er ihr keinen Kontrakt geben konnte. Sie hatte als Luise Millerin, Hilde Wangel und als Magda in der „Heimat" gastiert, und jedesmal war der Applaus ganz schwach, die Kritik fast feindselig gewesen. Sie sprachen ihr nicht die Leidenschaftlichkeit ab, aber sie fanden, daß es eine unedle, fast abstoßende Leidenschaft sei, die jedes Adels entbehre. Und ihr Äußeres störte einer Zuhörerschaft, die an eine rührende Schönheit gewohnt war, jede Illusion. In einer Kritik hieß es: „Fräulein Morandi (so nannte sich Christel nach ihrer Mutter) scheint sowohl ihrem Talent wie ihrem Äußern nach mehr auf die Verkörperung gewisser hypermoderner, hysterischer Frauengestalten hinzuarbeiten, als auf klassische oder moderne Charaktere, die von edler Weiblichkeit erfüllt sind. Selbst die kecke Hilde Wangel wurde in ihrer Auffassung zu einem Zerrbild, wie der Magus aus dem Norden es sicher nicht gedacht hat. Wir hoffen, daß die Direktion weiter bemüht sein wird, für den bevorstehenden Verlust Ersatz zu finden, den Fräulein Morandi sicher nicht bieten kann."

Christel war niedergeschlagen, aber nicht allzusehr; es lebten in ihr ein gewisser Trotz und auch der leise Größenwahn aller angehenden Künstlerinnen. Peinlich war es ja, daß die Zeitungen so garstig über sie geschrieben hatten, aber mußte man ihnen aufs Wort glauben? Hatten sie nicht schon ganz ebenso und noch viel schlimmer über Namen geschrieben, deren Glanz heute über die Welt hinstrahlte? Nein, das wär' kein richtiges Talent, das sich vom ersten Mißerfolg gleich niederdrücken ließe; im Gegenteil, jetzt hieß es, sich erst recht zusammennehmen und sich mit Ellbogenkraft zu dem Weg hindrängen, den man als den rechten erkannt hatte. Der Oberregisseur schüttelte den Kopf über diese Kurage, die ihm mehr wie Eigensinn vorkam, wie Selbstverblendung, die er nicht begriff. Weil aber Christel nun einmal versessen schien aufs Komödiespielen und weil er auch nicht wußte, was sie sonst hätte tun sollen, zog er abermals seinen Einfluß an und bemühte sich, ein anderes Engagement für sie zu finden. So ganz leicht war das nicht, denn die schlechten Kritiken konnte man doch nicht einschicken, und auch mit den Bildern Christels war es eine besondere Sache. Glichen sie ihr, so gefielen sie den Direktoren nicht, und gaukelten sie mit Hilfe eines langgestreckten Formats und starker Retuschen eine große, bildhübsche Erscheinung vor, so war die Enttäuschung umso größer, wenn das Original zum Gastspiel eintraf. Schließlich gelang es Baumann aber doch, ihr abermals ein Gastspiel auf Engagement an einer andern Provinzbühne zu verschaffen, und, als sie auch hier durchfiel, noch ein drittes. Der Mißerfolg blieb sich überall gleich. Die ganze Christel, wie sie aussah, sprach und spielte, paßte nun einmal nicht in die Provinz, die an gewissen Vorurteilen festhielt und durchaus nicht gewillt war, ihren Geschmack einer blutigen Anfängerin zuliebe umzumodeln.

Als Christel von ihrem dritten verunglückten Gastspiel heimfuhr, begriff sie selbst nicht recht, warum sie eigentlich in einen Zug gestiegen war, der sie unaufhaltsam wieder nach Hause brachte. Es wäre doch viel gescheiter gewesen, sie hätte sich auf die Schienen gelegt. Sie saß in einem Abteil dritter Klasse, lehnte den Kopf an die harte Holzwand, schloß die Augen und dachte: ‚Wenn der Zug doch nur immer so fortrattern möchte, Tag und Nacht, daß ich gar nie mehr auszusteigen brauche . . .'

Er ratterte und ratterte, bespie seine Bahn mit Dampf und Lärm, warf wie krampf-

Digitized by Google

geschüttelt die Wagen hin und her, daß alle, die drin saßen, das Ende dieser Fahrt ersehnten. Nur Christel nicht. Sie saß immer mit geschlossenen Augen da, dämmerte vor sich hin und fuhr nur erschrocken in die Höhe, wenn der Zug auf einer Station hielt. Wieder eine halbe Stunde näher am Ziel und noch eine und noch eine... Wie schnell würde das bißchen Zeit verronnen sein, in dem sie noch ruhig, allein mit sich und ihrer Niederlage, im Abteil sitzen bleiben konnte. Noch eine Stunde höchstens, dann war's vorbei! Dann mußte sie heim, wo ihre Hausleute ihr schon am Gesicht ablesen würden, wie's gegangen war, und morgen mußte sie vor dem Oberregisseur denselben beschämenden Bericht ablegen, den er nun schon zweimal gehört hatte, und im Theater die schadenfrohen Gesichter der Kolleginnen sehen, die ihr an sich mißgönnten, daß sie über sie hinaus strebte.

Aber das Schlimmste war das alles noch lange nicht! Das Schlimmste war, daß Christel nun wieder völlig irre an sich wurde, wieder ratlos im Leben herumtappte, als wäre um sie her brauender Nebel, in dem man nicht weiß, ob man vor- oder rückwärts geht. Sie hatte gemeint, von der Bühne her sei der Ruf an sie ergangen, war der lockenden Stimme gläubig gefolgt, hatte auf sie vertraut und auf ihr Talent. Nun hatte die Stimme sie nur geäfft, und ihr Talent —? Ja, wer konnte an ein Talent glauben, das immer und überall unterlag? Was sollte sie jetzt überhaupt anfangen? Nichts blieb ihr, rein nichts. Der Oberregisseur würde und konnte ihr kein viertes Gastspiel verschaffen, jede Zukunftsaussicht war wie mit Eisenbolzen verrammelt. Zeitlebens würde sie da sitzen bleiben mit fünfzig Mark Gage, in Fretterei und Freudlosigkeit alt und grau werden, wenn sie's nicht doch am Ende machte wie die Mutter und lieber in Liederlichkeit zugrunde ging statt in Dürftigkeit! So krampfhaft hatte sie sich dagegen gewehrt, jetzt aber wollt's ihr mitunter scheinen, als lohnte der Kampf gar nicht die Mühe. Nichts, gar nichts mehr war zu erkennen von dem Weg, der für eine kurze Weile sonnbeglänzt aus dem Nebelmeer aufgetaucht war. Um sie her war alles in ein gespenstisches, rinnendes Grau gehüllt, und sie wußte nicht, wohin sie den Fuß setzte.

Sie saß jetzt vor dem Oberregisseur, wie sie früher vor dem Intendanten gesessen hatte, armselig und bedrängt von stummen Schmerz, wie eine Gestalt aus einem Milletschen Bilde. Der Oberregisseur strich ihr leise über den tiefgesenkten Kopf, redete ihr gütig zu und begriff sie doch nicht recht. Er war alt und schon von jenem Ekel erfaßt, den die meisten alten Schauspieler für das Theatergetriebe empfinden. Er verstand nicht mehr, warum sie sich abquälte und abstritt, um zu erreichen, was ihm jetzt so unwichtig, wenn nicht gar abstoßend erschien. Sie paßte doch nun einmal nicht zum Theater, nicht für die Bühne und vor allem nicht für das Getriebe und die Intrigen hinter den Kulissen. Sie war gut, sorgsam und ohne Selbstsinn, wäre als Tochter eines Bürgerhauses ein Segen und eine Freude für die ganze Familie gewesen — was sollte so ein Geschöpfchen zwischen der robusten, zielbewußten Gesellschaft, die sich um die Theaterpforten drängte, was sollte sie in einem Beruf, der vor allem Äußerlichkeit verlangte, Egoismus und rücksichtsloses Zugreifen? Das verstand sie offenbar gar nicht, denn sonst wären drei Mißerfolge nacheinander unmöglich gewesen. Wenn sie auch nur ein wenig Zeug zum Theater in sich trüge, dann hätte sie's auf irgendeine Weise fertig gebracht, das drittemal zu gefallen. Auf irgendeine Art wär's ihr gelungen... Aber sie paßte nicht dazu, die Christel, paßte wirklich nicht dazu! Er streichelte immer noch den blonden Kopf, sagte gutmütig: „Laß die Finger davon, Mädel, das ist nichts für dich!"

Sie hob ihr Gesicht; die blauen Augen standen voll Tränen, und der Mund zuckte. „Was soll ich denn sonst tun?" Trostlos klang die Frage.

Der Oberregisseur wußte nicht gleich Antwort. Er versuchte nur, sie zu trösten und sie aus ihrer verzweifelten Stimmung etwas herauszureißen. Sie fragte aber immer wieder mit eigensinniger Trostlosigkeit: „Was soll ich denn sonst tun? Sagen Sie mir doch, was ich tun soll?"

Das ging so nicht nur diesen einen Tag, sondern auch noch manch andern. Dann rückte der Oberregisseur zögernd, sehr zö-

Digitized by Google

gernd mit einem Plan heraus, den er schon seit Wochen im Kopfe trug und nach allen Seiten hin bedacht hatte. Vorsichtig, gütig sprach er zu ihr, damit seine Worte sie nicht erschrecken, ihr nicht am Ende einen jähen Bescheid abjagen sollten, der alles vereitelte, was er sorgsam bedacht hatte und sich so schön ausmalte. Er hatte ihre beiden Hände gefaßt, redete leise und zärtlich auf den blonden Mädchenkopf ein. Zuerst hob sie das Gesicht gar nicht, verstand nicht recht, wo er hinauswollte. Langsam nur begriff sie ihn, sah ihn mit grenzenlosem Staunen an, wollte den Mund öffnen zu einer Frage oder zu einer Antwort. Er aber machte eine Geste, daß sie schweigen solle. „Sag' jetzt nichts, Christel, sag' gar kein Wort! Du bist jetzt überrascht und begreifst noch nicht und sollst dir alles erst wohl überlegen!"

Sie stammelte hilflos: „Und das ... das ... das ist Ihr Ernst? Sie wollen mich heiraten?"

Ja, das wollte er. Er mochte diese Jugend mit der goldenen Stimme nicht mehr entbehren, die einen letzten Glanz auf seine späten Jahre warf. Der arme Rest von Zärtlichkeit, der seinem verknöcherten Herzen geblieben war, gehörte diesem Mädchen, das gut zu ihm war und das ihm leid tat. Wäre er kinderlos gewesen, so hätte er sie adoptiert, um sich ihre Jugend und ihr ein sorgenfreies Leben zu sichern, aber da er Söhne besaß, war die Adoption unmöglich.

„Und darum eben will ich dich heiraten! Dann bleibst du immer bei mir, solange ich lebe, pflegst mich, liest mir vor, hast mich ein bissel lieb und brauchst dich um nichts zu sorgen. Könntest ja den Jahren nach fast meine Enkelin sein, aber gerade darum mach' ich dir den Vorschlag ... Wenn du älter wärst oder ich jünger, tät' ich's vielleicht nicht, denn da wärst du am Ende um deine ganze Jugend betrogen! So aber — — mein Gott, wie lange wird's noch mit mir dauern? Hochgerechnet zehn oder zwölf Jahre! Dann bist du immer noch recht jung und kannst mit dem Geld, das ich für dich festlege, einen jungen Mann heiraten, der zu dir paßt und mit dem du recht glücklich wirst! Schau, Christel, so ist uns beiden geholfen, und darum mach' ich dir den Vorschlag, der dich jetzt vielleicht noch erschreckt oder dir komisch vorkommt! Aber er ist gar nicht so komisch, wie er ausschaut, überleg' dir's nur recht! Ich habe ja doch nichts mehr vom Leben, als das bissel Güte und Sorgfalt, das du, kleines Ding, mir gibst! Du weißt nicht, wie kalt es um einen wird, wenn man alt ist. Und meine Kinder — — Also, Christel, bedenk' es, tu aber nichts, was dir gegen den Strich läuft. Wenn du meinst, daß du dich entschließen kannst, dann sag' mir's, und wenn du's nicht kannst, dann bleiben wir deswegen doch gut Freund! Ich hätte nur gern für dich gesorgt, wie du's um mich verdienst, und das ginge eben am besten so."

Christel brauchte nicht viel Bedenkzeit. Der Oberregisseur bot ihr, der kleinen, armseligen Choristin, seinen geachteten Namen, ein stattliches Heim, wollte noch über seinen Tod hinaus gütig für sie sorgen und verlangte als Entgelt bloß das bißchen töchterliche Sorgfalt und Pflege, das sie so gerne und mühelos gab: wie hätte sie da lange bedenken und zögern können? Sie bewegte ihre Hand ein wenig zwischen den seinen, sah ihn groß und noch etwas unsicher an: „Ja ... wenn Sie wirklich meinen ... dann ..."

So wurde Christel Müller die Braut des alten Oberregisseurs.

⁂ ⁂ ⁂

Exzellenz von Plank fühlte sich als Mustergatte. Seit nahezu einem halben Jahr war die Sache mit der Ohlenschläger zu Ende, und noch immer hatte er ihr keine Nachfolgerin gegeben. Ja, er spürte im Augenblick gar kein Bedürfnis nach einer neuen Liebe, fand im Gegenteil, daß ein behagliches Familienleben ohne Heimlichkeit, ohne stille Duldermine und ohne Extravaganzen entschieden auch seine Annehmlichkeiten hätte. So wurde es ein geradezu glänzender Sommer, den man diesmal am Vierwaldstätter See verbrachte, ein Sommer voll Lachen, Eintracht und Ferienlust, den nur zeitweise Lotte, die ältere Tochter, mit ihren Bühnenzitaten und Bühnenleidenschaften störte. Wenn Plank dies Mädchen ansah, zog seine Stirne Falten, und sein Gesicht wurde ärgerlich. All die Jahre her, solange sie ein Kind oder auch ein Backfisch gewesen, konnte man über ihre Idee, Schauspielerin zu werden, wegschelten

Digitized by Google

oder weglachen; nun aber näherte sich der Augenblick, wo sie das Stift verlassen und nach Hause zurückkehren sollte, und vermutlich würde dann der Frieden, den Plank jetzt eben so angenehm empfand, auf absehbare Zeit dahin sein. Denn Lotte besaß zwar nicht die Liebenswürdigkeit, wohl aber den harten Kopf des Vaters, und es war vorauszusehen, daß sie halsstarrig bei ihrem Entschluß beharren würde. Plank aber konnte sich nun und nimmer mit dem Gedanken befreunden, daß seine Tochter auf der Bühne stehen sollte —. Kämpfe zwischen Vater und Tochter waren also unvermeidlich. Freilich hatte Plank verfügt, daß Lotte nach dem Abgang aus dem Stift noch ein bis zwei Jahre in einem Genfer Pensionat untergebracht werden sollte, aber auch ein bis zwei Jahre waren keine Ewigkeit, bedeuteten nur eine Verzögerung, nicht eine Verhinderung der Zwistigkeiten, die anheben mußten, sobald Fräulein von Plank alles Ernstes Komödiantin werden wollte. Überhaupt diese heranwachsenden Töchter! Auch die Jüngere wurde so schnell, so unheimlich schnell eine junge Dame! Der Intendant sah mit sehr gemischten Gefühlen den Tag schon vor der Türe, an dem er als Vater zwischen zwei erwachsenen Töchtern herumspazieren mußte. Es war merkwürdig, wie störend zwei heranwachsende Mädchen wirken konnten, selbst wenn man einen so tadellosen Wandel führte und ein so reines Gewissen hatte wie jetzt Exzellenz von Plank. Diese Mädchen mit ihrer beginnenden Frauenhaftigkeit störten ihn, machten ihn befangen, nahmen ihm Luft, Licht und Heiterkeit weg, ohne daß er eigentlich gewußt hätte, warum und wieso. Es waren seine Kinder, gewiß, sein eigen Fleisch und Blut, aber sie paßten doch gar nicht in das Haus hinein, das bisher nur von ihm und Agnes erfüllt gewesen. O, es waren liebe, gute Kinder, und es war auch sehr hübsch, einmal eine Stunde mit ihnen zu lesen oder zu schwatzen oder einen Ausflug mit ihnen zu unternehmen. Aber dann war's auch genug, dann sollten sie eigentlich „adieu Papa", „adieu Mama" so wie am Sonntag in der Stadt sagen und heimgehen, ins Stift oder in ihre Pension. Er stand diesen Töchtern nicht fremd, nicht kalt, aber hilflos gegenüber, betrachtete sie mit drolliger Verwunderung wie überraschenden Besuch, auf den er nicht gerechnet hatte und der nun überall ein wenig im Wege stand. Und so jung waren sie, so unberechenbar jung, daß er immer das Gefühl hatte, als ob er mit Kindern spräche oder mit jungen Hunden spielte. Fester noch als seine zurzeit makellose Treue es gefordert hätte, schloß er sich an Agnes an, an die Frau, die selber noch so jung war und die, wenn sie mit ihm die Gegengruppe zu den Töchtern bildete, auch ihm den Schimmer ihrer Jugend lieh. Diese Frau war sein, ganz sein, nach seinem Willen und Wesen geworden und gemodelt, ohne Unberechenbarkeit, ohne Pläne, die ihm nicht gefielen, ohne Zukunft, die ihm nicht gehörte. Fester als seit Jahren stützte sich Exzellenz von Plank auf seine junge Frau.

Agnes sah wohl, wie unbehaglich, ja verlegen ihr Mann der anstürmenden Jugend in seinem Haus gegenüberstand, lächelte insgeheim über seine männliche Schwäche und bemühte sich, die Töchter in einer Distanz von ihm zu halten, die zunächst große Streitigkeiten unmöglich machte. Auf die Dauer würde es freilich bei Lottes Halsstarrigkeit nicht so bleiben können, aber solange es ging, wollte sie vermittelnd zwischen dem Vater und seinen Kindern stehen. Ihre Kühle, ihre Resignation, über die Plank einst verwundert nachgedacht hatte, war in den letzten Wochen geschwunden, hatte langsam einer schüchtern-aufblühenden Hoffnung Platz gemacht. Zuerst hatte sie ja Planks Rückkehr äußerst skeptisch, nur als ein Interregnum für kurze Zeit betrachtet. Nun aber, da Woche auf Woche, Monat auf Monat verstrich, ohne daß Fräulein Ohlenschläger eine Nachfolgerin bekommen hätte, nun wurde sie wieder sicherer, froher, liebkoste wieder den Gedanken, daß der alternde Kondottiere endlich die Waffen ruhen lassen und am heimischen Herd ausruhen wollte von den zahlreichen Kampagnen seines Lebens.

Töricht kam sie sich vor, daß sie versuchte, es zu glauben; aber je mehr Zeit über die neue Treue hinging, um so weniger töricht kam sich Agnes vor. Wäre es denn wirklich so undenkbar, daß einer mit fünfundfünfzig Jahren endlich ausgetobt hätte? War es denn gar so unfaßbar, daß ein Mann, der binnen kurzem Schwieger-

Digitized by Google

vater sein konnte und obendrein eine junge Frau besaß, daß der endlich einmal aufhörte, hinter den Kulissen herumzuwildern? Nein, es war weder unmöglich noch unfaßlich, war Wirklichkeit, an die sie schon nicht mehr geglaubt hatte. Sie wußte ja ganz bestimmt, daß Plank jetzt nur ihr gehörte, wußte es nicht aus äußeren Liebesbeweisen und seinem ganzen scharmanten Wesen, sondern aus sich wußte sie's, aus der großen Ruhe, die jetzt in ihrem Innern lag, gerade so, wie sie seine Untreue spürte, selbst wenn sie sich äußerlich noch durch kein Zeichen verriet. Wie andere Leute Gewitter in den Nerven spüren, so spürte sie, wenn der Mann auf dem Weg zu einer Anderen war, spürte es an einer entsetzlichen Unruhe, an einer quälenden Angst vor Unbestimmtem, dem sie keinen Namen geben konnte und das doch immer wieder denselben Namen trug, wenn es auch immer wieder anders hieß. Seit Wochen war sie still und froh. Sie schloß sich dem Mann wieder an, wie in früheren Zeiten, und wenn je ein noch so leises Gefühl für einen andern, für ein anderes Glück sich in ihr hatte regen wollen, so verdorrte sein erster Keim in diesen Tagen, da sie den Mann ihrer Jugend wieder zu eigen hatte.

Da kam ihr einmal eine sonderbare Idee. „Weißt du, Klemens, was das Gescheiteste für Lotte wäre? Wenn wir sie recht bald verheirateten!"

„Freilich, aber glaubst du, daß solch eine Theatergretel Männer sehr anlockt? Noch dazu wird sie, glaub' ich, nicht besonders hübsch. Und außerdem, du kennst doch ihren Kopf, wenn sie sich einmal etwas vorgenommen hat..."

„Ja ja, das ist alles wahr, obwohl ich schon glaube, daß sie sehr pikant aussehen wird, wenn man sie erst ordentlich frisiert und kleidet. Die Hauptsache wäre eben, daß sie sich verliebt, daß sie einen Mann findet, der ihrer Phantasie Spielraum gibt, der vielleicht dem Theater nicht ganz fern steht, weil sie doch nun einmal aufs Theater versessen ist..."

„Vielleicht einen Tenor?" Plank lachte ironisch.

Agnes aber entgegnete ruhig, nur mit einer ganz feinen Röte im Gesicht: „Nein, aber ich habe schon an Doktor Richter gedacht! Er ist fein und jung und sieht so apart aus, daß er einem jungen Ding wohl gefallen könnte. Obendrein ist er ein Dichter, das macht doch immer Eindruck auf ein Mädchen..."

Plank war zuerst verdutzt, dann lachte er aus vollem Halse. „Auf was für Ideen ihr Frauen doch verfallt! Jetzt will sie gar ihren Frauenlob verheiraten!"

Da wurde Agnes ungeduldig, zog zwei Falten auf der Stirn und meinte ärgerlich: „Hör' doch endlich mit dem dummen Spitznamen auf! Doktor Richter ist wahrhaftig zu gut, als daß man sich über ihn lustig macht!"

Es war ihr ein sympathischer Gedanke, späterhin ihren jungen Dichter mit der Stieftochter zu verheiraten, denn Lotte gefiel ihr immer mehr, je größer sie heranwuchs, zwang ihr Achtung ab durch die Festigkeit, mit der sie an einem Zukunftsplan festhielt, den sie schon in Kindertagen ausgesonnen hatte. Weil das Mädchen ihrem Herzen nahestand, empfand Agnes auch nicht den heftigen Widerwillen gegen ihre Bühnenidee wie der Intendant, sondern war fest entschlossen, auf seiten der Stieftochter zu stehen, sobald diese Sache erst spruchreif werden würde. Später freilich würde es für alle, nicht zuletzt für Lotte selber, besser sein, wenn sie in einer richtigen Ehe ihr Glück fand statt auf den Brettern. Und darum eben dachte Agnes gern an diese Verbindung zwischen zwei Menschen, die ihr lieb waren, und an deren Glück sie selbst hätte teilnehmen können.

Dem fröhlichen Sommer folgte eine fröhliche Heimfahrt. Die Mädchen kehrten ins Stift zurück, der Intendant ging seelenvergnügt auf sein Bureau, fühlte eine große Arbeitskraft in sich und dazu einen Überschuß an Liebesfähigkeit und Treue, von dem er gar nicht wußte, wohin damit. Zu tun gab's natürlich gleich wieder in Hülle und Fülle wie immer nach den Ferien, Kulissenklatsch war dagegen gar nicht zu ihm gedrungen, weil ja in diesem Sommer die zarten Beziehungen und die Korrespondenz mit Fräulein Öhlenschläger gefehlt hatten. Über die Konstellation Christel—Baumann hatte er noch gar nichts gehört, denn der Oberregisseur war für drei Wochen mit Nachurlaub nach Karlsbad gegangen.

Freilich wußte er, daß sie hinter den

Digitized by Google

Kulissen über Baumann und seine Vorliebe für die kleine Choristin getuschelt hatten. Sogar die Ohlenschläger, die sich in ihrer Eigenschaft als Primadonna zu erhaben über das Schauspiel fühlte, um sich mit ihm zu beschäftigen, hatte eines Tages zu Plank gesagt: „Exzellenzerl, weißt schon, wer in einem fort beieinander steckt? Der alte Baumann und der Fratz, die kleine Müller."

Plank hatte damals gelächelt und entgegnet: „Tilly, deine Phantasie ist noch korrupter als du selbst!" und war auf das Thema gar nicht weiter eingegangen. Er hielt es gar nicht für nötig, Fräulein Ohlenschläger auseinanderzusetzen, daß er selbst Christel besonders an Baumann empfohlen hatte und daß es ihn freute, wenn dieser sich des Mädchens annahm. Wozu Dinge auseinandersetzen, die anständig und gut waren und darum weit über den Horizont solcher Köpfe gingen? Der Intendant sagte also nichts und vergaß auch ganz, sich bei Baumann besonders nach Christel zu erkundigen. Er hörte dann wohl von ihren vergeblichen Versuchen, ein Engagement zu finden, und es tat ihm recht leid, daß sie überall Mißerfolge davontrug. Aber da ließ sich nichts machen; das war nicht mehr seine Sache. Er und Baumann hatten das möglichste für das Mädel getan; nun mußte sie sehen, wie sie allein mit sich und ihrem Leben fertig wurde.

Als er den hochangeschwollenen Einlauf betrachtete, der während seiner Abwesenheit ins Bureau geströmt war, fiel ihm ein Schreiben Christels in die Hände, in dem sie „wegen veränderter Familienverhältnisse" um einen längeren Urlaub eingab. Der Intendant las das Schreiben, schüttelte den Kopf, las es noch einmal und rief dann sein Faktotum, den Theaterdiener Eder. „Sagen Sie, Eder, was ist denn mit der kleinen Müller los?" Der Theaterdiener grinste.

Der Intendant meinte das Grinsen zu verstehen. „Aha! Sie will einen Urlaub für längere Zeit! Also... weiß man denn, mit wem sie so 'reingefallen ist?"

Der Theaterdiener grinste noch mehr. Man sah ihm die Freude an, daß er jetzt eine Neuigkeit verkünden durfte, die wie eine Bombe einschlagen mußte. „Nein, nein, Exzellenz, das ist ganz anders. Die Müller heiratet."

„So? Na, das freut mich, daß sie wenigstens an einen anständigen Menschen gekommen ist."

Das Gesicht des Theaterdieners ging jetzt vor Vergnügen fast aus den Fugen.

„Nein, Exzellenz, das ist ganz anders. Die nimmt Urlaub, weil sie wirklich heiratet, und weil er die Sache vorläufig noch geheim halten will, ist sie bloß um Urlaub eingekommen, nicht gleich um die Entlassung. Aber das ganze Theater weiß es ja doch!"

Nun wurde der Intendant neugierig. „Also, Eder, sprechen Sie sich einmal deutlicher aus! Das wird Ihnen, wie ich Sie kenne, nicht unangenehm sein, und ich bin nun doch gespannt, was das eigentlich mit dieser geheimnisvollen Heirat der Müller ist..."

„Also haben Exzellenz noch gar nichts davon gehört?"

„Sonst würde ich Sie wahrscheinlich nicht drum fragen!"

Eder holte tief Atem, machte noch, wie's einem in Theaterdingen erfahrenen Mann zukommt, eine kleine Spannungspause und sagte nachdrücklich: „Der Herr Oberregisseur heiratet sie!"

Der Intendant sah ihn an, als hätt' er ihn nicht verstanden.

„Wer heiratet sie?"

„Nun, Euer Exzellenz, der Herr Oberregisseur! Der Herr Oberregisseur Baumann."

Der Intendant war eine Sekunde sprachlos. „Aber das ist ja nicht möglich, das ist doch ganz unmöglich..."

Eder schüttelte den Kopf. „Nein, Exzellenz wollen verzeihen, es hat schon seine Richtigkeit! Sie wollen's ja noch nicht wissen lassen, bis nach der Hochzeit, aber, wie gesagt, das ganze Theater spricht schon davon!"

Der Intendant beharrte. „Ich kann das doch nicht glauben. Man hat Ihnen einen Bären aufgebunden, Eder, oder es ist nur Klatsch! Der alte Baumann kann doch unmöglich eine solche Torheit, einen solchen Wahnsinn begehen!"

Worauf Eder nur phlegmatisch erwiderte: „Exzellenz werden ja selbst sehen!"

„Wenn er das tut, dann glaub' ich wirklich, daß er schon kindisch geworden ist..." Eder zuckte die Achseln. Der

Digitized by Google

Intendant fuhr fort: „Er ist doch mindestens um vierzig Jahre älter als sie! Und dabei ist sie nicht einmal hübsch!"

Eder zuckte wieder die Achseln. „Alter schützt vor Torheit nicht, im Gegenteil! Und über Geschmäcker läßt sich ja nicht streiten..."

„Ungemein scharfsinnig bemerkt, lieber Eder! Aber ehe ich nicht den Baumann oder die Christel gesprochen habe, glaube ich die ganze Geschichte doch nicht! Gehen Sie zum Herrn Oberregisseur —"

Eder sah die Exzellenz etwas mitleidig an und sagte belehrend: „Der ist ja noch in Urlaub! Kommt erst am zehnten zurück..."

„Ach so, das hatte ich vergessen! Ist denn die Müller gerade im Theater?"

Und Eder, der den ganzen Theaterapparat im Kopf hatte, stellte gleich fest: „Nein, Exzellenz, die hat erst nächsten Donnerstag wieder Probe!"

Das Gerücht von dieser absonderlichen Heirat beschäftigte den Intendanten über die Bureaustunden hinaus. Er erzählte Agnes davon, die nicht weniger erstaunt und ungläubig war als er und auch noch nichts davon gehört hatte.

Doch wenige Tage nach den vertraulichen Mitteilungen des Faktotums Eder sollte der Intendant den Beweis erhalten, daß Wahrheit war, was ihm bloß leeres und boshaftes Geschwätz geschienen hatte.

Die Bureaustunden des Intendanten neigten sich schon dem Ende zu, da betraten zwei junge Offiziere den Seiteneingang, von dem aus die kleine Treppe zu den Zimmern der Exzellenz führte. Der eine von ihnen trug Artillerieuniform, der andere die breiten, roten Streifen des Generalstäblers, und die Gesichter von beiden sahen ernst und auch ein wenig geringschätzig auf die kahlen Treppen, die alten, dunklen Gänge und die Menschen, die darin hin und her eilten. Hochgewachsen, breitschultrig, schritten sie würdevoll dahin, das zu Fleisch, Blut und Uniform gewordene staatserhaltende Prinzip, das sich seines Wertes doppelt bewußt wird inmitten eines Getriebes, dessen Daseinszweck Vergnügen und Spaßmacherei ist.

Sie fragten den Portier nach dem Bureau Seiner Exzellenz, überreichten Eder, der einigermaßen verblüfft war, ihre Visitenkarten, setzten sich im Wartezimmer nicht nieder, sondern warteten, auf ihre Säbel gestützt, daß sie beim Intendanten eintreten konnten. Exzellenz nahm die Karten in Empfang, setzte seinen Kneifer auf und las halblaut die Namen ab. Eder konnte es kaum erwarten, daß der Intendant die Augen hob und ihn fragend ansah. Die zwei Uniformen draußen waren ja das erregende Moment in der Ehekomödie, die seit Tagen das ganze Theater bewegte. „Die Söhne vom Herrn Oberregisseur!" bestätigte Eder wichtig, als der Intendant den Kopf zu ihm wandte und sagte: „Ja, was . . .?"

Als Plank Eders Antwort vernahm, ließ er den Kneifer von der Nase fallen und sagte zu Eder: „Es ist wohl nichts Wichtiges mehr da, und alles andere hat Zeit. Führen Sie die Herren nur gleich herein!"

Die beiden Offiziere traten ein, der Intendant erhob sich, begrüßte sie mit einer seiner unwahrscheinlichen Handbewegungen, die er immer für feierliche Anlässe bereit hielt, bot ihnen Sitze an, setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und fragte verbindlich: „Was verschafft mir die Ehre, meine Herren?"

Die Brüder sahen sich einen Augenblick an, dann ihn. Eine kleine Pause entstand. Sie zupften ein wenig an ihren weißen Handschuhen, zogen die Uniform herunter, richteten sich stramm auf, als gälte es einen Entschluß. Der Hauptmann, als der Ältere, ergriff das Wort, der Oberleutnant sekundierte durch Kopfschütteln, durch eingeworfene Bejahungen oder Verstärkungen: „Selbstverständlich..." „Exzellenz begreifen doch..." usw. usw. Man merkte ihnen an, daß sie alles, was sie vorbrachten, lange und reiflich überdacht hatten und daß sie gescheite, tüchtige Menschen waren. Verstand sprach aus ihren gewölbten Stirnen, aus ihren kalten, hellen Augen; von Güte oder Freundlichkeit stand nichts in ihren gebräunten Gesichtern zu lesen. Der Intendant hörte ihnen aufmerksam, regungslos zu. Sie kamen natürlich wegen der Heirat ihres Vaters, die sie unter keinen Umständen dulden wollten.

„Exzellenz werden das von unserem Standpunkt aus wohl begreifen . . ."

Exzellenz begriff es vollkommen. Es war in der Tat eine starke Zumutung, zwei

Digitized by Google

erwachsenen Söhnen in angesehener Stellung, die eine Zukunft vor sich hatten, eine zwanzigjährige Choristin als Stiefmutter ins Haus zu bringen. Eigentlich mehr lachhaft als unerhört, obgleich es wiederum begreiflich war, daß gerade die Söhne die Komik der ganzen Geschichte übersahen.

„Exzellenz werden begreifen, daß wir uns mit allen Kräften dagegen wehren. Wir hätten ja selbstverständlich nichts dagegen gehabt, wenn der Vater früher wieder geheiratet hätte, eine Frau in seinen Jahren und die zu ihm paßte. Aber jetzt, mit siebenundsechzig und so ein Mädel... nein, Exzellenz, wir können das unter keiner Bedingung leiden."

Exzellenz fragte, ob die Herren denn schon versucht hätten, den Vater in Güte und Freundschaft von seinem Vorhaben abzubringen. Sie nickten ernsthaft. Natürlich hatten sie's versucht, aber alles war vergebens gewesen. Ihre Bitten ließen ihn ebenso kalt wie die Drohung, daß sie das Haus nicht mehr betreten würden, sobald diese Stiefmutter eingezogen war. Er war einfach verrannt in das Mädel und ließ nicht mehr von ihr ab. Der Hauptmann sagte: „Sie hat ihn rein verhext. Das ist eine infame Intrigantin, eine Ausbeuterin gefährlichster Art, die's natürlich nur darauf anlegt, den Vater ganz in ihre Hände zu kriegen und dann schamlos Geld aus ihm herauszupressen. Wir sind gewiß nicht auf Geld versessen und freuen uns, wenn der Vater sich sein Leben so behaglich wie möglich einrichtet, aber dies Frauenzimmer im Haus dulden wir nicht! Und darum eben haben wir uns erlaubt, zu Exzellenz zu kommen."

Exzellenz wußte die Auszeichnung zu schätzen, nicht aber, wie er sie verdienen sollte. So begreiflich er den Standpunkt der Söhne fand, hielt er doch kein Mittel in der Hand, um ihnen zu helfen. Schließlich konnte er seinem Oberregisseur nicht verbieten, zu heiraten, wen er wollte.

„Gewiß, Exzellenz, verbieten können Exzellenz nichts, aber wenn Sie ihm zureden wollten... Auf uns hört er ja gar nicht mehr. Und auf unsere Briefe, die wir nach Karlsbad schickten, antwortet er nicht. Aber wenn Exzellenz ihm schrieben, oder, noch besser, bei seiner Rückkehr mit ihm sprechen wollten? Er schwört ja nicht höher als bei Exzellenz... Und er will doch schon in vierzehn Tagen oder drei Wochen heiraten! Unglaublich!" Der Hauptmann stieß im Unmut mit dem Säbel auf den Boden, seine Stirne färbte sich rot vor Zorn. Gleich aber zwang er sich wieder zu Beherrschung, sagte verbindlich: „Pardon, Exzellenz," erwartete mit gespanntem Gesicht die Antwort des Intendanten.

Plank versicherte, daß er sein möglichstes tun wollte, um den drohenden Familienkonflikt beizulegen. „Aber eine Garantie kann ich natürlich nicht übernehmen, meine Herren! Ja, ich muß Ihnen sogar sagen, daß ich nur sehr geringe Hoffnungen auf meine Vermittlung setze."

Eine kleine Pause. Der Hauptmann wechselte mit dem Oberleutnant einen fragenden und einen bejahenden Blick und meinte ruhig: „Wir würden es aufrichtig bedauern, wenn der Vater auch auf Exzellenz nicht hörte. Wir werden aber in diesem Fall auch vor dem Äußersten nicht zurückschrecken. Wir werden dann eben einen Psychiater zu Rate ziehen und den Vater eventuell in ein Sanatorium bringen lassen!"

Es klang sachlich und bestimmt, wie ein militärischer Rapport. Der Intendant sah die klugen, kühlen Gesichter der beiden an und dachte: ‚Das Herz ist offenbar nicht ihre starke Seite, aber schließlich ist's ja auch wirklich ein starkes Stück, das ihnen der Alte da zumutet...'

Der Hauptmann setzte noch hinzu: „Unser Hausarzt sagt ohnehin, es sei wohl eine Alterspsychose, eine fixe Idee, wie sie alte Leute fassen, durch Monate festhalten und dann wieder ebenso plötzlich verlassen. Und gerade darum dürfen wir nicht dulden, daß der Vater jetzt etwas unternimmt, was ihn selbst wahrscheinlich in einem Jahr reut."

Der Intendant nickte. Er begriff alles, glaubte den Söhnen alles, hatte aber doch, als sie gegangen waren, die Empfindung, daß er eine Aufgabe übernommen hatte, die er nicht lösen konnte.

Am nächsten Tag schon ließ er den heimgekehrten Oberregisseur zu sich rufen. Er sah ihn scharf an und fand, daß der alte Herr müder und grauer aussähe, als vor den Ferien. Karlsbad hatte ihn offenbar angegriffen. Er ließ den Kopf weiter vor-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

hängen als sonst, und es kam dem Intendanten vor, als hätte er eine Art, unter gesenkten Lidern tückisch vorzublinzeln, die er ehedem nie bemerkt hatte. Sie sprachen zuerst über Gleichgültiges; Baumann war redselig, heiter, schien innerlich verjüngt, wie er äußerlich gealtert war. Langsam, vorsichtig kam der Intendant zu dem Kernpunkt der Unterredung.

„Lieber Baumann, verzeihen Sie mir als altem Freund eine Frage, die mich lebhaft beschäftigt. Wenn sie Ihnen unangenehm ist, sagen Sie mir ganz offen: ‚Exzellenz, das geht Sie nichts an!'" —

Baumann schüttelte den Kopf, blinzelte unter den gesenkten Lidern vor den Intendanten an. „Fragen Sie nur, Exzellenz, ich stehe Ihnen gern Rede und Antwort!"

„Baumann, muß ich erst fragen?"

Da hob der Oberregisseur den Kopf, sah mit seinen verblichenen Augen den Intendanten fest, fast herausfordernd an. „Nein, Exzellenz, ich sage es Ihnen gleich, ehe Sie noch zu fragen brauchen. Ich verheirate mich mit der Christel."

Der Intendant begann seine Beredsamkeit zu entrollen. Er stellte dem Oberregisseur alles vor, was sich gegen diese Heirat einwenden ließ: den gewaltigen Altersunterschied, den Abstand in der sozialen Stellung, alle Möglichkeiten, die einen Mann bedrohen, der eine um mehr als vierzig Jahre jüngere Frau nimmt. Der Oberregisseur ließ die Worte an seinem Ohr vorüberziehen, ohne sie aufzunehmen. Er gab keine direkte Antwort, ließ sich auf keine Erörterung ein, wiederholte nur immer: „Ich werde sie heiraten, denn sie ist so ein gutes Kind!" Allmählig wurde der Intendant innerlich ungeduldig wie damals bei dem kleinen Diner und sagte sich, daß der Oberregisseur doch wohl wirklich kindisch geworden wäre. Nur einmal, als der Plank ihm vorstellte, wie er sich mit dieser Heirat der Lächerlichkeit preisgäbe, holte Baumann zu einem längeren Satze aus: „Exzellenz, wenn man so alt ist wie ich, da fragt man nicht mehr soviel nach der Lächerlichkeit! Und Heirat, mein Gott, das ist doch nur eine Form, damit ich das Kind immer bei mir habe. Wenn ich sie nicht heirate, nimmt man sie mir eines Tages weg. Und ich will sie um mich haben, will von ihr gepflegt werden und sie neben mir haben, daß sie mir vorliest. Sie ist ja so ein gutes Kind! Und wenn ich sterbe, dann soll sie mir die Augen zudrücken."

„Baumann, das ist ja alles Theater und, verzeihen Sie, schlechtes Theater! Denken Sie doch an die Wirklichkeit, an Ihre Söhne!"

Bei der Erwähnung der Söhne wandelte sich die gedrückte Greisenhaftigkeit des Oberregisseurs in jähen Zorn. Sein graues Gesicht fleckte sich rot, seine verblichenen Augen funkelten, und in seiner Stimme klang ein Ton von Haß, der dem Intendanten unverständlich, ja krankhaft erschien. „Meine Söhne! Aha, haben sich die Herren hinter Exzellenz gesteckt, damit Exzellenz mich ins Gebet nehmen sollen? Haben die Herren Angst, daß ihnen etwas von der Erbschaft entgeht? Bilden sich die Herren ein, daß ich mir von ihnen verbieten oder befehlen lasse, was ich tun soll? Nein, so weit sind wir noch nicht. Mit Verlaub zu sagen, Exzellenz, auf meine Söhne pfeif' ich! Ich habe gearbeitet und gespart für sie, und wenn ich heut die Augen zumache, dann können sie mit dem, was da ist, wohl zufrieden sein. Aber mein letztes Glück, das lass' ich mir nicht von ihnen nehmen! Und wenn sie nicht Ruhe geben und mir Klötze in den Weg werfen, dann setz' ich sie aufs Pflichtteil und vermache mein Vermögen der Stadt! Aufs Pflichtteil setz' ich sie, Exzellenz, das können Sie ihnen sagen!"

Der Intendant sah, daß es zwecklos war, weiter zu verhandeln. Der alte Mann war offenbar in diesem Punkt nicht mehr ganz zurechnungsfähig. Plank überlegte, ob ihm noch irgend etwas zu tun bliebe, um diese unmögliche Heirat zu verhindern. Es fiel ihm ein, daß er als letztes versuchen könne, auf Christel einzuwirken. Viel Erfolg versprach er sich freilich nicht davon, aber versuchen wollte er es immerhin. Er war auch neugierig geworden, diese Helena wiederzusehen, um die der Streit der Männer tobte, als wäre sie wirklich ein Wunder an Schönheit und Verschlagenheit. Er ließ ihr durch den Theaterdiener sagen, daß sie sich am kommenden Morgen auf dem Intendanzbureau einfinden möchte.

Als sie eintrat, schrieb er gerade die letzten Zeilen eines Briefkonzepts. Er sah

Digitized by Google

sie also gar nicht an, sondern sagte nur: „Einen Augenblick, setz' dich einstweilen, ich bin gleich fertig!"

Da saß sie auf demselben Stuhl, ihm gegenüber wie vor Monaten, als er zum erstenmal mit ihr über ihre Zukunft gesprochen hatte. Wie er dann zu Ende war und den Kopf hob, blieb er ein paar Sekunden lang überrascht. Alle Wetter, das Mädel hatte sich verändert! Schön war sie ja noch immer nicht, und er begriff nicht recht, was den Oberregisseur so mächtig an sie fesselte, aber die Christel von früher, die dürftig und bedrückt einer Milletschen Gestalt geglichen hatte, die war nicht wieder zu erkennen. Es kam ihm vor, als sei sie noch ein Stück gewachsen, jedenfalls wirkte sie heute nicht mehr klein und mager, sondern gertenhaft schlank. Das einst mißfarbene Haar flimmerte in prachtvollem Gold, über der farblosen Haut lag ein süßduftender Hauch von Puder, und die blauen Augen, die immer das Schönste an ihr gewesen waren, leuchteten tiefer aus der feinen Umzirkung, die sie mit dem Schwarzstift um die Lider gezogen hatte. Sie trug ein ganz einfaches, aber vorzüglich gearbeitetes dunkelgrünes Tuchkleid, einen großen, schwarzen Hut und eine duftige, weiße Tüllkrawatte; Handschuhe, Schuhe, Schirm — alles an ihr war heute tadellos, und die ganze kleine Person schien eher wie eine mondäne Federzeichnung denn ein Modell für einen Maler der Armen und Beladenen. Und noch etwas anderes war's, was dem Intendanten gleich auffiel, etwas, was mit ihrer Toilette und ihrem guten Haarfärbemittel nicht zusammenhing: wie sie ihm gegenüber dasaß, äußerlich sehr bescheiden und wartend, daß er das Wort an sie richte, fühlte sie sich doch ganz sicher in einer unangreifbaren, uneinnehmbaren Stellung. Der Intendant, mit dem sieghaft ausgezogenen Schnurrbart, der ihr sonst so sehr imponiert hatte, war schon eigentlich nicht mehr ihr Vorgesetzter, und wenn er ihr ein Wort sagte, das ihr nicht gefiel, so konnte sie aufstehen und zum Zimmer hinausrauschen wie irgendeine Dame. Sie saß ganz bescheiden da und wartete, aber der Intendant spürte gleich in ihr etwas, was ihn herausforderte und reizte. Er sagte: „Ja Christel, was hör' ich denn von dir? Oder muß ich jetzt eigentlich ‚Fräulein' und ‚Sie' sagen?"

„Bitte Exzellenz, halten Sie das ganz, wie Sie wollen."

Er ärgerte sich, daß sie nicht rot wurde, nicht verwirrt und ergeben darauf beharrte, daß er immer noch „du" zu ihr sagen sollte.

„Also dann erlaube, daß ich dich noch für eine halbe Stunde duze. Ich bin's nun einmal gewöhnt, und es redet sich auch leichter so! Später dann . . . nun, das wird sich finden . . ." Sie neigte zustimmend den Kopf. „Du bist also Braut?"

„Ja, Exzellenz, der Herr Oberregisseur . . ."

„Aber du weißt doch, daß zur Heirat einer Schauspielerin meine Einwilligung hätte eingeholt werden müssen!"

„Ich bleibe ja nicht bei der Bühne, und der Herr Oberregisseur wollte nicht, daß früher davon geredet wird, als unbedingt nötig ist."

„Nun ja, das ist ja auch eine bloße Formsache! Die Hauptsache . . . ja Christel, was fällt dir denn eigentlich mit dieser Heirat ein? Ein junges Ding wie du und der Oberregisseur, der um vierzig Jahre älter ist!"

„Mir ist er jung genug!"

Das war eine Antwort, auf die sich nicht viel sagen ließ. Der Intendant besann sich ein wenig. „Nun ja, natürlich, das ist deine Privatsache. Aber hast du dir denn schon überlegt, in welche Familienverhältnisse du da hineinkommst? Da sind doch zwei erwachsene Söhne da, die viel älter sind als du. Wie stellst du dir denn dein Verhältnis als Stiefmutter vor?"

„Darüber habe ich nicht nachgedacht, das ist mir auch gleich! Es sind ja die Söhne vom Herrn Oberregisseur, also muß schon er an sie denken und für sie sorgen, nicht ich!"

Das war so klipp und klar geredet, wie er es dem einst so schüchternen, verwirrten Mädchen nicht zugetraut hätte.

„Ja aber . . . weißt du denn, Christel, daß du auf diese Weise den größten Unfrieden in die Familie hineinträgst? Die Söhne sind ernst und pflichttreu, die lassen nicht mit sich spaßen!"

Ihre Augen funkelten. „Ja, pflichttreu sind sie, pflichttreu und immer wieder pflichttreu! Sie haben es ihrem Vater

Digitized by Google

schon so oft erzählt, daß einem schlecht wird, wenn man das Wort nur hört. Pflichttreu sind sie, aber nicht einen Funken Liebe haben sie für den alten Mann." Ihre Stimme schwirrte wieder wie eine goldene Saite. Der Intendant dachte, daß der alte Mann sehr glücklich wäre, von dem sie mit Zärtlichkeit sprach.

„Ja, das kann wohl sein, aber jedenfalls lassen sie nicht mit sich spaßen! Ich sag' dir's offen, sie waren gestern bei mir und haben mich gebeten, in der Sache zu intervenieren, und sie werden auch vor dem Äußersten nicht zurücktreten, wenn ihr Vater nicht nachgibt . . ."

Jetzt war sie wieder ganz ruhig. „Das kann der Herr Oberregisseur halten wie er will. Ich hab' mich ihm nicht aufgedrängt; er will mich heiraten."

„Aber du doch auch ihn! Christel, was fällt dir denn ein, dich an diese Mumie zu hängen!" Sie entgegnete nichts. Er drang weiter in sie, bis sie sagte: „Weil ich dann weiß, wo ich hingehöre!"

„Aber das ist ja lächerlich, du weißt doch jetzt auch, wo du hingehörst oder wo du hingehören kannst! Du bist jung und hast eine Zukunft vor dir —"

Sie schüttelte langsam den Kopf. Die Sicherheit, die bis jetzt um sie gewesen, glitt langsam von ihr ab. Die alte Hilflosigkeit trat wieder in ihr Gesicht und ein bitterer Zug um ihren Mund. „Nein, Exzellenz, ich hab' keine Zukunft! Oder wenigstens keine Zukunft, die sehr schön aussieht. Voriges Jahr, ja, da habe ich gemeint, es könnte etwas aus mir werden . . . Aber — — es ist nichts mit mir! Wenn ich nicht nehme, was sich mir jetzt bietet, dann sitz' ich bis an mein Lebensende mit einer Hungergage am Theater herum, hier oder wo anders, das bleibt sich ganz gleich. Oder — — nein, Exzellenz, für mich ist es schon das beste, ich heirate den Herrn Oberregisseur."

„Aber, Mädel, das ist ja Wahnsinn! Weil etliche Kaffern in der Provinz nicht applaudiert haben, brauchst du doch nicht alle Hoffnung aufzugeben, und auch sonst . . . ein hübsches Mädel hat doch immer alle möglichen Chancen auf der Welt."

Sie zuckte die Achseln, blieb ein Weilchen stumm, dann: „Warum soll ich ihn denn nicht heiraten? Es heiraten doch so viele, um versorgt zu sein, warum soll gerade ich es nicht tun?"

„Weil es lächerlich, nein, weil diese Heirat abscheulich ist! Du bist doch kein Kind, du weißt doch, was das heißt. Schau' dir doch den Mann an und denk' dir, wie er ohne seine Perücke ausschaut und ohne sein Gebiß, das so schon immer klappert, als wär' er der leibhaftige Tod!"

Unwillkürlich lachte sie ein wenig. „Ach, Exzellenz, das stört mich nicht so sehr, das ist nicht die Hauptsache . . ."

„Natürlich nicht . . . aber . . . Christel, schäm' dich, ein gesundes Mädel wie du und so ein verdorrter, eiskalter Greis!"

„Mir ist er recht, wie er ist!"

Der Intendant sah sie scharf an. „So! Du denkst wahrscheinlich, je älter einer ist, um so leichter kann man ihn betrügen!"

„Nein, das glaube ich nicht! Ich glaube nicht, daß ich gegen den Herrn Oberregisseur je undankbar sein könnte. Ich weiß es nicht, aber ich glaube es wirklich nicht!"

Der Intendant blieb stumm. Es wunderte ihn, daß sie sagte: „Ich glaube nicht . . ." Er war so etwas nicht gewöhnt. Hier in diesem Bureau und auch an verschwiegeneren Orten hörte er immer nur eine Sprache, die mit Superlativen und Ewigkeiten arbeitete. Jede seiner Geliebten hatte ihm noch geschworen, daß sie eher sterben würde als ihn betrügen, und er . . . nun, er hatte ungefähr ebenso geantwortet. Diese Kleine hier aber sagte nur vorsichtig, als hätte ein Wort wirklich mehr Wert als eben ein Wort: ‚Ich glaube nicht, daß ich das je tun könnte . . .' Drollig, beinahe rührend klang es, aber gleich regten sich in ihm wieder Zweifel. War das Wesen dieses Mädchens wirklich höchste Wahrhaftigkeit oder war es höchste Verstellung?

Er redete noch lange auf sie ein, versuchte, ihr das Abschreckende, das Unmögliche dieser Heirat in grellen Farben zu schildern, betonte immer wieder nachdrücklich, wie unrecht es von ihr sei, durch ihre Person Zwietracht zwischen Vater und Söhne zu streuen, mahnte immer wieder, daß ihre Jugend ja doch noch tausend Aussichten auf eine helle Zukunft habe: sie blieb aber verschanzt in ihrer unangreifbaren Stellung, wenngleich der Ausdruck ihres Gesichts zweifelnder und fragender wurde.

Digitized by Google

Er sah es und meinte nun, mit einem Gewaltwort seinen Willen durchsetzen zu können: „Das kannst du mir glauben, ohne die größten Schwierigkeiten und ohne Aufsehen bringt ihr die Sache nicht durch! Die Söhne sind über eine Stunde hier gewesen, und ich kann dir nur wiederholen, daß sie zu allem entschlossen sind, zu allem! Natürlich kümmert sich das Theater nicht um eure Privatangelegenheiten, aber wenn es irgendwie zu einem wirklichen Skandal kommt, dann sehen wir uns wahrscheinlich gezwungen, auf den Herrn Oberregisseur zu verzichten; dann hättest du einen alten Mann geheiratet und könntest dich vielleicht auch noch mit ihm in kleine Verhältnisse schicken müssen."

Da wurde ihr Gesicht wieder kalt und sogar ein wenig hochnäsig. „Der Herr Oberregisseur hat einen lebenslänglichen Kontrakt und kann also nur mit vollem Gehalt pensioniert werden."

Der Intendant schwieg, denn sie hatte recht. In ihm bohrte jetzt ein kleiner Wurm, der vorhin noch nicht da war: Ärger, daß er auf so zähen Widerstand stieß, daß die Hände eines Greises etwas so fest halten konnten wie sonst nur ein junger Held. Er betrachtete Christel mit andern Augen als noch vor einer Stunde. Sie schien ihm plötzlich reizvoll, weil eines andern Mannes Wunsch sie so fest umwob, weil sie einem andern Mann so fest verwoben schien.

Er redete ihr aufs neue zu, aber nicht mehr belehrend-väterlich, nicht mehr mit versteckter Drohung, sondern bedauernd, lockend, beinahe zärtlich.

„Ich begreife nicht, daß du wegen dem bissel Unglück in der Provinz gleich die Flinte ins Korn geworfen hast! Wer weiß, was daran schuld war, vielleicht du selbst am allerwenigsten. Es war vielleicht gar nicht richtig, daß du bei Baumann gelernt hast, schließlich ist er doch noch von der alten Schule, und das verträgt man heute nicht mehr . . . Sei gescheit, Christel, gib die dumme Heirat auf, von der du später doch nur Verdruß hast, und laß' mich weiter für dich sorgen. Ich gebe dich zu einem andern Lehrer, zu einem jungen, der dir moderne Sachen beibringt und gute Verbindungen hat. Wirst sehen, daß du dann übers Jahr in ein gutes Engagement kommst!"

Sie sah vor sich nieder auf den Boden, bewegte mit leiser Verneinung den Kopf. Ihre goldene Stimme klang müde und unsicher. „Ich heirate den Herrn Oberregisseur. Alles was Eure Exzellenz da sagen, ist recht schön, aber wer garantiert mir denn, daß es eintrifft? Ich habe jetzt schon dreimal Pech mit dem Gastspiel gehabt, warum soll's beim vierten Male plötzlich anders gehen? Wenn ich den Herrn Oberregisseur heirate, bin ich geborgen; wenn ich das Glück, das sich mir da bietet, fahren lasse: kein Mensch gibt was dafür!"

„Weißt du das so gewiß?"

Er sprach es langsam und schwer. Sie hob den Kopf, starrte ihn an. Unter dem duftigen Puderhauch erblaßte ihr Gesicht in tödlichem Schreck, nicht über sein Begehr, sondern über die alte Wirrnis, die wieder aus der eigenen Brust aufstieg und sie umfing, daß sie nicht mehr aus noch ein wußte. In der lockenden Begehrlichkeit dieses Mannes klang wieder der Ton, den sie schon so oft von fern, von ganz fern gehört hatte, der sie rief, dem sie folgen wollte und der dann immer wieder entschwand. Seit sie sich dem Oberregisseur versprochen hatte, war ihr das Leben so einfach erschienen; klar lag der Weg vorgezeichnet, den sie beschreiten sollte. Nun aber wollte wieder das Chaos hereintreten, die Nebel brauten um sie her, verhüllten den schon gewohnten, entschleierten jäh einen neuen Pfad, senkten sich alsbald auch wieder über ihn, verwirrten mit gespenstischem Wolkenspiel die arme Seele, daß sie nicht mehr rechts noch links zu schauen wagte, weil überall Irrtum zu warten schien. Da sie stumm blieb, streckte der Intendant die Hände aus, sagte noch einmal, flüsternder, bedeutungsvoller als vorhin: „Weißt du das so gewiß?"

Sie war wie gelähmt. Seit ihren Kindertagen war sie's gewohnt, den Intendanten als den Herrn anzusehen, den Befehlshaber, dem man gehorchen mußte und nichts weigern durfte. Das saß ihr so fest im Blut, daß sie nur vorhin, gestützt auf Baumanns Willen und Entschluß, die Kraft zum Widerstand gefunden hatte und auch, weil es um das ging, was sie noch vor einer Stunde als ihre einzige Glücksmöglichkeit betrachtete. Nun aber klang aus den Worten dieses Mannes die ferne Stimme, und

Digitized by Google

der Mann, aus dem sie sprach, war eben der Intendant.

Sie stand auf, wollte gehen, machte ein paar unsichere Schritte, war aber unfähig, die Türe zu erreichen, denn alles drehte sich um sie im Kreise und es wurde ihr schwarz vor den Augen. Sie tastete nach einer Stütze, lehnte mit geschlossenen Augen an der Wand.

Er kam ihr nicht zu Hilfe, blieb an seinem Schreibtisch sitzen und streckte ihr nur die Hände entgegen, die leise zitterten. Seine Stimme war nur mehr ein schwüler Hauch: „Christel, o du dummes Mädel!"

Wie er ihren Namen sprach, öffnete sie die Augen, sah wieder klar, wenn auch noch abwesend von sich fort zu ihm. Zögernd doch unaufhaltsam, wie gebannt von seinem Willen, ging sie zu ihm hin, legte ihre Hände in die seinen — —

⊠ ⊠ ⊠

Exzellenz von Plank dachte sich meist sehr wenig, wenn er mit seinen Theaterdamen zarte Beziehungen anknüpfte, und bei Christel hatte er sich gar nichts gedacht. Das war ganz plötzlich über ihn gekommen, bloß weil er seit dem Bruch mit der Öhlenschläger einen Überschuß an Liebesfähigkeit und Treue mit sich herumtrug und weil es ihn im Augenblick geärgert hatte, daß ein anderer, noch dazu ein sehr alter Mann ein Mädchen festhalten sollte. Es war nur wie ein kleines, keckes Spiel gewesen, die böse Lust, die jeden Mann einmal anfällt, dem andern eine Beute abzujagen. Er hatte sich wirklich nichts weiter gedacht, hatte vor allem nicht geglaubt, daß die kleine, blasse Liebesgeschichte (wenn man sie überhaupt so nennen konnte) länger als etliche Tage oder höchstens etliche Wochen dauern würde. Das war ihm ganz recht, denn er legte keinen Wert auf langdauernde Liaisons. Aber die neue Beziehung, die er da angeknüpft hatte, war in ihrer Art so reizvoll, so ganz anders als alle früheren, daß er zunächst sehr gut gelaunt war und sich beinahe schelten wollte, daß er Eskapaden dieser Art nicht schon früher unternommen hatte. Schon in Äußerlichkeiten war dies Verhältnis sehr verschieden von den Beziehungen, die er zum Beispiel mit der Öhlenschläger oder mit anderen Primadonnen unterhalten hatte. Die Primadonna war eben immer und in allem die Diva gewesen, die bevorzugte Frau, der die Gunst des Intendanten nicht wie Gunst vorkam, sondern wie ein altverbrieftes Recht, das ihr und ihrer Kaste gehörte. Fräulein Öhlenschläger hatte kein Geheimnis aus der Neigung des Intendanten gemacht, und darum hatte auch er keines zu machen brauchen, hatte sich's nur verbeten, daß sie ihn im Bureau, wo er an jeder Türe Lauscher vermutete, duzte, oder ihn vor Zeugen Exzellenzerl nannte. Weitere Beschränkungen waren nicht nötig gewesen. Ihr Stubenmädchen wußte ebenso genau Bescheid wie das ganze Theater, und ihre hübsche Wohnung stand immer zum Empfang bereit. Bei Christel war das ganz anders. Weniger um ihretwillen als um seinetwillen mußte hier ein Geheimnis gewahrt oder wenigstens zu wahren versucht werden. Es ging doch nicht an, daß der Intendant Beziehungen zu einer kleinen Schauspielerin, ach was, zu einer Choristin so offen zur Schau trug, als wäre sie eine große Künstlerin, der auch die Gesellschaft das Ungewöhnliche lächelnd verzeiht. Er mußte es also vermeiden, Christel im Theater zu treffen oder zu sprechen, konnte auch unmöglich in die obskure Wohnung gehen, die sie noch immer bewohnte, durfte überhaupt nicht riskieren, sich irgendwo in der Öffentlichkeit mit ihr zu zeigen, wär's auch nur für einen Augenblick gewesen. Das war nicht sehr bequem, zwang ihn zu Schlichen, zu Spitzfindigkeiten, zu Ausflüchten und verschleierten Wegen, von denen er seit langem nichts mehr gewußt hatte. Aber die Neuheit der Situation gefiel ihm, und er kam sich mitunter vor wie ein Primaner, der heimlich seine ersten Ausflüge auf den Tanzboden unternimmt. Seine Eitelkeit kam freilich nicht auf ihre Rechnung; das sieghafte Gefühl des Besitzes, das ihn heiß umfangen hatte, wenn das Publikum der Öhlenschläger zujubelte, fehlte jetzt, aber er vermißte es kaum. Schließlich hatten diese gefeierten Damen auch ihre sehr unangenehmen Seiten, plagten einen mit Launen, Selbstvergötterung und endlosen Ansprüchen! Das kleine Mädel, zu dem er sich jetzt herabließ, wußte davon nichts. Sie war immer gleich lieb, gehorsam, ehrerbietig, und manchesmal fiel ihm ein, daß Baumann wohl mit Recht von ihr gesagt hatte: „Sie ist ein so gutes Kind!"

Digitized by Google

Der Bruch mit Baumann hatte sich schneller und glatter vollzogen, als irgendwer, insbesondere die tüchtigen Söhne, hätte vermuten können. Als Christel nach jener entscheidenden Unterredung vom Intendanten weggegangen war, hatte sie sofort einen Brief an den Oberregisseur geschrieben, in dem sie für alles Gute dankte, das er ihr erwiesen hatte und noch erweisen wollte: „aber aus der Heirat kann nichts werden, so leid es mir auch tut. Ich habe mir's nochmals reiflich überlegt; es wäre für uns beide kein Glück. Ich kann nicht anders, ich muß tun, was ich getan habe, und wenn es mich später reut, dann muß ich's eben tragen. Fragen Sie nicht weiter und glauben Sie nicht, daß ich undankbar bin, aber es muß schon alles sein, wie es ist. In steter Dankbarkeit Ihre Christel."

Ob der Oberregisseur ahnte, wer und was hinter diesem Brief stand, oder ob nur all die Aufregungen der letzten Zeit sein Nervensystem völlig erschüttert hatten, wußten weder die Söhne noch der Hausarzt, den sie schleunigst holen ließen, als der Vater den Absagebrief erhielt. Wie immer es sein mochte, jedenfalls befand sich Baumann nunmehr in einer derartigen Depression, daß der Arzt dringend riet, ihn für einige Wochen, wenn nicht für Monate in ein möglichst entferntes Sanatorium zu überführen, wo er losgelöst war von allem, was ihn bis jetzt beschäftigte, und wo in einer neuen Umgebung seine zerrütteten Nerven und sein schwankend gewordener Geist wieder gesunden konnten.

Christel weinte über das Schicksal des alten Mannes und schämte sich auch vor dem Intendanten ihrer roten Augen nicht. Der lächelte zuerst über sie, war dann gerührt von ihrem guten Herzen, wurde aber schließlich ärgerlich, weil sie nach seiner Auffassung der ganzen Geschichte zuviel Wert beimaß.

„Setz' dir doch keine Grillen in den Kopf! Du siehst ja deutlich, daß Baumann schon die ganze Zeit über nicht mehr ganz richtig war. Es ist schon so, wie seine Söhne sagten: eine Alterspsychose. Einige Wochen Sanatorium werden ihm sehr gut tun, und wenn er in einem viertel oder einem halben Jahr heimkommt, dann weiß er vielleicht von der ganzen dummen Geschichte selber nichts rechtes mehr."

Sie sagte nichts, er merkte aber, daß sie mit ihren Gedanken immer noch der Katastrophe im Hause Baumann nachhing; da verließ er sie früher als sonst und fand im stillen, daß sie wirklich ein albernes Frauenzimmer sei. Doch wie er sie auch schalt: er mußte ihr und ihrer Art nachsinnen, die er nicht ganz verstand. Nicht nur heute, mit ihren verweinten Augen, sondern auch bei andern, scheinbar gleichgültigen Gelegenheiten hatte sie ihm unversehens offenbart, daß sie ihm nicht restlos gehörte, daß in ihr Vorstellungen, Gedanken, Empfindungen waren, die sie ihm nicht preisgab. Das verdroß ihn zwar im ersten Augenblick, aber wenn dieser erste Augenblick vorüber war, reizte ihn dies Mädchen doppelt, das noch nicht ganz sein eigen war, in dessen Seele noch ein Stück unerforschtes, verschlossenes Land blieb, voll seltsamer Wunder. Der Intendant war ja in gewissem Sinn immerfort ein Idealist: nie liebte er in einer Frau nur die Frau, sondern stets, und mehr vielleicht noch als die sinnfällige Erscheinung, die Illusion, die ihm die Geliebte gab, das Besondere, das vielleicht aus ihr kam, vielleicht aber auch nur von ihm um sie her gedichtet wurde. Bei seinen Primadonnen hatte er sich fast nie in das schöne Gesicht verliebt, aber jedesmal in die Stimme, in die Leidenschaftlichkeit, mit der sie Fidelio oder Isolde darstellten, die ganze gesteigerte Atmosphäre, die Rolle und Künstlerin zu einem Doppelwesen umschuf. Bei Christel konnte von derlei nicht die Rede sein, sie war weder die Trägerin noch die Vermittlerin einer Illusion, aber es schien ihm, als stellte sie selbst, sie aus sich etwas vor, was nichts mit ihrer Existenz als kleiner Choristin zu tun hatte und für das er keinen rechten Namen fand. Zuweilen erinnerte sie ihn ganz flüchtig an seine Frau, nicht an die Agnes von heute, vielmehr an die junge Agnes, die er vor zwölf oder fünfzehn Jahren gelehrt hatte, was Leben und Liebe sei. Wenn er näher zusah, stimmte der Vergleich aber nicht. Agnes war unerfahren und erschrocken gewesen, Christel aber war erfahren und bewußtscheu. Vielleicht war in ihrem jungen Leben schon zuviel Dunkles, vielleicht zuviel Häßliches über sie hingegangen, als daß sie ihre Seele unbefangen einem ge-

Digitized by Google

liebten Mann erschließen konnte — aber wie immer es sein mochte, er fühlte, daß sie etwas von sich zurückbehielt, und er hätte zu gerne gewußt, ob es das Beste oder das Schlechteste war. Wie Baumann entzückte auch ihn das Tastende, Haltlose ihres Wesens, das so bereit schien zu gehorchen, weil es so unsicher war über das eigene Ziel. Und wenn Baumann gemeint hatte, daß diese Sucherin zum Frieden käme, sobald er sie als die Pflegerin seines Alters in sein reiches Haus führte, so meinte der Intendant, daß die Unklarheit ihres Wollens sich klären würde, sobald das Mädchen erst erkannte, daß sie eigentlich immerfort nur die Liebe gesucht hätte und in der Liebe natürlich ihn. Er strich zuversichtlich den sieghaften Schnurrbart. O, jetzt war sie freilich noch zu töricht, um einzusehen, was er in ihrem Leben bedeutete, jetzt war sie nur geblendet, daß er sich zu ihr herabließ, versteckte sich noch vor ihm, weil sie sich schämte, weil sie dachte, daß der Traum, der sie aus einem Aschenbrödel zur Prinzessin gemacht hatte, morgen schon zu End' sein könnte! Allmählich aber, wenn sie sah, daß es doch mehr als Laune war, was ihn zu ihr geführt hatte, wenn durch seine Neigung sie vor sich selbst an Wert gewann, dann würde sie einsehen, welch köstliches Geschenk er ihr gemacht hatte, und aus der Verschwommenheit ihres Daseins würde leuchtend die Erkenntnis aufsteigen, daß es für sie nichts gab und nichts geben konnte als ihn. Dann würde aus der spröden Sucherin ein demütiges, beglücktes Käthchen werden, das seinem Wetter von Strahl nachlief bis ans Ende der Welt.

Weil Rücksichten allerart ihn zwangen, vorsichtig zu sein, sah er sie nicht sehr oft und selten lange genug, um ausführliche Diskurse mit ihr zu führen, aber jedesmal ging er erstaunt und erfrischt von ihr. Wie anders, wie ganz anders war dies Mädchen als seine Primadonnen! Wie töricht, daß er früher soviel Zeit mit den berühmten oder gefeierten Weibern vergeudet hatte! Buchstäblich vergeudet, denn abgesehen von der Illusion, die er um sie herum dichtete, hatten sie ihm herzlich wenig gegeben. War das eine Mühsal gewesen, zwischen ihrer Selbstvergötterung und ihren Ansprüchen sich hindurchzuwinden, albernen Gesprächen zu folgen, die ausnahmslos mit einem großgeschriebenen, dreimal unterstrichenen Ich anfingen und endeten. Christel sprach fast nie von sich, sie erzählte nur kurz und ohne Anmaßung, was er von ihr wissen wollte, ja. sie hörte viel lieber zu, wenn er sprach. Ihre Bildung war freilich sehr gering, aber es fehlte ihr nicht an natürlichem Verstand und an rascher Auffassungsgabe. Und weil sie eben auch eine gute Zuhörerin war, so erzählte er ihr gern, was ihm gerade durch den Kopf ging: Theatergeschichten, Bureauärger, Zeitungsnotizen, die ihn interessierten, Neuerwerbungen und Engagements, die er plante. Sie war nie zerstreut, nie gelangweilt, obgleich seine Unterhaltung nicht selten über ihren Horizont hinausging. Immer wieder sah er auf ihrem Gesicht den gespannten, horchenden Ausdruck, der ihm schon aufgefallen war, als sie zum erstenmal in seinem Bureau saß. Dann fuhr er ihr wohl lächelnd mit der Hand vor den weit aufgerissenen, blauen Augen auf und nieder. „Christel, an was denkst du?"

Sie zuckte zusammen, kehrte wie aus weiter Ferne zurück und meinte verlegen: „Ach, darum mußt du dich nicht kümmern! Das ist nur so eine dumme Gewohnheit von mir!"

Über alles gern hörte sie zu, wenn er von berühmten Schauspielern sprach, die er zum größten Teil persönlich gekannt hatte, von Kainz, von Sonnenthal, von der Wolter, der Gabillon, der Gallmeyer. Sie hatten ja fast alle an seinen Stadttheatern gastiert, und er wußte eine Menge von Eigentümlichkeiten und Anekdoten von ihnen zu berichten, über die Christel sich wunderte oder lachte. Am schönsten aber war's, wenn er erzählte, wie schwer für sie alle der Anfang war, wie sie mißverstanden, talentlos gescholten, ausgelacht wurden, wie sie mit Schmieren herumzogen oder an elenden, kleinen Bühnen in lächerlichen Verhältnissen Komödie spielten, bis endlich ein Zufall ihr großes Talent an den rechten Platz führte. Von früh bis Abend hätte Christel solche Geschichten hören mögen; sobald er aufhörte oder etwas anderes sprechen wollte, bat sie schmeichelnd: „Geh, erzähl' noch so was, du kannst es so gut!"

Digitized by Google

Er lächelte und besann sich auf ähnliche Geschichten. Für ihn war das alles ja nur Theaterkram, ohne tiefern Sinn und ohne persönliche Beziehung. Er erzählte weiter, auch wenn es ihn ein wenig langweilte, weil er es gerne sah, wenn ihr Gesicht so ganz durchleuchtet und erwartungsvoll war, und auch weil er meinte, er, der Erzähler, fessele sie mehr als die Bühnenmärchen, die er da vortrug. Er ahnte ja nicht, daß diesem kleinen, dreimal durchgefallenen Mädchen die Großen der Bühne wie Heroen erschienen, an denen sie unbewußt ihr Sehnen, ihre Hoffnungen verankerte, an deren jungen Leiden sie sich erhob, denen zu gleichen der Traum ihrer Seele war, wenngleich sie sich schon damit abgefunden hatte, daß er nie Wirklichkeit werden konnte.

Wochen, Monate vergingen. Agnes wußte nicht, was ihr geschah, aber sie fühlte es, wie man im Traum Schmerz fühlt, ohne ihn mit Namen nennen zu können. Es lag ihr in den Gliedern, wie vor einem Gewitter, sie spürte es aus der Atmosphäre um sich her, wenngleich keiner es ihr mit einem Wort verriet. Sie merkte es an dem Unterton, mit dem der Diener sagte: „Seine Exzellenz ist noch nicht zu Hause," an dem besonderen Blick, mit dem er dem Intendanten jetzt Briefe überreichte. Es fiel ihr auf, daß Doktor Richter, der bisher in Bewunderung für den Intendanten erstorben war, es jetzt vermied, von ihm zu sprechen und daß, wenn er es tat, im Ton seiner Stimme eine leise Verächtlichkeit klang. Auch sah er sie mitunter lange und mitleidig an, wie man einen geliebten Menschen ansieht, hinter dem das Unglück steht und der nichts davon ahnt. Zufälligkeiten bestärkten sie in ihrem Verdacht. Ein- oder zweimal hatte der Intendant gesagt, daß er aufs Bureau ginge, und wenn sie eine halbe Stunde später hintelephonierte, war er nicht da. Er verspätete sich beim Heimkommen ziemlich oft, entschuldigte sich ausführlich und töricht, so daß sie gleich merkte, wie da etwas nicht stimmte. Einmal gab es auch ein deutlicheres Anzeichen. Der Intendant war ungewöhnlich früh zu Mittag nach Hause gekommen und saß gerade mit seiner Frau bei Tisch, als das Telephon im Nebenzimmer klingelte. Das wäre an sich nichts Auffallendes gewesen, aber der Intendant stand gleich sehr schnell auf, machte trotz seiner Hast die Tür des Nebenzimmers sorgfältig hinter sich zu. Christel war am Telephon, sie hatte in der Eile die Telephonnummer der Privatwohnung mit der des Bureaus verwechselt. Der Intendant sagte ungewöhnlich laut, so daß Agnes es durch die geschlossene Tür hören mußte, und mit ärgerlichem Ton: „Falsch verbunden! Hier ist die Privatwohnung und nicht das Theater!" Schalt auch, als er wieder bei Tisch saß, über die Impertinenz fremder Menschen, die sich nicht einmal die Mühe nahmen, im Telephonbuch die Nummer genau anzusehen, hatte aber einen roten Kopf bekommen, und alles, was er sagte, klang so aufdringlich, daß Agnes verstimmter und einsilbiger wurde, je länger er redete und je mehr Mühe er sich gab, liebenswürdig zu sein.

Irrtümliche Telephonverbindungen kamen nun nicht weiter vor, aber immer deutlicher hörte Agnes den falschen Ton in seiner Stimme, sah, wie sein Lachen nur eine Grimasse war und wie er oft, wenn er sich unbeobachtet glaubte, mit seinen Gedanken weit weg ging von seinem Hause, in eine Straße, zu einer Frau, die sie nicht kannte. Ihr Argwohn war nun hell wach, und wenn sie auch nicht forschte, so horchte sie doch hinter einem unbeweglichen Gesicht mit allen Nerven überall hin und überall spürte sie, was ihr geschah, ohne daß sie's mit Händen hätte greifen können. Sie begegnete der Ohlenschläger auf der Straße; die Diva, die es sonst vermieden hatte, die Frau des Intendanten zu grüßen, verneigte sich heute mit einem langen, vielsagenden Blick, der versuchte, etwas wie Gemeinsamkeit herzustellen, so, als ob sie sagen wollte: ‚Er betrügt uns beide!'

Agnes, die in dieser Zeit schon wieder übersensitiv geworden war, verstand den Blick und war empört, nicht so sehr über seine Ursache, als über die Vertraulichkeit, mit der sich ihr die Diva nähern wollte. Sie mußte ihre Selbstbeherrschung zusammennehmen, um Fräulein Ohlenschlägers Gruß ganz wie sonst mit kühler Höflichkeit zu erwidern. Dann ging sie einmal am Seitenausgang des Theaters vorbei, als Solisten und Choristen nach der Vormittagsprobe auf die Straße strömten.

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Eugen Spiro

Digitized by Google

Digitized by Google

Überall standen sie zu dreien, vieren oder noch mehreren zusammen, lachten, tuschelten, und die Witzbolde unter ihnen gaben Scherze zum besten, die boshaft und treffend waren, das konnte man von den Gesichtern der andern lesen, die sie hörten und mit schallender Heiterkeit quittierten. Als die Frau des Intendanten sich näherte und von ihnen erkannt wurde, wurden sie plötzlich still, und Agnes fühlte, daß die Blicke aller ihr nachgingen, auch als sie schon lange vorüber war. So schritt sie gepeinigt an Unfaßbarem und Ungenanntem zu einem neuen Kreuzweg hin und dachte manchesmal, daß dies Ahnen, dies schlaftrunkene Erkennen noch schrecklicher sei als jede Gewißheit. Zuweilen kam sie das Verlangen an, irgend jemand geradezu zu fragen; drei-, viermal war sie schon auf dem Punkt gewesen, Doktor Richter zu bitten: ‚Sagen Sie mir, was Sie wissen! Mit wem betrügt mich mein Mann?‘ Aber jedesmal hatte ihr der Stolz den Mund verschlossen, und ihre Lippen lagen wieder wie ein rosenfarbenes Siegel des Schmerzes in dem blassen Gesicht.

Im Theater hatten sie die neuen Beziehungen des Intendanten erst ziemlich spät erfahren. Weil Plank diesmal auch vorsichtiger war als sonst, dauerte es immerhin etliche Wochen, ehe sie wußten, wie es um ihn und Christel stand. Die Wut darüber war groß und allgemein. Daß er Liebschaften hatte, wie jeder andere auch, das war ja nur natürlich, aber er hatte ihnen doch immer als „feiner Kerl“ gegolten, weil er nur die Besten und Gefeiertsten aus ihnen wählte, und sie hatten den Kollegen anderer Theater gegenüber stets mit einem gewissen Stolz betont, daß die dunklen Kleinmädelgeschichten, die fast immer an Zwang und häufig noch an Schlimmeres streifen, an ihrem Theater unbekannt waren. Mit einem Male hatte sich das geändert, und wenn sie auch nicht annehmen konnten, daß der Intendant Christel nur durch einen Mißbrauch seiner Macht erreicht hatte, und wenn sie sich auch weder hier noch sonst um die Nöte einer Choristin kümmerten: eine Liaison ihrer Exzellenz mit einem Mädel, das im Chor mitschrie, wollte ihnen durchaus nicht in den Sinn. Sie hatten sich natürlich bis zu der Stunde, da sie's erfuhren, um Christel gar nicht gekümmert, nahmen sich auch heilig vor, ihr fernerhin mit aller Verachtung zu begegnen, deren sie fähig waren, und auf keinen, auf gar keinen Fall die Geliebte der Exzellenz in ihr zu respektieren. Die Solisten sahen auf den Proben über sie viel hochnäsiger weg als über andere Choristinnen und sparten nicht mit Anspielungen und höhnischen Reden, wenn sie in der Nähe stand. Die andern Choristinnen wiederum betrachteten sie mit Neid, dem sie in boshaften Bemerkungen Luft machten oder auch in demonstrativen Tugendanwandlungen, die man früher nie an ihnen bemerkt hatte. Doch wie verächtlich und feindselig sie sich auch stellen mochten, so konnten sie's doch nicht hindern, daß unbemerkt über Verachtung, Bosheit und Neid hinweg Christel in den Mittelpunkt ihres Interesses trat. Was half's, daß man sich gegen sie wehrte, sie verhöhnte und ihren baldigen Sturz prophezeite? Im Augenblick war sie die Geliebte des Intendanten, und wenn die einen sie auch schikanierten und ihr zu verstehen gaben, daß ihnen nichts an ihr lag, so hielten andere es doch schon für klug, sich mit ihr zu verhalten, ihr kleine Schmeicheleien zu sagen und gelegentlich auch vor ihr zu kriechen. In den allgemeinen Garderoben war es schon zu lärmenden Auftritten gekommen, weil die Garderobiere angeblich Christel Müller vor den andern bevorzugte, ihr schönere Kostüme zurechtschneidern ließ und sie mit größerer Sorgfalt anzog. Der Theaterportier war eine Weile bei allen Mitgliedern in Verruf, weil er Fräulein Christel Müller genau so ehrerbietig grüßte, wie er früher Fräulein Ohlenschläger gegrüßt hatte. Aber alle wurden nachdenklich, als Eder, das alte Faktotum, die gewichtigen Worte sprach: „Die kann's mit ihm! Paßt auf, das ganze Theater tanzt noch einmal, wie die pfeift!“ Sie haßten und verachteten sie noch mehr als sonst, aber in ihnen allen zitterte nun doch eine geheime Angst vor dem Tag, an dem sich die ganze Macht der kleinen Choristin offenbaren konnte.

Der alte Eder schien sich aber trotz seiner großen Erfahrungen getäuscht zu haben, denn Christel besaß keine Macht, bekam keine Macht oder doch nur eine in partibus infidelium. Nach wie vor blieb sie

Digitized by Google

im Chor oder spielte Röllchen von der Länge eines viertel Bogens, ja, sie hatte es noch nicht einmal dazu gebracht, daß der Intendant ihr durch einen seiner Regisseure aufs neue dramatischen Unterricht geben ließ. Zunächst hatte er's aus Vorsicht nicht getan, weil er meinte, es müßte auffallen, wenn er sich plötzlich gar so eifrig um ein Mädchen annahm, das eigentlich schon genügende Proben seiner Talentlosigkeit abgelegt hatte. Bald aber kam noch anderes dazu; sie gefiel ihm so gut, wie sie war, daß er nichts anderes aus ihr machen wollte.

Christel ging durch diese Zeit wie in einem Traum. Sie begriff gar nicht, daß sie, die noch vor einem Jahr auf die Bühne herumgepufft und von jedem angeschrien worden war, eine bedeutsame Rolle an diesem selben Theater spielen sollte. Der Oberregisseur hatte sie zur Frau begehrt, der erste und glänzendste Mann des Kunstinstituts hatte sie als Geliebte gewählt, — sie erlebte es, aber sie begriff es nicht recht. Noch weniger aber begriff sie, daß sie trotz aller Bevorzugung, die sie erfuhr, trotz der Zärtlichkeit, die der Intendant ihr bewies, gar keine Macht errang, gar nicht imstande war, ihre untergeordnete Stellung zu verbessern. Wenn sie bedachte, was andere, die vielleicht nur einen Regisseur oder einen Inspizienten zum Freund hatten, erreichten, so kam sie sich selber unsagbar albern und ungeschickt vor. Sie wußte genau, wie viele Karrieren im Stelldichein mit dem Theaterleiter beginnen und konnte nicht begreifen, warum es gerade i h r mißlang. Sie wußte ja nicht, daß es dem Intendanten just gefiel, einmal nicht eine Künstlerin, sondern ein kleines Mädel zur Geliebten zu haben, und daß er sie darum wie selbstverständlich von jeder Erweiterung ihrer künstlerischen Tätigkeit ausschloß.

Wenn sie versuchte, ihm mit Schmeicheln oder mit Schmollen eine Rolle, die zwar klein, aber doch immerhin eine Rolle war, abzuringen, so wehrte er lachend ab, wie man einem Kinde wehrt, das Unmögliches verlangt. Aber wenn er auch lachte und nie wirklich böse wurde, so spürte sie doch hinter seinem Nein den Willen, gegen den man sich vergeblich die Stirne blutig stieß.

Zu Anfang hatte sie freilich gar nicht an ihre Karriere gedacht, war nur glücklich gewesen in der Liebe, die sie plötzlich umgab, und stolz, daß sie, das häßliche graue Entlein, über Nacht durch die Gunst dieses Mannes als blendender Schwan erschien. Als aber die erste Glückseligkeit vorüber war, wollte es ihr scheinen, daß ihr Schicksal sich gar nicht geändert habe, daß es nur vorübergehend von Sonne überglänzt wurde. O, es war wunderschön, daß der Intendant, der allmächtige Mann, sie herzte und verwöhnte, und sie war ihm auch zugetan; aber wenn er morgen ihrer müde war, was dann? Dann war das alte Elend wieder da, die Ungewißheit, das Herumtappen nach dem rechten Weg und vielleicht noch, als Schlimmstes, die Reue, daß sie sich von Baumann hatte weglocken lassen. So oft sie's bedachte, wurde ihr das Herz schwer und schwerer. Ihr Gefühl für den Intendanten war bei weitem nicht so stark wie das seine, füllte sie nicht so restlos aus, daß nicht noch in ihren Gedanken für viel anderes Raum geblieben wäre. Er imponierte ihr wohl durch seine geistige Überlegenheit und durch sein weltmännisches Auftreten, es schmeichelte ihr, daß er sie schön fand und ihr verliebt huldigte, aber für ihre Augen, für ihre jungen Augen war dieser Fünfziger eben doch nur ein älterer Herr, nicht gar so verschieden vom Oberregisseur, wie er sich's dachte. Und wenn dieser ältere Herr morgen seine Hand von ihr abzog, dann blieb ihr eben nichts, gar nichts als ein paar Fähnchen und die Erinnerung an einen kurzen Glanz. Wenn sie's bedachte, kamen ihr das Weinen und eine ungeheure Müdigkeit von all den vergeblichen Versuchen und Enttäuschungen dieses letzten Jahres. Sie ahnte ja nicht, daß sie jetzt eben die letzte Nebelwand durchschritt, daß sie schon hart vor der Wegbiegung stand, die in ihrem Leben einen Wendepunkt bedeuten sollte.

Im Schauspiel gab es eine Première, ein Griechendrama in Jamben, das keinem Menschen Freude machte und das es kaum auf die üblichen vier Anstandsvorstellungen bringen würde, aber der Verfasser war der Besitzer einer großen Kunstsammlung, die er testamentarisch dem Staat vermacht hatte, und die Königlichen Bühnen hatten daher von oben einen Wink bekommen, daß der Mäzen, der leider auch dichtete, von

Digitized by Google

ihnen niemals eine Zurückweisung erfahren dürfe. Der Intendant hatte sich mit dem langweiligen Stück die größte Mühe gegeben, hatte sich sogar in Unkosten für neue Kostüme gestürzt, aber die richtige Stimmung wollte bei den Proben ebensowenig aufkommen wie am Abend, denn die Schauspieler hatten gleich das Gefühl, daß sie auf verlorenen Posten standen. Planks hatten selbstverständlich den Autor in ihre Loge eingeladen, aber der Mäzen zog es vor, hinter den Kulissen der Hervorrufe zu erwarten, die seine Freunde und seine Begönnerten ihm zweifellos bereiten würden. So saßen denn Planks allein in der Loge, er mäßig, sie gar nicht interessiert. Er trug den Frack mit dem Ordenskettchen, Agnes hatte eine köstliche, weiße Spitzentoilette und das Haar mit einem weißen Reiher und Brillantspangen frisiert, denn sie waren noch zum Rout eines Gesandten geladen und sahen schon deshalb dem Ende der Griechentragödie mit Freude entgegen. Der Intendant mußte freilich bleiben bis zuletzt, Agnes aber wollte nach dem zweiten oder dritten Akt verschwinden und voranfahren zu dem Rout, denn sie war nur gekommen, um dem Mäzen ihre Anteilnahme an seiner Dichtung zu beweisen. Das Haus war ausverkauft, Planks mußten nach allen Seiten hin grüßen und lächeln.

„Da ist auch dein Frauenlob!" sagte der Intendant, und Agnes folgte mit dem Blick der Richtung, die sein Opernglas genommen hatte. Ihrer Loge gerade gegenüber stand Doktor Richter und verneigte sich tief. Agnes nickte ihm freundlich zu, aber ihr Gesicht war blaß und wurde gleich wieder ernst. Die Fröhlichkeit, die sie für kurze Monate beherrscht hatte, war in der letzten Zeit, da sie die Untreue ihres Mannes spürte, völlig von ihr gewichen; unruhig und von Vermutungen gehetzt, ging sie durch ihre Tage hin. Lüge und Verrat standen so schwül vor ihr, daß sie kaum mehr atmen konnte, und doch zitterte sie vor dem ersten grellen Blitz der Wahrheit, der die dunstige Atmosphäre zerreißen und ihr das Grauen offenbaren würde, das hinter ihr wartete.

Der zweite Akt hatte als Schauplatz das Kriegszelt eines Heros, dem der besiegte Feind vier Sklavinnen als Geschenk schickt. Die erste, eine Rolle von zwölf Bogen, spielte die Jugendlich-Sentimentale, die drei andern, die kaum zu sprechen, sondern nur durch Bewegungen ihre Ergebenheit oder ihre Trauer auszudrücken hatten, wurden von Choristinnen dargestellt. Wegen dieser drei stummen Mädchen war es auf den Proben fast zu einem großen Streit zwischen dem Heldendarsteller und dem Regisseur gekommen. Der Held fand, daß für einen griechischen Heros die schönsten Choristinnen ausgesucht werden müßten, während der Regisseur, der nach dem Intendanten hinschielte, für die eine Christel ausgewählt hatte. Nach langem Hin und Her behielt der Regisseur recht, und so schritt Christel am Abend zwischen den zwei andern Choristinnen, während die Jugendlich-Sentimentale ein wenig voranging. Sie waren alle vier gleichmäßig in weiße, fallende Gewänder gekleidet und trugen in den Händen allerlei Kostbarkeiten, die sie vor dem siegreichen Heros demütig niederlegen sollten. Da der Regisseur sich für Christel eingesetzt, waren natürlich der Friseur und die Garderobière seinem Beispiel gefolgt und hatten sie zwar nicht anders als die andern, aber doch mit so viel Aufmerksamkeit frisiert und drapiert, daß sie neben den Kolleginnen auffiel. Das große Publikum freilich merkte nicht weiter auf sie, aber unter den Künstlern wurde manch einer aufmerksam auf die grazile Silhouette des blonden Mädchens, dessen Schlankheit mit blaßgrünen Bändern gegürtet war und das, wie es mit zierlich gerundeten Armen eine Dekorationsurne auf den Schultern trug, lebhaft an antike Vasenreliefs erinnerte. Langsam, mit gesenkten Augen, wie es vorgeschrieben war, zogen die vier Sklavinnen einher, aber unter den Lidern vor spitzte Christel nach der Intendantenloge, und als sie Planks sah, umspielte ein kleines, kaum merkliches Lächeln wie ein Gruß ihren Mund. Es war nur für ihn bestimmt, und nur er konnte es merken, aber im selben Augenblick griff Agnes, der eben die blonde Schlankheit der Urnenträgerin auffiel, nach dem Opernglas. Sie sah die Mädchen an, wollte sich mit einer Frage zu ihrem Mann wenden und verstummte, als sie ihn ansah — — Der Intendant saß ein wenig vornüber geneigt, die rechte Hand aufs Knie gestützt, die Unterlippe leicht zurückgezogen, wie in einer erschlaffenden Ekstase. Im

Digitized by Google

Dunkel der Loge funkelten seine Augen grünlich wie die eines Raubtiers auf das blonde Mädchen hin, das einem antiken Vasenrelief glich . . .

Agnes saß ganz steif wie eine Puppe; jede Bewegung hätte ihr wehe getan. Leise, o so leise, ließ sie das Opernglas aus der weißbehandschuhten Hand auf den roten Samt der Logenbrüstung sinken, und ebenso leise glitt sie zwischen den Sesseln hindurch in den kleinen Vorraum, der die Loge vom Korridor abtrennt. Alles, was sie tat, tat sie wie in einem Traum, der sie quälte. Sie langte nach dem weißen, mit bunter Seide bestickten Abendmantel, hatte ihn umgeworfen, ehe der erstaunte Logendiener ihr behilflich sein konnte. Sie legte die Hermelinstola um den Hals, versuchte, das weiße Spitzentuch über die köstliche Frisur zu breiten, aber es gelang nicht, weil ihr die Hände zu heftig zitterten. Da legte sie's über den Arm, nickte dem Logendiener mit einem gezerrten Lächeln zu und schlich, immer wie im Traum, aus dem Vorraum hinaus auf den Korridor. Schnell und leise, wie ein Dieb, tastete sie sich an den Wänden entlang zu der großen Treppe hin, die ins Freie führte, nur von der einzigen, zähneklappernden Angst beherrscht, daß ihr Mann sie am Ende einholen, sie zwingen könnte, ihm jetzt, in dieser Minute, in das entsetzliche Gesicht mit den grünfunkelnden Raubtieraugen zu blicken.

Auf der obersten Stufe der Treppe, die ins Freie führte, blieb sie zwischen den Säulenkolonnaden der Auffahrt ein paar Sekunden lang stehen. Der Kopf war ihr schwindlig, und die kalte Nachtluft tat ihr weh. Sie lehnte sich gegen eine Säule, schloß die Augen und hatte das Gefühl, als ob sie im nächsten Augenblick ohnmächtig werden müsse. Die Kälte war aber so durchdringend, daß sie schnell wieder zu sich kam. Sie hob den Kopf, schaute müde und erstaunt auf den weiten, leichtbeschneiten Theaterplatz, über dem die elektrischen Bogenlampen wie blasse Riesenfalter schwebten und um den im Halbkreis die Autos standen, die das Ende der Vorstellung erwarteten. Agnes mußte sich ein wenig besinnen, was geschehen war, was sie wollte. Sie hatte mechanisch die Schleppe ihres Kleides hochgerafft, hielt mit der Linken den weiten Abendmantel über der Brust zu und stand da in einer Hilflosigkeit, die seltsam von der äußern Pracht ihrer Erscheinung abstach. Sie hätte ein Auto anrufen können, aber dann mußte sie auch eine Adresse angeben, und sie konnte jetzt um keinen Preis heim. Wie besinnungslos gehetzt von dem schrecklichen Bilde, das sie da drinnen gesehen, lief sie in ihren weißen Seidenschuhen die Treppen hinunter, über den Platz weg, ohne Ziel, ohne Willen, nur erfüllt von der unklaren Vorstellung: ‚Nicht heim! Nie, nie mehr heim!' In den leichtgesohlten Schuhen, mit den hohen Absätzen kam sie auf dem glitschigen Schnee nur langsam vorwärts. Und da . . . das Herz stockte ihr . . . da kamen auch schon Schritte hinter ihr her, große, feste Schritte, die sie einholen wollten und bald erreicht haben würden. Sicher war es ihr Mann, der jetzt ihr lautloses Verschwinden bemerkt hatte und sie zurückholen wollte in die Loge oder gar nach Hause, zu einer der Szenen, die ihr von früher her noch so schrecklich im Gedächtnis waren, daß sie an allen Gliedern zitterte, wenn sie ihr einfielen! Sie wollte schneller laufen, sich in ein Auto retten, aber die Schritte hinter ihr klangen immer näher, und ihr enggerafftes Kleid, ihr flatternder Mantel hinderten sie am schnellen Ausschreiten. Sie war schon ganz außer Atem und heiß im Kopf, als die Schritte sie einholten und ein Mann an ihre Seite trat. Sie sah auf, starrte ihn einen Augenblick abwesend an, als begriffe sie's nicht, holte tief und erleichtert Atem. Es war Doktor Richter, der mit entblößtem Haupt vor ihr stand und einige Worte zu ihr sprach, die sie gar nicht begriff. Sie nickte bloß und ließ es geschehen, daß er, ihren Arm in den seinen nehmend, sie vorsichtig über den glitschigen Theaterplatz hinüberführte zu einem Auto. Er öffnete den Schlag, wollte dem Chauffeur ihre Wohnung nennen, da wandte sie den Kopf. „Nein, nicht nach Hause!"

Er fragte leise: „Wohin dann?"

„Ich weiß nicht . . . irgendwohin . . . wo keine Menschen sind!"

Er hob sie in das Auto und überlegte eine Sekunde. Dann gab er dem Chauffeur Befehl hinauszufahren vor die Stadt, wo die breiten Staatsstraßen nach Vororten und ins flache Land hinliefen.

Ratternd, mit grellen Hupenrufen rannte

Digitized by Google

das Auto durch die Nacht. Die zwei Menschen drin sprachen kein Wort. Agnes saß, in ihren Mantel gewickelt, in eine Ecke gedrückt, lehnte den Kopf an das Lederpolster und fühlte, wie ihre Gedanken in dem Rattern und Fauchen um sie her untergingen. Doktor Richter sah sie zuweilen von der Seite her an, blickte dann wieder hinaus auf die Straße, die schon mehr und mehr den Charakter der Großstadt verlor und dem Villenviertel zueilte. Den ganzen Abend über hatte er Agnes nicht aus dem Auge gelassen. Es war wie eine Ahnung gewesen, daß es heute bei ihr zu einer Katastrophe kommen würde. Er hatte durch seine Mutter längst Kenntnis von den neuen Beziehungen des Intendanten, und seine Liebe, die sich ja nicht äußern, die geliebte Frau nicht warnen durfte, hatte schon lange vor der Stunde gezittert, in der sie endlich erkennen mußte, was ihr geschah. Nun wollt' es ihm fast wie Glück scheinen, daß er heute gerade zur Stelle gewesen, daß er sie wenigstens jetzt, im Augenblick der Enthüllung, nicht allein zu lassen brauchte, sondern neben ihr in die Nacht hineinfuhr und sie vielleicht von einem wahnwitzigen Entschluß abbrachte, vielleicht ihr ein wenig beistehen konnte. Doch neben der Glücksempfindung stiegen leiser Groll in ihm auf und Bedauern. Was war er doch für ein Jämmerling, daß er in dieser Stunde der angebeteten Frau nicht sagen konnte: ‚Komm heim zu mir, in mein Haus, und jeder, der dich da fortnehmen will, hat's mit mir zu tun!' Wie lächerlich war es doch, daß seines Lebens Glück vielleicht an der banalen Tatsache scheiterte, daß er eben kein Haus hatte, sondern bei seiner Mutter wohnte, bei einer neugierigen, schwatzhaften Kleinstädterin, die niemals begreifen würde, was jetzt in ihm vorging.

Ein bitteres Lächeln machte seinen Mund zucken, wenn er sich ausmalte, was die Generalin wohl sagen würde, wenn er zu dieser Stunde mit der köstlich gekleideten Frau ankäme und sagte, daß Agnes für diese Nacht ihren Schutz aufsuche. Nein, daran war gar nicht zu denken. Lieber fuhr er mit ihr hinaus vor die Stadt.

Wo die Häuser aufhörten, ließ er das Auto halten. Der Schnee war hier leicht gefroren, die Luft kalt, aber klar und unbeweglich. Er half Agnes heraus. „Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir hier ein wenig hin und her! Die Luft wird Ihnen gut tun, und wir sind hier ganz allein!" Sie nickte, legte wieder ihren rechten Arm in den seinen, während die Linke die Schleppe hielt. Schweigend gingen sie eine Weile hin und her. In dem weichen Schnee ließen ihre Schritte dunkle Spuren, aus weiter Ferne flimmerte die Stadt mit tausend Lichtern zu ihnen her. Als sie zum dritten- oder viertenmal kehrtmachten, blieb Agnes stehen, sah ihn fest an und fragte: „Sie haben es gewußt?"

„Ja."

„Lange schon?"

„Ja."

Sie stöhnte, ließ den Kopf auf die Brust sinken. Sah ihn gequält an. „Warum haben Sie mir nie etwas gesagt?"

„Wie hätt' ich gekonnt? Und dann . . . Sie hätten mir nicht geglaubt . . ."

„O doch! Es wäre ja nichts so Neues für mich gewesen!" Sie lachte kurz auf, daß es wie Schluchzen klang und weh tat.

Sie machten wieder einige Schritte.

„Erzählen Sie mir alles, was Sie davon wissen!"

Er wehrte nicht ab, kam aber ihrem Begehren nur mit wenigen Worten entgegen. So leid sie ihm auch tat, widerstrebte es ihm doch, eine Art von Angeber zu spielen. Er erzählte nur flüchtig, daß die Freundinnen seiner Mutter die Beziehungen zwischen dem Intendanten und Fräulein Müller kannten, und daß sie das Paar schon da und dort, an abgelegenen Ausflugsorten, gesehen hatten. Sie entgegnete nichts, biß nur die Zähne fest in die Unterlippe, und ihre Augen wurden immer größer. Sie bog jetzt wie in tiefer Erschöpfung den Kopf weit zurück, und im Sternenlicht sah er, wie blaß und verzerrt ihr sonst so schönes, von sanfter Melancholie umschattetes Gesicht war. Sie preßte die Linke aufs Herz, als hätte es ihr einer mit dem Messer entzweigeschnitten. Sie weinte nicht, stöhnte nicht einmal mehr, aber er merkte, wie nicht nur ihr beleidigtes Gefühl, sondern auch ihr Stolz litt, daß sie vor den Augen aller Welt um einer Choristin willen gekränkt und erniedrigt wurde. Er hätte sie in die Arme, an sein Herz nehmen, ihr armes, blasses Gesicht mit Küssen überströmen mögen und ihr sagen:

Digitized by Google

‚Bleib bei mir, ich mache alles gut, was er an dir getan hat!‘, aber er wagte es nicht. Später vielleicht, wenn sie ruhiger war, wenn die ganze Situation geklärter lag... Jetzt, in diesem Augenblick, der verzweifelten Frau von neuer Liebe sprechen, wäre ihm unwürdig, ja brutal erschienen. Sie gingen noch eine Weile im Schnee hin und her, er stumm, Agnes in abgerissenen Sätzen mehr zu sich als zu ihm sprechend, von ihren Ahnungen ... ihren Vermutungen... von den früheren Treulosigkeiten ihres Mannes... Plötzlich kam dann eine bleierne Müdigkeit über sie. Sie wußte und wollte nun nichts mehr als schlafen, traumlos, endlos schlafen...

Wieder ratterte und fauchte das Auto durch die Nacht hin. Schneller als sie beide dachten, hielt es vor dem stillen Haus des Intendanten. Ehe Agnes die Klingel zog, verabschiedete sich Doktor Richter. Er küßte ihre Hand und sagte feierlich: „Wann immer Sie eines Freundes bedürfen, rufen Sie mich. Verfügen Sie über mich zu jeder Stunde!“

Die Worte kamen ihm selber banal vor, aber er wußte nicht, was er ihr sonst hätte sagen sollen. Sie nickte, sagte „danke“ und „gute Nacht“, ging langsam durch den Vorgarten auf die Eingangstüre zu, die der Diener soeben öffnete.

Als sich die Türe schon lange hinter ihr geschlossen hatte, blieb Doktor Richter noch vor dem Hause stehen. Seine Gedanken folgten der geliebten Frau, die er in dieser schweren Stunde allein lassen mußte. Da droben glitt sie nun in Schönheit und Pracht durch die Räume und war doch so arm, so allein, wie er auch, der da auf der Straße geblieben war.

Eine tiefe, ätzende Traurigkeit fiel ihn an über die Todeseinsamkeit, in die jedes menschliche Gefühl zuletzt gebannt wird... (Schluß folgt)

Moderne Graphik:

Nach Sonnenuntergang (Motiv aus Nettuno). Radierung von Alfred Ehlers

Digitized by Google

Prinz Wilhelm zu Wied

Albanien nach dem Kriege

Von Marie Amelie Freiin von Godin

Da ich Albanien seit Jahren als meine zweite Heimat betrachte, da ich vom Erwachen der albanischen Nationalbewegung an ihr Streben mit den heißesten Wünschen begleitet und nach meiner schwachen Kraft das deutsche Publikum über ihre Ziele, ihre Fortschritte und Kämpfe auf dem laufenden erhalten habe, da ich ferner seit sechs Jahren die Hälfte meiner Zeit, auch die wichtigsten Monate des Kriegsjahres von Ende August 1912 bis Ende April 1913 mit den Albanern, damals in Valona, verlebte, ist es gewiß begreiflich, daß ich die heutigen Ereignisse in Albanien mit größter Aufmerksamkeit verfolge und sie des Interesses auch deutscher Leser für wert erachte.

⁂ ⁂ ⁂

Es steht sicher zu erwarten, daß die törichten jungtürkischen Umtriebe, die sich in den letzten Tagen — ich schreibe diese Zeilen Mitte Januar — um den Namen Izzet Paschas kristallisierten, keinerlei Einfluß auf die Ereignisse nehmen können; nicht allein, weil ohne Zweifel Österreich und Italien ihnen energisch entgegentreten werden, sondern hauptsächlich weil sie weder im albanischen Volke, noch auch, falschen Behauptungen der Presse zum trotz, bei den einflußreichen albanischen Führern irgendwelcher Sympathie begegnen.

Im Laufe der nächsten Wochen, trotz der in den letzten Tagen des Dezember zubewilligten Verlängerung der Frist, wohl vor Ende Januar werden also die griechischen Besatzungstruppen des sogenannten Epirus den Boden Albaniens verlassen. Damit tritt das neue Land hoffentlich endlich aus Kriegszeiten, wie sie fürchterlicher nicht gedacht werden können, in eine Epoche inneren Erstarkens, der Gesundung und des Aufblühens.

Der letzte Feind, der letzte eroberungslustige Gegner hat dann die Grenze überschritten. Der heißersehnte Fürst, aller Voraussicht nach der Prinz zu Wied, kommt; endlich kann geordnete Arbeit beginnen!

Sie wird zunächst nicht leicht sein, denn vor allem werden ohne Zweifel Serben und Griechen ihre Gier nach albanischer Erde nicht sofort begraben. Die Serben werden die Albaner an der Grenze wohl auch weiterhin auf jede Weise schikanieren und sie so zu Unruhe und Verzweiflung, vielleicht auch aufs neue zu Kämpfen treiben, die immerhin die Gefahr folgenschwerer Verwicklung in sich bergen. Die Griechen werden ganz gewiß — der Beginn dieser Machenschaften kann seit Anfang Dezember bereits in der Umgebung von Kortscha beobachtet werden — ihre regulären Truppen, statt sie zurückzuziehen, einfach auflösen, und diese werden in albanischer Tracht als Banden gegen die „albanischen Unterdrücker" kämpfen, um Europa zu beweisen, daß „die Bevölkerung des Epirus" die Angliederung an Albanien niemals ertragen wird.

Es wird dem neuen Fürsten, ganz abgesehen von diesen Schwierigkeiten, die ihm und seinem Land aus der politischen Lage am Balkan erwachsen, auch außerdem nicht ganz leicht werden, sich zurechtzufinden und die Arbeit, die auf jedem Gebiete wirklich von Grund auf geleistet werden muß, am rechten Ende zu beginnen.

Das albanische Volk ist ohne Zweifel außerordentlich glücklich veranlagt: klug, zäh, tapfer, sittenrein und treu. Eine geradezu heillose Mißwirtschaft hat mit diesen guten Eigenschaften in den letzten zwanzig Jahren aber wahrhaftigen Raubbau getrieben: Abdul Hamid hat die Klugheit und Strebsamkeit der Albaner ausschließlich dazu benutzt, um sein System zu erhalten, hat sie, um ihre Treue für seine Zwecke zu gewinnen, mit Gold überhäuft, ja die entsetzliche Armut der in jeder Weise vernachlässigten Provinz systematisch dazu benutzt, um ihre tüchtigen Führer mehr und mehr auf Bestechungsgelder anzuweisen und so langsam aber stetig die Grundfesten strenger Moral zu erschüttern, die der Stolz und die Stärke des albanischen Volkes durch so viele Jahrhunderte gewesen waren. Es ist ihm auf diese Weise zwar nicht gelungen, die gesunde

Digitized by Google

Masse zu verderben, wohl aber hat er besonders ehrgeizige und begabte Naturen, die um jeden Preis zu Bedeutung kommen wollten, dazu gebracht, sich mit Winkelzügen, Gewalttat, kurz mit Skrupellosigkeit jeder Art abzufinden, um den Reichtum und die Stellung zu erreichen, nach denen sie dürsteten und die ihnen ihrer persönlichen Bedeutung nach auch zugekommen wären.

Außer diesen überragenden Naturen — ich nenne hier beispielsweise Essâd Pascha Toptan — denen man um ihrer Begabung und ihrer bei vielen Gelegenheiten bewiesenen Tüchtigkeit willen in Anbetracht der Ungunst der Verhältnisse immerhin manches verzeihen könnte, hat aber das türkische System der letzten Jahrzehnte in Albanien auch eine Menge von Menschen um das moralische und intellektuelle Gleichgewicht gebracht, die diesen Mangel durch keinerlei Vorzüge wettmachen. Dazu gehört, außer gewissen Chefs im bergigen Innern, deren sich der Sultan wie einer Art bezahlter Exekutoren bediente, um Händel anzufangen, wo es ihm paßte, das Heer all jener, die in den Hafen- und Basarstädten mit den Türken in Berührung kamen und als große und kleine Beamte, große und kleine Handelsleute ihren Erwerb gefunden haben. Diese Personen können für die neue Regierung um so gefährlicher sein, als sie, halbgebildet und mit halbeuropäisierenden Umgangsformen ausgestattet, sprachkundig und zudringlich, den Herrscher geradezu umschwirren werden. Es handelt sich nun für das Heil der neuen Regierung darum, sich von diesen Leuten nicht beeinflussen zu lassen, aber sie anderseits doch am richtigen Orte zu benutzen, da viele von ihnen wohl klug genug sein werden, sich den neuen Verhältnissen anzupassen und brauchbare Arbeit zu leisten.

Außer den äußeren Feinden Albaniens, außer diesen innerpolitischen Schwierigkeiten harren des neuen Herrschers und seiner Regierung Hemmnisse und Aufgaben, die aus den sechzehn entsetzlichen Kriegsmonaten ihren Ursprung nahmen, die das arme Land an den Rand des Verderbens und seine unglücklichen Bewohner fast zur Verzweiflung gebracht haben. —

Seit sechzehn Monaten stocken Handel und Wandel völlig, zwei Ernten sind dem ohnedies durch die türkische Wirtschaft ausgesogenen Lande verloren gegangen — an einigen Orten beschlagnahmt durch die feindlichen Besatzungsarmeen, an anderen verloren, weil durch die Einberufung, durch die Blockade und die Hungersnot eine Bestellung des Bodens unmöglich war. Da in Albanien nur wenig flüssiges Geld ist, vielmehr selbst der Reichtum des mächtigen Hochadels ausschließlich in Ländereien besteht, herrscht heute in allen Kreisen dort eine Geldnot, die eine gegenseitige Hilfeleistung und Fürsorge der Bemittelten für die Unbemittelten nur in sehr beschränktem Maße erlaubt und erst im Laufe mehrerer Jahre wieder einigermaßen ausgeglichen werden kann.

Die Schädigung Albaniens durch den Krieg beschränkt sich aber nicht darauf allein; der Verlust fast aller Einnahmen ist vielmehr nur sozusagen ihr negativer Teil.

Sowohl Griechen als Montenegriner und vor allem Serben haben in dem von ihnen fast ohne Widerstand zu Anfang des Krieges besetzten Lande mehr oder weniger auf dieselbe Weise gehaust, die zum Entsetzen Europas bereits aus Mazedonien bekannt geworden ist.

Insbesondere der Einfall der Serben in autonom-albanisches Gebiet nach dem letzten Aufstande im September, um angeblich die Angriffe der in serbisches Territorium eingebrochenen Albaner zurückzuweisen, war von einer geradezu unerhörten Grausamkeit begleitet.

Vom serbischen Standpunkt aus mag ja dies Verhalten begreiflich, vielleicht sogar klug erscheinen, da der vorangegangene Aufstand in den Augen der Serben alle Repressalien gegen die albanische Bevölkerung rechtfertigen sollte. Mir scheint, daß das übrige Europa sich nur schwerlich diesem serbischen Urteil wird anschließen können. Der Aufstand der albanischen Bevölkerung im Herbst 1913 war nämlich durchaus nicht etwa eine Tat der Unbotmäßigkeit oder gar Beutelust, sondern eine fast unabweisliche Folge der in London getroffenen Grenzbestimmungen.

Ganz abgesehen davon, daß in den neuserbischen Gebieten fast 800 000 Albaner gegen nicht ganz 200 000 Nichtalbaner ansässig sind, was allein schon Ursache für Schwierigkeiten allerart werden mußte, hat die auf dem Papier prächtig gezogene Grenze praktisch unendlich viele Nachteile an sich. Vielfach wurden die Ortschaften von ihren Äckern, von ihren Weiden, ihren Quellen getrennt — diese Serbien, jene so ihrer Existenzbedingungen beraubten Ortschaften aber Albanien zugesprochen. Als die Serben also die Grenzen sperrten, mußte die Verzweiflung der waffengewohnten Bevölkerung aufs höchste steigen. Dazu kamen die Nachrichten serbischer Greueltaten täglich über die Grenze. Ich weiß von europäischen Augenzeugen, daß in manchen Ortschaften die serbische Besatzung selbst sechzigjährige Greisinnen öffentlich auf den Marktplätzen schändete. Darum brach der Aufstand spontan, ohne genügende Vorbereitung, ohne einheitliche Führung aus, überall vom Gefühl getragen, daß es besser sei zu sterben, als Herd und Ehre vernichten zu lassen.

Nur sehr notdürftig bewaffnet, ohne Leitung, konnten sich die Scharen der Albaner gegen die mit Kanonen versehenen, rasch zehnfach verstärkten serbischen Truppen selbstverständlich nicht halten, mußten die anfangs glänzend errungenen Vorteile wieder preisgeben, und der Feind an ihren Fersen brachte jenes Elend und Unheil ins Land, von denen ich gesprochen habe.

Sicher 100 000 Flüchtlinge, Männer, Frauen, Kinder, brachen wie eine Woge aus

Digitized by Google

den albanischen Bergen in die Ebene am Meer, hielten dort verhungernd, erfrierend, zu Tode ermattet in der Flucht inne, sahen sich, da ja Albanien seit sechzehn Monaten Krieges selbst bettelarm geworden, der trostlosesten Not preisgegeben.

Freilich, jeder in Albanien teilte das letzte Stück Brot mit diesen Unglücklichen, jeder, der den kleinsten Raum an seinem Herdfeuer hatte, öffnete ihnen sein Haus: aber in nur allzu vielen Häusern hungern und frieren jetzt als Unglücksgenossen Gast und Herr. In Skutari sind 15 000 Flüchtlinge, in Kruja 6000, in Elbassan 10 000, in Tirana und Umgebung 12 000.

Ich ging nach Tirana, weil dort auch das Feldspital des österreichischen Roten Kreuzes war, und weil dorthin die Flüchtlinge von Dibra gezogen, von Dibra, dessen Schicksal so besonders traurig, schwer, erbarmungswürdig ist.

Dibra, die Stadt, Dibra e madhe (Groß-Dibra), kam nämlich an Serbien, obwohl dort keine anderen als albanische Seelen atmen. Kein einziger Slawe, Walache oder Grieche wohnt in dieser einst reichen, schönen, gewerbetüchtigen Stadt. Die Landgemeinden aber um Dibra, Dibra e vogel, Klein-Dibra, mit etwa 20 000 Seelen kamen an Albanien. Diese Leute haben keinen anderen Markt als den von Dibra e madhe, um ihre Erzeugnisse zu verwerten, denn von jeder anderen Stadt trennen sie schier unübersteigbare Berge, die sieben Monate des Jahres durch den Schnee völlig unpassierbar sind.

Nun sperrten die Serben auch hier die Grenze und damit für die Leute von Unter-Dibra die Möglichkeit eines erträglichen Lebens. Von alters her aber sind die Leute aus der Gegend um Dibra kriegstüchtig und verwegen, mit Büchse und Messer verwachsen wie kaum ein anderer Bevölkerungsteil von Albanien.

Sie rotteten sich zusammen; sie wußten, daß viele albanische Brüder an der serbischen Grenze an ähnlichen Leiden litten; wußten, daß auch diese daran waren, sich gegen Last und Leid aufzulehnen; wußten, daß die albanischen Volksgenossen drüben auf serbischem Gebiet noch viel schwerer zu leiden, zu tragen, zu verwinden hatten. Darum kam der Tag, an dem sie mit Flinten, Messern und Äxten nach Groß-Dibra zogen.

Dort waren die Albaner zwar entwaffnet und konnten ihnen zunächst nicht helfen, aber der Serben waren nicht gar viele und die wenigen vom Schreck überrumpelt. So nahmen die Leute von Unter-Dibra das prächtige, reiche Dibra e madhe. Und es ergriff sie ein Rausch von Sieg. Von allen Dörfern kamen albanische Brüder, mit ihnen zu kämpfen. Sie wollten das ganze Kossovo befreien. Frauen und Kinder, Greise — alle zogen sie gegen den Feind, dem fliehenden Feind auf den Fersen in serbisches Land, das albanisches Land ist — albanisches Land vor aller Welt wieder werden sollte. Nur die Verwundeten gingen nach Unter-Dibra zurück, verkrochen sich in ihre Hütten, um ungeduldig zu warten, bis die Wunden notdürftig verharschten und sie den Brüdern würden nachziehen können. —

Statt dessen kamen nach drei Wochen die Kämpfer in wilder Flucht zurück. Groß-Dibra hatten sie räumen, den Serben überlassen müssen; jetzt Unter-Dibra. Noch einmal stellten sie sich zum Kampf. Die Frauen, die Kinder griffen nach Latten und Stangen, verteidigten Haus um Haus. Und Haus um Haus wurde genommen. Da flohen Männer, Frauen, Kinder; oder fielen. Und die Verwundeten auf ihren Lagern wurden alle hingeschlachtet. Deshalb hat das Feldspital des österreichischen Roten Kreuzes in Tirana so wenige Verwundete zu pflegen gehabt.

Von Unter-Dibra aber blieb kein Stein auf dem andern, und die 15 000 Menschen, die, nachdem die Serben das Land verlassen, in die Heimat zurückgekehrt sind, hausen in Trümmern, wissen nicht, wovon das Leben fristen.

Ich selbst habe mit dem österreichischen Generalstabsoffizier gesprochen, der die Gegend bereist hat: wenn bis Mitte Februar keine Hilfsexpedition mit Nahrungsmitteln nach Unter-Dibra gesandt wird, dann erlebt keiner dieser 15 000 den Frühling!

Was in Dibra e madhe geschehen ist — drüben über der Grenze, wer will es wissen? Die Flüchtlinge in Tirana fragen es sich mit angstvollen Augen. Was geschah mit ihren Häusern, ihren Warenlagern?

Besser, daß keiner Nachricht weiß, so lebt doch noch ein bißchen Hoffnung, sinnlos und vermessen, aber sie lebt.

⁂ ⁂ ⁂

Bei der Landung in Durazzo ahnt man von dem Elend noch nichts.

An der blauen Bucht mit ihrem Gürtel von Lagunen, ihrem weiten Kranz von Bergen, über die von Süden, über Kavaja — vom übrigen Gebirge getrennt — der weiße Kegel des Tomor herübergligert, wie ein lachender Zaubergruß aus dem sonnigen Südalbanien, steigt die alte, winkelige Stadt empor. Zuerst scheint alles wie früher. Aber dann begegnet man überall Essad Paschas Gendarmen; und dann ist da vor dem Regierungskonak die Leibgarde des Allgewaltigen selbst.

Überall, soweit man sieht, Ordnung und Ruhe.

Ich sitze in Essad Paschas Schreibzimmer und schlürfe mit ihm eine Tasse Kaffee. Wir plaudern ganz gemütlich über Politik und Familie. All die Seinen kenne ich so viele Jahre.

„Sie haben mich in Ihrer Broschüre über Albanien recht schlecht mitgenommen, Barona," lacht er mich an, „mich und unsere Frauen."

„Nicht alle, Pascha — nur eine gewisse Gattung — drittels bloß noch albanisch — drittels türkisch und drittels falsch verstanden europäisch! —"

„Recht haben Sie gehabt — aber mich — man hat mir schon erzählt!"

Digitized by Google

„Hab' ich gelogen, Pascha, hab' ich was Falsches gesagt?"

Er lacht wieder, viel zu großzügig, um es mir nachzutragen. „Das können Sie nicht verlangen, daß ich das beantworte!"

Und wir plaudern vergnügt weiter, Albanisch natürlich, denn Türkisch spreche ich nicht, und irgend etwas Europäisches kann er nicht.

Essad Pascha ist ein wunderschöner, großer Mann — der Aristokrat besten Blutes vom Scheitel bis zur Sohle. Achtundvierzig Jahre alt, und jedenfalls viel zu klug, um zu glauben, daß er in Albanien König werden könnte, aber unbändig ehrgeizig und von eiserner Energie. Niemand muckst sich unter seinem Regiment. — Ich glaube niemals, daß er Skutari verriet, denn er hätte bei dem Handel nur Schande gewinnen können, aber ich bin überzeugt, daß er Hassan Riza beseitigt hat. Ein zweiter Kommandant: das ging ihm auf die Nerven, und Skrupel kennt er nicht.

Wenn ich der Fürst von Albanien wäre, diesen eisernen Willen möchte ich dem Lande nicht verloren gehen lassen. Unwissend ist Essad Pascha gewiß — aber für jetzt wäre er doch der Kriegsminister par excellence. Ich glaube, er wäre klug genug, um den Wandel der Zeiten zu fühlen und sich ihm richtig anzupassen. Wenn nicht — nun, im neuen Albanien brauchen die Gesetze vor dem hohen Adel ja nicht mehr haltzumachen. Engherzig darf man am Anfang nicht sein. Menschen von der Anschauungsweise Essads werden in zwanzig Jahren in Albanien, wenn die Regierung etwas taugt, ganz von selbst den Boden verloren haben, der sie hervorbringen konnte. Aber bis dahin haben sie Saft und Kraft — warum die ungenutzt vergeuden?

Schade, daß zu Anfang aus Gründen der Gerechtigkeit — da Ismail Kemal wohl kaum mehr zur Arbeit gebraucht werden kann (weil er durch seine Mißwirtschaft in Valona so sehr alle Sympathien verlor, daß sogar eine Landung des Fürsten in Valona ausgeschlossen erscheint, da die neue Regierung nicht riskieren kann, sich als Freund Ismail Kemals zu zeigen) — und weil diese beiden allzusehr Partei geworden, wohl kaum sofort an eine Verwendung Essads gedacht werden darf. Aber mit der Zeit doch hoffentlich — denn der Mann könnte in der Ruhe viel unbequemer werden als im Amt.

Er wartet voll Spannung auf den Prinzen zu Wied; er wird ihn, hoffe ich, willig aufnehmen. Alle andern Behauptungen halte ich bis auf weiteres für Unsinn und Verleumdung. Vor meiner Abreise noch zog er sogar aus dem Regierungsgebäude, damit es für die eventuelle Landung des Fürsten tunlichst gut bereitet werden kann. —

In Durazzo sind nur wenige Flüchtlinge; draußen vor der alten grauen Mauer des zerfallenden Kastells hausen etwa zweihundert von ihnen angesichts des blauen Meeres. Ich war bei ihnen, gab ihnen ein wenig Geld und hörte ihre Klagen.

Das war aber nichts gegen das Elend in Tirana.

Tirana ist in Friedenszeiten die fröhlichste, lachendste Stadt Albaniens. Von Durazzo durch mehrere Hügelketten fruchtbarster Erde getrennt, wird sie im Osten von einer langen Reihe hoher Berge begrenzt: den Bergen der Mirdhita und des Mat. Von deren Hängen blinkt weiß und fast unwahrscheinlich romantisch Skanderbegs Stadt, das wunderschöne Kruja. —

Rings um „das rote Tirana" sind weite Felder, Weinberge, Kastanienhaine.

Und Tirana hat so hübsche Häuser — einen Basar mit viel hundert Bogen und Säulen, hat zwei entzückend bemalte alte Moscheen, dann den wunderschönen Palast, der heute Essad Pascha Toptani und der Witwe seines Onkels Selim Pascha Toptani gehört. Die Toptan, die zum allerersten Blute Albaniens gehören, haben dem Palast mit seinen zwanzig Giebeln, seinen bunten Arabesken bis zu unseren Tagen Ehre gemacht.

Die Serben zerstörten ihn nicht, als sie im Winter 1912 zu 1913 in Tirana waren, wie sie das herrliche Schloß der Beis von Peqjin, eine Tagereise von Tirana, zerstörten, all seiner kostbaren Schätze beraubten und diese so hoffnungslos verschleppten, daß ihre unglücklichen Besitzer nach dem Abzug der Feinde nur mit Mühe und Not auf den Basaren der Umgebung einige wenige der für die Kulturgeschichte Albaniens fast unschätzbaren Kostbarkeiten zurückkaufen konnten.

Freilich waren im Schlosse von Peqjin in einer Nacht sechzehn serbische Offiziere eines plötzlichen und geheimnisvollen Todes gestorben — nachdem sie an den Frauen der Gegend Schandtaten verübt hatten.

In Tirana haben die abziehenden Serben nur ein Mönchskloster verbrannt, aus Kasernen und Schulen sinnlos die Scheiben und Türen gebrochen — und den Wald, den berühmten Wald von Tirana vernichtet; fast bis auf den letzten Stamm. Daß sie Holz schlugen, um sich an ihren Wachtfeuern zu erwärmen, mag jeder ihnen verzeihen; warum sie aber mutwillig die Eichen der Umgebung in Brand steckten, nur um sie nutz- und zwecklos verkohlen zu lassen, ist schwer zu begreifen. Wer heute von Durazzo nach Tirana kommt, sieht die schwarzgebrannten Stämme zu beiden Seiten der Straße.

Aber dennoch, was ist der zerstörte Eichenwald von Tirana gegen die serbischen Verwüstungen dieses Jahres! —

Eine Tagereise von Tirana, über die qjafa Dujanit (Paß von Dujani), gegen Dibra, beginnen ihre Spuren. Hier haben sie alles Leben, alles Blühen, alle Existenz vernichtet. Aber obschon das so weit ist, verfolgt jeden der Gedanke daran in Tirana selbst auf Schritt und Tritt.

Vielleicht fährt man aus dem Konak der Beis aus dem Hause Toptan, um auf eines ihrer Güter — nach dem lachenden, reichen Valijes zum Beispiel — zu gehen. Da

Digitized by Google

streift der Blick die große Kaserne rechts vom Weg. Verhungerte, ausgehärmte Gesichter an den Fenstern; Leute aus Dibra. —

Oder man wandert hinauf auf den entzückenden Hügel, von dem Essad Paschas Sommersitz die ganze Gegend beherrscht, freut sich der beschneiten Berge, der glitzernden Luft, der blinkenden Stadt zwischen den schwarzen Zypressen, geht wieder talab — und begegnet einer Frau im schwarzen Seidenkleide, mit feinem weißen Schleier — und wunden, bloßen Füßen. Eine Frau aus Dibra.

„Warum trägst du Arme bei dieser Kälte keine Schuhe?"

„Weil ich keine mehr habe, Herrin, weil sie mir nichts, nichts gelassen haben. Aber was machen die Schuhe! Meine drei Kinder hungern, Herrin — nichts zu essen, nichts zu essen." Und sie schluchzt leise, hoffnungslos, verzweifelt. „Ihr Vater ist tot!"

Es tut mir irgendwie wohl im Herzen, daß dort drüben, neben dem Pfad, unter den großen Platanen bei der orthodoxen Kirche 1100 Serben begraben liegen, in Tirana im Vorjahr gestorben — gestorben am Zug zum Meer, das sie besitzen wollten und nur kurze Zeit sahen. Mich freuen eine kurze Spanne Zeit lang die Tränen serbischer Mütter, die um dieser Gräber willen fließen. Gerechtigkeit! Aber dann schaure ich zusammen. Warum mich freuen? Kam so doch nur Leid zum Leide. Und half keinem. —

Oder man geht auf den Basar. Alles wird da feilgeboten, was ein Albaner sich wünschen kann: Rinder, Schafe, Kohle, Seife, Früchte, Felle. Von weither sind die Leute zum Markte gekommen. Alles drängt und schiebt sich zwischen den am Boden hockenden Verkäufern.

Dann plötzlich zwischen dem Plunder will einer eine schwere goldene Kette an den Mann bringen. Kostbarkeiten — Zehrpfennige äußerster Not aus Dibra.

Oder man schlürft, morgens kaum erwacht, seinen türkischen Kaffee. Das Feuer knistert im Kamin, durch die vielen Fenster flutet die Morgenglorie der aufgehenden Sonne.

Da drängen sich die Mägde durch die Tür, rasch und eifrig, mit heißen Gesichtern.

„Herrin, da sieh, das schöne, schöne Kleid!" Und sie heben es hoch, mir dicht vor die staunenden Augen: ein weites, mantelartiges, azurblaues Samtgewand, mit breitem Besatz von schneeweißem Pelz — über und über goldbestickt. Versunkene Pracht aus Dibra. —

In Tirana ist manches für die unglücklichen Flüchtlinge geschehen.

Vor allem verteilt seit einigen Wochen Essad Pascha pro Kopf und Tag etwa ein Pfund Brot.

In Tirana selbst, ohne die Umgebung zu rechnen, nehmen dies Brot täglich zwischen fünf- und sechstausend Menschen.

Aber viele jener, die in Dibra reich gewesen sind, können sich nicht entschließen, sich auf die Listen setzen zu lassen, bringen es nicht über sich, zur Verteilung zu kommen. — In so einem Hause bin ich gewesen: bei Leuten, die in Dibra e madhe drei Häuser hatten; Leuten, die alle in Samt und Seide am Boden hockten mit den vielen, vielen Kindern, die alle Dibraner haben — Leuten, deren Gesinde und dessen Sippen noch aus alter Gewohnheit zu ihnen um Nahrung und Hilfe kamen, und die weder das Gesinde noch dessen Sippen von der Schwelle wiesen, weil es ihnen selbstverständlicher dünkte, daß sie selber darbten, als daß sie jene, die ihnen gedient und zu ihrem Hause gehörten, darben ließen. Ich war auch im Harem. Zwanzig Frauen saßen um einen Topf mit siedendem Wasser und ein wenig Mais. Genug für zwei hungrige Menschen.

Die Augen der Kinder hingen am Deckel des Gefäßes wie an Paradiesespforten — große, ängstliche Augen.

Und da war ein kleiner, kleiner Bub. Für den hatte die junge Mutter, die Schwester des Hausherrn, ein wenig Ziegenmilch erstanden. Die Milch wurde nun für mich gesotten. Ich widersprach und wehrte mich völlig umsonst. „Ach Gott, nimm es doch an — so ist es Sitte bei uns in Dibra — ein Gast ohne eine Labung? Tu uns die Schande nicht! Wir haben ja nichts Besseres!"

Und, obschon mir gesottene Milch das Schrecklichste ist, was es unter Gottes Himmel gibt, obwohl es das letzte bißchen Milch eines armen kleinen Kindes war, habe ich sie getrunken, denn ich kenne die Gastfreundschaft der Albaner, die ihre Feinde so bitter als Wilde schmähen; ich weiß, sie hätten unter dem Gefühl, daß ihr Elend ihnen nicht einmal mehr erlaubt, ihre Gäste zu laben, bitterer gelitten als unter dem eigenen Hunger. — Als ich ging, glitt mein Blick über die schier unzähligen Kinder.

„Es sind viele!" sagte der Hausherr. „Das ist gut gegen die Serben." —

Außer dieser Hilfe durch Essad Paschas Regierung haben die Konsulate Österreichs und Italiens an die Flüchtlinge Geld verteilt.

Und Österreich sandte noch weitere Hilfe: mit feldmäßiger Ausrüstung ein ganzes Spital, Ärzte, Rote Kreuz-Schwestern, Sanitätssoldaten.

Es hat unter der Leitung des trefflichen Chefarztes Dr. Popper zwei Monate sehr viel Segen gewirkt. Erst Mitte Dezember ist das Personal mit mir gleichzeitig heimgekehrt, da die Verwundeten bis auf vier oder fünf geheilt waren. Diese Verwundeten, die mitunter von sehr weit her ins Spital gebracht worden waren, stammten aus den Kämpfen mit den Serben, einige sogar aus Gefechten mit den Montenegrinern.

Ich habe oft mit ihnen geplaudert und mir von ihrem „Feldzug" erzählen lassen.

Die Leute sprachen ohne jede Prahlerei, niedergedrückt durch das Unglück — aber keiner denkt daran, die serbische Herrschaft ruhig zu ertragen. Überhaupt gibt es wohl keinen einzigen Albaner, der nur die Möglichkeit in Betracht zieht, daß das Vilajet Kosovo dauernd bei Serbien verbleiben könnte.

Digitized by Google

Vielleicht ist das ein Segen für Albanien, denn, primitiv wie 90 Prozent der heutigen Bevölkerung noch sind, wären kulturelle Ziele allein vielleicht noch nicht stark genug, um sie über innere Zwistigkeiten zu erheben: das gemeinsame Ziel der Gewinnung Kossovos ist es sicher und bestimmt. In diesem Gedanken und Streben finden sich Toske und Gege, Katholik, Muhamedaner, Bei und Bauer, Feudalherr mit Feudalherr, vergehen die Interessengegensätze, angeerbte und anerzogene Feindschaften, Rachepflicht, Stammesgegnerschaft. In diesem Gedanken und Streben werden sie sich eins fühlen, bis eine neue Generation in tüchtigen Schulen herangezogen wurde, die von Kulturgeist erfüllt, auch für nationale Arbeit im höchsten Sinne, für Werke der Kultur persönliche Interessen zu opfern imstande ist. —

Von den Verwundeten im Spital habe ich viele Einzelheiten erfahren, bin den Erzählungen nachgegangen — und sie haben sich bestätigt. In Struga waren die Männer von den Serben niedergemacht worden. Begreiflich, denn es waren Aufständische. Nun waren aber nach serbischem Gesetz ihre Gattinnen Erbinnen ihres Besitzes. Der serbische Kommandant brauchte nicht lange über den Fall nachzudenken, um Abhilfe zu finden. Die Frauen wurden gezwungen, serbische Soldaten zu heiraten — richtig, gesetzlich zu heiraten, vor Popen und Altar. In der Nacht darauf wurden die Frauen ermordet. Nun waren die serbischen Gatten Erben. —

In einer größeren Ortschaft des Ljumagebietes bezeugte beim Einzug der Serben selbst die orthodoxe Geistlichkeit, daß die Bevölkerung sich nicht am Aufstand beteiligt hatte. Der Kommandant erklärte, dem Umstand Rechnung tragen zu wollen, ersuchte nur „zwecks einer behördlichen Erhebung", daß sich die Bevölkerung auf dem Basarplatze versammeln möchte. Darauf ließ er die Versammelten — in überwiegender Mehrzahl Greise, Frauen und Kinder — niederschießen. Nur 40 retteten sich aus diesem Blutbade. —

Ich wiederhole diese Berichte nicht etwa als Anklage gegen Serbien — Serbien mag alle diese Dinge aus Gründen der Staatsraison gerechtfertigt finden!! Ich gebe die Berichte wieder, um die Stimmung in Albanien zu kennzeichnen.

Die Ärzte des Spitals haben sich zu meiner Freude sehr günstig über ihre Pfleglinge geäußert, ich sage zu meiner Freude, denn, nachdem ich seit so vielen Jahren als Albanerfreundin gelte, könnte man mein eigenes Urteil für parteiisch halten. Von den drei Ärzten aber war keiner vorher in Albanien gewesen, sie kamen völlig unbefangen, eher in der Erwartung, ein wildes und schmutziges Volk anzutreffen, bei dem ärztliche Arbeit mit reichlich viel Selbstaufopferung verknüpft sein würde. Statt dessen fanden sie Pfleglinge von außerordentlicher Gutwilligkeit, Freundlichkeit und Dankbarkeit, leicht zu behandeln, gehorsam und höflich. Nie stritten die Patienten untereinander, noch waren sie jemals laut oder eifersüchtig. Schmutzig war niemand, irgendwie unziemlich noch viel weniger.

Welch gute Eigenschaften überhaupt der albanische Volkscharakter hat, hat mir erneut auch das Verhalten der Flüchtlinge bewiesen.

Ein Albaner, aus Dibra, bei dem der Chefarzt sich einen Teppich kaufte, erzählte mir von einem Haus, in dem das Elend der Flüchtlinge besonders entsetzlich sei.

Wir machten uns dann auf, der Mann, ich und Duleiman Alaman. Duleiman Bei, aus einer der ersten Familien des Matjabirges, ist heute noch nicht sechzehn, da aber sein Vater vergangenes Jahr gegen die Serben fiel, Chef des Hauses, in dem fünf kleinere Brüder leben; er ist auch bereits vermählt, obschon er die Schule in Tirana noch zwei oder drei Jahre besuchen will. Er hat in der wildesten Gegend der Matja drei feste Kula und Güter. So oft hat er mich zu sich auf die Bärenjagd eingeladen, daß ich der Einladung wohl bei meiner nächsten Reise nach Albanien auch nachkommen werde. Duleiman Bei ist ein kluger und lieber Kerl, tapfer bis zur absoluten Todesverachtung, aber dabei noch ein richtiges Kind. „Duleiman," sagte ich, „ich habe 6000 Franken bei mir, laß mich nicht im Stich. Wenn du mich allein läßt, bringe ich dich um, wenn ich nach Hause komme." — Ich lachte, denn ich habe mich im Ernst mit Albanern noch nie gefürchtet. Zuerst verstand mich Duleiman gar nicht, dann errötete er über und über. „Aber Herrin, was soll in Albanien einer Frau geschehen? Und dir! Du bist doch unsere Schwester!"

Das Haus auf das ich aufmerksam gemacht worden war, barg wirklich ein Elend, das jeder Beschreibung spottet. Kinder, Männer, Frauen, Kranke und Gesunde, alle durcheinander in einem Raum zu ebener Erde ohne Fenster und Boden, und das Schrecklichste war, das immer andere, immer neue Mütter mit kleinen Kindern, eine hohläugiger, eine verhungerter und verzweifelter als die andere, aus dem Dunkel auftauchte.

Ich half, so gut ich konnte, denn diese Menschen hatten in der bitteren Kälte Tiranas nicht eine Decke, nicht ein bißchen Kohle, nicht einen Groschen Geld — aber schließlich wurde mir vor diesem nimmerversiegenden Strom von Elend angst und bang. So ging ich langsam zur Tür, schob zwei, drei der Unglücklichen sanft beiseite und lief hinaus. Eine Frau aber lief mir nach, ihren Säugling im Arm. Sie schrie nicht, sie bat nur ganz leise: „Herrin, Erbarmen — ich habe sieben Kinder und blieb allein!"

Ehe ich antworten konnte, wandte sich Duleiman Bei ruhig und verweisend an sie und die kleinen Kinder, die mit der Mutter uns nachgelaufen waren: „Mos u beni resil!" (Macht Euch nicht gemein). Und seine Augen waren voll Staunen, daß gutes albanisches Blut, nicht gemischtes Bettelvolk aus den Hafenstädten, sich so erniedrigen konnte.

Digitized by Google

Die Frau hielt auch wirklich mit ihren Bitten inne und würde nichts weiter gesagt haben, auch wenn ich ihr kein Geschenk gegeben hätte.

Ein paar Worte seien noch von der letzten Hilfsaktion gesprochen, die in Tirana zur Erleichterung der Not der unglücklichen Flüchtlinge eingesetzt hat: der Hilfsaktion des deutschen Balkanvereins Dubvid, in dessen Namen ich Vorträge hielt und Aufrufe erließ. Die Sammlung ergab etwa 15000 Franken, zu deren möglichst praktischer Verteilung ich selbst, obwohl erst seit wenigen Monaten nach fast einjährigem Aufenthalt aus Albanien zurückgekehrt, nach Tirana reiste. Da die Kälte fast die größte Qual der Flüchtlinge bedeutete, verteilte ich zunächst auf jede Familie eine Matte, um darauf zu liegen, und eine große dicke Decke. Im ganzen 800 Decken und 800 Matten; des weiteren auf den Kopf $1^1/_2$ kg Kohle. Außerdem habe ich in ganz besonders traurigen Fällen auch Nahrungsmittel und Geld gegeben. Jetzt nun, während ich diese Zeilen schreibe, kommen mir immer noch Geldspenden zu, so daß ich hoffe, mein liebster Wunsch, Anfang Februar die so dringend nötige Hilfsexpedition nach Unter-Dibra senden zu können, kann durch deutsche Barmherzigkeit verwirklicht werden.

Daß mit dieser vorübergehenden Hilfeleistung nicht alles getan ist, liegt auf der Hand. Sobald die neue Regierung im Lande Fuß gefaßt hat, müssen umfassende Maßregeln getroffen werden, all diesen Unglücklichen eine neue Existenzmöglichkeit zu verschaffen, ohne daß ein einziger gezwungen sein würde, sein Vaterland zu verlassen — ohne daß also dem ohnehin allzu dünn bevölkerten Albanien auch nur eine albanische Arbeitskraft verloren geht.

Meiner Ansicht nach ist das vielleicht die wichtigste Aufgabe des neuen Herrschers. Und wer immer auch von Albanern aus dem Vilajet Kossovo, dem albanischen Neuserbien auswandert, muß in Albanien Aufnahme und Arbeit finden können.

Um das zu ermöglichen, müßten die gänzlich unbebauten, brachen Staatsgüter parzelliert und unter den leichtesten Pachtbedingungen an die Flüchtlinge abgegeben werden. Selbst eine Anleihe zu diesem Behuf würde sich auf die Länge als glänzendes Geschäft erweisen, denn die Staatsgüter bestehen großenteils aus fruchtbarstem Boden.

Gelingt die Beseitigung der augenblicklichen Not, wird all die nur zu begründete Verzweiflung in Albanien möglichst rasch gestillt, soweit dies menschliche Kraft vermag, dann ist schon viel gewonnen. Dann steht zu hoffen, wie ja die meisten genauen Kenner Albaniens, dieses wunderschönen Landes und seines im Grunde so vielversprechend veranlagten Volkes, zuversichtlich erwarten, daß die Zukunft des Landes zur Freude seiner Freunde und zum Ruhm und Stolz seines Fürsten sich gestalten wird! —

Abendgang am alten Wall

Die Linden wandern auf dem hohen Wall
Rings um die stille, altersgraue Stadt;
Aus ihren Kronen pflückt der frühe Herbst
Mit kühler Hand schon leise Blatt um Blatt. —
Wir wandern mit und schauen, halb verträumt,
In alte Gärten, die wie Märchen sind,
Wo lauschig sich die gute alte Zeit
Weltabgewandt in grüne Dämm'rung spinnt.
Im Gartenhäuschen, zierlich in Barock,
Am Fenster hinter dichten Läden schaut
Verwundert sie, daß noch im Abendschein
Wir uns in ihr verwunsch'nes Reich getraut. —
Uralt die Laube, deren dichter Schirm
Den moos'gen Steinsitz wundervoll versteckt:
Hier laß uns rasten, weil uns hier kein Laut
Der fernen Welt aus unsern Träumen schreckt. —
Wie oft hat wohl in diesem Dämmerrund
Die Sehnsucht auf der Liebsten Tritt gelauscht,
Wie hat sich zärtlich Herz an Herz geschmiegt,
Wie oft ward Kuß und Liebeswort getauscht!
Sie ist zu Eros' frohem Heiligtum
Von wechselnden Geschlechtern längst geweiht —
Hier küsse mich! — so sind wir in die Schar
Der Längstvergang'nen heilig eingereiht. —
Der Abend sinkt, vom alten Turme rollt
Das Aveläuten ernst und feierlich,
Im Westen glüht der Sonne letztes Gold,
Es glüht und klingt mein Herz: Ich liebe dich!

Th. Endemann

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

geisterte Frauen haben in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts — zu dieser Formel gelangt der Historiker Michelet — die Männer geboren, die in den neunziger Jahren die Revolution machten.

Auf die revolutionäre Bewegung haben Frauen aller Stände eingewirkt, sie setzten sich für Männer wie Lafayette und Mirabeau ein und beeinflußten auch die Wahlen zur Nationalversammlung, die vom Jahre 1789 an das politische Leben in Frankreich umwälzen sollte. Eine Broschüre verlangte, Frauen sollten als vierter Stand in den Reichstag gewählt werden und dort durch ihre Liebenswürdigkeit den Adel und die Geistlichkeit zum Verzicht auf ihre Vorrechte bewegen. In der Volksvertretung selbst drängte sich eine wirre Masse von Frauenforderungen aus den verschiedensten Kreisen: volles Wahlrecht mindestens für die steuerzahlenden Frauen, bessere Bildungsmöglichkeiten — wir wollen keine Männerspielzeuge mehr sein —, gleiches Erbrecht für Söhne und Töchter, Junggesellensteuer, Ehescheidung, Beseitigung der ewigen Nonnengelübde, Mutterschutz, Kampf gegen die Prostitution, Sorge für ehrliche Erwerbsmöglichkeiten, Zulassung der Frauen zum Priesteramt gegen das Versprechen, nicht gar zu lange zu predigen, alle Berufe, denen Frauen gewachsen sind, müssen ihnen vorbehalten bleiben, alle Schalterstellen, alles, was zu Nadel und Spindel gehört. In einer Petition liest man: Das trefflichste Mittel, um für die Heirat die beste Wahl und für die Ehe die Dauer der Liebe zu sichern, wäre ein Gesetz, das die Männer zwingt, die Frauen ohne Mitgift zu heiraten. —

Ganz von außen, von der Idee her, trat damals der Marquis von Condorcet an die Frauenfrage heran, der Theoretiker der unbegrenzten Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen, der einzige in der Revolution selbst noch tätige Jünger der Aufklärung. Seine Äußerungen sind über die Zeit von 1787 bis 1794 verstreut und bilden zusammengefaßt ein großzügiges, logisch aufgebautes Programm, in dem auch die Forderung eines gemeinsamen Unterrichts beider Geschlechter auftaucht. Die Männer, so führte Condorcet unter anderm aus, haben ihre politischen Rechte nicht als Männer, sondern als fühlende, vernunftbegabte Wesen, und etwas anderes sind auch die Frauen nicht. Man hat den Grundsatz der Gleichheit verletzt, indem man in aller Gemütsruhe der Hälfte des Volkes, zwölf Millionen Frauen, das Wahlrecht vorenthielt. Auch die Frauen sind imstande, Bürgerrechte auszuüben, Mutterschaft und Unpäßlichkeiten hindern sie daran sowenig wie Gicht und chronische Katarrhe den Mann. An Kraft und Mut und Freiheitsliebe fehlt es ihnen nicht. Es ist nicht wahr, daß die Frauen keine Logik hätten, sie haben nur eben keine Männerlogik. Wenn eine Frau sich mit den Reizen ihrer Figur beschäftigt, ist das ebenso logisch, als wenn Demosthenes seine Handbewegungen studiert.

Zu der Zeit, wo Condorcet am herzhaftesten für das Bürgerrecht der Frau stritt, war die Revolution schon im vollen Gange, ganze Scharen von Pariserinnen waren bereits aus der häuslichen Stille auf die Straße getreten, manche hatten beim Bastillesturm mitgewirkt, ein Heer hungriger Fischweiber und Gemüsefrauen hatte jenen kindisch-unheimlichen Zug nach Versailles ins Werk gesetzt, durch die starrende Schutzwehr der Gardereiter waren sie bis zum König vorgedrungen, hatten ihn mitsamt seiner Familie nach Paris geschleppt und so die Revolution unwiderruflich gemacht. Sicher ist jedoch, daß weitaus die Mehrzahl der Frauen den Vorgängen draußen beklommen lauschte, sie mit Hoffen und Bangen begleitete, dem Vaterland eine stille, heiße Liebe widmete, bereit, sich dafür hinzugeben; daß sie aber den häuslichen Pflichtenkreis ohne Pause weiter umschrieben. Und als die Nationalversammlung den Kampf gegen die Kirche begann und die Anhänger des priestertreuen Katholizismus in eine feindselige Frontstellung trieb, da wich die breite Masse der Frauen erst recht scheu und angstvoll oder trotzig und treu vor der Bewegung zurück; die Gegenwirkung war selbstverständlich, daß die Frauenwelt von den Revolutionären mißtrauisch, ja feindselig betrachtet wurde. Viele Frauen aber trieben gleich mit im Strom der Entwicklung, zeigten ein stürmisches Drängen zu Taten und Pflichten. Während Handwerkerfrauen der volkreichen Antoniusvorstadt alles herausschrien, was sie zu sagen hatten, ihre Männer weitertrieben, sich an der Gleichheitsidee berauschten, wurden in den Salons der vornehmen Bourgeoisie die Tagesereignisse verfolgt und gedeutet, das neue Denken wurde in Fühlen und Leben umgesetzt. Wie in allen Schicksalsstunden der französischen Gesellschaft, waren auch diesmal Frauen zur Stelle. Viele opferten ihre kostbaren Gewänder, Pelze, Schmucksachen auf dem Altar des Vaterlandes. Schon begannen sie auch, in die politischen Vereine einzudringen. Die „Gesellschaft der Wahrheitsfreunde", von einem schwärmerischen Pfarrer begründet, der in einem halbdunklen unterirdischen Saal das Ideal der Menschenverbrüderung predigte, ließ auch Frauen zu Worte kommen. Dort setzte einmal die schon durch ihre Erscheinung fesselnde Holländerin Etta Palm in feuriger Rede auseinander, den Männern sei ein schönes Kleid immer noch lieber als Hochsinn und Zartgefühl der Frau. Die Frauen seien überlegen an Feingefühl, Ergebung in Schicksalsschläge, Standhaftigkeit in Schmerzen, Geduld im Leiden, an Edelmut und patriotischem Eifer; sie müßten jetzt Gefährtinnen der Männer, nicht mehr deren Sklavinnen sein. Etta gründete auch den ersten Frauenverein in Paris, der sich von der Nationalversammlung eines der leer-

Digitized by Google

Der 10. August 1792: Sturm auf die Tuilerien. Ausschnitt aus einem Stich von Richard Earlom

gewordenen Klöster erbat, um dort arme Mädchen vor allem in Handarbeiten zu unterrichten. Zur Unterstützung der Polizei sollten jedem Pariser Bezirk zwei Assistentinnen beigegeben werden. Zulassung der Frauen zu allen bürgerlichen und militärischen Stellen wurde verlangt. Ettas Wünsche verhallten, sie selbst ist verschollen.

Weit wichtiger wurden aber dann die „Sociétés fraternelles des deux sexes," die Brudervereine mit Mitgliedern beider Geschlechter. Der erste dieser Art war ein aus der Begeisterung der Zeit geborener Volkserziehungsverein. Da kamen abends Handwerker und Krämer mit Frauen und Kindern zusammen, um sich bei trübem Kerzenlicht in einer Art Kirchenkrypta die große Erklärung der Menschenrechte und die Gesetze vorlesen und erläutern zu lassen. Bald entstanden Zweigvereine in allen Vierteln von Paris. Dadurch, daß sich hier allmählich Reiche und Arme, Proletarier und Bourgeois, Männer und Frauen zusammenfanden und die Zeitfragen erörterten, wurden diese Brudervereine wichtig im politischen Leben, trugen zur Bewegung, Mischung und Verschmelzung der Massen bei und suchten die Grundlagen des neuen Frankreichs demokratisch zu erweitern. Die hier tätigen Frauen gingen ganz im Eifer für das Wohl der Allgemeinheit auf. Die Mädchen schworen, lieber ledig zu bleiben, als Aristokraten zu heiraten; andere ereiferten sich gegen die Worte Monsieur, Madame, Mademoiselle und begannen mit schwesterlichem Duzen. Hervorragende Persönlichkeiten ließen sich auf die Mitgliederliste setzen, als eine der letzten Frau Roland. In welcher Richtung sich hier das Frauenstreben noch immer bewegte, zeigte eine Ansprache der Schriftstellerin Louise Robert Ceraglio, einer kleinen, beweglichen, geistreichen Dame aus vornehmem Hause. Sie stellte als eine besonders schöne Frauenaufgabe die Überwachung der Krankenhäuser hin, betonte auch, daß sie die Frauen keineswegs aus ihrem eigentlichen Kreise ziehen wolle, denn das Beste verliere an Wert, wenn es nicht an seinem Platze sei. Der Dienst der Hausfrau sei heilig im Staatsganzen, und auf Staatsämter müsse die Frau verzichten; aber der Sinn für das Kleine, den der Haushalt schärfe, mache gerade zu solchem Gemeindedienste geeignet.

Digitized by Google

Politische Rechte für die Frauen haben diese Pariser Brudervereine kaum einmal verlangt, sie hätten damals dafür auch keine Ermutigung bei den Führern gefunden; für das Vaterland tätig zu sein, war ihr einziger Wunsch. Solche gemischten Vereine, natürlich nicht mit den Jakobinerklubs zu verwechseln, sind in den ersten Revolutionsjahren in ganz Frankreich üppig hervorgeschossen. Häufig traten die weiblichen Mitglieder aus und taten sich zu eigenen Frauenklubs zusammen, um die Redefreiheit weidlich auskosten zu können. Es ist überaus interessant, dies ganze Treiben zu betrachten. Wir können verfolgen, wie man in diesen Vereinen zuerst in schwärmerischem Jubel die neuen Güter Freiheit und Gleichheit pries, wie sich daneben aber allmählich die Feindseligkeit gegen das Königtum hervorwagte, wie mit der Radikalisierung der ganzen Bewegung gerade die Frauen die radikalsten Forderungen aufstellten und wie das vaterländische Empfinden, Opfermut und Kampfesfreude, über alles andere von dem Augenblick an siegte, wo sich das Land in den Krieg mit dem alten Europa verwickelt sah und zugleich der Bürgerkrieg die Kräfte der Nation zu zersetzen drohte.

Der größte Frauenklub von Lyon scheint sich vornehmlich politischer Aufklärungs- und Erziehungsarbeit gewidmet zu haben, wenn auch in dieser großen Industriestadt gelegentlich wirtschaftliche Fragen alles andere verdrängten. Da wurde z. B. eine große Festsitzung mit dem Absingen der Marseillaise eingeleitet, darauf wurde der Erzbischof feierlichst ersucht, einen neuen, republikanischen Katechismus herauszugeben, dann trugen sechs Knaben und sechs Mädchen einzeln, im Wettbewerb, die Erklärung der Menschenrechte und ausgewählte Kapitel aus Rousseaus Gesellschaftsvertrag vor; ein Herr hielt noch einen politischen Vortrag, und nach wiederholtem Absingen der Marseillaise gingen die Herrschaften auseinander. Andere Frauenvereine widmeten sich mehr sozialer Hilfsarbeit, sie sammelten für fromme Zwecke, setzten arbeitslose Frauen in Nahrung — so richteten sie in Dijon eine Spinnerei ein, wo 300 arme Frauen monatelang Beschäftigung fanden —, sorgten für entlassene Strafgefangene, nahmen sich der Angehörigen der in den Krieg gezogenen Soldaten an, oder sie begannen tüchtige Lehrerinnen heranzuziehen. Während der Vereinssitzungen wurden meist Soldatenstrümpfe gestrickt und Scharpie gezupft. Der Verein von Besançon hat mehrere Bataillone mit Hunderten von Stiefeln, Jacken, Hemden, Kragen, Gamaschen, Handschuhen usw. versorgt. Fast alle diese Frauenvereine setzten einen besonderen Stolz darein, den Truppen prächtige Fahnen zu sticken, und die Fahnenweihe gab dann jedesmal Anlaß zu den geräuschvollsten Festen. Nirgends versäumten sie, feierlich auf ihre Statuten und noch feierlicher auf die Verfassung zu schwören. Bei allen vaterländischen Festen traten sie natürlich korporativ auf, pflanzten Freiheitsbäume, bekränzten Patriotenbüsten, teilten an Schulkinder vergoldete Jakobinermützen als Preise aus und was dergleichen mehr ist. Nicht ganz ohne Interesse ist die Wahrnehmung, daß hie und da die geistlichen Pflegeschwestern von den Revolutionsdamen aus den Spitälern gewiesen wurden, weil diese selber alles tun wollten, daß aber dann sie freiwilligen Helferinnen die Sache rasch satt bekamen und durch Unpünktlichkeit und Gleichgültigkeit unliebsames Aufsehen erregten. — Die Frage des Frauenstimmrechts erledigte der Volksverein von Béarn sehr naiv: die Frauen durften mit abstimmen, aber ihre Stimmen wurden nicht mitgezählt. Es hat auch Vereine von ganz jungen, sogar achtjährigen „Freundinnen der Republik" gegeben, denen die Eltern die Beiträge bezahlten und die beteuerten, sie könnten vorläufig für das Vaterland nichts anderes tun als beten und für den Triumphzug der guten Patrioten Lorbeerkränze winden. In Rouen erschien im Männerverein im Frühjahr 1794 eine Frauenabordnung, bekränzte die Patriotenbüste mit Efeu und überreichte dem Präsidenten eine rote Freiheitsmütze. Dieser gab allen Damen den Bruderkuß. Darauf setzte allgemeine Rührung ein, das Küssegeben, überhaupt vielerorts als patriotischer Sport mit Wonne betrieben, wollte kein Ende nehmen, die Rednerin der Abordnung fand die süßen, französisch natürlich noch süßeren Worte: „Wir Frauen sind in eueren Sitzungen wie Bienen auf Blumen im Morgenrot eines schönen Tages," und die weitere Tagesordnung scheint vergessen worden zu sein.

Wie viele Tränen der Rührung mögen geflossen sein, als einer der verheirateten Priester mit seiner Familie in den Volksverein von Tours kam und sprach: „Meine Tochter Cornelia" — es kamen nämlich damals nur noch Portias, Cornelias und Brutusse zur Welt — „meine Tochter Cornelia, acht Monate alt, wird euch durch ihre Mutter vorgestellt und von ihrer Amme auf die Rednerbühne gebracht werden. So wird sie im voraus in eurer Mitte die Freuden und Wonnen echter Republikanerinnen kosten." Was das holde Kind gesprochen hat, ist nicht aufgezeichnet. In derselben Stadt sollten die Babies ihre Sprechversuche nicht mehr mit Maman beginnen, sondern alsbald das schwere Sätzchen stammeln: vivre libre ou mourir. Wie schön hat doch der Bezirksratspräsident von St. Calais der Frauengruppe geantwortet, die ihm und seinen Kollegen rote Mützen auf das Haupt setzte: „Die Körperschaft ist glücklich, sich in ihren patriotischen Bemühungen durch das bezaubernde Geschlecht, den Trost und das Entzücken der Menschheit, ermutigt zu sehen. Die Mütze der Freiheit, von Grazienhänden dargeboten, wird womöglich das Bürgerfeuer in unsern Köpfen verdoppeln, die durch dies herrliche

Digitized by Google

Digitized by Google

der Frau zu gedenken. Da stellte die entrüstete Olympe mit einem flammenden Aufruf an Frankreichs Frauen jener Erklärung der Menschenrechte, die eben nur Männerrechte waren, in siebzehn wuchtigen Artikeln eine Erklärung der Frauenrechte gegenüber und widmete sie der Königin Marie Antoinette, die damit aufgefordert wurde, sich an die Spitze der Frauenbewegung zu stellen und sich so die Hilfe ihres Geschlechtes zu sichern. Die wichtigsten Artikel lauteten: Die Frau wird frei und dem Mann an Rechten gleich geboren. Soziale Unterschiede müssen durch das Wohl der Allgemeinheit begründet werden. Die Ausübung der natürlichen Rechte der Frau hat ihre Grenzen nur in der Tyrannei, die der Mann ihr entgegensetzt. Alle Bürger und Bürgerinnen müssen zu allen Würden, Stellen und Ämtern zugelassen werden, nach Maßgabe ihrer geistigen und sittlichen Tüchtigkeit und ohne irgendeinen anderen Unterschied. Es folgte die dröhnende Deklamation: „Erwachet, ihr Frauen, die Sturmglocke der Vernunft läutet in der ganzen Welt. Das mächtige Reich der Natur ist nicht mehr von Vorurteilen, von Fanatismus, Aberglauben und Lüge umgeben, die Fackel der Wahrheit hat alle Wolken der Dummheit und Anmaßung zerstreut. Frauen, wann wird eure Verblendung zu Ende sein? Was habt ihr durch die Revolution gewonnen? Noch deutlichere Verachtung und Geringschätzung. In den Jahrhunderten der Verderbtheit habt ihr über die Schwäche der Männer geherrscht; eure Herrschaft ist nun zerstört. Was bleibt euch? Schart euch unter das Banner der Philosophie, setzt der Körperkraft die Stärke der Vernunft entgegen, und bald werden diese hochmütigen Männer nicht als sklavische Anbeter vor euch niederknien, sondern stolz sein, mit euch die Schätze des höchsten Wesens zu teilen."

Charlotte Corday
Stich nach einer Zeichnung von Duplessi-Bertaux

Der armen Olympe gab man natürlich am wenigsten das Recht, sich als Reformatorin zu gebärden, man bewitzelte sie oder ärgerte sich über sie. Und als sie sich nach dem Tode des Königs zu monarchistischen Umtrieben verleiten ließ, wurde sie vor die Geschworenen gestellt. Mutig ist sie dann zum Fallbeil geschritten, und ihre stärksten Worte erhielten so einen wahrhaft tragischen Nachdruck.

In vielem anders geartet und doch wesensverwandt mit ihr war die berühmte Théroigne de Méricourt, eine extravagante Bauerntochter aus dem Luxemburgischen, in der man den Typus der Revolutions-Amazone sehen muß. Im Kloster erzogen, aus dem Elternhause durchgebrannt, Stallmagd, Näherin, Gouvernante, Gesellschaftsdame, Klaviervirtuosin, feurig, hochbegabt, mit einem Wirrwarr aus aller Weisheit im Kopf, sah sich dieses Geschöpf, nach einem musikalischen Zigeunerleben, auf den glühenden Boden der französischen Hauptstadt verpflanzt. Sie berauschte sich an der Revolution, und ihr Hirn pfropfte sich mit Weltverbesserungsplänen voll. Als ihr Salon sich auflöste, kamen mehrere verfehlte Klubgründungsversuche. „Ich hatte dazu weder Befähigung noch Erfahrung, und ich war eine Frau," so erklärte sie sich diese Mißerfolge, und da übersprang sie voller Angst und Eifer kurz entschlossen das Weibliche und nahm männliche Züge an. Von der Galerie der Nationalversammlung brachte man sie kaum mehr weg, auf der Straße, in Gärten und Anlagen hielt sie Ansprachen an das Volk. In den großen Klub der Cordeliers drängte sie sich und wollte aufgenommen sein; der Präsident sagte sehr liebenswürdig: ein Kanon des Konzils von Mâcon habe zwar anerkannt, daß die Frauen Seele und Verstand hätten, sie dürften natürlich diese Gaben nach Belieben verwenden, aber im Klub brauchen könne man sie nicht. Trotzdem man sie in allen Tonarten verhöhnte, gab sie nicht locker und rückte auf einmal mit dem Plane heraus, die Frauen von Paris militärisch zu organisieren. Sie sollten ein Amazonenbataillon bilden, sich mit Piken bewaffnen und dreimal wöchentlich auf den elysäischen Feldern exerzieren. Und eine ihrer Gesinnungsgenossinnen verlangte, die Nationalversammlung solle gleich ein fünf Legionen starkes Armeekorps aus Frauen von 18 bis 40 Jahren zusammen-

Digitized by Google

Digitized by Google

geschenkt hätten, würden sie von dieser Revolution an nur noch Männer hervorbringen. — Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß tatsächlich viele einzelne Frauen und Mädchen voller Begeisterung zum Heere gegangen sind, daß sie sich meist ausgezeichnet hielten und daß manche davon ihr Blut für das Vaterland vergossen haben.

Den Frauen der Pariser Antoniusvorstadt überreichte Théroigne de Méricourt, als die Gefahr heranzog, eine Fahne und rief ihnen zu: „Wenn wir unsere Freiheit behalten wollen, dann müssen wir uns darauf vorbereiten, das Erhabenste zu vollbringen. Bürgerinnen, warum wollt ihr nicht in den Wettbewerb mit den Männern eintreten, sollen sie allein auf Ruhm Anspruch haben? Auch wir wollen den Bürgerkranz verdienen, auch wir um die Ehre werben, für die Freiheit zu sterben, die uns noch teurer ist als ihnen, da wir noch mehr als sie unter dem Despotismus gelitten haben." Und es blieb in Paris wirklich nicht bei Worten. Das Pariser Frauenbataillon kam zwar nicht zu Stande. Aber am 10. August 1792, jenem schwarzen Tage des französischen Königtums, als der Pöbel alles niedermetzelnd das Tuilerienschloß stürmte, da stürzten sich Hunderte jener zu Bestien gewordenen Weiber mit Piken und Säbeln in das Gewühl. Théroigne selbst, als Amazone im blauen Tuchkleid, schwarzen aufgekrempten Federhut, Pistole und Dolch im Gürtel, spaltete die Menge, sprang auf einen Kanonenlauf, hetzte zum Blutbad und stieß selber zu, Bewunderung und Entsetzen verbreitend. In späteren Tagen erkannte sie sich wieder, rief krampfhaft zur Milde und Versöhnung. Aber eine Horde Jakobinerinnen peitschte sie auf offener Straße aus, und da brach der Wahnsinn durch, von dem sie schon auf früheren Bildern gezeichnet scheint. Im Irrenhaus starb sie viele Jahre später, als die Tage des Grauens längst in das Dämmerlicht der Geschichte versunken waren.

Fragt man nun, wie sich die führenden Kreise der Männerwelt zu den Frauenforderungen sowohl, wie zu der ganzen umfassenden Betätigung des weiblichen Geschlechtes gestellt haben, so ist die Antwort zum Teil schon gegeben. Die erste Nationalversammlung übertrug den Frauen und Müttern feierlich die Obhut über die Verfassung: das war ein Geschenk, das Freude machte, aber nichts kostete. Was sie den Frauen an bürgerlichen Rechten verlieh, wurde bereits erwähnt. Es kam noch die Ehescheidung dazu, nach der aber die Männer eifriger gedrängt hatten, als die Frauen. Vermögensrechtlich blieben die Frauen unfrei, ein Recht auf die Kinder ward ihnen ebensowenig gegeben. Selbstverständlich ist auch ihnen die Umwälzung der Begriffe von Menschenwürde zugute gekommen, aber die bestimmten Wünsche ihrer Vorkämpfer und Vorkämpferinnen wurden entweder stillschweigend übergangen oder als erheiternd mit Liebenswürdigkeit und Spott, gelegentlich auch mit einem derben Rüffel abgefertigt.

Um die Gunst der Frauen haben sich freilich alle Parteien bemüht. Unzählige Male wurden die Fischweiber und Krämersfrauen aufgeboten, um durch ihr Toben die Leidenschaften zu entfachen. Mit Weiberhilfe schaffte sich Robespierre die Girondisten vom Halse. Die Galerien der Volksvertretung, des Rathauses, des Jakobinerklubs waren von bezahlten und unbezahlten Frauenscharen überschwemmt, die sich als Claque oder Heulapparat betätigten. Mit Bändern und Flittergold geschmückt, als Tänzerinnen und Bajaderen, steigerten Frauen die Glut der patriotischen Feste; furiengleich lechzten die verwilderten ‚Strickerinnen der Guillotine' nach Blut und brachten während der Massenhinrichtungen die Stimme des Mitleids bei der Menge zum Schweigen.

Sehen wir aber von dieser gewissermaßen automatischen Verwendung der untersten Schicht ab, so wurde die Mitarbeit und Betätigung der Frau grundsätzlich abgelehnt. Daß die Blätter der Feudalpartei höhnten, nur alte, häßliche, mißgestaltete Frauenzimmer wie die dicke Staël hätten sich in den Revolutionskessel getaucht, um wie durch Zauber verjüngt und verschönt wieder herauszukommen, das nimmt nicht wunder. Die Stimmung der Republikaner aber spiegelt sich wohl am deutlichsten in der mächtigsten Pariser Wochenschrift, den „Révolutions de Paris", die der Frauenbewegung unermüdlich, bald polternd bald schmeichelnd, immer aber hemmend in den Weg trat. Da hieß es, politische und bürgerliche Freiheit hätte für die Frauen überhaupt keinen Wert, denn sie müßten ja doch ihr ganzes Leben abhängig im Vater- oder Gattenhause verbringen. Die Frauen der Bürgerschaft seien auch unfähig, ihre Organe auf den Ton der Revolution zu stimmen, der Anblick von aufgespießten Köpfen bringe ihnen Ohnmachten und Nervenkrisen; sie seien überhaupt lauter verkappte Aristokratinnen, zeigten sich zwar gern bei den Revuen und Festen und hätten ihre Freude an der schmucken Uniform der Bürgerwehr, aber, in ihre verlassenen Salons zurückgekehrt, fluchten sie auf die Freiheit, die ihren Liebhabern die Zeit nehme, liebenswürdig zu sein. „Jedes Geschlecht," so hieß es ein andermal, „hat seine genau umgrenzten Aufgaben. Die Frauen sind wohltuende, aber zarte Pflanzen, die man nicht aus ihrem Erdreich reißen darf. Hütet die Sitten, ihr Frauen, überwacht das Leben im kleinen, überlaßt uns Männern die schwere Sorge für das Ganze. In allen Gewissensfragen soll die Frau blind dem Mann oder Vater folgen. Die metaphysischen Geheimnisse sind für sie zu tief, die Zeder des Gebirgs soll dem Nordsturm trotzen, die Rose unseres Gartens nur den Zephir kennen. Die Natur hat die Frauen nicht zum Denken geschaffen, sondern zum Lieben und Geliebt-

Digitized by Google

Digitized by Google

Es drängt sich übrigens die Wahrnehmung auf, daß gerade die stärksten und feinsten Frauen der Revolution keine praktischen Frauenrechtlerinnen gewesen sind. Sie konnten es nicht sein. Sie hätten das als Versündigung an der Allgemeinheit empfunden, sie fühlten auch die Gefahr einer Emanzipation zur Vermännlichung, den Selbstbetrug und das Vergehen an der höheren Menschheit, das in der Überschreitung der Grenzen lag. Dabei ist von den Damen der alten vornehmen Kultur, die sich allmählich völlig zurückzogen, ganz abzusehen. Eine republikanisch gesinnte Frau, die ihre herrliche Schwungkraft, ohne sich vorzudrängen, für alle hingab, Frau Manon Roland, hat den Männern zugerufen: „Ihr Männer habt Kraft, Mut, Ausdauer und Überblick, ihr habt die großen Talente. Es ist euer Recht, die Staatsgesetze zu geben, regiert die Welt. Ohne uns aber wäret ihr nicht tugendhaft, nicht liebevoll, nicht liebenswürdig und nicht glücklich. Behaltet also die Autorität und ihren Ruhm, wir wollen Herrschaft nur durch das Herz und Throne nur in euren Herzen." Mehr auf das augenblickliche gerichtet, aber fast noch deutlicher ist folgende Äußerung von ihr: „Erst wenn die Franzosen alle den Namen freie Männer verdienen, dann können sich die Frauen zeigen und offen handeln. Bis dahin würden ihre schlechten Sitten und ihr Leichtsinn das, was sie etwa täten, mindestens lächerlich machen."

Ein höchst merkwürdiger Versuch, die Frauen unter Entwicklung gerade ihrer weiblichen Eigenschaften zu sozialem Fühlen und Handeln zu erziehen, kann hier aber nicht unerwähnt bleiben. Er lag in einem ausführlichen Antrag, den im April 1794 die als Frau Tallien bekannte, bildschöne 21jährige Thérésia Cabarrus geschiedene Fontenay dem Nationalkonvent unterbreitete. Die jugendliche Antragstellerin zog da zunächst eine scharfe Grenzlinie zwischen sich und den Emanzipierten, die, ihre Bestimmung mißachtend, den törichten Ehrgeiz hätten, sich Männerpflichten anzueignen; sie verlören so die Tugenden ihres Geschlechtes, ohne die des anderen zu erlangen. Für ihr Geschlecht verlangte also die Tallien keinen Anteil an Politik und Staatsverwaltung, dagegen die Ehre, in den Fächern der Erziehung und des Unterrichts dem Staate zu dienen, vor allem aber den ehrenvollen Vorzug, an die geweihten Stätten des Unglücks und der Leiden, in die Krankenhäuser berufen zu werden, um dort Pflege und süßen Trost zu spenden. Hierin, so führte Frau Tallien ungefähr aus, soll die wahre Lehrzeit des Frauenlebens bestehen. In dieser Schule sollen sich die Mädchen, bevor sie Frauen werden, über alle einzelnen Pflichten unterrichten, die sie später gegen Kinder, Gatten und Eltern zu erfüllen haben, damit sich die Empfindsamkeit des Weibes, ohne ihren Reiz zu verlieren, erhöhe und reinige und das Mitleid, dieser Kern aller Tugenden, aus flüchtiger Regung zu tiefem, mutigem Empfinden werde. Der Mann ist zu energischem Tun geschaffen, weniger zur Krankenpflege, denn hier erscheinen selbst seine zartesten Bemühungen derb und jäh. Wenn dagegen die Frau einen Kranken pflegt, scheint sie nur für ihn da zu sein; ihre Stimme schon ist tröstlich, ihr Blick teilnahmsvoll; und wenn sie einmal den Leidenden verläßt, so ist er davon überzeugt, daß sie nur seinetwegen geht und sich seinetwegen beeilt, wieder zu erscheinen. Ist also die Frau schon von der Natur zur Linderung von Leiden bestimmt, so gewährt ihr erst eine solche wertvolle Leistung im Dienste des Vaterlandes den Ehrennamen Bürgerin, der jedes Frauenherz mit Stolz erfüllen muß. Der Konvent soll danach ein Gesetz schaffen, das einem jeden Mädchen zur Pflicht macht, vor der Heirat eine Zeitlang in einem öffentlichen Kranken- oder Armenhaus Dienste zu tun. Diese Stätten des Unglücks sollen den häßlichen Namen Spitäler verlieren und in Zukunft Tempel der Menschlichkeit heißen.

Das Neue, das Eigenartige an dem Antrag der Tallien ist das Obligatorische, der verlangte Staatszwang. Schon vor einer Reihe vor Jahren konnte ich auf diese Pläne hinweisen, um das, was die Tallien für die Mädchen verlangte, mit der Militärdienstpflicht der männlichen Jugend in Vergleich zu setzen. Die Erörterung der Frage ist ja nicht ganz unfruchtbar, selbst wenn man die Meinung vertritt, die Frauen seien dadurch, daß sie dem Staat die Soldaten schenken, ihrer Dienstpflicht mehr als quitt.

Der Konvent legte die Petition mit einem Lob zu den übrigen Frauenakten. Wieviel davon als geistiges Eigentum der Thérésia anzusprechen ist, hat man bis heute nicht ermitteln können. Und wenn der Gedanke auch von ihr stammen sollte, so war das alles vielleicht nur Gebärde oder eine flüchtige Anwandlung. Die Dame, die sich da so moralisch gab, war nämlich ein gar leichtlebiges Geschöpf. Unter den interessanten Frauen jener Zeit vielleicht die entzückendste, eine hohe, geschmeidige Erscheinung, mit lebhaften Augen unter langen Wimpern, dunklem, dichtem Seidenhaar, neckisch herausfordernd, klangvoll plaudernd, dabei herzensgut, hat sich die Tallien unentwegt und mit vollendeter Grazie durch alle Phasen der Revolution hindurch-, sogar dicht an der Guillotine vorbeigeliebt. Während der sittenlosen Zeit des Direktoriums hat sie dann als Modekönigin die größten Triumphe gefeiert. Wenn sie in einen Salon trat — so sagt der Komponist Auber — brachte sie Tag und Nacht: Tag für sich und Nacht für die andern. Damals ist sie als die strahlende Priesterin der antikisierenden Frauentracht zuweilen geradezu in mythologischer Schlichtheit der Gewandung einhergeschritten. Die Pforten des Tuilerienschlosses sind ihr von Napoleon zugeschlagen worden. „Ich muß in meinem Hause ein gewisses Dekorum

Digitized by Google

Die letzten Opfer der Schreckensherrschaft. Ausschnitt aus einem Gemälde von Charles Louis Müller im Schloß zu Versailles (Phot. Braun & Co.)

Digitized by Google

erstehen lassen," pflegte er zu sagen, wenn sie sich an ihn als einen alten Bekannten bei den großen Maskenbällen herandrängte.

In den oben besprochenen gemischten Vereinen von Paris, den „Sociétés fraternelles des deux sexes", halfen die Frauen den Männern redlich und erfolgreich bei der sozialen Arbeit, ob man sie nun lobte oder tadelte. Die Krisis kam, als nach der Beseitigung des Königtums eine Schar Pariser Frauen auf eigene Faust Politik zu machen begann und einen richtigen politischen Frauenklub gründete, der ein Gegenstück zu dem Jakobinerklub bilden sollte. Dieser Frauenklub tagte im Beinhaus einer Kirche, nannte sich „Gesellschaft der revolutionären Republikanerinnen" und entwickelte sich blitzschnell zu einer der radikalsten Vereinigungen. Die meisten dieser Damen standen übrigens nicht gerade im besten Ruf und sollen so wenig hübsch gewesen sein, daß man schon Angst bekam, wenn man sie sah. Sie halfen die Girondisten niedertreten, forderten stürmisch den Tod aller Kornwucherer, Preistreiber, Aristokraten usw., begehrten die sofortige Einrichtung einer kommunistischen Republik mit Gütergemeinschaft und Familienauflösung. Robespierre war ihnen zu maßvoll, den Fanatiker Marat dagegen liebten sie; ihn erhoben sie nach seiner Ermordung durch Charlotte Corday zu den Göttern und schritten in dem Gedächtnisfestzug mit seiner Schreibtischgarnitur einher, während es Männern überlassen wurde, die berühmte Badewanne, in der er getötet worden war, zu schleppen. Ein halbes Jahr ließ man diese rabiaten weiblichen Sanskulottenscharen ihre patriotischen Orgien begehen, dann brach das Gewitter über sie los. Sie waren neuerdings in langen Hosen, Pistolen am Gürtel und die rote Mütze auf dem Haupt herumgestrichen und suchten auf den Wochenmärkten die Marktweiber für diese Tracht zu begeistern. Die mißmutigen Händlerinnen, nicht faul, erwiderten mit schlagenden Gegengründen. Die rotbemützte Präsidentin und die andern Vorstandsdamen erhielten reich bemessene Prügeltrachten, im Nu gab es eine Keilerei zwischen 5- bis 6000 Frauen, die sich so ineinander verbissen, daß man sie kaum auseinanderbrachte; im Klublokal setzten sich die wilden Szenen fort. — Wie man sich schon seit Monaten herumgezankt hatte, ob auch die Frauen die dreifarbige Kokarde tragen sollten, müßten, dürften, wo und wie, ob sie Bukettchen daran heften, ob sie sie in die Taschentücher sticken dürften — die Geheimpolizei konnte sich in Berichten darüber nicht genug tun —, so kam jetzt über einer Art Toilettenfrage der große Krach.

Die Gründe lagen natürlich tiefer. Die revolutionäre Regierung konnte nicht zusehen, wie in die ohnehin ganz unsichere Stimmung der unteren Volksschicht neue Gärungsstoffe hineingetragen wurden. Diese Massen der Krämer- und Gemüsehändlerbevölkerung, die von der Hand in den Mund lebte, warteten immer noch auf den sichtbaren Gewinn aus der Revolution. Ihre Buden standen leer, der Einkauf verteuerte sich, der Verkauf stockte, die reichen Käufer fehlten. Was war aus den Aristokraten geworden, die für ihre Bälle die Tafeln und Räume früher so verschwenderisch mit Blumen geschmückt hatten! Schon pfiffen die Marktweiber darauf, Bürgerinnen genannt zu werden. Die revolutionäre Begeisterung schien zu verglimmen, man fing an, sich nach der alten Zeit zurückzusehnen, und die von dem Konvent unterdrückte Geistlichkeit gewann insbesondere bei den Frauen wieder mächtig an Einfluß. Da griff die Regierung summarisch ein. Als Berichterstatter über den großen Auflauf und das ganze Treiben des Jakobinerinnenklubs stellte der Abgeordnete Amar im Nationalkonvent den bündigen Antrag: „Politische Frauenvereine, wie sie auch heißen mögen, sind verboten." Merkwürdig vernünftig war trotz einiger Übertreibungen die Begründung, mit der Amar seinen Antrag einführte. Mit der ganzen Frauenfrage setzte er sich auseinander, über Rousseau hinausgehend wies er den Frauen einen herrlichen Anteil an Pflichten und Rechten zu, empfahl ihnen auch durchaus, sich zu politischem Urteil nach und nach zu erziehen, schloß aber staatsmännisch mit Worten, die an Frau Roland erinnern: „Erwägen wir doch, daß die politische Erziehung der Männer noch im Morgengrauen liegt, daß noch nicht alle Grundsätze entwickelt sind, daß wir das Wort Freiheit erst stammeln. Wieviel weniger sind die Frauen über die Grundsätze aufgeklärt; ihre Erziehung ist ja gleich Null. Der Hitze der öffentlichen Debatten überliefert, würden sie ihren Kindern nicht Liebe zum Vaterland, sondern Haß und Vorurteile einpflanzen." Der Rede Amars folgte ein kurzes, geistreiches Wortgefecht; ein Federstrich, und die politischen Frauenvereine von ganz Frankreich waren aufgelöst. Die Schwadron rotbemützter Jakobinerinnen versuchte noch einen Sturm auf den Gemeinderat. Aber dort dröhnte es ihnen aus dem Sitzungssaal entgegen: „Sollen wir vielleicht die Kinder stillen? Macht, daß ihr heimkommt, und bleibt, was ihr seid!"

Selbstverständlich war der Einfluß der Frauen damit keineswegs vernichtet. Es ist aber schon gar oft erzählt worden, welche Rolle man sie bei den patriotischen Festen spielen ließ, wie Frauen als Göttinnen der Vernunft, als Priesterinnen des höchsten Wesens, der Freiheit, der Gleichheit usw. in den Mittelpunkt der revolutionären Kulte gerückt wurden, was für Sibyllen und dunkle Prophetinnen zu doch nur recht flüchtigem Einfluß gelangten. Später, zur Zeit des Direktoriums, verschwand das emsige Frauenstreben ganz. Die Frauen wurden in die alten, nur neugeformten Sitten zurückgeworfen, und schließlich sicherte Napoleon der gegnerischen Entwicklung auf lange Zeit hinaus den Sieg.

Digitized by Google

... Dinge zwischen Himmel und Erde ...

Von Dr. Immanuel Otto

Es gibt eine Wissenschaft von diesen Dingen: die „Geheimwissenschaft". Die Bezeichnung scheint einen offenbaren Widerspruch in sich zu bergen. Versteht man doch allgemein unter dem Ausdruck „Wissenschaft" die geordnete Einheit aller gesicherten Ergebnisse und Erkenntnisse, die sich durch möglichst weitgebrachte Klarheit zur Verbreitung eignen. Ja noch mehr: seit der französischen Revolution, kaum jemals vorher, verbindet man immer deutlicher mit diesem Begriff ein Gewebe von Erkenntnissen, die nicht bloß verbreitbar sind, sondern auch zum allgemeinen Besten der Menschheit verbreitet werden sollen. Die niemals vorher geahnte Entfaltung der angewandten Naturforschung im 19. Jahrhundert mit ihren tief in das Leben des Alltags eindringenden Schöpfungen hat am meisten dazu getan. Wenn Alexander von Humboldt mit seinem für solche Fragen besonders geschärften Blicke schon in den vierziger Jahren sagen konnte: „Die Wissenschaft wird eine Großmacht (Puissance)", so entspricht es heute völlig der Wahrheit, wenn man sie geradezu als die Großmacht der Gegenwart bezeichnet. Man braucht auf die wirklich märchenhaften Erfolge der gegenwärtigen Technik und Medizin nur hinzuweisen. All das ist geworden und ist groß geworden dadurch, daß jahrhundertelanges Mühen die geistigen Hilfsmittel der Forschung reinlich und sauber entwickelt hat; und das hatte nur geschehen können, indem alles Unbekannte, Schwankende, Gefühlsbetonte zuerst ängstlich, später gewissenhaft, dann unbarmherzig ausgeschaltet wurde. Ob es notwendig war, dem toten Löwen noch den gewissen Fußtritt zu versetzen, wollen die nachfolgenden Betrachtungen bescheiden zur Erörterung stellen. —

Daß Wissenschaften also nichts „Geheimes" enthalten dürfen, lehrt ihre Entwicklung — oder richtiger — die gegenwärtige, volle Höhe der Entwicklung. Nach Goethes tiefem Wort soll man aber von 2000 Jahren Entwicklung Rechenschaft geben können, will man als „Gebildeter" urteilen. Und man braucht in Europa kaum eine so lange Zeit zurückzugehen, um zu erkennen, wie innig sich klare Wissenschaftsbegriffe mit geheimgehaltenen Kenntnissen verbinden. Alle Erkenntnis liegt im Anfang der Gesittung bei den Priestern, denen zunächst allein übersinnliche Lehren zur Verbreitung anvertraut sind. Bei den Ägyptern, Indern, wahrscheinlich auch bei den Hebräern und Etruskern sind deshalb im Uranfang die Priester im Besitze des gesamten Wissensinhaltes der Zeit. Es soll hier nicht entschieden werden, ob diese Kaste nur den langsam durch Anhäufung von Erfahrungskenntnissen zustande gebrachten Schatz behütet, den sie selbst also nicht gehoben hat und sich bloß anmaßt; oder ob ihnen nicht eine höhere, uns Gegenwartsmenschen völlig unbegreifliche Eingebung den ersten folgenschweren Weg ins Land der Erkenntnis erleuchtet hat: ein Amt und ein Geschenk. Wie sonst häufig erkennt man auch hier bei den ausgesprochenen Vertretern der Geheim- und Naturwissenschaft den streng gegensätzlichen Standpunkt. Die Geschichte der Kultur, besonders die Geschichte der Wissenschaften, läßt alle Erkenntnisse aus dem mühsamen Anhäufen und Anordnen zufälliger Sinneswahrnehmungen entstehen. Sogar der Mathematik — bei Descartes das unantastbare Überzeugungsmittel aller Gottesbeweise, bei Kant noch das einzige unbedingt Wahre, die Ausstrahlung Gottes in die Sinnenwelt — auch ihr hat der geschichtliche Sinn des 19. Jahrhunderts den geheimnisvollen Glanz genommen. Sie entstammt, wie alle übrigen Wissenschaften, dem Bedürfnisse, der Not. Im Gegensatze hierzu lassen die Vertreter der Geheimlehre die Wissenschaften in hoher, vollständig ausgeprägter Reife beginnen. Bald wird hervorragenden Menschen, bald einem ganz nebelhaft verschwundenen Volke (den Atlantiden) diese hohe kulturschöpferische Begabung zugesprochen. Einige Schriftsteller gehen sogar soweit, daß sie den jetzigen Stand der Wissenschaft nur als erblichenen Abglanz, als die geretteten Trümmer eines zerborstenen uralten Bauwerkes bezeichnen. Besonders hat sich Gotthilf Heinrich Schubert in seinem heute schon vergessenen, sehr lehrreichen Werke „Die Nachtseiten der Naturwissenschaften" bemüht, diesen Gedanken nachzuweisen.

Der merkwürdige Gegensatz wurde nur erwähnt, um die Verschiedenheit der Lehrarten zu zeigen, nicht aber um seine Richtigkeit unbedingt zu behaupten. Im Eingange der ganzen Darstellung sollte dieser Gegensatz als Beispiel dartun, daß alle sogenannten Geheimwissenschaften eigentlich die gleichen Fragen verfolgen wie die heutige Wissenschaft, aber mit gegensätzlich gerichteten Hilfsmitteln. Man darf nicht kurzweg sagen: die Gegenwart arbeitet induktiv, der Irrtum und die Vergangenheit hätten sich im Deduktiven verfangen. Heute arbeitet die Erkenntnislehre noch immer deduktiv, und sicher haben die Geheimwissenschaftler induktiv gearbeitet, ehe noch die Naturwissenschaften gelernt haben,

Digitized by Google

diesen mächtigen Hebel anzusetzen. Die Geheimlehren wollen Aufschlüsse geben über die ganze Welt und über jede einzelne Erscheinung in ihr. Die heutige Naturforschung will nichts anderes. Daher haben sich auch von der Geheimlehre Wissenschaften abgezweigt, die später von der Naturwissenschaft in ausschließlichen Schutz genommen wurden und heute selbständig und selbstherrlich auftreten. So war es bis tief in die kopernikanischen Zeiten hinein selbstverständlich, die Astronomie nur als Hilfswissenschaft der Sterndeutung anzusehen. Die Astronomie lieferte die Gesetze, die Instrumente und die wissenschaftlich genauen Rechnungsbehelfe, mit denen ein zuverlässiges Horoskop gestellt werden konnte. Kepler äußert noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts, mitten unter den Entdeckungen Galileis, häufig den Wunsch, man möge seinen Untersuchungen Gerechtigkeit zuteil werden lassen, auch wenn sie mit der Sterndeutung nichts zu tun hätten. Claudius Ptolemäus, der bedeutendste Systematiker dieses großen Zweiges der Geheimlehre, war eigentlich Astrologe. Ohne ihn wäre trotzdem die Entwicklung der Astronomie unmöglich gewesen. So haben auch Alchimisten des Mittelalters und der Frührenaissance einen mächtigen Besitz von Erfahrungskenntnissen zustande gebracht, ohne den die begriffliche Bearbeitung der Chemie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nie hätte unternommen werden können. Sie haben Säure und Lauge geschieden, haben den Begriff des Salzes zu umschreiben begonnen, und in ihren planetarischen Zeichen für die wichtigsten chemischen Körper kann man nichts weniger als die ersten Versuche einer chemischen Bezeichnungsweise im Mittelalter erblicken — die ersten, aber wichtigen Schritte in ein Gebiet, das erst die Mitte des 19. Jahrhunderts zu bewältigen vermocht hat.

Einsichtige Geschichtsforscher haben diesen Anteil der Geheimwissenschaft an der Naturforschung und damit auch an der heutigen Gesittung und Weltauffassung niemals geleugnet. Wenn man zugeben will, daß die Geheimlehren nicht vielleicht *ohne* Methoden arbeiten, vielmehr nur nach einer ungewohnten, gegensätzlich gerichteten, so wären ja zwei Gründe gegeben, sie kulturell ernst zu nehmen. Daß das nicht geschieht, muß seine besonderen Ursachen haben.

Die erste ist handgreiflich, liegt aber allzu frei an der Oberfläche. Was man so im allgemeinen über diese Dinge zu hören bekommt, stammt aus unlauterer, unsauberer Quelle, ist verfälscht und — von jeder Seite angesehen — unrichtig. Später wird gezeigt werden, daß die Geheimlehren die Beherrschung eines ausgedehnten Wissens nur an zweiter Stelle, zunächst aber eine ganz bestimmte Sinnesart voraussetzen. Wo der neuere Wissenschaftler mit der vollen Wucht des Versuches und des Beweises überzeugen kann, dort steht dem Geheimwissenschaftler nur der Weckruf an reine, hochmenschliche Gemütskraft zu Gebote. Da niemand weiß, was sich hinter den Stirnen verbirgt, konnte durch Jahrhunderte hindurch jener Mißbrauch geistiger Werte getrieben werden. Denn auch hier wiederum zeigt sich die vorhin beschriebene Gegensätzlichkeit sehr deutlich: der Naturwissenschaftler verlangt von seinem Jünger oder von jenen, denen er in irgendeiner Weise dient, keine Höherstimmung des Gemütes — das Herz kommt niemals in Frage; aber schwierig und mühsam ist der Weg der Wahrheitsfindung. Dem Jünger der Geheimlehren dagegen stehen Gesetze und Tatsachen *scheinbar* viel weniger mühsam zur Verfügung. Er beschreibt die Eigenart der chemischen Stoffe ohne Wage, die Einwirkungen der Himmelskörper ohne das Spektroskop. Aber ein schwerer Entschluß wird von ihm gefordert: Der Weg seiner Erkenntnis führt über die Brücke der sittlichen Reinheit. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß so oft Menschen auftreten, die die vergleichsweise geringe Anzahl geheimwissenschaftlicher Lehrsätze auf irgendeinem Nebenwege kennen gelernt haben und nun, von keiner Gegenvorstellung beängstigt, verfälscht und verderbt weitergeben. Durch diese Leute, Jahrmarktsastrologen, Berufsgeisterseher und taschenziehende Taschenspieler sind die Geheimlehren, in denen sich höchste Reinheitssehnsucht mit stärkstem Wahrheitswillen verbinden, geschändet, bis zur Unerkennbarkeit entstellt worden.

Nur zwei Beispiele statt vieler. Die Aufgabe der Alchimie war nicht: „Gold zu machen", wie man heute noch immer hören kann, sondern einen Stoff zu finden, der irgendeinen Naturkörper in einen beliebigen anderen, also auch in Gold, verwandle. Man kann dieses Problem heute als unerfüllbar abweisen. Seinem tiefsten Inhalte nach ist es aber ebenso streng wissenschaftlich wie z. B. die Weltformel des La Place, die für jede Zeit und für jeden Ort das eintretende Ereignis voraussagen will. Das sittliche Problem nun, zu dem der wahre Alchimist verhalten war, war ein zweifaches: erstens die „Panacee" zu finden, das Heilmittel, das die „brefthafte" Kreatur von jeder Krankheit befreit; und zweitens sich selbst in Gold zu verwandeln, das heißt zum vollkommen geläuterten Menschentum aufzusteigen („Christus als Alchimist"). Nur dem sittlich vollkommen Gewandelten gelang das „große Werk" („magnum opus"). Die Goldmacherei mit all ihren häßlichen und trüben Geschichten ist ein willkürlich herausgerissenes Stück des ethisch groß gedachten Systems, das selbstverständlich im Spott der späteren Jahrhunderte kläglich enden mußte. — Ein weiteres Beispiel führt in ein Gebiet, das ein anständiger Schriftsteller kaum recht zu streifen wagt. Es ist das Wahrsagen aus den Karten. Auch dieser unsaubere Erwerb war einmal nichts anderes als ein Behelf im Suchen der Wahrheit. Die Karten waren Merkblätter, die dem Jünger der Geheimwissenschaften die

Digitized by Google

wichtigsten Zusammenhänge in den natürlichen und menschlichen Dingen in sinnvoller Darstellung vor Augen führten. Sie trugen die Zeichen der Gestirne, deren Wirkungsstrahlen alles Irdische beeinflussen, wiesen Zahlen auf, mit denen bestimmte Artungen des seelischen Verhaltens durch Merkformeln verknüpft waren, und beleuchteten durch Sinnbilder die Schichtung der Gesellschaft. Eine solche Zurückführung aller Schicksalsvorgänge auf ihre letzten Wurzeln im Natürlichen, im Seelischen und im Gesellschaftlichen enthält nichts Unwissenschaftliches. Auch der Versuch ist nicht unwissenschaftlich, aus für wahr gehaltenen Keimen des Schicksals seinen nächsten Verlauf zu bestimmen. Der wahre Gehalt ist jetzt vergessen; geblieben sind die grobe Täuschung, der Betrug und im günstigsten Falle eine recht harmlose, auf die Auswirkung der niederen Seelenkräfte gestellte Zerstreuung.

Die zweite Ursache für die Unterschätzung der Geheimlehren liegt tiefer. Ihr letztes Ziel ist, den Zusammenhang des Menschen mit dem Weltganzen festzuhalten und zu vertiefen. Ein solches Unterfangen wäre ohne die feste Stütze einer Weltansicht sinnlos. Darum verbirgt sich auch hinter den unschuldigsten Vorschriften der Geheimlehre stets jene Beziehung. Man kann weder die Astrologie noch die Alchimie betreiben, ohne eine bestimmte Einstellung des Seelischen und des Charakters. Die Alchimie macht sogar das Gelingen ihrer scheinbar rein naturwissenschaftlichen Versuche hiervon abhängig. Welche Weltansicht gemeint ist, braucht kaum gesagt zu werden. Es gibt eine Stammwurzel aller Religionen und somit aller Weltansichten. Die letzte große Äußerung des welterlösenden Gottesbewußtseins, das Christentum, spricht ihr Wesen am schlichtesten aus. Die Naturforschung aber ist seit reichlich zweieinhalb Jahrhunderten bemüht, diese Vorstellungsreihen vollständig aus ihrem Suchen zu entfernen. Die großen Naturforscher früherer Jahrhunderte waren sich dagegen der Notwendigkeit eines rein geistigen Bekenntnisses immer bewußt. Aber wohl seit La Place ist es üblich geworden, die Frage als bedeutungslos und in der schärferen Zuspitzung der Gegenwart als zu gefährlich anzusehen. Von der heutigen Welt ist daher ein liebevolles Versenken in die Denkweise der Geheimlehre kaum zu erwarten. Es fehlt an der Schulung des Geistes, an entgegenkommender Gesinnung und darum an Duldsamkeit. Man muß es mit Dank begrüßen, daß wenigstens die Geschichte dieser Geistesrichtung in den letzten Jahrzehnten wesentlich weiter gebracht worden ist.

Es wäre nun sehr leicht, die Berechtigung der Geheimwissenschaften nachzuweisen, wenn man Tatsachen aus den Grenzgebieten des menschlichen Seelenlebens zum Beweise anführen wollte. Diese Dinge sind aber noch nicht bis zur abschließenden Höhe entwickelt, obwohl, der Zahl nach, in erdrückender Menge verfügbar, und es ist auch nicht der Zweck dieser Zeilen, von hier aus Anhänger zu gewinnen. Die Berechtigung dieser Geistesgebiete kann auf anderem Wege dargetan werden.

Die Seelenforschung der Gegenwart nimmt an, daß der ganze Inhalt des Bewußtseins aus der Außenwelt stamme, daß aber auch die Art, *wie* die Seele sich auf das äußerliche Erlebnis einstelle, das ganze Gefüge des seelischen Erfassens bestimme. Da sie nur die Erfahrung gelten läßt, lehnt sie also zweierlei Formen des Auffassens, wie sie Kant gelehrt hatte, unbedingt ab. Auf dem Wege der Erfahrung kommt demgemäß eine Reihe von Denkmitteln, Auffassungsformen zustande, die zwar nicht die letzte Wahrheit in sich bergen, aber doch jeden vernünftig denkenden Menschen verpflichten. Zu ihnen gehören die einfachsten Gesetze der Räumlichkeit, des zeitlichen Ablaufes, der Zahl, der Wirkung aus bestimmter Ursache und noch einige andere. Die von diesem Gerüste getragenen Erkenntnisse werden von den Wissenschaften im allgemeinen als bindend angenommen. Es liegt kein Grund vor, hiervon abzugehen. Man muß nur zugeben, daß es auch Menschen mit andersgeartetem seelischem Gefüge geben kann. Es ist ganz gleichgültig, wie man sie bezeichnet: Medien, Eingeweihte, Initiierte oder „Mahâtmas". Kant hat gelehrt, daß unser Erkenntnisapparat bloß ein Mittel sei, um aus dem weiten Meer der Erfahrung zu schöpfen, daß er sozusagen das Netz liefert, aber nicht die Fische. Die Geheimwissenschaften lassen nicht ab, zu behaupten, daß einzelne Auserwählte einen Erkenntnisapparat besitzen, der mehr leistet, als Kant gelten lassen wollte. Diese Menschen können aus ihrem eigenen seelischen Reichtum heraus allgemeingültige Aussagen machen, die weit über ein bloßes Verhältnis von Formen und Beziehungen hinausgehen. Sie sind tiefer mit der Natur vereinigt als das normale Bewußtsein. So wie dieses die reine Wahrheit aussagt, wo es Mathematik betreibt oder Geometrie oder die Grundfragen der Mechanik und Logik, so gibt es eben auch Einzelwesen, die Wahrheiten über den Zusammenhang des Menschenlebens mit dem Naturweben aussagen dürfen. Diese Menschen haben die wissenschaftlichen Voraussetzung der Astrologie, der Alchimie und ähnlicher der Erfahrung vorausgreifender Geistesgebiete geschaffen. Das Vorhandensein von Einzelmenschen mit übergreifendem Bewußtsein, mit hochgesteigertem Sinnesleben und überragendem Verstande ist sichergestellt. Weshalb will man ihnen nun das Recht nehmen, ihre besonderen Erlebnisse in besondere wissenschaftliche Gebilde umzuformen?

Es ist allerdings eine andere Frage, ob die derartig zustandegekommenen Erkenntnisse in das große und feste Gefüge der historisch entwickelten Wissenschaften eingereiht werden können. Wahrscheinlich nicht. Aber man sehe

Digitized by Google

zu, daß man sich nicht von einem Begriffe die Hand binden lasse. Die Frage des Pilatus kehrt immer wieder. Auf vieles vermögen die Wissenschaften Antwort zu geben — eines lassen sie unerörtert: das Schicksal. Die Geheimwissenschaften sind der Ausdruck der echten Sehnsucht, auch diese Fragen in wissenschaftlicher Form zu beantworten. Wissenschaft entsteht durch das Aufeinanderwirken eines bestimmten Erkenntnisapparates auf eine gesetzmäßig erscheinende Umwelt. Bei den wahren Vertretern der Geheimwissenschaften ist beides von der allgemeinen Grundform verschieden. Sie arbeiten mit einem hochgesteigerten Aufnahmeorgan für Sinneseindrücke und empfangen eine andere Seite, andere Ausschnitte aus den leuchtenden und tönenden Mitteilungen des Weltganzen. Nur jene, denen sich wirklich eine andere Seite des Naturlebens (eben — „Die Nachtseite der Naturwissenschaft") enthüllt, nur jene, denen andersartige Formen des Erkennens zu Gebote stehen, brauchen gehört zu werden. Justinus Kerners „Seherin von Prevorst" zeigt den reinen Typus eines auf die Nachtseite vollständig abgestimmten Bewußtseins; Swedenborg entfaltet in seinen vierzig Bänden naturwissenschaftlicher, technischer und theologischer Untersuchungen ein Wissen, eine Arbeitskraft und ein Durchdringen, das durch die Annahme eines vom Typus abweichenden Bewußtseins, wenn überhaupt, noch am ehesten verständlich wird.

Am schärfsten, oder wenn man einen heute beliebten Ausdruck zulassen will, am schneidigsten hat gegen die dunklen, geheimnisvollen Richtungen der Erkenntnislehre Kant gekämpft. Die Streitschrift gegen Swedenborg aus seinem jüngeren Mannesalter zeigt die Stellung noch ganz unverhüllt. Die rein wissenschaftlichen Schriften der späteren Zeit beschäftigen sich mit ihnen kaum; gewissermaßen, als wäre der Gegenstand der ernsten Untersuchung überhaupt nicht würdig. Nur in seinem religions-philosophischen Hauptwerk, der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", wird der alte Streiter noch einmal lebendig. Daß er sich gerade hier bis zu kaum verhaltenem Grimme verleiten läßt, ist um so merkwürdiger, als er doch bemüht war, jetzt der Religion und nicht der Naturforschung den festen Unterbau des begrifflichen Gerüstes zu geben. Da Kant seinem tiefsten Innern nach durchaus religiös gestimmt war und die befruchtende Einwirkung des Gemütes im Kampfe der sittlichen Kräfte (mit Luther) sehr wohl schätzte, so ist seine harte, gelehrtenhafte Ablehnung anders zu erklären. Er gedachte wohl, die Religion durch Gründung auf Vernunftgesetze und durch die Ausschaltung aller übersinnlichen Beweismittel bei den Mächtigen des Geistes annehmbar zu machen. Überdies durchzieht sein ganzes Schaffen eine einzige große Absicht, die man im Rahmen dieser Betrachtung geradezu als die Festsetzung des Normalbewußtseins bezeichnen darf. Darin liegt auch seine geschichtliche Sendung. Wie wenig Kant berechtigt war, die vielfältige Welt des Übersinnlichen, oder richtiger der übersinnlichen Erscheinungen, einfach abzulehnen, beweist die Stellung seines großen Nachfolgers Schopenhauer. Dieser hat nicht bloß sein ganzes Leben hindurch den magischen Erscheinungen vollste Aufmerksamkeit geschenkt, sondern er hat auch den ganzen Aufbau der Kantschen Sittenlehre wegen ihrer Unterschätzung einer Gefühlstatsache, des Mitleides, völlig verworfen.

So wenig die Entwicklung der Naturforschung nach Kants Tode gesonnen war, sich mit seinen schwierigen Lehren im einzelnen auseinanderzusetzen, so hat sie doch im Laufe der Geschichte seine Folgerungen tatsächlich unterschrieben. Die herrschende Stellung der Entwicklungslehre, der verheißungsvolle Aufstieg der Tierpsychologie auf der einen, die geschlossene Durchführung des Einheitsgedankens in der Physik und Chemie auf der anderen Seite, machen das Fassen übersinnlicher Vorgänge und den Glauben an das Eingreifen solcher Gewalten immer schwieriger. Wer Tiefe und Kraft des Glaubens nicht besitzt, kann heute wirklich durch nichts anderes mehr widerlegt werden als durch Tatsachen. „Fügung, Lenkung", diese alten biederen Worte, klingen nur mehr als hohler Schall in der Brandung der mechanischen Natur- und Weltansicht. Die Tatsachen, die heute schon zu Gebote stehen, sind doch nur den wenigsten bekannt. Sollte man einmal mehr von ihnen wissen, dann werden sich gewiß Forscher finden, die sie unbedenklich der mechanischen Naturansicht einreihen. Ja, vielleicht harrt dieser so ganz auf das Mechanische und Technische gestellten Zeit das sonderbarste Widerspiel der Geschichte: vielleicht bekommt sie noch Erscheinungen zu Gesichte, die sie überhaupt nicht mehr zu deuten vermag. Eingesponnen in ein dichtes Netz erklärender Lehren wird dieses Geschlecht vielleicht von fremden Dingen vernehmen, die sein ganzes Handeln von der Tiefe her erschüttern könnten. Aber die Lehre von den übersinnlichen Erscheinungen, von den Erscheinungen über der Schwelle des Bewußtseins, von den Erscheinungen für hoch erregte Sinnesgebiete ist noch lange, lange nicht so weit entwickelt. Nur die Geschichte könnte dem hartnäckigen Zweifler einen kräftigen Einwand entgegenstellen.

Vorhin wurde angedeutet, daß zwei mächtig aufblühende Wissenschaften aus dem Schoße der Geheimlehre entstiegen sind. Nun darf hinzugefügt werden, daß auch bedeutende Geister, Pfadfinder auf ihrem Gebiete, zeitlebens mit ihr verknüpft geblieben sind. Man denke an Pythagoras, den Begründer der mathematischen Naturansicht und der allgemeinen Wellenlehre, an Johannes Kepler, den großen Astronomen und ersten bewußten Vertreter der induktiven Naturforschung, an Paracelsus, den großen Chemiker, Natur-

Digitized by Google

forscher und Schöpfer der neueren, auf Erfahrung und auf Versuchen aufgebauten Heilkunde. Das naturwissenschaftliche Werk des Swedenborg ist eben im Erscheinen begriffen und wird ihn nicht bloß als vielseitigen Techniker und Physiker zeigen, sondern auch als Vorkämpfer der molekularen Auffassung, der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung, und als Meister einer feinen und geradlinigen Beobachtungskunst. Von großen Künstlern, die der Geheimlehre ergeben waren, seien Goethe genannt und Leonardo da Vinci. Der Dichter ist bekannt durch seine bedeutungsvollen naturwissenschaftlichen Leistungen auf so manchem Gebiete; der gewaltige Maler, einer der größten Naturforscher seiner Zeit, erscheint, den neuesten Veröffentlichungen (z. B.: den trefflichen des Technohistorikers Feldhaus) zufolge, als der erste große, streng wissenschaftlich arbeitende Techniker der Geschichte. —

Die Wissenschaft wird trotzdem alle diese Fragen weiter ablehnen, wie sie die Seherin von Prevorst und Immanuel Swedenborg abgelehnt hat. Solange sie hierbei nicht ausfällig wird, bleibt ihr solches Verhalten unbenommen. Denn das allgemein für die „Forderungen des Tages" schaffende Bewußtsein der Menschheit (das „Tagbewußtsein") ist für den Ablauf des Lebens und für die Bewältigung des Schicksals so zweckvoll eingerichtet, daß es ganz wohl beanspruchen darf, allein als Maßstab aller Werte und darum auch der Wahrheit zu gelten. Das Christentum entscheidet anders. Wie es alle zur Gotteskindschaft beruft, so spricht es auch (allerdings nicht mit Worten) aus, daß alle befähigt und daher verbunden sind, am erweiterten Bewußtsein teilzuhaben. Die Offenbarung des Johannes ist die bildhafte Darstellung dieser Abhängigkeit und ihrer Wirkungen; Swedenborg hat die Gesetze dieses übergreifenden Bewußtseins an der Hand der heiligen Schriften aufgezeichnet. Mit Fechner hebt, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, eine Richtung an, die, in ihren Folgerungen stark von Swedenborg beeinflußt, den Anschluß an die strenge naturwissenschaftliche Denkweise anstrebt.

Zu den vielen Erfahrungstatsachen, die nur dem höher erregbaren Sinnenleben zum Bewußtsein kommen, zählt auch die Schwingungsweise der Wünschelrute. Nach den kürzlich erschienenen, gedruckt vorliegenden Protokollen über ihre Wirkungsweise ist an der Wahrheit der Tatsache nicht zu zweifeln. Die Erscheinungen erfolgen so scharf und so gesetzmäßig, daß z. B. Graf Karl von Klinckowström, wohl einer der besten jetzt lebenden Kenner der Frage, sie von nun an der reinen Naturwissenschaft eingeordnet wissen will. Mit Recht, wenn er alles gesetzmäßig Eintretende als Gegenstand der Wissenschaft bezeichnet; nicht ebenso unbedingt, wenn er das Einwirken der Umwelt auf das sensitive höhere Bewußtsein schlechthin mit der Einstellung des Normalbewußtseins in eine wissenschaftliche Richtung zusammenfallen läßt. Aber trotzdem zeigt die so streng und doch so maßvoll durchgeführte Untersuchung der Wünschelrutenerscheinungen neue Wege. Man beginnt, die Tatsachen der sensitiven Zone des Bewußtseins (der Nachtseite der Naturwissenschaft) zu würdigen. Bald wird die Erforschung der Strahlen und Strahlenfamilien so weit gediehen sein, daß es nicht mehr zum naturwissenschaftlichen Anstande gehören wird, über Reichenbach und sein Od zu lächeln. Dann werden sich wohl die Wege scheiden und die Geheimwissenschaften werden ein bescheidenes, aber nicht mehr bestrittenes Sonderdasein führen. Will die Naturforschung aber auch hier neue Rechte antreten und als Behüterin der Wahrheit genommen werden, dann muß sie sich jener genügend bekannten, bequemen Lebensklugheit entschlagen, die man heute als das neuartige Ergebnis ihrer Methode verkündet. Dann greift sie die Frage des Pilatus auf, beschränkt ihr Feld nicht mehr auf die Schule und arbeitet mit ihren Lösungen an der Bezwingung des Schicksals.

Auf den Schatten einer Frau

Von A. C. Philippe Comte de Caylus
(1692—1765)

Von deiner Reize holdem Schein
Stehl' ich die Formen mir, die süßen.
Kein Schatten kann so glücklich sein
Wie der euch folgt, euch kleinen Füßen.

Ob Dunkelheit auch mein Geschick, —
Welch Glück würd' andern es verstatten.
Doch ach! des armen Schattens Glück
Ist leider nur des Glückes Schatten.

(Deutsch von Franz Vallentin)

Digitized by Google

Das Schloß in Altenmuhr

Novelle von Sophie Hoechstetter

Der Sieur Jaime Maria de Clarence, ein Emigrant von Distinktion und Mitteln, ein Verehrer der schönen Künste und Mann von Welt, hatte eine besonders herzliche Aufnahme am Hofe des letzten Markgrafen von Ansbach-Bayreuth gefunden. Karl Alexander, dem das Fürstentum Bayreuth durch Erlöschen der dortigen Linie zu seinem Besitz zugefallen war, gab gerne seinem Hofe den Charme, der in der Gegenwart von ausgezeichneten Personen fremder Kulturstaaten liegt.

Die große Tragödin Hippolyte Clairon, die ihre heimatlichen Triumphe aufgegeben hatte, um immer dem kunstsinnigen Fürsten mit ihren Talenten, ihrem Herzen, ihren großen Affekten nahe sein zu können, spielte noch die Phädra des göttlichen Racine in dem schönen Konzertsaal des Ansbacher Schlosses. Eine Britin, Elizabeth Lady Craven, gleich hervorragend durch Rang, Welt und das düstere Schicksal einer zerbrochenen Ehe, aus der sie Keppel, ihren Sohn, gerettet, eine Britin also, umgürtet mit dem Stolz ihrer Nation, begabt mit zielbewußtem Willen, war ein neues Gestirn, das kurz vor des Sieur de Clarence Ankunft über Ansbach aufgegangen.

Erst auf vieles Drängen des regierenden Herrn hatte Lady Craven ihre nahe dem Friedhof gelegene interimistische Wohnung aufgegeben, die weder für eine Britin komfortabel genug erschien, noch wegen der melancholischen Umgebung das Herz einer schon vom Schicksal tief verwundeten Dame erfreuen konnte. Vor kurzem also erst war sie zu bewegen gewesen, das Prinzenschlößchen zu beziehen. Dieses in einem ummauerten Terrassengarten liegende Gebäude war, wie die Dichtung eines Landeskindes besagte, für den letzten Erbprinzen „zu seiner Ergetzung auf rauher Höh'" erbaut.

Die rauhe Höhe konnte man selbst bei bequemster Gangart in sechs oder acht Minuten von der Talsohle, beziehungsweise dem markgräflichen Residenzschloß aus erreichen — nicht zu reden davon, daß die Tochter des stolzen Albion diesen Weg nur in einer Portechaise oder im Hofwagen zurückzulegen hatte.

Nun wohl, in dieser Residenz war Verständnis für Emigrierte. Ein Vorfahr des Markgrafen hatte die Flüchtlinge der Bartholomäusnacht aufgenommen. Es war hier auch jetzt Asyl für Mitglieder der großen Nation — und diesmal kam aus den Stürmen der Revolution des königlichen Frankreichs schöne Blüte: die vertriebenen Notabeln des Landes vom heiligen Ludwig. Es waren ihrer mehrere, die Aufnahme gefunden. Am meisten Sensation aber erregte am Hofe ins Ansbach, wie schon gesagt, Jaime Maria, Sieur de Clarence.

Er kam von weiten Fahrten. Er war aus Paris geflohen nach dem traurigen Tod Ihrer Majestät der Königin, hatte unter erschrecklichen Gefahren den Hafen von Marseille erreicht und von dort aus Neapel. Hatte in Rom selbst dem heiligen Vater Bericht erstattet von den schauerlichen Vorgängen, die Paris bewegten, war dann in der Republik Venedig verweilt und über die Alpen gezogen.

Markgraf Karl Alexanders Gesandter bei der Republik Venedig hatte den Sieur de Clarence hingewiesen auf die Gastfreundschaft des Ansbachschen Hofes. Und so konnte der Sieur die neuesten Zeitungen aus Venedig bringen, wohin ja immer noch die Missetäter aus der Markgrafschaft als Galeerensklaven verschickt wurden.

Der Sieur de Clarence war dreißig Jahre alt und der letzte seines Stammes. Gewiß, die Familie blühte noch in einer anderen Linie und besaß noch das Schloß an der Loire, von dem sie ausgegangen. So fühlte der Markgraf (sans comparaison gegen sich selbst) eine leise Ähnlichkeit mit dem Sieur: auch der Markgraf war der letzte seiner Familie, deren anderer Zweig in Preußen herrschte, ausruhend auf der Glorie des Großen Friedrich, dessen arme Schwester Friederike Luise die Mutter Karl Alexanders gewesen war.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Sieur de Clarence, sehr groß, schlank, elegant, mit einem düsteren Gesicht von kühnem Schnitt und melancholischen Augen brachte viel Unterhaltung an den Hof von Ansbach. Er wußte tausend Dinge zu erzählen, und was er verschwieg, war vielleicht noch interessanter. Man ahnte das nicht nur, man fühlte es. Der Reiz des Geheimnisvollen umschwebte den Sieur de Clarence, trotzdem er voll Freimut war und hinsichtlich seiner Geburt, seiner Erziehung und der Realität der Louisdor, die er in Ansbach deponiert hatte, keine Zweifel bestanden. — —

Es war eines Abends, daß alles, was Rang und Geist besaß, sich versammelte zu einem intimen Zirkel im kleinen Musiksalon des Schlosses. Die Markgräfin, nicht alt, nicht jung, verblaßt und etwas kalt, saß tief eingeschnürt in ein mißfarbenes Brokatkleid auf einem der Sofas. Sie schien immer gelangweilt, immer ein wenig fröstelnd, obwohl nun schon der liebliche Mai seine Amorpfeile über den Hofgarten warf, wie ein poetischer Kammerherr sagte. Der Markgraf stand noch immer gerne in der heldenhaften, dramatisch bewegten Pose, in der ihn Antoine Pesne gemalt. Das Pesnesche Gemälde glich ein wenig jenem Porträt, in dem der Künstler den jugendlichen Friedrich II. mit einer ornamentalen Frisur, in Rüstung und Hermelinmantel pomp- und puppenhaft dargestellt hat. Auch das markgräfliche Bildnis war von diesem Pomp erfüllt, und sein Urbild mußte sich Mühe geben, das leise Verkümmerte in den Formen durch den Stolz großer Züge und affektvolle Haltung zu heben.

Lachend also vernahm der Markgraf den Monolog der Phädra, und wer nicht wußte, daß seine königliche Hoheit die Demoiselle Hippolyte Clairon schon nicht mehr zu zählende Male als Phädra hatte sterben sehen, der mußte den Markgrafen für kalt halten. Denn er achtete mehr seiner Pesne-Pose als des Trauerspiels. Die edle Britin, ein wundervolles Perlengeschmeide im Haar, gähnte leise hinter dem Fächer, und wer nicht ahnte, daß sie gewisse Pläne über Hippolyte Clairon hatte, mußte denken, sie nähme keinen Anteil an der Kunst der tragischen Muse.

Die Schauspielerin, hinter der längst die Jugend lag, tat dem Sieur de Clarence irgendwie leid. Er dachte, sie spielt nicht, sie fühlt. Und wie schrecklich ist es, sein Fühlen Zuschauern preiszugeben, denen es nur eine müßige Stunde verkürzt. Und er sprach, wärmer als er es sonst getan hätte, der Tragödin seinen Beifall aus. Das schien dem Markgrafen zu gefallen; er kam gnädig näher und fragte den Sieur de Clarence, ob er nicht ein wenig erzählen wolle. Nicht von den Schreckenszeiten, nein, aus den heiteren Tagen des Hofes. Den Sieur verlangte es gewiß nicht, die Erinnerungen heraufzubeschwören, die ihn lange genug verfolgt hatten, Erinnerungen, in die das teuflische Lied klang:

„Ah, ça ira, ça ira, ça ira,
Les aristocrats à la lanterne."

Er besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Wenn es nicht unbescheiden ist, dürfte ich vielleicht meine Erinnerungen an Cagliostro zum Besten geben."

Der Markgraf war einverstanden, und man gruppierte sich um das Sofa, auf dem in ihrer gewohnten Befangenheit und Farblosigkeit die Markgräfin saß.

„Sie wissen," begann der Sieur de Clarence, „daß der Graf Cagliostro im Jahre 76 aus Frankreich verbannt wurde. Der Grund mag darin liegen, daß er mit dem Kardinal von Rohan befreundet war und nach der Halsbandgeschichte eine Erbitterung gegen alle Rohan-Anhänger herrschte. Ich halte aber, natürlich ohne mich dabei gegen eine andere Überzeugung stellen zu wollen, Cagliostro durchaus nicht für einen Scharlatan, sondern ich weiß, daß er über viele geheime Gaben verfügt. Eines Abends also war Gesellschaft in Trianon, und ich hatte, als zum kleinen Dienst gehörig, die Ehre, anwesend zu sein. Cagliostro schlug vor, einen jener Versuche zu machen, die, wie ich höre, auch gegenwärtig noch von den Anhängern Swedenborgs probiert werden."

Swedenborg — oh gewiß, man wußte von ihm. Erst neulich war ein Gesandter des Herzogs Friedrich von Gotha-Altenburg hier gewesen und hatte den Markgrafen eingeladen, an dem Illuminatenbund teilzunehmen und an Séancen, die alle Gebiete des Geisteswesens und der Beeinflussung Lebender betrafen.

Der Sieur de Clarence, erfreut, Verständnisvolle zu finden, fuhr fort: „An

Digitized by Google

jenem Abend wollte Cagliostro beweisen, daß man einen Menschen in willenlosen Schlaf versenken und ihn dann zwingen könne, seine geheimsten Gedanken, ja vielleicht auch Dinge der Zukunft zu offenbaren.

„Der König, gut gelaunt und kein Gläubiger, forderte den Kardinal von Rohan auf, die Probe mit sich machen zu lassen. Er nahm denn auch Platz auf dem Schlafstuhl, und Cagliostro begann die magnetischen Striche. Wirklich, man sah den Kardinal erblassen und wie von Angst erfüllt vor dem Einschlafen. Ich gestehe, es war ein aufregender Anblick. Und nun geschah etwas, das sich nur erklären läßt mit der Tatsache, daß Cagliostro nicht wußte, wen er vor sich hatte; er war damals nämlich ein völliger Neuling in Paris und der Kardinal von Rohan eben erst zu Besuch eingetroffen. Cagliostro also fragte den Prinzen von Rohan, um dessen geheime Leidenschaft alle am Hofe wußten, außer seiner Majestät selbst, er fragte: ‚Sagen Sie uns, mein Herr, was Sie auf Erden am meisten lieben?'

„Wir alle waren wie erstarrt. Es war ein entsetzlicher Augenblick. Da erhob sich die Königin. ‚Ich halte ein solches Spiel für frevelhaft' rief sie laut und gebieterisch. ‚Wecken Sie den Kardinal!'"

Der Markgraf lächelte. Die Damen lächelten. Eine kleine Stille war. In diese hinein sagte plötzlich die Markgräfin von ihrem Sofa her langsam, zerstreut und wie eine Zeitlose: „Ah, hat man das damals auch schon getan?"

Die Britin wandte sich ab, die Tragödin war in diesem Moment nicht in tragischen Affekten. Der Markgraf hüstelte und nahm seine Pesne-Pose ein.

Und der Sieur de Clarence sprach, sich verbeugend: „Man hat das damals auch schon getan, Königliche Hoheit." Und rasch gefaßt fuhr er fort: „Nachdem also die Königin nicht wünschte, daß derartige Experimente gemacht würden, fragte Cagliostro, ob er jemand die Zukunft sagen solle. Und er bat dazu um einen Spiegel, den er verdunkelte. Ich meldete mich und wurde akzeptiert. Mein Schicksal erregte niemandes Alteration.

„Cagliostro sah in den Spiegel und sagte nach einer Weile, er sähe ein Schloß und einen Spruch — so deutlich, daß er es zeichnen und aufschreiben könne. Dies hat er auch nachher getan. Ich trage das Blatt immer bei mir, denn ich glaube an die Prophezeiungen Cagliostros. Nur — ich habe bis jetzt das Schloß in Wirklichkeit noch nicht gesehen."

„Zeigen Sie uns das Blatt!" befahl der Markgraf.

Und der Sieur de Clarence holte aus seinem Portefeuille ein zusammengefaltetes Stück Papier. Darauf war, skizzenhaft wohl, aber dennoch apart im Detail, ein Schloß früher Renaissance gezeichnet. Es hatte einen seltsam angehefteten Turm und lag neben einem dichten Park.

Darunter stand: Fata viam invenient.

„Das Schicksal wird seinen Weg finden — aber ich habe ihn noch nicht gefunden," sagte der Sieur de Clarence melancholisch.

Der Markgraf starrte das Blatt an. Und dann begann er laut zu lachen. Er vergaß die Pesne-Pose, er geriet in sichtliche Erregung. „Das muß ich auf der Stelle ergründen," rief er aus. Und er befahl: „Pferde. Die besten Renner. Für uns und den Sieur de Clarence. Drei Reitknechte mit." —

Da es eine Soiree gewesen, die freilich schon um fünf Uhr begonnen hatte, sank der Abend, während die Reiter über den Neuen Weg die stattliche Allee nach Triesdorf ritten, und langsam kam der Mond herauf bei dem Trab über schwach hügeliges Land, das ferne Wälder begrenzten. Der Markgraf sprach kein Wort. Aber nachdem man zwei Stunden geritten war, machte er halt und sagte dem Sieur de Clarence, er möge sich die Augen verbinden lassen.

Noch eine Weile, und man saß ab. Dem Sieur wurde die Binde gelöst. Er sah im Mondschein vor sich ein kleines Renaissanceschloß neben einem Park, der scharf umgrenzt im Felde lag. Ein Turm war vorspringend an das Schloß gebaut.

„Ist es das?" fragte der Markgraf.

Und der Sieur de Clarence ahnte, fühlte, sah: das war es.

„Wir wollen hineingehen," sagte der Markgraf und befahl, daß Fackeln entzündet würden und ein Windlicht.

Wie im Traum fühlte sich der Sieur de Clarence.

Seitlich, gegen den Park zu, war der

Digitized by Google

Eingang. Ein Reitknecht hielt die Pechfackel, ein anderer mühte sich mit rostigen Schlüsseln.

Da warf der Sieur de Clarence einen Blick auf das steinerne Wappen über der Tür. „Lesen Sie," sagte der Markgraf.

Unter dem Wappen stand: Fata viam invenient.

Der Sieur erblaßte. Der Rauch der Pechfackel drang in seine Augen. Ob er richtig gesehen hatte?

„Steht es wirklich da? Ich glaubte, dieser Spruch sei nur ein Trostspruch des Cagliostro."

„Es steht da," antwortete Karl Alexander von Ansbach-Bayreuth. „Wir haben es vor Wochen gelesen, aber es war uns nicht ganz im Gedächtnis geblieben. Deshalb sind wir hier, es nachzuprüfen."

Er lachte den leichenblassen Sieur an.

„Dies ist das Schloß von Altenmuhr, die Familie ist tot — es fiel an die Krone. Wir belehnen den Sieur Jaime Maria de Clarence mit dem Schloß, um ihn heimisch zu machen in unseren Landen." — —

Und der Markgraf ließ das Schloß öffnen. Ein dumpfer Kellergeruch kam den Eintretenden entgegen.

„Es soll lustig werden im Schloß von Altenmuhr, kommen Sie, Clarence."

Die Zimmer standen so seltsam leer, trotzdem sie nicht ohne Möbel waren. Die entsprachen nicht dem Baustil des Schlosses. Es waren flandrische und gotische Stücke da und moderne und alte Schränke, Kirchengestühl und dergleichen. Alles stand wirr durcheinander. Und das einsame Windlicht warf lange Schatten, sodaß man die Dunkelheit der Winkel um so größer fühlte.

Sie überschritten eine Galerie, die ein Fenster nach einem Saal hatte. Und dann betraten sie, Stufen hinabsteigend, diesen Raum. Er war sehr lang und nur mit einigen Stühlen im Geschmack Louis quatorze ausgestattet. Ein großer Spiegel war in die Wand eingelassen. Er wurde durch das Windlicht erhellt, und Clarence wunderte sich, wie grün der Spiegel war. Und dann sah er darin den Markgrafen, ohne die Pesne-Pose, lächelnd, voll Bonhomie.

Und plötzlich: es war noch der Markgraf und doch nicht mehr. Aus dem Gesicht im Spiegel sah das Lächeln Cagliostros — ein wenig süffisant, ein wenig mitleidig, und doch wieder mit der flammenden Bestimmtheit in den Augen, die den Sieur in Paris sehr beeinflußt hatte.

Mein Gott, nein, was war das? Er fuhr sich über die Augen, ja vorhin war der beißende Rauch der Fackeln hineingedrungen. Sie tränten ein wenig. Er hatte sich vielleicht getäuscht. Und der Spiegel war nun eine dunkle Fläche.

Von der Türe aus rief der Markgraf: „Nun, sind Sie Narziß geworden, Sieur de Clarence et Altenmuhr?"

⁂ ⁂ ⁂

Der neue Schloßherr von Altenmuhr bekam viel Besuch. Es war die natürlichste Sache von der Welt, daß jene Damen und Kavaliere, welche die Erzählung von Cagliostros Weissagung mit angehört und die wunderbare Zeichnung gesehen hatten, vor Begierde brannten, das Schloß Altenmuhr kennen zu lernen. Lag dies auch nur eine Stunde zu fahren von der Sommerresidenz Triesdorf, man kannte es doch nicht; man liebte es nicht, sich in unwegsamen Wildnissen zu ergehen, wie man die sanfte fränkische Landschaft nannte. Die vie champêtre spielte sich am schönsten in wohlgepflegten, heiteren Gärten ab.

Der Hof befand sich noch nicht in Triesdorf-Trianon. Es stand ein fürstlicher Besuch bevor, den man in dem Residenzschloß von Ansbach erwarten wollte. —

Es war ein Juninachmittag. Selbst in diesen kalten Breiten, wie die französischen Herrschaften das gastliche Land nannten, siegte nun die Sonne. Der neue Schloßherr von Altenmuhr wandelte in seinem Park, in Pläne versunken, wie er diese dumpfen Baummassen, unter denen keine Blume wuchs, umwandeln könne zu einer heiteren Stätte. Da geschah es, daß eine Kutsche vorfuhr, und aus dieser Kutsche entstieg die stolze Britin, Lady Craven, gefolgt von ihrem zwölfjährigen Sohn Keppel und seinem Hofmeister.

Der Sieur wußte die Ehre zu schätzen. Er errötete vor Freude und machte nach besten Talenten den Wirt.

War es schon gesagt, daß Jaime Maria de Clarence sein Herz an die stolze Britin verloren hatte? War es schon gesagt, daß dem Emigranten, der zuletzt in Paris alle Damen der Aristokratie als Verängstete, Fliehende, ja fast Direktionslose gesehen

Digitized by Google

hatte, der kühle Hochmut und die Festigkeit, mit der die Tochter Albions das Schicksal, fern von der Heimat zu leben, trug, als ein seltsam ergreifender Reiz erschien? Andere Menschen mochten Lady Craven kalt und zielbewußt nennen. Der Mann, der Jaime Maria hieß, war ein Träumer, einer, der nicht mit kluger Berechnung an seinem Schicksal baute.

Ein erotisches Flämmchen, verirrt in die Seele des Jaime Maria, beleuchtete ihm die Lady Craven. Und so kam es, daß ihr ihm so gegensätzlicher Charakter Passion und Bewunderung in dem Sieur erregten.

Ja, darum mußte der Sieur de Clarence et Altenmuhr erröten, als die seltsam fremde Dame aus der Kutsche stieg. Sie sah seine Verwirrung, denn sie selbst war sehr bewußt, und so gab sie die Direktionen. Nachdem man den „Coffé" genommen, sollte Keppel mit seinem Hofmeister den Park und die Landschaft besichtigen. Sie durften dazu zwei Stunden verwenden, und Keppel sollte sich alles genau betrachten. Denn seine Mutter wünschte, er möge nachher über diese Entdeckungsfahrt im fremden Land seine Eindrücke in einem Aufsätzchen niederlegen. Keppel nahm diese Aussicht mit Fassung hin und verschwand nebst seinem Hofmeister, dem Magister Döpping, in dem düsteren Park von Altenmuhr.

Die Lady aber besichtigte die Räume des Schlosses. Sehr gerade, sehr hochmütig anzusehen, durchwanderte sie alles, und sie faßte ihr Urteil in die Worte zusammen: „Melancholisch, aber interessant."

Sie kamen in den Saal mit dem grünen Spiegel. Der Sieur betrat ihn ungern. Aber da es der stolzeste Raum war, mußte er ihn seinem schönen Gast doch zeigen.

Lady Craven lächelte. Und weil sie dies selten tat, verwirrte es den armen Sieur um so mehr. Dieses Lächeln war kindlich, es entsprach nicht einem schicksalsvollen Leben. Es war das Lächeln, das auch Keppel lächeln konnte, über bunten Tand, ja über ein Stück Kuchen. Wäre der Sieur erfahrener gewesen, so hätte er gewußt, daß es ein seelenloses Lächeln war, ein leeres Lächeln, dessen unbegriffene Oberflächlichkeit man kindlich nennen mochte, wenn man Kinder für Puppen hielt.

Die kalten Augen der Lady Craven sahen mit dem kleinen Lächeln auf Jaime Maria. „Diese Geschichte mit Cagliostro und der Zeichnung haben Sie fein komponiert, mein bester Sieur de Clarence," sagte sie.

Er verstand nicht. „Komponiert? O, Mylady tun meiner Erzählungskunst zuviel Ehre an."

Sie lächelte wieder das kindliche Lächeln. „Wie Sie wollen. Aber sagen Sie mir, glauben Sie wirklich, daß man dieses kann, in einem Spiegel das Geschick sehen? Ich vermag das nicht zu begreifen. Cagliostro hat, das müssen Sie zugeben, viele Gegner. Und er reist von Ort zu Ort. Da verbietet sich die Kontrolle. Wenn einmal der Zufall eine Prophetie wahr macht, so ist es eine Sensation. Die anderen, denen sich nichts erfüllte, schweigen aus gêne."

Der Sieur de Clarence wurde lebhaft. Dieser Unglaube schmerzte ihn. Und je mehr er auf Widerspruch stieß, desto mehr sprach er. Und zuletzt — es war ihm ein Herzensanliegen, die Lady Craven zu überzeugen — sagte er: „Ich weiß es, daß Cagliostro sich zuweilen an Orten zeigen kann, wo er nicht wirklich ist. Ich — ich habe am ersten Abend hier, dort in dem Spiegel, sein Gesicht gesehen."

Die Lady Craven stand am Fenster und sah hinaus über die eintönigen Felder. Der Sieur war neben ihr. Durch seine Gedanken jagte die Frage, ob Lady Craven sich wohl je entschließen könnte, ganz und für immer in dieses Schloß zu kommen, das sie melancholisch, aber interessant genannt hatte. Und diese Gegend, dieses Land mit den einsamen Weihern, den dunklen Waldzügen, die einen weiten Blick verdeckten, würde es ihr dauernd gefallen?

„Ich könnte nur glauben, wenn ich selbst die Zeugin eines solchen Gesichtes gewesen wäre," sagte Elizabeth Craven. „Und wenn Sie, mein bester Sieur, in diesem Spiegel schon etwas gesehen haben, wollen Sie mir nicht Gelegenheit geben, daran teilzunehmen?" Sie lächelte wieder. „Ich habe noch eine gute Stunde Zeit. Versuchen Sie es heute, mein bester Sieur."

Jaime Maria kämpfte mit sich. Er hatte dem Hof von Ansbach nicht all seine Dinge preisgegeben. Er hatte nicht erzählt, daß er, kaum ein halbes Jahr vor dem Tod des Königs, in der Spiegelgalerie von Versailles ein Gesicht gehabt, das war,

Digitized by Google

daß über den Lilien des Hauses Frankreich ein blutiger Trauerflor lag.

Der Sieur wußte, wenn er lange in einen Spiegel blickte, der nichts auffing, als die von einer Kerze durchlichtete Dämmerung, dann kamen Gestalten. Und er wußte, daß er nachher immer ein paar Tage krank war. Aber Lady Craven bat! Mit dem kindlichen Lächeln, das ihn bezauberte, bat sie. Und Jaime Maria hätte um dieses Lächelns willen noch ganz andere Dinge vollbracht.

Draußen vor den Fenstern lag noch die Helle des Juniabends. Da ließ Jaime Maria den Saal verdunkeln. Eine einsame Wachskerze stellte man auf den Fenstertisch, dem grünen Spiegel gegenüber.

Lady Craven hatte sich weit weg niedergelassen.

Und Jaime Maria starrte in das Glas.

Die nichts Begreifende im Hintergrund konnte wohl den Sieur de Clarence mit seinem starren Schauen in den Spiegel ein wenig komisch finden. Daß sie die Bittende war, hindert nämlich manchmal eine schöne Dame nicht, den Erfüller der Wünsche für lächerlich zu halten.

Der Sieur starrte in das Glas.

Und plötzlich begann er abgerissen zu sprechen: „Ich sehe einen roten Mantel — der ist mit Hermelin besetzt. Einen roten Mantel — ja. Er liegt auf etwas. Wie eine Kiste ist da. Aber es ist so traurig. Nein, eigentlich ist niemand traurig. Nur diese Kiste hat etwas so Melancholisches. O — jetzt kommen Menschen, Lakaien in schwarzen Kleidern. Es ist ein Sarg, ich verstehe. Man hebt ihn auf. Man trägt ihn weg — und nun ist das Gemach leer."

„Sehen Sie weiter," sagte nicht ohne Unruhe die Lady.

Und der Sieur starrte von neuem in das Glas. „Man geht da auf einem Hof. Hohe Säulenwände sind. Ein ganz abgeschlossener Hof, mächtig umbaut. Und da steht nun der Sarg mit dem Hermelinmantel. Und viele Menschen sind."

„Erkennen Sie nicht diese Menschen, Clarence?"

„Doch. Ich sehe den Markgrafen. Er ist nicht traurig, obwohl er so aussieht. Nein, er ist nicht traurig."

„Und wer ist gestorben?"

„Der Sarg ist geschlossen. Niemand, der sehr betrauert wird. Jemand, der nie wirklich lebte, oder der schon lange erloschen war. Ich sehe nichts mehr."

Lady Craven kam ihm näher. „Mein Gott, das ist ja unheimlich, Clarence." Und sie fügte schärfer hinzu: „Es war also der Tod der Markgräfin, den Sie sahen?"

Der Sieur blickte verstört auf und erhob sich mühsam. „Das — das weiß ich nicht. Ich sehe nur die Bilder. Deuten kann ich sie meist nicht. Wenigstens nicht immer finde ich Zusammenhänge. Es kommt mir wie ein Bild im Nebel —"

„Betrifft das immer die nächste Gegenwart, was Sie sehen?"

„Ich weiß nicht," antwortete der Sieur gequält.

Er war sehr angegriffen.

Die Lady dankte ihm. „Kommen Sie," sagte sie, von einer dem Sieur nicht ganz verständlichen Heiterkeit erfüllt. „Lassen Sie uns in den Park gehen."

„Im Park ist es sehr düster," meinte Jaime Maria.

„Dann in den Salon." Sie war so aufgeräumt durch diese Sitzung. Sie war heiterer, als Jaime Maria sie je gekannt.

Er verscheuchte mit Anstrengung seine Benommenheit und faßte sich das Herz zu einer Frage: „Wann wieder hat das Schloß von Altenmuhr die Ehre, Lady Craven zu empfangen?"

Da lächelte sie. „Soll man das heute schon wissen?"

„Doch," antwortete er und küßte ihre Hand.

„Jaime Maria, nun, wir werden sehen."

Man hörte draußen Keppel Craven die Treppe heraufspringen. Ohne alle Umstände riß er die Tür des Salons auf. Er war verzogen und ein wenig frech.

Lady Craven schloß ihren Keppel in die Arme, als käme er aus langer Trennung wieder, und nannte ihn „Sugarheart". Dann sagte sie: „Keppel ist mein Ratgeber und mein Courmacher. Mein Wickelkind und mein Adorant."

Ein so wundersamer Sohn war dem guten Sieur nicht so recht begreiflich. Es glättete sich erst wieder im Gemüt des Sieur de Clarence, als Lady Craven hinzufügte: „Sind Sie eifersüchtig auf einen Zwölfjährigen, Jaime Maria?"

Digitized by Google

Wir begreifen es wohl, daß auch Hippolyte Clairon, die große Tragödin, die das göttliche Paris verlassen hatte, um immer mit ihren Talenten, Affekten und mit ihrem Herzen dem Markgrafen nahe sein zu können, Interesse nahm an dem Vertriebenen aus Paris, Interesse nahm, das Schloß von Altenmuhr kennen zu lernen, dessen Auffindung mit so merkwürdigen Umständen verknüpft war.

Kein Sohn begleitete die Tragödin, weder ein so extraordinärer, der seiner Mutter Zuckerherz und Ratgeber, Courmacher und Wickelkind war, noch einer, wie ihn andere Mütter besitzen.

Hippolyte Clairon kam mit ihrer Jungfer, welche kein Aufsätzchen über die Gegend verfertigen sollte: kurzum, die Clairon nahte ohne Waffen.

Es war lange her, daß man von der Tragödin sagen konnte, sie ist nicht mehr jung. Wenn es nicht die Gewohnheit bedeutete, so mußten es die ungewöhnlichsten Gaben des Herzens, des Geistes und des Taktes sein, die den Markgrafen noch immer unter dem Einfluß seiner Freundin hielten. Freilich, sie sah sehr vornehm aus. Der gemmenhafte Schnitt des Gesichtes — das entre deux âges vielleicht zu scharf gewesen — paßte jetzt wieder zu der Fassung, ja fast Würde, die über der ganzen Erscheinung lag.

Und der Sieur de Clarence begrüßte nicht nur die Freundin des Markgrafen, er begrüßte respektvoll auch die Persönlichkeit der Hippolyte Clairon.

Sie besah das Schloß. Sie blieb lange stehen vor den Miniaturen, Bibelots und dergleichen, die auf dem Schreibtisch von Jaime Maria standen und die er nicht von sich gelassen auf der Flucht.

Als dann der alte Armand den „Coffé" gebracht hatte und wieder verschwunden war, fragte sie: „Mein lieber Sieur de Clarence, Sie denken an keine Heimkehr? Sie wollen sich befestigen in diesem Land?"

Da lächelte Jaime Maria. „Das fragen Sie mich, Madame? Sie fragen es, ob dieses Land mich fesseln kann? Nun — wo wir leben, ist Frankreich!"

Es war, daß eine leise Verwirrung über die Züge der Tragödin ging. Das verjüngte sie — das sanfte, natürliche Rot machte ihr Gesicht weicher. „Und es ist doch das Exil, in dem man stirbt."

Er wurde nachdenklich. Es war ein so wunderlicher Klang in ihrer Stimme, ein zerbrochener Ton.

Er machte eine kleine Geste, er holte Worte, die in einem stillen Winkel seines Herzens schliefen, denn er dachte, sie ist nicht mehr glücklich. „Nicht wo wir sterben, Madame, sondern daß wir sterben, der Tod ist das letzte Exil. Aber wenn uns Emigranten schon das irdische Exil so freundlich war, wollen wir dann nicht hoffen, daß das letzte so schön sein wird, wie man es kaum ahnen kann? Warum sollen wir, gerade wir nicht das Recht haben, im letzten Exil in das allerbeste Land einzugehen?"

„Hélas," antwortete die Tragödin, „Sie machen erst ein schönes Spiel mit Worten und auf seiner Basis dann eine Konsolation. Herr von Voltaire sprach zwar immer gerne von einem guten Gott, aber er glaubte nicht an ihn — und wir alle gleichen darin wohl ein wenig dem Herrn von Voltaire."

‚Sie ist savante,' dachte der Sieur etwas erschrocken. Doch er fühlte, vielleicht ist die sagesse einmal unser aller Trost, wenn wir die Liebe nicht mehr in ein Herz ergießen können. „Madame — ist nicht auch unser teures Frankreich jetzt eine Republik? Wenn es Gott gefiel, sich eine Weile ins Inkognito zu begeben — so brauchen wir deshalb noch nicht an seiner patrie éternelle zu zweifeln."

Die Tragödin weilte aber noch gerne auf Erden. Und ein irdisches Anliegen war es, das sie zu dem Sieur de Clarence geführt. So fragte sie ihn direkt, ob er als Freund Cagliostros nicht auch sein Schüler sei. Und sie gab zu verstehen, daß nicht Zweifelsucht oder müßige Neugier, sondern ein Wunsch in eigenster Angelegenheit sei, einen Blick hinter die Kulissen des Schicksals zu werfen.

Der Sieur de Clarence konnte einer Gläubigen um so weniger widerstehen, als er doch schon vor einer Neugierigen in den grünen Spiegel gesehen hatte. Und er erklärte sich bereit, der Tragödin zu dienen.

Es wurde denn alles veranstaltet wie neulich, nur daß heute die Spannung der Partnerin eine ganz andere war — eine Spannung, die Clarence über den weiten

Digitized by Google

Raum herüber wie eine Bedrückung fühlte. Minuten vergingen. Eine Viertelstunde verging. Jaime Maria blieb stumm. Aber seine Augen blickten unverwandt in den Spiegel — und seine Hände zitterten ein wenig.

„Was sehen Sie, Clarence?"

Da erhob sich der Sieur. Er schützte mit der Hand seine Augen, als wären sie sehr angegriffen. „Ich habe nichts gesehen als die Türme von Notre Dame de Paris, Madame."

„Die Türme von Notre Dame —" ein Frösteln durchlief die Gestalt der Tragödin — „und Sie wollten mein Schicksal sehen? Es weist zu den Türmen von Notre Dame? Wird es sich dort vollenden — werde ich auf lange — auf immer nach Frankreich gehen?" Sie sprach in Hast — in Affekt. Aber Jaime Maria hörte aus ihrem Ton, sie wollte die Antwort: Nicht auf lange, keinesfalls für immer.

Und er sagte: „Eine Reise ins Vaterland, Madame, ist es nicht ein schöner Prospekt?"

Aber auf dem Gesicht der Tragödin lag eine zitternde Angst. „Sie verbergen mir etwas, Clarence —" sagte sie erregt und leidenschaftlich. „Um Gottes willen, ich habe mir nicht gestattet, Sie anzurufen für ein müßiges Spiel. Die Gestirne sind wider mich, mein Stern ist im Erlöschen, Clarence. Sie lächeln nicht — ein Franzose lächelt nicht über das Unglück einer Frau, das weiß ich. Sie werden nicht denken, eine alte Schauspielerin zittert um ihr Maintenon-Schicksal. Ich liebte diesen Fürsten, nicht weil er Fürst ist, nicht weil er Amant ist. Ich liebe sein menschliches Herz, seine großen Gaben, sein Wollen. Und wie unvollkommen ich auch sein mag, ich habe diesen Mann zu guten und großen Dingen geführt, ich habe ihm, der in mancher schweren Disharmonie stand, geholfen, sein schöneres Selbst zu retten und hochzuheben. Es war eine Zeit, wo ich andere Wünsche hatte, noch andere Erfüllungen genoß. Ich leugne es nicht. Diese Zeit ist vorüber, wie die Gesetze des Lebens und der Natur es wollen. Aber ich kann es nicht ertragen, wenn sein Selbst, das ich mit ihm geschaffen habe, wenn sein spirituelles Wollen dem meinen nicht mehr verbunden wäre — wenn einmal fremde Einflüsse — —"

Sie brach erschöpft ab. Der Sieur stand traurig neben ihr. Er faßte sich von seinem Erstaunen und sprach: „Es könnte nur ein Irrsal sein, was Sie fürchten. Ein Irrsal kann kommen. Es wieder zu lösen, daran erprobt erst unser menschliches Herz seine Flamme, daran messen wir erst die Kraft des Genius in uns mit der Welt, mit der anderen Seele. Und was, Madame, sollte uns trösten im Wechselgeschick unserer Existenz, wenn es nicht der Glaube wäre, daß das heißeste Wollen unserer Seele auch die Kraft hat, zu siegen."

Hippolyte Clairon sah den Sieur lange an. Es war ein Blick, aus dem viele Leiden sprachen. Sie nahm seine Hand. „Ich danke Ihnen, Jaime Maria de Clarence. Sie haben recht. Mut und Vertrauen verlieren, das heißt ja schon, sich selbst einer Macht zu berauben. Ich danke Ihnen. Sie haben mir wohlgetan."

Die Kutsche war abgefahren. Der Sieur de Clarence bestellte sein Pferd. Er wollte einen scharfen Ritt machen, vielleicht hinüber nach Triesdorf, wo ein Bekannter schon das Sommerquartier bezogen hatte. Der Sieur wollte vergessen, was er im Spiegel gesehen:

Ein trauriges Haus, nahe den Türmen von Notre Dame de Paris. In einem öden, gleichgültigen Zimmer saß eine weinende Frau, die sah auf einen Brief, den sie geschrieben. Und es war ein adieu pour toujours, ein Abschied auf ewig, den dieser Brief nicht gab, sondern bestätigte.

Und die weinende alte Frau hatte die Züge der Frau getragen, die ihr Schicksal wissen wollte.

Der Sieur de Clarence schob diese Gedanken weg. Er wollte hinüberreiten nach Triesdorf-Trianon und einen lustigen Abend mit dem Hofkavalier verleben.

⁂ ⁂ ⁂

Lady Craven gab ein kleines Fest im Prinzenschlößchen. Ein Frühlingsfest sollte es sein, ein Tag heiteren, ländlichen Lebens mit Zerstreuungen in den Gärten, mit Tanz im Saal.

Ja, so hatte es Elizabeth Craven eingerichtet — ein festes, rundes, schönes Programm, in dessen leichter Anmut kein Platz war für tragische Rezitationen. Denn Lady Craven liebte die Gestalten Racines nicht, oder wenigstens, es lang-

Digitized by Google

weilte sie, diese von der Demoiselle Clairon dargestellt zu sehen. Auf dem Fest weilte auch der Sieur de Clarence. Er hatte sich ein Kleid nach der allerneuesten Mode verschrieben. Ein Schiff brachte es über den Kanal, die Extrapost über die Strecke des Kontinents, die zwischen Calais und Ansbach liegt. Dieses Kleid (der Sieur war schon imstande, sich „dress" auszudrücken) bereitete ihm selbst zuerst viel Kopfzerbrechen. Denn es war gänzlich anders, als was man bisher trug. Es bestand aus einem blauen Frack zum Jabothemd, aus einer Weste, so klein und zierlich, daß man sie kaum mehr Weste nennen konnte, gelblichen engen Beinkleidern, die bis über die Knie gingen, und halbhohen Stulpenstiefeln dazu, nebst einem steifen, zylindrischen Hut mit unbeweglicher Krempe.

Der Sieur war tief erschrocken. Man konnte so etwas allenfalls auf die Jagd anziehen. Freilich, die Stoffe zeigten sich als die feinsten. Aber in diesem Gewand ein Fest besuchen, angezogen wie ein Pächter oder ein simpler Reiter sich in einen Salon zu begeben?!

Er war sehr desperat. Da fand Armand, der die Sachen ausgepackt hatte, eine Papierrolle anliegend. Aus dieser Rolle entwickelte sich ein illuminierter Kupferstich. Im Mittelpunkt des Bildes war ein Herr, mit den distinguiertesten Zügen, jung und feurig, und dieser Herr stand, ein Bein übers andere geschlagen, an der Tür eines Gartensaals, umgeben von Damen in wohl etwas einfachen, aber doch durchaus den Charakter des Gesellschaftlichen tragenden Toiletten. Mehrere ähnliche Herren befanden sich rechts und links der Gruppe. Darunter stand:

„Garden-party with His Royal Highness George Prince of Wales."

Nun wußte der Sieur, das absonderliche dress war das Vornehmste, was man tragen konnte, das Neueste, die Rückkehr zur Einfachheit. Der Sieur hatte ein erlauchtestes Vorbild, wenn er die Sachen anzog.

Aber — er besaß Takt. Frappierende Überraschungen solcher Art wirft nur ein Parvenu, nicht ein Mann von Erziehung in eine nichtsahnende Gesellschaft. Er sandte das Blatt sofort zu Lady Craven, ob sie gnädigst erlaube, daß er auf ihrem Fest in letzter englischer Mode erschiene.

Diesem Wunsch wurde die Gewährung nicht versagt — und so war der Sieur von neuem für die Hofgesellschaft ein Brennpunkt des Interesses. Lady Craven zeigte ihren Gästen das illuminierte Kupfer, und jede Kritik mußte verstummen angesichts dessen, daß His Royal Highness George Prince of Wales, dergleichen für schicklich hielt. Man wollte indessen noch das Urteil des regierenden Herrn abwarten.

Als der Markgraf später des Sieur ansichtig wurde, flog ein Erstaunen über sein Gesicht, und zwar kein freudiges. Doch Lady Craven holte den illuminierten Kupferstich herbei und sagte: „Sire, der Sieur de Clarence erlaubt sich, die Allerhöchste Entscheidung anzurufen, ob die neueste englische Mode Eingang finden dürfte."

Der Markgraf lächelte zwar auf Lady Craven, aber ganz freundlich waren die Blicke nicht, die er nach Clarence warf.

Der Sieur war so unglaublich gut gebaut. Das fanden auch die Damen. Nicht eine unförmige Weste, nicht ein plumper Rock boten sich dem Auge: nein, in brillanter Eleganz, die frech war, aber entzückend frech, kam in dieser Tracht die wahrhaft wundervoll gebildete Gestalt des Sieur de Clarence zum Ausdruck.

Und Lady Craven lächelte. Es war etwas Flirrendes in ihren Augen, wenn sie sich zu Clarence wandte. Sie zeichnete ihn aus. „Ich begrüße den Sieur heute als einen Landsmann," sagte sie scherzend. Sie vergaß dabei nicht, mit raschen Blicken den Markgrafen zu beobachten. Und nicht ohne Freude sah sie, daß es den regierenden Herrn heute wegtrieb von seiner Pesne-Pose, von seiner dramatisch-pomphaften Stellung zu leichteren Gebärden.

„Ich bin untröstlich, Sire, daß die Demoiselle Clairon heute fehlt. Ich bin direkt untröstlich, denn was können Eurer Königlichen Hoheit unsere Unterhaltungen bieten, wenn sie nicht gewürzt werden durch ein Stück aus ‚Phädra', aus ‚Alceste' —"

„Ich glaube, Sie unterhalten sich trotzdem sehr gut, Mylady," antwortete Karl Alexander. Und Lady Craven sah mit innerem Vergnügen, daß irgend etwas Irritiertes in dem sonst so oft gelangweilten, etwas aufgeschwemmten und doch kümmer-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

lichen Gesicht des Markgrafen lag. Aber ihre Konversation wurde unterbrochen. Von einer der Türen aus verbreitete sich ein Schrecken über die Anwesenden. Und ehe ihn jemand hindern konnte, stürzte ein Lakai zu dem allergnädigsten Herrn und rief ohne jedes vorbereitende Wort: „Die Frau Markgräfin — ein Blutsturz — sie liegt schon in den letzten Zügen."

Das Fest zerstob. Was männlichen Geschlechts war, eilte dem Fürsten nach, im Schloß Weiteres zu hören. Nur ein wackeliger Kammerherr hatte einen solchen Schreck bekommen, daß er sich nicht von der Stelle bewegen konnte. Er hielt sich am Arme des Sieur de Clarence fest und bettelte: „Geleiten Sie mich — nur einen Moment — einen Moment Geduld. Ich bin doch diensttuend bei der Allergnädigsten Hoheit — nur einen Moment, ich bitte —"

Den Sieur erbarmte der alte Mann. Er ging zu fragen, ob Lady Craven ihre Portechaise für den Kammerherrn erlaube.

Lady Craven war die gefaßteste ihres Kreises. „Wie sonderbar," sagte sie zu dem Sieur, „gerade ein Blutsturz. Sie sieht doch aus, als hätte sie nie Blut in den Adern gehabt."

Der Sieur war benommen. Dachte die Lady nicht an neulich — an das Sehen im Spiegel? Er sah sie fragend an. Da lächelte Lady Craven: „Wie entzückend schlank Sie sind, Clarence."

Er konnte die beglückenden Worte gar nicht recht erfassen. Er war gequält. Er mußte an das Bild im Spiegel denken, an die Kiste mit dem Hermelinmantel — und er sagte ein Wort davon zu Elizabeth Craven.

Da erblaßte auch sie. Ein sonderbares Licht kam in ihre Augen. „Sie sind unheimlich, Clarence. Mein Gott, vergessen wir das. Und noch ist ja das letzte nicht eingetreten."

Clarence begleitete den armen alten Kammerherrn ins Schloß. Dort war alles in Verwirrung. Gruppen von Bürgern, denen die Wachen gestattet hatten, ihre Teilnahme zu zeigen, standen in dem Schloßhof umher. Über die weiten Gänge und Treppen liefen unablässig Menschen.

Clarence blieb bis zum Abend im Schloß. Ihm war dieses Riesengebäude mit seinen Fluchten von Prachtgemächern heute etwas Unheimliches. Er dachte, ob er sich bei der Clairon melden lassen sollte, die, obwohl sie eine offizielle Wohnung in der Stadt innehatte, doch hier ebenfalls ihre Flucht von Zimmern besaß und fast immer anwesend war. Aber er verwarf den Gedanken wieder. Wenn diese eine Vision wahr würde, daß man hier über die Treppen bald einen hermelingeschmückten Sarg hinuntertrug — o, dann wollte er die andere nicht sehen, von der im Spiegel so ein trauriges Bild gewesen.

Nach drei Tagen trug man die Markgräfin mit allem Gepränge, das ihrem Range zukam, in die stille Fürstengruft.

Bleich und aufrecht stand der Sieur de Clarence in der Kapelle mit den Wappen und Schildern der Ritter vom Schwanenorden, wo man betete für die Tote.

⁂ ⁂ ⁂

Es war ein schwüler Sommer. Gewitter lösten zuweilen die abnorme Wärmewelle, die über dem Lande lag, ab für einen kurzen, stürmischen Niederbruch. Dann stand wieder eine gleißend gelbe Sonne über den Fluren — und auf den Äckern wuchsen die Halme so hoch, daß ein Mann verschwinden konnte, wenn er durch die Wege ging. Das Gras schoß auf, wie es sonst nur in den feuchten Winkeln alter Gottesäcker um Kirchen wächst, wo vielleicht die Hand sich scheut, es anzutasten.

‚Welch ein Land,' dachte der Sieur de Clarence.

Soviel man sich auch schon abgemüht hatte, den Park von Altenmuhr von seinem Unterholz zu befreien und die gelben Arme des wuchernden Unkrauts zu entfernen — man mußte fast denken, über Nacht wüchse es wieder hoch in der dunstheißen Luft, die die alten Bäume einschlossen.

Da war auch ein Weiher, wohl jahrzehntelang nicht befreit von den Lasten des Schilfs und der Rohrkolben — Sommer für Sommer mochten sie aufgeschossen sein und wieder versunken im zähen Schlamm.

Der Sieur wollte, weiße Wasserrosen sollten da blühen. Weiße, sanfte Sterne sollten aus der Tiefe steigen. Und er befahl, man solle an die Arbeit gehen und diesen Weiher, der weithin das Gelände versumpfte, diesen Weiher, der so dumpf und trübe, nur zuweilen von einem scharfen Grün überspielt dalag, abgraben, den

Digitized by Google

Schlamm herausholen, die Ufer befestigen, das Gelände ringsum trocken legen.

Aber da kam ein Hindernis. Die Leute aus dem nahen Dorf, die zum Teil als Fronpflichtige vom Markgrafen gestellt waren, weigerten sich, Hand an zu legen. Sie machten ängstliche Gesichter, sie schüttelten die Köpfe.

Der Sieur, der sich mit ihnen nicht verständigen konnte, meinte, sie hätten Scheu vor giftigen Dünsten, die aus dem stagnierenden Wasser kommen mochten. Und er ließ ihnen eine besondere Belohnung anbieten. Aber die Leute schüttelten auch dazu den Kopf und sagten in ihrem dem Sieur gänzlich unbegreiflichen Idiom: „Mir ferchten sich." Der alte Armand war indessen soweit eingeweiht in die Sprache, daß er übersetzen konnte: ils ont peur. Ja, das hatte der Sieur schon an den Gesichtern gesehen. Er wurde ärgerlich. Aber den Grund dieser Furcht konnten die Leute nicht in Worte fassen. Sie standen immer nur scheu an dem Weiher herum und sagten: „Des därf mer net, mir ferchten sich."

Der Sieur de Clarence, zwar selbst auf das innigste dem Glauben an Ahnungen, Zeichen und Gesichte verbunden, fand solche Allüren beim dritten Stand deplaciert. Die Leute waren einfach rebellisch.

Er ließ eine Drohung durch den alten Armand sagen; denn daß dieser traurige Weiher in ein freundliches Gewässer umgewandelt würde, war sein Eigensinn.

Da raffte ein jüngerer Bursche, der in Ansbach gedient hatte und ein wenig Französisch aufgefangen, seine äußersten Kenntnisse zusammen. Er trat vor den Sieur, zeigte auf den Weiher, zeigte auf die Reuthacken und Karren, die schon bereit standen, und sagte: „Malheur pour vous."

Aber der Herr von Schloß Altenmuhr war nicht der Meinung, daß es dem Pöbel gegeben sei, einem Sieur de Clarence die Zukunft zu künden. Er war Herr hier, und das wollte er beweisen. Er ließ den allzu frechen Burschen auf den Hof bringen. Er winkte schroff ab, als der Erschrockene um Pardon bat, und während dann der Kutscher und der Reitknecht die Befehle des Sieur vollzogen, lächelte Jaime Maria ein wenig und sagte vor sich hin: „Ca ira — ça ira —"

Ah, so behandelte man die Kanaille immer am besten. Als das Klatschen der Lederpeitsche und das Geschrei des Burschen in den Park drang, griffen die andern die Arbeit auf. Und nach einer Weile humpelte der arme Tropf, der das Malheur auf sich selbst gezogen hatte, hinterdrein.

‚Also so geht es,' dachte der Sieur. ‚Nun, das können die Leute öfter haben —'

Es war nun schon eine Weile her, daß am Weiher gearbeitet wurde. Und doch trug er noch keine Wasserrosen, noch war er ein unheimliches Gewässer. Was die Kärrner taten, schien die Nacht wieder zuzuschütten, was an Schilf niedergehauen wurde, schien wie durch einen bösen Willen in aller Eile wieder emporzuschießen aus dem dumpfen, grünen Grund.

‚Ein sonderbares Land,' dachte der Sieur. Die Vögel sangen mit grellen, ängstlichen Lauten betäubend und quälend bis tief in den Abend hinein. Das Zirpen der Grillen war wie eine ewige Tonwelle in der heißen Luft. Das Geschrei der Frösche klang melancholisch und fast schmerzlich über die Wiesen hin und drang aus dem Weiher — die ganze Nacht. Und wenn man endlich eingeschlafen war, dann wachte man wieder auf, kaum daß die Frühe das Land licht machte, denn die Vögel fingen von neuem an, ihre verzweifelten Lieder zu singen, ganz nahe am Haus, in den Fliederbüschen, in den Linden.

‚Welch ein tolles Land,' dachte der Sieur. In Paris war das alles nicht gewesen, und gewiß auch nicht in dem Schloß an der Loire, das er nie betreten.

Sein Schlaf ward schlecht und aufgeregt. Die Grillen, die Frösche und die Vögel raubten ihm das, was dem Sieur noch davon übriggeblieben.

Denn der Sieur ging in Liebe — und dachte immer an die Frau, die kühl und gleitend war und ihn hinhielt mit unbestimmten Versprechungen.

Und eines Tages kam sie wieder.

Ohne Keppel, den wunderbaren Sohn, nur mit der Jungfer, die dem alten Armand eine willkommene Augenweide bildete.

„Man sagt, es sei hier eine Robinsonade — ich will Ihren Park besehen, mein Freund."

Der erschütterte Sieur sandte sogleich einen Bedienten aus, daß man die arbei-

Digitized by Google

tende Plebs aus dem Park entferne, damit das Auge der Britin nicht gestört würde durch die unästhetischen Gestalten, die knietief im Schlamm des Weihers standen. Und auch die halbwüchsigen Jungen, die an Wegen und Gebüschen arbeiteten, mußten weg, denn der Sieur hatte ihnen erst vorhin eine Aufmunterung mit der Peitsche geben lassen, und so würden auch sie keinen heiteren Anblick gewährt haben.

Gerade den Weiher wollte Lady Craven besehen. So standen sie vor dem traurigen Gewässer, das alle Melancholie der Verlassenheit zu einem seltsamen und unheimlichen Ausdruck zu bringen schien.

„Wie wunderlich ist es hier," sagte Lady Craven. Und nun war nicht ein Lächeln um ihren Mund, sondern ein lässiger Zug der Begehrlichkeit und unguter Freude.

„Hier sollten Wasserrosen blühen, und ich will ein kleines Haus an den See bauen — ein englisches Teehaus, dachte ich."

„Ah — und dann, Jaime Maria?"

„Dann — warte ich."

„Ist es etwas Gutes, das Sie hier an diesem unheimlichen See erwarten?" sagte spielerisch Lady Craven.

„Ich hoffe ja."

„Und wenn es nichts Gutes ist, Sieur de Clarence? Wenn, was Sie erwarten, so unheimlich und unergründlich — und grausam wäre, wie dieses dunkle Wasser?"

„Auch d a n n erwarte ich es, Mylady." Er sprach hinter zusammengepreßten Lippen hervor — und er atmete schwer.

„Und wenn — diejenige die Menschen verdirbt, die sie lieben? Wenn es ihr Freude machte, ihnen das Herz auszutrinken, wie dieses dunkle Wasser das Licht auftrinkt, das Licht in sich erlöschen macht."

Es war Neugier, die in den kalten Augen der Lady Craven lag, als sie so redete.

Aber der gute Sieur fühlte das nicht. Ihm war es tragisch ums Gemüt, und er hatte vielleicht nur eine dumpfe Empfindung, daß auch aus den Äußerungen der Lady das Gefühl eines tragischen Augenblicks sprach. „Es ist dann gleich," sagte er. „Schicksal ist Schicksal. Man will etwas bekommen, oder man will die Vernichtung."

„Ja, sie kann Freude sein," sagte Lady Craven, und der lässig begehrliche Zug war wieder um ihrem Mund.

„Ich warte," sagte der Sieur de Clarence noch einmal. Und das klang, als stünde er, die Waffen in der Hand, vor den Toren des Schicksals.

Lady Craven beugte sich ein wenig nach vorn über das kleine Geländer, das einen Weg abschied vom See. Ihr Blondhaar war nur leicht gepudert, lose umwand es den schönen Kopf. Das zarte Busentuch von Mull war nicht ganz in so strengen Falten wie sonst. Und sie lächelte, jenes Lächeln, das auch Keppel, ihr wunderbarer Sohn, hatte, wenn er ein extraordinäres Objekt seines Willens bekam. Sie lächelte, sie wandte einen sehr roten, süßen Mund nach dem Sieur hin und sagte, sanfter, als sie sonst sprach: „Wie lange wollen Sie noch warten, Jaime Maria?"

Da riß der Sieur de Clarence Elizabeth Craven in seine Arme — —

„Robinson, der nach zehn Jahren zum erstenmal wieder eine Frau küßt" — so bezeichnete, ehe sie ging, Lady Craven den Elan von Jaime Maria.

Es war ein schwüler Sommer.

Gewitter lösten zuweilen die abnorme Wärmewelle, die über dem Land lag, ab für einen kurzen, stürmischen Niederbruch. Eine gleißend gelbe Sonne brannte über den Fluren, und dort wuchsen die Halme so hoch, daß ein Mann verschwinden konnte, wenn er durch die Wege ging.

Die Vögel sangen mit grellen, ängstlichen Lauten betäubend und quälend bis tief in den Abend hinein. Das Geschrei der Frösche klang schmerzlich durch die Nächte.

Und alles, was wuchs in diesem schwülen Sommer, schoß hoch, wie es sonst nur in den feuchten Winkeln der alten Gottesäcker um Dorfkirchen wächst, wo die Hand sich scheut, an der Fülle, die aus solcher Erde kommt, zu rühren.

⁂ ⁂ ⁂

Und es wurde Herbst. In den fernen Wäldern zeigten sich bunte Streifen. Der Park von Altenmuhr lag wie eine große Haube aus rotem und gelbem Gold, dazwischen mit grünen Steinen geschmückt, in der Landschaft.

Die Felder standen leer. Die Wipfel des Parkes schauerten im Wind. Und im tiefen Gewirr der Äste wehte oft eine unheimliche Kühle und stieg aus dem Weiher, dessen Wasser immer noch die kranke Farbe rätselhaften Grüns trug.

Digitized by Google

Der Hof hatte Triesdorf-Trianon wieder verlassen. Es war etwas stiller dort gewesen als sonst, im Hinblick auf die offizielle Trauer um die Markgräfin. Nun aber, ein Vierteljahr nach ihrem Ableben, schüttelte der Markgraf die lästige äußere Zurückhaltung ab. In der Residenz sprach man von einem Winter, der glänzender werden sollte als je, und sprach auch (dies nur leise und nicht ohne Mitleid) von dem sinkenden Stern der Clairon. Sie war vielleicht dem Markgrafen eine Hilfe gewesen, seine reizlose Ehe mit Anstand zu ertragen. Jetzt, wo diese Fessel der Konvention von ihm gefallen, brauchte er wohl auch die Hilfe nicht mehr.

Lady Craven, so wußte man ferner, schrieb an ihrem „Journey through the Crimea to Constantinople". Der Markgraf, der seit seiner erbprinzlichen Europatour keine größere Reise mehr gemacht hatte, nahm lebhaften Anteil an diesen Aufzeichnungen, und man wollte wissen, daß der hohe Herr sich allen Ernstes für die kommende gute Jahreszeit mit Reiseplänen trug. Hatte er doch schon in diesem Sommer, was lange nicht mehr geschehen war, einige süddeutsche Residenzen besucht.

Nun also waren sie alle wieder in der Stadt, und Lady Craven hatte von neuem das Prinzenschloß bezogen.

Zu dem Sieur in Altenmuhr kamen jene Nachrichten über Interna des Hofes kaum. Denn er widmete sich diesen Sommer ganz der Restaurierung seines Besitztums — und es war Elizabeth Craven auch lieber, wenn Schloß Altenmuhr nicht das Ausflugsziel für viele bildete.

Dem Sieur verwundete es das Herz, daß er Elizabeth noch nicht vor der Welt die Seine nennen konnte, ja, daß eine ängstliche Vorsicht über ihren Besuchen in Altenmuhr herrschte. Sie tröstete ihn: sie wollte das süße Geheimnis noch in seiner heimlichen Süße. Und ferner: Keppel, ihr wunderbarer Sohn, der doch lange ihr einziger Vertrauter gewesen, war mit seinen zwölf Jahren ein Genie der Intuition. Sie wünschte, daß Jaime Maria sich erst die Neigung von ihm, der doch heiligste Rechte besaß, erwürbe. Die aber war leider noch nicht vorhanden.

Es befremdete den Sieur, daß man sich hier in so umgekehrter Lage befand, denn er kannte es bisher, daß Kinder sich in die Erwachsenen zu fügen hätten. Auch war es ein wenig schwer, mit Keppel in Fühlung zu kommen, denn Jaime Maria sah ihn ja fast nie.

Ein Nachmittag im Oktober. Bläulicher Dunst umwob das Land. Der Sieur ritt nach Ansbach hinein. Er fühlte Unruhe in seinem Herzen. Seit einer Woche hatte er Elizabeth nicht gesehen, seit fünf Tagen kein Billett von ihr. Er hielt es nicht mehr aus, er mußte sie aufsuchen.

Der Diener, der ihn wenig kannte, meldete, daß die gnädige Lady nicht zu Hause sei. Wie bekannt, befände sich ja der Hof auf Jagd im Schalkhausener Grund. Die Damen seien heute nachgefahren, denn es fände dort ein großes Jagdmahl statt.

„Ist der Sohn der Lady zu Hause?"

„Der junge gnädige Herr befindet sich im Garten."

‚Na, schön,' dachte Clarence — ‚ich will mal nach ihm sehen.' Und er dachte weiter, dem Pavillon zugehend, ‚Keppel ist also jetzt der Prinz des Prinzenschlosses.'

Keppel und sein Gouverneur, den Besuch noch nicht bemerkend, führten ein Gespräch miteinander. Und Clarence dachte, es verstieße nicht gegen die Diskretion, wenn er ein paar Augenblicke zum Lauscher ward.

„Mein Gott, Sie werden doch dafür bezahlt, Magister," sagte nachlässig Keppel Craven.

Eine ruhige Stimme antwortete: „Selbstredend. Aus Passion für die Sache unterrichtet man nicht einen so unaufmerksamen und trägen Schüler."

„Ach was, es ist absolut egal, ob ich nun gerade lerne, was Sie wollen, oder gar nicht. Arbeit ist etwas Plebejisches."

Der Hofmeister antwortete scharf: „Kenntnisse sich zu erwerben, ist die Pflicht jedes Menschen, dem dazu Gelegenheit geboten wird. Und Bildung, Wissenschaft und Kunst verleihen den Menschen dieses Zeitalters den Adelsbrief."

Der Keppel rekelte sich. „Das wäre dann an Ihnen, sich den Adelsbrief zu verschaffen. Wir sind englische Peers."

Der Sieur fand es geraten, nun einzutreten. Er begrüßte erst den Hofmeister, dann Keppel. „Nun, wie steht's, mein Junge?"

Keppel Craven sagte steif: „Die Anrede

Digitized by Google

wünsche ich nur von Lady Craven, meiner Mutter."

Nun wäre ja vielleicht in diesem Hochmut etwas gelegen, das nach Fonds wirken konnte. Aber der Sieur hatte die vorigen Auslassungen gehört und war ärgerlich auf den frechen Burschen.

„So antwortet ein zwölfjähriger Knabe nicht einem Erwachsenen. Ich werde das Lady Craven gelegentlich mitteilen."

Ein Zug von Furcht kam in Keppels Gesicht. Mut war seine Sache nicht. Gewandt und rasch gefaßt antwortete er: „Ich bin sehr eifersüchtig auf die Worte, die Lady Craven, meine Mutter, benutzt."

Es war heute dem Sieur eine Pein, diese Tonart zu hören, die Elizabeth nannte: Keppel ist mein Courmacher und mein Wickelkind.

Jaime Maria ging wieder. Der Hofmeister begleitete ihn bis zu seinem Pferd.

„Sagen Sie bitte der Lady meine compliments." Der Hofmeister verbeugte sich. „Pardon," fragte Clarence in einem plötzlichen Wunsch, „wissen Sie vielleicht zufällig, ob auch die Demoiselle Clairon mit von der Jagdpartie ist?"

Der Magister Döpping sah den Sieur fast erschrocken an. „Sie wissen es nicht, Sieur de Clarence? Die Demoiselle Clairon hat gestern Ansbach verlassen. Die Stadt und das Land. Ganz in der Stille. Seine Königliche Hoheit jagen schon seit drei Tagen im Schalkhäuser Forst."

Der Sieur wurde bleich. Da fragte der Hofmeister: „Sieur sind auch ein Bewunderer der großen Talente und des bedeutenden Charakters der Demoiselle Clairon? O, es ist traurig, sehr traurig. Sie war verwachsen mit Ansbach, und ihr Vaterland wird ihr fremd geworden sein."

Der Sieur fühlte, daß hier ein Geschick mit Teilnahme umfaßt wurde. So fragte er: „Sie kommt nicht wieder?"

„O nein, das glaubt niemand. Sie selbst am wenigsten. Ich hatte die Ehre, ehe ich von ihr in dieses Haus empfohlen wurde, ihr zuweilen in der Korrespondenz zur Hand zu sein. Sie hat mir auch Lebewohl gesagt. Ein zerbrochenes Herz ist es, was da ging."

Der Sieur drückte dem Magister die Hand. Und dann ritt er heimwärts nach Altenmuhr —

Er schlief schlecht in dieser Nacht. Denn er war erschrocken vor sich selbst. Ein Grauen überfiel ihn plötzlich bei dem aufgezwungenen Wissen, daß seine beiden Visionen im Spiegel die Wahrheit gekündet hatten — daß in diesem schrecklichen Spiegel er die Geschicke der Menschen sehen konnte. Er sagte sich wohl: Einmal mußte ja die Markgräfin sterben, diese farblose, ewig kränkelnde Frau. Er sagte sich: Eine nicht nur alternde, sondern wirklich alte Schauspielerin konnte nicht ewig das Herz eines Mannes fesseln, dem seine Mittel, sein Rang es erlaubten, seinen Hof mit jugendschönen Erscheinungen zu schmücken. Es ist das Stigma der frühen Jahre, das Tragische zu lieben und an heroischen Dichtungen Anteil zu nehmen. In Karl Alexanders Alter aber dachte man vielleicht lieber an heitere Dinge, hatte lieber leichte Konversation und aufregungslose Lektüre, als die Darbietungen einer Tragödin. Gewiß auch dies, daß die Clairon einmal den Abschied nehmen mußte, war fast ein natürlicher Vorgang — und daß er ihn im Spiegel gesehen, kein Wunder, sondern ein Zufall. Aber dieses eigene Raisonnement hatte durchaus nicht die Kraft, den Sieur zu beruhigen. Sein Wissen quälte ihn auf eine sonderbare, aufreizende Weise. Denn er dachte daran, ob er nicht auch einmal für sich selbst in den Spiegel sehen könnte. —

Am andern Vormittag bekam er einen Besuch. Es war jener alte Kammerherr, dem er damals, als die Markgräfin von der tödlichen Krankheit befallen wurde, einen kleinen Dienst erwiesen hatte.

Der Kammerherr war in melancholischer Stimmung. Der Markgraf hatte der direkten Umgebung seiner Frau nie wohl gewollt. Jetzt war der Kammerherr entlassen, seines Hofamtes und damit seines Lebenszieles beraubt. Und er besaß kein anderes Vaterland, in das er heimkehren, kein Landgut, auf das er sich zurückziehen konnte. Er mußte als Pensionär in Ansbach bleiben und zusehen, wie andere an der Sonne des Hofes sich erwärmten.

In Ansbach war es nicht guter Ton, vom Scheiden der Demoiselle Clairon zu reden. Und darum hatte der Kammerherr die Fahrt nach Altenmuhr gemacht, denn hier konnte man sich vielleicht ein Wort

Digitized by Google

nach seinem Herzen erlauben, hier bei einem Landsmann der Clairon lief man nicht Gefahr, sich den Mund zu verbrennen. Und ein alter, entlassener Kammerherr mit Schlüsseln, die nur noch als melancholische Symbole am Rock hingen und nichts mehr zu öffnen hatten, der muß sich aussprechen, das wird man verstehen und begreifen.

Der gute alte Kammerherr war, wie sich von selbst jeder sagen kann, ein Mann von Welt, und darum begann er seine Konversation mit dem Sieur bei diesem selbst, ging auf das Schloß, in dem man sich befand, über, von diesem auf ein Dutzend fernerliegende Schlösser (wo sich die Eyb, die Feilitzsch, die Seckendorff, die Aufseß, die Leonrod, die Crailsheim, die Castell, die Pappenheim, die Hohenlohe, die Giech, die Moy und die Pückler befanden), bis man endlich dieser Unterhaltung nicht einen Ruhepunkt, wohl aber ihr Ziel geben durfte in dem Schloß von Ansbach.

„Unsere Clairon, unsere Muse, unsere unvergeßliche Clairon," lispelte der Kammerherr. Und er fuhr fort: „Es mag Sie verwundern, ja vielleicht befremden, daß ich, der Kammerherr meiner Hochseligen Fürstin, so spreche. Hélas, ich darf wohl sagen, meine Allergnädigste Hoheit besaßen nicht nur die vollendetste Welt, sie besaßen auch Herz. Sie nannten die Clairon ihre chère amie. — Sie sahen ein, daß die schönen Künste eine Domaine für sich sind, ein Tempel, in dem man huldigt. Und meine Allergnädigste Hoheit waren menschlich denkend genug, um zu begreifen, daß von der Bewunderung, die man der Kunst zollt, auch etwas auf die Künstlerin fällt. Und Allergnädigste Hoheit wußten den Einfluß der Clairon zu schätzen. Einen Einfluß auf den komplizierten Charakter seiner Königlichen Hoheit, den meine Allergnädigste Hoheit —"

Die Durchführung dieses Satzes mußte selbst einem kammerherrlichen Takt Schwierigkeiten bieten, denn er verschnaufte einen Moment.

Der Sieur aber, schon niedergebeugt durch die Eyb, die Feilitzsch, die Seckendorff usw., war wie betäubt von dem neuen Redestrom, und er fragte unvermittelt: „Weiß man den Grund von Demoiselle Clairons Abschied?"

Der arme alte Kammerherr hüstelte nervös. „Sie fragen so deutlich, mein Freund. Da sind Imponderabilien, Dinge, die man vielleicht fühlt, aber die auszusprechen man sich nicht unterstehen dürfte."

Der Sieur war einer so diskreten Konversation nicht gewachsen. Auch langweilte sie ihn. Er sagte brüsk: „Hat der Markgraf eine neue Neigung?"

Der arme, alte Kammerherr wehrte mit den Händen ab. „Aber ich bitte Sie, mein Werteſter, Sie frappieren mich. Ich würde mir nicht gestatten, zu glauben, daß eine Dame von Rang und Stand, wie die in Frage kommende, ihre Neigung und Gunst anders als auf, hm, legitime Weise verschenken würde. Und dazu, hm, ja, bedürfte es doch vielleicht in dem vorliegenden Fall, trotz aller Qualitäten des Ranges, noch der Anerkennung des nächsten Agnaten, das heißt des Königs von Preußen, da doch Lady Craven erst durch Heirat in die englische Peerage kam."

„Lady Craven?" Der Sieur sagte es fast still und voll Hohn gegen den armen alten Kammerherrn.

Der zitterte fast: „Mon Dieu, entfuhr mir ein Name? Ich weiß nichts, teuerster Sieur, ich weiß nichts. Es ist eine Vermutung, ein Imponderabile."

„Ah — nichts sonst?"

„Mein Herr," sagte der gute alte Kammerherr mit Festigkeit, „Sie werden mich nicht als einen Verbreiter falscher Nachrichten ansehen. Ich war der Demoiselle Clairon, die sich die Achtung meiner Allergnädigsten Hoheit erworben hatte, in gewissem Sinne ergeben. Darum bedaure ich ihren Sturz. Man sucht Gründe, nicht wahr? Lady Elizabeth Craven ist schön, wohl wert, eine Krone zu tragen. Aber ob sie will? Darüber möchte ich mir kein Urteil anmaßen. Um keinen Preis. Niemals würde ich darüber auch nur eine Vermutung wagen." —

Der Kammerherr war endlich wieder weg.

Da ließ Jaime Maria sein Pferd satteln und ritt aufs Prinzenschloß.

Dort fand er nur den Magister Döpping. Der sagte: „Wie wird es die Lady schmerzen, daß Sie ein zweites Mal vergeblich kommen, Sieur de Clarence. Die Lady ist heute in aller Frühe mit Keppel fortgefahren. Verwandte kommen an Ansbach vor-

Digitized by Google

über. Mit denen hat sie ein Rendezvous. Sie will ihnen Keppel bringen, der mit ihnen die Reichsstadt Nürnberg besichtigen soll. Ich selbst habe solange, das heißt ein paar Tage, Urlaub."

„Wann kehrt Lady Craven zurück?"

„Darüber hat sie mich nicht unterrichtet."

Der Sieur de Clarence schrieb ein paar Zeilen.

„Ich bitte Sie, sorgen Sie dafür, daß die Lady dies Billett sogleich nach ihrer Rückkehr bekommt. Und besuchen Sie mich in Ihren Ferien in Altenmuhr," sagte er freundlich zu dem Magister.

Dann ritt er heim.

⁂ ⁂ ⁂

Und nun breitet sich Dunkel über das Schicksal von Jaime Maria, Sieur de Clarence.

Es war niemand bei ihm, dem er Vertrauen schenkte.

In der Nacht, die diesem Tage folgte, riß ein Lakai, der donnernd in die stille Gasse eingefahren war, die Klingel an der Wohnung des Physikus Horlacher in Ansbach. Und er fuhr mit dem Arzt hinaus nach Altenmuhr.

Da lag der Herr des Schlosses auf seinem Bett mit Wunden am Kopf, mit einer Wunde am Herzen. Er lebte noch. Aber er wußte wohl nicht mehr den Sinn der Worte, die seine bleichen Lippen ängstlich formten — —

Am nächsten Morgen kam der Magister Döpping. Und er war auf das schmerzlichste überrascht, den freundlichen Sieur in solch grausam veränderter Lage zu finden.

Der Magister war noch gestern abend bis Triesdorf gegangen, denn Lady Craven hatte ihm bei ihrer Rückkehr (ohne Keppel, den wunderbaren Sohn) gesagt, er möge seinen Urlaub gleich antreten. So kam der Magister schon früh nach Altenmuhr. Der Magister hätte sich bescheiden im Park ergangen, bis eine schickliche Visitenzeit war, wenn er nicht von den bestürzten Leuten des Schlosses die schreckhafte Kunde erfahren hätte.

Und als er nun dem verstörten Armand in bestem Magisterpariserisch erzählte, wie freundlich gestern der Herr zu ihm gewesen, da faßte Armand ein Vertrauen und erzählte dem Magister, was er wußte.

Seit seiner Rückkehr gestern am Nachmittag war der gnädige Herr so erregt gewesen, hatte, kaum zu Hause angelangt, sein Pferd wieder befohlen und es nicht benutzt — hatte Wein verlangt und dann doch nicht getrunken, und als es dämmerig wurde, da war er in den Saal mit dem grünen Spiegel gegangen.

Und Armand, von Sorge erfüllt, hatte sich nachgeschlichen und von der Galerie aus durch das kleine, schräggestellte Fenster den Saal überblickt. Da saß der gnädige Herr gegenüber von dem Spiegel. Eine Wachskerze brannte.

Es mochte wohl eine Stunde oder noch länger vergangen sein, daß der gnädige Herr so dasaß.

Und dann hatte er plötzlich wie zitternd die Arme ausgestreckt und etwas geschrien. Und dann war er in sinnloser Wut aufgesprungen, hatte seinen Degen gezogen und mit ihm in den Spiegel gestochen.

Aber die Klinge war zerbrochen, zurückgeprallt. Der Arm hatte wohl dem gnädigen Herrn versagt oder (Armand bekreuzigte sich) der Leibhaftige selbst war im Spiegel gewesen — denn als Armand dann aus seinem Versteck hereingestürzt kam, fand er den gnädigen Herrn, Kopf und Hände voll Blut, ohne Bewußtsein auf der Erde liegend.

Ja, erzählte Armand weiter, es war schrecklich, schon vorher, als dieses einsame Licht brannte und der gnädige Herr so steif und kalt dasaß, und kein Ton war und keine Bewegung, nur die Schatten in den Winkeln, als wäre da einer.

Und das — das konnte man auch nicht wissen, da war wohl doch einer gewesen und hatte dem gnädigen Herrn das angetan. Gewiß fürchteten sich die Leute nicht umsonst vor dem Weiher und dem Schloß — —

Der Magister Döpping war ganz verwirrt. Sein aufgeklärter Verstand verbot ihm, solche abergläubischen Dinge näher in Betracht zu ziehen. Aber ein wenig unheimlich war es doch, dem Sieur mußten die Sinne verwirrt gewesen sein.

Da aber der Magister Döpping nicht nur Verstand, sondern auch ein Herz besaß, war er von großem Mitleid erfüllt, und es fehlte nicht viel, daß er weinte. Und er blieb da, um mit dem alten

Digitized by Google

Armand dem Todkranken Beistand zu leisten.

⁂ ⁂ ⁂

Die Nachricht von dem Malheur, das den Sieur de Clarence betroffen, kam ein wenig spät zu Seiner Königlichen Hoheit dem Markgrafen Karl Alexander von Ansbach-Bayreuth.

Ein wenig spät auch zu Lady Craven.

Seine Königliche Hoheit hatten am Abend die Lady auf dem Prinzenschlößchen besucht und waren erst in der Dämmerung des anderen Tages zu den Regierungsgeschäften zurückgekehrt.

Der durchlauchtigste Herr Markgraf hatten dann eine so große Teilnahme an dem Unfall des Sieur de Clarence, daß Hoheit die Fassung nicht besaßen, den Kranken selbst aufzusuchen und Höchstihre Trübsal zu zeigen.

Der Leibarzt und der Kammerpräsident richteten das dem Sieur in Altenmuhr aus, wären aber in Verlegenheit gewesen, wenn sie hätten sagen müssen, daß der Kranke einen dankbaren Respekt vor so gnädigen Worten bezeugt hätte. Denn sie fanden einen, der nach der Meinung des Leibarztes wohl noch manchen Tag hätte leben können, der aber nichts mehr begriff von dem, was um ihn vorging.

Drei lange Tage und Nächte horchte der alte Armand auf die Atemzüge seines Herrn, und horchte hinaus aus den Fenstern, ob nicht ein Wagen die Straße käme.

Denn er hatte doch Boten gesandt.

Und als der Sieur schon auf dem Paradebett lag, da wartete der alte Armand noch. Und er wollte den Sarg nicht schließen lassen, ehe jemand gekommen war — jemand, den er nicht nannte, gekommen war —

Aber endlich mußte man den bleichen, schlanken Sieur bestatten. Die Augen, die Jaime Maria die liebsten gewesen waren, hatten ihn nicht mehr gesehen.

⁂ ⁂ ⁂

— — Es ist bekannt, daß Karl Alexander, der letzte Markgraf von Ansbach-Bayreuth, bald nach seiner Vermählung mit Elizabeth Lady Craven seine Fürstentümer an Preußen abtrat und mit seiner Gemahlin nach England übersiedelte. Der stolzen Britin hatte es in den fränkischen Landen nicht mehr gefallen, sie wollte unter anderen Himmelsstrichen leben.

Von ihrem wunderbaren Sohn Keppel hat die Historie nichts bewahrt. Er muß seine Talente in seiner Knabenzeit erschöpft haben.

Das Schloß von Altenmuhr stand eine Weile wieder in der Verlassenheit, aus der es für einen kurzen Sommer lang der Sieur Jaime Maria — Gott schenke seiner Seele Frieden — erweckt hatte. Das Schilf wuchs wieder über dem traurigen Weiher, und die Kastanien breiteten ihre verwirrten Zweige über einen stillen Platz mit einem grauen Leichenstein. —

Ein andrer Emigrant hatte später Mut und Herz genug, trotz der unheimlichen Begebenheit mit dem Sieur de Clarence, das Schloß in Altenmuhr zu beziehen und dort eine Familie zu gründen, die noch heute fortbesteht.

Ein Spiegel

Ein goldner Raum; darin ein Spiegel rein,
Ein Spiegel voller Gold. Ich trete ein.

Es legt ein Goldglanz schimmernd sich und dicht,
Wie eine Larve, auf mein Angesicht.

So darf mein Antlitz in dem Spiegel ruhn;
Ein Gold in Gold wird nichts der Stille tun.

Allein mit eins hat mich mein Leid erfaßt;
Da ward die Larve dünn und ist verblaßt.

Ehe mein Leid in deinen Spiegel brach,
Wandt' ich mich ab und schlich aus dem Gemach.

Heinrich Broichsitter

Digitized by Google

Die heilige Justina

Gemälde von Moretto in der Gemäldegalerie des Hofmuseums in Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

Alessandro Moretto aus Brescia

Von Prof. Dr. Paul Schubring

Alessandro Bonvicino gen. Moretto ist neben Romanino und Savoldo die hervorragendste Künstlergestalt Brescias. Er ist 1498 geboren und schon 1555, also 57jährig gestorben. Romanino hat ihm den Weg gebahnt, denn er war dreizehn Jahre älter, aber von ganz anderer Begabung, lebhaft im feurigen Schwung, dem wallenden Pathos geneigt, während unser Maler durchaus Lyriker ist und in seinem edlen, gesammelten Stimmungsgehalt oft an die sanften Melodien der Umbrer erinnert. Innerhalb solcher Grenzen erreicht Moretto das Höchste, die Ahnung und Schaubarkeit unendlicher Mächte der Empfindung und der Überwelt. Sein Stil zeigt die Reife des vollentwickelten Cinquecento, freilich ohne die Stoßkraft der Florentiner Schule, aber nicht ohne klare Architektonik. Moretto ist durchaus Oberitaliener, ein Schüler Tizians, ein Maler der Santa conversazione reifen Stils; Werte, die es verständlich machen, daß dieser Maler früh von den Sammlern, namentlich in England und Schottland, begehrt worden ist, so daß in Italien nur Brescia selbst ihn noch in würdiger Fülle und Qualität vertritt.

Wir wissen wenig über sein Leben, und das wenige hilft wenig zum Verständnis seiner Kunst. Seine Malerei ist nicht ein persönliches Bekenntnis, nur in der Gesamtstimmung aller Werke liegt der Grundzug seiner Seele: gesammelte Andacht. Sein Lehrer Ferramola ist keine stärkere Kraft gewesen; wichtiger ist, daß der junge Moretto — „Bräunling" übersetzen wir am besten, wenn der Name nicht auf einen maurischen Ahn wie bei Othello „il Moro" anspielen soll — zu Tizian kam und an der Lagune jene entscheidenden glücklichen Jahre weiterlebte, als sich die bis dahin in Giovanni Bellinis klare Festigkeit gebannte Kunst durch Giorgione und Tizian in die höhere Freiheit einer monumentaleren Richtung hatte heraufragen lassen. Es ist die Zeit der „Assunta", der „Madonna von Pesaro". Moretto lernte hier die große

Angebliches Bildnis des Giacomo Gromo di Terrengo
Gemälde in der Nationalgalerie zu London (Phot. Hanfstaengl)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

nischen, als noch ganz in der Weise des Lehrers gebunden. Ganz anders steht er 1521 vor uns — nach der Reise zu Tizian — in den mit Romanino gemeinschaftlich gemalten Fresken der Corpus Domini-kapelle des Doms von Brescia da (Elias in der Wüste, Mannalese, der Cenacolo), in denen sich ein schon von Vasari hervorgehobener raffaelischer Einschlag geltend macht.

Das früheste Bild, von uns im Ausschnitt wiedergegeben, ist die Madonna aus Sa. Eufemia, heute in der Galleria Martinengo, die wohl noch vor 1530 entstand: hier thront die Madonna unter Rundbogen und Kuppeln auf Wolken, in ihrem Arm der winzige Jesusknabe, zu dem der kleine Johannes als Spielgefährte geleitet wird: unten stehen Eufemia und Agnese neben zwei knienden Bischöfen. Hier haben wir ein Schema für Altarbilder, wie es in Venedig namentlich durch Cima da Conegliano entwickelt worden war und dann in der ganzen Terra ferma, auch noch vom jungen Correggio in der Dresdner frühen „Madonna mit dem heiligen Franz" vielfach abgewandelt wurde. In Brescia hatte diese Form Romanino übernommen. Eine feste, ruhige, klare Architektur sorgt für Disposition, Ordnung und Haltung des Bildes, durch sie ist jedem Teil des Aufbaues, nicht nur den Gestalten, sein Platz angewiesen. In reizvollem Widerspruch zu den die Erde belastenden Personen schweben die Wolkenkissen heran, die mit naiver Selbstverständlichkeit in die irdischen Schranken dringen. Das Gebet der Gläubigen zwingt das Unsichtbare herab zu den Pfeilern der Wirklichkeit. Volles Licht liegt auf dem Gesicht und dem Kleid der heiligen Agnes; Eufemia dagegen neigt in unnachahmlicher, edelster Wendung zu dem knienden Bischof das Haupt. Eine weiche Fülle sättigt ihre Gestalt; hell leuchtet der schöne nackte Fuß auf der Marmorschwelle. Beide Bischöfe knien eine Stufe tiefer; der eine hat die hellbeleuchtete Mütze auf dem Haupt, dem andern steht sie — ähnlich wie die Tiara auf der sistinischen Madonna — vorn auf dem Boden wie ein stereometrisches Gebäude. Große, übereckgestellte Fliesen mustern den vordersten Fußboden, horizontal liegende den des zweiten Raumes. Burg und Berg, Gelände und Wiesenweg geben eine bescheidene stille Ferne.

Die heilige Eufemia mit einem Bischof. Ausschnitt aus einem Gemälde in der Galerie Martinengo zu Brescia (Phot. Alinari)

Bei dem nun folgenden Bilde, der Krönung Marias in S. Nazzaro e Celso in Brescia, verzichtete Moretto auf die Ar-

Digitized by Google

Maria und Eliſabeth in der Glorie

Gemälde von Moretto im Kaiſer Friedrich-Muſeum in Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

chitektur. Während in der älteren Malerei Maria bei dieser Szene neben Christus auf dem goldenen Thron sitzt, schwebt die Mutter hier dem Sohn im Wolkenglanz entgegen.

Wieder sind es vier Heilige, die unten stehen und gewürdigt werden, diese goldene Stunde zu schauen: zwei Mönche, ein Bischof und ein jugendlicher Engelheiliger — keine Frau ist diesmal dabei. Beide Mönche knien, wieder der eine im vollen Licht, der andere im Schatten. Den Bischof rechts verraten seine drei Kugeln als den heiligen Nikolaus, der diese goldenen Kugeln einst den Töchtern eines Konsuls schenkte, um die Verarmten vor der Schande zu bewahren. Mit der hohen Mitra sticht seine Gestalt direkt in die Wolkenbahn hinein. Links vorn steht die bestechendste Figur. Der heilige Michael wird als junger, schöner Edelmann gebildet; seine nackten Arme und Beine glänzen in der Sonne, jubelnd stößt er die große Lanze mit beiden Händen dem vor ihm am Boden liegenden Teufel ins Herz. Diese leidenschaftliche Bewegung steht im schärfsten Gegensatz zu der Verzückung der drei andern Figuren.

Aus dem Jahr 1539 stammt das dritte Altarbild, das eine persönliche Stiftung ist. Gallato Rovelli, ein Humanist und Pädagog in Brescia, hat es mit seinen ihm anvertrauten Schützlingen gestiftet. Das gibt dem Bild eine persönliche Note und zwang den Maler, von dem bisherigen Schema abzugehen. Eine prächtige Asymmetrie beherrscht das Bild. Zunächst wird eine mächtige schattende Nische als Hintergrund aufgebaut; schwere Profile, Ecken und Bänder stehen im Gegensatz zu der sanften Rundung des Halbkreises. Vor der Nische erscheint der Kinderfreund Sankt Nikolaus mit seinen vier Lieblingen. Den schweren Rauchmantel, dessen Brokatgranatapfelmuster leuchtet, trägt er auf den Schultern. Die Mitra darf einer der Knaben halten, der andere Schüler die drei goldenen Kugeln. Außerdem tragen alle diese vier Schulkinder ihre Schulbücher unterm Arm. Rechts ist ein Altar errichtet; ein Teppich fällt herunter, und hoch oben thront neben Säulen und Pfeilern die höchste Frau. Hell flattert ihr feines Kopftuch vom Kopf zurück. Das Jesuskind flüchtet zu der Mutter, als es die fremden Leute sieht; diese aber weist das Kind an die Kinder. Greis, Mutter, Knabe und Säugling — vier Generationen wirken an dem köstlichen Einschlag dieser Tafel. Warum hängt man eigentlich solch ein Bild nicht in unseren Knabenschulen auf? Weil es katholische Heilige enthält? Spricht das Menschentum nicht

Bildnis eines Gelehrten. Gemälde in der Münchner Pinakothek (Phot. Bruckmann)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Wonne der Villa ringsum. In der Abendstunde sitzen die Männer zu Tisch: der reiche Kaufmann eine Figur wie Shakespeares Antonio; der schlichte Geistesfürst ihm gegenüber; Diener, Schenken, Zwerge zur Seite. Da bricht in das Mahl der Männer ein Weib. Ein schönes Geschöpf, das von der Hofschar aus Asolo zu kommen scheint, wirft sich, aller Zurückhaltung spottend, zu Jesu Füßen, sie salbend mit seltener Narde, sie trocknend mit goldenen Flechten. Und der Herr läßt sie gewähren; mit ruhiger Milde würdigt er den seltsamen Liebesdienst, der seinem Wirt so fremd bleiben muß. Denn der hat zwar genug Diener, und auch Mägde müssen ihm gehorchen; aber nie sah er solche Inbrunst und Leidenschaft in freiwilliger Demütigung! Wie klein und unwichtig erscheinen jetzt Marmor und Pelz, Wein und Edelglas neben den Tränen der Liebe, den stolzen am Boden leuchtenden Flechten!

Richard Wagner hat, wie Henry Thode mitteilt, dieses Bild besonders geliebt. Neben Tizians Himmelfahrt, nach deren Betrachtung er bekanntlich den Mut zur Komposition des Meistersingervorspiels fand, war ihm dieser Moretto das liebste Bild in Venedig. Dürfen wir annehmen, daß jene berühmte Szene im dritten Akt des „Parsifal": „Salbtest du mir auch die Füße, das Haupt nun salbe Titurels Genoß, daß heute noch als König er mich grüße" von diesem Bild beeinflußt wurde?

Der heilige Michael. Ausschnitt aus der „Krönung Marias" in der Kirche S. Nazaro e Celso zu Brescia (Phot. Alinari)

Bei den Bildnissen Morettos ist zunächst auf die Porträts auf den Altarbildern hinzuweisen: den Stifter des Justinabildes in Wien, den Pharisäer auf der Pietà in Venedig, die beiden Geistlichen Averoldo auf dem Berliner Bild vom Jahr 1541, das aus der Kirche della Ghiara in Verona stammt. Von den Einzelporträts sind zwei herrliche Stücke in London mit Recht am berühmtesten. Das erstere trägt eine griechische Aufschrift, die wohl zu lesen ist: „Wehe, ich begehre zu viel" und soll Monsignor Giacomo Gromo di Terrengo darstellen, den Gatten der Giulia Pozzo von Ponderano. Die alte romantische Deutung dieses Bildes: „Der Graf Sciarra Martinengo Cesaresco Rache brütend für den Mord seines Vaters" ist natürlich abzulehnen. Das andere Bild, datiert 1526, stellt ein Mitglied der Familie Fenaroli aus Brescia dar. Ein Porträt in München gibt die Züge eines Gelehrten (mit Buch und Stundenglas) wieder, der sogenannte „Arzt" in Genua, auch

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Frühlingsschlacht

Eine Erinnerung an die Tage von Cataldza. Von Franz Carl Endres

Frühling war es, lachender, knospender, herrlicher Frühling. Der Sturm trieb die Wolkenfetzen vor sich her und fegte über die Novembertotenfelder bei Cataldza, fegte über die seichten Gräber, wo Tausende ruhten, fegte über die bleichen Tiergerippe, die auf den Heidehügeln lagen, und rüttelte an den großen weißen Zelten der türkischen Armee.

Rüttelte auch an den Menschenherzen, daß sie sich der Sonne öffneten und Wintergraus und Not vergaßen.

Das große Lieben zog durch die Natur. Im Spiel der kleinen Lebewelt der Insekten, die zu Millionen auf der Heide schwärmen, in den klagenden, sehnenden, schmelzenden Liedern der Nachtigallen — überall, überall wird das Mysterium der Liebe kund. Ringsum um das liebeleere, lebenvernichtende Soldatenheer erzeugt die Natur Leben und wieder Leben aus dem unerschöpflichen Born ihres Dranges zur Arterhaltung.

All dem Weichen, Versprechenden, Erfüllenden, Zeugenden und Gebärenden gegenüber, das die Heide füllt, von Meer zu Meer, sind wir wie in Eisen gepanzert. Hinter uns steht der Tod, der über das Leben grinst und in Verzweiflung über all dies lenzliche Entstehen uns vorwärts peitscht. „Vorwärts, drüben stehen die Bulgaren. Töte, töte! Schreite über die Heide, zertritt, zerdrücke all das kriechende verhaßte Leben und töte diese Menschenleiber, die von Liebe träumen, die von Zukunft träumen. Soldat, gib deine Hand! Wir wollen töten! — Töten."

Und der Frühling singt das alte Lied der Liebe. „Hör' mich! Hör' mich! Du bist nicht außer der Natur. Du bist das gleiche. Vergiß es nicht. — "

Das Frühlingslied wird leis und leiser; des Todes „Töte!" laut und lauter.

Da Blitz und Krach! Wie ein Heulen von tausend Teufeln fährt es über unsere Köpfe. Da wieder! Da noch einmal! Fernher von jenem grünen Hügel kommt es her. Dort stehen bulgarische Batterien, verdeckt, versteckt, und senden Schuß auf Schuß gegen unsere Bataillone, die vorwärts gehen. Heute endlich vorwärts, vorwärts nach Wochen bewegungslosen Erstarrtseins, nach wochenlangem Verzweifeln am Erfolg. Die grünen Bataillone steigen in das Tal und nun hinauf. Wie weit wollen sie? Ist kein Feind da? Die Artillerie feuert nicht mehr. — Da — da! Kleine Wölkchen, so schwach, so rasch vom Lenzeswind verzehrt, daß sie nur das kundige Auge erkennt. Feindliche Infanterie! Nun pfeifen die Geschosse. Nun klatscht es, wie wenn man mit nackter Hand auf nacktes Fleisch schlägt. Das sind Treffer! Die Gesichter werden merkwürdig gespannt, die gewöhnliche Gleichgültigkeit der stumpfen Anatolier wandelt sich in eine ungewohnte Lebhaftigkeit.

Das Infanteriegefecht beginnt. Jetzt kommen auch wieder die Schrapnells. Und harte Arbeit ist es fürwahr. Sie sterben rund um mich zu Dutzenden und Hunderten. Stürzen in die blühende Heide, reißen mit krallenden Fingern Klumpen des Bodens heraus, wälzen sich mit kreischendem Schreien im quellenden Blut und sterben, sterben. Und bevor sie sterben, haben sie so große Augen, so fragende.

Der Tod sitzt hinter mir auf einer kleinen Esche und schlägt sich auf die knöchernen Schenkel und lacht, lacht, daß mir der Schauer durch alle Knochen rinnt.

Wann kommt die Kugel für mich? Heute? Bald? Jetzt?

Und wieder geht es vorwärts. Daß ich immer an den Frühling denken muß! Ein Liebeslied klingt mir im Gedächtnis. Wo ist die, der ich es in ferner Jugend sang? Wie war sie blond und jung und schön!

Mein Regiment ist ausgegeben. Ich habe keinen Mann mehr. Mit der letzten Reserve bin ich in die Schützenlinie vorgegangen. Was vorgegangen? — vorgestürzt, vorgekeucht!

Nun treibe ich vorwärts und lausche auf

Digitized by Google

das Toben des Todes, auf sein Lachen und auf die Liebeslieder des Frühlings.

Nur Ideen lassen uns sterben mit dem Lächeln dessen auf den Zügen, der weiß, daß er einen Zweck erfüllte. Und das zuckende Herz singt in den letzten Schlägen noch sein letztes Frühlingslied.

Werden! Werden! Viel, unendlich viel muß vergehen, damit weniges werde. Helden, die dem wenigen, was sie ahnen, das zum Opfer bringen, was sie allein besitzen: sich selbst.

Persönlich vergessen werden, auch in seiner Tat, die sich mit Tausenden vereinigen muß, um eine Wirkung zu wirken, persönlich das einzige verlieren, was zweifellos besteht, sein Ich, damit andere ihr Ich in günstigeren Verhältnissen leben können, damit andere, die man nicht kennt, künftige Geschlechter, besser, höher, größer seien als wir: Das ist Soldatenruhm und Soldatenpflicht.

Warum mir heute die Gedanken kommen? Gerade jetzt im Höllenlärm der Schlacht?

Ein heißer Wunsch zieht durch meine Seele. Möge unserm deutschen Lande solch Soldatenstolz erblühen, auf daß unsere Jugend sterben kann, wenn der Frühling kommt.

Vorwärts! Seitengewehr pflanzt auf! — Hei, da springt der blaue Stahl aus der Scheide! Wie sie leuchten, die Klingen! Wie die Sonne sich in ihnen spiegelt!

Vorwärts!

Vier Stunden haben wir zu 600 Metern gebraucht und nun ist es vergangen wie eine Viertelstunde. — —

„Was lachst du denn, Mehmed?" Mein Hornist lacht und tanzt und betet. Alles auf einmal. Der Wahnsinn springt aus seinen Augen, er deliriert! Nun rennt er vorwärts und stößt tierische Laute aus heiserer Kehle — da wirft ihn die gnädige Kugel nieder. Er stürzt und hält sich den Leib. Und bläst: „Vorwärts. Vorwärts." Das nervenpeitschende Signal! Immer lauter bläst er mit stieren Augen. Jetzt ein schrecklicher Schrei des Hornes. Mehmeds Arme fahren in die Luft. Der heißblütige Araber ist zu Ende.

Und die Schützen stürmen weiter, Stahl dringt in Fleisch, und Hände krallen sich um Kehlen. Ächzende, heulende, seufzende, schreiende Töne mengen sich mit dem furchtbaren Rufe: Allah, Allah, Allah!

Und Sieg, Sieg ist es geworden!

Die Feinde fliehen. Wenige! Man stolpert über Leichen und ist so müde, so müde.

Ein alter Leutnant, der aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen ist, steht neben mir. Sein weißer Bart weht im Winde. Sein Rock hat hundert Flicken und hundert Löcher.

„Herr," sagt er, „nun bin ich glücklich."

Er spricht schwer verständlich, denn der Skorbut hat ihm in Yemen die Zähne weggefressen.

„Wir haben gesiegt, Ali," sage ich ihm, „aber viele sind tot."

„Sie sind bei Gott."

„Weißt du, warum sie starben?"

Da blitzen seine Augen.

„Herr! Damit unsere Kinder leben."

Das war Frühling bei Cataldza! Das war ein Liebeslied, ein Lied voll Unsterblichkeitsgedanken: Dies große Sterben, damit unsere Kinder leben.

Schattentheater

So gleiten wir von Jahr zu Jahr
Wie Schatten an den Wänden hin,
Nachdem das Dunkel uns gebar.

So schweifen wir im Zwitterlicht
Mit rührendem Geberdenspiel,
Ein Puppenvolk, und wissen's nicht.

So borgen wir uns ein Gefühl
Und sagen unser Sprüchel auf
Und tauchen unter im Gewühl.

So spinnen wir am alten Stück
Der Sehnsucht einen Septakkord —
Dann fordert uns die Nacht zurück.

Kurt Arnold Findeisen

Digitized by Google

Im Krug zum grünen Kranze

Humoristischer Roman von Victor Fleischer

(Schluß)

Zwei Tage später wurde die „Gastspielsaison" der Theatergesellschaft Wilhelmy mit einer Militäroperette eröffnet. Lorenz saß zwischen dem Oberleutnant und Fräulein Leitner in der ersten Sperrsitzreihe. Überrascht schaute er auf, als der Komiker, der den Kadett-Feldwebel spielte, auf der Bühne erschien: das war ja bis ins Kleinste eine Kopie des Wiener Schauspielers, der wochenlang allabendlich in dieser Rolle seine Triumphe gefeiert hatte; eine Kopie, die freilich vergröbert und mehr clownmäßig als humoristisch wirkte. Aber gerade die tölpelhaften Übertreibungen brachten dem Provinzkomödianten den meisten Beifall. Trotzdem hatte den größten Erfolg des Abends nicht der Komiker, sondern die Soubrette Fritzi Koppel, die als Einjähriger in den enganliegenden Husarenhosen Junggesellen, Ehemänner — und Gymnasiasten entzückte. Den jungen Damen blieb dafür Gelegenheit, schon heute für den Tenor zu schwärmen, der als sentimentaler Held die weichen Herzen rührte.

In den nächsten Tagen und Wochen klimperten alle Klaviere der Stadt die kitschigen Melodien der ungarischen Operette, pfiffen die Gymnasiasten Motive dieser Musik als Signale, wenn sie einander auf der Straße anriefen, und der Text der Couplets mengte sich in jedes Gespräch, in den Familien und an den Wirtshaustischen.

Professor Gluckhenn vermied es jetzt, mit Lorenz zusammen zu sein. Für ihn bedeutet der Selbstmord des Kollegen Theumer mehr als für die andern Leute in der Stadt. Er war ihm kein Skandal, der von den neuen Sensationen des Theatergastspiels rasch verdrängt wurde, dem nachdenklichen Professor schien dieser traurige Tod ein Zeichen. Vor acht Jahren war Gluckhenn zugleich mit Theumer in die Stadt gekommen, hatte den Kollegen als lebenslustigen, für alles mögliche interessierten jungen Mann gekannt und zugesehen, wie er dann, verärgert von der Plage des Unterrichts, von Streitigkeiten mit den anderen Lehrern, jedes Interesse an seinem Beruf verlor, jede wissenschaftliche Bestrebung aufgab, sich mehr und mehr an die Wirtshausgesellschaft anschloß, bis er endlich als stummer Gast am Stammtisch ein von allen kaum mehr beachteter Gewohnheitstrinker wurde.

Und sah es nicht aus, als wollte sich Lorenz jetzt ähnlich an diese Kleinstadtkreise verlieren? Der junge Professor schien sich schon sehr wohl zu fühlen in dem engen, kleinlichen Milieu, in das er vor kurzer Zeit erst mit ängstlichem Zagen und überlegenem Spott eingetreten war. Fast jeden zweiten Tag kam er in das Haus des Bürgermeisters, um mit dem hübschen Fräulein zu musizieren, begleitete die Dame auf der abendlichen Promenade, ging mit ihr ins Theater, und es fiel ihm gar nicht auf, daß Grete Leitner nun schon zwei und drei Wochen hier war und der für wenige Tage geplante Aufenthalt sich länger und länger ausdehnte.

Dann wieder war Lorenz beim Finanzrat Breuner zu Gast oder in einer andern Familie und fehlte öfter am Stammtisch, weil er nachmittags in einem Bürgerhaus musiziert hatte und da immer soviel essen mußte, daß ihm fürs Abendbrot kein Appetit blieb, oder weil er mit einer der Damen das Theater besuchte. Dreimal war er nun schon bei dem Quartettabend des Doktors Beier gewesen und hatte dort eine ähnliche Erfahrung gemacht wie damals, da er zum ersten Male die Frau Bürgermeister aufgesucht: das Musizieren war auch hier eigentlich Nebensache, ein Vorwand zu gemütlichem Beisammensitzen. Und über all den gesellschaftlichen Verpflichtungen, die ihm nach und nach erwuchsen, kam Lorenz seltener als in den ersten Tagen dazu, an seine Braut nach Wien zu schreiben. Wenn er sich dann am Ende einer mit Besuchen und Theaterabenden vertanen Woche hinsetzte und einen Brief begann, war er sich der Lüge gar nicht bewußt, daß er schrieb, wie sehr er sich nach Else sehnte, daß er ihr erzählte, daß sein Beruf ihn ganz aus-

Digitized by Google

fülle und glücklich mache; und er bat sie, nochmals zu versuchen, ob sie den Vater nicht umstimmen, nicht durchsetzen könnte, daß Lorenz sie heirate, ohne in das Geschäft seines Schwiegervaters eintreten zu müssen.

Daß Professor Gluckhenn es jetzt immer merkwürdig eilig hatte, so oft er mit ihm zusammentraf, merkte Lorenz wohl, aber er ahnte gar nicht, wie sehr der Kollege ihm zürnte, daß er seine ganze freie Zeit dem früher so verachteten Kleinstadtpublikum widmete. Ganz erbost fragte Gluckhenn einmal den Doktor Valentin, ob denn sein Zimmernachbar überhaupt noch manchmal nach Hause käme. Da fing der kleine Beamte an: „Ja — ich habe auch schon drüber nachgedacht! Sagen Sie mir nur, wie macht das der Professor Lorenz, daß sich alle Familien um ihn reißen, alle jungen Damen hinter ihm her sind?“

Gluckhenn blieb mit offenem Munde stehen. ‚No ja,‘ dachte er, ‚man kann die Sache auch so auffassen.‘ Eigentlich ärgerte er sich, daß er überhaupt mit Valentin darüber zu reden begonnen hatte, aber als er in die traurig-sentimentalen Augen des blonden jungen Mannes blickte, mußte er lächeln und sagte: „No ja, das ist kein großes Geheimnis. Vorläufig sind Sie Statthaltereikonzeptspraktikant, mein Lieber, und haben zwar einen langen Titel, aber keinen Pfifferling Gehalt. Werden Sie erst Konzipist und Kommissär, dann können Sie sich auch nicht mehr retten vor den Müttern, die ihre Töchter versorgen wollen. Servus!“

Lachend schüttelte er ihm die Hand und ließ ihn mitten auf der Straße stehen. Doktor Valentin schaute ihm betrübt nach. ‚Warum,‘ dachte er, ‚laufen dann so viele dem Komödianten, dem Tenor, nach?‘ Aber ganz unrecht konnte der dicke Professor nicht haben: Ida Breuner wollte nichts mehr von ihrem Verehrer Valentin wissen; seine Bemühungen um die schöne Schwägerin des Bürgermeisters wurden kaum beachtet; da und dort hatte er in den letzten Wochen versucht, sich anzuschließen, war wohl auch freundlich behandelt worden (nicht umsonst war man Doktor und in einer gesicherten Staatskarriere!) — sobald aber ein anderer Herr sich um die Dame kümmerte, zu dessen Heiratsfähigkeit die Mütter mehr Vertrauen hatten, ein junger Arzt oder Advokat, da begegnete man gleich dem kleinen Blonden kühl und abwehrend. Selbst bei der achtzehnjährigen Pohl hatte er kein Glück. Die Eltern hätten wohl diesen Verkehr lieber gesehen als den oft verbotenen mit dem Sohne des Polizeiverwalters. Allein Fräulein Mathilde selbst war bemüht, dem Valentin auszuweichen; sie mußte ja ohnehin unter Kurzbauers Eifersucht leiden, seit der Vater die noch immer unbewohnten Hofzimmer an den Tenor und ein anderes Mitglied der Schauspielertruppe vermietet hatte.

Die Freundinnen freilich, die jetzt öfter als sonst ins Haus kamen, beneideten sie um den neuen Zimmerherrn und neckten sie wohl auch mit geheuchelten Verdächtigungen. Indes Frau Pohl paßte gut genug auf, um auch jedes längere Gespräch mit den Schauspielern zu verhindern, und Arnold Wilhelmy, in dessen Kommiseleganz die Damen so vernarrt waren, hatte gar nicht nötig, sich unter Schwierigkeiten eine Gunst zu verschaffen, die ihm anderwärts willig erwiesen wurde.

Und wie Fräulein Mathilde wegen des Tenors manche spöttische Bemerkung der Freundinnen erdulden mußte, so wurde am Stammtisch im „Krug zum grünen Kranze“ der Oberleutnant mit Anspielungen auf die Soubrette geneckt. Aber während Mathilde sich verzweifelt gegen die boshaften Worte der jungen Mädchen wehrte, ließ sich der fünfzigjährige Offizier die Späße gerne gefallen.

„Ja,“ sagte der Polizeiverwalter, „Sie sein schon ein Schlaumeier, Herr Oberleutnant. Da zerbrechen sich alle Leut' den Kopf, warum daß Sie eig'ntlich im Hotel wohnen, wo Se doch mit Ihre Renten ganz gut ene große Wohnung halten könnten. Jetze wissen m'r's. Kommt halt doch immer .mal e schön's Frauenzimmer in de Stadt und wohnt auch im Hotel. So bequem hat's dann keiner wie Sie.“

Der pensionierte Oberleutnant lehnte sich breit in seinen Sessel zurück und stimmte in das Lachen der Tafelrunde ein. Er sagte nicht ja und nicht nein. Aus seiner Schwärmerei für die fesche Diva machte er kein Geheimnis. So oft sie auftrat, saß er in der ersten Reihe; bei ihrem Benefiz hatte sie eine Menge Buketts bekommen,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

aber man wußte, daß das größte, aus roten Rosen gebundene, das sie zum Schluß in der Hand hielt, als sie sich dankend vor dem Publikum verneigte, die Gabe des Oberleutnants war. Oft genug sah man ihn mit der hübschen Sängerin spazieren gehen; die Damen der „Gesellschaft" rümpften die Nase und behaupteten, daß „alles Kunst" sei, was die Koppel so reizvoll erscheinen ließ, aber das hinderte die Herren nicht, den Offizier doch sehr zu beneiden.

Kein Zweifel, die Soubrette zeichnete ihn vor allen ihren Bewunderern aus. Der Bezirkskommissär, den manche auch für ihren Günstling hielten, kam neben ihm kaum in Betracht. An den Abenden, an welchen sie nicht beschäftigt war, erschien die Sängerin mitunter im Speisesaal. Lächelnd erwiderte sie die Grüße der Herren, aber der Oberleutnant bekam im Vorbeigehen eine Patschhand und ein kordiales „Servus!" Dann setzte sie sich an einen kleinen Tisch, und der Oberleutnant durfte ihr beim Speisen Gesellschaft leisten. Und die Gäste sahen, wie gut die zwei sich unterhielten, wie der Offizier sich zu der Soubrette hinneigte, um ihr etwas zuzuflüstern, und wie sie da oft vertraulich ihre Hand auf seinen Arm legte und ihn mit ihrem schönsten Bühnenlachen für seine Scherze belohnte.

Später, wenn sie sich zurückzog und der Oberleutnant, nachdem er galant ihre Hand geküßt hatte, wieder zum Stammtisch kam, ging das Gespöttel erst recht los. Und der Offizier nickte lächelnd und ließ die Freunde gern bei ihrer Meinung. O, wenn sie geahnt hätten, wie er seine Wohnung im Hotel verfluchte, wie gern er jetzt in einem Privathaus logiert hätte, wenn sie gewußt hätten, wie sehr ihn da oben das eifersüchtige Stubenmädchen bewachte!

Eines Tages fehlte der Oberleutnant dann bei dem gemeinsamen Mittagstisch der Junggesellen im „Krug zum grünen Kranze". Er sei früh weggereist, meldete der Oberkellner. Aber am Abend war der Offizier wieder da und erzählte, er sei in Teplitz gewesen, um sich ein neues Augenglas zu besorgen. Er zeigte es herum und erklärte die Vorteile des neumodischen Mechanismus, der einen geringeren Druck auf die Nase ausüben sollte. So kam keiner in der Stadt auf den Verdacht, daß der Oberleutnant anderswo gewesen sein könnte, und die zwei, die ihn nachmittags mit Fräulein Koppel in einem Hotel in Aussig getroffen hatten, der Tenor und die Frau eines jungen Beamten, die hüteten sich, ihn zu verraten.

Doch das neue Augenglas schien nicht ganz in Ordnung zu sein. In der nächsten Woche mußte der Oberleutnant schon wieder nach Teplitz fahren, und in der folgenden hatte er das Pech, den Kneifer fallen zu lassen und zu zerbrechen.

„Deswegen brauchen Se doch net selber 'nunterzufahren," meinte der Polizeiverwalter.

Aber der Oberleutnant sagte: „Daß mir der Kerl wieder ein falsches Glas gibt, was? Da fahr' ich schon lieber selbst hin."

Und eines Abends gegen das Ende der Gastspielsaison wandte er sich unvermittelt an den Stadtrat: „Sagen Sie mal, Sie haben, hör' ich, eine Dreizimmerwohnung frei in Ihrem Haus?"

„Ja, wissen Sie mir einen Mieter?"

„Ich will sie mir morgen selber anschauen kommen."

Die Herren horchten auf.

„Sie wollen aus'm Hotel fort?" fragte der Polizeiverwalter. „Warum denn? Hab'n Se 'en Streit g'habt mit'm Zapp?"

Der Offizier strich seinen Schnurrbart und sagte mit absichtlicher Gleichgültigkeit: „Ich heirate nächsten Monat."

Der Kaufmann Pohl schlug mit der Hand auf den Tisch: „No so was, das hätt' m'r net erwartet!"

Zugleich begannen die Andern zu fragen und zu reden: „Da schaut's her . . ." — „So ein Duckmäuser . . ." — „Wer ist denn die Glückliche?" — „Was wird die Koppel dazu sagen?" — „Wo hab'n Se denn Ihre Braut her?"

Der Oberleutnant wartete lächelnd, bis die erste Aufregung sich legte. Dann sagte er: „Ja — ich vermähle mich mit Fräulein Fritzi Koppel."

Da ging erst ein Hallo los! „Sein Se doch emal 'reingefallen!" scherzte der Polizeiverwalter. „Na, da muß m'r Ihnen aber gratulieren!" Von allen Seiten wurde dem Offizier zugetrunken. Die Herren vom Nebentisch kamen auch herbei, um ihm ihre Glückwünsche zu sagen, und am herzlichsten schüttelte ihm der Bezirkskommissär die

Digitized by Google

Hand, der einer der eifrigsten Verehrer der schönen Soubrette war und — kein eifersüchtiges Stubenmädchen hatte fürchten müssen.

„No — der Nächste," sagte der Oberleutnant, als der Lärm vorbei war, „der Nächste ist jetzt der Herr Professor Gluckhenn. Der überrascht die Herren auch einmal so wie ich."

„Natürlich!" Der Professor lachte gutmütig. „Darauf können Sie sich verlassen."

Vom Nebentisch herüber mischte sich Valentin ins Gespräch: „Ich denke nur, zuerst kommt noch ein anderer Professor dran."

Die Herren schauten alle auf Lorenz. Man redete ja schon längst in der Stadt über seinen fleißigen Verkehr im Hause des Bürgermeisters. Es entstand eine Pause im Gespräch, man wartete auf eine Antwort des jungen Professors. Der saß ruhig da und merkte gar nicht, was man von ihm wollte. Er hatte eben das dritte Glas Bier ausgetrunken und reichte sein Stammkrügel dem Pikkolo, der schon bereit stand. Gluckhenn schaute mit stillem Ärger zu ihm hinüber. ‚Wirklich, wenn man da nicht eingreift, versumpft der Lorenz grad wie die andern,' dachte er. Das konnte er nicht mehr länger mit anschauen.

„Zahlen!" rief er plötzlich und erschrak selbst, wie laut seine Stimme klang, da die andern noch immer schwiegen.

„Donnerwetter, hab'n Sie's eilig auf einmal!" sagte der Polizeiverwalter, und das Gespräch kam wieder in Gang.

„Kommen Sie mit nach Hauf'?" wandte sich Gluckhenn jetzt an den Kollegen. Er hätte doch gern einmal mit ihm über dieses ihm so stumpfsinnig scheinende Zeitvergeuden gesprochen. Lorenz schaute auf die Uhr. „Es ist erst halb elf," er zögerte, „no — meinethalben. Lassen Sie mich nur mein Bier austrinken. Es dauert nicht lange." Und mit einem starken Zug leerte er gleich zur Hälfte das frischgefüllte Glas, das der Pikkolo eben hingestellt hatte. Eine Viertelstunde später gingen die beiden miteinander weg.

Als sie aus dem Hotel traten, lag der kleine Marktplatz tief im Schnee, und immer noch rieselten die Flocken lautlos nieder. Glitzernd schwebten sie an den brennenden Gaslaternen vorbei und tanzten wie ein Mückenschwarm im Licht des Mondes, der als schmale Sichel drüben über der Kirche stand. Seltsam hell war der Platz, die Schneedecke flimmerte und glänzte; nur längs der Lauben auf dem Trottoir lief ein dunklerer Streif von Fußspuren über das gleichmäßige Weiß.

„Der erste Schnee," sagte Gluckhenn und schlug seinen Mantelkragen auf. „Das ist heuer aber früh Winter geworden. Der sechsundzwanzigste November ... no ja, is gar net so arg, in vier Wochen haben wir ja Weihnachten!"

Langsam, wie damals am ersten Abend, gingen sie über den stillen Platz hin. Gluckhenn wußte nicht, wie er beginnen sollte. Es war nicht der richtige Augenblick, das spürte er; die Nacht war zu schön.

Und wirklich fing Lorenz jetzt an: „Ach, so etwas gibt's doch wirklich nur in der Kleinstadt. Diese wundervolle Stille! Und wie schön der unberührte Schnee daliegt, wie gemütlich die kleinen Häuser ausschauen! Und da, sehen Sie nur," — er wies zur Kirche hinauf — „die Heiligen da oben haben geschwind Pelzmäntel umgenommen und Kapuzen aufgesetzt."

Gluckhenn antwortete nicht, und sie schritten weiter in die Mariengasse hinein. Lorenz fühlte sich unbehaglich neben seinem schweigenden Begleiter, und als ob er Gluckhenns Gedanken erraten hätte, sagte er auf einmal: „Sie haben mir damals so Angst gemacht, als ich herkam. Mir gefällt die Stadt sehr gut, ich bin ganz zufrieden da."

„Hab' schon gemerkt, daß Sie sich sehr eingelebt haben. Sind ja ein richtiger Gesellschaftsmensch geworden."

‚Jetzt fängt der schon wieder an,' dachte Lorenz. Aber er wollte sich nun nicht mehr irremachen lassen. Er biß die Zähne aufeinander, und erst als sie in die Postgasse einbogen, sagte er, nicht ohne Trotz in der Stimme: „Ich möcht' wirklich gar nicht mehr fort von hier."

Gluckhenn blieb stehen. „So," brummte er und machte wieder einige Schritte.

„So ... No ja. — Ich gehe am ersten April. Ich hab' schon abgeschlossen mit dem Verlag, und vor Weihnachten fahr' ich nach Wien, mein Kolloquium machen. Daß ich das auch hinter mir hab'. Fahren Sie nicht auch hin — Ihre Braut besuchen?"

Digitized by Google

„Ja ... Da kommen Sie doch zu uns?“ Er nannte ihm die Adresse, eine vornehme Gasse auf der Wieden.

„Kann sein. Wenn ich dann noch dort bin.“

Nun sprachen sie nichts mehr und sagten einander nur gute Nacht, als sie zu Lorenz' Wohnung kamen.

Gluckhenn ging noch lange allein durch die schneehelle Nacht spazieren. Er verstand den Kollegen nicht mehr. Wie dachte der sich eigentlich die Sache? Er war doch verlobt und hatte vor acht Wochen schon gesagt, er wisse, daß der zukünftige Schwiegervater nicht nachgeben werde. Und trotzdem redete er von Hierbleiben? Er hatte das Wiener Mädchen ja wirklich aufrichtig gern, das hatte Gluckhenn schon aus seinen Reden herausgehört — und doch lief er mit diesen Provinzgänsen herum? Eigentlich war dem dicken Professor diese ganze Sache zuwider. Was brauchte er sich drum zu kümmern, ob da einer mehr oder weniger von dem Spießbürgertum aufgefressen wurde? Aber der gute Gluckhenn, der sich sonst so schwer an neue Menschen anschließen konnte, hatte diesen einen damals abends doch viel zu lieb gewonnen, als daß er ihn so leicht hätte aufgeben können. Eine Stunde lang wanderte er nun schon in den Straßen umher und dachte über ein Mittel nach, wie er den jungen Kollegen wohl aus seinem gedankenlosen Hindämmern aufrütteln könnte. Es fiel ihm nichts ein. Aber plötzlich blieb er stehen. Ein leichter Windstoß hatte eben durch die Straße gefegt und da drüben das Messingbecken, das Schild des Friseurs, kreischend in den Angeln bewegt, und wie ein Blitz war ein Gedanke vor Gluckhenn aufgeleuchtet. Ja, so mußte es gehen! Eiligst lief er nach Haus, kramte ein Briefpapier hervor und begann zu schreiben:

„Sehr geehrtes gnädiges Fräulein, da ein anständiger Mensch sich zunächst vorstellt, bevor er mit einem Fremden zu reden beginnt, gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich Doktor Wenzel Gluckhenn heiße und hier am Gymnasium Kollege Ihres Bräutigams bin. Vielleicht hat der Ihnen auch schon erzählt, daß ich ein dicker, kleiner Kerl bin. Doch das wollte ich Ihnen ja nicht mitteilen, sondern von Lorenz reden. Glauben Sie mir, daß ich ihm herzlich zugetan bin nnd nicht ohne reifliche Überlegung mich zu diesem Brief entschlossen habe. Sie haben ja wohl selbst aus seinen Briefen herausgefühlt, daß unser Freund nicht mehr der selbe ist, als der er herkam. Die Kleinstadt hat ihn wie ein Raubtier gefangen und droht ihn ganz zu verschlingen. Sie kennen ihn ja besser als ich und wissen, daß er nicht zu überreden ist. Und doch muß etwas Ernstes geschehen, um ihn hier herauszureißen. Er wird zu Weihnachten nach Wien kommen, und ich verspreche mir viel von dem Wiedersehen mit Ihnen. Doch die Urlaubszeit ist kurz, er wird bald zurück müssen — und ich weiß nicht, ob die Provinz ihn nicht dann doch wieder an sich reißen wird. Es täte mir leid, er ist wirklich zu gut, ein Spießbürger zu werden, und das wird er nach seinen Anlagen hier unter allen Umständen. Er muß heraus! Ich wiederhole: zureden hilft nichts. Er hat zuviel ‚Freunde‘ hier, zuviel Angenehmes hier erlebt. Er muß diese Gesellschaft einmal anders kennen lernen. Das Mittel hab' ich heute gefunden: Schenken Sie ihm zu Weihnachten einen Rasierapparat. (Er hat Ihnen doch erzählt, daß er seinen Vollbart am ersten Tage hier geopfert hat?) Bitte, verlangen Sie keine Erklärung weiter, seien Sie überzeugt, daß ich's gut meine — folgen Sie meinem Rat, und Sie werden den Erfolg bald sehen.

In vorzüglicher Hochachtung

Gluckhenn.“

Als der Professor diesen Brief geschrieben hatte, legte er sich beruhigt schlafen.

Wenige Tage darauf erhielt er die Antwort: „Lieber Freund darf ich Sie wohl nennen, da Sie's meinem Gustel so gut meinen. Was Sie mir erzählen, habe ich alles längst zwischen den Zeilen seiner Briefe gelesen. Ihr Rat ist gut, Erklärung brauchen Sie mir keine zu geben, ich durchschaue selbst Ihre Absicht. (Weana Madln san nöt aso dumm!) Ich freue mich darauf, Sie kennen zu lernen. Wenn Sie erst ständig in Wien sind — Sie sehen, ich weiß alles — müssen Sie recht oft zu uns kommen. Sie kriegen auch, so oft Sie wollen, Kaiserfleisch mit Kraut und Knödeln!“

Gluckhenn rieb sich vergnügt die Hände. Das schien ja wirklich ein famoses Mädel zu sein! Und da sollte man zugeben, daß so eine Klaviergans ihr den Lorenz ab-

Digitized by Google

fange? ‚Nein, das ist jetzt aus. Rasieren Sie sich nur erst selbst, Herr Kollega,‘ dachte er, ‚das Weitere wird sich finden.‘

Indes, während Gluckhenn so um seine ‚Rettung‘ besorgt war, wurde Lorenz zum erstenmal aus seinem geruhigen Leben aufgeschreckt. Eines Nachmittags — er wollte gerade ausgehen — wurde leise an seine Zimmertür geklopft.

„Herein!“

Langsam öffnete sich die Tür, der Papierhändler Hoffmann trat ein, hinter ihm seine Frau. „Guten Tag! Wir stören doch nicht, Herr Professor? Ach, der Herr Professor will gerade weggehen, da wollen wir nicht aufhalten.“ Hoffmann schaute sich schüchtern nach seiner Frau um.

„Bitte, bitte, ich hab' gar keine Eile!“ Lorenz schob den alten Leuten zwei Sessel hin und hängte seinen Hut an eine Ecke des Schreibtischaufsatzes.

„Nein, nein, wir können ja später . . .“ Frau Hoffmann legte ihre Hand auf den Arm ihres Gatten, als wollte sie ihn wieder wegführen. Aber Lorenz versicherte von neuem, daß er gar nichts versäume. Da setzten sich die beiden endlich zögernd hin, der Mann schaute zu Boden und zeichnete mit seinem Stock die Figuren des Teppichs nach, und die Frau strich immer wieder mit der flachen Hand die Schürze glatt. Sie sahen sehr verlegen aus, und es schien, als traue sich keiner anzufangen. Und Lorenz wußte nicht, was der Besuch zu bedeuten habe. Seit er hier wohnte, hatte er Philemon und Baucis kaum zu Gesicht bekommen; seine Zimmer, seine Wäsche und seine Kleider waren immer in bester Ordnung, der Schreibtisch sorgfältig geräumt, ohne daß etwas verlegt wurde, aber noch nie hatte er die Hausfrau in seiner Wohnung angetroffen, nie war der Papierhändler hereingekommen.

„Ja,“ begann der alte Herr dann, „wir wollten etwas besprechen mit dem Herrn Professor . . . ja . . . nicht wahr, Mutterle?“ Er wandte sich zu ihr hin, als sollte sie jetzt reden.

„Wegen der Wohnung . . . ja,“ nickte sie.

„Weil nämlich . . .“

„Sind Sie unzufrieden mit mir?“ fragte Lorenz.

„Ach, was fällt dem Herrn Professor ein! . . . Es ist nur . . .“

„Herr Professor werden schon gehört haben, daß unser Sohn, der in Graz . . . ja . . .“ Hoffmann unterbrach sich. Seine Augen glänzten.

„Er hat doch die Stelle hier bekommen,“ ergänzte die Frau.

„Für den seligen Professor Theumer . . . ja!“

Lorenz gratulierte und half den beiden aus der Verlegenheit; der Sohn werde gewiß bei den Eltern wohnen wollen, das verstehe er vollkommen und ziehe natürlich aus, sobald sie die Wohnung brauchten. Wann es denn sein müsse?

Am ersten Jänner; aber der Herr Professor solle nicht böse sein, es täte ihnen leid genug, daß sie den beiden, so braven Zimmerherren kündigen müßten. „Aber wir möchten halt doch das Kind wieder im Haus haben . . . und freuen uns schon so . . .“

Das brauchten sie nicht zu versichern. Der Stolz und die Freude standen deutlich genug in ihren Gesichtern zu lesen.

„Zu Weihnachten wollte ich ohnedies nach Wien fahren, da haben Sie gerade noch Zeit, alles herzurichten . . . Und wir bleiben gute Freunde.“

Mit vielen Entschuldigungen, die Lorenz vergeblich abzuwehren versuchte, entfernten sich die alten Leutchen. Als sie hinaus waren, nahm der Professor seinen Hut, aber er setzte ihn nicht auf, sondern drehte ihn unentschlossen zwischen den Händen und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen. Darauf war er nicht gefaßt gewesen, daß er diese ruhige und angenehme Wohnung so bald verlassen sollte. Zu dumm! Ja, aber da blieb wohl nichts anderes übrig, als sich auf die Zimmersuche zu begeben. Du lieber Gott, die Junggesellen, die er kannte, erzählten wenig Erfreuliches von ihren Wohnungen. Wie sollte gerade er gleich wieder etwas Gutes finden? Ob's nicht das Gescheiteste wäre, ins Hotel zu übersiedeln? Nein, probieren wollte er's doch erst.

Und so rannte er den ganzen Nachmittag durch die Straßen, schaute nach den Zetteln in den Fenstern, ging wohl auch manchmal in ein Haus hinein, kehrte aber meistens schon an der Stiege um. Er war verwöhnt durch die saubere Wohnung in der Postgasse und erschrak, wenn ihm jetzt schon im Flur üble Luft entgegenschlug, staubige

Digitized by Google

Wände ihn anstarrten. Ganz verstimmt kam er abend an den Stammtisch.

„Kommen Sie ins Hotel," riet ihm der Oberleutnant, „nehmen Sie mein Zimmer. Ich ziehe schon in ein paar Tagen aus, und hier sind Sie wirklich gut aufgehoben."

Der alte Offizier hatte es sehr eilig mit dem Heiraten. In der ersten Dezemberwoche schon ließ er sich in Prag trauen, kaufte eine fertige Wohnungseinrichtung und wollte vor Weihnachten noch von der Hochzeitsreise zurück sein. Die Freunde sollten unterdessen dafür sorgen, daß die Möbel richtig aufgestellt und alles ordentlich eingeräumt werde.

War das eine Aufregung in der Stadt, als sich die Nachricht von der Vermählung des alten Junggesellen herumsprach! Auf der Straße erzählten sich die Leute davon, in den Familien wurde darüber gesprochen und in den Wirtshäusern manches derbe Scherzwort weitergesagt. Selbst im „Krug zum grünen Kranze", am Stammtisch der Honoratioren, tauschte man, wenn der Oberleutnant nicht da war, allerlei wenig zarte und taktvolle Bemerkungen über diese Heiratsgeschichte aus. Lorenz hatte manchmal Lust, auf den Tisch zu schlagen und die Herren mit groben Worten zurechtzuweisen, so angewidert war er von dem Altweibergetratsche, das sie immer wieder auskramten. Mochten die „Damen der Gesellschaft" immerhin sich aufblähen, die Nasen rümpfen und darüber beraten, wie „man" sich der „Frau Oberleutnant" gegenüber verhalten sollte. Aber daß die Männer ernsthaft von solchen Überlegungen berichteten, kopfschüttelnd einander zustimmten und selbst Worte wie „die Komödiantin" oder „so eine hergelaufene Person" gebrauchten, das war doch wirklich schon zu dumm. Was hatte die Bande sich überhaupt um die ganze Sache zu kümmern? Teufel noch einmal, man müßte der Bagage doch die Wahrheit sagen dürfen. Mit Mühe nur hielt er sich zurück. Als dann gar noch Grete Leitner anfing, über die „merkwürdige Wahl" zu reden, wurde er so ärgerlich, daß er unvermittelt vom Klavier aufstand und unter irgend einem Vorwand nachhause lief.

In der gereizten Stimmung, in der er sich jetzt befand, geriet er zum erstenmal auch mit einem Kollegen in Streit: Professor Huber wollte in der letzten Konferenz vor Weihnachten zwei Oktavanern einen Tadel in Mathematik und im Fleiß aussprechen lassen. Lorenz hörte dem Antrage nervös zu und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. Fast gehässig schaute er den Kollegen an, als er jetzt erklärte: als Klassenvorstand könne er das keinesfalls zugeben. Er kenne die Schüler jetzt auch schon genug. Einen Fleißtadel werde er nicht dulden. Woran das liege, daß sie gerade in der Mathematik versagten, entziehe sich seinem Urteil, vielleicht seien sie dafür eben gar nicht begabt. An Fleiß mangle es beiden gewiß nicht.

Professor Huber schüttelte, während Lorenz sprach, wiederholt den Kopf, als verstehe er das nicht. Aber Gluckhenn, der Geschichte in der Oktava unterrichtete und seit Theumers Tod auch in Deutsch vertrat, war gleich auf Lorenz' Seite, und so hatte für diesmal die Opposition Erfolg; nur meinte der junge Professor zu bemerken, daß ihm nun der Mathematiker wenig freundlich gesinnt sei. ‚Ach was — hol' sie alle miteinander der Kuckuck,' dachte Lorenz. Je näher Weihnachten herankam, um so unruhiger, nervöser wurde er. War das nur der Ärger über die Mißhelligkeiten der letzten Tage, war es Sehnsucht nach Else und nach Wien? Lorenz wußte es nicht, konnte sich nicht klar werden darüber. Er zählte die Tage, die ihn noch von den Weihnachtsferien trennten, und erschrak doch wieder, wenn er daran dachte, daß man ihn in Wien fragen würde, ob er sich denn schon entschieden habe. Ja, wenn das noch ein anderer Beruf wäre, zu dem er sich da bequemen sollte! Es fiele ihm vielleicht weniger schwer, sich zu entschließen, aber...

In dieser Unklarheit seiner Gefühle und Pläne waren ihm die Musikstunden mit Grete Leitner oft wirklich eine Erholung. Und am Abend saß er doch immer wieder bis elf oder halb zwölf am Stammtisch im „Krug zum grünen Kranze".

Das Wohnungssuchen hatte er bald ganz aufgegeben. Am Tag vor seiner Abreise nach Wien übersiedelte er ins Hotel; sein Zimmernachbar aber, Herr Doktor Valentin, zog in das Haus des Kaufmanns Pohl.

Es stürmte und regnete, als Lorenz am letzten Schultag vor Weihnachten aus dem Gymnasium nach Hause ging. Am Abend

Digitized by Google

wollte er reisen und hatte sich vorgenommen, zu Fuß zum Bahnhof zu gehen. Aber nun schaute er fröstelnd zu, wie der Kutscher sein Handgepäck in den Omnibus hineinstellte, und stieg dann mißgelaunt selbst in den schwarzblauen Kasten. Rumpelnd und holpernd lärmte der Wagen über das schlechte Pflaster des Marktplatzes.

⁂ ⁂ ⁂

Am Dreikönigstag kam Lorenz zurück.

Der Pfiff der Lokomotive gellte durch die winterklare Luft. Lorenz schaute vom Coupéfenster zu der kleinen Stadt hinüber. Ihre Dächer waren beschneit, die rote Turmflasche trug eine weiße Haube, und auf der Hügelkette dahinter standen die dunkeln Wälder hart neben glänzenden Schneefeldern in der Mittagssonne. Jetzt machte das Gleis einen weiten Bogen, die Wagen rollten langsamer, und bald hielt der Zug vor der kleinen Station. Heute stiegen doch ein paar Leute mehr aus als damals, da Lorenz zum ersten Male hier angekommen war. Mit der leichten Reisetasche in der Hand schritt er jetzt rasch über die Gleise, die sich scharf in die weiße Decke zeichneten, dem Ausgang zu.

„Prosit Neujahr, Herr Professor!" begrüßte ihn der Stationsvorstand im Vorbeigehen und reichte ihm die Hand. „Angenehme Feiertage gehabt? Ja? Na, das ist recht. Wir sehen uns wohl heut abend im ‚Kranz', nicht wahr? Empfehle mich ... ergebenster Diener, Herr Professor ..."

Draußen zögerte Lorenz einen Augenblick. Der Omnibus des Hotels stand heute schon zum Abfahren bereit, zwei Passagiere saßen drin, und der kleine Kutscher wartete, die Hand am Türgriff, ob noch jemand einsteigen wolle. Lorenz reichte ihm sein Gepäck. „Nehmen Sie das, bitte, mit."

„Kommen Se selber net mit?"

„Nein, ich gehe zu Fuß."

„M'r fahr'n aber gleich, Herr Professer ... steig'n Se nur ein."

„Nein, danke, ich gehe!"

„Wie Se woll'n, mir is egal." Wieder wie damals schaute ihn der Kutscher schläfrig und ärgerlich an.

Lorenz ging rasch weiter. Nach der langen Reise im geheizten Coupé freute ihn die frische Schneeluft, und er wollte sich etwas Bewegung machen. Bald rumpelte der schwerfällige Omnibus an ihm vorbei, der Kutscher knallte mit der Peitsche, und Lorenz nickte ihm vergnügt zu. Dann blickte er ihm nach, bis er die Aufschrift „Hotel Krug zum grünen Kranze" nicht mehr lesen konnte.

Es kam ihm ganz seltsam vor, daß er jetzt wirklich wieder der Kleinstadt entgegenwanderte. Gestern abend noch in dem vornehmen Hause der Residenz, nun schon wieder auf der verschneiten Bahnhofsstraße des Provinznestes, und heute abend mitten im Kreise der Stammtischgesellschaft. Lag nicht eine Welt zwischen diesem Gestern und Heute? Nachdenklich schaute er zu dem Stadtturm hinüber. Ob wohl Gluckhenn schon zurück war? Lorenz hatte in Wien vergeblich auf den Besuch des Kollegen gewartet. Dann am Neujahrsmorgen war eine Karte aus Gluckhenns Heimat gekommen. Ob der Oberleutnant noch am Stammtisch verkehrte? Lorenz mußte lächeln, wenn er jetzt sich der Sensation erinnerte, die in der Kleinstadt die Heirat des Offiziers hervorgerufen hatte. Hoffentlich redeten die Herrschaften schon von etwas anderem.

Ach ja, Lorenz hatte lange nicht mehr an sie gedacht. Wie war doch, als er nach Wien kam, alles von ihm abgeglitten, was ihn hier, ohne daß er's recht wußte, beschwert und gefangen gehalten hatte! Gleich am ersten Abend, als er vom Bahnhof weg mit seiner Braut im Fiaker durch die lauten, von vielen Lampen erhellten Straßen gefahren war, hatte er sich ganz zu Hause gefühlt in Wien, heiter und angeregt erzählt und geplaudert, gefragt und geantwortet, wie einer, der endlich wieder daheim in gewohnter Umgebung sich zeigen kann, wie er wirklich ist. Dann, einen Augenblick lang, als der Wagen vor dem Hause hielt, war eine leise Beklemmung in ihm aufgestiegen: er sollte sich ja entscheiden! Aber wie auf Verabredung wurde in der Familie seiner Braut nichts geredet, was auf seine Zukunftspläne Bezug genommen hätte. Man hörte seinen Erzählungen zu, man schien sich zu freuen an seinen Schilderungen des engen kleinstädtischen Getriebes, aber keiner fragte, wie lange er denn noch ausbleiben, wann er ein Ende machen wolle. Am zweiten Tage wurde überhaupt nicht mehr von der Provinz und dem Gymnasium gesprochen, als

Digitized by Google

sei es selbstverständlich, daß alles andere wichtiger und für alle interessanter wäre. Manchmal wunderte Lorenz sich im stillen, daß auch der Beruf des Hausherrn so gar nicht auf die Unterhaltungen in der Familie einwirkte, daß nichts Geschäftliches hier berührt wurde. An die Kleinstadt dachte er bald nicht mehr. Vergessen war die Schule, vergessen der Stammtisch, vergessen auch die hübsche Pianistin und die rundliche Finanzratstochter.

Und doch, während er nun am Gymnasium vorbei zum Marktplatz schritt und drüben das Haus des Bürgermeisters sah, dachte Lorenz jetzt: ob Grete Leitner wohl schon zurück ist? Sie hatte über Weihnachten nach Hause fahren wollen, aber versprochen im Jänner wiederzukommen.

Die Turmuhr schlug halb zwei.

An der Ecke des Marktplatzes blieb Lorenz stehen. Stiller noch als sonst schien ihm die Stadt. Die Geschäfte waren gesperrt; das Pflaster lag ganz verborgen unter dem Schnee, nur längs der gekehrten Trottoire, auf denen da und dort ein festgetretener Schneebuckel haftete, hatten die Wagen die weiche Decke glatt gepreßt, und vereinzelt liefen quer über den Platz die Spuren von Tritten.

Aus dem Laubengang kam Fräulein Ida Breuner, die Tochter des Finanzrats, mit Doktor Valentin, der ihre Musikmappe trug. Sie winkte Lorenz lebhaft zu und ging ihm entgegen. Zögernd und mit wenig erfreuter Miene schloß sich ihr Begleiter der Begrüßung an. Eine Weile standen sie plaudernd beisammen, dann sagte der junge Professor: „Herrschaften, ich möchte mich ja noch gerne länger mit Ihnen unterhalten — aber jetzt muß ich endlich was essen; kommen Sie doch mit in den ‚Kranz'. Sonst falle ich Ihnen zu Füßen vor Hunger, gnädiges Fräulein."

„Wär' das gar so schlimm?" fragte sie kokett.

„Wenn's nur der Hunger macht —"

„Ist wahr — das ist ja fast eine Beleidigung." Fräulein Ida lächelte.

„Um Gottes willen!" Lorenz reichte ihr die Hand. „Das muten Sie mir doch nicht zu. Also — eine Empfehlung zu Hause. Und auf Wiedersehen!"

„Kommen Sie nur recht bald zu uns!" rief sie ihm nach und sagte dann zu Valentin: „Er ist doch ein riesig hübscher Mensch, nicht? Und so liebenswürdig."

„Hm." Valentin biß die Zähne zusammen und runzelte die Stirn. Er hatte in den zwei Wochen, die Lorenz verreist war, sich eifrig bemüht, seinen verlorenen Posten in Fräulein Idas Gunst wiederzuerobern, und nun fing sie von neuem an, für den Professor zu schwärmen. Verärgert ging er neben ihr weiter.

„Was haben Sie denn auf einmal?" fragte sie.

„Ach, Sie wissen's schon ganz gut." Er schmollte und wich ihren Blicken aus.

„No — hören Sie, was hab' ich Ihnen denn schon wieder getan? Fortwährend haben Sie was! Mit dem Professor unterhalte ich mich doch auch, der hat nie etwas an mir auszusetzen, und Sie sind jeden Augenblick beleidigt."

„Das müssen Sie doch spüren, daß mir das nicht gleichgültig sein kann, wenn Sie immer so begeistert von dem Professor reden. Mit mir sind Sie noch nie so freundlich gewesen wie mit dem, und Sie wissen ganz gut, wieviel mir an Ihnen gelegen ist und daß der doch eigentlich dem Fräulein Leitner den Hof macht."

„Ja, aber was . . ." wollte ihn Ida Breuner unterbrechen. Doch er war zu voll von seinem Ärger und ließ sie gar nicht zu Wort kommen.

„Ich muß Ihnen das einmal sagen, weil ich Sie aufrichtig gern habe und Ihr Freund bin. Das ist Ihrer unwürdig, wie Sie sich um den Professor bemühn, dem liegt gar nichts an Ihnen, und mich behandeln Sie . . ."

„Noch immer viel zu gut!" fuhr sie auf. Sie war stehen geblieben und schaute ihn mit zornfunkelnden Augen an. Mit dem Daumen der rechten Hand machte sie vor der Stirn das Zeichen des raschen Drehens und sagte: „Mir scheint, Sie haben ein Radel zuviel, Herr Doktor! Was bilden denn Sie sich überhaupt ein? Am End' werde ich Sie fragen, ob mir einer gefallen darf oder nicht?" Immer mehr redete sie sich in ihren Zorn hinein, und auf einmal riß sie ihm ihre Musikmappe aus der Hand und lief davon.

Verstört blickte er hinter ihr drein. Er wollte ihr nachgehen, um sie wieder zu versöhnen, und genierte sich doch, hinter ihr

Digitized by Google

herzulaufen. Und da war sie ja auch schon bei dem Hause ihrer Freundin, die sie besuchen wollte, angelangt und schlug, ohne sich nach ihm umzuschauen, die Tür hinter sich zu. Langsam wanderte er zurück. ‚Alles wegen dieses glattrasierten Laffen,‘ ging's ihm durch den Kopf.

Lorenz dachte längst nicht mehr an die beiden. Er war ins Hotel gekommen, hatte rasch zu Mittag gegessen und eilte dann in sein Zimmer, um gleich einen Brief an seine Braut zu schreiben. Aber bei der zweiten Zeile hielt er schon ein, legte die Feder weg und schaute in Gedanken verloren über den Schreibtisch weg zum Fenster hinaus. „So bin ich also wieder da, Liebste . . .“ Der Satz stand auf dem Papier. Da war Lorenz eingefallen: wie lange noch? Mußte er sich denn nicht endlich entscheiden? Blieb ihm überhaupt noch eine Wahl? Es kam doch nur darauf an, ob Elses Vater nachgeben wollte oder nicht, und daß er's nicht tun würde, schien Lorenz jetzt sicherer denn je. Was wollte er also noch hier?

Er sprang auf und fing an, im Zimmer hin- und herzulaufen. Die wenigen Tage in Wien hatten ihn wieder ganz aufgerüttelt. Ach, das war doch ein anderes Leben! Nur über die Ringstraße gehen, einmal in der Oper sitzen und dieses wundervolle Orchester, diese Stimmen hören, das glänzende Haus sehen! War ein solcher Abend nicht mehr Erlebnis als ganze Monate in der Provinz? Dann wieder war er mit Else durch die Kaiserlichen Kunstsammlungen gewandert, wie damals, da sie zum ersten Male sich dort getroffen hatten. Donnerwetter, was hatte das Mädel doch einen Blick für Kunstwerte, wie konnte sie da reden! Und überhaupt, die Else . . . Von ihr lassen, daran war nicht zu denken. Aber die Bedingung! Teufel noch einmal, wenn der Vater wenigstens Buchhändler wäre oder Kunsthändler, man könnte sich leicht dareinfinden, aber . . .

Lorenz zündete sich eine Zigarette an und setzte sich wieder an den Tisch. Doch er wußte noch immer nicht, was er eigentlich schreiben sollte. Dann klopfte es. Der Polizeiverwalter trat ein.

„Koschamster Diener, Herr Professor! Hab' g'hört, daß Se wieder da sein. Wollt' Ihnen gleich einmal guten Tag sagen.“

„Das ist schön von Ihnen, setzen Sie sich mal nieder, Herr Polizeiverwalter.“

„Na — is recht, setz' ich mich halt ein bissel“. Kurzbauer schaute sich um. „In dem Zimmer da sein m'r schon mal zusammeng'wesen,“ lachte er, „jawohl, Herr Professor, das war eine Gaudee damals . . . Eigentlich tut's mich wundern, daß es net 'rauskommen is bis heute . . . Ja so, also, daß ich's nur gleich sag', es war wie bestellt, daß Se heut wiedergekommen sein . . .“

„Morgen geht ja der Unterricht los.“

„Ja, ja, das mein' ich nicht. Weg'n was andern, mein' ich, is gut, daß Se wieder da sein.“

„Was ist denn los?“

„Heut abend müssen Se wieder emal aushelfen beim Tarockspielen, die Frau Beck läßt den Schneider wieder net aus.“

Lorenz stand auf; nein, er wollte nicht gleich am ersten Abend Karten spielen. Zu müde sei er, redete er sich aus, der Herr Polizeiverwalter solle sich doch einen andern suchen. Es müsse doch noch ein Tarockspieler aufzutreiben sein! Allein der Beamte hörte nicht auf, ihm zuzureden. Da gab er endlich nach. „Das sag' ich Ihnen aber gleich,“ erklärte er, „um halb elf hör' ich auf!“

„Ja, ja, is schon recht. Die Hauptsach' is, daß m'r anfangen um halber neune, aufhören wern m'r schon auch wieder. Das kommt dann von selber.“

Der Stammtisch war an diesem Abend gut besucht. Auch Professor Gluckhenn saß da und erzählte von den schönen Schneetagen im Gebirge. Der Stadtrat machte ein finsteres Gesicht und hörte gar nicht zu.

„Was ist denn, hem — hem, mit Ihnen heut los?“ erkundigte sich der Apotheker.

„Hab' mich so geärgert mit dem Oberleutnant, das heißt, mit ihm wäre ja leicht auszukommen, aber die Gnädige! Jeden Tag paßt ihr was anderes nicht an der Wohnung. Jetzt sind sie kaum drei Wochen da, und sie will schon wieder ausziehen.“

„Die könnt' doch froh sein, wenn se überhaupt wo zu Haus is,“ sagte der Polizeiverwalter. „Wer weiß, hat die in ihrem Leben schon einmal so ene schöne Wohnung g'habt.“

„Hem — hem, solche Leute sind immer am anspruchsvollsten, das ist eine alte Erfahrung, hem — hem . . .“ Der Apotheker schob sein Glas weg.

Digitized by Google

Stilleben

Gemälde von Heinrich Beecke

Digitized by Google

Digitized by Google

Lorenz schaute ärgerlich drein. Nun redeten die Leute noch immer von der Frau des Oberleutnants und immer noch in diesem Ton. Es war wirklich zum Davonlaufen.

„Immer sein de Weiber an allem schuld," brummte der Kaufmann Pohl, der auch schon den ganzen Abend unfroh vor sich hindampfte.

„Wieso? — Was is denn Ihnen wieder passiert?" Der Polizeiverwalter stieß ihn mit den Ellbogen an.

„No — also, jetze tut mich der Doktor Grünert auf Ehrenbeleidigung verklag'n." Pohl beugte sich über den Tisch. „Wer is dran schuld? Meine Frau natürlich!"

„Hat die ihn beleidigt?"

„Das net, aber sie hat ihn holen lassen hinter mein' Rücken, weil meine Tochter e bissel verkühlt is, ich hätt' se ja selber auch bis morgen kuriert; mit en heißen Bad is der ganze Schnuppen weg."

„Hem — hem . . ."

„Da können Se hem-hem machen, soviel Se wollen, Herr Apotheker. Da mach' ich m'r gar nischt draus."

„Sie haben uns doch erzählen wollen . . ."

„Ja — alsdann, ich komm' rauf aus'n Laden," Pohl stemmte die Hände in die Hüften, „sitzt doch der Kerl bei meiner Tochter und macht ein G'sicht, wie wenn 'r hätt' die G'scheitheit mit Löffeln g'fressen, no — und meine Frau, die steht dabei und flennt. Ja, alsdann, da hätten Se mich aber emal sehn soll'n, da hätten Se was mit anhören können! Dem hab' ich aber'n Magen ausgeputzt, dem Kerl! Lungenspitzenkatarrh, hat 'r g'sagt! No, da hab' ich mich schon net mehr zurückhalten können. Herr! hab' ich g'sagt! Und Se wissen ja, ein Wort gibt's andere, auf einmal hab' ich'n halt 'nausgeschmissen, und jetze will er mich verklagen."

„Hem — hem . . . und heute nacht werden Sie doch wieder um einen Arzt schicken müssen . . ."

„No natürlich, weil Sie's sagen."

Lorenz sollte von Wien erzählen. Der Stationsvorstand erkundigte sich, ob der Weihnachtsverkehr auf den Bahnhöfen der Hauptstadt dieses Jahr auch wieder so stark gewesen sei, und begann den Herren klar zu machen, was die Bahnen in diesen Tagen leisten müßten. Während er überlegen weiter dozierte, kamen des Polizeiverwalters Spielpartner, der Tisch drüben war schon vorbereitet, und Kurzbauer nickte dem Professor Lorenz zu: „No — was is, Herr Professor? Jetze kann's losgehen."

Sie standen auf und gingen hinüber. Der Polizeiverwalter mischte die Karten.

„Wo sind denn heute alle die Beamten?" fragte Lorenz indessen. „Ihr Tisch steht ja ganz leer."

„Die haben heute den ersten Kegelabend in der ‚Stadt München'. Das is de neueste Einführung. Sie fangen an, Herr Professor."

Lorenz spielte gleich bei der ersten Partie sehr ungeschickt. Er verlor, und der Polizeiverwalter zankte, weil er mitgerissen wurde. Nervös nahm der junge Professor die neuen Karten zur Hand. Es ging wieder schief. Er wurde erregt und sprach zuerst sehr laut und dann gar nicht mehr und verfolgte mit größter Angespanntheit die Stiche. Die Zeit verrann. Professor Gluckhenn schaute manchmal hinüber, zog die Brauen zusammen und schüttelte verwundert den Kopf. Lorenz merkte es nicht. Er sah auch nicht, wie Gluckhenn aufstand und ging und beachtete seinen lauten Gute Nacht-Gruß gar nicht. Was war denn das heute? So ein Pech hatte er noch nie gehabt.

„Glück in der Liebe!" scherzte einer der Partner.

Lorenz hörte nicht darauf und mischte schon wieder hastig die Karten.

Am Stammtisch drüben zahlte einer nach dem andern und verließ das Lokal. Die Tarockpartie dauerte weiter. Lorenz trank sein Glas leer, und als der Pikkolo es gefüllt wieder vor ihn hinstellte und am Rande des Porzellanuntersatzes einen neuen Bleistiftstrich machte, schaute der Professor zum erstenmal hin, um die Zahl zu kontrollieren.

„Du bist wohl närrisch, Pepi," sagte er zu dem blonden Buben, der ihn mit müden Augen anblickte. „Ich hab' doch keine sechs Biere getrunken?"

Polizeiverwalter Kurzbauer lachte laut. „Is auch schon ein Uhr, Herr Professer!"

Lorenz merkte jetzt erst, daß sie die letzten Gäste seien. Er schaute auf die Taschenuhr; es stimmte: fünf Minuten nach eins. „Jetzt hören wir aber auf. Verloren hab' ich grad auch schon genug." Wie seine Stimme in dem leeren Raum widerhallte, fiel ihm jetzt auf.

Digitized by Google

„Eine Runde noch!“ verlangte der Polizeiverwalter. Und sie spielten weiter.

Es war dreiviertel zwei, als Lorenz über die Stiege hinaufging in sein Zimmer.

⁂ ⁂ ⁂

Am nächsten Vormittag um elf Uhr, als der Unterricht zu Ende war, stand Professor Gluckhenn vor dem Gymnasium und wartete auf Lorenz. Gestern abend war er wieder voll Ärger aus dem Gasthaus gegangen. Als nun Lorenz über die Stiege herunterkam, blaß, mit übernächtigem Gesicht und verdrießlichen Mienen, da mußte der Professor lächeln. So katzenjämmerlich hatte er den Kollegen noch nie gesehen.

„Heut schaun Sie aber wirklich net gut aus,“ sagte er. „No ja, das hat wohl gestern wieder einmal lang gedauert, was?“

„Brrr — ich hab's satt. Diese verfluchte Kleinstadt! Schon das Gerede am Stammtisch ist mir auf die Nerven gegangen, und dann noch das Tarockieren — getrunken hab' ich auch mehr, als ich gewöhnt bin.“

„Wären Sie mit mir nach Hauf' gegangen! Ja so — Sie wohnen ja jetzt im Hotel. No ja, da nehmen Sie sich nur in acht.“

„Du lieber Gott, mir ist ja schon der Gedanke zuwider, daß ich heut abend am Stammtisch sitzen soll. Diese Gespräche! Wenn man von draußen kommt, merkt man erst die ganze Stumpfsinnigkeit.“

„No ja, aber wenn man drei Tage da ist, hat man sich schon wieder assimiliert.“ Gluckhenn schaute gradaus vor sich hin. Und im Weitergehen sprach er dann fast leise, als rede er mit sich selbst: „Das ist ja das Schrecklichste, daß man so wehrlos ist gegen dieses Milieu. Es dringt einem gleichsam durch die Poren in den Leib, es vergiftet einen, und wenn man kein Gegengift hat, ist man verloren, der eine früher, der andere später. Ich hab' mich auch wehren müssen wie ein Wilder. No — jetzt ist die Geschichte aus. Im März sag' ich Adieu, und im Sommersemester will ich schon mein erstes Kolleg lesen.“

„Richtig, verzeihen Sie, daß ich mich nicht früher erkundigt habe! Also haben Sie jetzt alles erledigt? Ja —? Ich gratuliere, das freut mich aufrichtig!“

„Dank' schön —. No ja — und Sie? Wie lang werden Sie noch hier bleiben?“

Lorenz runzelte die Stirn und antwortete nicht gleich. Sie waren über den Marktplatz gegangen und kehrten jetzt um. „Manchmal, in so einer Stimmung wie heute,“ sagte Lorenz dann, „da glaub' ich, ich halt's keinen Tag mehr hier aus.“

„Es ist auch nicht das Richtige für Sie“. Gluckhenn wartete.

„Ja, aber ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, in das Geschäft einzutreten. Wenn's noch ein anderes wäre, aber . . .“ Er schwieg.

„Ist das so was Schlimmes: Uhrenfabrikant?“

Lorenz zögerte. „Ich ... wissen Sie ... damals hab' ich Ihnen nicht die ganze Wahrheit gesagt. Mein zukünftiger Schwiegervater ist nicht Uhrenfabrikant.“ Erst nach ein paar Schritten, die sie stumm nebeneinander gegangen waren, fuhr er fort: „Er ist ... Schneider, Hofschneider Sr. Majestät allerdings.“

Gluckhenn konnte sich nicht zurückhalten. Er lachte laut auf.

Lorenz schaute ihn ärgerlich an. „Sehen Sie, Sie lachen selbst.“

„No ja, ein biss'l komisch is es schon, das läßt sich nicht leugnen: Doktor Gustav Lorenz, Hofschneider Sr. Majestät. Aber schließlich werden Sie doch nicht selber Maß nehmen und zuschneiden müssen.“

„Aber mir gefallen lassen, daß mich irgendein Laffe, so ein vornehmer Kunde, auf der Straße zusammenpackt und sich beklagt, daß die bestellten Sachen nicht fertig seien, oder daß er mich gar im Konzertsaal beiseite zieht und mir zeigt, wie das und jenes nicht ganz passe!“

„Das kommt ganz drauf an, wie man sich's einrichtet, denke ich.“

Lorenz antwortete nicht mehr und ging ganz in Gedanken neben dem Kollegen weiter. Dann merkte er, daß Gluckhenn sehr höflich den Hut zog, und grüßte mit, ohne darauf zu achten, wem es gelte. Erst als er den Hut wieder aufgesetzt hatte, erkannte er die Schwester der Frau Bürgermeister. Sie schien auch schon erstaunt und ungehalten über die gleichgültige Begrüßung und eilte mit kurzem Kopfnicken weiter. Da reichte Lorenz Gluckhenn die Hand. „Pardon, Herr Kollege, wir sehen uns ja beim Mittagessen, nicht wahr? Ich will nur dem Fräulein Leitner geschwind einmal Guten Tag sagen.“

„Servus!“

Digitized by Google

Lorenz wandte sich um und lief mit raschen Schritten hinter dem Mädchen drein. Sie trug ein neues, elegantes Winterkostüm, das ihren schlanken Wuchs zeigte und sich knapp um die feinen Formen schloß. Lorenz versuchte, sie einzuholen, und rief sie schließlich an.

Sie blieb stehen. „O — Sie, Herr Professor? Ich dachte schon, Sie kennen mich gar nicht mehr!"

„Hätte Sie auch beinah nicht erkannt. Sie sind ja fabelhaft elegant!"

Sie zog die feinbehandschuhte Rechte, die sie ihm gereicht hatte, nicht gleich zurück und lächelte kokett. „Bin ich das nicht immer?"

„Natürlich," versicherte er, „aber heute noch fabelhafter als sonst!" — ‚Aha, ich assimiliere mich schon wieder,' dachte er.

„Ach, spotten Sie nur. Überhaupt sollte ich ganz bös sein mit Ihnen!"

Was er denn angestellt habe, fragte er.

„Das wissen Sie ganz gut."

„Bei Gott, ich schwöre, daß ich ahnungslos bin wie ein Kind."

„Dann ist es noch schlimmer."

„O jeh, was kann das sein, ein Verbrechen, das schlimmer wird, wenn man's unbewußt begeht?"

„Denken Sie nach."

Er schloß die Augen, tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn und machte ein nachdenkliches Gesicht. „Ich habe vorhin ‚Fräulein Grete' gesagt statt ‚gnädiges Fräulein', nicht wahr?" meinte er.

„Ach, das wissen Sie schon, daß ich das von Ihnen ganz gern höre."

‚Dann habe er aber wirklich keine Ahnung.'

Sie blieb stehen. „Sie haben wohl gar keine Zeit gehabt, an mich zu denken, in Wien? Nicht einmal einen Weihnachtsgruß, nicht einmal eine Ansichtskarte haben Sie geschickt!"

Donnerwetter ja — das hatte er wirklich vergessen. Aber er log jetzt ganz ungeniert: natürlich habe er ihr geschrieben, mehr als einen Gruß sogar, nach Karlsbad, und habe auch seine Adresse angegeben und sich sehr gekränkt, weil sie nicht geantwortet habe.

„Ich hab' nichts bekommen."

Dann müsse die Karte verlorengegangen sein. Wunder wär's ja keines. Ob sie denn nicht gelesen hätte, wieviel Millionen Briefe und Karten die Wiener Post zu Weihnachten jedesmal befördern müsse? Da könne das schon vorkommen.

„Ausreden."

Ob er schwören solle?

Sie lachte. „Nein, ich will's Ihnen also glauben. Ich habe wirklich schon gemeint, Sie hätten mich ganz vergessen."

„Aber —"

„Schon gut —" Nun solle er auch sein Weihnachtsgeschenk bekommen, mit dem sie sich so geplagt und das sie ihm dann aus Ärger nicht geschickt habe. Was es sei, wollte sie aber nicht verraten. Lorenz mußte versprechen, gleich heute nachmittag wieder zum Musizieren zu kommen.

Eine feine lederne Zigarettentasche, in die Fräulein Grete eigenhändig sein Monogramm und einen Kranz von Vergißmeinnicht-Blüten gestickt hatte, lag nachmittags auf dem Notenpult schon bereit. Lorenz bewunderte das Geschenk und fragte, wie er sich denn revanchieren sollte.

„Nur immer schön brav sein," sagte Grete.

Während sie dann musizierten, dachte er über die Antwort nach. Er fand den Sinn nicht heraus. War er denn je unhöflich gegen Fräulein Leitner gewesen? Was sollte das heißen? Da brach sie plötzlich die Begleitung ab. „Sie spielen ja fortwährend Fis statt F. Mir scheint, Sie zeigen durch Zerstreutheit, daß Sie Professor sind."

„Aber — Fräulein Grete! Ich bin doch nicht aus den ‚Fliegenden Blättern'." — Und er dachte im stillen: ‚So einen Unsinn hätte meine Else nie zu mir gesagt. Aber das ist der Horizont dieser Stadt: der Professor ist zerstreut und läßt seinen Regenschirm stehen'. — Sie fingen von neuem an, und Lorenz schielte zu Grete hinüber. Ein hübsches Mädchen ist sie schon, beinah so hübsch wie die Else und riesig musikalisch. Schad', daß die Else so gar nichts von Musik versteht und nicht Klavier spielen kann.

„Schon wieder Fis," rief Grete, ohne sich nach ihm umzusehen, und im nächsten Augenblick klappte sie das Klavier zu! „Nein, heut geht's wirklich nicht. Sie spielen konsequent falsch. Lassen wir's sein."

„Wissen Sie was —" fuhr sie dann fort, „gehen wir noch eine Stunde Eislaufen."

Lorenz holte im Vorbeigehen seine Schlittschuhe aus dem Hotel, und als sie durch

Digitized by Google

die Lauben weitergingen, schloß sich ihnen unterwegs Ida Breuner an. Sie beklagte sich gleich, daß Lorenz noch keinen Besuch beim Finanzrat gemacht habe.

„Ich bin doch kaum einen Tag zurück."

„Aber morgen kommen Sie, ja?"

Doktor Valentin schien auf Fräulein Breuner gewartet zu haben. Sie sahen ihn in der Nähe des Eingangs seine schwierigsten Kunststücke produzieren. Eine ganze Gruppe junger Leute stand im Kreise und schaute ihm zu. Das Schlittschuhlaufen, ja das verstand er, da war er allen überlegen. Als er Ida herankommen sah, lief er ihr entgegen. Schon gestern beim Kegelabend hatte er sie zu versöhnen versucht, aber sie behandelte ihn auch jetzt noch kühl und abweisend. Zu viert, die Hände kreuzweis zur Kette verschränkt, fuhren sie dann los, die Damen in der Mitte, Lorenz rechts neben Grete, Valentin drüben an Idas Seite.

Der Platz war nur spärlich beleuchtet; die Eisfläche flimmerte da und dort, wo eine der Gaslampen brannte, und lag ein paar Schritte weiter im Halbdunkel. In diesem Dämmerlicht sah Lorenz mitunter einen seiner Schüler mit einem Mädchen oder eine ganze Reihe von Gymnasiasten hinter ein paar Damen herlaufen. Wenn sie ihn erkannten, rissen sie die Hüte herunter, und mancher warf wohl auch geschwind die verbotene Zigarette weg.

„Abteilung — Halt!"

Der alte Oberleutnant stand am Rande des Eislaufplatzes und winkte den vieren zu. „Küss' die Hände, meine Herrschaften," begrüßte er die Herankommenden. „Servus, Professore, hab' schon gehört, daß Sie wieder da sind."

Die Kette löste sich.

„Allein?" fragte Grete Leitner. „Wo haben Sie denn die Frau Gemahlin?"

„Ist auch hier, sind Sie ihr nicht begegnet?"

„Den Bezirkskommissär hab' ich gesehn," warf Ida Breuner hin und lauerte auf die Antwort. Aber Valentin versuchte das Gespräch rasch drüber weg zu leiten und fragte: „Warum tun Sie selbst nicht mit?"

„Weil ich eine Ausnahme bin," scherzte der Offizier. „Ich geh' nicht aufs Eis tanzen, wenn mir wohl ist."

„Aber er läßt sich aufs Eis führen von ihr," flüsterte Ida dem Doktor Valentin zu. Der konnte nicht lange stillstehen, machte allerlei Ansätze zum Figurenschleifen und lud Ida ein, mit ihm einen Walzer zu versuchen. Es ging nicht, sie vermißte zu sehr eine begleitende Musik. Immerhin hatte Valentin seinen Zweck erreicht: er lief jetzt mit ihr allein weiter. Gleich darauf verabschiedeten sich auch Grete und Lorenz von dem Oberleutnant, der längs des Platzes weiterging, seine Frau zu suchen. Lorenz sah sie später ganz weit drüben im Dunkel mit dem Bezirkskommissär.

„Schauen Sie," lachte Fräulein Leitner, „wie ungeniert die zwei sich aneinanderschmiegen. Wie das weiter gehen wird, bin ich neugierig."

„Hm." Lorenz war verstimmt. Was ging ihn das Getratsche an? Wer weiß, ob etwas Wahres dran ist, und wenn auch, ihn kümmerte das doch nicht. Wußten denn die Leute alle miteinander nichts Besseres zu reden? Wortlos lief er neben Grete hin. Die Freude an dem Sport, die er vorhin noch aufatmend gespürt hatte, war auch weg.

Johlend kam eine Bande kleiner Buben dahergejagt. Die beiden konnten nicht rasch genug ausweichen, einer der Knaben stieß Grete an, daß sie ausglitt und zu stürzen drohte. Lorenz fing sie eben noch auf. Einen Augenblick blieben sie stehen, bis Grete sich von dem Schrecken erholt hätte. Aber als sie nun weiter wollten, klagte sie über einen Schmerz im rechten Fußknöchel. „Es geht nicht, ich muß die Schlittschuhe ablegen." Sie wollte sich bücken. Lorenz hielt sie zurück.

„Bleiben Sie ruhig." Er kniete rasch aufs Eis hin und machte die Schlittschuhe los. Auf seinen Arm gestützt ging sie langsam weiter.

„Tut's sehr weh?" fragte er.

„Nein, es kann nichts Arges geschehen sein."

Er spürte den weichen Druck ihres Armes in seinem, und all sein Ärger war wie weggeweht, nur Sorge erfüllte ihn, ob sie sich ernstlich verletzt habe. „Ich werde Ihnen einen Wagen holen und Sie nach Haus begleiten," schlug er vor.

„Nein, danke, ich will kein Aufsehen machen. Es ist auch gar nicht so schlimm. Führen Sie mich, bitte, nur bis zum Ankleideraum; wenn ich mich ein bißchen aus-

Digitized by Google

geruht habe, kann ich ganz gut zu Fuß gehen."

Wirklich schien nach einer Weile, als sie wieder zu gehen versuchte, der Schmerz nachgelassen zu haben. Lorenz bot ihr seinen Arm an. Aber sie wehrte ab. „Das geht nicht. Was möchten denn die Leute sagen! Morgen erzählt dann einer dem andern, wir seien verlobt."

Da war schon wieder das unangenehme Gefühl: die Leute! Was gingen ihn die Leute an?

Grete lächelte. „Sie sagen ja gar nichts?"

„Ich habe Angst, daß Sie sich schaden mit dem Gehen," antwortete er; und im gleichen Augenblick fiel ihm ein: ‚Soll ich ihr sagen, daß ich verlobt bin?' — Nein, bis jetzt hatte er das als Geheimnis gewahrt, er wollte es auch heute nicht verraten.

„Ach, es geht schon ganz gut," sagte sie, „haben Sie keine Sorge."

Doch auf sein Bitten erlaubte sie ihm, einen vorbeigehenden Gymnasiasten herbeizurufen und zum Hausarzt des Bürgermeisters zu schicken. Stolz auf die Gelegenheit, dem Lehrer dienen zu dürfen, jagte der Bub davon, und als Lorenz und Fräulein Leitner zum Marktplatz kamen, trafen sie auch schon mit dem alten Herrn zusammen. „Was ist denn geschehen?" fragte er und sagte dann: „Bös kann's nicht sein. Wir werden ja gleich sehen."

Lorenz verabschiedete sich an der Haustüre und wartete, bis der Arzt wieder herunterkam.

„Nun, Herr Doktor?"

„Ich kann nichts finden. Nichts verrenkt, vielleicht ein bissel angestoßen, gezerrt. Man sieht gar nichts, nichts geschwollen, nichts gerötet. Ist halt auch ein empfindliches Frauenzimmer. Taugen alle nichts. Na — gute Nacht, Herr Professor!"

Lorenz ging langsam weiter. Drüben auf dem Trottoir und unter den Lauben promenierten Leute. Er wollte ausweichen und überquerte den Platz. Es war halb acht, die Bewegung im Freien hatte ihm Hunger gemacht, und doch zögerte er, in den „Krug zum grünen Kranze" zu gehen. Heute war er schon gar nicht in der Stimmung, an der Stammtischunterhaltung teilzunehmen. Er überlegte, ob er nicht in ein anderes Gasthaus gehen sollte. Doch gleich verwarf er diesen Gedanken: er kannte ja die andern Gasthäuser nicht, und er sagte sich, daß er nächstens, wenn ihn heute ein Bekannter in ein anderes Lokal gehen sähe, gewiß gefragt werden würde, warum er das getan habe. Oder sollte er sich irgend etwas einkaufen und zu Hause essen? Das ging auch nicht gut, da er ja im Hotel wohnte. Aber vielleicht könnte er mit dem Gekauften zu Gluckhenn gehen? Wenn der nur bestimmt zu Hause wäre!

Da hörte er hinter sich die Stimme des Polizeiverwalters: „Nehmen Se mich mit, Herr Professor." Lorenz wartete. „Die Ehre, guten Abend zu wünschen . . . Ah, Sie waren auch auf dem Eisplatz," sagte der Beamte, als er die Schlittschuhe erblickte, die Lorenz an einem Riemen über dem Arm gehängt hatte. „Is wahr, das Fräulein Leitner hat den Fuß gebrochen?"

„Unsinn, nicht einmal verstaucht! Vielleicht einen Muskel gezerrt. Es geht ihr schon wieder ganz gut." Ein wenig unwillig klang das. Kurzbauer zuckte mit den Achseln. „Die Leut' hab'n 's halt so erzählt . . ."

Schon wieder: die Leute.

Lorenz blieb stehen. „Wissen Sie, Herr Polizeiverwalter, wenn ich sehe, wie rasch sich hier alles herumspricht, muß ich sagen, es ist ein Wunder, daß meine Kneipgeschichte noch nicht verraten wurde."

„Das kommt schon noch, darauf können Se sich verlassen. Wie lang is das jetzt her? September, Oktober, November, Dezember . . . jetzt hab'n m'r Jänner, das sind grad vier Monat', da wird's nimmer lang dauern. Überhaupt, man soll den Teufel net an de Wand malen . . ." Der Polizeiverwalter rieb sich vergnügt die Hände. „Heut freu' ich mich schon auf den Stammtisch, heut kommt der Oberleutnant 's erstemal wieder. Da gibt's ene Hetz!"

Vor der Einfahrt zögerte Lorenz noch. „Ich muß mich heute bald zurückziehen, mir liegt noch die Sumpferei von gestern in den Gliedern."

„Ujeh — früher hab'n Se aber mehr vertragen — net?" Der Polizeiverwalter blinzelte ihm zu. „G'schieht Ihnen ganz recht, wenn Se en Katzenjammer hab'n, weil Se so miserabel gespielt hab'n gestern abend."

Am Stammtisch wurde der Professor auch gleich nach dem Unfall Fräulein Gretes

Digitized by Google

gefragt. Der Bürgermeister war nicht da, das hatte man sofort mit den Gerüchten in Zusammenhang gebracht.

Lorenz erzählte, daß der Arzt schon dort gewesen sei und keine Verletzung gefunden habe. Der Kaufmann Pohl machte eine wegwerfende Handbewegung. „Die verstehn ja alle nischt, die Doktern . . ."

„Hem — hem," der Apotheker schob sein Glas ein Stück nach vorn, „heut nacht um zwei ist doch ein Rezept gebracht worden, hem — hem, für das Fräulein Tochter . . ."

Der Kaufmann brauchte nicht zu antworten, denn eben wurde mit großem Hallo der eintretende Oberleutnant begrüßt.

„Dürfen Se auch wieder emal allein ausgehn?" fing der Polizeiverwalter gleich an zu necken.

„Aber Hausschlüssel haben Sie keinen mitgekriegt, was?" fragte der Stationsvorstand.

„Jetze brauch' m'r nimmer so auf Sie aufzupassen, jetze besorgt das de gnädige Frau," fuhr der Polizeiverwalter fort.

„Und Sie armer Teufel haben jetzt gar nichts mehr zu tun," antwortete der Offizier. „Sie müssen ja sterben vor Langeweile!"

So war die Unterhaltung gleich wieder ins alte Gleis zurückgekommen. Nun setzte sich der Hotelier Zapp, dem lange ausgebliebenen Stammgast zu Ehren, auch mit an den Tisch. „Alsdann," erzählte er, „in drei Wochen, da wird wieder mal was los sein bei uns."

„Was denn?"

„Die Herren Beamten machen doch den großen Ball. Heut haben wir den Saal dafür belegt für den 30. Jänner. Soll was ganz Besonderes werden. Nicht wahr?" sprach der Wirt jetzt zum Nebentisch hinüber. „Ein Kostümball in großem Stil."

„Ich geh' net hin, das weiß ich," sagte der Kaufmann Pohl.

Da wandte sich einer der Beamten daneben um: „Wissen Sie denn auch schon, ob Sie eingeladen werden?"

„Das is mir ganz alles eins, ob ich geladen werd' oder net," schrie Pohl giftig, „ich such' m'r meine Gesellschaft selber aus. Wenn Se glaub'n, da mach' ich m'r was draus, da sein Se aber falsch unterricht'. Wir sein de Bürgerschaft; wenn Sie was Besseres sein wollen, das is m'r auch egal. Daß Se's nur wissen, Sie Herr — Staatsbeamter! Sie . . ."

An beiden Tischen lachten die Herren über die komische Erregung des Kaufmanns, der dadurch nur noch mehr in die Galle geriet und immer lauter schimpfte: „Wenn mir täten keine Steuern zahlen, da könnten Se verhungern! Was machen Se denn eig'ntlich? Ume halber Zehne gehn Se ins Amt, und wenn m'r ume halber zwölfe hinkommt, sein Se schon wieder fort. Und nachmittag arbeiten Se auch nischt! Und mir müssen de Steuern dafür zahlen, damit Se was zu fressen hab'n!"

„Prosit!" lachten die jungen Leute drüben. „Aber nächstes Jahr zahlen Sie bissel mehr, Herr Pohl, wir wollen eine Gehaltsaufbesserung haben!"

Da der Kaufmann sah, daß ihn alle auslachten, rief er den Zahlkellner heran, beglich seine Zeche und ging fort mit dem festen Vorsatz, nie mehr in den „Krug zum grünen Kranze" zu kommen.

Die andern aber lachten noch lange über seine Schimpfreden und unterhielten sich dabei so gut, daß Lorenz doch wieder bis elf Uhr am Stammtisch sitzen blieb.

⁂ ⁂ ⁂

Eine Woche lang kam Lorenz nun täglich um vier Uhr von der Schule aus zu Grete Leitner. Die Schmerzen im Fuß wären zwar schon am Morgen so ziemlich verschwunden gewesen, erklärte die Patientin, und der Arzt fand überhaupt keine Symptome einer Verletzung, aber der Vorsicht wegen hatte er Schonung empfohlen, und Fräulein Grete blieb brav zu Hause. Das erstemal brachte Lorenz einen Strauß roter Rosen mit. Das sollte ein Trost für die Zimmerhaft sein und zugleich eine Revanche für das Weihnachtsgeschenk.

„O — so schöne Rosen!" Grete hielt den Strauß bewundernd in der Hand. „Und mitten im Winter! Ich hätte gar nicht geglaubt, daß man hier so etwas zu kaufen bekommt. Die müssen ja ein Vermögen gekostet haben. Man wird Sie noch unter Kuratel stellen, Herr Professor, wegen solcher Verschwendung!"

Doch er sah ihr an, wie sehr sie sich über die Gabe freute, und schickte ihr nun jeden Morgen ein paar Blumen ins Haus. Wenn sie dann miteinander musizierten, vierhändig Klavier spielten oder Grete ihn

Digitized by Google

zum Cello begleitete, kam ein Gefühl von Glück und innerer Freude über Lorenz, das er nur unklar empfand, ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können. Und als sie einmal sich entschuldigen ließ: sie habe Kopfschmerzen und könne ihn nicht empfangen, da saß er zerstreut der Frau Bürgermeister gegenüber, die die beiden sonst fast immer allein ließ, und wußte gar nicht, wovon die Dame eigentlich sprach. Erst als er wieder allein durch die abenddunklen Straßen spazieren ging und von weitem den Finanzkonzipisten Binder Arm in Arm mit Fräulein Seidl, der Tochter des Apothekers, sah, fiel ihm ein, daß Frau Doktor Fritsch auch von der Verlobung dieser beiden und von den Unbequemlichkeiten des Junggesellenlebens in der Kleinstadt geredet habe. Nun ja, da hatte sie wohl recht. Mehr als früher fühlte er selbst, seit er in dem Hotelzimmer wohnte, die Fremde. Aber was sollte werden? Ganz in Gedanken schritt er weiter.

Auf einmal, gerade als er vor einem erleuchteten Laden vorbeiging, hörte er, wie ihn jemand grüßte: „Guten Abend, Herr Professer."

Er schaute auf: es war der Raseur, zu dem er nun schon seit drei Wochen nicht mehr kam. „Guten Abend," sagte Lorenz und wollte weiter. Da trat der Mann auf ihn zu: „Werden schon entschuldigen, Herr Professer, ich wart' immer, daß ich Se einmal treff' . . . Herr Professer sein mir ja weitergegangen mit der Kundschaft? Hat Se am End' wer beleidigt von meine Leut' oder waren Se net zufrieden?"

„Nein, nein — das ist durchaus nicht Ihre Schuld. Ich rasiere mich jetzt selbst."

Der Raseur zeigte ein Gesicht, auf dem Ärger und Scherz sich zu einer Grimasse vermengten. „Also — bis Se sich wer'n emal or'ntlich g'schnitten hab'n, wer'n Se schon wieder zu mir kommen," sagte er.

Lorenz lachte. „Da warten Sie lieber nicht darauf. Ich habe einen vorzüglichen Apparat, bei dem ist das ausgeschlossen."

„Das Zeug soll doch der Teufel holen," schimpfte der Raseur, „m'r kann ja fast gar nix mehr verdienen, und Steuern möcht' m'r immer mehr zahlen." Er hätte wohl noch länger darüber gesprochen, doch da sah er einen Kunden in seinen Laden treten und eilte ins Geschäft zurück, während der Professor langsam weiterging und das Gespräch mit dem Mann bald vergessen hatte.

Am nächsten Vormittag kam Lorenz schon um elf Uhr in das Haus des Bürgermeisters, um sich nach Gretes Befinden zu erkundigen. Sie war wieder wohlauf. Plaudernd saßen sie im Musikzimmer.

„Grad vorhin war die Breuner-Ida hier," erzählte das Fräulein. „Die ganze Zeit hat sie von Ihnen geredet."

„Hoffentlich nur Gutes."

„O, sie schwärmt ja von Ihnen, die scheint sehr verliebt zu sein in Sie."

„Das ist aber schade. Sie soll sich lieber an den Doktor Valentin halten, bei mir wird sie nicht viel Glück haben."

„Warum denn? Sie ist doch ein ganz hübsches Mädel."

„Ja, ja, das leugne ich doch gar nicht — sie ist auch recht sympathisch, und ich wünsche ihr alles Gute, aber . . ."

„Aber —?"

Lorenz schwieg. Sollte er sein Geheimnis verraten?

Da fragte sie: „Am Ende lieben Sie eine andere?" Sie lächelte.

„Stimmt," nickte er.

Sie schaute ihm ins Gesicht, als warte sie, daß er weiterspreche, und da er ihren Blick ruhig aushielt, wurde sie rot und verwirrt. Lorenz fand auch keinen Weg, das Gespräch weiterzuleiten, und es entstand eine Pause, die beiden peinlich wurde. Grete ging zum Klavier. Sie griff ein paar Akkorde und begann auf einmal mit einem Finger eine Operettenmelodie zu klimpern: „Dummer, dummer Reiter . . ."

Doch da überschätzte sie Lorenz' „Bildung". Er kannte den Text des Liedes nicht, hatte keine Ahnung, was die Töne ihm sagen sollten, und dachte nur, er langweile das Fräulein. Vom Stadtturm klang die Mittagsglocke, da erhob er sich, um zu gehen.

„Aber Sie kommen doch Nachmittag wieder?"

„Gerne."

Hinter dem Fenstervorhang verborgen schaute Grete ihm nach, wie er über den verschneiten Platz hinüberging in den „Krug zum grünen Kranze". ‚Warum er nur so schüchtern ist?' dachte sie.

Lorenz aber war in einer seltsamen Stimmung. Seit seiner Rückkehr aus Wien

Digitized by Google

hatte er seiner Braut erst einmal geschrieben. Das fiel ihm ein, während er aus dem Hause trat. Oder nein: geschrieben hatte er schon öfter, Briefe angefangen, zwei oder drei Seiten langsam und in quälender Unruhe mit Worten gefüllt, die ihm dann, wenn er die Sätze überlas, immer wieder nichtssagend und inhaltslos erschienen, sodaß er lieber die Bogen zerriß und wegwarf und das Briefschreiben verschob. Niemals war ihm zum Bewußtsein gekommen, warum ihm alle diese Briefe mißlangen. Und nun dachte er wieder darüber nach: Vielleicht war doch sein häufiger Verkehr im Hause des Bürgermeisters schuld daran. Aber war denn, was ihn mit Grete verband, mehr als Sympathie, die Freude an den Stunden gemeinsamen Musizierens, zog ihn etwas anderes immer wieder zu ihr hin? War es nicht ganz natürlich, daß er inmitten dieser Gesellschaft von Junggesellen und Wirtshausbekannten, von Bierphilistern und Berufsmenschen sich enger an sie angeschlossen hatte, vielleicht weil sie doch einen weiteren Gesichtskreis hatte als die meisten anderen? War es mehr als die Sehnsucht nach etwas Frauenhaftem, für das man nach soviel Männergesprächen doppelt dankbar wurde? Ja — aber wenn sein Gefühl für Grete nichts anderes war, wie sollte er sich die Unruhe erklären, die ihn heute gleich am Morgen zu ihr getrieben, die ihn — wie er sich jetzt eingestand — damals abend nach dem Unfall vor dem Haustor festgehalten hatte, bis der Arzt ihn beruhigte, wie sollte er die Beklommenheit verstehen, die ihn vorhin befallen hatte, als Grete ihm von Ida Breuner sprach und dann fragte, ob er eine andere liebe? Lorenz war froh, daß er den kleinen Saal im „Krug zum grünen Kranze" noch leer fand. So konnte er eine Weile ungestört seinen Gedanken nachhängen.

Wie oft war er verärgert von Grete weggegangen, und hatte doch am nächsten Tag auf die Stunde gewartet, da er sie wiedersehen würde! Weil sie so hübsch war? Also, wenn es schon nicht Liebe war, was ihn zu ihr zog, war es eine Verliebtheit? Er konnte sich keine Antwort geben auf die Fragen, die ihn jetzt bestürmten. Seine Gedanken suchten die Gespräche wiederzufinden, die ihm oft leer und gewöhnlich erschienen waren. Trug er nicht selbst schuld, daß sie so blieben? Gab er ihr Anregungen zu Besserem, folgte er nicht vielmehr ganz und gar ihrer Art und paßte sich ihr und der Kleinstadt an? Warum tat er das, wenn nicht aus Liebe? Unsinn, die ganze Zeit in Wien hatte er nicht an sie gedacht, und in der Erinnerung war ihm eine Stunde des Zusammenseins mit seiner Braut reicher und wertvoller als viele Tage mit Grete.

Aber hier? Er wußte schon jetzt, daß er heute nachmittag in der Schule unaufmerksam sein und nervös auf das Schlußzeichen warten werde, das ihn von der Berufstätigkeit befreite und zu Grete gehen ließ. Doch er nahm sich vor, ihr heute noch zu sagen, daß er verlobt sei. War er ihr diese Aufrichtigkeit nicht schuldig? Mußte sie nicht selbst glauben, daß er — wie man hier zu sagen pflegte — „ernste Absichten habe"? Warum war sie heute rot und verwirrt geworden?

Langsam versammelte sich jetzt die Tafelrunde. Man sprach natürlich über den abwesenden Konzipisten Binder, der bei der Braut zu Tisch geladen war, und einer der Herren wandte sich an Lorenz: „Nun, wann werden Sie's nachmachen, Herr Professor?"

„Vielleicht früher, als Sie glauben," war die Antwort.

Die jungen Leute schauten einander an, und Lorenz wußte auf einmal, was er bisher nie bemerkt hatte, daß alle schon längst sich Gedanken machten über seine häufigen Besuche im Hause des Bürgermeisters. Um so mehr empfand er es nun als Pflicht, mit Grete einmal offen zu reden — und vielleicht auch den Verkehr mit ihr einzuschränken. Die neugierigen Gesichter seiner Tischnachbarn machten ihn verlegen, er rief den Zahlkellner und wollte eben gehen, als Professor Gluckhenn eintrat. Der packte ihn gleich am Arm und zog ihn in eine Ecke. Er habe ihm Wichtiges zu sagen.

Was denn los sei?

No ja, das würde sich ja erst zeigen. Der Direktor, erzählte Gluckhenn, habe ihm eben vorhin einen anonymen Brief gezeigt, der die Oktava des Gymnasiums denunzierte. Jede Woche, heiße es darin, fänden im Gasthaus „Zur Stadt Wien" wüste Kneipereien statt, und es sei unbegreiflich, daß die Schulbehörde das dulde.

„Anonyme Anzeigen wirft man doch ganz einfach in den Papierkorb," meinte Lorenz.

Digitized by Google

Spazierritt. Gemälde von Prof. Angelo Jank
Im Besitz des Herrn Prof. Georg Oeder in Düsseldorf

Digitized by Google

Digitized by Google

„No ja, Sie täten das und ich gewiß auch, schon weil's mir ganz wurscht ist, was die Buben machen. Aber passen Sie auf, es wird eine Haupt- und Staatsaktion daraus konstruiert werden."

„Bei der ich gründlichst hineinfallen muß," sagte Lorenz nachdenklich.

„Ja — ich weiß nicht, was da zu machen ist. Bis jetzt — es ist ja nicht das erstemal, daß wir am Gymnasium so eine Geschichte haben — bis jetzt ist noch nie was herausgekommen. Die Lausbuben halten schon ordentlich zusamm' und verraten einander nicht. Ich wollt's Ihnen nur sagen, damit Sie vorbereitet sind, wenn der Direktor davon anfängt."

Als Lorenz dann ins Gymnasium kam, traf er im Konferenzzimmer den Direktor im Gespräch mit den Professoren Huber und Hoffmann.

„Da ist ja der Herr Klassenvorstand," sagte der alte Herr, „was halten Sie von dieser Sache?" Er reichte ihm den Brief.

Lorenz überflog den Inhalt, drehte das Papier um, besah es genau und legte es dann scheinbar gleichgültig weg. „Anonym —" er zuckte mit den Schultern, „ich würde das in den Papierkorb werfen."

„So haben wir's in Graz auch gehalten," pflichtete Professor Hoffmann bei. „Wenn einer nicht mit seinem Namen für die Wahrheit einstehen kann, braucht man ihm von vornherein nicht zu glauben."

Professor Huber schüttelte den Kopf. „Das mag ja in einer Großstadt die richtige Methode sein. Hier, wo einer den andern kennt, ist es verständlich, daß ein Mitbürger seine Warnerpflicht zu erfüllen bestrebt ist und sich doch scheut als Ankläger aufzutreten."

Der Direktor saß nicht sehr interessiert da und nickte zu Hubers Rede ebenso wie vorhin zu den Worten Hoffmanns.

„Die Hauptsache scheint mir," erklärte jetzt Lorenz, „daß der Unterricht Erfolge zeigt." Der Stand der Klasse sei in diesem Jahre, wie die Klassenbücher bekundeten, viel besser als früher. Und wenn die Burschen, die in ein paar Monaten ganz vom Schulzwang befreit sein sollten, wirklich einmal miteinander ein paar Glas Bier tränken, so wäre das noch kein Unglück. Der jähe Übergang von der Gymnasialstrenge zur akademischen Freiheit würde dabei nur weniger gefährlich werden.

Wieder nickte der Direktor, aber Professor Huber widersprach entrüstet: „Unsere Disziplinarordnung verbietet den Schülern den Gasthausbesuch."

„Gewiß. Im Interesse des Unterrichts und der Erziehung," sagte der Direktor.

„Ich habe in meiner Klasse noch nicht bemerkt, daß sich — wenn die anonyme Anzeige wirklich begründet ist — eine Beeinträchtigung des Unterrichts infolge dieser Gasthausbesuche gezeigt hätte."

„Das scheint mir das Wesentliche," stimmte Professor Hoffmann bei.

Huber griff erregt nach dem Brief.

„Hier können Sie lesen: der Spektakel wiederholt sich jeden zweiten Donnerstagabend. Nun, ich habe Freitag die erste Unterrichtsstunde in der Oktava, Mathematik von acht bis neun, und habe mich oft genug wundern müssen, daß gerade an diesen Tagen die Unaufmerksamkeit besonders auffallend ist. Nun haben wir die Erklärung. Die Burschen sind eben übernächtig."

„Also wollen wir die Sache doch untersuchen!" entschied der Direktor.

Verärgert hielt Lorenz den Nachmittagsunterricht ab und ging von der Schule aus gleich wieder zu Grete Leitner. Sie bemerkte seine Verstimmtheit und fragte, was er habe.

„Nichts von Bedeutung, ein wenig Ärger in der Schule — es ist nicht von Interesse."

„Doch — mich interessiert es. Ich habe mir schon oft gedacht: es ist gar nicht recht von Ihnen, daß Sie mir so wenig von Ihrem Beruf, von Ihrer Tätigkeit in der Schule erzählen."

„Du lieber Gott — ich werde Sie doch nicht mit diesen Sachen langweilen."

„Vielleicht — unterschätzen Sie das Interesse, das ich an allem habe, was Sie angeht."

Es war ein so warmer Ton in diesen Worten, daß Lorenz verwirrt zu Boden schaute, um ihrem Blick auszuweichen. Er spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg, wurde unsicher und dachte, ob sein Gefühl für Grete vielleicht doch stärker wäre, als er geglaubt hatte.

Wieder, wie heute mittag, war das Gespräch verstummt, und die Minuten des Schweigens dehnten sich quälend hin. Um der Stille ein Ende zu machen, begann

Digitized by Google

Lorenz zu erzählen. Aber nicht, was er sich vorher zurechtgelegt hatte, nicht von sich und seiner Braut sprach er, nur von der Schule, von dem anonymen Brief und der Untersuchung, die der Direktor anstellen wollte. Seine Stimme klang heiser, und er schaute Grete nicht an und fühlte nur, daß ihre Blicke auf seinem Gesicht ruhten. Was er selbst bei der Sache zu befürchten hatte, sagte er nicht.

Immer weiter fragte Grete nach seiner Klasse, nach Dingen des Unterrichts, der Stoffeinteilung und Methode und lauter Einzelheiten, für die Lorenz nie eine Anteilnahme bei ihr vorausgesetzt hätte. Sie kamen heute nicht mehr zum Musizieren.

Als Lorenz dann ging, streckte und dehnte sich das Fräulein, kaum daß er die Türe hinter sich geschlossen hatte, vor Langweile und gähnte laut und ungeniert und bewunderte selbst die Geduld, mit der sie so lange Interesse geheuchelt hatte.

⁂ ⁂ ⁂

Herr Franz Meisl, der Wirt „Zur Stadt Wien", war sehr erstaunt, als ihm die Post einen Brief des Gymnasialdirektors brachte: er solle doch gelegentlich und zwar recht bald in der Direktionskanzlei vorsprechen. ‚Aha,' dachte er, ‚der Lauser, der Karl, der lernt schon wieder nichts;' und als sein Bub, der seit September das Gymnasium besuchte und schon zu Weihnachten einen Tadelzettel bekommen hatte, aus der Schule nach Hause kam, legte er ihn gleich, ohne viel zu fragen oder zu reden, übers Knie und prügelte ihn gründlich. So — jetzt konnte er wenigstens dem Direktor sagen, daß er es an der nötigen Strenge nicht fehlen lasse. Dann zog er seinen Sonntagsrock an und machte sich auf den Weg ins Gymnasium.

Der Schuldiener stand mit der Tabakspfeife vor der Haustür. Als er den Wirt herankommen sah, versuchte er gleich, ganz streng auszuschauen. „Also," sagte er, „Ihne werden wir jetzt das Handwerk legen, Herr Meisl."

„He — ? Was reden Se da für Zeug?" Der Wirt war ganz überrascht von dieser Begrüßung.

„Sie wer'n schon wissen, was ich mein'. Gehn Se nur 'nauf zum Direkter, der wird Ihne schon 'n Standpunkt klarmachen."

„No, sagen Se m'r nur, was Se eig'ntlich wollen?"

„Was wir wollen?" Der Schuldiener spuckte vor sich hin und redete in gezwungenem, vom Dialekt immer wieder verdrängtem Schriftdeutsch weiter. „Wir wollen nicht länger dulden, daß Sie in Ihnigem Lokal unsere Schüler zum Saufen verleiten, verstehn Se?"

„Jetze weiß ich aber wirklich net, bin ich b'soffen oder sein Sie's? Ich versteh gar net, was Se da eig'ntlich reden," sagte der Wirt und war froh, daß er nun wußte, um was es sich handelte. Jetzt war er vorbereitet, und jetzt sollten sie nur versuchen, ihn zu fangen! Beruhigt stieg er die Treppe hinauf zum Direktor.

„Die Ehre, guten Tag zu wünschen, Herr Direktor. Ich hab' heut grad Zeit, da bin ich halt gleich 'kommen. Folgt am End' mein Karl schon wieder net? Ich hab'n gleich einmal durchgewichst, wie is Ihr Brief kommen, und wenn ich z' Haus komm, kriegt er die zweite Portion."

Nicht um den Kleinen handle es sich, gab der Direktor zur Antwort. Der habe sich schon gebessert und, wenn er sich brav halte, könne es nicht fehlen.

„Ich hab' halt gedacht, weil Se doch g'schrieb'n hab'n ..."

Der Herr Meisl solle sich jetzt zunächst einmal niedersetzen.

„Bin so frei ..."

„Ja — also, wie ist das jetzt, in Ihrem Lokal verkehren, wie man uns meldet, Studenten."

Herr Meisl nickte eifrig. „Jawohl, Herr Direkter, das stimmt ganz genau. Was der junge Ulrich ist, der älteste, Medizin studiert er, mir scheint, der kommt immer zu mir in de Ferien und noch e paar Hochschüler, auch die aus der Umgebung. Ja, die jungen Herren, die wissen schon, wo man ein gut's Bier bekommt. Da kann keiner 'ran an mich, auch der Kranzwirt nicht."

„Nein, nein, nicht Hochschüler, Gymnasiasten meine ich."

„Gymnasisten?" Herr Meisl schien angestrengt nachzudenken. „Warten Se mal, Herr Direkter, da muß ich erst überlegen." Er nahm seine Nase zwischen zwei Finger und tippte sich dann an die Stirn. „Jawohl," sagte er endlich, „jetze erinner' ich mich schon: in de großen Ferien is einmal der Hanke von Michelsdorf bei mir gewesen auf ein Glas Bier."

Digitized by Google

Das meine der Direktor nicht, nein, es sei angezeigt worden, daß die Oktavaner und andere Schüler jeden zweiten Donnerstag in Meisls Gasthaus kneipten.

„Kneipen? — Bei mir?" Der Wirt streckte den Kopf vor und zeigte mit dem Finger auf seine Brust. Er schien ganz empört. „Bei mir? Ah, die möcht' ich aber jagen. Ich werd' mir lassen meine Gäst' vertreiben durch solches Geschrei! Und am End' noch de Konzession verlieren wegen die Rotzjungen. Nein, Herr Direkter, das gibt's bei mir nicht!"

„Na, na, Herr Meisl, am Donnerstag vor Weihnachten bin ich zufällig selbst vorbeigegangen und habe bei Ihnen drin singen gehört!"

„Jawohl, das is richtig, das stimmt sogar ganz genau. Am Donnerstag vor Weihnachten, da sein de Hochschüler bei mir gewesen, der Ulrich und die andern Herren..."

Etwas anderes gab der Wirt nicht zu. Gott behüte, nein, nein, darauf könne der Herr Direktor sich verlassen! Er wisse ganz gut, daß das den Schülern verboten sei, und daß er die Konzession verlieren könne, wenn er die Burschen bewirte. Auf solche Sachen habe er sich nie eingelassen.

Mit vielen Bücklingen empfahl er sich.

Darauf wurden nun die Schüler vernommen. Sie leugneten alles. Auch die Eltern, die schlimme Folgen für ihre Söhne fürchteten, wollten von nichts wissen, nie etwas Verdächtiges bemerkt haben. Man mußte die Untersuchung aufgeben. Die Oktavaner hatten bei den Verhandlungen die Schriftzüge auf dem anonymen Brief erspäht; und waren sie vorher ganz ratlos, weil sie nicht wußten, ob sie nun doch den Klassenvorstand für den Verräter halten sollten, so schien es ihnen nun, wie sehr die Schrift verstellt war, ganz zweifellos, daß ihr Mitschüler Reichl, der Primus, den Brief geschrieben habe. Nach der Matura sollte er seinen Lohn bekommen. Vorläufig schien die Sache wieder einzuschlafen.

Lorenz war recht froh darüber. Gerade jetzt wäre es ihm besonders unangenehm gewesen, hätte man in der Stadt von jener nächtlichen Kneiperei erfahren. Seine Ruhe war ja ohnehin zerstört. Seit Grete Leitner mit soviel Interesse nach seiner Tätigkeit in der Schule gefragt hatte, kannte er sich in seinen Gefühlen nicht mehr aus. Er schlief unruhig, war in der Schule zerstreut und unaufmerksam und wartete eigentlich den ganzen Tag auf die Stunde, da er wieder zu Grete hingehen konnte. Manchmal, wenn er sie von weitem auf der Straße sah, fühlte er, wie seine Pulse schneller gingen, und wehrte sich doch gegen den Gedanken, daß er in sie verliebt sei. Dann wieder ertappte er sich bei Überlegungen, die Grete und seine Braut nebeneinander stellten, als gelte es, ernstlich zwischen zwei Rivalinnen zu entscheiden.

Der einzige, mit dem er gern einmal darüber zu sprechen versucht hätte, um sich selber klar zu werden, Professor Gluckhenn, schien ihm schon längst nicht mehr so freundschaftlich wie früher, so daß Lorenz nie das rechte Wort fand, um das Gespräch auf seine persönlichen Angelegenheiten zu bringen. Da er aber einsah, daß ihn die Sorgen am meisten plagten, wenn er mit sich allein war, schloß er sich um so mehr an die Stammtischgesellschaft im „Krug zum grünen Kranze" an und saß oft bis Mitternacht beim Bier. Und Gluckhenn zürnte ihm von Tag zu Tag mehr; wieder dachte er nach, wie der Kollege wohl aus diesem spießbürgerlichen Leben herauszureißen wäre, und führte eine längere Korrespondenz mit Lorenz' Braut. Er plante einen Gewaltstreich.

Da begann auf einmal das Mittel zu wirken, das Gluckhenn schon früher versucht hatte.

Seit vier Wochen rasierte Lorenz sich selbst. Der Friseur, der ihn vordem bedient und unlängst auf der Straße angesprochen hatte, war nun über den Verlust der Kundschaft erbost, und als er sah, daß Lorenz wirklich nicht mehr kam, schien ihm die Verschwiegenheit nicht länger nötig.

An einem Samstagnachmittag — der Laden war voll von Leuten — trat Gluckhenn bei ihm ein, um sich rasieren zu lassen, blieb bei der Tür stehen, zögerte und sagte: „No ja — ich komm' halt später wieder."

„Bitt' schön, Herr Professer, es dauert aber net lang."

„Nein, nein, ich komm' lieber nachher."

Kaum war Gluckhenn hinaus, fing der Raseur an: „Die hab'n jetze wieder ene schöne G'schicht' g'habt im Gymnasium —"

„Was denn?" fragte Pohl, den er gerade rasierte.

Digitized by Google

„No hab'n Se's net g'hört? Weg'n die Kneipen in der ‚Stadt Wien', das is angezeigt worden."

„Ach so, das hab' ich schon g'wußt, aber 's war, hör' ich, gar net wahr, es is gar nischt 'rauskommen."

Da lachte der Friseur. „Freilich, wenn einer von die Professoren selber mit dabei is, da kommt natürlich nischt 'raus."

„Was sag'n Se da?" mengte sich ein anderer Kunde ein.

„No — der Professer Lorenz, der hat doch mit die Jungen gekneipt, wie er is her'kommen, der wird schon dafür g'sorgt hab'n, daß die Sach' vertuscht wird."

Die Sache begann den Kaufmann Pohl zu interessieren. Der Friseur erzählte, wie er damals zu dem Fremden gerufen worden sei. „No — ich hab' mich dann natürlich angefangen dafür zu verinteressieren ... Noch einmal nachrasieren, Herr Pohl, nicht? ... Bitt' schön ... Ja, also, und hab' auch bald g'wußt, wo er g'wesen war. Ja, so sein die Herren."

„Das is ene schöne Zucht, wenn solche Elementer Lehrer sein sollen," schimpfte der Kaufmann. „Wissen Se das alles auch ganz bestimmt?" fragte er noch einmal.

„No, wenn ich's Ihnen sag': ich hab' ihm doch selber 'n Vollbart abgenommen, daß 'n die Junge net erkennen soll'n."

Pohl war sehr vergnügt über die Sache, die er da erfahren hatte. Jetzt wollte er dem Kerl schon zeigen! Macht einem so eine Wirtschaft, und dann mietet er anderswo! Aber jetzt soll er einmal was zu hören bekommen! Ganz in Gedanken kam er nach Haus. Vor dem Haustor traf er mit seinem neuen Zimmerherrn, dem Doktor Valentin, zusammen und wollte ihm gleich die Geschichte erzählen. Dann überlegte er: Nein, er mußte den Lorenz damit überraschen. Er wollte heute wieder in den „Krug zum grünen Kranze" gehen. Seit sie ihn damals abend ausgelacht hatten, war er nicht dort gewesen, aber diesen Spaß, den mußte er sich machen.

Er fand die Gesellschaft in angeregter Unterhaltung mit dem benachbarten Tisch der Beamten. Am Mittwoch sollte ja der große Ball stattfinden. Maskenzwang für die Tänzerinnen war vorgeschrieben, während den Herren Kostüm, Frack oder Uniform freigestellt blieb. Darüber wurde nun debattiert.

„Die älteren Herren schließen Sie damit aus," meinte der Stadtrat. „Ich kenne Leute genug, die keinen Frack besitzen."

„Hem — hem, richtig! ... Bei uns hat man das noch nie so genau genommen ... hem — hem. Ein Gehrock hat noch immer als tadellose ... hem — hem ... Balltoilette gegolten ..."

„Die Herren können ja im Kostüm erscheinen."

„Könnt' mir einfallen ... hem — hem ... Werd' Ihnen einen Bojaz abgeben ..."

„No ja," Professor Gluckhenn lachte, „so genau wird das ja auch nicht genommen werden. Ich denk', die Herren werden niemanden, der im Gehrock kommt, hinausweisen."

Professor Lorenz saß teilnahmlos da und hörte kaum hin; was die Herren da redeten, schien ihm gleichgültig. Er war verstimmt. Heute nachmittag hatte Grete Leitner wieder angefangen, über die Frau des Oberleutnants zu reden. Sie sei neugierig, sagte sie, wie sich die „Gesellschaft" beim Beamtenball der „Komödiantin" gegenüber verhalten werde. Und während sie weitersprach und allerlei Kleinstadtgetratsche auskramte, stieg in ihm ein solcher Unwille auf, daß er plötzlich erklärte: er habe Kopfschmerzen und müsse an die Luft gehen. Daran dachte er nun den ganzen Abend, und man merkte es ihm an, daß er verärgert sei. Mit zusammengezogenen Brauen starrte er geradaus vor sich hin, trank immer hastig einen Schluck Bier, stellte das Glas wieder weg und trommelte nervös mit den Fingern auf dem Tisch. Gluckhenn beobachtete ihn und sagte plötzlich: „Mir scheint, Herr Kollega, Sie überlegen gerade, wie Sie sich am Mittwoch verkleiden sollen?"

Lorenz fuhr aus seinen Gedanken auf: „Ich — wieso? Wozu soll ich mich verkleiden?"

Man lachte, und Valentin spottete: „Mit dem Herrn Professor Lorenz ist nichts mehr anzufangen. Der ist sicher verliebt. Der Konzipist Binder hat's gerade so getrieben, bevor er sich verlobt hat."

Dem Apotheker war es unangenehm, daß das Gespräch diese Wendung nehmen sollte, er hüstelte, als wollte er etwas sagen, aber da trat gerade der Kaufmann Pohl ein, und der Polizeiverwalter rief: „Da schaut's her, da kommt ein reuiger Sünder! Der verlorene Sohn ist wieder da!"

Digitized by Google

„Ei, ei, ei, daß man Sie auch wieder mal sieht." Der Stadtrat rückte dem Kaufmann einen Stuhl zurecht, und alle begrüßten Pohl mit übertriebenen, freudigen Zurufen und Händedrücken.

Verlegen schaute der Kaufmann von einem zum andern. Zu dem Beamtenball war er doch geladen worden, denn er war Stadtverordneter, und die mußte man ausnahmslos einladen, hatte der Finanzrat entschieden, als ihm von den Schimpfereien Pohls erzählt wurde.

Jetzt klopfte der Polizeiverwalter ihm auf die Schulter: „Er ist gar kein so übler Kerl, der Pohl! Ich hab's gleich g'sagt, wenn ihn die Herren einladen zum Ball, wird er schon wieder versöhnt sein."

„Hingehn tu ich net, das hab' ich schon 's letztemal g'sagt, und was ich g'sagt hab', das gilt."

„No, Sie werden schon mit sich reden lassen," meinte der Stadtrat.

„Was brauch' ich denn zu solche Maschkeraden zu gehn? 's gibt Maschkeraden genung alle Tag! Net wahr, Herr Professer?" wandte er sich an Lorenz. Der verstand natürlich nicht, was der Kaufmann wollte, und schaute ihn verwundert an. „Ja," fuhr Pohl fort, „man erfährt so mannigs, was grad nischt anders is wie ene Maschkerade. Wenn zum Beispiel einer net erkannt sein will, läßt er sich 'n Vollbart wegrasieren."

Der Polizeiverwalter pfiff leise durch die Zähne, Gluckhenn hustete, und Lorenz wurde rot.

„Hem — hem . . . wie kommt das daher?" fragte der Apotheker. „Man hat wohl gehört, hem — hem, daß Verbrecher so etwas tun . . ."

Der Kaufmann schaute lauernd auf den jungen Professor. „Ja," sagte er, „Verbrecher . . ."

Auch Gluckhenn blickte zu Lorenz hin und hatte das Gefühl, als müsse er ihm jetzt zu Hilfe kommen. Und wie er so in fast ängstlicher Spannung wartete, sah er, wie sich die Mienen des jungen Kollegen aufhellten, und auf einmal lachte Lorenz laut heraus. „Also bin ich ein Verbrecher, nicht wahr, Herr Pohl?"

Die Herren am Stammtisch, die nicht wußten, was dieses ganze Gespräch bedeuten sollte, schauten einander ratlos an, und jetzt war Pohl verlegen und unsicher, denn er hatte erwartet, Lorenz würde verstört ihn zu beschwichtigen suchen, und hatte sich darauf gefreut, ihn lange mit Anspielungen zu quälen und die Sache schließlich ganz zu verraten. Das Lachen des Professors aber brachte ihn aus der Fassung.

Lorenz hatte plötzlich seinen ganzen Übermut und Humor wiedergefunden, und es lag ihm gar nichts daran, daß er jetzt vor dieser Tafelrunde seinen Streich enthüllt sehen sollte. Mochten sie alle sich dazu stellen, wie sie wollten. „Also los, Herr Pohl, erzählen Sie mal die Geschichte!"

Die Gesellschaft wurde neugierig. „Was für eine Geschichte?" — „Was soll er erzählen?" — „Was heißt denn das alles?"

„Herr Pohl will Ihnen erzählen, daß ich mir meinen Vollbart habe abrasieren lassen, um nicht erkannt zu werden!"

Das hielten die Herren für einen Witz und lachten. „Tut's doch den Pohl nicht schon wieder zum Narren halten," sagte der Oberleutnant, „seien wir froh, daß er wieder da ist!"

„Er lügt auch gar nicht, wenn er das sagt," sprach Lorenz weiter.

Jetzt hielt der Polizeiverwalter den Augenblick für gekommen, das Gespräch mit einem Scherz zu beenden. „Also, red' m'r kein Unsinn," sagte er, „Sie Milchgesicht — wer'n schon entschuldigen, Herr Professor, Ihnen wächst ja gar kein Bart."

Da fuhr der Kaufmann auf: „Sein Se nur ruhig! Sie waren doch überhaupt dabei. Ich werd' schon in der Gemeindesitzung beantrag'n, daß m'r Se in Disziplinarunterſuchung setzt, weil Se solchen Unfug unterstützen!"

Der Stadtrat klopfte ans Glas. „Meine Herren," sagte er würdevoll, als spreche er zu einer Versammlung, die er zu leiten habe, „meine Herren, ich glaube Ihnen allen aus der Seele zu sprechen, wenn ich die beiden Herren da unten, den Herrn Professor Lorenz und den Herrn Pohl, bitte, uns doch endlich darüber Aufschluß zu geben, wovon sie eigentlich reden."

„Das ist geschwind gesagt," versicherte Lorenz heiter. „Der Herr Pohl hat erfahren, daß ich mir meinen Vollbart habe abnehmen lassen."

„Hem — hem . . . Herr Professor belieben einen matten Scherz von neuem zu wiederholen!"

Digitized by Google

„An dem Rasieren wär' ja nix geleg'n," schrie Pohl, „aber de Ursach' —"

„Die Ursache ist bei allen Verbrechern die gleiche: sie wollen nicht erkannt sein!" Lorenz trank lachend sein Bierglas leer.

„Ja, also meine Herren!" Der Stadtrat klopfte wieder ans Glas. „Aufklärung, bitte, Aufklärung!"

„Mich wundert's schon lange, daß die Sache noch nicht bekannt geworden ist. Also gut, ich will's erzählen," fing Lorenz an. „Wenn's nicht stimmt, Herr Pohl, dürfen Sie mich unterbrechen."

Die Herren horchten auf, die Beamten vom Nebentisch kamen näher, um auch zu hören, was der Professor berichten würde.

Und immer wieder von lautem Gelächter unterbrochen, zu dem Professor Gluckhenn und der Polizeiverwalter mit übertriebener Lustigkeit das Zeichen gaben, erzählte Lorenz die Geschichte, wie er damals unter die kneipenden Gymnasiasten geraten war und am Morgen danach die große Verwandlung durchgemacht hatte.

„Bravo, bravissimo, Professore!" rief der Oberleutnant. „Sind doch ein Mordskerl, man sieht's Ihnen gar nicht an!"

„Ja, das hat er gut gemacht!" bestätigte Professor Gluckhenn, die Beamten tranken ihm zu: „Prosit, Sie Verwandlungskünstler!" — und nur der Apotheker schüttelte den Kopf. „Hem — hem, ganz richtig scheint mir die Sache nicht . . . Hem — hem, die Buben hätten Sie anzeigen müssen . . ."

„Das wär' aber sehr unanständig gewesen," widersprach Gluckhenn, und alle stimmten ihm zu und lachten von neuem über das Abenteuer des jungen Professors.

Der Kaufmann Pohl saß verärgert da und redete nichts mehr. Er hatte sich den Verlauf der Sache ganz anders gedacht.

⁂ ⁂ ⁂

Am nächsten Morgen nach dem Gottesdienst in der St. Annenkirche schloß sich die Frau des Kaufmanns Pohl der Frau Reichl an. „Gu'n Tag, Frau Reichl, was sag'n Se zu dem Wetter? Gestern noch so ene Kält und heut is wieder wie im Frühjahr."

„No — m'r möcht 's gar net glaub'n."

„Ja, 's hat, hör' ich, schon in der Nacht angefangen zu tauen."

„Und grad am Sonntag muß jetzt so e Schmutz sein, daß m'r gar net spazieren gehn kann."

„Und das is auch 's g'fährlichste Wetter. Wie leicht kann m'r sich da nasse Füß' holen, und dann is schon g'schehn."

„Eben! Wie geht's denn der Fräul'n Mathilde?"

„Dank' schön, Frau Reichl, jetze is se doch schon wieder aus'n Bett 'raus."

„Das is de Hauptsach'. Jetze heißt's aber aufpassen!" Frau Reichl nickte ein paarmal mit dem Kopf. „No — bei Ihnen da braucht' m'r keine Sorg' net zu hab'n, der Herr Pohl der versteht das ja besser als alle Doktern. Is wahr, er hat, hör' ich, de Mathilde ganz allein behandelt?" Lauernd schaute sie die Frau Pohl von der Seite an. Aber die Gattin des Naturheilkünstlers überhörte die Anspielung und antwortete gar nicht. Sie suchte ja nur einen Übergang zum Erzählen der Neuigkeit, die sie gern anbringen wollte. Längs der Lauben spazierten sie über den Marktplatz hinauf durch das Gewimmel von jungen Mädchen und Gymnasiasten und feiertägig gekleideten Leuten, die hier an jedem Sonntagvormittag herumbummelten. Daneben auf dem Trottoir gingen in gemächlichem Schritt ein paar alte Pensionisten. Da und dort bei den Laubenpfeilern standen Männer beisammen, Arbeiter und Bahnbedienstete, die heute statt der Pfeifen billige Zigarren rauchten, und hier wieder ein paar ältere Gymnasiasten, denen es nicht mehr paßte, hinter den Mädchen einherzulaufen, und die sich an dem Koketieren und an der schwierigen Unterhaltung im Vorbeigehen genug sein ließen, wo oft die Antwort auf eine Frage oder ein Scherzwort erst beim nächsten Vorüberkommen gegeben wurde.

„Die Gymnasiasten wer'n immer frecher. M'r traut sich gar net mehr de Mädeln allein auf de Gass' zu lassen. Schaun Se nur, Frau Reichl, wie die sich da wieder 'rumtreiben!"

„Mein Rudolf sitzt zu Hauf' und lernt. 's kommt halt immer drauf an, wie m'r de Kinder erzieht."

„Ja — und wenn se dann noch solche Lehrer hab'n."

Frau Reichl schaute interessiert auf.

„Hab'n Se's denn noch net gehört? fragte Frau Pohl. „Der Professor Lorenz is, hör' ich, e paarmal mit die Jungen in Wirtshaus gewesen. Denken Se nur!"

Digitized by Google

„Was Se net sag'n! Das müssen Se m'r erzählen. Das sieht'n schon ähnlich. Ich hab'n ja kennen gelernt, wie er bei uns im Haus gewohnt hat."

Und Frau Pohl erzählte.

Dreimal gingen sie noch die Postgasse auf und ab, und als die Kaufmannsgattin endlich ins Haus trat, eilte die Reichl gleich auf den Marktplatz zurück, um die Geschichte nur recht geschwind wieder weitersagen zu können.

Um die selbe Zeit wanderte Professor Lorenz zum Hause des Bürgermeisters. Seit gestern abend war er wieder froh und zu übermütigem Tun gelaunt, wie an jenem Tage, da er die Stadt zum ersten Male betreten hatte. Heute mußte er wohl endlich der Grete Leitner alles erzählen. Wie er die Worte wählen sollte, um es nicht gar zu unvermittelt herauszusagen, das war ihm noch nicht klar. Vor der Haustür kehrte er um und ging noch einmal über den ganzen Platz, um sich die Sache zu überlegen. Vielleicht hatte die Grete ihn wirklich gern, und es tat ihr am Ende weh, wenn er jetzt erzählte, daß er verlobt sei? Er dachte nach. Nein, es war wohl doch nichts anderes, als was die übrigen Mädel taten; sie wollten sich unterhalten und „einen Mann kriegen" — anders hatte es Grete mit ihm auch nicht gemacht. Waren sie einander irgendwie nahegekommen? Wieder wurden die Gespräche lebendig, die ihn oft durch ihre Belanglosigkeit erschreckt hatten, und jetzt urteilte er härter darüber als unlängst. Nichts, gar nichts konnte ihm Grete je sein und er ihr auch nicht. Die Langweile hatte sie zusammengeführt und zueinander hingedrängt. Aber sie sollte doch nicht von ihm sagen, daß er sie plötzlich aus Träumen und Vertrauen aufgeschreckt habe. Er würde schon den rechten Ton finden, um sie nicht zu kränken.

Allein es sollte anders kommen, als Lorenz sich die Sache zurechtgelegt hatte: Der Bürgermeister war zu Hause und begrüßte den Gast gleich. „Von Ihnen hört man ja schöne Geschichten, Herr Professor!"

Lorenz lachte noch. „Nicht wahr, nun hat die p. t. Bürgerschaft doch wieder für einige Zeit ein Gesprächsthema, und ich werde mich bald nicht mehr über die Gasse trauen dürfen. Aber mich geniert's nicht, auch wenn die Leute mit Fingern auf mich zeigen wollen."

Doktor Fritsch strich seinen Vollbart, rückte an der Brille und schüttelte den Kopf. „So scherzhaft will mir die Angelegenheit nicht erscheinen. Mit der Reputation eines K. K. Professors verträgt sich Ihre Auffassung der ganzen Affäre wirklich schwer."

Lorenz wurde ungeduldig. Er schaute die Damen an und meinte in gleichgültigem Ton: „Du lieber Gott, mir gehn seit gestern wahrhaftig andere Gedanken im Kopf herum als die an die K. K. Gymnasialreputation."

„Ja, glauben Sie denn nicht ..."

„Alles, was Sie wollen, Herr Bürgermeister, glaube ich, aber ich freu' mich heute schon darüber, daß mir die Geschichte passiert, und fast noch mehr, daß sie 'rausgekommen ist."

„Das versteh' ich nicht."

„Es war vielleicht unüberlegt," mengte sich Grete Leitner ins Gespräch. „Das sollte halt fesch sein — gelt?"

Die Frau Bürgermeister lächelte zu den Worten der Schwester.

„Gestern abend," fuhr Lorenz fort, „wie der Kaufmann Pohl anfing davon zu reden, da hab' ich auf einmal gespürt, wie weit ich von meinem Wege abgekommen war."

„Also doch —" unterbrach ihn Grete, und der Bürgermeister sagte: „Nun — sehen Sie ..."

„Nein, nein, nicht so, wie Sie meinen, Herr Bürgermeister. Ich habe mich selbst wiedergefunden, erkannt, wie wenig ich dahineingehöre, daß ich in ein ganz falsches Milieu geraten bin."

„Das Herauskommen wird Ihnen jetzt nicht schwer fallen," meinte Doktor Fritsch und lächelte überlegen spöttisch. „Sie werden ja wohl nun Ihre Versetzung einreichen müssen."

„Nein."

„Ich glaube doch."

Lorenz ärgerte sich fast ein wenig über die gravitätische Miene des Bürgermeisters. „Ich geb's ganz auf," sagte er.

Der Bürgermeister blickte überrascht.

„Ja, ich werde Schneider, Hofschneider Seiner Majestät." Lorenz lachte, wie ihn die drei jetzt ratlos anstaunten.

„Sie machen sich über uns lustig ... Das soll ein Witz sein?" Grete kam Lorenz auf einmal ganz hochmütig vor.

Doktor Fritsch räusperte sich. Er wußte

Digitized by Google

nicht, was der Professor eigentlich wollte. „Ist das so leicht?“ fragte er endlich.

„Ich heirate die Tochter des Hofschneiders Leßner.“

Der Bürgermeister wartete, und auch die Damen schwiegen. Lorenz schaute zu Boden. „Ich bin seit einem Jahr verlobt und werde in das Geschäft meines Schwiegervaters eintreten.“

„Sie lieben Überraschungen — jedenfalls gratuliere ich, Herr Professor!“ Doktor Fritsch sagte das kühl und gleichgültig und lehnte sich in seinen Sessel zurück. Die Damen sprachen kein Wort.

Lorenz spürte, daß er eine Ungeschicklichkeit begangen habe. So sehr er sich seit gestern nach Else und nach Wien sehnte: in diesem Augenblick tat ihm Grete doch leid. Er sah, wie sie die Lippen zusammenpreßte, und dachte daran, daß er ihr manche schöne Stunde verdankte. Allein nun war es gesagt.

Das Gespräch stockte. Um nur die ungemütliche Stille nicht länger ertragen zu müssen, fing Lorenz in scherzendem Ton an. „Übermorgen auf dem Maskenball, da will ich wieder in meiner ursprünglichen Gestalt erscheinen. Einen falschen Bart habe ich mir schon bestellt.“

Keiner antwortete. „Und Sie, gnädiges Fräulein, haben Sie sich schon entschieden? Sie waren gestern noch im Zweifel, ob Sie Domino oder Kostüm wählen sollten.“

„Ich geh' überhaupt nicht hin,“ stieß Grete hart hervor. Lorenz wußte nichts zu antworten, die andern schwiegen, und die Sekunden dehnten sich endlos hin. Lorenz hörte das Ticken seiner Taschenuhr, so still war es im Zimmer. Da stand er auf und verabschiedete sich. Man hielt ihn nicht zurück.

Planlos rannte er durch die Straßen. Ach Gott, was waren das doch für Menschen! Wie sie sich gleich gegen ihn stellten, wie sie ihn fallen ließen, weil er sich über das engumgrenzte Gebiet ihrer Philistermoral hinausgewagt und — das spürte er jetzt — weil er vielleicht ihre Pläne durchkreuzt hatte. Und beinahe wäre er selbst in diesem Kreis versunken! Ach, wenn man nur schon heraus könnte, wenn Else da wäre, wie würde die mit ihm lachen!

Er ging zu Gluckhenn. Der stand beim Fenster und malte an einer kleinen Skizze, die die gegenüberliegenden, von zerfließendem Schnee glänzenden Dächer zeigte.

„Ah — Servus!“ Gluckhenn wischte rasch die Hand an seinem Kittel ab und reichte sie Lorenz hin. „Heut bin ich zum erstenmal seit Monaten wieder dabei. No ja, solang ich das Kolloquium vor mir hatte, bin ich nicht dazugekommen, ein bissel zu pinseln. Wie schaun Sie denn aus? Ich kenn' mich nicht aus in Ihrem G'sicht — sind Sie vergnügt oder ärgerlich?“

Lorenz warf sich in ein Fauteuil. „Also — ich werde Hofschneider!“ sagte er.

„Bravo!“ rief Gluckhenn, „und dabei ein hervorragender Archäologe, wollen wir hoffen!“

„Das ist noch gar nicht so sicher. Die Hauptsache wäre jetzt: möglichst rasch 'raus aus dieser Umgebung!“

„Das hängt doch nur von Ihnen ab. No ja, morgen früh hat der Direktor sicher ein paar anonyme Briefe, und wie ich ihn kenne, tun Sie ihm einen Gefallen, wenn Sie daraufhin bald weggehn.“

Er täuschte sich nicht. Eine ganze Reihe anonymer Anzeigen der Kneipaffäre legte am nächsten Morgen der Direktor vor Lorenz auf den Tisch. „Was sagen Sie dazu?“

Lorenz schob die Papiere weg. „Ich weiß ja nicht, Herr Direktor, wie Ihnen die Sache dargestellt wurde. Es ist auch gleichgültig. Das Wesentliche daran wird schon richtig sein: Ja — ich habe am ersten Abend, den ich hier in der Stadt verbrachte, mit den Gymnasiasten gekneipt. Ich will Ihnen den Hergang erzählen.“

Der Direktor hörte ihm aufmerksam zu und konnte selbst ein paarmal schwer das Lächeln verbergen. „Die Sache wäre ja gar nicht so schlimm,“ sagte er dann, „aber in einigen von den Briefen steht, daß auch an den Landesschulrat die Anzeige gemacht wurde. Was sollen wir da tun?“

Lorenz machte ihn mit seinen Plänen bekannt, erklärte, daß er ohnehin aufs Lehramt verzichten und sogar gleich um Urlaub bitten wolle, falls der Direktor das wünsche. Aber davon wollte der alte Herr nichts wissen. Das erste Semester sei ja zu Ende, bis zur Schlußkonferenz müsse Lorenz schon aushalten.

Ein paar von den Professoren behandelten Lorenz sehr kühl und zurückhaltend,

Digitized by Google

und der Mathematiker Huber versuchte sogar, den Direktor zu einer neuen Untersuchung wegen der geheimen Verbindung der Gymnasiasten zu bestimmen. Aber Gluckhenn und Hoffmann erklärten, es sei nur im Interesse der Anstalt, wenn man die Sache nicht weiter verfolge und wieder einschlafen lasse. Dieser Meinung schloß sich der Direktor an.

„Am liebsten möcht' ich heute noch wegfahren," sagte Lorenz zu Gluckhenn, als sie miteinander das Gymnasium verließen.

„No ja, das glaub ich Ihnen schon, aber auf die paar Tag' kommt's wirklich net an. Den Maskenball müssen Sie auch noch mitmachen." Seit der gutmütige dicke Professor sah, wie Lorenz auf einmal selbst wegwollte, machte ihm der ganze Plan, den er ersonnen hatte, Lorenz zu „befreien", wenig Spaß mehr. Fast hatte er Lust alles zu verraten. Aber das durfte er jetzt nicht, und ein Jux sollte es doch noch werden.

Lorenz merkte bald, wie sich die Stimmung der „Gesellschaft" gegen ihn kehrte. Manche Damen, die ihn sonst freundlich angesprochen hatten, schauten weg, um seinen Gruß nicht erwidern zu müssen, wenn sie ihn auf der Straße trafen. Der Stadtrat kam nicht an den Stammtisch, und als er auf dem Marktplatz an Lorenz vorbei mußte, begann er eilig zu laufen, als habe er Angst, daß der Professor sich ihm anschließen könnte. Auch der Apotheker fehlte schon an diesem Abend im „Krug zum grünen Kranze", die Unterhaltung der Tafelrunde stockte fortwährend, und die Honoratioren redeten immer an Lorenz vorbei. Im Gemeindeausschuß stellte der Kaufmann Pohl wirklich den Antrag, den Polizeiverwalter in Disziplinaruntersuchung zu nehmen, weil er damals die Sache nicht angezeigt habe. Aber er fand keine Unterstützung.

Nur die Beamten und der alte Oberleutnant hatten ihr Benehmen gegen Lorenz nicht geändert. Eine kleine Frozzelei, die der unermüdliche Doktor Valentin für den Maskenball vorbereitete, war nicht bös gemeint.

Wieder stand der Dienstmann Olbert in seiner Livree vor dem Tor des „Krugs zum grünen Kranze", und diesmal hatte er sogar einen ebenfalls uniformierten Gehilfen, der bestimmt war, die Wagentüren zu öffnen und die Gäste beim Aussteigen zu unterstützen. Denn das Tauwetter hielt an, und da kam fast niemand zu Fuß. Manche freilich stapften wacker in ihren Galoschen durch den mit Straßenschmutz vermischten halbzergangenen Schnee oder trugen die Ballschuhe in Papier gewickelt unterm Arm, um sie erst im Hotel an Stelle der nassen Stiefeletten anzuziehen. Gegen neun Uhr war der Saal schon ziemlich voll. Nur ein paar jüngere Herren waren im Frack, die älteren trugen das gewohnte Gesellschaftskleid, den langen Gehrock, und mancher sah mit der tiefausgeschnittenen Weste und der vorgebundenen Masche wirklich wie eine Kostümfigur aus. Eine ganze Reihe von jungen Beamten kam mit übertrieben langen Vollbärten: die wollten alle „Doktor Vogel-Professor Lorenz" spielen; Valentin war als Barbier verkleidet und sollte die Metamorphose an ihnen vornehmen.

Lorenz selbst hatte tatsächlich einen Sommeranzug, den Schlapphut und einen falschen Bart als Kostüm gewählt; er wollte den Leuten zeigen, wie gleichgültig es ihm sei, was sie von der ganzen Sache hielten. Als er gegen zehn aus seinem Zimmer hinunter und dann über den Hof hinüber und zum Ballsaal hinaufging, dachte er, ob Grete Leitner wirklich nicht kommen werde. Er glaubte nicht, daß sie wegbleiben würde, und nahm sich vor, sie mit ein paar freundlichen Worten zu versöhnen. Wenn sie aber nicht käme, wollte er ihr schreiben.

Zögernd stand er jetzt in der Nähe des Eingangs und schaute über den erleuchteten Saal hin. Der Bürgermeister war da, dort drüben unterhielt er sich gerade mit ein paar älteren Beamten, und da der schwarze Domino, das war wohl seine Frau. Da würde Grete doch mitgekommen sein.

„Rasieren gefällig, Herr Professor?" Der kleine Doktor Valentin kam mit einem riesigen Rasiermesser aus Pappe auf ihn zu und rief ihn so laut an, daß viele Leute sich nach ihm umwandten; und schon liefen aus den Saalecken einige andere als Raseure verkleidete jungen Leute herbei, schleppten einen Sessel her, warfen Lorenz einen Frisiermantel um und nötigten ihn, sich niederzusetzen. Von allen Seiten drängten Zuschauer näher und standen dann im Halbkreis um die Gruppe herum.

Lachend ließ Lorenz die Prozedur über

Digitized by Google

sich ergehen. Nur als Valentin anfangen wollte, ihn wirklich einzuseifen, wehrte er sich, und der kleine Jurist mußte sich begnügen, ihn mit komischen Bewegungen des Riesenmessers trocken zu rasieren. In großem Schwung warf er den falschen Bart hin, der bald von den Masken in hundert Stücke zerpflückt ward. Ein Dutzend kleiner Spiegel wurde Lorenz vorgehalten, und schon krähte Valentin: „Der nächste Herr, bitte!“ Und einer der mit falschen Vollbärten geschmückten Herren nahm auf dem Sessel Platz.

Lorenz griff in die Tasche und reichte dem Valentin einen Sechser als Trinkgeld, grüßte und tat so, als verlasse er wirklich ein Raseurgeschäft.

Ein paar weibliche Masken drängten hinter ihm drein, während drüben die Raseurkomödie weiterdauerte, bis der letzte von seinem Bart befreit war. Es fiel Lorenz gar nicht schwer, die Damen zu erkennen. Die kleine da im Dirndlkostüm, die sich so vertraulich an seinen Arm hängte und ihn nach Wien und nach seiner Braut fragte, war sicher die Finanzratstochter. Die Frau Oberleutnant hatte es den Herrschaften gar leicht gemacht: sie trug eine knappanschließende Uniformbluse, wie damals, da sie als Einjähriger zum erstenmal in diesem Saal auf der Bühne erschienen war. Mit Mühe hatte der Herr Gemahl sie von der Idee abgebracht, den Ball auch in Uniformhosen zu besuchen. Ein knallroter Rock, in der Farbe der Kavalleriehosen, mußte ihr genügen und ein Kindersäbel, den sie um die Hüfte geschnallt hatte.

Eben fing die Musik wieder an, einen Walzer zu spielen, da schob sich quer durch das Gedränge der tanzenden Paare ein schlanker blauer Domino auf Lorenz zu und nahm ihn der kleinen Breuner weg.

Der Professor war sofort überzeugt, daß das Grete Leitner sei. Eine schwarze Maske verdeckte fast das ganze Gesicht der Dame, die sich wortlos in seinen Arm schmiegte. Er wußte nicht, wie er ein Gespräch beginnen sollte.

„Kennst du mich, Schneidermeister?“ flüsterte sie jetzt mit verstellter Stimme.

„Keine Ahnung,“ versicherte er.

„Das ist aber traurig.“

Das letzte Wort war nicht geflüstert. Die Stimme! Lorenz erschrak fast, paßte nicht auf und stieß auch schon mit dem Bezirkskommissär und der Frau Oberleutnant zusammen. Mit knapper Not retteten beide Tänzer ihre Damen vor dem Umfallen. Die Husarin verlor ihre Maske und tanzte gleich weiter.

Lorenz war noch immer ganz bestürzt. Er schaute mit großen Augen auf die schwarze Larve seiner Partnerin.

„Du bist fad, Schneiderlein,“ flüsterte sie.

Da war der Traum wieder verflogen. Ach, wie konnte er auch auf so einen Gedanken kommen.

„Gnädiges Fräulein. Ich bin sehr schuldbewußt,“ begann er.

„Hihihi,“ fistelte der Domino in den höchsten Tönen, „hast auch alle Ursache. Bist ein Fadian.“

Sie tanzten.

„Magst mir an G'spritzten zahlen?“ fragte die Dame auf einmal. „Ich hab' an Durst.“ Da wußte er, das konnte Grete Leitner nicht sein. Aber wer war es dann?

Er suchte in seiner Erinnerung nach einer Gestalt, die mit seiner Begleiterin zusammengestimmt hätte. Das mühsame Nachdenken malte sich wohl in seinen Mienen. „Hui, macht der aber ein böses Gesicht!“ sagte eine junge Dame im Vorbeigehen. Zwischen den Tänzern suchten sie den Weg ins Nebenzimmer.

„Bist mir ein feiner Kavalier,“ flüsterte der Domino wieder. Lorenz wußte nichts zu antworten. „Die Leut' lachen ein' ja schon aus, wie du neben ei'm herzappelst. Bist ein fader Zipf geworden, seit m'r uns das letztemal g'sehn hab'n.“ Das war jetzt echtestes Wienerisch. Ehe Lorenz Zeit hatte, weiter zu überlegen, sagte seine Dame: „I muß m'r nur noch an dazu nehmen. Mit dir langweil' i mi zu vüll!“ Und schon hatte sie einen zweiten Herrn am Arm. Das war der Professor Gluckhenn, der im Frackanzug an der Tür zum Nebenzimmer lehnte. Er schien sich sehr gut zu unterhalten. Seine guten Augen leuchteten unter den buschigen Brauen.

„Alsdann setz' m'r uns da in die Eck',“ kommandierte der blaue Domino, „und dem Dicken da zahlst halt ein Kaiserfleisch mit Kraut und Knödeln!“

Gluckhenn lachte, und Lorenz griff sich an den Kopf, als sei ihm schwindlig. Wieder hingen seine Blicke an der schwarzen

Digitized by Google

Seidenmaske, hinter der die blauen Augen ihn höhnten.

„Else!“ sagte er leise.

„Das hat aber lang gedauert!“

Auf einmal hatte sie ihn an den Ohren gepackt und auf den Mund geküßt. Der Kellner stand entsetzt daneben, und Professor Gluckhenn lachte und lachte. Lorenz war noch immer ganz verstört. „Ja, wie denn nur, wie kommst denn du daher?“

„Der da, der Mann mit dem schönen Namen, ist schuld. Bei dem kannst dich bedanken!“ Sie erzählte, wie sie miteinander diesen Streich ersonnen hatten, als Lorenz so hoffnungslos verloren schien, und wie sie dann auf den Spaß nicht verzichten wollte. Die Maske legte sie ab, und nun saßen sie lachend und übermütig beisammen. An den Nebentischen und bei der Tür drängten sich neugierig die Leute, die gern gewußt hätten, wer die Fremde sei. Die drei kümmerten sich nicht darum.

Lorenz ließ Champagner bringen, und sie tranken zu dritt Bruderschaft.

„Weißt, was ich jetzt möcht'?“ sagte Lorenz. „Jetzt möcht' ich mir meine Oktava noch einmal in die ‚Stadt Wien‘ einladen und mit ihr kneipen!“

„Das sieht dir schon ähnlich!“ Gluckhenn lachte.

„Im Ernst du, das mach' ich auch. Überhaupt jetzt möcht' ich noch eine Menge Unfug aufführen. Die Leut' zum Narren halten, ihnen die Wahrheit sagen, jedem ins Gesicht schreien, was für ein öliger Philisterknopf er ist.“

„Geh, wärst selber bald nicht mehr anders gewesen!“ meinte Else, und Gluckhenn hatte alle Mühe, dem vor Freude übermütig gewordenen Lorenz seine abenteuerlichen Pläne auszureden.

„Dann bleib' ich aber auch keinen Tag länger hier, wenn ich mir kein' Jux machen soll,“ erklärte Lorenz.

„Abgemacht, morgen mittag fahren wir!“ Else hielt ihm die Hand hin, und er schlug ein.

„Alsdann,“ sagte sie, „wenn ich schon einmal da bin, woll'n m'r doch noch eins tanzen. Und dann schaun m'r, daß m'r z' Haus kommen. Der arme Papa vergeht ja vor Langerweile und Sorge.“

„Der Papa ist hier?“

„Natürlich! Denkst denn, er hätt' mich allein fahren lassen?“

Sie kehrten in den Saal zurück, und während das Brautpaar sich dem eben beginnenden Galopp anschloß, wurde Professor Gluckhenn von allen Seiten umringt und mußte Auskunft geben über die plötzlich aufgetauchte fremde Dame. Von Mund zu Mund ging die Nachricht. Der Oberleutnant lief den Tanzenden nach, um zu gratulieren, und die Damen beugten sich einander zu, um kritische Bemerkungen über die Braut des Professors auszutauschen. Und in der Ecke drüben stand Doktor Valentin bei Ida Breuner. Die ließ sich heute alle seine Liebeserklärungen gefallen, während ihre Augen dem Professor und seiner schönen Verlobten nachschauten.

Am nächsten Mittag brachte Gluckhenn den Freund und die Besucher aus Wien zur Bahn. Der Stationsvorstand grüßte noch viel höflicher als sonst und ließ keinen Blick von der Gruppe, die in froher Unterhaltung die Ankunft des Zuges erwartete.

Dann half Gluckhenn den Freunden ins Coupé und reichte noch einmal allen die Hand zum Waggonfenster hinauf. „Auf Wiedersehen in Wien.“ Die Lokomotive pfiff. Langsam rollte der Zug weiter.

Sogleich kam nun der Stationsvorstand auf Gluckhenn zu. Ehe er aber fragen konnte, sagte der dicke Professor: „Ja, der hat sein Glück gemacht! Hofschneider Seiner Majestät! Der verdient an einem Tag mehr als wir beide 's ganze Jahr!“

„Was Sie nicht sagen?“

„Ja, ja, mein Lieber!“ Er drückte ihm die Hand und ging langsam nach Haus.

‚Der wär' also gerettet,‘ dachte er. Doch im gleichen Augenblick blieb er stehen und schaute versonnen vor sich hin in den Schnee. Auf einmal erschien ihm die ganze Sache viel nüchterner. Was hatte er denn da eigentlich erreicht? No ja, wenn er das Zeug dazu hat, wird der Lorenz schon in Wien auch ein Philister werden. Das kommt ja alles auf eins heraus. Die Kleinstadt allein macht's nicht. Es geht nur vielleicht schneller hier. Die Anlagen dazu bilden sich rascher aus, das ist wie der Nährboden für die Pilze ... No ja ...

Nachdenklich kehrte Professor Gluckhenn zu seiner Arbeit zurück.

(Ende.)

Digitized by Google

Karl der Große in der deutschen Sage

Zum eilfhundertjährigen Todestage des Kaisers

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Vor hundert Jahren ward in die Kyffhäusersage die aktuelle Sinnbildlichkeit hineingelegt, die ihr den mächtigen Einfluß auf den nationalen Willen, meßbare, schöpferische geschichtliche Kraft verlieh. Ohne sie wäre 1870 ein Kaisertitel rücksichtsvoll vermieden worden, wenn es überhaupt zu einem 1870 kam. Die jüngere Gegenwart ist den deutschen Sagen nicht so günstig mehr. Sie druckt sie zwar für Liebhaber und Gelehrte, während sie doch allzuvieles tut, daß sie aus den Gedanken des Volkes und der lebendigen Poesie verschwinden. Aber auch das, was damit verloren geht, gehört zu jenen „Imponderabilien", auf die gerade der große realpolitische Gründer des Reiches die den materiellen Aufschwung rühmende Nation mit warnender Sorge verwies. Epen und Sagen und Prophetien haben seit Indern, Griechen, Juden die Menschheit zu Hochsinn und Kraft hinangeführt, — bis sie im Volke starben und Brahmanen, Gelehrte von Alexandria und Talmudisten sie nicht mehr lebendig machten. Und mit der Zupfgeige läßt es sich auch nicht machen.

Das schöpferische Vollbringen, wie es dem Kaiser Rotbart im Rückertschen Liede zugefallen ist, hat im 11. und 12. Jahrhundert Karl der Große ausgerichtet. Ohne seine sagenumwobene Gestalt wäre eine Kreuzzugsbewegung, so, wie sie die Könige erfaßte, fraglich geblieben, und ärmer fänden wir die Gesinnungsinhalte der staufischen Ritter- und Kaiserzeit. Eigen ist es nun heute, daß die schwäbische Erinnerung nicht entfernt mehr die Wirkung übt, wie zur Zeit des deutschen Einheitstraums von 1815 bis 1870, als Raumers Hohenstaufen und Giesebrechts gelehrte Kaiserzeit die Bücher des deutschen Hauses waren; daß dagegen, zwar heimlicher, stiller in dieser vom Heldischen genierten Gegenwart, die Erinnerung an Karl noch weiterdauert: die ältere, die einst ihre Züge auf den Staufen als Kaiser im Kyffhäuser zu Lehn übertrug. Hat doch selbst der modernen Bühne der mit dem Gegenwartsrealismus sonst eigentlichst verschworene Dichter, Hauptmann, ein Drama vom Kaiser Karl zu geben gedacht.

Der „alte Barbarossa", der Krone und Nimbus und Schwert an den wachen Hohenzollern gab, kehrte heim vom Kyffhäuser, wo das Denkmal steht, er ging zur Gruft und braucht nicht mehr noch schlafen verzaubert hundert Jahr. Karl aber ist die unvergängliche Gestalt, die er dem lebenden, kämpfenden, kreuzfahrenden Barbarossa und den Seinen war. In den Sagen des echten Volkes überschläft er den Staufer. Denn unterirdisch in den Bergen sitzt der Kaiser Karl mit seinem Heer, im Salzburger Untersberg, im Odensberg in Hessen, im Desenberg bei Warburg, im Schafberg bei Ibbenbüren unweit Osnabrück. Von Dithmarsen und Rheinland durch Westfalen bis zum österreichischen Walserfeld geht geheimnismächtig die große Sage von der letzten, zukünftigen Schlacht auf der Heide am Birkenbaum, oder — süddeutscher — am Birnbaum, der auf der Walstatt steht. Auch unter den Personifikationen dieser Tage finden wir den Kaiser Karl, der aus dem Zauberschlaf im Berge kommen wird, um als der Führer seines Volks die Endzeit, den Sieg und den Frieden zu erstreiten. Bis ins Franzosentum, dessen Adel ja einst aus fränkischem, westgotischem, burgundischem Herrentum entstand, sind diese Weissagungen in ihrer germanischen Vorstellung verbreitet. Nostradamus († 1566) sind sie bekannt, und wie unsere Nachbarn sich den großen Karl in Paris residierend denken, wo auch auf der Seineinsel auf dem Platz vor Notre-Dame sein Reiterbild gesetzt ist, so wird er die Franzosen zur entscheidenden Endschlacht führen, auf der westfälischen Erde am Mythenbaum. Davon haben 1870, vor Wörth und Metz, französische Stimmen in poetisierender Zuversicht geschrieben, und wieder 1893, zur Zeit des Russenjubels im Hafen Toulon, sprach weissagend der sonst nicht just so poetische „Figaro" vom Kaiser Charlemagne, daß er „ressuscitera", die Prussiens über dem Rhein in verblutender Endschlacht zu besiegen. Wer die Sagen über „die Völkerschlacht der Zukunft ‚am Birkenbaume'", näheres lesen will, dem dient am kundigsten die Schrift von Prof. Dr. Friedr. Zurbonsen, die 1907 in der 2. Auflage bei Bachem in Köln erschienen ist.

Springen wir mit kurzer Unterbrechung aus den Mythen vom schlafenden Kaiser in eine befensterte und nahe Wirklichkeit, die wieder doch auch nicht des Gespenstischen entbehrt. Der tote wirkliche Karl hat kein steinbedecktes Grab gleich den Herrschern, die nach ihm gestorben sind. Er hat es nicht mehr, seit Kaiser Friedrich Rotbart am 29. Dezember 1165 zu Aachen die Gebeine erhob und den kirchlich soeben kanonisierten Kaiser über dem Hauptaltar im Heiligenschrein aufstellen ließ. Im Jahre 1215 hat dann der staufische Enkel, Friedrich II., die Gebeine in den glanzvolleren, mit figürlichen Darstellungen in Edelmetall getriebenen Reliquienschrein gelegt, den die Aachener inzwischen hatten anfertigen lassen und den seither die andächtigen Besucher erblicken. Friedrich, das „Kind von Apulien", war nach

Digitized by Google

Aachen gekommen, wo er gekrönt ward, und indem er das Erbe der Kaiser antrat, hat er den Ahnen des Kaisertums in den neuen Gold- und Silbersarg gebettet, das kostbare Werk eigenhändig mit Nieten und Hammer unter Hilfe des Goldschmiedemeisters verschlossen und es wieder über dem Domaltar aufstellen lassen.

Doch hat man den Karlsschrein noch öfter, bis zu unserem Gedenken, wieder aufgemacht. Das ehrenvolle Schicksal dieser kaiserlichen Reste war fortan das der Heiligengebeine, der vom Kultus verehrten und verwalteten Reliquien. 1349 hat das Stiftskapitel drei von ihm als echt beglaubigte Zähne an Kaiser Karl IV., den Lützelburger Böhmen zu Prag, überlassen; der Valois Karl V. von Frankreich und andere Fürsten haben Reliquienteile bekommen. Dem genannten Lützelburger, der ein eifriger Verehrer seines großen Namensvorfahren und engeren Landsmanns war — denn fast in den gleichen linksrheinfränkischen Gegenden waren die Karolingen daheim —, hat es Freude gemacht, neue Reliquiare für Karl nach Aachen hinzuzustiften. Daher rührt die silbervergoldete gotische Porträtbüste, die zwar eigenen Bildniswert nicht beanspruchen kann; ihr Innenraum enthält die Hirnschale Karls des Großen. Ein zweites gotisch-architektonisches Reliquiar birgt ein Schienbein von ihm. Ferner hat 1481 König Ludwig XI. von Frankreich um die Öffnung des Schreins gebeten und für einen herausgenommenen Unterarm ein französisch-spätgotisches Reliquiar in Form eines Ärmels mit Hand geschenkt. Auch das Jagdhorn des Kaisers, der so oft in den Wäldern des Hohen Venn gepirscht, zählt zu den Aachener „kleinen" Reliquien. Von dem laut eingewobener Inschrift zu Byzanz gefertigten Gewebe, worin man die Aachener großen Heiligtümer, Kleid Mariä, Windeln Christi und Lendentuch des Gekreuzigten, eingewickelt verwahrt, ward in neuerer Zeit vermutet, daß es das einstige Sargtuch Karls gewesen sei. Mit diesen feinen und kunstvollen orientalisch-byzantinischen Stoffen zogen die mittelalterlichen Händler durch das Reich, und wenn auch Karl selber sie schroff von sich wehrte und als frugaler und stolzerer Franke bei Leinen und Wollenfries und heimischem Pelz verblieb, so liebte sie doch seine Umgebung um so mehr. — Gar eigene Gedanken sind es: daß das Körperliche Heinrichs I. und Ottos des Großen, die ein gut Stück später waren, vergraut und versunken in überalten Zeiten liegt, daß man, wo Barbarossa blieb, zu Tyrus nie mehr finden wird, daß uns aber ein dünnes Silberblech von dem Haupt und den gestreckten großen Knochen des auch von Leibe mächtigen Karolingen trennt. Sie bestätigen die Schilderung von Karl, der mit den durchdringenden blauen, großen Augen, Schnurrbart und einer Stimme, „die heller war, als die Kraft der ragenden Gestalt erwarten ließ", merkwürdig dem großen niederdeutschen Landsassen geähnelt hat, der 1001 Jahre nach seinem Tode zur Welt kam, um das Reich der Deutschen wieder aufzurichten.

So greifen in unser Erinnern eine seltsame Nähe des Toten und eine nebelgroße, nebelalte Sagenwelt, die nicht an Aachener Reliquiare denkt und an desto zahlreicheren Orten die heidnische Bergentrückung lokalisiert. Immer war die Sage des Volkes um Karls Gestalt. Sage auch trug die Legenden, die für seine Heiligsprechung ausschlaggebend waren, ich meine für deren geistliche Begründung, nicht für den Staufer, dem an einer so ehrfürchtigen Demonstration des Ahnen der Kaiserhoheit und Oberherrn des Abendlands gelegen war. Sage achtet auch nicht, ob ihre eine Erzählung die andere aufhebt; sie vermag die Widersprüche friedlich zu addieren und Überlieferungen je noch aus dem Gegenteil zu mehren. So erkennt sie auch Aachen als Stätte des schlafenden Kaisers an und, zu phantasievollen Mißverständnissen stets bereit, hat sie auch diesen Grabesaufenthalt wunderhaft sich zurechtgedichtet. Während die Leiche im Jahre 814 tatsächlich in einem von den Römern stammenden Marmorsarkophag bestattet wurde, ließ die etwas weite Bedeutung des Wortes „solium" in den lateinischen Nachrichten als dessen, was dem Körper Boden, Stütze, Ruhe gibt, den gemeinten Steinsarg in einen Thronsitz verwandeln. So sollte denn Karl im Grabe auf seinem Aachener Marmorstuhl kaiserlich zu schauen sein, die Krone auf dem Haupt und das Zepter von der Rechten gehalten, deren Fingernägel durch den Handschuh hindurchgewachsen seien. Wir erkennen die Bergsage wieder in der unverwesten Lebensgleichheit der Gestalt und dem Weiterwachsen der Nägel, an die sich die Erzählung halten muß, da von Karl keine Erinnerung des langen Bartes hinterlassen war, der sonst durch sein Fortwachsen das schlafende Leben anzuzeigen übernimmt. Erst Albrecht Dürer, auf den schon Neueres eingewirkt, hat das Bild von Karl mit dem auf die Schultern fallenden Haar und dem Vollbart zum Gemeingut gemacht.

In jener thronenden Gestalt sollte ihn Otto III. gesehen haben, als dieser Kaiserknabe im Jahre 1000 die Gruft aufbrechen ließ, als Erster und ohne Zweck, der für Friedrich I. durch die feierliche Erhebung des Leichnams, wie bei Heiligen geschieht, gegeben war. In Wahrheit haben die Arbeiter unter dem durchwühlten Fußboden des Gotteshauses den Marmorsarg gefunden, Otto hat den Deckel abgehoben und sich das Kreuz von der Brust des Toten nebst einem Schnipfel des guterhaltnen Kleides angeeignet. Die Kunde hiervon hat dann das Wiedersehn mit dem großen Kaiser raunend ausgeschmückt. Und da der, wie so oft, feinere Takt des Volkes doch eine Zudringlichkeit in dieser Gruftaufsprengung und Berührung des Toten empfand, hat sich dies im Gerede ausmalend konkretisiert, wie der Lebende dem

Digitized by Google

Großen unheimlich die Nägel schneidet, ihm einen Zahn nimmt und ihm eine goldene Nasenspitze machen läßt, weil die wirkliche, als er sie anfaßt, in seiner Hand zerfällt. —

Magnetisch ziehen die Mächtigsten der Erde schon die Phantasie der Mitlebenden mit dem, was ihnen im Guten und Übleren geläufig ist, an sich heran. Kaum war Karl gestorben, als die Zeitgenossen, tieferregt von dem Heimgang des Gewaltigen, der siebenundvierzig Jahre die „Welt" regiert hatte und ohne den sie noch gar nicht zu denken war, zu wissen begannen, welche Zeichen und Omina seit Jahren allmählich auf seinen Tod hätten vorbereiten wollen. Häufiger, als sich sonst die ältesten Leute entsannen, waren Sonnen- und Mondfinsternisse eingetreten, im Jahre 807 war längere Zeit ein Fleck in der Sonne zu beobachten gewesen, 810 eine Feuerkugel durch die helle Luft mit langem Fackelschein geflogen; in den Aachener Pfalzdom hatte der Blitz geschlagen, und in der Kaiserpfalz selber war es nicht richtig gewesen; Karl selbst habe sich um diese Unheimlichkeiten nicht gekümmert, aber „man" hatte doch gewußt, was damit gekündet sei. So setzt die Dichtung unmittelbar, zunächst noch mit dem landläufigsten Aberglauben, ein.

Aber dann kommt allerdings eine Periode des schwereren Munkelns, im engen und bestimmten Kreise. Es ist bekannt, daß der als Filialkönig in der Gascogne, fern vom Vater, aufgewachsene Ludwig der Fromme mit vieler Bekümmernis an den Verstorbenen dachte. Was Ludwig demonstrativ zum Programm macht, ist Abkehr von des Vaters Verhalten. Und nicht allein wenn die Könige bauen, auch wenn sie einreißen, haben die Kärrner zu tun. Als der Mönch Wetti in einer Vision den gestorbenen Kaiser, den man als Heidenbekehrer und gewaltigen Förderer der Kirche sonst noch gelten ließ, in schrecklichen Sündenstrafen erblickte und bestätigend eine Frau bald dasselbe Gesicht hatte, wobei sie übrigens auch Ludwigs erste inniggeliebte Gemahlin, Irmengard, die jüngst gestorbene Kaiserin, mit drei Mühlsteinen beladen sah, die ihre arme Seele in den brodelnden Glühpfuhl niederdrückten, da flogen bestrebte Federn im Niederschreiben und Verbreiten dieser Visionen, und der bei Hofe beliebte Walahfrid „der Schieler" formte ein abschreckungsvolles Lehrgedicht. Doch das ging vorüber, und Kaiser Ludwig hatte bald ärgere Sorgen als die um seines Vaters Regierung. Aber eben über diesen Bürgerkriegen mit allem, was sie Trostloses gaben, erzählte man sich um so mehr von dem dahingegangenen weisen und starken Reichsbeherrscher, bei Laien und bei Priestern, die sich mit dem Volk verstanden. Und wie es immer geschieht, daß sich der umlaufende Schatz von Schwänken und Anekdoten an allbekannte Namen heftet, so hat man auch die von Karl durch sonstige Erzählungen gemehrt.

Im Jahre 883 besuchte Karl der Dicke das altschwäbische Kloster St. Gallen. Da war nun ein alter Mönch noch aus den früheren Generationen, und am besten wußte der den hohen Gast zu unterhalten, der bei ihm saß und sich die Geschichte von seinem Urgroßvater erzählen ließ. Der Mönch wußte sie teilweise von einem noch betagteren Priester, teils aus seiner Jugend von einem der alten Haudegen, die noch mit Karl gegen Awaren, Sachsen, Böhmen und Wenden gezogen waren. Der Alte war sonst ein bücherbelesener, wohlansehnlicher Gelehrter, der sich aber auch als ein weltkundiger Schalk verrät, dessen stille Gedanken oft besser als seine Pointen sind. Diese Dinge müßten aber doch aufgeschrieben werden, sagte der König, und der Erzähler, der sicherlich Notker Balbulus war, hat das lateinisch denn auch getan, anonym, da es kein so eigentliches Literaturwerk war, und in die zur Widmung an den Karolingen bestimmte Sammlung hat er noch manche anscheinende Harmlosigkeit über Kaiser Ludwigs Beschränktheit — es sind die köstlichsten Geschichten, die darin sind — eingeschmuggelt. Durchweg richten sich die Histörchen des alten Alamannen gegen das, was der Deutsche jener Zeit nicht leiden kann: Feigheit, Herzlosigkeit, Profitlichkeit, Ungastlichkeit, und sie haben ihre Freude an aufrichtiger, auch kecker, aber gefühlsrechter Männlichkeit. Was ist das auch in St. Gallen für eine frohe Klosterschulluft, wo man Stoffe wie „Walter und Hildegund" als Aufsatzthemata, ich meine, was damals entspricht, zur Übung in metrischer Behandlung gibt!

Hildegard, die meistgenannte in der Sage, war Karls zweite Gemahlin von vieren gewesen, die eigentliche Frau seines Herzens und seiner jungen Manneszeit. Nach ihrem Tode, erzählt der Mönch, mußte er ihrem Bruder eines Vergehens wegen seine Lehen nehmen. Da rief einer, der bei dem schweren Spruch dabei stand, erschüttert töricht aus: „Nun hat Udalrich seine Ehren in Ost und West verloren, weil seine Schwester tot ist!" Der strenge Kaiser aber, statt den Unbedachten zu strafen, fing an zu weinen, und dem Udalrich verzieh er und gab ihm aus Güte alles wieder. Wohl mit Recht hat man hier die Spur eines epischen Liedes vermutet, und der Germanist Moritz Haupt hat die althochdeutschen Reimzeilen jenes Ausrufs hergestellt:

Nû habet Uodalrich
firloran Eröno gelih,
Ostar enti Westar,
sid irstarp sîn Swestar. —

Unterdessen wächst die eigentliche Sage groß. Eigenschaften von Wotan, dem Windgott, Sturmreiter und eigentlichen Frankengott, dem Totengott und Führer der unterirdisch und in den Bergen wohnenden Seelen ihres wilden Geistesheers, übertragen sich auf Karl; Züge Siegfrieds, des Helden von Frankenland, ja anscheinend selbst des

Digitized by Google

westfälisch-cheruskischen Armin treten hinzu. Der Schlafende, Harrende in den Wotansbergen, der auferstehende Heerführer ist ganz überwiegend Karl, und mit der Bergsage zusammen fließt die bis auf sibyllinische und biblische Vorstellungen zurückzuleitende Kaiserprophetie. Sie hat, mit ihrer Zeit fortschreitend, nachmals die Friedriche vorgerückt, in deren Namen noch die Friedens-Aufrichtung durch den Sieger der Endschlacht sie lockte. So ist speziell bei Frankenhausen im Wodensberg (so heißt er noch 1277), wo die Reichsburg Kyffhäuser steht, zuletzt der staufische Friedrich I., der mit dem roten Bart, der durch den Steintisch wächst, der schlafende Kaiser und Bringer der Zukunft geworden.

Neben dem großen Mythus dichten von Karl die Märchen, und bis auf den heutigen Tag sind auch sie nicht verkommen. So die reizende Erzählung aus Zürich, der altalamannischen Karolingenstadt, wie vor seinem Hause dort der Kaiser Karl eine Säule mit Glocke und Glockenseil aufrichten läßt, daß jedermann zu jeder Zeit sein Recht bei ihm finden kann. Einmal läutet die Glocke, ohne daß man einen Menschen sieht; eine Schlange, zierlich aufgeringelt, ist es, die an dem Stricke zieht. Karl geht mit ihr, findet das Schlangennest von einer gewaltigen Kröte eingenommen und spricht nun Recht nach Befund und Gehör zwischen den beiden Tieren. Dafür bringt später die Schlange heimlich einen Edelstein, einen „Liebesstein“ (die Edelstein-Arten haben im Mittelalter ihre bestimmten Wunderkräfte), den sie in den Becher der Kaiserin Hildegard fallen läßt. Infolgedessen ist ihr der mächtige Kaiser unwandelbar treu und bleibt es auch nach ihrem Tode, da der Stein im Grab verborgen unter ihrer Zunge liegt.

Eine poetische Schlußwendung, die Karl eine Eigenschaft verleiht, deren er, der durch weibliche schöne Zärtlichkeit Verwöhnte, in Wirklichkeit bedürftig blieb. So wissen denn auch Legenden von seinem gar zu weltlichen Liebesverlangen. Die jungfräulich nur dem Himmel zugewandte Amalberga wollte er durchaus heiraten, so erzählt die Lebensbeschreibung dieser Heiligen; bis in eine Kapelle verfolgte er sie und zerbrach ihr vor werbender Gewalt den Arm, so daß er dann doch erschrak und ihr ihren Willen ließ, die Jungfrau Maria aber den Arm durch ein Wunder wieder heilte. — Die Ringsage, die bekannter mit einem jüngeren Träger, dem Welfen Heinrich dem Löwen als Kreuzfahrer, geworden ist, geht auch auf Karl. Als er zehn Jahre lang in Ungarn gegen die Heiden zu kämpfen hat und man ihn für verschollen hält, gibt die Königin Hildegard schließlich den dringenden Wünschen ihrer Großen nach, die wieder eine feste Regentenhand verlangen, und entschließt sich zur neuen Heirat. Das aber teilt ein Bote des Himmels dem fernen Gatten mit, nun eilt er heim, macht sich kenntlich durch den Ring, und mitten im Glockengeläute der Hochzeit kommt er zu seiner ihm immer im Herzen getreuen Gemahlin zurück.

Hier spüren wir, da die Awaren als die Heiden in Ungarn gemeint sind, auch die Reste geschichtlichen Wissens. Noch deutlicher weisen sie sich aus in der Erzählung von Eginhard und Emma, und nicht besser kann die zu dem großen Kaiser hindrängende Wißbegier des Volkes bezeichnet werden, als daß auch sein vielgelesener Biograph Einhard, der Aachener Baumeister, zur Sagenfigur erhoben worden ist. Wohl jedermann kennt die Erzählung, wie über die winterliche Aachener Pfalz nächtlich der lautlose Schnee fällt, während im Gaden die Kaisertochter ihren Schatz im Arm hält, eben Eginhard, wie die zwei im Morgengrauen erschrecken, da die unberührte Schneedecke die Mannesfüße verraten muß, wie da das rasche, starke Mädchen, des Vaters echtes Kind, ihren Liebsten aufpackt und ihn auf dem Rücken hinüberträgt, und oben vom Söller Kaiser Karl, der in der Tat ein Frühaufsteher war, heimlich und bedächtig zusieht.

Hier sind wir nun dem Geschichtlichen greifbar nahe, nur die Personen hat die Sage nach ihrer Art, wie sie ihr bekannter sind, verschoben. Drei von den schönen Töchtern Karls, die er keinen Schwiegersöhnen gönnte, haben ihn zum Großvater gemacht, Ruotrud, Berta und eine noch, die mit Namen nicht genannt ist, und aus der gleichen Liebe, womit der Vater sie nicht aus seiner Umgebung entbehren wollte, hat er diese peinlichen Folgen als der, der nicht ohne Vorwurf sei, hingenommen und ist nachsichtig für sie eingestanden. Aber der geschichtliche Einhard ist keiner jener prinzeßlich Beglückten gewesen, und seine Frau, die Imma hieß, war keine der Töchter Karls. In kritischen Momenten ihn tragen hätten sie zwar alle können; denn „nardulus“ und „parvulus“, nach der lateinischen Quelle, wurde der kleine elegante und pomadisierte Baumeister scherzweise am Hofe genannt, Würzchen und Kürzchen, wenn man's aus dem Alt-Rheinfränkischen ins moderne Umgangsdeutsch überträgt. — —

Solden wir sîne Wundir alle sagen,
Sô muosen wir die Wile haben,
Des Zîter inist nu niht,
Karl hât ouch andere Liet ...

Da sind nun insbesondere noch alle die altfranzösischen. Dort im romanischen Westfrancien hat am meisten der Zug über die Pyrenäen die Phantasie gewonnen. Und da es allgemeine, auch deutsche dem Anschein nach begründete Sagen über eine schwierige Jugend Karls gab, dessen Eltern Pippin und Berta sich erst sieben Jahre nach seiner Geburt geheiratet haben, so hat man in Frankreich auch seine Kindheit in die spanische Fremde verlegt. Aus dem spanischen Feldzug, aus den Awarenkämpfen in Ungarn, den Beziehungen zu dem Kalifen

Digitized by Google

Harun al Raschid, nicht zuletzt aber aus den Legenden der großen Reliquien zu Aachen und St. Dénis, von denen hieß, daß Karl sie aus Palästina beschafft habe, ist des Kaisers Fahrt nach Jerusalem zusammengewachsen und läßt sich literarisch lange vor den Kreuzzügen erkennen. Nicht diese erst haben die Kreuzfahrergestalt Karls erschaffen, sondern sie hat, wie schon gesagt, in nicht zu unterschätzender Weise auf die Kreuzzugsbewegung mitgewirkt.

Die Deutschen und die germanischen Skandinavier, deren geistige Aufmerksamkeit gleichfalls gern das Fremde einbezieht, haben dann die französischen Versionen auch in ihre Literatur übernommen. Mit auf französische Quellen ward die Biographie des frommen und kreuzfahrenden Kaisers aufgebaut, die Friedrich I. bei der Heiligsprechung halbamtlich anfertigen ließ. Mittelhochdeutsche Halbübersetzungen bemächtigen sich der Jugend Karls und der Sagen von Roland und den Paladinen, welche die Franzosen noch beflissener ausgestaltet haben, als die ihnen doch stets volksfremd verbleibende Gestalt des großen Karolingen selber. Diese Sagen von den Helden um Karl hat auch Uhland die durch ihn so prächtig erzählten Balladen von Jung Roland und von Berta in der Felskluft, Karls Schwester, die er um ihre Liebe zu Milon verstieß.

Großartiger und liebevoller und lieblicher, als alle welschen Fortbildungen des Andenkens Karls, sind die echten deutschen, ob sie ihn in die Umrisse der Wotan- und Siegfriedmythen erheben, oder ob sie von seiner klaren Gerechtigkeit, die nie ohne innere Güte ist, von seiner Blamierung windigen Aufputzes und fremden „Papageientandes" erzählen, von seinem Sinn für die Schule und für rechte Tüchtigkeit, so daß er die Müßiggängerei der vornehmen Söhnlein durch seine Anerkennung der Söhne der einfachen Freien mit Schande straft (Erzählungen des Mönches von St. Gallen). Aber kein noch so großer Karl hat von den Deutschen die geliebte Fremdtümelei wenden können, die dem Mittelalter so gut wie der Neuzeit ein Gepräge gibt. Die höfische mittelhochdeutsche Literatur hat mit einseitiger Beflissenheit sich des welschen Bildes von Karl bemächtigt und auch bei uns die vage und falsche Vorstellung aufgebracht, als ob der zu Ingelheim, Regensburg, Aachen Hof haltende große Kaiser, der mit Eifer für Volk und Sprache ein guter Deutscher war, ins westliche Frankenreich zu setzen sei. Um alle die prächtigen Erzählungen der Deutschen hat sie sich nicht gekümmert, die waren für ihre poetische Pflege und Aufzeichnung nicht vornehm genug. Die Aufforderung Karls des Dicken in St. Gallen, dann die treuen Spielmannssänger und Fiedler, ohne die wir ja auch die Nibelungen und Gudrun nicht hätten, am meisten aber das Festhalten des Volkes selber haben von den Märchen und Sagen über Karl den Großen die unschätzbaren Trümmerstücke gerettet, woraus wir sie noch heute kennen und lieben.

Zwei Gedichte von Ludwig Beil

Abend

In tiefstem Rot die Ranken brennen,
Und purpurtrunken stirbt das Licht.
Ein Unsagbares will sich nennen — —
Die Ferne kommt, die Ferne spricht.

Und breiter von des Ostens Runde
Fließt trüb das große Grau herein.
Die Sonne saugt mit blut'gem Munde
Die letzten roten Ströme ein.

Im Park

Auf feinem Kies schürft unser Wandeltritt.
Der Buchenkronen Atmen füllt die Stille.
Es nimmt dein Haar ein lichtjung Blättchen mit,
Das schaukelnd einem Ast herunterglitt.
Und jenseits sind wir nun vom Taggeschrille.

Geheimnisbang löst sich ein süßer Ton
Aus Vogelkehle — und entschwebt im Raume.
Und deine Lippen flammen tief wie Mohn. —
Um Stamm und Ast wob sich ein Dämmern schon.
Wir blieben stehn ... Und standen lang im Traume.

Digitized by Google

Sturmfahrten

Von Diplom-Ingenieur Otto Alt

Viele Romane und Novellen, Jugendbücher und Reisebeschreibungen, Expeditionsberichte von Meeres- und Polarforschern erzählen von Sturmfahrten. An so manches Gemälde unserer Meeresliebhaber werden wir durch dieses Wort erinnert, und es tauchen die phantasievollen Illustrationen vieler populärer Schilderungen in unserem optischen Gedächtnis auf. Vergleichen wir einerseits diese Schilderungen mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Erforschung der Meeres- und Schiffsbewegungen, anderseits diese Abbildungen mit den objektiven Wahrnehmungen der photographischen Platte, so finden wir vieles fehlerhaft und übertrieben.

Zweifellos ist die Photographie nur ein unvollkommenes Hilfsmittel der Illustration, und um den der Wirklichkeit entsprechenden Eindruck zu vermitteln, müßten auch alle Geräusche des Sturmes: sein Brausen, beim fahrenden Schiff das Pfeifen des Windes und die dumpfen Schläge beim Aufprallen auf die ankommenden Wogen, weiter vor allem die Bewegungen des Schiffes wiedergegeben werden. Wir haben es wohl zum Lichtspiel, in neuester Zeit auch zum Kinetophon gebracht. Aber dabei fehlt die Bewegung des Zuschauers selbst. Vielleicht erhalten wir schon in nächster Zeit ein „dynamisches" Kinetophon, in dem der „Passagier" optisch, akustisch und dynamisch unterhalten wird. Auf diese Weise könnte die Landratte fast kostenlos die Freuden der Seekrankheit genießen. —

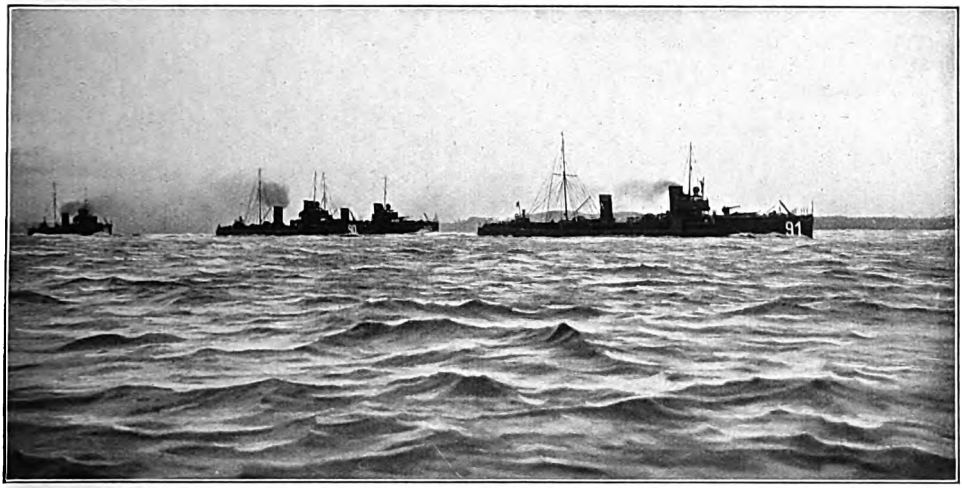
Es seien hier ein paar „Seestücke" wiedergegeben, die ich gesammelt habe; sie sollen den Rahmen bilden zu einem Erlebnis. —

Wir sind kommandiert zur „Sturmfahrt" an Bord S. M. Torpedoboot V. 50 und haben uns am andern Morgen beim Kommandanten des Bootes zu melden: Kollege Fischer, mein Freund Winternitz und ich. Nach endloser Bummelzugfahrt von Kiel über Hamburg nach Cuxhaven treffen wir spät in der Nacht dort ein und müssen, da wir kein passendes Hotel finden, in einer elenden Schifferherberge übernachten. Trotz dieser ungastlichen Aufnahme sind wir in Anbetracht der kleinen „Dienstreise" bei bester Laune und suchen am andern Morgen um $^1/_2$7 Uhr erwartungsvoll unser Boot. Es ist ein trüber, feuchtkalter, stürmischer Dezembertag und so dunkel, daß es uns schwer fällt, in dieser unbekannten Gegend zurechtzufinden. Im Hafen angelangt, bemerken wir eine große Zahl von Torpedobooten

Englisches Kriegsschiff schlingernd
Das Schiff neigt sich um etwa 14 Grad über

Digitized by Google

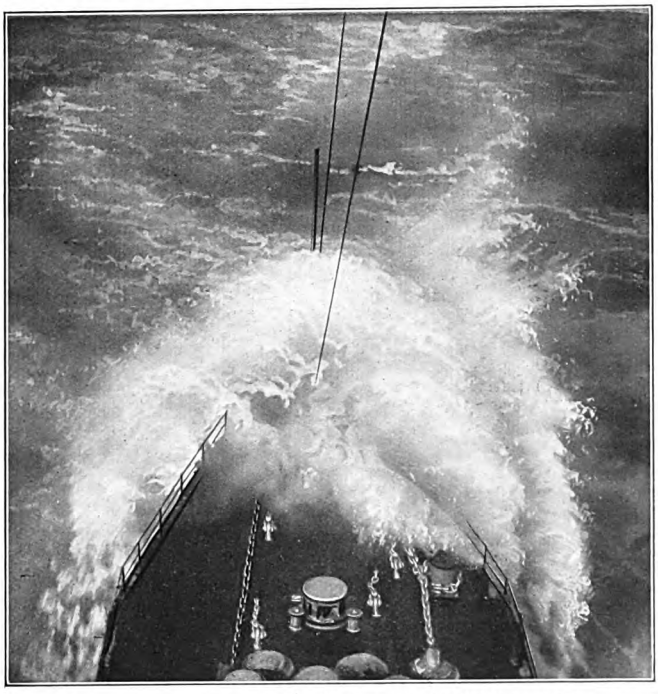
Digitized by Google



Deutsche Torpedoboote zur Sturmfahrt in See gehend

ternitz die Schlingerbewegungen. Fischer ist der „Pallograph", d. h. er bedient einen Apparat, der die den Schwingungen einer Violinsaite ähnlichen Schwingungen des Schiffskörpers aufzeichnet. Mir fällt die Aufgabe zu, das Austauchen der Propeller im Seegang zu zählen. Außerdem werden von dem Kommandanten, einem Oberleutnant und einem Deckoffizier auf der Kommandobrücke die überkommenden Seen gezählt und wird geprüft, ob das Geschütz vorne auf der Back und die vorderen und hinteren Torpedolancierrohre zu feuern vermögen. Auch die Maschinen werden in ihrem Benehmen genau überwacht, vor allem wird das Durchgehen derselben, infolge des Austauchens der Propeller, gezählt. Durch fortwährendes Regulieren des Dampfzutrittsventils wird dieser Gefahr begegnet. Diese Beobachtungen werden in gleicher Weise und zu gleicher Zeit auf allen acht Booten und dem kleinen Kreuzer „München" angestellt und auf diese Weise die Fabrikate der verschiedenen Torpedobootsbaufirmen erprobt.

Wir passieren Feuerschiff „Elbe IV", unser Boot stampft mehr und mehr, wir sehen Schaumkämme, die ersten Spritzer kommen über. Wir sprechen von der Zukunft des Kriegsschiffbaues. Sie erscheint uns abhängig von der Entwicklung der Friedensbewegung. Winternitz gibt, während wir durch die lebhaften Stampfbewegungen des Bootes ordentlich geschaukelt werden, seinen pessimistischen Ideen Ausdruck: „Der Friedensgedanke gewinnt durch jeden Krieg neue Anhänger; vielleicht wird schon der nächste größere Krieg zu einer allgemeinen Abrüstung führen, dann können wir uns nach einem an-



Das englische Kriegsschiff „Bellerophon" bei schwerer See im Kielwasser eines vorausfahrenden Dreadnoughts

Digitized by Google

deren Beruf umsehen ... Was ist ein zukünftiger Seekrieg? Es ist nichts weiter als der Kampf von technischen Geschöpfen, von Maschinen-Heeren. Die Flottenchefs sind die Oberbefehlshaber dieser Heere. Durch Funkspruch geben sie ihren Maschinen-Regimentern vom Linienschiff bis zum Unterseeboot und Luftschiff ihre Befehle. Jeder der Regimentsführer, z. B. der Kommandant eines Linienschiffes, leitet nun vom Kommandoturm aus durch Telephone und Signale seine Maschinen-Kompagnien: die Geschützürme, die Unterwasser-Torpedorohre und die Antriebsturbinen. Nun treten sämtliche Einzelmaschinen in Funktion: in den Geschützürmen schaffen elektrisch betriebene Munitionsaufzüge die Geschosse herbei, Elektromotoren schwenken die Geschütze und richten sie ein, in den Torpedoräumen füllen die Luftpumpen die Torpedos mit Druckluft und schießen sie ab, in den Maschinenräumen treiben die Dampfturbinen das Schiff zu äußerster Geschwindigkeit an, Dynamomaschinen erzeugen Kraft und Licht, Pumpen speisen die Kessel, liefern Kühlwasser für die Kondensatoren, Wasser zum Kochen, Waschen, Trinken; Luftpumpen leeren die Kondensatoren, und ein Heer von Ventilatoren speist sämtliche Wohn- und Maschinenräume mit frischer Luft und bläst den aufs äußerste angestrengten Kesseln Luft in die Lungen. Was tut nun der Mensch in diesem Gewimmel von Maschinen? Seine ganze Tätigkeit besteht in weiter nichts, als in der Bewegung von Hebeln, Handrädern und Schaltern und in dem Schmieren der tausend Maschinen."

Feuerschiff „Elbe III" hatten wir soeben an Steuerbord passiert.

Während dieses Vortrags war unser Kollege Fischer sichtlich blasser geworden. „Winternitz, Sie können einem die Lust am Handwerk ordentlich verderben. Ich habe schon häufig daran gedacht, umzusatteln. Im Kriegsschiffbau ist doch nichts mehr zu holen, diese unendliche Blechschusterei, diese ewige Strichzieherei! Und dann kommen die Friedensapostel und verekeln uns die ganze Wissenschaft."

Inzwischen hatten Wind und Seegang erheblich zugenommen und Stärke 9 (Sturm) bzw. 7 (hohe See) erreicht. Kratz, Winternitz und ich steckten uns in Ölzeug, während Fischer es vorzog, den Beweis zu erbringen, daß er kein Ölzeug brauche. Er war bereits so grau und gelb wie unsere Uniform und beteiligte sich nicht mehr an der Unterhaltung. Wir bedauerten ihn lebhaft, er saß frierend und zitternd auf einem Torpedorohr und sah geduldig seinem Schicksal entgegen. Plötzlich sprang er auf und stürzte auf die andere Bordseite ... Wir flohen, denn gleichzeitig bemerkten wir eine Welle, die uns in die Höhe hebend ihre von einer Bö erfaßten Spritzer uns entgegenschleuderte und Fischer eine kleine Spülung gab. Er schien sich nun erfrischt zu fühlen und meinte, es fehle ihm nichts. Wir belachten den unfreiwilligen Witz; aber es war nur eine kurze Freude. Eine Welle klatschte an unser Boot und schlug über uns, so daß wir bis an die Knie im Wasser standen. Der arme Fischer ohne Ölzeug, er war so naß, als wenn er ins Wasser gefallen wäre, und ohne einen Ton von sich zu geben, verschwand er. Wir sahen ihn erst in Cuxhaven wieder.

Heftig schlingert Feuerschiff „Elbe II" querab.

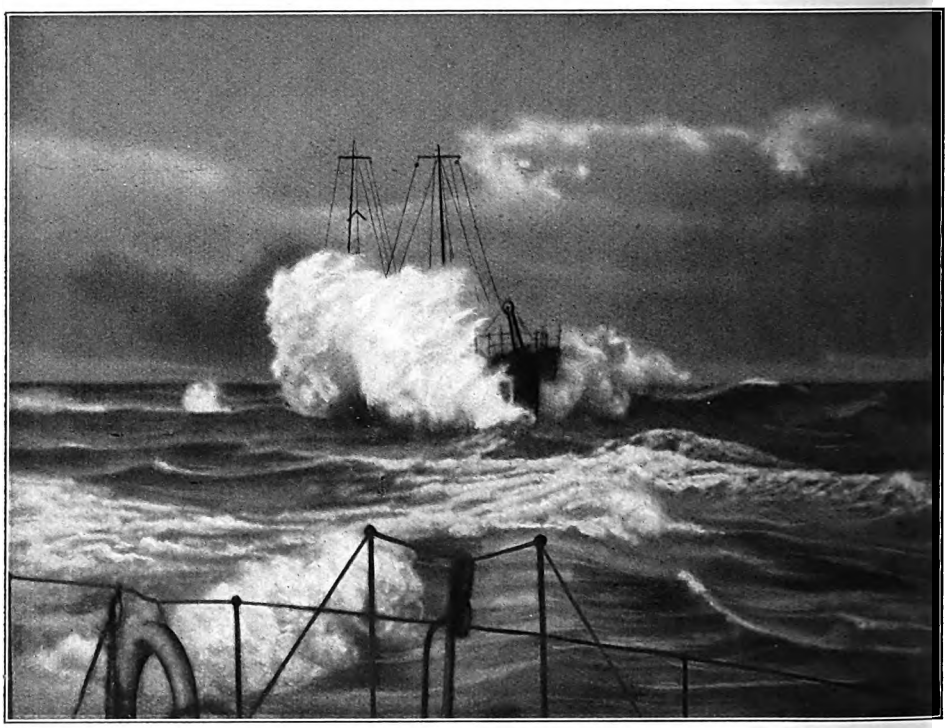
Nach etwa einstündiger Fahrt ändern wir unseren Kurs und halten uns rechts der Hauptdampferstraße der Nordsee zwischen Borkum und Helgoland. Unser Führer, der kleine Kreuzer „München", signalisiert, daß die Übungen beginnen. Wir nehmen die programmäßige Formation ein: „München" an der Spitze und rechts und links gestaffelt je vier Torpedoboote. Es sollen in jeder Richtung der Windrose je zehn Minuten mit den Geschwindigkeiten: 12, 17, 21, 25, 30 Knoten und mit äußerster Kraft gefahren und alle Beobachtungen eingetragen werden. Wir sind auf unseren Posten, und ich muß den von Fischer verlassenen Pallographen bedienen.

Die interessantesten Fahrten sind See und Wind gerade von vorn und See und Wind von der Seite. Es kostet oftmals Mühe, die Beobachtungen richtig zu notieren. Gegen die See bleiben wir bei den geringeren Geschwindigkeiten des Bootes mehr auf der Oberfläche der Wellen, d. h. wir stampfen sehr stark, bis zu 10 Grad. Dies entspricht einer Hebung des Bootes am Bug um etwa 7 Meter über die tiefste Lage. Mit zunehmender Geschwindigkeit durchschneiden wir mehr und mehr die Wellen. Nun fahren wir mit äußerster Kraft. Wir bohren uns von Welle zu Welle, die Back ist vollständig unter Wasser, an der Kommandobrücke zerschellen die Massen, starke Spritzer in den ersten Schornstein sendend, die Fluten ergießen sich über das ganze Boot und setzen das Deck metertief unter Wasser. Wer sich nicht an das Tau klammert, das von vorne bis hinten über das Boot gespannt ist, wird über Bord gespült. Was die Maschinen leisten, ist beispiellos. Ich wanke ans Heck und bewundere den niagaraartigen Wasserfall, den unsere Propeller erzeugen. Hebt sich das Hinterschiff und geraten die Propeller in ein Wellental, so sieht man 3 Meter dicke Wasserschaumstrahlen, welche die mit sechs Umdrehungen in der Sekunde umlaufenden Propeller in die Luft ausstoßen. Das grandiose Schauspiel, wie die 12000 Pferdestärken unserer Maschinen in der Luft verpuffen, gewährt einen Einblick in diese ungeheuren Kräfte, die unser Boot zur äußersten Geschwindigkeit von über 30 Knoten antreiben. Nun wird Ruder gelegt. Das Boot neigt sich stark auf die Seite, durch den Anprall des aus dem Propeller auf das Ruder geworfenen Wasserstrahls scheint das aus 3 bis 4 Millimeter starken Stahlplatten

Digitized by Google

Digitized by Google

bestehende Hinterschiff flatternde Bewegungen auszuführen. Ich habe das Empfinden: in dem nächsten Augenblick wird das Ruder aus seinen Angeln gerissen oder der hintere Teil des Bootes abgeschleudert. Aber nichts bricht, das Ruder kehrt in seine Mittellage zurück. Ich sehe nach der Kommandobrücke. Wir sind in eine ungeheure Welle hineingefahren, die nach hinten stürzenden Wassermassen schwemmen meine Kollegen ab, die sich an das Tau klammern. Nur mit Aufbietung aller Kräfte kann ich dem Anprall widerstehen. Die Wassermassen fließen von Deck herunter, das Hinterschiff hebt sich in die Luft. Ich bemerke, wie der Schaum aus dem Vorderteil sichtbar wird, hier stürmen sie über ein anderes hinweg, es tauchen die Propeller aus, eine explodierende Wassermasse wird vom Sturm zerstäubt, da schlingert eins, über 30 Grad beträgt seine Neigung. Das Deck kommt ins Wasser, und seine Beobachter haben Mühe, sich stehend zu erhalten. Aber immer fließen die Wassermassen, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder ab ... Dann bei forcierter Fahrt, wenn jedes Boot an erster Stelle sein will, wenn der Kommandant durch das Sprachrohr die Heizer und Maschinisten auffordert, das letzte einzusetzen, wie im Kriege. Ich beneide V. 88, es ist das schnellste Boot der



Torpedoboot bei Sturm. Aufnahme von Deck eines anderen

den Propellern spritzt und die Schrauben fast ohne Widerstand durchzugehen drohen. Da tauchen sie auch schon wieder ein, man glaubt, den Propellern müßten alle Flügel abbrechen, so stark ist die Hemmung, die sie durch das plötzliche völlige Untertauchen erfahren. Dabei ertönen harte Schläge in den Lagern der Propellerwellen, die von dem plötzlichen, einseitigen Wasserdruck herrühren. Ein Ächzen und Knacken der Verbände läßt auf gewaltige Beanspruchungen schließen.

Ein wunderbares Schauspiel bietet der Anblick unserer anderen Boote. Diese immer und immer wieder zu neuem Kampf anstürmenden Wogen stürzen sich über unsere kleine Flotte, dort schleudern sie eins der Boote hoch in die Luft, so daß der Horizont unter Flotte und hat bei ruhigem Wetter eine Geschwindigkeit von 35 Knoten erzielt. Jedesmal, wenn äußerste Kraft gefahren wird, eilt es allen Booten davon. Es ist furchtbar, wie dort das Wasser wütet. Niemand kann sich mehr an Deck aufhalten. Welle auf Welle wirft sich auf das Boot, nur noch Kommandobrücke und Schornsteine sind sichtbar, aus einer weißen Schaummasse springt der schwarze Körper in die Luft, und von neuem wühlt er sich in die Fluten und kämpft und würgt, unterliegend, siegend. —

Es ist vier Uhr nachmittags und das Versuchsprogramm erschöpft. Wir geben noch einen kleinen Run zum besten, um möglichst an die erste Stelle bei der Rückfahrt zu kommen. Ich freue mich, nun noch die Ma-

Digitized by Google

Der Dampfer „Prinz Friedrich Wilhelm" des Norddeutschen Lloyd in schwerer See

schinen bei voller Leistung zu sehen. Die Maschinenanlage besteht aus zwei Hauptmaschinen, die in zwei verschiedenen Räumen untergebracht sind, und einer Reihe von Hilfsmaschinen. Staunenswert und ungeheuerlich ist das Arbeiten der mit 360 Umdrehungen in der Minute umlaufenden Vierzylindermaschinen mit ihren vier Kurbelstangen für die Kolben und den acht Exzenterstangen für die Dampfschieber. Ein brausendes Geräusch begleitet dieses sekundlich zwölfmalige Auf- und Abwogen von zwölf Gestängen, die alle in ihren Bewegungen gegeneinander versetzt sind. Diese

Ein Momentbild auf der „Kronprinzessin Cecilie" des Norddeutschen Lloyd: Die hohe See schlägt über die 12 Meter hoch gelegene Back hinaus

Digitized by Google

144 Bewegungen in der Sekunde rufen einen ganz neuartigen Eindruck hervor. Er ist vergleichbar mit der Wirkung eines großen Musikwerkes, das uns ergreift und erschüttert. Die ganze Maschine ist mit einer dicken Schaumschicht überzogen, die von herumgeschleudertem Schmieröl, Talg und Wasser herrührt. Ich bewundere dieses letzte und größte: diese die Grenze einer Entwicklung darstellende Torpedoboots-Kolbenmaschine — alle Boote der nachfolgenden Serien erhielten Dampfturbinen —, nicht minder aber bewundere ich die Maschinisten, die es fertig bringen, diese sich ungeheuer rasch bewegenden Maschinenteile mit den Händen zu befühlen, um festzustellen, ob etwas warm gelaufen ist.

Nun mußten alle unsere Messungen und Beobachtungen in ein Protokoll zusammengetragen werden.

Die von uns benutzten Meßgeräte waren außerordentlich einfach: Die Schlinger- und Stampfbewegungen wurden durch Ablesen der Neigungen des Schiffes mittels eingeteilter Latte abgeschätzt, indem der Beobachter an der Latte vorbei den Horizont visierte. Diese Schiffsbewegungen lassen sich in bequemerer Weise durch vollständig automatisch registrierende Apparate aufzeichnen. Es können dazu Pendel- oder Kreisel-Instrumente verwendet werden, die bei Neigungen des Schiffes eine feste Richtung markieren, also auf eine mit dem Schiff irgendwie in Verbindung stehende Papierrolle die Bewegungen desselben aufzeichnen. Eine sehr sinnreiche Methode benutzt den photographischen Apparat. Man stellt ihn auf eine mit dem Schiff fest verbundene Unterlage und nimmt durch einen hohen, schmalen Schlitz auf einem fortlaufenden Film den Horizont auf, und zwar richtet man bei den Stampfbewegungen das Objektiv in die Längsrichtung des Schiffes, bei den Schlingerbewegungen in die Querrichtung ein. Der Himmel erscheint dann als hellerer, das Meer als dunklerer Teil der dem Schlitz entsprechenden Linie. Die unterbrochene Aneinanderreihung solcher Linien ergibt eine wellenförmig begrenzte, dunkle Fläche. Die wellenartige Grenzlinie ist das Abbild der Schiffsneigungen.

Nun einiges über den von unserem Kollegen Fischer so schmählich im Stiche gelassenen Pallographen. Jede Schiffsmaschine, ob Kolbenmaschine oder Turbine, erzeugt Vibrationen. Bei der Dampfmaschine sind sie besonders ausgeprägt. Hier rufen die auf- und abgehenden Maschinenteile periodische Kräfte hervor, die sich auf den Schiffskörper übertragen, auf ihn einwirken und vielfach zu leicht wahrnehmbaren Schwingungen von Decks und Wänden führen. Diese Schwingungen werden bei allen Kriegsschiffen mittels des von Schlick erfundenen Pallographen gemessen. Der Apparat besteht im wesentlichen aus einem durch Federn in der Schwebe gehaltenen Gewicht und wird auf das Deck im Hinterteil des Schiffes aufgestellt. Treten nun Vibrationen auf, so bleibt das Gewicht infolge seiner Trägheit in Ruhe, es bewegt sich der übrige Apparat aber gegenüber dem Gewicht. Die relative Bewegung des Gewichts zu dem übrigen Apparat wird durch einen Schreibstift auf eine von einem Uhrwerk bewegte Papiertrommel aufgeschrieben.

Leider hatten wir keine Instrumente an Bord, um die Einwirkung des Seegangs auf den Schiffskörper festzustellen. Die Meereswellen verursachen nämlich infolge ungleichmäßiger Verteilung des Auftriebs, lokaler Drucksteigerungen und von Trägheitskräften in den Stahlverbänden Beanspruchungen, die erheblich größer sind als bei stilliegendem Boot in ruhigem Wasser und mit der Höhe der Wellen stark wachsen. Es gibt wohl Theorien, die von den Schiffbauern bei der Bemessung der Materialstärken allgemein benutzt werden, aber ohne eine wissenschaftliche Prüfung durch den Versuch bei Sturmfahrten sind die Ergebnisse solcher Verfahren unsicher. In den letzten zehn Jahren sind nun in zwei Richtungen bemerkenswerte Fortschritte erzielt worden. Es sind neue, zuverlässigere Methoden angewendet worden, einerseits zur Untersuchung der Meereswellen, deren Form, Höhe und Länge (Abstand zwischen den Wellenkämmen), die die Ursache der erhöhten Beanspruchung sind, anderseits zur Messung dieser Beanspruchungen selbst. Gewiß hatte man diese Fragen schon früher studiert und festgestellt, daß Wellen über 12 Meter Höhe und 500 Meter Länge zu den Seltenheiten gehören und daß die Grenze bei 15 Meter Höhe liegt. Von sogenannten haushohen Wellen, wobei man gewöhnlich an ein fünfstöckiges Haus denkt, kann also nicht die Rede sein. Professor Laas hat zum Studium der Meereswellen ein photographisches Meßverfahren, die Stereophotogrammetrie angewendet. Auf seiner Reise mit dem Fünfmast-Vollschiff „Preußen", das inzwischen an der englischen Küste gestrandet ist, wurden von zwei Punkten des Schiffes aus mit genau bestimmtem Abstand gleichzeitig photographische Aufnahmen der Meeresoberfläche gemacht. Diese Bilder wurden dann mit Hilfe der Stereokomparators aufgemessen.

Die Beanspruchungen, die ein Schiff im Seegang erleidet, sind bis jetzt auf zwei verschiedenen Wegen untersucht worden: man hat erstens die Materialdehnung der Schiffsverbände mit einem Dehnungsmesser und zweitens die Durchbiegung des Schiffes auf optischem Wege gemessen. Beide Erscheinungen: die Dehnung und die Durchbiegung des Schiffes haben ihre Ursache in der Form der Oberfläche und in der Bewegung des Meeres. Diese Messungen gestatten eine Berechnung der Materialspannungen, und man kann beurteilen, ob sie über das zulässige Maß hinausgegangen sind. Sehr eingehende Messungen wurden im Anschluß an den Zusammenbruch des ersten Turbinen-Torpedoboots „Cobra" im Auftrag der englischen Admiralität mit einem Torpedoboots-

Digitized by Google

Sehr hohe See, Wellenhöhe etwa 10 Meter

Digitized by Google

Digitized by Google

Atelierfrühling. Von Georg Queri

Spar' mir die sündhaft teuren Kohlen, Lieb!
Du weißt, das Geld ist rar zu diesen Zeiten,
Und das, was uns vom Faschingsgroschen blieb,
Muß morgen auch den warmen Herd bereiten.
Und mählich stellt sich doch der Frühling ein —
Du mußt auf seine leisen Zeichen passen:
Er reguliert den Amselschlag im Hain
Und schickt den warmen Föhnwind durch die Gassen.

Und plötzlich schwingt er sich in unsre Bude ...
Die der Gerichtsvollzieher auch erklommen.
Selbst der asthmatisch angeschlemmte Jude
Hat unsre Folterstiegen ja genommen ...
Sah mich mit tiefen Qualen an,
Als hätt' ich ihm das schwerste Leid getan,
Und seufzte so, und atmete so schwer — — —
Der Frühling aber kommt mit Lachen her!

Jaja — nun siehst du sehnend in die Weiten,
Indes dein Arm die Schulter mir berührt
Und deine Sinne miteinander streiten,
Wer wohl zuerst den nahen Lenz gespürt.
Spring auf, die dumpfen Fenster aufzumachen —
Ein Glück voll tausend Siebensachen
Will freie Bahn ins Atelier, mein Kind,
Und mild und froh will eine Sonne scheinen,
Das ist wie Lachen nach geheimem Weinen
Und lichtet Augen, die erloschen sind.

Küß nicht so wild, o Kind! — Nein, küsse, küsse!
Da draußen geht ein Leuchten übers Feld,
Das sind die ersten lenzgesandten Grüße,
Das ist ein Lachen, das vom Himmel fällt,
Die Farben, die der Wintertod gefangen,
Sind wieder frei geworden über Nacht —
Da ist um deinen Mund ein Glück gegangen
Und hat ihn wieder rosenrot gemacht.

Ich glaube schier, wir waren wie zwei Tote
In dieser argen, langen Winterszeit,
In der wie eine grelle Geigennote
Der Fasching nur in unsre Gräber schreit.
Nun liegt dein Flitter wieder tief im Kasten,
Den Harlekin hab' ich dazu gelegt,
Wir wollen nach den wilden Tänzen rasten,
Bis sich die Maienfiedel wieder regt.
Bis draußen unter grüngeword'nen Bäumen
Der Maitag jung und jung zusammenhält,
Und bis ein Geiger uns aus seinen Träumen
Die kecken Scherze seines Bluts erzählt.

Ich will mich heiser jauchzen an dem Feste
Und trunken will ich wieder einmal sein,
Und meine Lippen sind der deinen Gäste —
Frau Wirtin schön, Frau Wirtin hold — schenk' ein!

Nun lachst du wieder; lange hört' ich's nimmer.
Du trugst um deinen Mund den trüben Zug
Und deine Augen sahen manchmal schlimmer,
Als es die sonnenlose Zeit ertrug.

Digitized by Google

Der Knopf

Erzählung von Adolf Gerstmann

Gerade schlug es sieben Uhr, als der Winterzeller-Florian, der Kobelhofbauer, aus der Schlafkammer trat, wo er sich zum Ausgehen gerüstet hatte.

Es war ein gar wichtiger, bedeutungsvoller Gang, den er vorhatte, und deshalb hatte er auch die hohen Rohrstiefel ein wenig abgeputzt, daß sie nicht mehr Staub und Schmutz von Acker und Landstraße aufwiesen; und obwohl es erst Samstag zur Abendstunde war, hatte er doch ein besseres Gewand angelegt — nicht den Sonntagsrock mit den langen, rotgefütterten Schößen und den silbernen Kugelknöpfen, mit denen die wohlhabenden Bauern im ganzen Gebiet der Murg auch dem, der sie nicht kennt, schon von weitem ankünden: ‚Aufgeschaut, hier kommt einer, der's hat.'

Eine kurze Jacke trug er aus dunkelblauem Tuch, und sechs Knöpfe waren vorn angenäht, groß wie die Talerstücke. Die waren als was Besonderes weithin bekannt landauf und landab, fast so sehr wie ihr Besitzer, der Kobelhofbauer selbst. Die Bäuerin hatte, als sie einmal einen ganzen Tag über zum Besuch in Freudenstadt gewesen, die Knöpfe in einer Auslage gesehen; auf jedem war ein anderes Tierstück in Guß dargestellt, der eine wies einen weidwunden Hirsch, der zweite einen balzenden Auerhahn auf, und so fort. Und weil die Agathe, oder die Agerl, wie sie genannt wurde, ihrem Mann gern etwas von der Reise mitgebracht hätt', so kaufte sie die Knöpfe. Und dem Flori gefielen sie so sehr, daß er sie jedem zeigte, so oft er die neue Jacke trug, an die sie das Schneider-Tonerl in Baiersbronn angenäht hatte.

Eine gedrungene und doch große, wirklich ansehnliche Gestalt hatte der Kobelhofbauer, eine mächtig breite Brust und einen Nacken wie ein Stier. Darüber saß ein Kopf, wuchtig und massig, wie man hier bei den Bauersleuten selten sieht. Die grauen Augen blickten durchdringend, klar und scharf; nur manchmal hatten sie einen müden Ausdruck — dies aber nur, wenn der Florian sich unbeobachtet wußte. Es war dann, als vergäße er die Gegenwart und die Umwelt und grüble über etwas, das weit zurücklag.

Das starke, dunkle Haupthaar war schon von einigen grauen Fäden durchzogen, gerade wie der braune Vollbart, der mächtig das halbe Gesicht beschattete und auf die Brust herabwallte. Das war ganz gegen die Art der Bauern hierorts. Die lassen ihrem Bart höchstens eine Woche lang Schonzeit, daß man meint, das Gesicht sei zum Stoppelfeld gewandelt. Der große Vollbart fiel beim Winterzeller-Florian auf, und die brennendrote, breite Narbe, die sich vom linken Auge bis zum Ohre zog. Aber in den fünf Jahren, seitdem der Winterzeller auf dem Kobelhof saß, hatte man sich an das Fremdartige gewöhnt — an den Vollbart und an die Narbe. Und vor allen Dingen: man hatte sich an den Fremden selbst gewöhnt, der da auf den Kobelhof gekommen war durch Erbschaft. Ein fleißiger Mann war es, der das Seine zusammenhielt und mit seinem Weib gut wirtschaftete, und ein kluger Mann, der nicht nur für sich, sondern auch für die anderen guten Rat wußte, wenn sie sich an ihn wandten, und der jedem rechtschaffen das Seine gönnte.

Und an die letztverflossenen fünf Jahre dachte jetzt auch der Bauer, als er oben auf dem Treppenflur stand. An die fünf Jahre und an alles, was sie gebracht. Ein Lächeln spielte um seinen Mund: Freude, Stolz, Befriedigung sprach daraus. Als Fremder war er hergekommen, fast als Eindringling hatte ihn die Gemeinde betrachtet; verlacht hätte man ihn am liebsten, weil er, der jetzt auf dem Kobelhof sitzen sollte, von der Wirtschaft doch so gut wie gar nichts verstand und sich ganz auf seine Leute verlassen mußte. Aber er und die Agerl hatten getan, als merkten sie von der Mißgunst gar nichts, hatten die Zähne

Digitized by Google

aufeinander gebissen und gearbeitet und geschafft, als wären sie auf ihrem eigenen Hof um Lohn und Brot angestellt, hatten fleißig nach rechts und links geguckt, um jedem seine Art und seine Handgriffe abzulernen, und hatten selbst eine Art dabei, daß die Leute auf dem Kobelhof nie vor dem Bauer und seinem Weibe, die doch bisher nicht Bauersleute gewesen, den Respekt vergaßen. Und auf dem Hof ging die Wirtschaft nicht zurück, sondern es gedieh prächtig in Haus und Ställen, auf Wiesen und Feld. Bei guter Gelegenheit hatte der Florian drüben an der Lehne, wo die Rauhmünz über felsiges Gestein schäumend zu Tale stürzt, ein tüchtiges Stück Wald billig erstanden, wo er holzen lassen konnte, und sein eigenes Land hatte er durch klugen Zukauf von Äckern abgerundet.

Und weiter dachte der Flori zurück an die Zeit, die vor diesen Jahren gewesen, als er noch in Mülhausen in Arbeit gestanden, drüben im Elsaß — und noch weiter zurück mußte er denken. Aber da verlosch urplötzlich der Glanz in seinen Augen, und das Lächeln erstarb. Starr blickte er vor sich hin, und die Narbe in seinem Gesicht schien breiter zu werden und zu schwellen, und sie erglühte wie ein feuriges Mal. —

Da tönte eine dünne, quäkende Kinderstimme durch die Stille des Hauses; eine zweite Stimme mischte sich darein, lachend und singend. Das war die Agerl, die unten in der großen Stube den kleinen zehn Monate alten Schreihals, der sich eben meldete, wieder beruhigen wollte. Und jetzt kam vom Hofe her, wo er mit der Weidmagd sich um den Brunnen gejagt hatte, der achtjährige kleine Flori ins Haus gestürmt und die Treppe herauf. Der finstere Bann, der sich um die Sinne des Bauern gelegt hatte, war gebrochen. Er tätschelte dem Buben den dunkeln Lockenkopf und ging mit ihm hinunter und in die Stube.

Die Agerl saß mit der Kleinen auf dem Schoß. Lächelnd und mit einem leisen Anflug von Stolz blickte sie ihren Mann an. „Bist ja so staatsch heute; was hast denn vor?“

„Gelt, das möchtest du wissen,“ erwiderte der Flori, sich an der Neugierde der Frau weidend. Dann fügte er mit listigem Augenzwinkern hinzu: „Ich mein' halt, weil doch morgen die Wahl zum Gemeindevorstand ist und es doch wohl feststeht, daß man mich wählt — und weil doch heute noch eine Besprechung ist, drunten im Löwen, und weil doch vielleicht sogar der Herr Bezirksamtmann dabei sein wird — da mein' ich, solchen Herren ist es eine Freud', wenn man ihnen eine Ehr' erweist, und sie sollen auch sehen, daß man zu leben weiß und daß man es zu was gebracht hat.“

„Recht hast, Flori, wie immer. Wie ich mich freu', wenn du gewählt wirst!“

Große Gefühlsergüsse sind nicht des Bauern Art. Und so wußte die Agerl auch, ohne daß der Flori ein Wort dazu sprach, wie er's meinte, als er ihr mit der Hand leise über das Haar strich und dabei sagte: „Rechtschaffen sauer haben wir es uns werden lassen; aber die Hauptsach', Agerl, hab' ich doch dir zu danken.“

„Wüßt' nicht, wieso,“ erwiderte die Bäuerin, aber sie lächelte doch, froh und stolz über diese Anerkennung. „Daß mein Vetter, kaum daß er den Kobelhof von seinem Vater selig geerbt, so unvermutet schnell hat sterben müssen, und kein anderes da war, den Hof zu erben, als gerad' ich, die ich mein Lebtag nicht daran gedacht hab' — dafür kann ich doch nicht viel. Der Anfang von unserem Glück ist's ja freilich wohl gewesen. Aber nein,“ fuhr sie nach kurzem Besinnen und ernster werdend fort, „der Anfang war doch wohl, als wir uns in Mülhausen kennen lernten. Weißt noch, wie wir drunten im gleichen Saal arbeiteten? Ungeschickt hast du dich angestellt, bis du die ersten Handgriffe weghattest. Und schier gefürchtet hab' ich mich in der ersten Zeit vor dir mit deinem großen Bart und der brennendroten Narbe im Gesicht, und weil du gar so anders warst als die anderen. Kein unnützes Wort hast geredet und nie lachen mögen —“

„Aber dann hast mich doch genommen, gelt?“

„Freilich wohl, weil ich sah, was du für ein Schaffer warst, und daß dir nicht bloß zu tun war, mit 'nem Mädel anzubinden, und wenn's dann so weit war, ein Haus weiter zu gehen. Du warst ja so arg zaghaft — man hätt' drüber lachen mögen. Und gesagt hast du gar nichts — nur so sonderbar hast du mich oft angesehen, als

Digitized by Google

ob du was sagen wolltest und dich doch nicht getrautest. Du, der große starke Mann. Und so mein' ich, ist's gekommen, daß wir uns doch gefunden haben; gerad' das Absonderliche hat mir an dir gefallen."

„Und bereut hast du's nicht, Agerl — gelt, bis zur Stund' nicht?"

„Nein, Flori, undankbar müßt' ich sein und falsch. Daß du mir nie etwas erzählt hast von deiner Heimat und von dir — im Anfang hat's mich ja gewundert und bedrückt. Bis ich mir sagte, 's ist eben deine Art. Und nach der Heirat — hatten wir denn da zum Sinnieren Zeit? Und gar als der Bub' kam, unser Flori. Und dann — das Glück — das große Glück — als wir den Hof hier erbten und nun fort konnten aus der Fabrik — und wie wir hier zu Ansehen kamen, weil die Leut' doch merkten, daß du der Bravste und der Klügste bist —"

Leiser hatte die Bäuerin gesprochen, wohl um das eingeschlummerte Kind nicht zu wecken; vielleicht auch weil sie sich scheute, laut von ihrem Glück zu sprechen. Ernsten Blickes sah der Flori zu ihr nieder; dann streichelte er wieder ihr Haar.

„Also ich geh' jetzt. Behüt euch Gott zusamm."

Leise verließ er die Stube. Er schien über etwas nachzudenken. Als er aber den Fuß über die Schwelle seines Hauses gesetzt hatte und die drei Steinstufen hinuntergeschritten war, richtete er sich straff auf. Mit voller Brust sog er die reine Luft des milden Herbstabends ein. Kühl und frisch wehte es von der Rauhmünz herüber, deren Rauschen man hier hörte, ohne ihren Lauf zu sehen. In tiefem Abendschatten lagen schon die bewaldeten Höhenzüge, die das Tal einsäumten; aus den Häusern im Dorf und von den zerstreut im Tal und an den Berglehnen liegenden Gehöften drang kein Laut herüber.

Als er die wenigen Schritte zur Landstraße zurückgelegt hatte und die Richtung zum Wirtshaus zum Löwen einschlagen wollte, das unten im Dorfe inmitten der Wohnhäuser lag, wurde er von einem Manne angesprochen, der aus der entgegengesetzten Richtung kam.

„Gelt, Bauer, Ihr gebt mir was, daß ich zum Nachtquartier komm'."

Flori blickte auf; der vor ihm stand, konnte ein arbeitsloser Handwerker, vielleicht aber auch ein Vagabund sein. Abgenutzt, verstaubt und voll Schmutz der fadenscheinige Anzug, die klobigen Nagelschuhe, der fast formlos gewordene, ganz ausgeblichene Hut. Um den Hals unter dem von Bartstoppeln bedeckten, welken Gesicht trug er ein einstmals rotes Tuch geschlungen und auf dem Rücken einen dem Anschein nach fast leeren Rucksack.

Wie es sonst üblich, wollte der Bauer den Fremden auf die Tafel verweisen, die am Ortseingang über Wandergeld und Arbeitsnachweis Auskunft gab; aber dann griff er in die Tasche, zog sein Lederbeutelchen, suchte umständlich etwas kleine Münze hervor und reichte sie hin.

„Vergelt's Gott, Bauer," sagte der andere, nahm das Geld, schob es in die Tasche und blickte dabei, wie er es vom ersten Augenblick an getan, dem Flori fast wie ungläubig ins Gesicht. Endlich, als der Bauer sich zum Weitergehen wandte, schnalzte er mit der Zunge, schnippte mit den Fingern und krähte dann förmlich vor Vergnügen.

„Herrjeh du mein! O du mein! Gewiß ist er's doch. Ja, kennst mich denn gar nimmer? Ich hab' dich doch gleich erkannt!"

Flori richtete sich in seiner ganzen massigen Höhe auf. Verwundert, empört und mit dem ganzen Stolz seiner Art erwiderte er: „Wüßt' nicht, wo wir zwei zusammen die Schweine gehütet hätten."

„Aber freilich wohl kennen wir uns! Der Flori bist du, gelt — wart' weiter — wie war's doch? Der — der Winterzeller-Flori — gelt? O ich hab doch meinen Kameraden nicht vergessen! An deiner Narbe da hab' ich dich sofort wiedererkannt, wenn du sonst auch anders ausschaust, als damals."

Verwundert blickte der Bauer den strolchmäßig Aussehenden an.

„Aber ich könnt' mich nicht erinnern; und nun geht Eures Weges!"

„Ja weißt denn wirklich nicht mehr? Ich bin ja der Brenner — der Brenner-Joseph, aus dem Siegerland. Hast es denn ganz vergessen, wie wir in Metz die Sache zusammen gedreht haben! 's war ja freilich kein Glück dabei. Dir sprang der Hund ins Gesicht, als du vorm Torweg Wache

Digitized by Google

standest, und du hast dein Denkzeichen behalten bis auf den heutigen Tag. Mich aber haben sie gefaßt, als ich schon eingestiegen war. Du bist ja billig weggekommen — ein Jahr Gefängnis glaub' ich, weil du noch unbestraft warst und nur draußen aufpassen solltest. Aber mich haben sie gepackt — fünf Jahre — und ins Zuchthaus! Weißt, Kamerad —"

Der Flori starrte den Sprecher an. Er zitterte an allen Gliedern; ganz blaß war er geworden und zuerst keines Wortes mächtig. Dann stieß er fast keuchend hervor: „Kerl! Du lügst! Du lügst! Das ist alles nicht wahr!"

Aber der Brenner-Joseph lachte gleichmütig. „Kann mir ja wohl denken, daß du dich jetzt nicht gern erinnern läßt an die alten Sachen. Schaust ja gut aus; und was du für einen Bart dir hast wachsen lassen, wohl daß man dich nicht erkennen soll, wer dich etwa früher sah, da im Lothringischen. Hier im Schwarzwald bist du ja wohl zu Haus. Hast es wohl gut getroffen seit der Zeit? Ja, mich schau an — mir ging's schlecht und immer schlecht. Ich hab' halt kein Glück, was ich auch anpack'. Und weil wir uns doch wiedersahen —"

Entsetzt starrte der Bauer wieder den Brenner an. Dann packte er ihn mit jähem Entschluß am Arme, stieß ihn fast mit Gewalt vor sich her, von der Landstraße fort, einen Seitenpfad hinauf, wo man nicht so leicht fürchten mußte, um diese Stunde jemandem zu begegnen. Scheu blickte er nach seinem Hof hinüber und zum Dorfe hinunter, ob auch niemand sähe, daß er mit dem Vagabunden etwas zu tun habe. Aber ringsum lag alles in tiefem Schweigen, nur die Rauhmünz sang mit Rauschen und Brausen ihr eintöniges Lied. Und weiter zog der Flori seinen Begleiter, über Wurzeln und moosbedecktes Gestein dem Hochwalde zu, über den sich jetzt schon das Abenddunkel breitete.

Der Brenner-Joseph schien gar nicht erstaunt über das, was mit ihm vorging. Während der Flori ihn immer weiter mit fortriß und vor sich hinstieß, sprach er fast unausgesetzt auf ihn ein: „Freilich, 'ne Freud' ist dir's nicht, daß dein alter Kamerad plötzlich vor dir steht. Aber nun bin ich mal da, Freundchen; dir geht's gut, wie ich seh, also gib rechtschaffen was ab. Hast's wohl gar zum eigenen Hof gebracht? Tät mich arg freuen. Etwa hast gar eine Bäuerin im Haus —"

„Still bist jetzt!" herrschte der Bauer ihn an. „Ich kenn' dich nicht, und du kennst mich nicht! Niemals und vor keinem! Und ich will dir geben, daß du keine Sorg' leidest und weiterkommst! Aber weit von hier, das verlang' ich."

Der Brenner-Joseph, der zuerst erschreckt zusammengefahren war, hatte sich bald gefaßt. Er nahm seinen Vorteil wahr; mit höhnischem Grinsen blickte er den Flori an, der jetzt auf einer Felsplatte stehen geblieben war. Hart am Abhang, den man aber nicht gewahrte, so dicht war schon die Finsternis.

„Ich versteh' schon," sagte er, „du kannst mich nicht brauchen, weil man hier wohl nichts wissen soll davon, daß du auch nicht immer ein so gar Braver gewesen bist. Aber nun gerad' verlang' ich's von dir. Du sollst geben, und dann werd' ich schweigen! Also zuerst mal in dein Haus, daß ich für ein paar Tage eine anständige Liegerstatt hab'. Jessas, das Glück, daß ich dich heut hab' treffen müssen."

Und in demselben Augenblick hatte der Flori den Gedanken: ‚Wär' ich eine Minute, nur eine einzige Minute später aus meinem Haus getreten, ich wär' ihm nicht begegnet. Wohl nie mehr im Leben.' Und dann machte er sich klar, wie sein mühsam aufgezimmertes ehrbares Leben zertrümmert, wie sein guter Ruf vernichtet sei, wenn jener nicht sogleich sich entfernte. Dann begann er von neuem: „Keinen Fuß setzest du in mein Haus!" Und fast bittend fuhr er fort: „Laß mir meine Ruh', ich hab' sie mir schwer erkämpft. Ich will dir geben, soviel ich kann — aber geschiedene Leut' müssen wir bleiben, du und ich."

Laut lachte der Brenner. „Das könnt' dir passen! Aber jetzt halt' ich dich! Ich schrei' es laut in die Welt, was du für einer bist, wenn du nicht gutwillig —"

Der Schrecken und die Angst überwältigten den Bauer, daß er für einen Augenblick sprachlos blieb. Dann erfaßte ihn eine maßlose Wut. „Du Lump! Du Schuft!" keuchte er; sein Gesicht war ganz verzerrt, die Narbe an seinem Auge schwoll furchtbar an. Wie mit eisernen Fäusten

Digitized by Google

packte er die hagere Gestalt seines Gegners; die Finger krallten sich in seinen zermürbten Rock und griffen zu, als wollten sie ihm die Knochen zerdrücken. „Du Lump!" zischte er förmlich, immer in dem Bemühen, nicht zu laut zu werden. „Einmal hast du mich schon unglücklich gemacht! Mein Elend hast du benutzt; hast so lange in mich hineingeredet, bis ich nichts mehr dachte und sah und hörte! Bereut hab' ich's in jeder Stunde, was ich geworden bin durch dich! Und jetzt bist du gekommen, um mein Haus zu zerstören — nimm dich in acht, du Unfried —"

Der Brenner-Joseph suchte sich mit einem Aufwand von Kraft, die man ihm gar nicht hätte zutrauen mögen, aus der Umklammerung loszumachen. „O du Halunke," schrie er dabei, „jetzt mach ich's gerad' offenbar! Alle Welt soll's wissen —"

Flori war seiner Sinne nicht mehr Herr; er stieß und zerrte den andern von der Felsplatte dem Wegrande zu. Brenner strauchelte; er verlor den Boden unter den Füßen. Er suchte irgendeinen Halt, da ergriff er des Bauern Jacke und wollte sich anklammern, aber der Flori lockerte seine Hände. Einen Knopf nur von der Jacke konnte er festhalten — da erhielt er einen Stoß — einen Ruck gab's — und dann ein Poltern und dumpfes Aufschlagen, und von unten her ein Schrei und wieder ein dumpfer Schlag, und ein Krachen, wie von abgebrochenem dürrem Holz, das mit hinuntergerissen wurde in die Tiefe. Dann ein leises Plätschern, nun wieder tiefe Stille, und nur das eintönige Rauschen und Brausen der Rauhmünz, die weit drunten in ihrem felsigen Bette der Murg zuströmte.

Flori stand tiefatmend eine Weile; er wußte kaum noch, was hier vorgegangen. So furchtbar schnell hatte sich das alles abgespielt. Nur das eine begriff er, daß er einer gewaltigen Gefahr entgangen war. Er beugte sich über den Wegrand und starrte in die Finsternis hinunter. Nichts regte sich. Da griff er an die Narbe, die ihn glühend schmerzte, und strich sich das Haar aus der Stirn. In den Löwen zur Versammlung mochte er jetzt nicht gehen, und auch nach Hause wollte er noch nicht zurückkehren. So ging er im Walde weiter, stundenlang, und auf Umwegen wieder zum Kobelhof. Allmählich kam Ordnung in seine Gedanken, und er überdachte das Geschehene. Längst schlief die Agerl, als er endlich wieder daheim war. —

„Hat's denn gestern im Löwen gar eine Rauferei gegeben?" fragte am andern Morgen die Kobelhofbäuerin, als sie die Kleider ihres Mannes, die in der Schlafkammer am Nagel hingen, zu Gesicht bekam. „Völlig zerdrückt ist die Jacke! Und da — o du mein — da fehlt ja gar einer von den schönen Knöpfen."

„Ja — das weiß ich nicht — ich war gar nicht im Löwen."

„Gar nicht dort? Wo warst aber in all der Zeit?"

„Siehst, Agerl — ich hab' gemeint, vielleicht hätt' der eine oder der andere noch etwas zu reden über die Wahl — man kann doch nicht wissen. Und da wollt' ich nicht dabei sein, daß keiner sagen könnt', ich hätt' ihn vielleicht beeinflussen mögen. Ich bin allein im Wald spaziert —"

„Aber wo hast denn den Knopf gelassen?"

„Das weiß ich nun gar nicht. Der ist wohl abgesprungen, als ich die Jacke auszog. Such' nur recht; der wird sich gewiß finden."

Agerl schüttelte den Kopf. „Seltsam — die Mannsleute! Nie weiß man recht, was sie im Sinn haben."

Und sie durchsuchte das ganze Zimmer, ohne den Knopf zu finden. Sie war recht unglücklich, daß von den schmucken Dingern nun eines fehlen sollte.

Aber sie bekam ihre gute Laune wieder, als nach der Kirchzeit die Wahl vorgenommen wurde und der Flori mit fast allen Stimmen zum Ortsvorstand gewählt wurde. Erstaunt war sie nur, daß ihr Mann sich doch nicht so sehr darüber zu freuen schien, wie sie erwartet hatte; es war mehr eine ruhige, verhaltene Freude, mit der er die Nachricht aufnahm. Ja, er war eben immer anders, als die anderen. —

Nach einigen Tagen kam der Landgendarm auf den Kobelhof. Er traf den Bauer auf dem Vorplatz und richtete ihm aus, er solle möglichst bald, vielleicht noch am gleichen Nachmittag, zum Amtmann kommen.

Flori verwunderte sich. „Was gibt's

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

denn? Ist's gar wegen meiner Wahl? Dann wär' die Bestätigung sehr schnell angelangt."

„Das ist's wohl nicht," erwiderte der Gendarm. „Es ist wohl wegen der anderen Sach'. Man hat einen aus dem Wasser gezogen, und vielleicht wißt Ihr etwas davon, meinte der Amtmann."

Der Flori fühlte für einen Augenblick jeden Blutstropfen erstarren. Er meinte umsinken zu müssen; aber er ermannte sich und fragte möglichst unbefangen: „Aus dem Wasser? Und er sprach von mir?"

„Gesprochen hat er gar nichts; er ist ja längst tot. Aber vielleicht wißt Ihr, wer er ist. Also Ihr kommt, nicht wahr?" Und er verließ den Kobelhof, bestieg wieder seinen am Hoftor angebundenen Gaul und trabte weiter.

Der Schreck war dem Bauer in alle Glieder gefahren. Nur mit Mühe konnte er einen klaren Gedanken fassen. Der Brenner-Josef war gefunden worden; aber er war tot. Soviel stand fest. Wie konnte man dann aber ihn selbst mit der Sache in Verbindung bringen? Kein Mensch hatte es doch gesehen! In aller Heimlichkeit und Nacht war es geschehen, und kein Zeuge war dabei gewesen. Er legte sich zurecht, was er dem Amtmann sagen würde: Einen Abendspaziergang habe er machen wollen, und da sei ihm jener in den Weg getreten, habe eine Gabe verlangt, und als er den Beutel gezogen, habe ihm jener den entreißen wollen — darüber kam's zum Handgemenge, und wenn wirklich etwas passiert sei, so sei es in der Notwehr gewesen. —

Nachmittags zog er seinen Sonntagsrock an, ließ einspannen, und der Agerl sagte er, der Amtmann habe ihn kommen lassen, weil wegen der Wahl manches zu besprechen sei.

Das Herz schlug ihm gewaltig, als er in die Amtsstube trat; aber er nahm sich kernhaft zusammen. Schließlich — sein Wort galt etwas — und doch mußte er zu sich selbst in einem fort sagen: ‚Nicht einschüchtern lassen! Nur nicht einschüchtern lassen!'

Und da nahm der Amtmann ein kleines Paketchen, wickelte es auf und hatte einen Knopf in der Hand.

„Seht einmal, Winterzeller, kennt Ihr den?"

Der Flori warf einen Blick darauf; das Herz schlug ihm bis an den Hals.

„Freilich kenn' ich den, Herr Amtmann; freilich wohl. Das ist ja der Knopf, der an meine Jacke gehört. Mein Weib, die Agerl, hat's schon gemerkt, daß er fehlt — seit ein paar Tagen — wie eben die Weiber so was gleich sehen —"

„Ja; der Amtsdiener hat ihn als Euern erkannt. Wißt Ihr vielleicht, wo Ihr ihn verloren habt?"

„Ich sollt' meinen, in meiner Stube; es kann aber auch sonstwo gewesen sein."

„Da ist nämlich ein fremder Mann aus dem Wasser gezogen worden. Der Amtsarzt sagt, er sei wohl abgestürzt und ins Wasser hinein — den Schädel arg zerschlagen — ein paar Tage hat er wohl schon drin gelegen. Und was hat der Mann krampfhaft in der Hand eingespannt? Euren Knopf. Wie mag denn das geschehen sein?"

Dem Flori versetzte der Schreck den Atem — aber nur für einen Augenblick. Dann wollte er eben die Geschichte erzählen, wie er sie sich zurechtgelegt, und dabei einfügen, daß dieser Knopf nun ein Beweisstück sei, wie heftig Jener ihn angegriffen. Aber jäh durchschoß ihn ein Gedanke — und er ließ den ganzen Plan fallen. Er hatte ja seiner Frau und auch sonst niemandem etwas von dem Abenteuer erzählt — das mußte doch auffällig erscheinen. Und er hatte auch nicht dem Gendarm berichtet, daß ein Mensch verunglückt sei. Das hätte er doch tun müssen. Wie wollte er das verantworten, zumal jetzt, als der künftige Ortsvorstand?

Alles ableugnen, das stand jetzt bei ihm fest. „Ja, wie mag das geschehen sein? Dann hab' ich doch den Knopf wohl nicht im Hause, sondern im Wald oder in den Bergen verloren. Und da — ja — so kanns schon gewesen sein, Herr Amtmann — da sah ihn der Mann, ich meine — den man aus der Murg gezogen — und hat ihn gefunden. Vielleicht gerad' weil der Knopf geglänzt hat wie Silber, hob er ihn auf — und achtete nicht des Wegs — und stürzte ab — immer mit dem Knopf in der Hand. So war's vielleicht —"

Er drückte die Fingernägel in die Handfläche, um seine Aufregung zu meistern, während er sprach.

Digitized by Google

Der Amtmann hatte ihm zugehört und nickte jetzt ein paar mal.

„Ja, so wird's wohl gewesen sein. Was das für Scherereien macht! Da habt Ihr wenigstens euren Knopf wieder."

Flori wickelte ihn in das Papier, schob ihn in die Rocktasche; er atmete freier und wagte eine Frage: „Weiß man denn, wer es ist?"

„In seiner Tasche steckte ein Arbeitsbuch, arg zerfetzt und jetzt vom Wasser schlimm zugerichtet. Man kann den Namen nicht mehr gut lesen; Brendel oder Brunner oder so ähnlich hat er geheißen. Wieder ein Heimatloser, der nun hier auf dem Friedhof begraben liegt. Na, Winterzeller, Ihr seid ja nun gewählt — dann werdet Ihr auch mit derlei manchmal zu schaffen haben."

„Wie das Amt es eben mit sich bringt, Herr Amtmann."

„Recht so, lieber Winterzeller; also behüt' Euch Gott!"

„Grüß' Gott, Herr Amtmann!"

Tief atmete der Flori auf, als er die Amtsstube verlassen hatte, und bei der Heimfahrt war ihm, als sei er von einer schweren Last befreit. Froh begrüßte er die Seinigen. Aber die gute Stimmung hielt nicht an, wie er vermeint hatte. Es überkam ihn mit jäher Gewalt; es packte ihn und hielt ihn mit eisernen Banden, daß er zuweilen glaubte, es drücke ihm das Herz ab und er müsse nach Luft ringen. Frei atmen! Frei atmen! Er hätte es hinausschreien mögen — und mußte doch an sich halten, damit niemand merkte, wie es in seinem Innern bestellt war.

Und in wenigen Wochen hatte sich sein ganzes Wesen geändert. Der Mann, dessen gelassene Ruhe jezuweilen, wie es sich eben schickt, mit fröhlicher Laune abgewechselt hatte, schien schwerblütig geworden und ein Grübler. Er arbeitete kraftvoll und eifrig, wie nur je — ja vielleicht noch mehr als sonst; er legte jetzt selbst Hand an bei Sachen, die er früher den Leuten überlassen. Aber es war offenbar, daß er ohne innere Freude und ohne wirkliche Lust arbeitete, und man hätte sagen mögen, daß er nur soviel schaffe, damit er nicht Zeit habe zum Grübeln. Aber das Sinnieren kam über ihn in jeder freien Minute, und dann saß er, starrte finster vor sich hin, ganz weltverloren. —

Die Agerl hatte die Veränderung wahrgenommen, die mit dem Flori allmählich vorgegangen war. Merkten es doch auch die Leute auf dem Hofe und im Dorf. Agerl fragte zuerst und wollte mit freundlichem Zureden verscheuchen, was sie für Grillen und Launen hielt. Aber dann merkte sie, daß da etwas tief eingewurzelt war, wogegen sie vergebens ankämpfte. Da kam vom Oberamt die Bestätigung von Floris Wahl zum Ortsvorstand, und nun meinte Agerl, ihr Mann werde wieder froh werden, wie ehedem. Aber das geschah nicht. Vor einem Rätsel stand die Bäuerin auch, als sie eines Tages zufällig in der Rocktasche ihres Mannes den Knopf von der Jacke fand, den sie doch so eifrig gesucht hatte. „Da kann ich freilich wohl lange suchen," rief sie, „wenn du ihn selbst gefunden hast."

Sie dachte, der Bauer würde ihr die Sache mit einem heiteren Wort erklären; der aber starrte mit weitaufgerissenen Augen den Knopf an, riß ihn wortlos der Agerl aus der Hand und warf ihn ins Herdfeuer, daß er darin verglühe.

Seine Pflicht tat der Flori, wie nur je. Niemandem trat er zu nahe, niemanden kränkte er — aber ein Stiller war er geworden, ein Einsamer, mitten unter allen, die ihn gern hatten und denen er doch oft wie ein Fremder gegenüberstand.

Und je länger dieser Zustand dauerte, desto mehr grämte sich die Agerl, daß sie schier meinte, sie könne das nicht länger ertragen und es müsse ihr das Herz zerreißen. Nachts lag sie schlaflos und wußte, daß auch ihn der Schlaf floh, denn sie hörte ihn stöhnen und wie er sich in seinem Bette warf. Sie getraute sich nicht mehr, ihn zu fragen, seitdem er ihr das schroff verboten hatte; und keine Menschenseele hatte sie, an die sie sich um Trost und Aufklärung hätte wenden mögen.

Einstmals aber, als sie mitten in der Nacht aus unruhigem Schlummer erwachte, sah sie bei dem fahlen Lichte des Mondes, das in die Schlafkammer drang, ihren Mann aufrecht in seinem Bette sitzen. Mit weitaufgerissenen Augen starrte er vor sich ins Leere; jetzt sah sie auch, wie sein Gesicht von Gram und Sorge ganz durchfurcht

Digitized by Google

war. Da konnte sie nicht mehr an sich halten; sie schrie auf in jähem Schmerz, und sie ergriff die Hand des Mannes, die eiskalt anzufassen war, und flehte: „Um Gottes-Jesuwillen! Flori! Was hast du denn? Ich ertrag's ja nimmer! Erbarm' dich doch um der Kinder willen! So sag' mir nur, was du hast! Ich bin ja doch dein Weib und hab' ein Recht darauf!"

Und langsam, langsam wandte der Flori ihr sein Gesicht zu. Wie forschend und fragend blickte er sie an und langsam, leise, fast tonlos, ohne seine Hand aus der ihren zu ziehen, sagte er: „Agerl — es drückt mir's Herz ab — all die Zeit trag' ich's mit mir herum und kann's doch niemandem sagen. Und nun will ich's dir sagen, denn du bist ja das Liebste, was ich hab', und zu dir hab' ich Vertrauen. Und wenn's mich gleich deine Liebe kostet und du dich von mir abwendest — ich muß es dir doch sagen, daß ich meine Ruhe finde."

Ein Zittern überlief die Agerl; in namenloser Angst horchte sie.

Und nun erzählte der Flori, stockend und leise und stoßweise, als zage er noch immer, sein Geheimnis mitzuteilen, wie er, arbeitslos und arm, in furchtbarer Bedrängnis gewesen, und wie in der Herberge in Metz der Brenner sich an ihn herangemacht mit Zureden, und wie er seine Not ausgenutzt, daß er schließlich mitgetan bei dem Einbruch; wie sie überrascht wurden und wie er zu seiner Narbe kam — und dann ins Gefängnis mußte. Und weiter erzählte er, wie er gewandert sei, bis tief unten ins Elsaß, wo niemand ihn kannte und etwas von seiner Strafe wußte, wie er immer nur arbeiten, arbeiten, arbeiten wollte, um vor sich selbst wieder rechtschaffen dazustehen; und wie dann das Glück kam, daß sie ihn mochte und er ein Heim bekam — ein enges und bedrängtes nur, aber doch ein Heim — bis sie dann den Hof erhielten und sein Ansehen wuchs. Wie er dann den Brenner-Josef wieder traf, der seine Ruhe bedrohte und ihn wieder unstet gemacht hätte — und was dann geschah, unbeabsichtigt, aber doch erwünscht, weil es ihn wieder frei machte — und welch furchtbare Stunde er noch durchgemacht, als er zum Amtmann gerufen war —

Er hielt einen Augenblick inne, dann, wie in Gedanken zu dem Zusammentreffen mit Brenner zurückkehrend, fuhr er fort: „Abgeschüttelt hab' ich ihn, wie man ein giftiges Gewürm abschüttelt, und ich hab' vermeint, ich bekomm' die Befreiung dadurch — aber nun hält's mich erst recht wie mit Ketten. Sagen mußt' ich's dir, Agerl, und wenn du mich gleich verurteilst —"

Er schwieg; seine Worte erstarben in einem leisen Stöhnen. Da zog die Agerl ihre Hand von der seinen, die sie noch immer umklammert gehalten. Sie strich ihm leise über Gesicht und Stirn — und die Narbe, die eben noch glühend geschmerzt hatte, wurde ganz kühl unter dieser linden Berührung.

Und so sanft, daß es nur eben an sein Ohr und doch so machtvoll in seine Seele drang, sagte sie: „Mir durftest du es sagen, und keinem sonst. Und wenn es jemals wieder dich als Sorge bedrückt — komm' zu mir. Ich bin ja dein Weib, und ich werd dir tragen helfen."

Harte Liebe

Sie trägt an seiner Liebe,
Als trüg' sie einen Stein,
Als könnt' sie nicht mehr springen
Im Sonnenschein.

Als könnt' sie nicht mehr schauen
So froh und frei,
Als wär' ihr junges Leben vorbei.

Als ginge sie zu pflücken
Ein Sträußlein Immergrün,
Als könnten bunte Blumen
Ihr nicht mehr blühn.

Hermann Claudius

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Heinrich Federer, Jungfer Therese (Berlin, G. Grote) — Ernst Decsey, Der kleine Herzog Cupidon (Berlin, Schuster & Loeffler) — Wilhelm Schmidtbonn, Der Wunderbaum (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — Meinrad Lienert, Bergdorfgeschichten (Frauenfeld, Huber & Co.) — Ludwig Ganghofer, Kreaturen (Stuttgart, A. Bonz & Co.) — Manfred Kyber, Unter Tieren (Berlin, Vita) — Das peinliche Gericht (Straßburg i. E., Jos. Singer) — Anselm Ritter von Feuerbach, Merkwürdige Verbrechen in aktenmäßiger Darstellung. Herausgegeben von Wilhelm von Scholz (München, Georg Müller)

Seiner prachtvollen Abruzzennovelle „Sisto e Sesto" hat Heinrich Federer vor kurzem ein größeres Werk folgen lassen, die Lachweiler Erzählung „Jungfer Therese" (Berlin, G. Grote). Wie weiland Ferdinand Freiligrath vor den Auerbachschen Dorfgeschichten möchte man am liebsten aus heller Freude darüber die Mütze in die Luft werfen, ja, man hätte wohl noch ein größeres Recht dazu. Und dennoch führt man zuletzt mit dem Dichter einen heimlichen Krieg. Man ruft Viktoria, aber irgend etwas schnürt einem dabei die Luft ab, so daß der Ruf keine rechte Gewalt bekommt. Man predigt Christen und Heiden, daß hier ein Meisterwerk geschaffen ist, und empfindet doch in jeder Sekunde, daß man mit gespaltenem Herzen vor diesem Meisterwerk steht.

So muß sich die Kritik in einem zweifachen Satze aufbauen, und es wird darin ähnlich zugehn wie in der Kirche zu Lachweiler bei der Primizandacht des jungen Kaplans Johannes Keng. Da spielt nämlich der alte Lehrer Philipp Korn die Orgel, und er zieht alle Register zum großen Lobgesang, daß die Pfeifen dröhnen und sich zum Gruß vereinen, als riefe der liebe Gott selber mit einem himmlischen Baß herunter: „Du, grüß' dich wohl, mein Knecht! Nun leb' und wirk' mir auch ordentlich!" Aber in das Tedeum hinein fällt von draußen der krachende Donner. Und ob Philippus Korn noch so gewaltig auf die Baßpedale stampft, ob er das Fortissimo auch nicht mehr losläßt, ob er die Brummer und Doppelregister zieht und eine Fuge mit solchen Pfundnoten über die Tasten hämmert, daß er einen Augenblick das Unwetter draußen übertönt, — es murrt und grollt dennoch immer wieder in Choral und Hymnen hinein. Es ist zu guter Letzt stärker und gewaltiger, als die kunstvollen Orgel- und Menschenstimmen, obschon diese nach Federers Ratschluß im Buche die Sieger bleiben.

Horchen wir also erst auf das Meisterspiel des irdischen Organisten! Fünf feurige Neupriester, vier dünne und ein dicker, werden von ihrem Bischof in die sündige Welt gesandt. Sozusagen in einer sakramentalen Verzücktheit tritt der eine von ihnen, der etwas engbrüstige Kaplan Johannes Keng, seinen Dienst im schweizerischen Bergdorf Lachweiler an. Gott hat ihm nur ein kurzes und schwaches Schnäufchen, aber eine heiße und hastige Seele gegeben, so daß er leicht ins Schweben kommt und dann wie ein Dichter schwärmt und träumt. Natürlich schuf ihn sein Schöpfer nach seinem Bilde: es ist Heinrich Federer oder wenigstens sein geistiger Zwillingsbruder, der hier im Kaplansgewand als neuer Apostel die Menschen selig machen will. Aber gegen seinen Traum stellt sich bald die Wirklichkeit mit allen Schärfen; gegen die „mondbeglänzte Zaubernacht" stellt sich der „kantige helle Tag", und sachte, in kleinen beschämenden oder schmerzlichen Erfahrungen, wird der junge Priester aus seinen luftigen Ideenreichen auf die liebe und starke Erde hinabgezogen. Das größte Verdienst darum erwirbt sich seine Haushälterin, Köchin, Erzieherin und Führerin, die bolzgerade Jungfer Therese, ein borstiges, viereckiges, funkelndes Weibchen mit Adlernase und Trompetenstimme, dem die blutigsten Märtyrer am liebsten sind und das mit tapferem, knarrendem Stöcklistiefelschritt neben dem geistlichen Herrn einhergeht. Seine unruhige Jugend will nicht auf dem geraden, soliden, wenn auch ein bißchen langweiligen Wege seiner tüchtigen Vorgänger wandern, sondern versucht allerlei steile und gefährliche Abkürzungen. Dabei geht ihm in tatsächlicher und symbolischer Beziehung das „Schnäufchen" aus, und er bliebe elendiglich am Wege liegen, wenn die scharfe Jungfer ihn nicht resolut beim Wickel nähme und ihn auf die breite, sichere Straße brächte. Das soldatisch klirrende Hauskreuz mit dem Quadratschädel wacht also wie ein Cherubim über dem leiblichen und geistlichen Wohl des Kapläncheng, und weil es so fest und herrlich das Regiment führt, hat es den Ehrenplatz im Titel bekommen. Trotzdem bleibt der Held doch eben der Johannes Keng: er ist es, dessen Entwicklung wir erleben, und nur wie eine Art Sancho Pansa neben Don Quixote — der Vergleich hinkt allerdings auf einigen

Digitized by Google

Digitized by Google

Füßen — fuhrwerkt die standhafte Therese Legli neben ihm durch die Lachweiler Gefilde.

Kein Wort ist zu hoch und gewichtig, um die dichterischen Vorzüge dieser Erzählung zu kennzeichnen. Mit welcher kernfesten Bedächtigkeit und mit welchem Humor wird sie vorgetragen! Wie natürlich ist die Handlungsführung! Wie sicher und ruhevoll werden die geistlichen Herren und die Dörfler charakterisiert — ganz ohne Anstrengung und Scharfkantigkeit! Mit hageren oder runden Gesichtern gehen sie gemächlich einher, aber wenn man sie längst in der Tasche zu haben glaubt, überraschen sie vielleicht durch neue unerwartete Züge, die dem bisherigen Bilde widersprechen und zum Umlernen nötigen. Dergleichen Kühnheiten darf sich nur ein ganz sichrer Dichter leisten: die große Mehrzahl würde bei ähnlichem Unterfangen scheitern und das eigne Geschöpf zerstören, während Federer es erweitert und fortschreitend den Betrachter gleichsam aus einem Licht in das andere zieht. Man prüfe daraufhin etwa die prachtvolle Gestalt des „geizigen" Kirchenpräsidenten. Froh begrüßt erscheinen daneben auch die Porträts alter Bekannter aus den Lachweiler Geschichten, und mit jeder Seite, mit jedem neuen Gesicht wächst das Gefühl, daß man hier ein Staatsbuch vor sich hat und daß es wenige lebende Erzähler gibt, die es mit dem neuen Schweizerheinrich aufnehmen können.

Da wird mancher verwundert fragen: ja, von welcher Seite soll nun bei so blauem Himmel das angekündigte Donnerwetter kommen, das in den hohen Lobgesang hineintönt? Wo sind denn nun die Wolken, die dich bedrücken und unruhig machen? Es ist auch wirklich nicht leicht, darüber zu reden, denn Heinrich Federer ist zu allem andren ein Erzähler, der sich klug sichert und sein Spiel nicht von vornherein aufdeckt. Ist es nicht erfreulich, wenn ein heißer und eifriger Kaplan auf der grünen Weide des Lebens von törichten Theorien der Studierstube kuriert wird? Bravo, sagt man sich vor, diese jungen Schwärmer müssen sich erst einmal die Zinken von der Traumkrone stoßen; sie müssen vom scharfen Wind erst einmal geschüttelt werden wie die Obstbäume im Frühling, die auch tausend Blüten verlieren, damit die andern um so schöner gedeihen und stärkere Frucht ansetzen können. Und wenn deshalb der Kaplan Keng nacheinander von seiner scharfen Haushälterin, von alten Kapuzinern oder starrköpfigen Bauern trotz seiner Buch- und Kopfweisheit in den Sand gesetzt wird, so lacht man noch dazu vor Behagen, bis einem das Lachen mit einem Male in der Kehle stecken bleibt. Man fühlt plötzlich, daß man ganz unmerklich an eine gefährliche Grenze geführt wird. Halt! ruft man heimlich und spürt einen Druck auf der Brust. Aber da rollt der Wagen schon weiter und landet bei einem Ziele, gegen das wir uns mit Händen und Füßen wehren. Wir glaubten zu einem Spiele geladen zu sein, in dem ein junger Idealist von der blanken Wirklichkeit scharf zurechtgeschliffen wird, so daß er alle Hörner der Torheit und Eitelkeit verliert, aber in seinem Besten und Eigensten um so härter und glänzender wird. Statt dessen wirft der Held, der innerlich seiner eigenen Courage mißtraut, mit dem blinkenden Flittertand auch die goldne Krone selbst weg und macht aus seiner Schwäche ein Ziel und eine Stärke, macht eine Predigt und eine allgemeine Wahrheit daraus, die etwa lauten würde: Strebe nur nicht nach Neuem! Überhebe dich nicht in eitlem Reformeifer! Wandre ergeben den alten Weg deiner Vorgänger! Unterwirf dich demütig der Tradition und Autorität!

Gegen diese Weisheit lehnt sich alles Lebendige in mir auf. Man möchte dem Kaplan die herrlichen Worte Marquis Posas zurufen und ihm Achtung für die Träume seiner Jugend befehlen! Man möchte ihn fragen, ob es wirklich etwas gegen die Bücher beweist, wenn ein alter Bauer auch ohne sie fertig wird, und ob Ideen schon deshalb falsch sein müssen, weil sie in Lachweiler Anstoß erregen. Wenn Luther seinen braven Vorgängern gefolgt wäre und sich unter eine scharfe Therese geduckt hätte, hätte er allerdings keine Thesen an die Wittenberger Schloßkirche geschlagen, und wenn Kolumbus sich vom Lachweiler Kirchenpräsidenten hätte belehren lassen, so wäre Amerika noch immer nicht entdeckt, ja am Ende säßen wir noch in Höhlen. Nun wird Federer mir sagen, daß sein Held eben mit einem „kurzen Schnaufer" geboren sei und schon aus körperlicher und klug betonter Schwäche sich für gefährliche Wege nicht eigene. Aber warum hat er denn die beiden Vertreter, die gegen den Stachel der Tradition zu löcken wagen, mit Eigenschaften behaftet, die ihre Kraft lähmen — den Geistlichen mit Atem-, den Redakteur mit Geldnot? Warum hat er die bescheidenen und nichts weniger als revolutionären Ideale der Neuerer nicht auch in Gestalten verkörpert, die es mit den prächtigen und tüchtigen Gestalten der Gegenseite aufnehmen können? Warum hat er seinem heimlichen Helden nichts von dem Rechte gegeben, das er so bereitwillig an die andern verteilt? Und wenn die scharfe Therese mit dem aus junger Begeisterung geflossenen Manuskript des Kaplans auch gleichsam „alle unruhigen Teufelchen der Menschheit in den Ofen stößt", so mag ihr geistlicher Herr damit zum Frieden kommen, aber wir rebellieren und protestieren, denn wir wissen, daß neben den Teufeln auch Götter in der Unruhe wohnen, daß diese heilige Unruhe die Menschheit weiter gebracht hat als alle autoritätsgläubige Ruhe und daß gewiß viel Eitelkeit und Narrheit sich damit verknüpft, doch auch alles Stolze, Kühne und Große des Menschengeistes.

Muß man das einem Dichter sagen? „Die Zeit ist sonderbar, und sonderbare Kin-

Digitized by Google

der hat sie: uns!" Hier ist ein sich immer schöner entfaltender Poet, ein meisterhafter Gestalter, ein Sohn der freien Schweiz, ein Mann, genährt aus manchen Säften und Kräften, die einst ruhmreichen Angedenkens einen Gottfried Keller gebaren — und mit leidvollem Staunen sieht man zu, wie er sich selbst von seinem Mutterboden abzuschnüren versucht. Ist sein Buch eine Art Selbstverteidigung, ebenso sehr vom Kaplan für seine Vorgesetzten bestimmt wie vom Dichter für die deutsche Bildungswelt? Fühlt man nicht darin das gewaltsame Bemühen, eingeborene Kräfte zu unterdrücken — ein Bemühen, an dem die katholische Annette von Droste fast erstickt ist? Ja, lebt ganz im Grunde nicht etwas von jener Selbstmarterung darin, die bei der Handel-Mazzetti ins Weiblich-Hysterische schlägt? Ach, dieses schöne und hin und wieder humorvolle Buch hat zuletzt etwas Erschütterndes für mich, und ich frage mich, wohin das Gegenspiel der Kräfte führen soll. Erst jetzt, wo sich der tragische Riß in Federer zeigt, gewinnt man das volle Verständnis für seine Lieblingsgestalt, für Andreas Marxele, den die Studenten nur den „gefesselten Prometheus" nennen. Er trägt „einen Rock mit zu engen und kurzen Ärmeln und mit einem so schmalen Schulterblatt, daß ich immer das Gefühl der Not und Bedrängnis hatte, wenn ich Andreas reden und dazu hantieren sah. Es war dann anzuschauen, als ob er sich aus einem Gefängnis zu befreien suche, aber mit allen sterblichen Anstrengungen weder lösen noch erleichtern könne. Man dachte, dieser Mann würde Großes leisten, wenn er nur eine weitere Jacke trüge. So aber hemmt ihn der enge Ärmel am Ellbogen, und sobald er den Nacken strecken und sich gegen die bösen Mächte des Schicksals aufbäumen will, zwängt ihn der schmale Rücken derart ein, daß er sich wieder klein und demütig zusammenduckt!"

Diese Worte standen auf der ersten Seite des ersten Buches, das Federer herausgab. Sie gewinnen nun ein ganz neues Ansehn, und fragend sieht man nach Zürich hinüber. Der neue Schweizer Dichter gibt viele Rätsel auf. Aber in der zu engen Jacke von Andreas Marxele könnte man ihn selbst oder ein Stück von ihm erwischt haben. —

Es ist ein Glück, daß nicht alle unsre Dichter so kompliziert sind: der verfügbare Raum müßte sonst verdoppelt werden. Aber die nächsten Bücher vertragen es, daß man sie eiliger erledigt. Da hat z. B. Ernst Decsey eine Erzählung geschrieben: „Der kleine Herzog Cupidon" (Berlin, Schuster & Loeffler) — und durch dieses graziöse Ding kann man im Menuettschritt tanzen. Aus dem alten Wien seines ersten schönen Romans ist Decsey in das Paris des Sonnenkönigs gezogen, und mit Anmut, Zierlichkeit und eignem Vergnügen trägt er eine Geschichte aus der Zeit der galanten Korruptionen vor, ein weniger moralisches als amüsantes Abenteuer des Erzspitzbuben und Liebesgöttchen Louis François Armand de Richelieu. Elf Damen „lieben" diesen fünfzehnjährigen Verführer einträchtig „zur gesamten Hand", und der roi-soleil muß erkennen, daß seine ganze Macht nicht hinreicht, den kleinen Herzog Mores zu lehren. Denn zwar muß Cupidon offiziell auf Befehl Seiner Majestät die knochige Anne-Catherine de Noailles heiraten, aber jenseits der kirchlichen Zeremonien lehnt er alle sonstigen Verpflichtungen ab und beglückt in seiner Hochzeitsnacht zwar erstaunlich viele andre Damen, doch nicht die legitime Gattin. Um seinen Widerstand zu brechen, setzt man ihn in die Bastille — es hilft nichts, der Unverbesserliche findet selbst dort ein Schürzenband, an das er sich hängen kann. Wie das Histörchen ausgeht, will ich nicht verraten; der Spaß flaut zuletzt auch ab. Jedenfalls eröffnet sich am Schluß der Ausblick auf einen großen Festzug von Frauen, der dem galanten Herzog bis zum Grabe folgt, und lächelnd verspricht uns der in seinen kleinen Casanova verliebte Autor noch andre Stücke aus dem riesigen Liebeskranze. Wie ein schillernder Falter, keck und graziös und farbenfroh, flattert das Novellchen an uns vorbei — es wäre die geborne kokette, frivole, amüsante Operette mit Maskenzügen, übermütigen Abenteuern und Dekorationsprächten. Und ganz von fern lacht schon Voltaires Spott hinein: „O meine Kinder, welch eine schöne Revolution werdet ihr haben!"

Der 1876 geborene Rheinländer Wilhelm Schmidtbonn läßt sich als Erzähler immer seltener hören. Er jagt dem Lorbeer des Dramatikers nach, und es gibt viele, die für das Theater der Gegenwart noch Starkes von ihm erwarten. Zwar geht es ihm ähnlich wie Eulenberg: daß man schon ein bißchen lange hofft und harrt, aber schließlich werden die besten Äpfel erst nach Weihnachten reif, und wer will sagen, ob Schmidtbonn nicht zu ihnen gehört? Ich persönlich finde allerdings kein rechtes Verhältnis zu ihm. Er scheint mir zu sehr „Literatur": ein ehrgeiziger und unruhiger Sucher, der mich um so weniger bezwingt, je mehr er mich bezwingen will. Als er auftrat, folgte er den Fußstapfen Clara Viebigs und schilderte mit großer Anschaulichkeit, aber auch Horizontlosigkeit das niedere Volk am Rhein: Schiffer, Stromvagabunden, Bauern, Kleinbürger — alles sehr kräftig, aber mit der ganzen Skizzenhaftigkeit des Schusterrealismus. Er stellte immer eine Szene, stellte sie meisterhaft, aber kam nie von der Szene zum Werk. Man sagte ihm das, und nun sah man förmlich, wie dieser Dichter sich gewaltsam streckte und reckte, um sich aus der Enge und der Einzelheit zu erheben. Er deutete Horizonte an, öffnete symbolische Perspektiven, gab der Heimat und dem Realismus den Laufpaß und schrieb selbst Verse — kurz, er wollte durchaus zum höheren Stil

Digitized by Google

gelangen. Aus dem Naturalisten ward der Neuromantiker, aus dem Heimats- der Phantasiekünstler, statt der Rheinschiffer hörten wir den Grafen von Gleichen und den jungen Achilles, statt der Mundart und der Prosa hymnische Verse und biblisches Pathos. So recht von Herzen überzeugt hat mich das, wie gesagt, nicht, und die „Uferleute" halte ich noch immer für echter, als die meisten späteren Werke Schmidtbonns, in denen ich etwas Forciertes spüre. Zu jenen Großen, die mühelos die ganze Tonleiter beherrschen und in der Schifferspelunke so heimisch sind wie in Oberons Reich, wird der Rheinländer ja selbst von seinen treuesten Verehrern kaum gezählt werden. Da drängt sich manchmal der Gedanke auf, daß er weniger originale Kraft, als eine ausgebildete Einfühlungsfähigkeit besitzt — ein Gedanke, der durch seine niederrheinische Herkunft noch bestärkt wird. Jener Winkel hat immer mehr Dichtung vermittelt, als geschaffen. Aber wenn ich mich irren sollte — um so besser! Ich möchte viel lieber glauben, als zweifeln.

Wilhelm Schmidtbonns neuestes Buch, „Der Wunderbaum" (Berlin, E. Fleischel & Co.) kann mir allerdings den Glauben nicht geben. Ganz im Gegenteil. Es sind 23 Legenden, die da in einen Rahmen gespannt sind, und ob ich es hin und her überlege: der Rahmen ist ebenso outriert wie die Füllung. Was uns auf den paar hundert Seiten serviert wird, ist ein preziöses Schaugericht, das nach etwas aussieht und hinter dem verteufelt wenig steckt, so daß man den „Wunderbaum" hungrig verläßt und nach einem ehrlichen Apfel ohne allen Wunderzimt begehrt. Hinter die meisten Legenden macht man ein dickes Fragezeichen. Da wird z. B. erzählt, daß sich ein Mädchen ihrem Freunde unter einer riesenhaften Eiche hingibt. Doch plötzlich senken sich alle Äste des Baumes wie umklammernde Arme um und über sie, so daß man sie mit Äxten aus der Umschlingung der Eiche herausschlagen muß. Das Kind, das ihr geboren wird, trägt Moos auf dem Kopf, strebt in den Wald hinaus und steht dort, ein Vogelnest auf dem Haupte, Blätter und Wurzel treibend, halb Baum, halb Mensch unter den anderen Stämmen. Als man es von Blättern und Wurzeln befreit, stirbt es. Riesen, Zwerge, Meerwunder allerart, Frauen mit blauen Haaren und einem einzigen Auge auf der Stirn treiben in andern Stücken ihr Wesen, und das einzige, was man mit Sicherheit von ihnen erwarten kann, ist Betätigung sinnlicher Empfindungen. Sonst aber haben die meisten dieser Legenden nicht genug fühlbare menschliche Bezüge und hinterlassen in der Hauptsache nur Leere und Kopfschütteln. Ich bin der letzte, der die ewigen Phantasierechte des Dichters leugnen oder verkümmern lassen wollte, ich will ihm gern alle Wunder glauben, doch diese Wunder müssen entweder in sich sinnvoll sein oder in reiner Schönheit erstrahlen. Aber weder Gehalt noch Form bezwingen hier. Nur in Versen wären vielleicht Legenden solcherart möglich; von der Prosa verlangen wir mehr Schwere und Realität. So ist das Buch Schmidtbonns, der so sehr nach Stil strebt, im Grunde ein stilloses Buch. Und wenn wir gar einmal vor diesen 23 Legenden an die sieben herrlichen Legenden des Staatsschreibers von Zürich denken, dann versinkt der ganze aufgeputzte Wunderbaum des Rheinländers vor einem wirklichen Wunder.

Wer hier hungrig geblieben ist und sich an braver, gesunder Hausmannskost, an einer Satte köstlicher Dickmilch und kernigem Schwarzbrot sättigen will, dem empfehle ich die „Bergdorfgeschichten" von Meinrad Lienert (Frauenfeld, Huber & Co.). Diese zehn Geschichten machen keine Luftsprünge, stellen sich nicht auf den Kopf und geben keinen Anlaß zu langem Nachdenken, aber es weht eine helle, frische, kräftigende Luft hindurch, und Buben wie Maidlis, Junge wie Alte stehen darin mit festen derben Beinen auf unserer lieben Erde. Eine gute, also gar nicht zimperliche, das Kind beim rechten Namen nennende Volkstümlichkeit regiert hier; das Herz wird nicht heiß, aber warm; es wird getanzt und geschlittelt, geliebt und getrunken, gearbeitet und gestorben nach rechter Art, und so tapfer wie die Schmiedjungfer in der längsten Geschichte den schweren Hammer schwingt, so tapfer und tüchtig treten auch die anderen Eidgenossen an ihre Sache heran, ohne daß dazwischen die Lümpchen gerade fehlen. Man sieht das Volk in seinen ererbten Sitten und Bräuchen; der „Samichlaus", der gabenspendende St. Nikolaus, rückt an mit erleuchteter Infula und dem Gefolge der Waldbrüder; die „Mummerien und Joheen" kommen am „Geudismontag", zu Fastnacht, auf Jungfernraub und trinken den Rossoliwein; die hablichen Dorfbauern machen ihre winterliche Schlittenfahrt von Einsiedeln hinauf zur Kapelle ihres lieben Landespatrons Sankt Meinrad, und man läßt sich gern in den Kreis der Feiernden ziehen und nickt mit heiterem Gesicht, wenn sich nach gutem alten Brauch Schatz und Schätzchen finden. Ein Volksdichter, dessen herzhafte Erzählungen auf jeden Fall in die Volksbibliotheken eingestellt werden sollten.

Mit kurzen Worten sei noch zweier „Tierbücher" gedacht: in der Zeit der rechnenden Pferde brauchen sie ihre Daseinsberechtigung nicht erst zu erweisen. Ludwig Ganghofer plaudert in seiner frischen, heiteren Art von allerlei Erlebnissen mit „Kreaturen" (Stuttgart, A. Bonz & Co.). Die Jagd- und Hundegeschichten überwiegen natürlich; der urkomische Dackel gibt ein unerschöpfliches Thema ab; in einer seiner Daseinsformen, als „Herzmannski den Getreuen", haben ihn ja die Leser dieser Hefte erst kürzlich kennen gelernt. Ein zur Blutauffrischung erstandener „Renaissancehirsch", der perversen Neigungen zum weiblichen Küchenpersonal huldigt; ein Nußhäher, der

Digitized by Google

Ehrengeschenk. Bronze von Prof. Theodor von Gosen

Digitized by Google

Digitized by Google

dem Unglücksraben Hans Huckebein Konkurrenz macht; ein Kanarienvogel, den der Siebenschläfer holt; eine Schnepfe, „das Schicksal mit dem langen Schnabel", durch deren Erlegung ein alter Nimrod eine Wette und ein — Geweih gewinnt; eine Eidechse mit zwei Schwänzen — das sind so ein paar der kreatürlichen Helden des Bandes. Mit nettem Humor, mit manchem schmunzelnden Seitenblick auf allzu Menschliches wird von ihnen berichtet. Am feinsten und schönsten ist die Szene, in der das Wiesel, „die Tänzerin unseres lieben Herrn", wie ein zartes schlankes Jüngferchen auf dem Schlüsselbrett vor dem armlosen Gekreuzigten in der verlassenen Berghütte „tanzt". Hier lebt und wirkt jene reine, ganz germanische Freude am Geschöpf, die es nicht ändern, nicht umdeuten, nicht zu irgendwelchen außerhalb seiner Natur liegenden Zwecken gebrauchen will. Diese mitlebende Verbundenheit, diese naive Anschauung ist dichterisch die einzig mögliche, und gerade sie findet man so selten. Deshalb haben wir zwar viele Tiergeschichten, aber wenig Tierdichtung. Echte Tierdichtung ist immer echte Märchenkunst. Nirgends leben die Tiere so schön und so sehr auf eigenem Fuß, wie in den uralten Volksmärchen oder in Kiplings märchenhaftem Dschungelbuch.

Der Livländer Manfred Kyber hat Märchen geschrieben; er hat seinem Werkchen „Unter Tieren" (Berlin, Vita) ein paar Worte vorangestellt, die das Beste hoffen lassen. „Alle sind wir Kinder einer Einheit. Um ein Geschöpf zu verstehn, muß man in ihm den Bruder sehn." Aber liest man danach seine Geschichten, so ist man doppelt enttäuscht, wenn sie nach solcher Vorrede die Kreatur doch meist unter dem Gesichtspunkt menschlichen Witzes betrachten. Eine dicke Wanze, Frau Oberbettrat Krabbelbein, geborene Saugesanft, ladet zu einem Rout in ihre Villa, eine alte Matratze, ein. Es kommen einige Flöhe aus den allerbesten Kreisen, darunter der Champion im Hochsprung und der Champion im Weitsprung, überhaupt Sportsleute, jeunesse dorée, voran ein etwas blasierter, elegant gebauter Floh mit lässigen Beinbewegungen und dem Wahlspruch: toujours en dessous! Oder um die Juckregion zu verlassen: Da läßt sich das Krokodil patentieren; da gründet Onkel Nuckel, das Kaninchen, eine Terraingesellschaft — man sieht zur Genüge, daß der zoologische Garten hier nur zu satirisch paprizierten Feuilletons verarbeitet ist. Sehr witzige, sehr unterhaltende Tagesware — mehr nicht.

In ganz andere Welten reißen uns zwei Veröffentlichungen, die Wahn und Leidenschaften der Vergangenheit dem heutigen Leben ins Gedächtnis rufen. Unter dem Titel „Das peinliche Gericht" hat Alexander Benzion „interessante Kriminalgeschichten aus dem neuen Pitaval und anderen Quellen" bearbeitet (Straßburg, Jos. Singer). Die Bearbeitung war nötig, denn ich finde, über dem Pitaval, über seinen doch nach dem Leben erzählten Fällen lagert heute eine dicke Staubschicht. Dem Auswahlbande fehlt dieser Modergeruch. Außer allbekannten, sittengeschichtlich wichtigen und ohne Reflexionen vorgetragenen Stücken, wie dem Fall des Urbain Grandier, findet man darin auch Neueres, etwa den vielgenannten, aber im einzelnen kaum noch bekannten Blutmordprozeß von Tisza-Eszlár. Und wenn der Psychologe vor den Gestalten seltsamer Verbrecher auf seine Kosten kommt, so der stoffhungerige Geist und der menschliche Witz vor allerlei kuriosen Spielen des Zufalls oder sonst merkwürdigen Affären.

Gründlicher und gewichtiger schreitet ein zweites, früher sehr geschätztes und heute fast vergessenes Werk ähnlicher Art einher: „Merkwürdige Verbrechen in aktenmäßiger Darstellung von Anselm Ritter von Feuerbach" — ein Werk, das zwischen 1808 und 1849 in mehreren Auflagen erschien, den berühmten Kriminalisten, den Vater des Philosophen und Großvater des Malers, zum Verfasser hatte und jetzt in einer zweibändigen Auswahl durch Wilhelm von Scholz zur Auferstehung gelangt (München, Georg Müller). Als „geheimer Referendar des Justizministeriums" hatte Feuerbach die Aufgabe, nach den ihm vorgelegten Akten eines Mordprozesses den Bericht an den König zu verfassen, auf Grund dessen Bestätigung des Todesurteils oder Begnadigung erfolgte. Dieser Zweck nötigte ihn schon, neben die formal-juristische eine rein menschliche Beurteilung des jeweiligen Falles zu stellen, und so entwirft er gern ausführliche Charakterbilder der Schuldigen. Das geschieht oft mit solcher psychologischen Meisterschaft und in einem so starken, durchgebildeten Stil, daß ein moderner Dichter dieses Werk „um seiner literarischen Bedeutung willen" aufleben läßt. Meines Erachtens hätte allerdings ein einziger Band genügt. Denn man kann nicht umhin festzustellen, daß man allmählich gegen die schönsten Morde abstumpft, und daß die feinsten psychologischen Analysen nicht mehr kurzweilig sind, wenn der Attentäter uns langweilt. Das trifft aber nur für die Fälle zu, an denen wir heute nichts Merkwürdiges mehr finden. Die Hälfte der „merkwürdigen" Verbrecher Feuerbachs, die eine robustere Zeit köpfen und rädern ließ, würde mit Hilfe unserer Sachverständigen heute dem Tode entgehen, und wie sich die Welt in wenig mehr als hundert Jahren gewandelt hat, mag man auch daran ermessen, daß Schwerverbrecher in Bayern zum — Soldatenstand verurteilt wurden, — eine Strafe, die der Einkerkerung im Zuchthaus gleichstand. Wer viel Romane lesen muß, hat manchmal ein unbezwingliches Verlangen nach Realität und begrüßt sie dankbar, selbst wenn sie wie hier etwas blutig ist.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Neue Werke von Prof. Theodor von Gosen — Käthe Kollwitz und ihr Werk — Speisezimmer-Einrichtung von E. H. Walther in Dresden — Moderne Uhrenkunst von Karl Bertsch in München — Korbmöbel, entworfen von M. A. Nicolai, ausgeführt von Derichs & Sauerteig in Koburg — Metallarbeiten von Georg Mendelssohn in Hellerau — Zu unseren Bildern

Es gab eine Zeit — und sie ist gar nicht so weit entfernt von der Gegenwart —, in der sich für die plastische Kunst die Reichshauptstadt die führende Stellung gegenüber München zu sichern schien, eine Stellung, die in dem persönlichen Interesse des Kaisers und in seinen großen Aufträgen auch eine starke materielle Stütze fand. Man konnte damals wohl sagen, daß Berlin in dieser Beziehung an der Spitze marschierte. Es heißt nun nicht, die damals führenden Berliner Bildhauer in ihrer Gesamtheit verkleinern, wenn man heute zugibt, daß mancherlei Überschätzung mit untergelaufen ist, daß man gezwungen ist, das Urteil etwas zu revidieren. Dafür ist München wieder mehr und mehr in den Vordergrund getreten; nicht nur die großen Münchner Meister haben sich behauptet und befestigt, auch viele ihrer Schüler gelangten zur Anerkennung und zum wohlverdienten Ruhm; gleichviel ob sie an der Isar weiterarbeiteten oder einem Ruf nach auswärts folgten. Zu den letzteren gehört Theodor von Gosen, der — im Jahre 1873 in Augsburg geboren — Schüler des trefflichen Rümann war und jetzt als Lehrer an der Kunstschule zu Breslau wirkt. Was mich an seiner künstlerischen Erscheinung besonders fesselt, ist nicht zuletzt die Art, wie er — ohne seine Schule irgendwie zu verleugnen — sich in norddeutsche Auffassung hineingelebt hat; es soll wahrhaftig keinen politischen Einschlag bedeuten, wenn ich sage: in unser preußisches Empfinden. Ganz von diesem Empfinden scheint mir zumal das neueste große Werk Gosens getragen, das Denkmal des „Betenden Lützowers", das im letzten Herbst in Schlesien, bei Zobten am Berge, enthüllt wurde, unweit Rogau, in dessen Kirche das Lützower Freikorps vor seinem Abmarsch auf den Kriegsschauplatz eingesegnet wurde. Das ernste, großzügige Werk, das den Geist der Befreiungskriege unendlich kräftiger und voller widerspiegelt als ein halbes Dutzend Festspiele, scheint gleichsam unter der Einwirkung des Arndtschen Mottos: „Wer ist ein Mann? Der beten

Ehrenpreis der Stadt Breslau
Bronze von Prof. Theodor von Gosen

Landwehroffizier 1813
Bronze von Prof. Theodor von Gosen

Digitized by Google

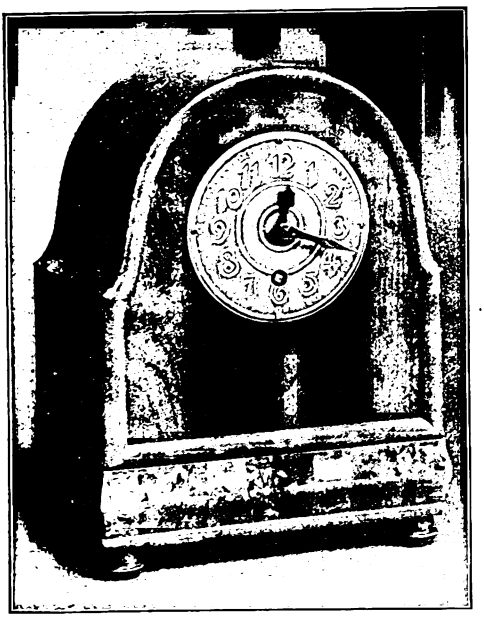
Das Lützowerdenkmal bei Zobten. Von Prof. Theodor von Gosen
Nach einer Photographie aus dem Atelier Ed. van Delden in Breslau

Digitized by Google

Digitized by Google

Zyklen: „Der Weberaufstand“ und „Bauernkrieg“ geworden; aus letzterem geben wir (auf S. 469) das Blatt „Gefangene“ wieder, das die Eigenart der Künstlerin, ihre große, auch vor dem Extremen nicht zurückscheuende Kunst, ihre seltene Gabe, oft mit wenigen Strichen Leiden und Leidenschaften auszudrücken, vortrefflich kennzeichnet. —

Der Rest unserer Rundschau ist diesmal vollständig dem Kunstgewerbe gewidmet. Da ist zunächst eine Innendekoration — daß man doch um den häßlichen Ausdruck nicht herum kommt! — ein Speisezimmer von Ernst H. Walther in Dresden-Loschwitz, durch klare Linienführung und Flächenbehandlung vorteilhaft ausgezeichnet. Da sind ferner, ein noch recht vernachlässigtes Gebiet, neuere Uhrgehäuse, zu denen einige Worte

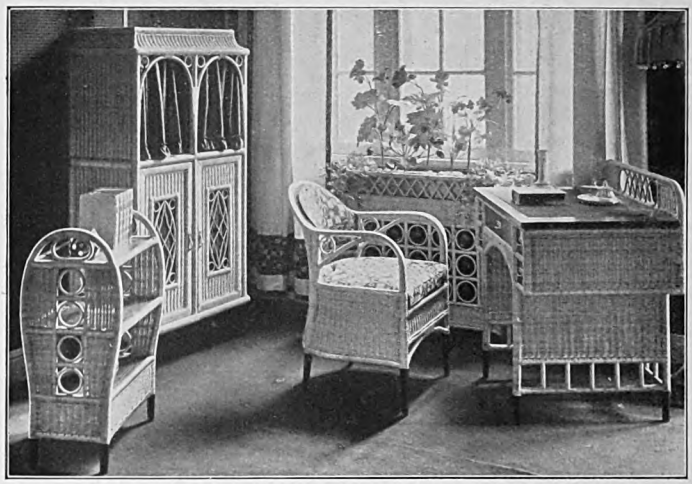


fen. Die Zeiten, in denen man die persönliche Arbeit schätzte, sind vorüber, und es gehört heute schon ein sehr starkes Interesse an der handwerklichen Leistung dazu, um sie dem industriellen Erzeugnis vorzuziehen und dafür den unvermeidlich höheren Preis zu zahlen. Die Uhren von Karl Bertsch sind solche Gaben der wieder erwachten Freude am Handwerk, das alle wertvollen Eigenschaften des verarbeiteten Materials auszu-

erlaubt sein mögen. Die Vervollkommnung unserer maschinellen Hilfsmittel hat es mit sich gebracht, daß die allgemeinen Bedürfnisse der großen Menge heute fast ausschließlich durch Erzeugnisse der Maschinenarbeit befriedigt werden, daß es kaum einen Zweig gewerblicher Arbeit gibt, auf dem nicht die mechanische Arbeitsleistung der Maschine den Markt beherrscht. Diese Entwicklung und die so erreichte Verbilligung alles Gebrauchsgeräts sind aus unseren heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen gar nicht mehr wegzudenken, und es ist nur natürlich, daß die allzuvielen, denen das Verständnis für den Wert handwerklich gearbeiteter Gegenstände fehlt, nur darauf bedacht sind, billig zu kau-

Uhren. Entworfen von Karl Bertsch, ausgeführt von den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in München

Digitized by Google

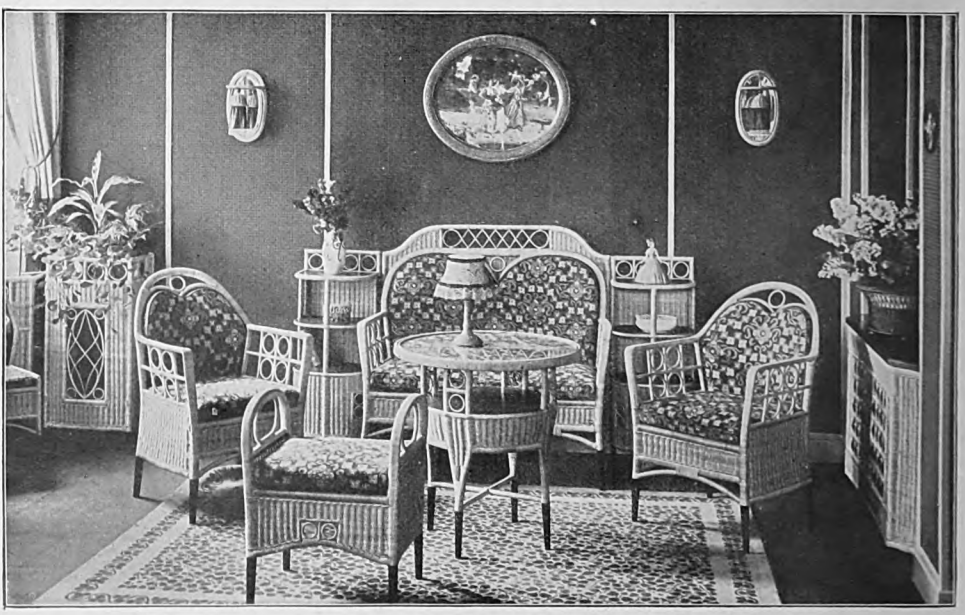


Korbmöbeleinrichtung eines Arbeitszimmers. Von M. A. Nicolai in Dresden
Ausgeführt von Derichs & Sauerteig, kunstgewerblichen Werkstätten in Koburg

durch äußeren Prunk blenden läßt und am Besitz einer guten Arbeit seine stille Freude hat, wird sie zu schätzen wissen. Wobei ich freilich nicht umhin kann, mich schmerzlich-sehnsuchtsvoll einer alten einfachen Uhr zu erinnern, die im Zimmer meines Großvaters auf dem Kaminbord stand. Sie ist dann, als wir vor lauter Geschmack geschmacklos wurden, mit anderem alten mißachtetem Gerümpel auf die Bodenkammer gewandert und verkommen. Heute würde man ihr auf jeder Ausstellung einen ersten Preis zuerkennen. Was sind wir doch für wunderliche Menschenkinder! —

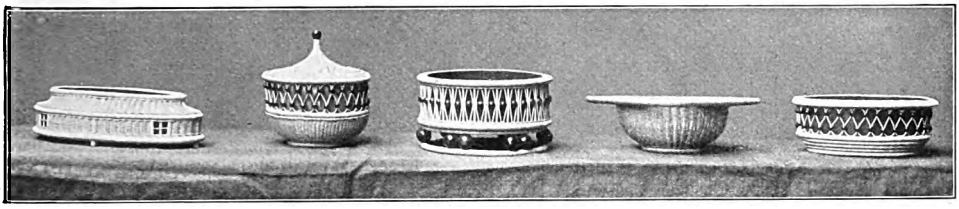
nutzen weiß und zur Geltung kommen läßt. Hier sind es die sorgfältige Auswahl edler Hölzer, die gute Durchbildung der Form und die solide Arbeit, die diesen Gehäusen ihren besonderen Wert geben. Die natürliche Schönheit des Holzes ist durch die verschiedenen Möglichkeiten der technischen Verarbeitung — Beizen, Polieren, Intarsien — noch gesteigert, und alles ist vermieden, was die ruhige, vornehme Wirkung der Arbeiten stören könnte. Sie sind gewiß nicht jedermanns Geschmack, geizen auch nicht nach dem Beifall der Menge. Wer sich aber nicht

Erfreulich ist's gewiß immer, wenn das gute Alte wieder zu Ehren kommt. Erfreulich aber erst recht, wenn etwas wirklich Neues wirklich gut ist. Dazu möchte ich die Ausdehnung rechnen, die die Verwendung der Korbmöbel gefunden hat. Ich sehe mit immer erneuter Freude, in welchem Umfang die Korbmöbel, ehedem auf Garten und Veranda, allenfalls auf die Diele beschränkt, sich Raum erobern. Unsere Abbildungen, die wir der rührigen Firma Derichs & Sauerteig in



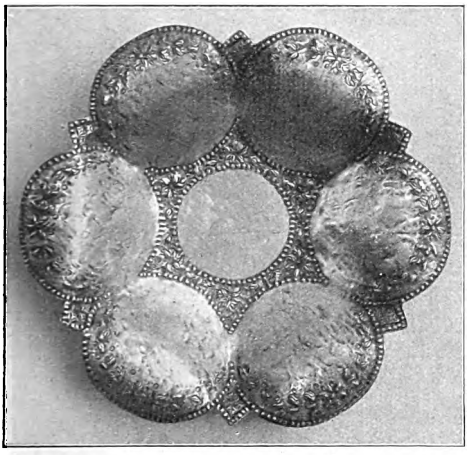
Korbmöbel. Entworfen von M. A. Nicolai in Dresden
Ausgeführt von Derichs & Sauerteig, kunstgewerblichen Werkstätten in Koburg

Digitized by Google



Körbchen. Entworfen und ausgeführt in den kunstgewerblichen Werkstätten von Derichs & Sauerteig in Koburg

Koburg, dem Hauptsitz der deutschen Korbmöbelindustrie, verdanken, mögen für sich selber sprechen. Immerhin kann ich eine leise Warnung nicht unterdrücken: es gibt auch auf diesem Gebiet eine Grenze! Der Schrank z. B. auf der oberen der beiden Abbildungen, will mir nicht recht in den Sinn, scheint mir

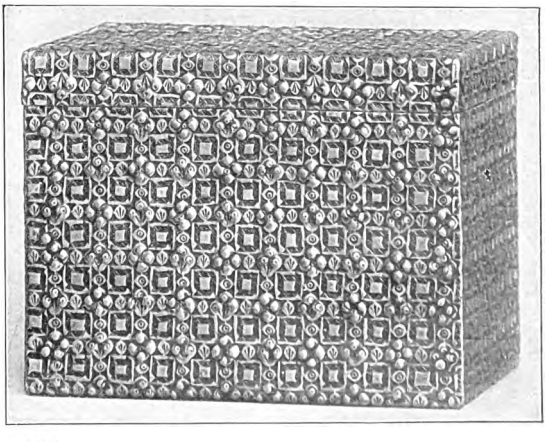


Schale in Messing getrieben von Georg Mendelssohn in Hellerau

dem Material nicht mehr zu entsprechen. Ein größerer Schrank muß immer etwas Kräftiges, Wuchtiges haben, was das Korbgeflecht nicht hergibt. —

Den Schluß der Rundschau illustrieren Abbildungen nach neuen Metallarbeiten von Georg Mendelssohn in Hellerau bei Dresden. Es sind ausnahmslos handgetriebene Stücke, die der Künstler unter Vermeidung jeglicher maschineller Hilfsmittel, meist in Messing und Eisen, ausnahmsweise auch in Silber fertigt. Er ist dabei sparsam mit dem Ausputz, legt das Schwergewicht entschieden auf die schöne Form; wo er reicheren Schmuck anwendet, bevorzugt er die Bildung von Mustern durch kleine Stempel, die er hart nebeneinander setzt; ähnlich wie dies mit den sogenannten petits fers bei der Randvergoldung guter alter Bucheinbände geschah und heute noch bei kostbaren Einbänden geschieht.

Das Heft eröffnet diesmal ein großer Artikel, der selbstverständlich Wagners „Parsifal" gilt. „Parsifal" ist ja in diesen Wochen Trumpf allerorten, und selbst die heißesten Verehrer des Meisters, die sein erhabenstes Werk gern ausschließlich für Bayreuth gesichert wissen wollten, werden voll befriedigt auf den Siegeszug schauen, den es über alle großen und mittleren Bühnen des In- und Auslandes nahm. — Wir haben ernstlich erwogen, ob wir über die Aufführungen des Parsifal auf größeren Bühnen zusammenfassend berichten sollten. Es verbot sich schließlich aber schon aus räumlichen Gründen, und wir mußten uns darauf beschränken, die beiden Berliner Aufführungen zu würdigen. Dafür geben wir aber etwas ungleich Eigenartigeres: eine Übersicht über die so verschiedenartigen Inszenierungen, die zumal an die Kunst der Dekorationsmaler kaum je vorher dagewesene Anforderungen stellen. Es ist ungemein interessant, zu sehen, wie mannigfache Lösungen für dieselbe Aufgabe gefunden wurden. — Im Illustrationsschmuck des Heftes soll als würdiges Gegenstück zum Parsifal-Artikel der schöne Aufsatz über Moretto dienen, den wir mit zwei farbigen Einschaltbildern begleiten, von denen die Wiener „Heilige Justina" der besonderen Beachtung unserer Freunde, auch nach der technischen Seite hin, empfohlen sei. Solche Beachtung verdienen auch unsere anderen farbigen Faksimiledrucke. Wir führen z. B. mit dem ganz eigenartigen Blatt

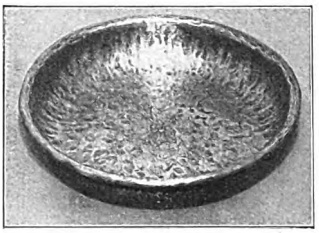


Kästchen in Messing getrieben von Georg Mendelssohn in Hellerau

Digitized by Google

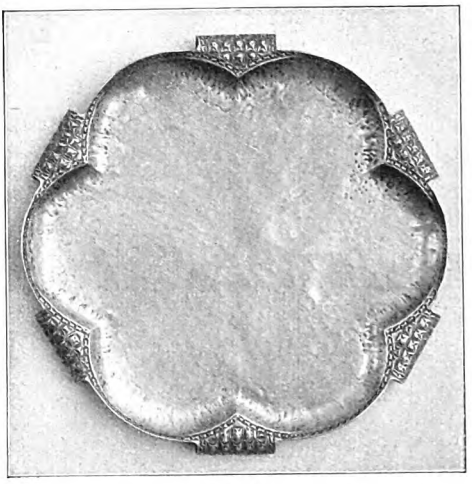
„Eisplatz“ einen jungen Münchner Künstler Eugen Feiks ein, der gewiß noch viel von sich reden machen wird (zw. S. 344 u. S. 345); ein anderer Eugen, der Breslauer Spiro, ist ja schon längst ein bekannter Meister, und sein sehr mondänes Frauenbildnis (hinter S. 352 eingeschaltet) wird vielleicht mancher schönen Leserin einen leisen Seufzer des Neides entlocken. Von Prof. Angelo Jank bringen wir ein flottes Reiterbild (zw. S. 432 u. S. 433), prachtvoll in der Zeichnung und im Kolorit; von dem jungen Elsässer Heinrich Beecke ein famoses, kräftiges Stilleben (nach S. 424 eingeschaltet) in kühnen und doch harmonisch ausgeglichenen Farbenzusammenstellungen. — Ein plastisches Werk von Prof. Max Klinger interessiert immer; diesmal handelt es sich aber um ein ganz besonderes Kunstwerk, um die Bildnisbüste einer vornehmen Japanerin. Da die Arbeit bereits verschiedentlich in Zeitungen besprochen wurde, können auch wir bemerken, daß die Marmorbüste die schöne Gattin des japanischen Gesandten in Berlin wiedergibt (zw. S. 392 u. S. 393). Eine andere, in der norddeutschen, zumal der Berliner Gesellschaft sehr bekannte Dame malte Franz Triebsch: die liebenswürdige Frau Ilse v. Dippe, die Tochter des Generals v. Dickhuth-Harrach (nach S. 416). Die künstlerischen Qualitäten des Gemäldes kann man gewiß nur anerkennen; daß Frau v. Dippe aber noch anmutiger und schöner ist als auf dem Bildnis, könnte ich aus eigenster Anschauung vor jedem Gericht bekräftigen. — Das Porträt des kürzlich verstorbenen trefflichen Alfred Lichtwark, des vorbildlichen Hamburger Museumsleiters (nach S. 384) gab uns Graf Leopold von Kalckreuth, einer der intimen Freunde des ausgezeichneten Mannes, der so aufrichtig betrauert wird wie wenig andere, die im Kampf des Lebens standen. — Den Abschluß mögen zwei Gemälde bilden, die etwas zu erzählen wissen, wie ich mich ausdrücken möchte, weil ja wohl das Wort Anekdotenbild jedem modernen Maler schmerzlich weh tut. Als ob nicht auch solche Bilder Kunstwerke sein könnten, wie es denn die von uns, hinter S. 336 und S. 464 veröffentlichten, wahrlich in vollem Maße sind. Das eine, „Musikalisches Gespräch“, stammt aus dem Atelier von Paul Segisser in Karlsruhe; der Schöpfer des anderen, „Bauernmahlzeit“, ist der Holländer Albert Neuhuys, in dessen Schaffen manche Note an den großen Israels mahnt.

H. v. Sp.



Schale. Arbeit in Eisen von Georg Mendelssohn in Hellerau

Wandbecken, in Messing getrieben von Georg Mendelssohn in Hellerau

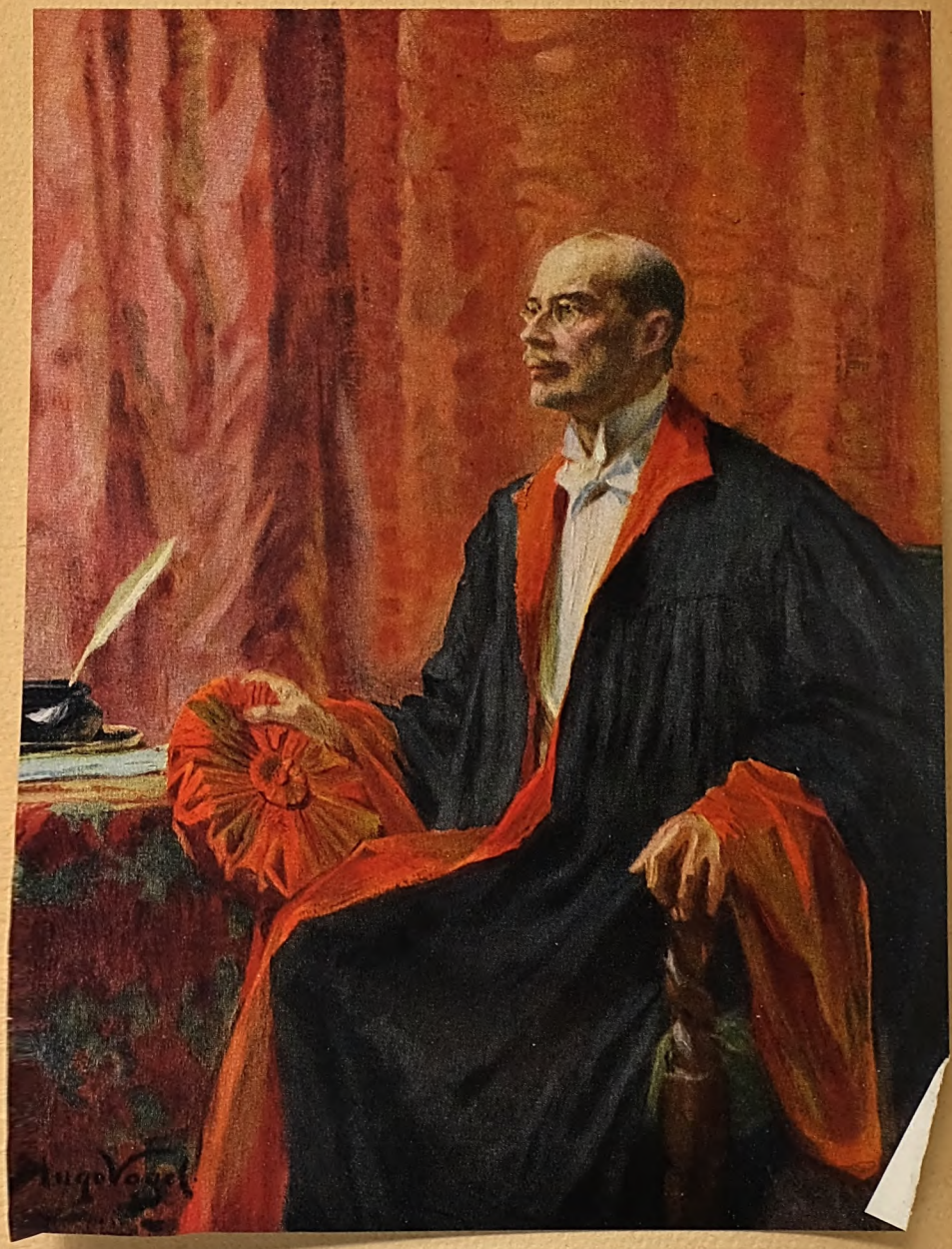


Schale
In Messing getrieben von Georg Mendelssohn in Hellerau

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Bildnis des Geheimrats Prof. Dr. His

Gemälde von Prof. Hugo Vogel

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXVIII. Jahrgang 1913/1914 — Heft 8. April 1914

Das Kreuz der Wahrheit

Roman von Georg Hirschfeld

An der Mole von Abbazia lag der Dampfer „Daniel Ernö" reisefertig. Er sollte aus dem Quarnero zu den dalmatinischen Häfen fahren. Es war ein Frühlingsnachmittag von jener trügerischen Schönheit, die nur für Seefeste Hoffnung birgt. Das Hafenwasser still, unter mildem, blauem Himmel — draußen hinter dem Steindamm ein Sprühen und Tanzen auf der weiten Fläche, Lustigkeit scheinbar auf jedem Segler, der schräg geweht in die Adria hinauswollte. Dennoch wurde der Dampfer stark besetzt. Zaghafte Gemüter mieden es aus Scham, das Wetter für schlecht zu halten — feste gingen vergnügt über die schmale Brücke auf das Schiff. Schon füllte eine elegante Menge das Oberdeck. Auf der Mole blieben noch drei junge Mädchen, die trotz ihrer Verschiedenheit einander ähnlich waren und auch durch die fast übereinstimmende Kleidung sich als Schwestern dokumentierten. Man kannte die Brahes. Schlanke, kräftige Gestalten, blond, von dem vollen und trockenen Blond der Skandinavierinnen. Zwischen 25 und 20 Jahren, wettergebräunt, mit einem etwas harten Reiz, der nicht beim ersten Anblick gewann. Man mußte sie länger betrachten. Dann sah man, daß Betty, die Älteste, schön war, aber wenig Leidenschaft in den Augen hatte. Die spürte man um so stärker bei Thora, der Jüngsten, deren Züge unregelmäßiger, aber reizvoller waren. Ihre kleine, geschmeidige Gestalt war der Gegensatz zu Bettys hoher Üppigkeit. Hinter diesen beiden Schwestern stand Helene, die Mittlere, zurück. Sie hinkte infolge eines Unfalls in früher Kindheit und hatte etwas Eckiges, Ringendes behalten. An Kraft übertraf sie die Schwestern, aber sie blieb sich ihres Mangels stets bewußt. Das wollten Betty und Thora nicht aufkommen lassen. Absichtlich kleideten sie sich mit einer künstlerischen Schlichtheit, die Helene mitmachen konnte. So blieb es ein harmonisches Trio.

Heute war der Schwesternbund gestört. Sie hatten schon lange auf der Mole gestanden und mit leiser Heftigkeit debattiert. Sie wollten den „Daniel Ernö" besteigen und wollten es doch nicht. Eine weite Reise hatten sie gewiß nicht vor; nach ihren Handtäschchen zu urteilen handelte es sich um einen Abendausflug. Der Vater, der sonst immer dabei war, ließ sich noch nicht blicken. Plötzlich sah man, daß Helene sich mit einem Achselzucken abwandte und die Mole zurück auf Abbazia zuschritt. Thora machte eine Bewegung, als wollte sie ihr folgen. „Komm, Betty! Sie hat recht! Heut müssen wir's ihm zeigen! Es ist eine Unverschämtheit!"

„Aber was denn?" fragte die hübsche Schwester in ihrer behäbigen Weise. „Was fällt dir denn ein? Ich werde doch nicht Lenes Verfolgungswahn mitmachen? Wir haben uns den Ausflug nach Bocclari vorgenommen — also machen wir ihn."

 Nachdruck verboten. Copyright 1914 by Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

„Willst du durchaus seekrank werden? Sieh doch die weißen Kämme draußen!"

„Ich will mich nicht wieder von euch aufziehen lassen. Wenn ich jetzt sage, ich fahre nicht mit, dann zwingt mich Papa mit seinen entsetzlichen Mitteln. Davon wird man erst seekrank."

„Ich verstehe deine Logik nicht, liebe Betty. Aber wir wollen uns doch nichts vormachen. Hast du den Menschen gesehen? Er ist oben auf dem Schiff. Wenn er hört, daß wir nach Bocclari fahren, fährt er auch nach Bocclari. Zum Henker, da steht er schon wieder!"

Thora wandte sich heftig ab und zog Betty auch mit herum. An Bord des „Daniel Ernö" standen die Passagiere plaudernd über die Brüstung gebeugt. In eine Lücke war soeben ein junger Mann getreten, der sofort die Schwestern betrachtete. Man sah unter der Reisemütze ein hageres, bartloses Gesicht mit starker Nase und schönen, etwas groben Zügen. Er lächelte ironisch. In seinen schwarzen Augen brannte ein müdes und doch waches Feuer. Trotz seiner makellosen Eleganz hatte der junge Mann etwas von einem Kommis oder Bedienten. Eben faltete er die Hände auf der Brüstung. Es waren rote und gewöhnliche Hände, obwohl sie sehr gepflegt waren. Sie hielten eine kurze Pfeife, deren Rauch der junge Mann behaglich einatmete.

Thora und Betty hatten sich vollständig abgewandt. „Sieh nur, wie eilig Lene es hat! Sie ist doch ein famoser Kerl! Komm' jetzt!"

„Du bist wirklich närrisch, Thora. Papa hat sich mit uns hier verabredet. Er muß jeden Augenblick kommen. Willst du eine Szene mit Papa haben?"

Thora stampfte mit dem Fuß auf. „Wenn du nur nicht immer wie die Katze um den heißen Brei gehen möchtest! Jawohl! Ich bin gewiß keine Spielverderberin! Aber man muß mal mit dem Unsinn Schluß machen! Du bist schuld, daß der Mensch frech geworden ist!"

„Ich?! Nun reißt mir aber die Geduld!"

„Du hättest nie eine Gefälligkeit von ihm annehmen dürfen! Warum hast du dir gestern nach dem Konzert die Garderobe von ihm holen lassen?"

„Es war solch fürchterliches Gedränge. Er hat mir plötzlich die Marke weggenommen. Ich wußte gar nicht, wie das kam."

„Jawohl! Du hast dir mit Wonne helfen lassen! Lene hat sofort gefragt, ob dein seidenes Tuch noch im Mantel ist!"

„Lene hat keine Ahnung von solchem Menschen!"

„Solange wir in Abbazia sind, steigt er uns nach. Auf jedem Spaziergang, bei jedem Konzert — es wird einem alles verleidet. Abends in den Anlagen hat man eine Todesangst. Du glaubst doch auch immer, daß er hinter den Palmen steht! Was will der Mensch von uns?"

„Merkwürdig, wie kurzsichtig du bist, Thora. Fällt dir denn eins nicht auf?"

Thora sah schnell zum Schiff hinüber — aber der Verfolger war noch da. Errötend stammelte sie: „Nein! Was denn?"

„Er wohnt doch in einem andern Hotel. Er hat sich nie an Papa herangewagt. Die besten Anknüpfungspunkte läßt er vorüber . . ."

„Aber Betty! Das ist ja das Unheimliche! Es muß was dahinterstecken!"

„Unsinn. Er ist nur niederträchtig hübsch und kokett."

„Betty! Bring' mich da nicht hinein! Ich habe schon furchtbare Träume gehabt! Gestern nacht zum Beispiel —"

„Es ist wirklich Zeit, daß du zu Verstand kommst, Thora. Also — du fährst nicht mit?"

„Nein! Wir hätten sofort mit Lene gehen sollen!"

„Dann fahr' ich also auch nicht! Gut! Ich werd' es Papa sagen!"

„Was?"

„Ich werde mich über den Menschen beschweren! Papa soll uns von ihm befreien!"

Die Reisenden sahen den Schwestern lächelnd nach. Beide schritten in heftigster Bewegung zum Kai zurück. Da läutete die Schiffsglocke. „Also, was ist nun?" fragte Betty unterwegs mit zitternder Stimme. „Wollen wir jetzt Papa sagen, daß wir nicht nach Bocclari fahren?"

„Selbstverständlich!"

„Er verspätet sich überhaupt! Schade! Bocclari soll prachtvoll sein!"

„Da kommt ja Papa! Mit Lene! Sie hat ihn getroffen!"

Digitized by Google

„Aber sie fährt ganz sicher nicht mit!"

Professor Bernd Brahe war ein zierliches Männchen mit klugen Gnomenzügen. Er trug ein Plaid auf der Schulter und schleppte ein großes Etui in der Hand. Das graulockige Haar wehte unter seinem Schlapphut hervor. „Schnell, schnell, Kinder! Noch drei Minuten! Warum seid ihr denn nicht am Schiff geblieben? Faß Lene unter, Thora!"

„Fährt denn Lene mit?"

„Selbstverständlich!"

Der Vater mißverstand Thora und warf ihr einen zornigen Blick zu. Betty schwieg und folgte mit zusammengepreßten Lippen. Auch Thora konnte zu keinem Widerspruch kommen. Sie wunderte sich über Helene. Aber sie traute sich nicht, die Schwester zu fragen. Wieder läutete die Schiffsglocke. Da rief Betty: „Wir erreichen ihn noch!"

Thora zuckte zusammen. Jetzt wandte sie sich zu Helene. „Glaubst du eigentlich, daß Papa es weiß — ?"

„Was, Thora?"

„Daß er auf dem Schiff ist?"

„Wer?"

„Ihr seid unglaubliche Menschen!"

Eben sollte die Brücke weggezogen werden. Da drängten sie sich noch rasch hinauf. Erst der Professor — dann Betty — zuletzt Thora und Helene. Der junge Mann stand oben an der Brüstung. Er lächelte auf sie nieder.

⊠ ⊠ ⊠

Professor Brahe suchte sich mit reizbarer Umständlichkeit den geeigneten Platz aus. Selbst Betty hieß es gut, daß man sich auf dem Kiel niederließ, wo die Bewegung am stärksten war. Sie hatte den Verfolger in der Mitte des Schiffes bemerkt, am Kajüteneingang. Dort lehnte er rauchend. Man konnte nicht erkennen, ob seine Beobachtung der Professorsfamilie galt oder der Einfahrt in die abendliche Bucht von Fiume. Brahe nahm keine Notiz von dem Fremden. Er schien nicht zu ahnen, wie die Gemüter seiner Töchter mit dem geheimnisvollen Mann beschäftigt waren. Mit seinem Krimstecher stand er an der äußersten Spitze des Schiffes und betrachtete die Farbenpracht der Küste.

Helene sah, daß Betty und Thora zum Kajüteneingang hinüberblickten. Da trat sie rasch neben den Vater. Betty ruhte in einem Liegestuhl, da sie nach Goethes Rezept gegen die Seekrankheit die horizontale Lage gewählt hatte. Thora saß neben ihr. Sie traute Betty nicht. Ob die Schwester sich nicht absichtlich so malerisch gelagert hatte? Selbst wenn ihr übel war, blieb Betty sich ihrer schönen Gestalt bewußt. Thora war bubenhaft mager und wußte von ihrer Grazie wenig. Heute fühlte sie sich häßlich.

Der Abend war rein und kühl. Thora konnte ihn ganz genießen. Sie schloß die Augen und streckte die Füße von sich, ließ sich wiegen und einschläfern. Müde lauschte sie dem Kreischen der Möwen, die zuweilen an ihrem Kopf vorüberschossen. Plötzlich fühlte sie, daß der Schatten einer hohen Gestalt sich ihr näherte. Sie spürte den scharfen Duft einer Tabakspfeife. Erstarrend wußte sie, daß er es war. Wollte er sie jetzt ansprechen? Das war unmöglich. Thora öffnete die Augen erst, als der Schatten vorübergeglitten war. Da sah sie, daß der Fremde gemächlich zum Kiel wanderte. Er blieb dicht hinter dem Vater stehen. Ob Helene ihn bemerkte? Es ließ sich nicht erkennen. Sie tat ein paar Schritte nach links, um dem Vater etwas zu zeigen. Der Fremde wandte den Blick von ihr ab. Helene interessierte ihn nicht. Aber Betty? Er ging seinen Weg zurück. Er betrachtete die Ausgestreckte, und Betty errötete. Sie warf ihm einen langen Blick zu. Das tat sie wirklich. Empört erwartete Thora den Fremden. Er sah auch sie an, aber anders als die Schwester. Sie erwiderte den Blick voll Trotz ... Nun war er vorüber und verschwand in der Kajüte.

Bald darauf wurden die Mädchen durch den Vater in Anspruch genommen. Eine Auskunft, die ihm der Kapitän erteilt hatte, schien den Professor aus dem Häuschen zu bringen. „Also es ist einfach ganz unmöglich, zwei Tage in Bocclari zu bleiben? Einfach ganz unmöglich?"

„Es ist möglich, mein Herr! Hören Sie mich an!" Der Kapitän war Italiener und machte die flehenden Gebärden eines Opernsängers, der eine Arie beginnen will. „Sie können bleiben! Aber nicht zwei Tage, sondern acht! Dann kommt das Schiff von Dalmatien zurück! Sonst müs-

Digitized by Google

sen Sie sich mit zwei Stunden Aufenthalt begnügen!"

„Zwei Stunden in Bocclari ist genug, mein Herr," mischte sich der bärtige Steuermann ein.

„Finden Sie?! Wenn ein Aufenthalt von zwei Stunden nun nicht den geringsten Wert für mich hat! Ich habe einen wissenschaftlichen Zweck! Zwei Tage! Aber acht!"

Der Kapitän warf seinem Steuermann einen ratlosen Blick zu. „Mein Herr," begann er dann mit zarter Stimme, wie ein Pfleger zum Kranken sprechend, „ich kann Ihnen nicht helfen. Wenn Sie in Bocclari übernachten wollen, bleibt Ihnen nur übrig, auf einer Bauernkarre durch die Berge nach Fiume zu fahren. Die Wege sind entsetzlich. Es ist wahrscheinlich, daß ein Rad bricht, und dann bekommen Sie weit und breit nichts zu essen."

„Reizend!"

„Nein, reizend ist es nicht — es ist sehr gefährlich."

„Ich nehme mir ein Segelboot nach Abbazia!"

„Kein Mensch wird Sie fahren."

Die Passagiere wurden aufmerksam. Auch der Fremde trat heran. Er lächelte. Der wütende Professor schien ihm zu gefallen.

„Papa," bat Helene, „sei doch ruhig. Zwei Stunden sind ja eine Menge Zeit. Wir werden sofort in Bocclari herumklettern und gewiß etwas Interessantes finden. Man ist ja froh, wenn man von dem Wackelkasten herunterkommt. Nur Betty wird gern weiterfahren."

Der boshafte Scherz verfehlte seine Wirkung nicht. Der Professor sah auf die Leidensmiene seiner Ältesten, die mit spitzer Nase eingeschlummert war. Er lachte. „Also — wir werden ja sehen! Welches Schiff liegt zur Rückfahrt in Bocclari bereit, Herr Kapitän?"

„‚Erzherzog Johann'! Abfahrt 8 Uhr 15 Minuten!" —

Man landete in Fiume. Dann ging es weiter, in das offene Meer hinaus. Endlich kam man ziemlich durchgeschüttelt nach Bocclari. Das Schiff drehte bei. Aber Bocclari war nicht beliebt. Dort stiegen nur wenige Reisende aus. Hinter dem Professor und seinen Töchtern tauchte sofort der Verfolger aus Abbazia auf. Thora bemerkte ihn zuerst, dann auch Betty. Helene blieb neben dem Vater, der zum Glück den Fremden wieder nicht gesehen hatte. Sie schritten über den Hafenplatz, das schmutzig bunte Bild der slawonischen Häuser vor Augen. Vor den Kneipen saßen ziemlich verwahrloste Gestalten jenes Nationalitätenmischmaschs, der zwischen Istrien und Dalmatien zu Hause ist: Kroaten, Slawonen, Ungarn, Italiener. Seeleute und Händler. Hübsche, aber kleine, schwarzhaarige Frauen trippelten umher. Zudringlich boten sie den Angekommenen ihre Stickereien an. Ein baumlanger Türke pries seine Tonwaren. Hinter den Hafenhäusern stieg der Ort zu den Uferhöhen empor. In Felsenriffe eingeschachtelt, uralt, grotesk, verwittert. Alles gelblicher, sonndurchglühter Karststein. Wenig Ölbäume, stachelige Kakteen. Aus diesem trüben Stück Orient ragte seltsam fremd die kleine, christliche Kirche heraus. Man mußte sich erst darauf besinnen, daß man noch im Abendlande war.

Der Professor war ruhiger geworden. Er warf sein Plaid über die Schulter, schlug mit dem Stock aufs holprige Pflaster und sah sich vergnügt um. Thora lief schnell zu ihm hin und faßte ihn unter. Sie überließen sich einer sarkastischen Fröhlichkeit. Betty erwachte auch wieder zum Leben und sandte einen langen, versöhnten Blick auf das Meer zurück. Die weißen Sturmkämme verloren sich schon — vielleicht wurde die Rückfahrt ruhig. Helene sah plötzlich den Fremden hinter sich. Sie warf ihm einen Blick zu, dem jede Beziehung zwischen Mann und Frau fehlte. Aber der unheimliche Mensch tat, was ihr willkommen war — er achtete auf das unschöne Mädchen nicht. Wer konnte ihn daran hindern, den Brahes auch in Bocclari zu folgen? Mochte es Absicht sein oder nicht — Helene zeigte ihm jedenfalls, mit wem er es zu tun hatte.

„Ach, was trinken die da!" rief Thora lüstern. „Ich habe Durst! Das sieht gut aus!"

Sie zeigte auf eine Gruppe von Männern, die vor einem Wirtshause saßen und aus schmucklosen Tongefäßen einen moussierenden Wein tranken.

„Ähnlich wie Asti spumante!" rief der Professor. „Slawonisches Nationalgetränk!

Digitized by Google

Dann sind wir unfähig, etwas zu untersuchen! Kommt! Zwei Stunden! Kommt!

Der Professor stampfte voraus. Thora machte ein mürrisches Gesicht wie ein verwöhntes Kind, das seinen Willen nicht bekommen. Dann legte sie die Hände auf den Rücken und stieg hinterdrein. Das Schiff wollte sie auch nicht versäumen. Der Fremde war nun plötzlich nicht mehr zu sehen. Gott sei Dank, jetzt konnte man wieder harmlos sein. Plötzlich trat der Professor in eines der baufälligsten Häuser; er verschwand in einem engen, schwarzen Torweg. Das geschah so selbstverständlich, als ob er in Bocclari eine bestimmte Visite vorgehabt hätte. Thora blieb zaudernd stehen. Diese Baracke erschien ihr denn doch zu bedenklich. Das Herz klopfte ihr. Sie sah den Vater in Gefahr, denn er konnte die Bewohner reizen oder ihre Habgier wecken. Aber wie vielen Gefahren hatte er sich schon auf seinen Reisen ausgesetzt. Die Schwestern kamen jetzt heran.

„Ach Gott, da soll man hinein?“ rief Betty. „Jeden Tag bringen wir Ungeziefer nach Hause. Daraus besteht unsere Erholungsreise!“

„Papa ist eben mehr Zoologe als Anthropologe,“ sagte Thora.

„Wir müssen ihm aber jetzt nachgehen,“ mahnte Helene.

Betty sah auf das Meer hinaus. „Ich wäre so gern im Freien geblieben. Ganz oben auf die Felsen möcht' ich steigen. Das Abendlicht ist so schön.“

‚Du Schwärmerin‘, dachte Thora spöttisch. ‚Uns möchtest du hier zurücklassen, und oben soll jemand kommen. Ich traue deiner Gefühlseligkeit nicht mehr ...‘ In diesem Augenblick kam der Professor aus dem schwarzen Torweg zurück. Er war ganz erhitzt und schwenkte den Hut. „Wo bleibt ihr denn? Zum Teufel! Da drinnen wimmelt es von Experimenten!“

Die Mädchen fuhren zurück. „Wimmelt?“

„Eine wunderbare slawonische Familie! Ein Kupferschmied mit Frau und sieben Kindern! Fabelhafte Degeneration! Entzückende Schädel! Nur verständigen kann man sich nicht! Der Kerl muß aus Montenegro stammen!“

„Papa, wir hätten so gern noch frische Luft geschnappt —“

„Luft, Luft! Die könnt ihr auf der Rückfahrt haben! Nur im Torweg müßt ihr euch die Nase zuhalten! In den Stuben geht's!“

Er lief begeistert voraus. Die Töchter folgten, konnten aber plötzlich vor Lachen nicht weiter. Ein unheimliches Wesen, vierbeinig, schwarz und nackt, war Betty zwischen die Beine geraten. Sie ritt schreiend einen Augenblick darauf. Der edle Renner grunzte und entpuppte sich als ein kräftiges schwarzes Schwein. Sofort war man nun von der Familie des Schmiedes umgeben. Schmutzige Kinder trieben das Schwein in den Kofen zurück, ein struppiges Hündchen bellte, und grinsend erschien der Vater, während die Mutter sich mißtrauisch zurückhielt. So kam man in das „Wohnzimmer“. Kahle, bröckelnde Mauern, Zwiebelgestank. Eine kindliche Madonna mit ewiger Lampe als einziger Schmuck. Die Mutter kehrte an den Herd zurück, der mit farbigen Wäschestücken umhängt war. Sie fuhr fort, etwas Unbestimmtes in einem Kupferkessel zu kochen und schien sich um den Besuch nicht kümmern zu wollen.

„Mir wird hier übel, Papa,“ flüsterte Thora. „Kannst du die Schmutzfinken nicht veranlassen, daß sie mit ins Freie kommen?“

„Ach bitte, bitte,“ bat auch Betty.

Helene sah finster in all den ärmlichen Kram, der ihr zu behagen schien.

Mit einem mächtigen Redeschwall versuchte der Professor, die Leute für sich zu gewinnen. Er sprach Italienisch, Ungarisch, Slawonisch — alles umsonst. Plötzlich versuchte er es mit Türkisch — da horchte der Mann auf. Er trieb seine Kinder wie Ferkel vor sich her — so kam man auf die abendrote Straße. Einige Soldi erleichterten den Verkehr. Man hatte schon mit soviel fremden Narren zu tun gehabt: man ließ sich auch den alten Deutschen mit seinen Signorinen gefallen. Freilich als der Professor seinen Meßapparat aus der Tasche holte, stob das Kindervolk auseinander. Der Apparat glich einer großen Zange. Die konnte nur Lebensgefahr bedeuten.

„Seid doch nicht so albern!“ fauchte Brahe. „Mann, ich will ja weiter nichts — die Köpfe Ihrer Kinder gefallen mir so.“ Er begann, mit ernster Sorgfalt den

Digitized by Google

Apparat zu fixieren und schraubte daran herum, so daß die Zange sich schauerlich öffnete. In seinem Eifer bemerkte er nicht, daß die Kinder sich wie eine ängstliche Herde um den Vater drängten, und daß dieser halb trotzig, halb furchtsam stehenblieb. Er verschränkte die Arme. Er wollte aus dem verrückten Alten erst klug werden.

Auch die Frau war jetzt im Torweg erschienen und hielt ihren Kochlöffel wie eine Waffe in der Hand.

„Kinder, wie spät ist es eigentlich?" fragte Thora. „Im Hafen liegt der ‚Erzherzog Johann'. ‚Daniel Ernö' ist längst nach Dalmatien abgedampft."

„Wir sind schon über eine Stunde in Bocclari," meinte Helene.

„Um des Himmels willen!" flüsterte Betty. „Daß wir nur nicht das Schiff versäumen!"

Nun war der Professor mit seinen Vorbereitungen fertig. Da er seiner Sache nicht sicher war, setzte er ein liebenswürdiges Lächeln auf und näherte sich mit dem Meßapparat den Kindern. Jetzt aber geschah etwas Unerwartetes. Voll Entsetzen schrieen die Kinder auf, und der Vater riß sie kampfbereit an sich. Es hatte so ausgesehen, als ob der Fremde mit seiner Zange sich eines der Kinder fangen wollte. Langsam, mit erhobenem Löffel näherte sich ihm die Mutter.

„Aber was wollt ihr denn?" protestierte Brahe. „Seid doch nicht so albern! Ich möchte ja nur —"

„Was möchten Sie?" fragte der Schmied mit unheimlich blitzenden Augen.

„Papa," flüsterte Helene. „Laß sie in Ruhe. Komm. Sie verstehen dich nicht. Komm, Papa."

Der Professor blieb unbeirrt. „Sie sollen mich aber verstehen. Sonst kommt man hier nie weiter. So viele Degenerationsstufen hab' ich noch nie beisammen gesehen." Er näherte sich wieder mit seinem Apparat der ängstlichen Gruppe, schien sich eines der Kinder auszusuchen.

„Ein Zauberer!" schrie der älteste Junge. „Er will mir den Kopf abreißen!"

Im Nu veränderte sich das Bild. Die sonst so tote Gasse belebte sich. Aus allen Steinhöhlen kamen schmutzige Gestalten mit zornigen Mienen. Das Wort Zauberer hatte Unheil gestiftet, alle wirren Vorstellungen, die in diesem weltverlassenen Winkel schlummerten, geweckt. Der alte Haß gegen die Fremden erwachte. So sahen sich die Brahes plötzlich von einer drohenden Menge umgeben. Als der Professor sein Vorhaben immer noch zu erklären versuchte und dabei erregt mit der Zange fuchtelte, glaubte man vollends, daß er zum Angriff überginge. Sofort war die Frau des Schmiedes neben ihm und schlug ihm mit dem Löffel heftig auf den Arm. Jetzt hätte etwas Schlimmes geschehen können. Brahes Töchter verteidigten ihren Vater und standen mit kampfbereiten Schirmen neben ihm. Der Professor stampfte mit den Füßen, indem er immer wieder „Idioten!" schrie. Schon drang die Menge auf die Fremden ein, als ein Helfer in der Not erschien. Es war der Verfolger aus Abbazia. Er verstand das Idiom der „Idioten" und entwickelte eine fabelhafte Lebhaftigkeit. Man gehorchte ihm, als ob er der Bürgermeister von Bocclari wäre. Die hohe Obrigkeit in Gestalt eines österreichischen Käppiträgers kam zu spät. Das aufgestörte Volk kehrte in seine Häuser zurück. Professor Brahe machte noch einen Versuch, dem Polizisten zu erklären, welches Unrecht seinen harmlosen Absichten in Bocclari geschähe. Er schnitt dabei entsetzliche Gesichter, denn sein Arm tat ihm weh — die Frau des Schmiedes hatte dem Berufihres Mannes entsprechend zugeschlagen. Aber der Polizist war für nichts zu haben. „Gehen Sie weiter, mein Herr. Verursachen Sie keine Ruhestörung."

„Entfernen Sie sich. Ich rate Ihnen gut. Ich kenne das Volk," flüsterte der Helfer plötzlich. Seine dunklen Augen glitten dabei von Thora zu Betty hinüber. Dann auch zu Helene. Thora hatte er zuerst angesehen. „Reden Sie Ihrem Herrn Vater zu, meine Damen."

Jetzt schob Thora entschlossen ihren Arm in Brahes Arm und zog ihn fort. Sie gingen alle zum Hafen hinunter. Der Fremde folgte lächelnd. Der Professor wandte sich eifernd zu ihm: „Aber sind es nicht Idioten? Ich konnte mich nicht verständlich machen! Was sagen Sie dazu?"

Trotzdem ihnen nach der überstandenen Gefahr die Knie zitterten, mußten Brahes Töchter lachen, denn die plötzliche Begegnung mit dem Verfolger war zu wunder-

Digitized by Google

lich. Der Vater schien die Situation durchaus nicht zu fühlen. „Papa!“ rief da plötzlich Betty erstarrend, indem sie auf den Hafen hinunterdeutete. Da glitt ein großes Dampfschiff eben auf das abendliche Meer hinaus.

„Ist das etwa der ‚Erzherzog Johann‘?“ fragte der Professor, blaß vor Zorn.

„Ja, Papa,“ erwiderte Helene mit ihrer harten Ruhe. „Den haben wir glücklich versäumt.“

„Die Schurken haben keine Signale gegeben!“

„Doch wahrscheinlich,“ flüsterte Betty. „Wir haben sie nur in all dem Skandal überhört. Um des Himmels willen —“

„Macht euch bemerkbar! Schreit! Weht mit den Tüchern!“

„Das ist umsonst, Papa. Da würden die Leute höchstens glauben, daß wir ihnen Adieu sagen wollten.“

„Deine Wurstigkeit ist unausstehlich, Helene! Lachst du, Thora?!“

Thora stand schön und lustig in der Abendsonne. Sie lachte. Sie sah dabei den fremden Mann an, der in ihre Heiterkeit einstimmte. Aber der Professor war noch nicht zu einer humoristischen Auffassung gelangt. Empört fiel sein Blick auf den Reisegefährten. „Sie sind auch noch hier?! Ja, wollten Sie denn nicht nach Abbazia fahren?!“

Der Fremde lüftete den Hut. „Ich hatte nicht die Absicht.“ —

Der Professor warf ihm einen giftigen Seitenblick zu. „Man wird es schon aushalten,“ brummte er. „Es ist doch famos hier. Sie hatten also die Absicht, acht Tage zu bleiben? Dann müssen Sie doch einen vertrauenerweckenden Gasthof wissen?“

„Das Albergo del Porto ist gut,“ erwiderte der Fremde. „Ich habe dort ein Zimmer. Es ist auch das einzige Haus, das für die Herrschaften in Betracht kommt.“

Er sah vor sich hin und zündete eine neue Zigarette an. Brahes Töchter blickten sich scheu von der Seite an. Sie hatten alle drei dasselbe Gefühl: volle acht Tage unter einem Dach mit dem Verfolger? Aber jede wurde von diesem Gefühl anders erregt. Betty überlief es, als ob eine feste, heiße Hand sie berührt hätte. Helene kämpfte zornig mit einem unbedingten Protest. Thora aber sah nur die lustig abenteuerliche Seite des Kommenden. Der Vater dachte einzig an seine Bequemlichkeit und fragte eifrig weiter: „Haben Sie die Betten schon gesehen? Sind sie möglich? Kein zoologischer Garten?“

„Brrr!“ rief Thora. „Ich ziehe mich nicht aus, Papa!“

Betty errötete, und Helene zuckte mißbilligend die Achseln.

„Man kommt mit diesen Betten am besten nicht in zu nahe Berührung, gnädiges Fräulein.“ Der Fremde lächelte Thora an. Seine Zähne, die zwischen den bartlosen Lippen sichtbar wurden, waren gelb und von vielem Rauchen verdorben. Jetzt störte Thora auch das welt Bewußte, Komödiantenhafte, das sein Wesen zuweilen bekam. Sie sah von ihm weg.

„Ich werde die Zeit hier zunächst mit einer Beschwerde totschlagen, die ich an die österreichische Regierung wegen des infamen, hirnlosen Dampferfahrplans aufsetzen werde,“ schimpfte der Professor.

Jetzt lachte man schon freier. Als man das Albergo del Porto betreten hatte, wo es nicht schlechter als sonst in italienischen Gasthöfen aussah, verabschiedete sich der Unbekannte. Er schien eine Zurückhaltung zu betonen, die den Brahes übertrieben vorkam. Auch im Gastzimmer, als man sich zum Abendessen niederließ, erschien er nicht. Er aß wohl absichtlich in einem anderen Hause. Der Professor schimpfte schon weidlich auf ihn.

„Aber Papa, was hat denn der Fremde für Rücksichten zu nehmen?“ fragte Helene.

„Er ist ein ungehobelter Patron! Man bleibt in solchem Fall zusammen! Er hat sozusagen Ritterdienste bei euch übernommen.“

„Bei mir nicht,“ verwahrte sich Helene.

„Er hätte sich zum mindesten vorstellen müssen!“

„Das finde ich auch,“ meinte Betty.

„Ach was,“ widersprach Thora. „Er sieht mir nicht danach aus, als ob er sich was aus Formen machte. Es gefällt mir übrigens von ihm, daß er sich jetzt zurückhält. Ich hätt' es ihm, offen gestanden, nicht zugetraut. Was hättet ihr denn davon, wenn ihr seinen Namen wüßtet?“

„Du fürchtest gewiß nur, daß der interessante Herr Meyer heißt.“

Digitized by Google

Helene wurde aggressiv, auch Betty zeigte eine müde Verstimmung. Es konnte Streit geben. Das fürchtete der Professor. Er fühlte sich doch ein bißchen hilflos als einziges Maskulinum. So lenkte er lieber ein. „Eßt Spaghetti, trinkt Chianti, redet nicht so viel. Wir werden sehen, ob der stolze Mann morgen früh die Gnade haben wird. Ich habe jetzt Hunger." Er aß mit fanatischer Miene lange Nudeln, die er höchst geschickt um die Gabel zu wickeln und in den Mund zu schleudern wußte.

„Du langweilst dich hoffentlich nicht mit uns, Papa?"

„Das hab' ich noch nie getan."

So wurde die Stimmung wieder friedlich, und man saß noch lange beisammen. Das Essen war gut, vor den Stuben brauchte man sich auch nicht zu fürchten. Nur der wunderliche, unübersichtliche Winkelbau, den das alte Gasthaus darstellte, erregte ein beklemmendes Gefühl. Man wußte nicht recht, wo man sich eigentlich befand. Überall gab es Ecken und Stufen, winzige Öllampen in mystischem Halbdunkel. Betty und Helene graulten sich vor der Nacht, Thora aber hatte eine bubenhaft vergnügte Spannung. Sie riß auch den Vater hinein. Man lachte so laut, daß der Wirt von Zeit zu Zeit sein gelbes Gesicht zur Tür hereinsteckte, grinsend nickte und wieder verschwand.

Nach dem Essen ging man noch zum Strand hinunter. Der Hafen von Bocclari war still. Hier wandelte kein elegantes Fremdenpublikum, hier hörte man keine Gitarrenmusik. Steinicht und ernst, von orientalischer Schwermut war alles. Nur Zollsoldaten wanderten auf und ab, und ein Bursche saß mit seinem Mädchen auf einem umgestürzten Boot. Das Meer war ruhig geworden. Glatt wie schwarzblaue Seide lag seine Fläche, und die Spiegelung des Mondes warf eine breite, zitternde Silberstraße darauf. Die Brahes schritten schweigend durch das Geröll. Thora hob, wie sie als Kind getan, jede hübsche Muschel auf. Der Professor summte ein nordisches Volkslied — das war ein Zeichen seiner besten Stimmung.

„Kinder," flüsterte Betty plötzlich. „Ich habe seinen Namen im Fremdenbuch gelesen." Im ersten Augenblick wußten die verträumten Schwestern nicht, wovon Betty sprach. Dann aber lachten sie hell auf. Betty fing auf einmal an, von dem Verfolger zu sprechen. Der Professor hörte das Gelächter der Mädchen nicht. Er marschierte voraus und sang leise. Die Brandung benetzte seine Sandalen.

Thora schlang den Arm um ihre älteste Schwester. „Aber Bettychen! Du hast spioniert? Stille Wasser ...! Na, wie heißt er denn?"

„Müller?" fragte Helene.

Betty zuckte die Achseln. „Warum kichert ihr? Ich interessiere mich für den Menschen. Das sag' ich ganz offen. Es ist mal etwas anderes auf dieser langweiligen Reise."

„Höre einer die Betty ...!"

„Tut doch nicht so, als ob er euch gleichgültig wäre. Habt ihr nicht bemerkt, daß er uns nachsteigt, solange wir in Abbazia sind?"

„Gewiß, gewiß — aber was kann er nur wollen? Oder besser gesagt: wen von uns kann er meinen?"

Jetzt regte sich in Helene der Widerspruchsgeist. „Ich verzichte von vornherein auf jedes Interesse dieses Herrn. Ich rate dir auch dazu, Thora. Sei vernünftig. Wir wollen keine Dummheiten machen."

„Schulmeisterchen, ich will mich ja bloß ein bißchen amüsieren. Also, wie heißt er?"

Betty näherte sich Thora mit geheimnisvoller Miene. „Im Buche steht Joseph Falzaro, aus San Martino di Castrozza. Kein Beruf dabei."

„Das klingt ja ganz anders als Müller. Donnerwetter, Lene! Also ein Italiener?"

„Ein Südtiroler wahrscheinlich. Sonst würde er sich nicht Joseph nennen. Weißt du denn nicht, wo San Martino liegt?"

„O, freilich," erwiderte Thora, „da hab' ich ja mal im Tennisturnier gewonnen. Er hat mich auch immer erinnert —"

„An wen?"

„An den Oberkellner im Grand Hotel. Ja, wahrhaftig, Betty. Der hieß auch Joseph! Na, sei nicht beleidigt — er ist es natürlich nicht —"

Betty legte die Hände auf den Rücken und schritt ärgerlich voraus. „Mit dir ist nicht zu reden, Thora. Man braucht wahrhaftig nicht an einen Kellner zu denken, wenn man —"

„Na, na," meinte Helene, gemächlich

Digitized by Google

Am Fenſter

Gemälde von Georg Poppe

Digitized by Google

Digitized by Google

hinterherhinkend, „ein bißchen hat er schon davon. Übrigens auch vom Schauspieler. Aber dann freilich — Entdeckungsreisender könnte er sein — oder Ingenieur — auch Aviatiker wär' möglich."

Thora hörte aufmerksam zu. Sie blieb jetzt neben Helene. „Merkwürdig — du sagst da ganz dasselbe, was ich mir schon gedacht habe, Lene. Jedenfalls — bei diesem Menschen ist vieles möglich."

„Ein Abenteurer."

„Vielleicht auch ein Genie."

„Seien wir sparsam mit dem Wort, Thora."

Ein Schweigen entstand. Der Professor setzte sich auf den Bug eines Fischerbootes, das verankert war und mit seinen dunklen Masten im Mondlicht schaukelte. Er wartete auf die Mädchen.

„Jedenfalls ist er nichts Gewöhnliches," sagte Betty leise. „Das sieht man sofort an seinen Augen."

„Gewiß," erwiderte Thora. „Die Augen sind überhaupt das Merkwürdigste an ihm. Ein Feuer haben die — so was hab' ich noch nie gesehen."

„Wie beim fliegenden Holländer."

„Ganz richtig, liebe Lene. Nur schade, daß er keine schöneren Hände hat. Das stört mich immer bei einem Mann. Die Hände sind der halbe Charakter. Er hat richtige Tatzen."

„Und nicht einmal Arbeitshände," fügte Helene hinzu. „Das ist mir so unsympathisch. Ich will es nicht näher bezeichnen, was es für Hände sind."

Sie mußten abbrechen, denn der Vater saß dicht vor ihnen. Der kleine Mann hatte sich in sein Plaid gewickelt und lächelte vergnügt. Das flimmernde Mondlicht gab ihm etwas Gnomenhaftes. „Na, Kinder? Zankt ihr euch schon wieder?"

Die Mädchen schwiegen. Den Vater zogen sie nicht in dieses Gespräch — darin waren alle einig. —

Die letzte Wendung, die der Streit um Joseph Falzaro genommen, hatte sie um ihre gute Laune gebracht. Es lastete etwas auf ihnen, ihre Mädchenseelen bangten sich. So blieben sie schweigsam, und nur der Vater wurde beredt. Die schöne Nacht berauschte ihn. Er erzählte, was er sonst nie tat, von seiner Kindheit, von seinen längst verstorbenen Eltern. Er beschloß, nach zwanzig Jahren wieder nach Schweden zu gehen. So kamen sie allmählich in das Gasthaus zurück.

„Ich weiß gar nicht, ob ich schlafen werde," flüsterte Thora.

„Ich auch nicht," sagte Betty, fröstelnd in ihr Tuch gehüllt.

„Sollen wir Lene bitten, bei uns zu schlafen? Wir tragen dann ihr Bett hinüber. Lene hat ja einen Revolver."

„Was fällt dir ein? In einer Räuberhöhle sind wir doch nicht!"

„Weißt du übrigens, wo Falzaros Zimmer ist?"

„Bist du verrückt? Wie soll ich das wissen?"

„Komm schlafen, oder sollen wir's Papa noch sagen, daß der Mensch uns nachläuft? Papa ist sonst ein so kluger Mann, aber in solchen Sachen vollständig vernagelt. Er denkt immer, er hat drei Söhne, nicht drei Töchter."

„Sei jetzt ruhig, Betty. Lene beobachtet uns. Lene soll sich nicht über uns lustig machen. Wenn wir Papa jetzt etwas sagen, macht er Skandal, und dann wird es erst ganz schlimm."

„Gewiß, gewiß . . . Herr Falzaro geht uns ja auch wirklich nichts an." —

Der Professor hatte sich zurückgezogen, nachdem er mit drakonischer Strenge eine sehr frühe Stunde zum Aufstehen verabredet hatte. Er wußte freilich, daß ihm das nichts nützte — die Mädchen schliefen immer länger als er. Helene sagte auch gute Nacht. Nun entschlossen sich Betty und Thora, ihre Lagerstätten zu untersuchen. Oberhalb und unterhalb. Sie erwiesen sich als antik, aber unverdächtig. Thora war ausgelassen und dachte noch nicht an Schlafengehen. Sie machte allerhand seltsame Entdeckungen im Zimmer, lehnte sich immer wieder aus dem Fenster und lockte einen schwarzen Kater, der über die mondhellen Dächer wanderte. Betty fürchtete sich vor dem gespenstischen Tier und verkroch sich in ihr Bett, immer wieder Thora um Vernunft bittend. Sie schluchzte schließlich wie ein Kind. Da erbarmte sich Thora, schloß das Fenster, und als sie sich entkleidet hatte, setzte sie sich noch zu der Schwester. Sie begann die Unruhige auf eine seltsame, aber erprobte Weise in Schlaf zu singen. An den Wänden des Zimmers hingen aller-

Digitized by Google

hand bunte, naive Öldrucke, deren Gegenstände keinen Zusammenhang hatten: Garibaldi neben einem Fruchtkorb, eine Löwenjagd neben einem neapolitanischen Knaben. Thora aber verstand es, sie zu einer träumerischen Geschichte zu verbinden, die Betty in sich aufsog, um schließlich, das Gesicht auf dem Arm, einzuschlummern. Thora sah ihre älteste Schwester mit lächelnder Überlegenheit an. Betty war hübsch, aber doch nur ein dummes Kind. Die arme Lene. Hatte Thora es vielleicht am besten? . . . Sie legte sich mit Vorsicht in ihr kühles Bett. Die Warnung Falzaros fiel ihr wieder ein. In diesem rätselhaften Winkelgebäude war er vielleicht ihr Nachbar. Gleichviel . . . Sie fürchtete sich nicht. Sie lachte leise, denn der ganze, seltsam verwobene Tag zog an ihr vorüber. Dann löschte sie das Licht.

⁂ ⁂ ⁂

Als die Mädchen am nächsten Morgen beträchtlich später, als verabredet war, im Gastzimmer erschienen, sahen sie zu ihrer Überraschung ihren Vater mit Falzaro beim Frühstück sitzen. Sie blieben so betroffen stehen, daß anders geartete Männer in Verlegenheit geraten wären. Der Vater aber hatte ein leises Triumphgefühl, und Falzaro erhob sich mit anmutiger Verbeugung.

„Herr Falzaro — pardon, ich weiß keinen Titel —"

„Ich achte nicht auf Titel."

„Dann müssen Sie Herr Brahe zu mir sagen."

„Sie sind Professor."

„Zum Teufel . . .! Also Herr Falzaro! Meine Töchter — Betty, Helene, Thora!"

Der Südtiroler küßte den jungen Damen die Hand. Auch Helene mußte es sich gefallen lassen. Dann saß man beisammen. Die Mädchen einsilbig und verlegen, Thora am stillsten. Falzaro aber war nicht schüchtern; er sprach für die ganze Gesellschaft. Mit großer Gewandtheit wußte er Fragen zu stellen und selbst zu beantworten, ohne daß die Gefragten in Verlegenheit kamen. Schließlich lachte man herzlich, denn er hatte allerhand Abenteuer in der Nacht erlebt und schien viel weniger geschlafen zu haben als die Brahes. Thora blieb auf ihrer Hut. Sie beobachtete scharf. Es lag ihr daran, sich über den Wert dieses Menschen klarzuwerden. Aber das Urteil wurde ihr schwer gemacht. Sie blickte in Falzaros Geist wie in eine schillernde Meeresmuschel. Schönheit und Tiefe, Flüchtigkeit und wertloser Kalk. Was war er eigentlich? Er hatte viel erlebt, das stand fest. Aber in seinem Reichtum lag Armut, in seiner Sieghaftigkeit Unterdrückung. Er war ein Talent des Lebens, aber er hatte das eigentliche Leben nie genossen. Oft klangen Bitterkeit und Menschenverachtung aus seinen Worten. Wenn Thora wenigstens gewußt hätte, ob an sie das meiste gerichtet war. In Falzaros Augen sah man nicht hinein. Sie wanderten beständig. Sie fingen den Blick des Hörers auf und ließen ihn los, wenn sie ihn gleichsam geküßt hatten. Betty lauschte in unbeirrbarer Gläubigkeit. Sie machte ein stolzes Gesicht, als ob ihr Urteil über Falzaro recht behalten hätte. Aber Thora, für die sein Problem jetzt erst anfing, mußte sich ärgerlich einer Empfindung erwehren, die sie schon oft beschlichen hatte: Betty war dumm. Und Helene? Helene schien kaum zuzuhören.

Das Frühstück war beendet. Nun mußte der Professor sich entscheiden. Entweder blieb man beisammen oder . . . Da gab sich Bernd Brahe einen Ruck und forderte den neuen Bekannten zu einem Spaziergange auf. Falzaro sagte zu. Dann ging er in sein Zimmer, um sich fertig zu machen. Als man allein war, sagte der Professor nachdenklich: „Das ist wirklich ein interessanter Kerl. Er gehört zu der Spezies, die man am seltensten auf dieser Welt von Bäckern und Schneidern findet."

„Was ist das für eine Spezies, Papa?" fragte Thora gespannt.

„Mein Kind, das sind die berufenen Berufslosen."

„Weißt du, was er eigentlich treibt?" fragte Helene.

„Ich mag ihn nicht nach seinem Beruf fragen. Ich will den Schmetterling aufspießen, ohne ihm den Staub von den Flügeln zu wischen. Vorläufig habe ich meinen Spaß an ihm."

„Man sollte vorsichtig mit solchen Leuten sein," meinte Helene, ihre schön gepflegten Fingernägel betrachtend.

„Das kannst du wirklich mir überlassen," erwiderte der Vater kurz.

Digitized by Google

Man ging vor das Haus, um dort auf Falzaro zu warten. Thora nahm jetzt Helene beiseite. „Sei doch ein bißchen nett zu ihm, Lene. Er ist interessant."

„Laß mich, Thora... Sieh nur Betty. Sie ist noch mal oben gewesen und hat sich anders frisiert. Die macht es gut."

„Pfui, Lene."

„Ich will weiter nichts als Neugriechisch von ihm lernen. Er kann nämlich Neugriechisch."

Jetzt lachten beide. Falzaro erschien, und man brach auf.

„Wohin gehen wir eigentlich?" fragte der Professor.

„Ich kenne die Gegend," antwortete Falzaro, der eine Ledertasche über der Schulter trug. „Wenn die Herrschaften sich meiner Führung anvertrauen wollen — eine Stunde von Bocclari gibt es prachtvolle Felsen. Es ist nicht anstrengend, meine Damen. Wir nehmen dann oben das Lunch ein."

„Das klingt ja sehr vornehm. Gibt es das bei den slawonischen Schweinehirten?"

„Das nicht, Herr Professor, aber ein frugales Frühstück, das der Wirt mir mitgegeben hat. Salami, Eier, Brot, Butter und Wein. Ich erlaube mir, es zur Verfügung zu stellen."

Brahe machte große Augen. „Sie haben schon dafür gesorgt? Aber sollen Sie sich jetzt mit unserer Fourage schleppen?"

„Ich werde weder Sie noch die Damen damit belästigen."

Man setzte sich in Bewegung. Anfangs ging der Professor mit Falzaro. Die jungen Mädchen hielten sich zusammen. Dann aber, als man auf einen schmalen, holprigen Saumpfad kam, gab es eine andere Verteilung. Betty hielt sich schüchtern neben dem Vater, Falzaro ging neben Thora, und Helene blieb zurück.

Thora schwieg, aber ihr Gesicht war voll Leben. Das sah Falzaro. Sie blickte bald nach rechts, bald nach links, sie ließ keine Pflanze unbeachtet und keine Eidechse, die raschelnd im Geröll verschwand. Es lag eine Kinderfreude über ihr, wenn sie wanderte. Kindlich waren ihre helle Gestalt und der kleine, lebhafte Kopf mit dem losen Blondhaar. Die Augen freilich und der Mund — da waren Reife und durchdringender Verstand. Als Betty Thora und Falzaro hinter sich wußte, konnte sie nicht widerstehen: sie mußte sich einmal umsehen. Aber der Blick beruhigte sie. Thora hatte noch immer nichts für den Mann aus San Martino übrig. Sie machte sich vielleicht im Innersten über ihn lustig. In einer glücklichen Schwebe lebte sie zwischen Kind und Weib, sie behauptete sich in knabenhafter Freude an den Dingen der Welt. Wenn nur Falzaro dies nicht gerade an ihr gefiel! Aber das war ja nicht möglich. Solch Manneswesen suchte anderes... Betty blieb unwillkürlich stehen. Schamröte stieg in ihre Wangen. Wohin verlor sie sich? War sie schon eifersüchtig auf ihre Schwester, um eines hergelaufenen Fremden willen? Sie wollte sich dagegen wehren. Für sie war ein anderer Mann bestimmt.

„In welcher Stadt leben Sie eigentlich, mein Fräulein?" fragte Joseph Falzaro, als Thora ihn neugierig von der Seite ansah. „Ihr Herr Vater hat mir noch nichts davon erzählt."

Seine Stimme klang oft weich, mit unterstrichenem Wohllaut. ‚Wiener Tenor,' dachte Thora. Dann aber antwortete sie artig: „Wir leben in Eschenburg, Herr Falzaro. Mein Vater ist dort Universitätsprofessor."

„Ihr Herr Vater ist ja ein berühmter Gelehrter. Aber er ist doch ein Skandinave, nicht wahr? Wie kommt er nach Deutschland? Und Sie? Sind Sie eine Deutsche, gnädiges Fräulein?"

„Wir sind alle drei in Deutschland geboren. Betty in Berlin, Helene in Goslar und ich in Eisenach. Papa hat auch vollständig deutsche Bildung genossen. Er ist schon als Student aus Schweden gegangen."

„Und Ihre Mutter?"

„Meine Mutter war ganz anders. Die stammte aus Finnland. Ich weiß übrigens nur wenig von ihr."

„Ich weiß von Vater und Mutter gar nichts," war Falzaros weiche Antwort. Er wartete nach dieser schwerer wiegenden Bemerkung, aber er fühlte, daß sie auf Thora nicht die gewünschte Wirkung tat. Dies Bekenntnis empfand das junge Mädchen als zu rasch. Sie trotzte, als der fremde Mann empfindsam wurde. So gewann man nichts von ihr. Sie brach schroff

Digitized by Google

ab und fragte spöttisch: „Sind Sie zur Erholung in Abbazia?“

Er lächelte. „Ich würde Ihnen gern Auskunft darüber geben, mein Fräulein, aber ich darf es nicht. Meine Reise führt mich durch ganz Europa, überall habe ich Verbindungen anzuknüpfen, aber ihr Zweck muß ein Geheimnis bleiben.“

Er merkte, daß dieser Ton viel stärker wirkte. Echt weiblich übersah Thora die eben verlangte Diskretion und fragte lebhaft: „Sind es industrielle Verbindungen?“

Er sah sie lächelnd an. „Technische und industrielle.“

Thora war wie die meisten Frauen überzeugt, wenn man eine verwandte Saite ihres Wesens anschlug. Jetzt gewann das Unbestimmte Falzaros Gestalt für sie. Sie begann Respekt vor ihm zu fühlen. Sie konnte sich vorstellen, daß er ein Mensch der Welt war, die ihr verschlossen blieb. Thora träumte von nichts lieber als von kühnen Flugfahrten, mächtigen Tunnelbauten und leuchtenden Wundern in finsteren Laboratorien. Es war der Jünglingsgeist, der sich in einen Mädchenkörper verirrt hatte. „Es muß doch wunderbar sein, so als unabhängiger Mann in der Welt herumzureisen und sich alles für seine Zwecke dienstbar zu machen,“ sagte sie plötzlich und sah ihn mit leuchtenden Augen an.

Er ging langsamer. Ein Ernst, an den sie glauben konnte, kam auf seine Züge. „Ja, es ist wunderbar. Wenn die Mittel zu den Zwecken nicht fehlen.“

„Die haben Sie doch aber gewiß! Die fehlen einem wirklichen Manne nie! Wir Frauen, wir tragen die Fesseln unseres Geschlechts und alle möglichen sonst noch!“

„Sie auch, gnädiges Fräulein? Ich denke mir, daß Sie studieren oder studieren wollen und bald selbständiger sind als die meisten jungen Männer.“

Thora legte die Hände aufs Kreuz. Sie wiegte den blonden Kopf. „Wissen Sie, das ist eine eigentümliche Geschichte. Ich möchte gern hinaus und alles haben, was die Frauenbewegung einem bringen kann. Aber ich werde das verdammte Gefühl nicht los, daß geistige Weiberarbeit zweiten Ranges ist.“

Falzaro lachte. „Sie sind wenigstens ehrlich,“ sagte er. „Aber das Leben, das Sie und Ihre Schwestern mit Ihrem Herrn Vater führen — Sie begleiten ihn doch auf seinen Reisen, nicht wahr, Sie nehmen an seiner wissenschaftlichen Arbeit teil — das ist doch soviel freier als das Leben höherer Töchter! Sie müssen sich doch fast als Jüngling fühlen!“

„So ist es auch wirklich! Gott sei Dank! Wir laufen nicht am Gängelband! Wir wissen, was wir wollen!“

Falzaro nickte lebhaft. „Das habe ich mir gedacht. Sie haben gewiß Ihre volle Selbstbestimmung. Ich verstehe nur nicht, warum Ihr Herr Vater nicht ein freies Gelehrtenleben vorzieht. Warum läßt er sich als Dozent in Eschenburg einsperren? Wirtschaftliche Gründe kann das doch unmöglich haben.“

„Wie meinen Sie das? Er ist mit Leib und Seele Dozent. Eschenburg ist reizend.“

„Ich meine, wenn Ihr Herr Vater vermögend wäre —“

„Ach, so meinen Sie das! Sie reden vom Geld? Geld spielt bei meinem Vater keine Rolle! Dabei haben seine Kinder herzlich wenig davon!“

„Nun, Ihre Reisen —“

„Ja, aber wir leben nicht besser dabei als Herr Oberlehrer Müller und Frau Rentier Schmidt. Wenn man sieht, was Bankierstöchter haben ... Mein Vater gibt uns Taschengeld — na, schweigen wir davon.“

Sie bückte sich und pflückte ein Kissen roter Blüten ab. Falzaro sah dem Professor nach, der mit Betty vor ihm herging. Es war kein freundlicher Blick, den er dem kleinen Gelehrten zuwarf. Dann wartete er, ob Thora von dem Thema Geld weitersprechen würde. Ihr aber war alles unbehaglich, was mit Geld zusammenhing. Statt dessen begann sie lebhaft, die botanische Klasse der Blumen zu erörtern.

Helene kam jetzt heran. Sie war müde und lächelte gezwungen, als man sie ansah.

„Soll ich dir den Arm geben, Lene?“ fragte Thora.

„Ach, Unsinn!“ erwiderte sie barsch. Dann verbesserte sie sich. „Ich danke dir verbindlichst. Es ist nur eine Bärenhitze und nicht gerade schattig. Papa scheint auch die Flügel zu Hause gelassen zu haben.“

Falzaro wandte sich von Helene ab.

Digitized by Google

Auch auf Thora sah er nicht mehr, sondern eilte auf Betty zu, um ihr einen Handschuh aufzuheben. Sie dankte errötend. Dann blieb sie neben Falzaro, während der Professor mit Helene und Thora ging.

„Sie lieben gewiß die Dichter, mein Fräulein?" sagte Falzaro, seine dunkel brennenden Augen auf das junge Mädchen richtend.

„Gewiß," flüsterte sie.

„Soll ich raten, welchem Sie die Krone reichen? Außer den allerhöchsten Herrschaften natürlich, wie Goethe und Schiller? Heine —"

„Nicht so sehr."

„Dann Lenau."

„Ja — den lieb' ich!" Betty war schön, als sie dies ausrief. Er sah ihren Mund an, als ob er ihn küßte. Da überlief es sie.

„Ihr Herr Vater hält gewiß die Dichter von Ihnen fern. Sie sind wohl sehr einsam bei Ihrem Herrn Vater. Ich will natürlich nicht das mindeste damit gegen den Herrn Professor gesagt haben —"

„Nein, nein ... Sie haben aber recht. Mein Vater sieht nur die Wirklichkeit ..."

„Und Sie haben Ihre Wirklichkeit, nicht wahr? Sie sind eine romantische Seele. Sie sind eine der seltenen Dichterinnen des Lebens ..."

Betty senkte den Kopf. „Das bin ich nicht," sagte sie mit gepreßter Stimme.

„Ich habe etwas zu Hause — wenn ich von ‚zu Hause' sprechen darf —, also in Wien, in meiner ständigen Wohnung habe ich etwas, was ich Ihnen geben möchte."

„Ich weiß gar nicht, ob ich es nehmen darf ..." Betty sah sich nach dem Vater um. „Was ist es denn?"

„Ein Manuskript von Nikolaus Lenau. Das wunderbare Gedicht von den drei Zigeunern."

„Das haben Sie —?"

„Es ist ein Erbstück meiner Mutter. Meine Mutter war eine Niembsch von Strelenau."

„Ihre Mutter ...? Aber ich werde Sie doch eines solchen Schatzes nicht berauben?"

„Sie sollen ihn mir hüten. Von mir flattert alles weg. Ich halte mich nicht an Erinnerungen. Ich habe den Mut, das Vergangene wertlos zu machen. Haben Sie auch schon das Gefühl gehabt, daß wir dieser herrlichen Welt verschwistert sind und doch im Universum kaum ein Atom haben, das mit uns Schritt hält? Verzeihen Sie, mein Fräulein — ich frage Sie da so ferne Dinge. — Hier ist es schön. Das blaue Meer — die schwarzen Zypressen. Man will sogar mit seinem Letzten nicht allein sein. Und der liebe Gott hört nie so gut zu wie ein schönes junges Mädchen."

Er schwieg. Um Bettys Sinne legte es sich wie Nebel. Sie fühlte die Nähe des merkwürdigen Mannes und hörte ihn doch von fern. Ihr Herz klopfte, sie konnte nur mit Mühe antworten.

„Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Falzaro, stehen Sie allein in der Welt?"

„Ich stehe allein. In einer Hinsicht will und muß ich allein stehen. Ich stamme aus einem alten tirolischen Adelsgeschlecht. Unser Stammschloß steht im Etschtal, nicht weit von Trient. Sie werden sich wundern, daß ich mich nur Falzaro nenne. Den Baron habe ich abgestreift. Als ich mit meinen natürlichen Anschauungen immer wieder gegen die traditionellen stieß, wollte ich mich nicht mehr am Tisch der Drohnen füttern lassen. Ich will die Aristokratie der Persönlichkeit durchsetzen. Meine Heimat ist die Welt. Aber auf allen Fahrten, mein Fräulein — an Vater und Mutter vorüber — das kleine Licht im Hafen wirkt doch immer wieder auf mich ein. Ohne das kann ich nicht auskommen."

Betty sah mit halb geschlossenen Augen vor sich hin. Sie spürte, daß Falzaros Blick auf sie gerichtet war. Ein wundersames Erlebnis. Betty genoß es mit dürstendem Munde. Sie fühlte sich vor den Schwestern ausgezeichnet. Er hätte ewig weitersprechen können. Es fiel ihr gar nicht ein, ihn nun zu fragen, wer er sei, seine Erscheinung irgendwie auf den Boden der Wirklichkeit zu bringen. Das brauchte sie nicht. Er aber sah ihre Gläubigkeit und war ihres Besitzes sicher. —

Jetzt kam man an ein arges Hindernis. Die Höhe, die man ersteigen wollte, lag vor den Wanderern, aber ein Graben, mit gelblichem Lehmwasser gefüllt, zog sich träge um ihren Fuß herum. Man mußte hinüber, wollte man nicht vor dem Lohn des heißen Spazierganges umkehren. Eine

Digitized by Google

Brücke hatten die Bocclariten über das Hindernis natürlich nicht gelegt. Das war wieder etwas für den Professor. Er war schon wieder zu einer Beschwerde an die österreichische Regierung bereit.

„Ach was!“ rief Thora. „Wozu haben wir denn Turnen gelernt?“ Sie wollte schon einen Anlauf nehmen, aber Falzaro hielt sie lächelnd zurück.

„Ich bezweifle Ihre Geschicklichkeit durchaus nicht, gnädiges Fräulein, aber Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen beistehe.“

Er kam mit einem leichten Sprung über den Graben. Dann reichte er seine nervige Hand. „Mut, meine Damen! Herr Professor! Machen Sie den Anfang!“

„Zum Donnerwetter, keine Brücke? Aber helfen lasse ich mir nicht!“

„Dann werden Sie hineinfallen. Einen kleinen Anlauf müssen Sie nehmen.“

Die Mädchen standen hinter dem Vater und lachten. Als Voltigeur hatten sie ihn noch nie gesehen. „Also dann — mit Allah! Da man ja doch in einer verfluchten Türkengegend ist!“

Er kam leidlich und nur wenig bespritzt hinüber. Thora und Betty folgten. Nur als die Reihe an Helene kam, wurde man bedenklich. „Habe keine Angst, Lene!“ rief Thora. „Vier Vorturner! Schieße ruhig hinüber — wie du kommst, kommst du! Oder besser — ich komme noch mal zu dir und hüpfe mit!“

Helene stand blaß und trotzig am anderen Ufer. Sie fürchtete sich, da sie ihres Körpers nicht Herr war, wollte es aber um keinen Preis merken lassen. Besonders gegen Falzaros Hilfe hatte sie die tiefste Abneigung. „Bleib drüben, Thora — sonst purzeln wir höchstens beide hinein. Ich komme schon — seht nur nicht hin.“

„Ich dulde es überhaupt nicht, daß sie springt,“ knurrte der Professor. „Wenn sie sich den Fuß bricht, sind wir geliefert.“

„Aber nicht doch! Das Fräulein hat ganz recht! Sie kann es auch! Das weiß ich ganz bestimmt!“

Helene sah Falzaro überrascht an. Zum erstenmal gefiel er ihr. Es freute sie, daß sie vor ihm nicht hilflos zu sein brauchte. Er verteidigte sie in ihrem Empfindlichsten. Sie blickte mit frischer Dankbarkeit auf seine ausgestreckte Hand, und im nächsten Augenblick hatte sie den Graben übersprungen. Man empfing sie mit herzlichem Bravo, aber sie kümmerte sich nicht darum und strebte trotzig den Berg hinauf. Thora warf Falzaro einen warmen Blick zu. Dann flüsterte sie: „Das haben Sie gut gemacht.“ —

Auf der Höhe kam der Lohn für alle Strapazen. Man lagerte sich in wohliger Mittagsstille, und das Frühstück aus dem Albergo del Porto schmeckte besser als die Table d'hôte in Abbazia. Weithin, aus leuchtendem Blau in dunkle Veilchenfarbe sich vertiefend, war das Meer gebreitet. Die Sonne stand leuchtend im Wolkenlosen und schüttete Licht über das All. Ein zehrender Durst lauerte im trockenen Geröll der Lagerstätte. Aber Falzaros Wein war reichlich bemessen. Man konnte behaglich den Eidechsen zuschauen, die wie zierliche Künstlerarbeit über die Steine liefen, ihre klugen Edelsteinaugen auf den ungewohnten Besuch gerichtet.

„Es ist doch eigentlich prachtvoll in Bocclari!“ meinte Bernd Brahe, nachdem er die Chiantiflasche nochmals erleichtert hatte. „Ich begreife gar nicht, warum wir gestern über das versäumte Schiff so unglücklich waren! Hier ist es ja viel schöner als in Abbazia! Keine Wiener Modepuppen! Man kann ja froh sein, wenn man mal was Unbelecktes sieht!“

„Vielleicht versäumen wir das Schiff noch einmal, Papa,“ meinte Helene.

Alle lachten. Falzaro drehte sich wohlgefällig zu ihr hin. Thora versuchte, einen Schmetterling, dessen bunte Sammetflügel sie umflatterten, zu erhaschen, aber es gelang ihr nicht. „Es geht nicht,“ flüsterte sie wie ein betrübtes Kind.

„Ich wünschte, daß es noch lange nicht ginge,“ sagte Falzaro, von Helene wegblickend, „damit ich Ihre Hände beobachten kann. Die sind wundervoll in der Sonne. Sie erlauben mir doch diese Bemerkung? — Aber warum wollten Sie den armen Schmetterling fangen?“

Thora wußte ihm nicht zu antworten. Der Professor warf Falzaro einen funkelnden Blick zu. „Weil ihr Vater eine hervorragende Schmetterlingssammlung besitzt! Meine Töchter tun nichts ohne Grund!“

„Ihnen zu Gefallen, Herr Professor!“ rief Falzaro lebhaft. „Sie bringen gewiß

Digitized by Google

alles unter Ihr Joch, was von Ihnen abhängig ist! Aber die weibliche Natur —"

„Lassen Sie mich mit der weiblichen Natur in Ruhe!"

„Wir sind Antipoden, Herr Professor. Mich darf man keinen Augenblick mit der weiblichen Natur in Ruhe lassen."

In diesem Augenblick ergriff Brahe eine Chiantiflasche und schleuderte sie in weitem Bogen über den Felsen hinunter.

„Aber Papa!" riefen Betty und Thora wie aus einem Munde.

„Es war nichts mehr drin," sagte Helene, der Flasche ruhig nachblickend.

Falzaro lachte sie an. „Das hat Ihr Herr Vater wahrscheinlich gewußt! Sie haben übrigens Humor, mein Fräulein."

Als man gegen Abend wieder zum Albergo del Porto gelangt war und Falzaro sich verabschiedet hatte, flüsterte der Professor seinen Kindern zu: „Gefällt er euch noch immer, der Mann aus San Martino? Glaubt ihr dem Herrn Baron, der nicht Baron sein will?"

„Papa, er ist Baron!" rief Betty entrüstet.

„Ich werde mich erkundigen. Aber das interessiert mich nicht. Ob er Flausen macht oder nicht. Ob er Kellnerhände hat oder Edelmannshände. Er soll sich demonstrieren. Mit langweiligen Subjekten gebe ich mich nicht ab."

Betty hätte gern erzählt, daß Falzaros Mutter eine Verwandte von Lenau gewesen. Aber sie unterließ es lieber. Es war ihr für den Spott des Vaters zu heilig.

„Du betrachtest also auch dieses Subjekt wieder nur als Objekt, Papa," meinte Helene. „Nimm dich in acht. Es wird kratzen und beißen."

„Unsinn! Das soll es bis zu einem gewissen Grade! Wozu hat er sich denn mit uns in Bocclari einsperren lassen? Glaubt ihr, daß ich das nicht gemerkt habe? Kinder, das ist ein Abgefeimter!"

„Oder ein Genie," sagte Thora. „Das ist vielleicht dasselbe."

„Ich habe Vertrauen zu ihm!"

„Holla, Betty ...!"

Thora griff nach der Hand ihrer ältesten Schwester. „Warum soll man auch zu einem Genie kein Vertrauen haben?"

Helene lachte.

In den nächsten Tagen merkten die Brahes wieder Falzaros Absicht, sich von ihnen zurückzuhalten. Er frühstückte zu einer anderen Stunde. Wenn er sie traf, vermied er die Notwendigkeit, von ihnen zum Spaziergang aufgefordert zu werden. Da der Professor mit demselben Hochmut kämpfte, lief man aneinander vorbei. Dabei konnte man sich nicht entbehren. Die Stunden, die man sich aus dem Wege ging, wurden leer und langweilig. Am Morgen des dritten Tages verlor Thora die Geduld und eilte vor das Haus, als sie Falzaro unten mit seiner unvermeidlichen Zigarette sitzen sah. Sie ließ sich von ihm ansprechen, und sie kamen auf einen vertrauteren Ton. Das dauerte, bis der Professor und die Schwestern erschienen, um nach Thora zu sehen. Nun vergaben sich beide Teile nichts, als etwas verabredet wurde. Falzaro erzählte, daß er eine Segelfahrt nach der Sarazenenburg vorhabe — er lud dazu ein, und Brahes Töchter waren von seiner Idee entzückt.

Bald glitten sie in einer schweren Fischerbarke durch das ruhige Meer. Die Bemannung des Seglers war wunderlich. Ein Greis, dessen Vogelkopf nur mit wenigen Haarflocken versehen war und auf einem dürren Faltenhalse saß, lebhaft an einen Geier erinnernd — er hieß Nicodemo Lorma — lenkte das Steuer. Das Segel wurde von seinem Enkel bedient, einem kaum fünfzehnjährigen dunkelbraunen und geschmeidigen Burschen. Tommaso wurde das Vergnügen der jungen Mädchen. Falzaro wußte auf eine sehr lustige, kameradschaftliche Weise mit ihm zu verkehren und verstand überhaupt jede Regung der Bocclariten. Der Professor kämpfte immer mehr mit einem gewissen Respekt vor ihm. Abenteuerlich erschien ihm Falzaro, aber Brahe war kein trockener Zunftmensch. Er wußte, wie selten in einer vom Gelde durchseuchten Zeit die echte Persönlichkeit war. Joseph Falzaro mochte etwas derartiges sein. Haftete noch soviel Schlacke an ihm, log er noch so frech ins Blaue hinein: es blitzte immer wieder durch all sein Trübes. Das fesselte Brahe.

Schweigsam saßen die Passagiere des Segelbootes einander gegenüber. Die Fahrt durch die Bucht von Bocclari war wundersam leicht. Man näherte sich schon

Digitized by Google

dem anderen Ufer. Falzaro begann, italienische Lieder zu singen. Seine Stimme klang gut, wenn auch etwas scharf; er wußte seinem Vortrag durch leise Karrikierung jede Sentimentalität zu nehmen. Als man zur Küste kam und die Ruine der Sarazenenburg immer mächtiger über den Menschen im Boot ragte, verstummte Falzaro. Er sah zu den Felsen empor, als wollte er sie ehrfürchtig grüßen. Das freute Thora. Wer vor einem großen Eindruck nicht versagte, wurde ihr lieb. Man landete. Nicodemo und Tommaso blieben bei dem Boot. Dann kletterte man einen Geröllweg empor. Die Ruine stammte aus der Zeit Kaiser Friedrichs des Zweiten. Seeräuber arabischen Stammes hatten hier gehaust und in dem unzugänglichen Felsennest ihre Beute verborgen. Eine Belagerung der Kaiserlichen hatte das Raubnest zerstört. Eine ergreifende Szene war überliefert zwischen Friedrich, dem Hohenstaufen, und Ibrahim, dem Piratenhäuptling. Die waren vor vielen Jahren Kameraden auf einer wilden Meeresfahrt gewesen. Nun sahen sie sich wieder: der Herr der Welt und ein elender Räuber, dessen Haupt durch des Kaisers Richtspruch fallen sollte. Da hatte Friedrich — „natürlich", wie Bernd Brahe höhnisch bemerkte — Gnade vor Recht gehen lassen. Die Erinnerung an eigenes Piratentum der Seele, durch die Pflicht der Krone verdrängt, war plötzlich in ihm wach geworden. Er hatte in den Augen eines sturmzerstörten Antlitzes seine Jugend wiedergesehen — —

Falzaro hatte das schön erzählt, die Mädchen lauschten mit pochenden Herzen. Plötzlich aber ging ihre Ergriffenheit in Lachen über, als sie sahen, was der Vater trieb. Der trippelte umher und fing buntschillernde Fliegen. Dann aber stand er wie ein Steinbild und sah einer Bremse zu, die auf seiner Hand saß und Blut sog. „Aber Papa!" rief Thora. „Warum erschlägst du das Vieh nicht?"

„Es hat vielleicht auf meinem Jugendfreunde Mikkel Petersen gesessen, der auch einmal in Bocclari war," antwortete der Professor weich. „Sein teures Blut vermischt sich jetzt mit dem meinigen."

Die Mädchen kletterten übermütig in den Trümmern der Sarazenenburg umher. Falzaro aber warf dem Professor einen stechenden Blick zu. Er lächelte gezwungen. „Ihnen ist wohl jede Poesie lästig? Andere Leute haben etwas davon."

„Machen ein gutes Geschäft damit."

„Ich möchte auch zuweilen Seeräuber sein, den satten Vergnügungsreisenden auf den Leib rücken. Können die Damen mir das nachfühlen?"

„O, ich täte gleich mit!" rief Thora.

„Aber in diesen acht Tagen, die ich in Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft verbringen darf, will ich nicht Seeräuber sein. Da möchte ich meine Seele ausruhen."

Nach diesen geheimnisvollen Worten schwiegen alle. Stumm betrachtete man die moosbewachsnen Trümmer der Piratenburg. Wundersam von Schlinggewächsen umrankte Pfeiler und Säulen, zersprengte Stufen, zwischen denen Kakteen wucherten, Zisternen, worin immer noch helles Wasser sprudelte. Man erstieg den Wachtturm. Hier gab es einen herrlichen Rundblick über das blaue Meer und die braunen Küstenlinien bis nach Dalmatien hinüber.

Nachdenklich stieg man wieder zum Strande hinab. Die Rückfahrt war heiß und langsam. Schließlich mußten die Schiffer rudern, und Falzaro half. Der Professor schimpfte. „Lassen Sie sich doch das Beschwerdebuch geben," sagte Falzaro.

Da fuhr Bernd Brahe hoch. „Sie sind sehr keck, mein Herr!"

Die Mädchen erschraken. Es war dem Vater zu warm geworden — jetzt konnte es Streit geben.

„Come vole,
Grando sole,"

sang Thora schelmisch und tauchte die Hand in's Wasser. Sie bespritzte den Professor. Da schmunzelte Brahe, und die Stimmung war wieder gerettet. „Sie sind doch ein merkwürdiger Kauz", sagte er, sich nach einer Weile ruhig zu Falzaro wendend. „Sie sind nun mehrere Tage mit uns zusammen und hüllen sich in eine Bedeutsamkeit, die Sie vollständig unmotiviert lassen. Wer ich bin, wissen Sie. Aber Sie verkehren mit mir und meinen Töchtern und legen keinen Wert darauf, daß wir wissen, wer Sie sind. Wir sind durchaus nicht neugierig. Aber gesellschaftlich halten wir Ihr Benehmen für unmöglich."

Die Mädchen wurden blaß und sagten

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Prof. Robert Weise

Digitized by Google

Digitized by Google

kein Wort. Sie wußten nicht, was jetzt geschehen würde. Falzaro lächelte, aber seine Beherrschung war mühsam. „Es wundert mich, daß Sie diesen Ausfall unternehmen, während wir uns auf dem Meer befinden, Herr Professor. Ich kann jetzt nicht ausstehen und weggehen. Ich muß die Damen bis zur Küste belästigen."

„Ach Unsinn!" rief Thora.

Falzaro warf ihr einen dankbaren Blick zu.

„Papa, du treibst es wirklich zu weit!" ließ Betty sich mutig vernehmen.

„Mir ist es zu viel Komödienspiel", flüsterte Helene.

Falzaro sah sie scharf an. „Von wem, gnädiges Fräulein?" Dann wandte er sich zu dem Professor: „Ich kann mich, wie gesagt, erst in Bocclari verabschieden. Aber ich möchte Sie von Ihren Zweifeln befreien. Ich werde Ihnen einiges von mir erzählen, muß aber vorher Ihre und der Damen Verschwiegenheit erbitten."

„Das ist selbstverständlich," knurrte Brahe. „Wofür halten Sie uns denn?" Falzaros Bereitwilligkeit hatte ihn eingeschüchtert.

Der Fremde sah auf die Meeresferne hinaus. Thoras Augen folgten seinem Blick. Dann begann er, ohne die andern anzusehen: „So will ich Ihnen denn etwas vom Kupferberge im Lande Dschamela erzählen." Er seufzte.

Der Professor hielt die Hand ans Ohr. „Wovon?"

„Haben Sie nie von dem roten Wunder der Gondokorus gehört?"

„Nein, aber ich werde mein blaues Wunder dabei erleben."

„Das Land der Gondokorus heißt Dschamela und liegt am Ostrande der Wüste Sahara. Man vermutet dort eine Nilquelle. Ich war ein halbes Jahr dort. Ich habe den Kupferberg gesehen, das achte Weltwunder."

Die Brahes schwiegen. Das klang glaubhaft. Falzaro war sicherlich im Inneren Afrikas gewesen.

„Wie sind Sie denn da hingekommen?"

„Ich habe einen Freund begleitet, der als Missionar mit einer französischen Expedition nach Dschamela gezogen ist. Mein Freund ist Jesuitenpater."

Der Professor lachte leise vor sich hin. „Das muß ein netter Kreuzzug gewesen sein."

„Es war eine schwere, aber wunderbare Zeit," erwiderte Falzaro und wandte sich zu den jungen Mädchen. Die Ruder hatte er niedergelegt. Er überließ den Schiffern die Arbeit. Mechanisch stießen sie das Boot durch die Mittagsglut zum heimatlichen Hafen hinüber. „Ich blieb in Dschamela und sah einen alten Kult verschwinden und einen neuen entstehen. Mein Freund, der den Heiden das Christentum predigt, verfügt über eine unbeugsame Energie, aber auch die Götter der Heiden sind mächtiger, als wir uns in unserer gemäßigten Zone vorstellen. Der Gott der Gondokorus lebt auf dem Berge Rofu, der sich hoch aus dem Wüstensande erhebt und weithin sichtbar ist. Er ist das Wahrzeichen, das ersehnte Ziel für die Karawanen. Er ist ganz rot, denn dieser Berg besteht nicht aus grauem Granit oder weißem Kalk wie im nüchternen Europa, sondern zum größten Teil aus Kupfererz, so daß er in der Sonne wie eine Riesenflamme leuchtet. Die abergläubischen Menschen betreten ihn nicht, denn sie fürchten, auf ihm verbrannt zu werden. Auf dem Gipfel wohnt nach ihrer Vorstellung der schrecklichste Gott, und sie tragen ihre Opfer bis an seine Füße. In alten Zeiten hat jeder Vater sein drittes Kind geschlachtet. Aber der Moloch ist sanfter geworden — das verlangt er nicht mehr. Jetzt genügen ihm die fettesten Schafe. Damit wissen die Priester offenbar mehr anzufangen."

Die Brahes lachten. Nicodemo und Tommaso verstanden nichts, aber sie sahen, daß die Fremden wieder vergnügt wurden, und lachten zur Gesellschaft mit.

„Das ist ja eine nette, ethnologische Geschichte," sagte der Professor.

Falzaro blieb ernst. „Sie werden verstehen, daß ich den Kupferberg anders angesehen habe als die armen Neger. Ich kam aus Europa, wo man dem Gott des praktischen Nutzens opfert. Ich sah einen Schatz im Herzen von Afrika, der das meiste, was bei uns errungen werden kann, in den Schatten stellt. Hunderte von Millionen liegen in Dschamela als zweckloses Gestein da. Man könnte unsere sämtlichen Industriewerke versorgen. Aber die Wertfrage ist seit Urzeiten umgekehrt — das

Digitized by Google

ist das Hindernis. Die Besitzer des Schatzes werten ihn anders, als die Besucher. Jene brauchen ihn als Gottheit —"

„Diese würden ihn auch als Gottheit brauchen," kicherte Brahe.

„Gewiß! Aber ein offener Krieg der beiden Anschauungen würde nichts erreichen, nur endloses Blutvergießen."

„Aha! Jetzt verstehe ich! Ihr Missionar macht es heimlich! Er entthront den Kupfergott und errichtet das Kreuz! Der Geist soll in Afrika triumphieren, und die Materie triumphiert in Europa!"

Brahe lachte nach diesen Worten so stark, daß er in einen Hustenanfall verfiel und sich lange nicht beruhigen konnte. Die Mädchen mußten ihm immer wieder auf den Rücken klopfen. Er war ganz erschöpft, aber vorzüglicher Laune. Falzaro verschränkte die Arme und wartete ab. Dann sagte er: „Sie haben schon begriffen, was ich meine. Aber wir können ganz ernst bleiben, Herr Professor. Es tut mir leid, daß die jungen Damen anwesend sind. Nur ein Mann weiß, was unsere Abhängigkeit vom Gelde bedeutet."

„Die Frauen wissen es wirklich nicht," sagte Helene düster.

Falzaro sah sie wieder scharf an und nickte. Dann wandte er sich zu Brahe. „Es handelt sich also im Lande Dschamela um ein Changement der Gottheiten."

„Changement?"

„So muß man es nennen. Die Gondokorus werden Christen und sind von ihrem scheußlichen Heidengotte befreit. Sie werden schließlich den Mut finden, auf den Gipfel des Berges zu klettern und dort nichts finden als kaltes, gemeines Kupfererz. Sie werden begreifen, daß ihre Opfer jahrhundertelang vergebens waren. Der Kupferberg ist ihnen entwertet, sie haben gleichsam geistigen Besitz dafür eingehandelt. Es wird leicht sein, europäische Kultur in das ferne Land zu führen, eine Eisenbahn von Abessinien nach Dschamela zu bauen und allmählich den ganzen riesigen Schatz, die Trümmer des alten Gottes, fortzuführen. Die Gondokorus werden eine Kirche bauen, und wir werden das Kupfer haben."

Falzaro schwieg. Die Mädchen blickten mit großen Augen zum Ufer hinüber. Sie wünschten, bald in Bocclari zu sein. Es war so schwül, und das Boot roch in der Mittagsglut nach getrockneten Fischen. Häßlich hatte Falzaros Rede den Töchtern Bernd Brahes geklungen. Jetzt liebte ihn keine. Und dennoch . . .

Brahe hockte mit hochgezogenen Beinen im Boot und barg das Gesicht an den Knieen. So sprach er, immer noch kichernd: „Man hat mir oft meinen Zynismus vorgeworfen. Aber so wie Sie habe ich's doch nicht getrieben. Sie sind mein Meister. Aber ist das alles nicht nur Spielerei mit Worten? Wo steckt der reale Wert? Sind Sie ein Poet oder ein Geschäftsmann? Am Ende nur ein Zeitungsschreiber?"

„Nichts von alledem. Ich dichte nicht und denke nicht nur an Geld. Noch weniger lebe ich von der Feder. Ich will das menschliche Machtgefühl vermehren und zugleich selbst hochkommen. Ich habe mich an die Spitze eines internationalen Unternehmens gestellt. Es handelt sich zunächst um den Bahnbau. Mit einer Firma ist es nicht zu machen. Darum reise ich umher, um die Großindustrie Europas zu wecken. Ich will nur als Direktor der afrikanischen Mine fungieren. Die Ausbeutung — nun ja, ein paar Millionen fallen auch für mich ab. Die sollen mir dann dienen, etwas Größeres anzupacken."

„Hm . . . Das läßt sich hören . . . Es kommt auf die Voraussetzung an. Alles Originale ist ungewohnt. Warum soll man nicht mal auf einem Rhinozeros durch Sachsen reiten? Ist Ihr Unternehmen schon im Gange?"

„Um es glänzend in Gang zu bringen, fehlt mir nur eine Kleinigkeit."

„Was ist es, wenn ich fragen darf?"

„Geld. Ich selbst muß über eine bedeutende Summe verfügen, um anfangen zu können. Sie begreifen, die kolossale Propaganda —"

„Gewiß . . . Also Sie haben kein Geld? Das ist aber schade."

„Vernichtend ist es. In Monto Carlo hatte ich Unglück . . . Ja, wenn ich dort Glück gehabt hätte . . ."

Falzaro schwieg. Die letzte Wendung des Gespräches lastete auf den Brahes. Der Professor hockte wie eine Schildkröte, die, einen Angriff fürchtend, Kopf und Füße unter den Panzer gezogen hat. Man konnte ihn jetzt rütteln und stoßen — er

Digitized by Google

blieb unempfindlich. In den Mädchen aber keimte eine neue Empfindung: sie hatten Mitleid mit Falzaro. Sie sahen plötzlich in sein wirkliches Leben hinein. Zugleich fürchteten sie den häßlichen Ton, den das Wort Geld in ihre Beziehung gebracht hatte. Thora mußte plötzlich daran denken, wie Falzaro schon einmal das böse Thema angeregt hatte. Aber das allein — nein, das konnte unmöglich seine Triebfeder sein . . .

„Ja, ja," seufzte Brahe mit bissigem Humor. „Der Weg vom roten Heller bis zum roten Kupferberge ist weit."

„Sie haben mir gewiß kein Wort geglaubt von allem, was ich Ihnen eben erzählt habe?" fragte Falzaro kalt, aber unbestimmte Glut in den Augen.

„Doch, doch . . . Was denken Sie denn von mir? Jetzt glaube ich Ihnen. Sie sind auf Gedankenreisen."

„Aber ich bin kein Phantast! Ich verstehe nur aufzuheben, was die Dummheit der Menschen liegen läßt!" Falzaro rief es stark, in merkwürdiger Erregung.

„Millionen oder Zigarrenstummel? Wißt ihr noch, Kinder, die armen Leute vor den Pariser Cafés?" Brahe lächelte Thora an, aber die warf ihm einen so empörten Blick zu, daß er still wurde und wegsah. Er mußte jetzt einlenken. —

In Bocclari lohnte der Professor die Schiffer ab. Er hatte ein Raffinement, billig zu reisen, aber die Genügsamkeit der Bocclariten überschätzte er. Nicodemo Lorma murrte. Da wandte sich Falzaro zu Brahe. „Wieviel haben Sie den Leuten gegeben, Herr Professor?"

„Was wollen Sie denn? Sie sind mein Gast."

„Wieviel haben Sie den Leuten gegeben?"

„Fünf Kronen, zum Teufel! Das ist genug!"

„Nein. Das Doppelte."

Falzaro kehrte zu den Schiffern zurück und gab ihnen noch ein Fünfkronenstück. Jetzt waren die Leute versöhnt und schwenkten ihre Mützen.

„Wenn Sie so weiter wirtschaften, werden Sie nie den afrikanischen Kupferberg nach Europa bringen. Das prophezeie ich Ihnen, lieber Freund!"

Falzaro lachte. „Auf welche Weise sind Sie denn zu Ihrem Vermögen gekommen?"

„Durch meine Vorfahren. Ich bin kein Geschäftsmann. Aber ich habe durch kluge Verwaltung mein Vermögen auf anderthalb Millionen gebracht."

„Wirklich?"

„Ja. Das ist eine hübsche Summe, nicht wahr? Jede meiner Töchter erbt eine halbe."

„Erbt. Wenn sie alt und grau ist?"

„Selbstverständlich. Sonst würde ja mein Geld den Mitgiftjägern verfallen. Meine Töchter sind frei und jeder Strapaze gewachsen. Solange sie bei mir sind, nehmen sie an meiner Lebensführung teil. Sie dürfen sich auch Männer nehmen, wenn sie wollen, aber in Armut — die ist ja der Reichtum der Jugend."

Brahe ging nach diesen Worten in eine Schusterwerkstatt, um sich ausgebesserte Stiefel abzuholen.

Falzaro aß abends wieder mit den Brahes. Er war guter Laune, trank und sprach viel, wie ein gesicherter Mann, der ein festes Zukunftsland vor sich hat. Der Professor befand sich dagegen in einer eigentümlichen Unruhe. Gern hätte er beim feurigen Chianti wieder die Rede auf den Kupferberg im Lande Dschamela gebracht, aber er schien mit seinem eigenen Spott nicht fertig zu sein. Er schüttelte nur von Zeit zu Zeit den Kopf, kicherte und rückte auf seinem Stuhl umher. Schließlich wandte er sich wütend ab und ließ Falzaro mit den Mädchen plaudern. Er selbst sah in alte illustrierte Blätter. Plötzlich schien ihn etwas stark zu interessieren. Er las einen ganzen Artikel durch und schlug mit der Hand auf das beigefügte Bild. „Seht ihr! Das ist etwas! Mein verehrter Herr Falzaro! Das ist die einzige Leistung, die in Betracht kommt! Was ist nach Ihrer Ansicht der höchste preußische Orden? Der schwarze Adlerorden natürlich! Aber nein, mein Bester! Die Rettungsmedaille ist es!"

„Gewiß, Papa," sagte Helene trocken.

„Ich hätte diese Antwort auch gegeben, aber Sie hatten nicht die Freundlichkeit, sie abzuwarten. Wovon sprechen Sie im übrigen, Herr Professor?"

„Hier — das ist äußerst interessant! Das ist eine alte Nummer der ‚Illustration de Suisse' — vom Jahre 1905! Da ist

Digitized by Google

das große Unglück der ‚Corimba' geschildert — wissen Sie noch, das spanische Auswandererschiff, das bei Aden gescheitert ist? Der Artikel ist nur eine trockene Aufzählung von Tatsachen — aber die Rettungen — das ist das Fabelhafte! Ich finde es wenigstens — Kulturmenschen, die in Todesgefahr nicht an sich selbst gedacht haben, sondern es für wichtiger hielten, arme malaiische Weiber zu retten! Das ist mehrfach vorgekommen, lieber Herr! Gerade die Europäer haben sich am Rettungswerk beteiligt! Ein hilfloses Wesen vorm Ertrinken zu retten, dünkt mich mehr als Ihr ganzer phantastischer Beutezug nach Dschamela!"

Bernd Brahe verpustete sich. Die Mädchen schienen ihm zuzustimmen. Auf Falzaros Gesicht zuckte es kaum merklich. Dann griff er gelassen nach der Zeitschrift. „Erlauben Sie, Herr Professor? Das ist wirklich amüsant. Ich war auf der ‚Corimba', als die Katastrophe passiert ist."

Der Professor sperrte Mund und Nase auf. Aber er war entrüstet, während die Mädchen Falzaro unwillkürlich glaubten. „Was? Sie sind auf der ‚Corimba' gewesen? Sie haben natürlich ein Dutzend Menschenleben gerettet? Ach, verschonen Sie mich mit Ihren Geschichten! Mit solchen Dingen Spott zu treiben, ist frivol!"

Betty legte sich ins Mittel. „Aber Papa — Du weißt ja noch gar nicht —"

„Ich weiß alles!"

Statt jeder Antwort blätterte Falzaro in dem Bande und hatte schließlich gefunden, was er suchte. „Hier ist noch ein zweiter Artikel. Bitte. Überzeugen Sie sich."

Brahe warf ihm einen Blick zu, als wollte er sich nicht von ihm behexen lassen. Dann las er. „Die Liste der am Rettungswerk Beteiligten? Joseph Falzaro aus San Martino di Castrozza: zwei junge Mädchen — Schwestern aus Singapore? Junge Mädchen natürlich . . ."

„Alte Weiber waren glücklicherweise nicht vorhanden." Jetzt sprangen Brahes Töchter auf und drängten sich hinter den Vater. Sie wollten den Beweis auch lesen. Den Beweis! Das war es! Mit zitterndem Kopf starrte Brahe auf den unbegreiflichen Menschen.

„Ich habe den Artikel nicht lanciert, Herr Professor," sagte Falzaro.

„Davon ist keine Rede! . . . Ich kenne die ‚Illustration de Suisse' . . . Ein anständiges Blatt . . . Na — gratulieren Sie sich. Darauf könnte man Ihnen Geld geben. Aber der Kupferberg! . . . Sie sind doch ein seltsamer Kauz."

In den letzten Worten lag positive Anerkennung. Brahe sprach sie ringend aus, aber es blieb auch die einzige, die er Falzaro spendete. Er hob die Tafel bald auf und ging in die Nacht hinaus. Es war eine wunderbare, lichterfüllte Mondnacht. Grämlich setzte sich der Professor auf die Bank vor dem Hause. Helene schwankte noch, ob sie bei den Schwestern bleiben sollte, dann aber wandte sie sich trotzig ab und ließ sich neben dem Vater nieder. Betty und Thora blieben in fröhlicher, bewundernder Einigkeit bei Falzaro. Sie gingen mit ihm auf und ab. Sie sprachen und lachten, von der märchenhaften Stunde durchglüht. Plötzlich kamen alle drei auf das Haus zu. „Papa, wir haben eine famose Idee!" rief Thora. „Das heißt, Herr Falzaro hat sie!"

„Der hat ja immer famose Ideen. Was ist nun wieder?"

„Wir nehmen uns ein Ruderboot und fahren zu den Klippen hinaus. Heute ist Vollmond, Papa. Ganz ungefährlich."

„Ich bleibe," sagte der Professor mit verschränkten Armen.

„Ich auch," fügte Helene schroff hinzu.

„Na, dann fahren wir eben! Herr Falzaro, Betty und ich!"

„Ihr seid verrückt!" brauste Helene auf. Dann faßte sie sich. „Ihr könnt doch unmöglich mitten in der Nacht — —"

„Schulmeisterchen, das können wir doch!"

„Papa wird euch sagen . . ."

Bernd Brahe aber sah seine Töchter, die im Mondschein wie heitere Gottheiten vor ihm standen, gleichmütig an. Dann wandte er sich zu Falzaro. „Übernehmen Sie die Bürgschaft, daß mit dem Boot nichts passiert?" Falzaro faßte an seine Mütze. „Fahrt also in Gottes Namen."

Thora klatschte in die Hände. „Fein, Papa! Also fix, Herr Falzaro! Betty, das wird heute ein Märchen!"

Sie eilten zum Hafen hinunter. Helene stand auf. Sie zitterte vor Erregung. „Papa, du bist mir wirklich unbegreiflich!

Digitized by Google

Wie kannst du nur so unvernünftig sein? Du lieferst sie in die Hände dieses Menschen!"

„Wenn ich das täte, wäre es nicht schade um sie. Sie machen eine Mondscheinpartie mit ihm. Zwei robuste Mädels mit einem jungen Mann. Was ist dabei?"

„Das mußt du mich nicht fragen! Ich habe weiß Gott keine überspannten Ideen! Ich werde aber für meine Schwestern die Besinnung behalten!"

„Dazu bist du nicht da! Die müssen sie selbst haben! Sie heißen Brahe!"

„Er ist ein gefährlicher Mensch!"

„Für unsereinen nicht!"

„Also gut, Papa! Du treibst es zum äußersten! Du hast wirklich keine Ahnung mehr, was ein Spiel mit menschlichen Herzen ist!" Du fühlst ganz sächlich! Wir aber sind Frauen!"

„Sei nicht so unverschämt!"

„Ich will hier nicht die Zeit vergeuden! Du mußt dich heute abend schon allein amüsieren, Papa! Ich verlasse meine Schwestern nicht! Ich fahre mit! Und wenn sich Herr Falzaro etwas herausnimmt, schlag' ich ihn nieder!"

Nach diesem Kampfruf eilte Helene, so schnell sie konnte, zum Hafen hinunter. Brahe sah ihr kopfschüttelnd nach. Dann sagte er: „Macht, was ihr wollt" und rauchte seine Pfeife weiter. —

Helene erreichte die anderen, als sie eben das Boot bestiegen. Sie wurde mit Hallo empfangen. Thora küßte sie in plötzlicher Aufwallung. „Na, Lene!" rief sie. „Wir werden uns musterhaft betragen! Damit du belohnt wirst! Aber heute nacht heißt's frei sein! Endlich mal! Ohne Professor! Laß doch! Er hört's ja nicht! Wir haben schon alle Spitznamen! Das ist Gondokoru!" Sie deutete auf Falzaro. „Ich bin Thor! Und Betty ist Freia! Willst du Erda heißen?"

„Nennt mich meinetwegen Mime — mir ist es gleich." brummte Helene. „Nur laßt mich rudern. Ich muß erst meine Wut unterkriegen."

Falzaro und Helene ruderten. Betty und Thora legten sich auf die Bootsbänke und blickten in den funkelnden Nachthimmel auf. So kam man mit leichten Schlägen zu den Klippen hinüber. Nachtblau brandete das Meer zwischen den braunen Steinpackungen. Felstürme schienen, wie von Menschenhand erbaut, eine Einfahrt zu bedeuten. Falzaro lenkte das Boot in die schmale Bucht. „Lassen Sie die Ruder liegen," sagte er zu Helene. „Hier ist eine Strömung. Wir lassen uns treiben."

„Kommen wir auch wieder heraus?" fragte Thora etwas zaghaft.

„Ich beabsichtige nicht, mein Leben zwischen diesen Klippen zu beschließen," erwiderte Falzaro kurz.

Ein Lächeln kam auf Thoras Gesicht, als sie Betty ansah. Die ließ sich wie von Charon in die Gewässer des Hades steuern. In stummer Hingebung saß sie da, und ihre Augen verließen Falzaro nicht. Helene aber ertappte sich selbst bei einer merkwürdigen Regung. Sie griff in ihre Handtasche und überzeugte sich, daß ihr Revolver vorhanden war. Eigentlich glaubte sie an keine gefährliche Absicht Falzaros. Aber die Stimmung dieser Nacht barg Gefahr . . .

Seltsam — dieser Mensch hing doch mit höheren Gewalten zusammen. Er ergriff das Unausgesprochene, er knüpfte dort an, wo ein scheuer Mädchengedanke hielt. „Wir sind jung," sagte er plötzlich, die schlanke Gestalt aufrecht im Boot und so verdunkelt, daß man sie nur wie einen Schatten sah. „Es ist gut, daß wir Jungen einmal allein sind. Darin werden Sie mir recht geben, meine Damen. Wir brauchen untereinander kein Mißverständnis zu fürchten." Er beobachtete die drei Mädchen, während das Boot ohne Ruderschlag durch die Bucht glitt. Helene lächelte spöttisch, aber ihr Antlitz war unnatürlich bleich. Betty seufzte. Und Thora — Thora ließ ihre weiße Hand wie einen Silberfisch im Wasser schwimmen. „Sie antworten nicht," sagte Falzaro nach einer Pause. „Ich entnehme daraus, daß Sie meiner Meinung sind."

„Sie machen es sich bequem," flüsterte Helene.

„Warum sind Sie meine Feindin, Fräulein Helene?"

Zum ersten Male klang ihr Vorname aus fremdem Mannesmunde. Aber sie stützte ihre Hände auf den Bootsrand, sie wehrte sich. „Ich bin nicht Ihre Feindin," erwiderte sie schwer atmend. „Dazu müßte ich doch Grund haben?"

Digitized by Google

„Sie sind als Schutzgeist Ihrer Schwestern mitgekommen."

„Spotten Sie nur. Wir haben keine Mutter. Wer sich auslebt von uns Frauen — wer das darf — der ist wehrlos, für den muß ein Schutzgeist da sein."

„Sie sind ein Charakter. Wir beide haben trotz aller Verschiedenheit manche Ähnlichkeit, Fräulein Helene. Sie lachen? Ich hoffe, daß Sie mich doch einmal verstehen." Ein Schweigen kam. Es war so schwer, in dieser geheimnisvollen Dunkelheit zu sprechen. Man wurde in ein Dasein eingesungen, das nicht von dieser Welt war. Wie fern war Bernd Brahes hartes, nüchternes Leben.

Plötzlich weitete sich die Bucht. Die Strömung hörte auf, und ein Binnenwasser umschloß den Sandstrand. Man hatte die Klippen durchfahren. Hier waltete das Mondlicht wieder frei, aber der Schimmer auf der Wasserfläche war seltsam stark und grünlich metallisch. „Kann das der Mond sein?" fragte Thora. Da tauchte Falzaro ein Ruder in die Flut und rührte sie auf. Ein wunderbares Farbenwogen entstand, doch alles in endloser Skala grün. Es zuckte und glitt und sprudelte, es ergänzte sich im Schwinden milliardenfach. Das Wasser war von leuchtenden Algen erfüllt. Thora klatschte selig in die Hände. „Ist das wunderbar!" Sie rief es wie ein entzücktes Kind; sie hatte jetzt Falzaro vergessen.

„Nun wollen wir das Boot auffahren lassen. Wir lagern uns am Strande." Falzaro führte die Landung geschickt herbei. In dieser heiligen, lichtumwobenen Einsamkeit wurden ihm die Schwestern gut. Sie setzten sich furchtlos neben ihn in den Sand, der immer noch ein wenig die Glut der Sonne enthielt. So war es ein warmes, wohliges Lager. Die kühle Nachtluft wie ein seliger Trunk.

„Nun, meine Damen?" fragte Falzaro. „Ist es schön hier?"

Er lächelte, und in seinen Augen blinkte das Mondlicht. Thora wandte sich zu Helene. „Hör' doch!" rief sie leise, indem sie den Arm um die Schwester legte. „Hier ist es still — aber drüben —" Sie deutete nach links.

„Drüben ist Brandung," erwiderte Helene.

„Im Westen liegen große Klippen," sagte Falzaro. „Wollen wir noch hin?"

„Ach ja!"

„Erst Ruhe, Fräulein Thora. Erst ein wenig rasten. Die Ruhe hier ist kostbar."

Erstaunt sahen die Mädchen ihn an. Er hatte sich ausgestreckt und die Augen geschlossen. Auf seinen Zügen lag etwas kindlich Müdes. Es mochte ein stiller Schmerz in ihm sein. Dann begann er, ohne sich zu regen: „Ihr Vater mißtraut mir. Und ich — ich habe Vertrauen zu ihm. Das ist der Lauf der Welt. Wenn ich nicht immer mißverstanden würde . . . Aber ich muß es wohl so schwer haben. Sonderbar. Hier lieg' ich am Meer, in einer wunderbaren Nacht, und drei schöne Mädchen hören mich an. Ich gebe euch allen einen Preis —" Er hatte die Hand voll Sand genommen und ließ den kühlen Staub durch die Finger gleiten.

„Mir auch?" fragte Helene. Ihre Stimme klang hell wie gesprungenes Glas.

„Ja, Fräulein Helene. Weil Sie ebenso sind wie ich. Und Ihre Schwestern auch. Schönheit, die nicht schön sein darf. Kraft, die ruhen soll. Geist, der nicht herrscht. Doch eine ist unter Ihnen — eine — ich will sie nicht nennen. Aber sie versteht mich. Sie ist der Anfang. Zu ihr will ich steuern." Er sah auf Betty.

„Hört nur die Brandung," flüsterte Thora und packte mit fieberndem Griff Helenes Hand. „Ich halt' es nicht mehr aus, ich muß hinüber!"

Helene wehrte sich zitternd. Sie blieb im Sande liegen. Aber sie wußte nicht, was sie festhielt: die Stimme Falzaros oder ihre Schwestertreue.

„Komm, Lene," bat Thora in seltsam wogender Angst.

„Laß mich!"

„Sie wollen fort?" Falzaro wandte sich gelassen zu Thora. „Sind Sie die Gleichgültige?"

„Lassen Sie uns mit Ihrem unverständlichen Wortkram in Ruhe!" stieß Helene hervor und erhob sich. „Sie stören uns!"

„Wie grob sie sein kann. Häßlich. Häßlich." Falzaro lächelte. Er maß Helenes Gestalt.

„Kommst du mit?" fragte Thora, sprang auf und hängte sich an Helenes Arm.

Digitized by Google

Beide sahen auf Betty. Jetzt aber siegte in ihnen dasselbe Gefühl: Betty war für Falzaro bestimmt. Sie war sein Geschöpf. Davor konnte sie niemand bewahren. In demselben Gefühl wandten Helene und Thora sich ab und schritten am Strande entlang den Klippen zu. Die Brandung klang näher. Ein Brausen, ein Stürzen. Hinter ihnen in der Stille Betty und Falzaro. Aber sie hatten die Schwester nicht im Stich gelassen. Sie mußten einander schützen. Leises Schluchzen schüttelte Thora. Sie hielt Helenes Arm und ging immer schneller. Nun standen sie dort, wo die Wellen sich brachen. Wo funkelnder Gischt immer höher spritzte und das herrlich fesselloſe Spiel der Elemente war.

„Hier ist man frei!“ rief Thora, die Brandung übertönend. „Hier ist die Harfe, die man schlagen möchte! Wem zum Preis?“ Sie breitete die Arme aus.

„Ich weiß es!“ erwiderte Helene, in den stahlblauen Augen Härte und Düsternis. Doch um den Mund zitterte weiches Weh. —

Sie blieben noch lange Arm in Arm über das brodelnde Wunder gebeugt. Dann erwachten sie und fühlten, daß es Zeit war, zu Betty zurückzukehren. Erst gingen sie langsam, dann jagte sie die Angst. Sie wußten plötzlich, daß sie pflichtvergessen waren. Nicht vor dem Vater. Vor ihrem geheiligten Schwesternbund. So kamen sie außer Atem an die Landungsstätte. Falzaro und Betty waren nicht mehr dort. Das Herz stockte den Schwestern. Erst als sie eine Strecke weiter gelaufen waren, kamen ihnen die beiden entgegen, Arm in Arm. Ein scheues Glücksleuchten lag auf Bettys Gesicht. Falzaro war gleichsam jünger geworden.

„Wir haben uns verlobt,“ sagte er. Seine Stimme bebte. Das war nicht gespielt. Helene und Thora brachten kein Wort hervor.

„Seid ruhig,“ flüsterte Betty. „Es ist gut so. Es muß sein. Er braucht mich.

Als die Schwestern gegen ein Uhr zum Albergo del Porto zurückkehrten, sahen sie den Vater, den sie längst im Bett geglaubt, noch immer rauchend vor der Tür sitzen. „Na?“ rief er gleichmütig, aber doch mit einigem Gift ob seiner Verlassenheit. „Seid ihr wieder da? Ich muß mal eure Häupter zählen. Drei. Es stimmt. Wie war's denn? Hat's Prügel gegeben?“

„Durchaus nicht,“ erwiderte Falzaro. „Nur eine Verlobung, Herr Professor.“

Brahe fuhr in die Höhe. Er war jetzt vollkommen verändert. Sein spitzes Gesicht wurde grünlich. „Wer ist denn die Glückliche?“ stieß er mühsam hervor.

„Das mußt du dir denken können, Papa,“ sagte Helene.

Da ging Thora schnell in das Haus. Helene eilte ihr nach. Der Professor aber wandte sich zu Betty. „Du also! . . . Na, meinetwegen . . . Du weißt ja — dein Leben ist dein Eigentum. Ich vergreife mich nicht daran.“

„Ich auch nicht,“ versetzte Falzaro und zog seine schöne Braut an sich. Dann rief er, die Mütze schwenkend: „Jetzt hab' ich Bernd Brahes Segen!“

⁂ ⁂ ⁂

Bernd Brahe lebte schon ein halbes Menschenalter in seiner mitteldeutschen Heimat Eschenburg, aber assimiliert hatte er sich ihr nicht. Er war Skandinave. Überall hatte er die Ausrede seiner Nationalität bei der Hand. Seine Bedeutung als Gelehrter erleichterte ihm sein Einsiedlertum. Man hatte sich daran gewöhnt, einen giftigen Spötter in Professor Brahe zu sehen, einen Sauerteig, der die Trägheit der Provinzstadt aufrührte. Wenige Männer von Rang gab es, die Brahe nicht gekränkt hatte. Wenige auch, die ihn nicht insgeheim bewunderten. So war der Verhaßte im ganzen doch ‚beliebt‘. Man amüsierte sich über Tycho, wie man ihn nach seinem großen Ahnen nannte. Man erzählte sich von seinen Töchtern gern Extravaganzen, ohne ihnen etwas vorwerfen zu können. Sie konnten sich viel ‚erlauben‘. Das hieß etwas in Eschenburg, wo die Töchter vornehmer Familien in klösterlichen Instituten erzogen und von dort auf den Heiratsmarkt geführt wurden. Insgeheim vergötterte die Jugend Brahes Töchter. Aber man fürchtete den Sarkasmus der Mädchen, und die Sympathie für sie war immer mit Kopfschütteln begleitet. Helene hatte eine Sonderstellung. Da man Thoras stählerne Anmut und Bettys hochmütige Schönheit bewunderte, hätte man Helene gern bei ihrer Schwäche genommen. Doch sie wehrte sich so ener-

Digitized by Google

gisch gegen jedes Bedauern, daß sie bald als Kinderschreck galt. Man respektierte sie erst, als man erfuhr, daß sie ihren Doktor summa cum laude gemacht hatte. Das war etwas Außerordentliches für eine schwache Frau. Aber man mußte sich hüten, Helene als schwache Frau zu bezeichnen. Sie war froh, wenn man sie unbehelligt ließ. Sie ging am liebsten einsam über den Stadtwall und zur Markgrafenburg hinauf, um den Kopf vom Lernen auszuruhen und den Rätseln des Lebens wie Abendwolken nachzuschauen. Eine heimliche Freundin der Armen und Beladenen war Helene Brahe. Die lernten sie anders kennen als die neugierige Welt. Ganz sanft und zart und lustig war sie da. Auch den Geiz ihres Vaters besiegte sie. Brahe glaubte, ihr Geld für Bücher zu geben, die einzige Ausgabe, die er anerkannte: Helene aber hatte in einem alten Häuschen am Burgtor eine arme Schustersfamilie entdeckt, die sie täglich besuchte. Dort war sie für mutterlose Kinder Mutter.

Um Betty war die männliche Jugend bemüht. Sie fühlte sich gern als Königin und liebte ein Gefolge. Ihre Mädchenwürde hatte es zu einem beträchtlichen Raffinement gebracht. Sie war so rein und mild in ihrer Blondheit und Blauäugigkeit, aber sie wußte törichte Herzen zu quälen. Nie gewann man sich von ihrer spröden Anmut eine Gunst. Bettys Stolz verdeckte die Mängel ihres Temperaments. Eigentlich lachte sie über all die schwärmerischen Anbeter, bevor Falzaro in ihr Leben gekommen war. Das wahre Erlebnis erst weckte die wahre Betty.

Thora ging voll Unrast an all dem vorbei. Halb grollend, halb verliebt. Halb lustig, halb traurig. Sie fand sich in das Leben, wie sie es vor sich sah, nicht hinein. Es stimmte nirgends zu den Maßen ihrer Sehnsucht. Sie wäre am liebsten ein guter Kamerad geblieben, immer auf der Wanderschaft mit anderen Kameraden. Dann aber hielt sie plötzlich in dem heiligen Dom einer Ehe, sah sich als Mutter blühender Kinder und ganz dem einen, einzigen gehörig. Als Falzaro in Thoras Weg kam, wurde er von ihr am besten verstanden. Doch Thora hätte sich nie mit ihm verlobt. Sie sah sofort den Menschen und durchschaute, das Geschöpf bewundernd, den Charakter. Falzaro haßte solche Objektivität. Aber er hörte nicht auf, Thoras subjektive Leidenschaft zu suchen. Er sah sie immerfort zweifeln und glauben. Er wußte, daß er sie gewann, sobald er ihren Zweifel überwunden hatte. —

Als es in Eschenburg ruchbar wurde, daß Bernd Brahe von seiner diesjährigen Forschungsreise nicht nur Schädelmessungen, sondern auch einen lebendigen Schwiegersohn mitbringen würde, hatte man die lange entbehrte Sensation. Kein Sprößling der Stadt, ein gänzlich Unbekannter war es, mit fremdländischem Namen, eine Reisebekanntschaft, deren Beruf man nicht einmal wußte. So hielten sich Enttäuschung und Neugier die Wage. Man kannte die Vorsicht Bernd Brahes. Kein Fuchs behütete seinen Bau so gut wie der Professor sein Geld. Es mußte sich um ein ernsthaftes Erlebnis handeln. Aber eine Brahetochter und ernsthaftes Erlebnis? Wie stimmte das zusammen? Man hatte in Eschenburg zunächst das Pech, Thora für die Verlobte zu halten. Redakteur Froheimer verbreitete das falsche Gerücht. Man stand vor einem noch größeren Rätsel. Betty, die Hübscheste, war doch als erste bestimmt zu heiraten. Helene kam nicht in Betracht. Aber Thora? Die sich für keinen Mann interessierte? Die voll Schrullen war? Die Damen von Eschenburg entsetzten sich. Da hörte man die erlösende Berichtigung: Thora hatte sich nicht verlobt, sondern Betty, natürlich Betty. Man war zwar traurig, daß den Söhnen der Stadt diese Partie entging, aber man fand einen Trost: es hätte sie ja doch keine Familie der anderen gegönnt. Nun aber der Bräutigam. Wie sah er aus? Was war er? Wie hatte er das Mißtrauen Bernd Brahes überwinden können?

Lange mußte man diesmal auf die Rückkehr der interessanten Leute warten. Im Herbst erst kam der Professor, und mit steigender Verwunderung hörte man, daß der Schwiegersohn seit dem Frühling sein Reisegefährte gewesen war. Die Verlobung war in dieser langen Zeit nicht zurückgegangen. Man war in Dalmatien, Serbien, Griechenland gewesen, man hatte eine große Seefahrt um Spanien und Frankreich herum gemacht. Jetzt kamen die Brahes mit ihrem Erkorenen aus Paris

Digitized by Google

Im Klosterstall. Gemälde von Prof. Friedrich Fehr

Digitized by Google

Digitized by Google

zurück. Dort konnte man sich Tycho am wenigsten vorstellen. Sah man ihn als eleganten Lebemann wieder? —

Der erste, der die sehnsüchtig Erwarteten sah, war Justizrat Gabriel, der bekannteste Advokat von Eschenburg. Er hatte seine Frau zum Bahnhof begleitet und stand plötzlich vor den Heimgekehrten. Aber Justizrat Gabriel war ein Schelm und ein Geschichtenerzähler, der gern ausschmückte, einer Pointe zuliebe. Bernd Brahe war sein bestes Material, er reiste sozusagen auf Anekdoten von ihm. Der Professor und sein Schwiegersohn hätten sich auf dem Bahnsteig, zwischen allen Leuten, wie zwei ungezogene Jungen gebalgt? Brahe trüge einen bunten, orientalischen Gürtel um seinen Leib, und seine Töchter, braun wie Mulattinnen, wären hellgrün gewandet? Der Schwiegersohn aber? Justizrat Gabriel hatte nur die Bezeichnung Manolesku für ihn. Das war der berühmteste Hoteldieb. Um des Himmels willen — es mußte etwas daran sein, denn Gabriel hatte den Blick dafür. Was würde die Universität zu solchem Schwiegersohn sagen? Man lachte unter Herzklopfen. Dann wurde Betty mit ihrem Bräutigam auf der Straße gesehen. Man hörte auch den Namen: Joseph Falzaro. Betty stellte ihren Bräutigam als Ingenieur und Forschungsreisenden vor. Gab es so etwas? Nun ja, da draußen hinter dem Stadtwall. Aber mitten in Eschenburg, zwischen ordentlichen und außerordentlichen Professoren? Nun war man begierig, ob der exotische Mann sich als gesitteter Europäer benehmen würde. Als exotisch galt Falzaro, obwohl man wußte, daß er aus Südtirol stammte. Würde er mit seiner Braut Besuche machen? Es wurde fast beleidigend, wie lange sich das Brautpaar Zeit ließ. Man hatte die Verlobung nur in der Zeitung mitgeteilt. Vermutlich war Brahe zu geizig, um Karten zu verschicken. Dann kamen die jungen Leute. Erst zu Froheimers, dann zu Gabriels. Natürlich — der einflußreichste Journalist, der Reichstagskandidat wurde bevorzugt. Und der Justizrat, zu dem man hinlief, wenn man Protektion brauchte. Wer wollte sich freilich bei den Brahes um Taktfragen kümmern? Dennoch fühlte man eine neue Rangordnung der Gesellschaft bestätigt. Der Rektor der Universität und der Präsident des Landgerichts mußten auf Falzaro warten — erst wurden der Zeitungsmann und der Rechtsanwalt besucht. Jedenfalls erkundigte man sich bei den Besuchten, welchen Eindruck der ‚Ingenieur und Forschungsreisende' gemacht habe. Man traf auf unbedingte Zustimmung. Es sei ein höchst interessanter Mensch, endlich einmal ein neues Element in Eschenburg, ein Mann großen Stils, von dem man alles mögliche erwarten könne. Wie schnell wurde dieses Urteil weiter getragen. Falzaro bekam einen Nimbus, bevor er für Tatsachen zu sorgen brauchte.

Der Bräutigam erfüllte gewissenhaft, was der gesellschaftliche Kodex der Provinzstadt verlangte. Alle ‚Spitzen' wurden besucht. Überall mit dem gleichen Ergebnis: Falzaro entzückte. Man war sogar der Meinung, daß er seinen Schwiegervater etwas weltfähiger machen würde. Wie konnte dieser Mann erzählen! Was hatte er alles gesehen und erlebt! Man glaubte ihm aufs Wort. Diese Augen, dieses faszinierende Lächeln! Wo sich Zweifel regten, wurden die Frauen Falzaros Verteidiger. Man erhitzte sich für seine Lebensaufgabe, ohne sich über sie klar zu sein. Der Kupferberg im Lande Dschamela wurde den Eschenburgern bald ebenso vertraut wie Kreuzburg oder Emmashütte, die beliebtesten Ausflugsorte für den Nachmittagskaffee.

Ob Justizrat Gabriel und Redakteur Froheimer, die Männer des praktischen Lebens, Falzaro wirklich glaubten? Undurchsichtige Gönner waren beide. Sie hoben den neuen Mann empor, um ihn sicher wieder fallen zu lassen. Sie rechneten mit der Raschlebigkeit ihrer Zeit. Besonders Froheimer war schnell gewonnen und schnell verloren. Jedem Mißtrauen begegnete sein journalistisches Pathos. Er war ein hübscher, hochgewachsener Mann, germanisch blond und rotwangig. Aus seinen blauen Augen sprach Redlichkeit, aber man sah ihnen nicht auf den Grund. Er polterte seine Meinung frei heraus und konnte sich stets noch decken. Froheimer war der Mann der allgemein verständlichen Themen. Er glänzte als Volksredner. Beständig Ideen produzierend, die er mit

Digitized by Google

Emphase durchsetzte, vergaß er die produzierten. Seine Zeitung hatte die Physiognomie seines Charakters. Sie förderte Werte, die nie außer Kurs kommen konnten, und schmückte sich mit pikanten Vergänglichkeiten. Ihr Geist war der gesunde Menschenverstand. Hans Froheimers Persönlichkeit war eine vaterländische Garantie. Man konnte ihn sich am besten mit einem Gefolge bekränzter Jungfrauen vorstellen. Sein Optimismus war unfehlbar, solange er nicht der einen, bösen Gruppe begegnete, die ihm feindlich gesinnt war. Die wollte ihn mit einem Wort abtun: Streber. Sobald Froheimer dieses Wort herannahen fühlte, zeigte er die verborgene Seite seines Wesens. Er wurde brutal. Seine Goldschnittlyrik verflog. Aber mit den Feinden wurde er immer wieder fertig. Sie waren als seine Gegner unbeliebt und kamen nicht vorwärts.

Das Haus des Journalisten entlastete seinen Charakter. Dort konnte man ihm wirklich nicht gram werden. Die kleine, hübsche, goldblonde Frau und die vielen fröhlichen, gesunden Kinder waren ein Beweis für Froheimers vaterländische Tüchtigkeit. Er war ein glücklicher Mann. Wenn seine Welt auch der Durchschnitt hieß — wann hätte sich ein Problematiker nicht vom Durchschnitt beschämt gefühlt?

Anders stand es im Hause des Justizrats. Dort waren Witz und Geschmack die Herrscher. Man mußte geistig präpariert zu Gabriels kommen. Frau Gisas Tees waren ‚Mittelpunkte'. Die einst gefeierte Opernsängerin, die ihre Stimme verloren hatte und als Gesanglehrerin ihren Ruhm erhielt, verstand es, die stärkste Anziehungskraft auszuüben. ‚Die Justizrätin' war maßgebend für Schick und Urteil. Bei ihr versammelten sich die Musikfreunde von Eschenburg. Die immer noch schöne Frau ließ ihren Reiz auf dem Hintergrunde einer Melancholie wirken, die mit dem Verlust ihrer Stimme zusammenhing. Namentlich junge Leute fühlten sich zu Frau Gisa hingezogen. Sie konnte immer über ein Gefolge von aufstrebenden Künstlern, dichtenden Studenten und empfindungsvollen Mädchen verfügen. Die ästhetische Kultur ihres Salons harmonierte mit dem ernsten Lebensklang, den der Beruf ihres Gatten hineinbrachte. Man blieb sich, in Kunst schwelgend, stets bewußt, daß man sich im Hause des großen Kriminalisten befand. Wie Froheimer auf beherrschende Tagesereignisse, so hatte Justizrat Gabriel auf Sensationsprozesse abonniert. Immer, wenn sich das allgemeine Interesse dem Gerichtssaal zuwandte, konnte man sicher sein, daß Gabriel verteidigte. Die interessanten Fälle befriedigten ihn als Juristen und steigerten seine Praxis. Er war ein außerordentlicher Dialektiker, aber sein Scharfsinn war durchsichtig und sein Pathos überhitzt. Nur ein Gerichtshof, der ihm glaubte, war gefügig.

Männer wie Froheimer und Gabriel konnten auch die Widerspenstigsten in ihren Bann ziehen. Bernd Brahe und seine Töchter verkehrten bei ihnen. So kam Falzaro in die Kreise, die er am meisten gesucht hatte. Betty sah man weniger bei der Justizrätin als in der Villa des Redakteurs. Thora ging lieber zu Gabriels als zu Froheimers. Das beruhte auf einer Zudringlichkeit, die Hans, der Sonnige, sich ihr gegenüber erlaubt hatte. Thora hatte ihn schroff abgewiesen. Daß sie ihn durchschaute, verzieh ihr Froheimer nie. Aber er konnte auf Thoras Diskretion bauen. So behielt ihr Verkehr seine Harmlosigkeit. Auch Helene ging lieber zu Gabriels als zu Froheimers. Bei Frau Gisa schätzte sie den Hafen echter Kunst — in der oberflächlichen Robustheit des Froheimerschen Hauses fühlte sie sich gedemütigt. Bernd Brahe aber liebte den Blonden von der Zeitung mehr als den Schwarzen von der Jurisprudenz. Seine Zwerghaftigkeit ergötzte sich heimlich am Anblick strotzender Lebensgeschöpfe.

Tiefer Ärger erfüllte den Professor, wenn man ihm diese Schwäche anmerkte. Er lebte deshalb in ständigem Zwist mit einem Manne, der ihm sonst unentbehrlich war. Dieser Mann hieß Doktor Peter Kugleut und war sein Assistent. Ein bäurischer, wohlgenährter Blondkopf, äußerlich dem Schlage Froheimers nicht wesensfern, umsomehr aber innerlich. Peter Kugleut war trotz seiner frischen Farbe ein Problematiker. Er neigte zum Grübeln und konnte im menschlichen Leben nichts leicht nehmen. Es war ihm auch nicht leicht gemacht worden. Peter Kugleut war armer Leute Kind und lebte bei seiner alten Mutter,

Digitized by Google

die er ernährte. Sein Studium war ihm dermaßen erschwert worden, daß er am Verzagen knapp vorüber kam. Dem gereiften Manne erst wurde das Glück hold. Peter erregte die Aufmerksamkeit Bernd Brahes und wurde sein Mitarbeiter. Das machte ihn in Eschenburg zum Privatdozenten. Eine Professur stand ihm auch bereit.

Dennoch lebte Peter Kugleut nicht gern in Eschenburg. Sein Blick schien durch die Mikroskope, an denen er arbeitete, geschärft, und er sah die menschlichen Schmarotzer zu deutlich durcheinander kribbeln. Das Getriebe der Oberfläche war ihm verhaßt. Bei der Alma Mater herrschte dieselbe Streberei wie unter den Bögen der Flußarkaden, wo Eschenburgs Produktenbörse war. Peter Kugleut war ein Bauernsproß. Seine Vorfahren hatten durch moderne Spekulanten ihr Gut verloren, aber die Richtschnur ihrer Weltanschauung erhielt sich in dem Enkel. Von seiner Linie war Peter niemals abgewichen. Keine Versuchung kam an den Bauernstudenten heran. Ein Hof wurde ihm nicht vermacht, aber er brauchte auch keinem nachzutrauern. Sein Vater war schon kein Bauer mehr, sondern ein armer Dorfschulmeister gewesen. Durch diesen eigenartigen, im Innersten lernbegierigen Mann, den von seiner Sippe niemand verstanden hatte, war Peter zur Wissenschaft gelangt. Nicht einmal zu einer, die ihm rasch Brot gab. Hier sprach sein Bauerntrotz. Er war weder Pfarrer geworden noch Landarzt. Ihn lockten auch nicht die fetten Pfründen eines Notars. Ein Luxusstudium, das sich nur die Söhne reicher Leute leisten konnten, wurde Peters bitter schweres Ziel. Als die Reichen um ihn herum gewahr wurden, was ein armer Schlucker da zustande gebracht, wandten sie ihm doppelt ihre Gunst zu. Aber Peter blieb, der er war, ohne bitter zu sein. Er lachte sich eins und behielt den Blick für das Wesentliche.

Eines nur wurmte ihn. Er hatte es auf Rat von Männern getan, die ihm wohl wollten — daran war nicht zu zweifeln — aber er bereute sie doch, seine einzige Konzession. Peter hatte seinen Namen verändert. Nicht völlig, nicht durch ein willkürliches Phantasiegebilde hatte er ihn ersetzt. Er schrieb den Namen nur anders, um über seine Komik hinwegzutäuschen. Peter hieß nämlich nicht Kugleut, sondern Kuhgläut, ganz wörtlich, im heimischen Dialekt geschrieben. Befreundete Professoren, die ihn nach Eschenburg empfohlen, hatten ihm versichert, daß sein Name ihn in dem neuen Wirkungskreise lächerlich machen könnte. Wenn dieser rundköpfige, flachsblonde Mensch sagte, daß er Kuhgläut heiße — der Name eines Gelehrten durfte nicht von vornherein Spitzname werden. Aber ihn völlig aufzugeben — dazu brachte man Peter ebensowenig wie seine Mutter zum Bibelverkauf. Er entschloß sich nur zu einer Konzession: er wollte seinen Namen vereinfacht schreiben. Die Kuh verschwand, und das Geläut verstummte. Peter biß sich wenigstens in den Wahn fest, daß diese Verhüllung alles gut mache, ohne seine Familie zu kränken. Man ließ ihn dabei. Natürlich hatten die Eschenburger bald weg, welche Operation der neue Privatdozent an seiner Visitenkarte vorgenommen. „Bim bim" summten die Straßenbuben hinter ihm her, und „Muh" war auch zu vernehmen.

Aber Peter ließ sie laufen. Er bekam von der gefährlichen Welt außerhalb der Hörsäle nicht viel zu sehen. Draußen, vor der Stadt, in einer Mulde der Eschenburger Weinberge, stand das Häuschen, das er mit seiner Mutter bewohnte. Frau Philomena Kuhgläut blieb ihrem Namen treu. Sie wußte schon dreißig Jahre länger als ihr Sohn, was die Welt wert war, und versöhnte sich mit den Menschen, indem sie für ihre Kinder Puppen fabrizierte. Die arme Lehrerswitwe hatte schon bei Lebzeiten ihres Mannes diesen Nebenerwerb betrieben. Aber es war keine mechanische Beschäftigung, der sie sich hingab. Auch ihr Gemüt wurde dadurch befriedigt. Sie hatte in ihren Kästen ein köstliches Lager von verblichenen Hauben, Bändern, Spitzen und funkelnden Knöpfen. Aber all das war kein unfruchtbarer Sammelbesitz, sondern stand im Dienste der Puppen, die sie meisterlich anzukleiden wußte. Männlein in schwarzem Bauernfrack mit Silberknöpfen, Weiblein in schweren, bauschigen Röcken mit Tressenmiedern. Sie waren beliebt, obwohl sie stets dieselben pausbäckigen Kindergesichter

Digitized by Google

mit starren Glasäuglein hatten. Niemand wußte, daß bei besonderen Leistungen Frau Philomenas gelehrter Sohn geholfen hatte. Peter liebte die Puppen seiner Mutter, er zimmerte gern ein Bauernhäuschen für sie, mit Scheune, Ziehbrunnen und Misthaufen, alles niedlich im kleinen, was er im großen nie besessen hatte. Oft hatte er monatelang seine Abendarbeit daran, dem Stuhl der Mutter gegenüber. Wenn er dann fertig war und nichts mehr hinzuzufügen wußte, schob er das Kunstwerk seufzend seiner Alten hin. Ein Lächeln huschte ihm höchstens über das Gesicht, wenn er an die Kinder dachte, die mit seiner Hände Arbeit spielen würden.

Täglich stiefelte Peter den stundenweiten Weg von seinem Häuschen am Weinberge zu den Bildungsstätten der Stadt hinunter. Seitdem er wie ein Opfertier seine Antrittsbesuche erledigt hatte, war er konsequent ungesellig geblieben. Ihn sah man nicht bei Gabriel und nicht bei Froheimer. Aber seine Zurückgezogenheit war ihm nicht leicht geworden. Sobald die Maßgebenden solche Absicht merkten, waren sie eifriger auf der Jagd nach dem Eigenbrötler als nach dem Salonmenschen. Doch bei Peter Kugleut nützte Frau Gisas Liebenswürdigkeit nichts. Er zeigte zu deutlich, daß er auf Protektion verzichtete. Er war weder eine Zukunft für junge Mädchen, noch ein Kandidat des Ruhmes. Das einzige Haus, das er besuchte, war Bernd Brahes einsame Villa. In diesen verschachtelten und halbdunklen Räumen ging es ungezwungen zu. Der Professor empfing selten Gäste und dann nur solche, die ihm keine Umstände machten. Er saß mit alten Käuzen beim schwedischen Punsch. Er spielte Schach. Daß es in seinem Hause drei junge Töchter gab, blieb unbeachtet. Denen überließ er es, allein ihre Zerstreuung zu finden. So hatten sich die Mädchen bald hinausgewöhnt. Sie merkten, daß auch Peter Kugleut nicht kam, um die Öde des väterlichen Hauses zu vertreiben. Brahes Töchter hielten ihn für einen misanthropischen Querkopf und ließen ihn nicht als Gast, sondern als Gewohnheit gelten. Betty und Thora wenigstens zeigten eine verletzende Gleichgültigkeit — Helene hatte für Peter etwas übrig. Sie debattierte gern mit ihm und war dem ungeschminkten Wahrheitsmund gewachsen. Aber sie war klug genug, um bald zu wissen, daß sie für Peter als Frau nichts bedeutete. Er achtete nur den Kameraden in ihr. Thora war es, für die er all das Dumpfe und Große empfand, das seine Liebe war. Wortlos trug er seine Sehnsucht umher und mied das bewunderte Mädchen. Sie sollte alles Häßliche an ihm hassen — er sah sie um so schöner in ihrer Wesenheit. Ein Geschöpf der bunten Laune, wie Frühlingswetter wandelbar. Sie mied ihn, sie verspottete ihn. Sie war es, deren Übermut den Gassenjungenkrieg um seinen verwandelten Namen entfacht hatte.

Aber zu wem wandte sie sich, da sie ihn so ablehnte? Dieses Temperament konnte doch nicht ruhen. Sie mußte nach einem Erlebnis dürsten. Sie brauchte den verheerenden Brand, der beglückt oder zugrunde richtet. Mit beklommener Objektivität beobachtete Peter den Lebensweg Thora Brahes. In der Gefahr, die ihres Vaters Zynismus über die Mädchen brachte, sah er sie am tiefsten. Durfte Brahe sie dem Stolz ihrer menschlichen Kraft überlassen? Wie leicht, wie gern betrogen war ein Weib.

Das Herz stockte Peter, als das Gerücht von Joseph Falzaro nach Eschenburg kam. Und als es anfangs hieß, daß Thora die Braut geworden, verließ ihn jede Ruhe. Obwohl er nur das Geschwätz der Leute hörte, hatte er doch ein deutliches Bild von Falzaro. Sein Instinkt zeigte ihm gefährliche Umrisse dieses Menschen. Dann aber konnte er aufatmen. Die Schwätzer hatten geirrt. Nicht Thora hatte sich verlobt. Dennoch, auch dem Schwager gegenüber mußte sie auf ihrer Hut sein. Was war er denn am Ende, Herr Falzaro?

Als Peter ihn sah, war er zuerst beschämt. Sein angeborener Respekt vor jeder Eigenart ließ ihn zurücktreten. ‚Das ist ein Hauptkerl,‘ sagte er sich. ‚Man sieht es ihm an.‘ Er fand es ganz natürlich, daß Falzaro ihn mit gleichgültiger Höflichkeit behandelte. Auch Peter war in die Phantasiewelt verliebt, die für Falzaro die Wirklichkeit bedeutete. Aber er brannte darauf, von den wahren Beziehungen dieses Mannes zu Betty zu erfahren. Thora auszuforschen, getraute Peter sich nicht. Helene sah er in menschenfeindlicher Abneigung

Digitized by Google

gegen Falzaro befangen. Da gelang es ihm, unverhofft das Vertrauen der Braut zu finden. Betty suchte einen Menschen wie Peter Kugleut. Ihre Verlobung hatte die sonst so Sichere aus dem Geleise gebracht. In ihrem Herzen herrschten Lust und Furcht. Ihre eigene Unzulänglichkeit wurde ihre Sorge. Sie liebte Falzaro. Aus dem ersten Traum war brennende Leidenschaft geworden. Sie konnte nichts mehr denken als ihn, kein Leben mehr sich vorstellen ohne seine Neigung. Noch durfte sie seiner sicher sein. Sie war hübsch, sie verstand es auch ihre Vorzüge zur Geltung zu bringen. Da der Vater nichts hergab, verschaffte sie sich von einer reichen Tante in Finnland die Mittel, um sich in den ersten Geschäften Eschenburgs auszustatten. Sie wurde eine elegante Braut. Wenn auch Menschenkenntnis nicht Bettys Stärke war — vor Falzaro bewährte sie sie und trieb, um ihn äußerlich zu fesseln, ein raffiniertes Spiel. Ihre Kleidung blendete nicht sofort — erst den nachspürenden Blick des Mannes gewann sie mit ihren Reizen. Die feinsten Unterkleider und der zarteste Schuh — Falzaro liebte solche Überraschungen. Aber um so tiefer wurde Betty dann wieder von seiner Erkaltung getroffen. Ihre geistigen Grenzen erkannte sie. Sie wußte, was sie vor Falzaro dumpf und stumpf machte. Das schmerzte sie tief, aber sie war auch beleidigt, daß er gleichmütig an ihrer Erkenntnis vorüberging. Wußte er schon Ersatz? Ja, wenn sie wie ihre Schwester Thora wäre. Die hatte, was ihr fehlte. Freilich, so hübsch war Thora nicht. Sie konnte zuweilen sogar häßlich sein, häßlicher als Helene. Aber wie wußte sie mit Falzaro zu streiten, die Klingen zu kreuzen in geistiger Kraft. Wie belebte Falzaro sich, wenn er Thora erblickte. Müde und gleichgültig wurde er oft in Bettys Armen. Auf der Reise war ihre Eifersucht gegen Thora entfacht worden. Aber der Adel in Bettys Gemüt wehrte sich dagegen. Sie kannte den Charakter ihrer Schwester. Nur anders wollte sie werden, anders, um Falzaro immer zu fesseln. Sie rettete sich in ihrer Unruhe zu einem Grundgesetz. Sie erinnerte sich beständig an die Stunde ihrer Verlobung. Was in jener wunderbaren Nacht lebendig geworden, konnte nicht sterben. Fanatisch drängte Betty sich in dieses Gefühl hinein. Sie sehnte sich danach, in diesem Sinne Verständnis zu finden. Kalte Herzen umgaben sie in Eschenburg. Dort war eine Welt, die nichts von ihr und Falzaro wußte.

Eines Nachmittags, zur Dämmerstunde, saß Betty Peter Kugleut gegenüber. Sie schüttete dem Erstaunten ihr Herz aus. „Sehen Sie, Herr Doktor, Sie sind doch ein Mensch — mir liegt daran, daß Sie ihn verstehen. Mein Bräutigam läuft in Eschenburg wie ein Löwe unter den Schafen herum. Was können Herr und Frau Professor Liesegang oder Oberstleutnant von Scharmützel oder Staatsanwalt Kühne von ihm wissen? Gabriels und Froheimers — die verstehen ihn allenfalls. Das sind ja die einzigen modernen Menschen hier. Und Sie, Herr Doktor —"

Peter Kugleut fuhr in die Höhe. „Ich bin kein moderner Mensch!"

„Nein, nein!" Betty hielt ihn erschrocken am Ärmel fest. „Verzeihen Sie! So mein' ich das nicht! Ich meine nur, Sie sind doch frei in Ihrem Urteil! Sie messen nicht alle Menschen mit derselben Elle!"

Peter setzte sich wieder. „Gewiß nicht. Ich interessiere mich für Ihren Herrn Bräutigam," sagte er errötend, „wenn ich auch keine Vorstellung davon habe, was er eigentlich ist. Aber schon sein Herkommen. Er stammt doch aus einer alten Tiroler Adelsfamilie? Er hat doch seiner Überzeugung zuliebe den ganzen Wappenplunder an den Nagel gehängt?"

Betty sah vor sich hin. „So ist es nicht ganz, Herr Doktor. Aber ähnlich. Ich weiß es jetzt, ich bin auf der Reise an seinem Stammschloß vorübergekommen. Mein Bräutigam ist der natürliche Sohn eines alten Barons, verstehen Sie... Er ist von einfachem Herkommen —"

„So . . ."

Betty erschrak. „Aber das, bitte, ganz unter uns!"

„Selbstverständlich. Ich pflege überhaupt nichts weiterzuschwatzen. Das gefällt mir, das bringt mich ihm näher. Wie war denn sein Bildungsgang? Er muß doch studiert haben?"

„Das hat er auch . . . In Wien und Budapest . . . In Budapest hatte er nämlich einen alten Mäzen . . . Der fand so-

Digitized by Google

viel Gefallen an ihm, daß er ihn ausbilden ließ. Später kam es leider zu Differenzen zwischen ihm und seinem Wohltäter."

„Er verkracht sich wahrscheinlich immer wieder. Das liegt in solchen Naturen. Aber wenn er nur in einem gewissen Punkte treu bleibt . . ."

„Das tut er! O, das tut er! Wissen Sie, daß er bei einem Schiffsuntergang zwei Menschen gerettet hat?"

„Jawohl. Die Geschichte war ja neulich im Generalanzeiger beschrieben. Die Stellung Ihres Herrn Vaters zu ihm begreife ich freilich nicht. Aber ihr Herr Vater hat ja immer besondere Standpunkte Menschen gegenüber . . ."

„Er reibt sich an ihm... Mein Bräutigam gefällt ihm als Gegensatz. So ist es, Herr Doktor . . ."

Peter Kugleut nickte mit seinem schweren, blonden Kopf. „Darf ich noch fragen, gnädiges Fräulein, was Ihr Herr Bräutigam für Zukunftspläne hat? Bleibt er in Eschenburg?"

Betty rückte unruhig auf ihrem Stuhl umher. „Ach, wissen Sie — danach darf man so bestimmt nicht fragen. Bei einem Menschen, wie mein Bräutigam — da hängt alles von Tag und Stunde ab —"

„Der ganze Beruf?"

„Er ist — er kann eigentlich alles, nicht wahr? Er braucht nur dieses oder jenes anzupacken. Wo man ihn hinstellt, würde er Erfolg haben. Und ich weiß auch, daß er Dinge vorhat — nun, man wird staunen. Aber er tritt erst mit Resultaten hervor. Sonst würde man ihn doch nicht verstehen. Nein, nein, Herr Doktor — das ist es auch gar nicht, worüber ich mit Ihnen reden wollte — —"

„Was dann?"

„Gott — Ihr persönlicher Eindruck... Sie sind doch so fest und solide... Wissen Sie — haben Sie vielleicht schon mit Thora über ihn gesprochen?"

„Mit Fräulein Thora?... Nein..."

„Mit Lene dürfen Sie nämlich nicht über ihn sprechen. Die kann ihm nicht gerecht werden. Sie ist ein bißchen eng in ihren Anschauungen — nicht wahr —?"

„Das möcht' ich nicht gerade sagen..."

„Nun ja —. Aber Thora — Thora versteht meinen Bräutigam. Die versteht ihn manchmal besser als ich."

Peter horchte auf.

In Bettys Augen kam ein flackernder Glanz, der ihr etwas schmerzlich Schönes gab. „Ja, wirklich! Ich höre furchtbar gern, wenn die beiden sich zanken! Herrgott, da fliegen die Späne...!" Tränen klangen plötzlich in ihrer Stimme. „Hat Thora wirklich nie mit Ihnen über meinen Bräutigam gesprochen?"

„Fräulein Thora spricht überhaupt nicht mit mir."

„Das ist sehr unrecht. Sie weiß gar nicht, was wir an Ihnen haben. Vielleicht unsern einzigen Freund in diesem abscheulichen Nest. Ich weiß es, Herr Doktor. Ach — wir waren so lustig auf der Reise. Davon können Sie sich keinen Begriff machen. Sie wissen doch, wenn Thora in Stimmung ist!"

„Das ist schön," murmelte Peter und sah zornig seine großen Hände an. „Aber nicht jeder ist ihr gewachsen."

„So geht's mir auch! Und darum war ich froh, daß sie und Falzaro — ich meine — es war reizend, die beiden in Lissabon zusammen zu sehen! Ach, rechte Kameraden waren wir! Wie richtige, wilde, lustige Jungen! Schön war die Reise! Warum nur so was nicht bleibt ...!"

Peter wußte nicht recht, was er noch fragen sollte. Bettys Erregung war ihm fremdartig. Sie schien etwas anderes zu meinen, als sie aussprach. Das war nicht Peters Sache. Er verabschiedete sich. Betty stand bedrückt geworden vor ihm. Der Dünkel des vielumworbenen Mädchens war dahin. Sie hatte etwas Demütiges bekommen. „Adieu, Herr Doktor ... Ich hoffe immer noch, daß Sie meinem Bräutigam näherkommen werden ..."

„Meinen Sie nicht, daß wir zu große Gegensätze dazu sind?"

„Wenn's nur wenigstens große Gegensätze sind ... Mit den Eschenburgern ist gar nichts anzufangen. Ach — nun heiraten wir ja bald ... Er ist wirklich ein prachtvoller Mensch, Herr Doktor ..."

Peter Kugleut nickte, mehr aus Höflichkeit als aus Empfindung. Dann entfernte er sich, um aus den wirren Geständnissen dieser Mädchenseele herauszukommen.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Morgenröte von Düppel

Zum 18. April 1864

Von Generalfeldmarschall Frhrn. v. d. Goltz

Von der Landstraße von Müncheberg nach Buckow, die durch den schönsten Teil der märkischen Schweiz führt, steht nahe vor Dahmsdorf, auf einem mäßigen, von Bäumen gekrönten Hügel, ein Denkmal, das Prinz Friedrich Karl nach den großen Kriegen seinem treuen brandenburgischen Armeekorps hat setzen lassen. Es trägt die Inschrift: „Ohne Lebus kein Düppel, ohne Düppel kein Königgrätz, ohne Königgrätz kein Vionville." Dem Laien mag die Bedeutung dieser Worte rätselhaft erscheinen; dem Soldaten ist sie es nicht. Bei Lebus, zwischen Frankfurt a. O. und Küstrin, führte Prinz Friedrich Karl 1863 in glänzendem Manöver gegen die Garde sein Armeekorps zum ersten Male seit der großen Heeresreform von 1860 dem Könige vor. Die Friedensausbildung fand mit einem Manövertriumph ihren Abschluß. Sie mußte vorangehen, wenn Erfolge auf der Walstatt errungen werden sollten. Aber auch dort war noch eine Stufenfolge zu durchlaufen.

Die höchste Leistung, die in neueren Zeiten von preußischen Truppen erreicht worden ist, war ohne Zweifel die Schlacht von Vionville am 16. August 1870 gegen Bazaines Übermacht vor Metz. Sie gelang nur, weil das brandenburgische Korps, das dort den Strauß hauptsächlich auszufechten hatte, schon die Probe von Königgrätz am 3. Juli 1866 glücklich hinter sich und vor dieser auch die erste Prüfung von Düppel erfolgreich bestanden hatte.

Die alte preußische Armee des 19. Jahrhunderts war aus den Freiheitskriegen hervorgegangen — ein Produkt zahlreicher einschränkender Bedingungen im Staatsleben und vornehmlich einer bis zur Knauserei getriebenen Sparsamkeit, zu der der völlig verarmte Staat sich gezwungen gesehen hatte. In der Feldarmee mischten sich Linie und Landwehr; junge Soldaten und Familienväter gingen gemeinsam sofort gegen den Feind, wenn der Krieg ausbrach. Zahlreiche Landwehrleute besaßen keine militärische Ausbildung mehr, sondern sollten völlig ungeübt das Schlachtfeld betreten. Eine Mobilmachung, die im Jahre 1830 notwendig wurde, enthüllte mit erschreckender Gewißheit die Mängel dieses Systems. Die Kämpfe von 1848/49 machten sie von neuem sichtbar. Als 1850 der Krieg gegen Österreich drohte, vermochte der Kriegsminister von den überall zerstreuten Linientruppen nur wenige tausend Mann zusammenzuziehen, und wir mußten uns entschließen, nach Olmütz zu gehen, statt die Waffenentscheidung anzurufen. Zurückblickend in jene Zeit darf man sich heute nur vergegenwärtigen, was geschehen wäre, wenn Preußen mit der alten Armee in die kommenden gewaltigen Kriege hätte eintreten müssen, und man kann die bangste Sorge vor dem Schicksal des Vaterlandes nicht unterdrücken.

Die Wehrverfassung war zudem eine höchst ungerechte geworden. Die Bevölkerung hatte sich seit 1815 fast verdoppelt, nicht aber die Zahl der jährlich ins Heer gestellten Rekruten. Während schon bejahrte Männer ins Feld ziehen mußten, blieben junge und kräftige Leute, die sich frei gelost hatten, daheim. Nicht genug können Preußen und Deutschland König Wilhelm I. heute noch danken, daß er mit unerschütterlicher Geduld und Zähigkeit an der Heeresreform festhielt.

Aber sie fand bekanntlich allgemeinen Widerstand und konnte nur mit äußerster Knappheit in der Verwaltung durchgeführt werden. Zweifel über das Gelingen regten sich sogar im Heere. Um dieselbe Zeit erfüllte der Waffenruhm Frankreichs von 1859 die Welt. Die Unwiderstehlichkeit der französischen Bajonettangriffe wurde gepriesen; ein Mythenkranz bildete sich um die kriegerische Furchtbarkeit von Turkos und Zuaven. Im preußischen Dienst dagegen herrschte dem äußeren Anschein nach immer noch die alte Straffheit, Pedanterie und Steifigkeit. Der flüchtige Beobachter fabelte von der Potsdamer Wachtparade, von der Schwerfälligkeit unserer starren Linien, die leicht durch die beweglichen französischen Schützenschwärme überwältigt werden würden, wie einst bei Jena. Was in stiller Arbeit in den Kasernen und auf den Übungsplätzen vorging, entzog sich der öffentlichen Kenntnis.

Mit der äußeren Umgestaltung des Heeres hatte in ihm auch eine tiefgehende geistige Bewegung eingesetzt. Seit 1857 stand General von Moltke an der Spitze des Generalstabes; seit 1860 Prinz Friedrich Karl an der des III. Armeekorps.

Moltkes erstes größeres Erlebnis in der neuen Stellung war eine Enttäuschung. Er bedauerte, daß es 1859 nicht zum Kriege gegen Frankreich kam. „Ein großer Moment für Preußen ist versäumt. Wir konnten noch vor vier Wochen an die Spitze von Deutschland treten," schrieb er nach dem Eintreffen der Friedensnachricht von Villafranca. Aber das minderte weder seine Zuversicht, noch seine Freude an der begonnenen Arbeit. Ein frischer Zug begann durch den Generalstab und die Führung des Heeres zu wehen.

Prinz Friedrich Karl vermochte in der neuen Stellung die Gedanken über Soldaten-

Digitized by Google

erziehung, die sein junges Herz bewegten, in die Praxis überzuführen. Durch moralischen Einfluß wollte er in jedem Soldaten den vollen Manneswert entwickeln. Er sollte tapfer und tüchtig werden, weil sein Herz es nicht anders konnte. Diese neue Erziehungsmethode traf zusammen mit der Verjüngung der Armee und ihres Offizierkorps.

Wir waren in jener Zeit so glücklich, ein großes Ziel vor uns zu sehen, den für unvermeidlich gehaltenen Krieg gegen Frankreich, den man schon 1862 erwartete. Das Streben der Armee erhielt dadurch eine ganz bestimmte Richtung. „Es kommt darauf an, Deutschland durch Gewalt gegen Frankreich zu einigen," lautete einer der Aussprüche Moltkes von damals. Es galt für selbstverständlich, daß Napoleon III., dessen Herrscher- und Feldherrneigenschaften weit überschätzt wurden, nach der Eroberung von Nizza und Savoyen an die des linken Rheinufers gehen werde. Das gab den Gemütern die notwendige Anspannung. Aus dem Studium des italienischen Krieges folgte eine Änderung der Fechtweise. Man fing an, die schwerfälligen Bataillonsmassen der alten Zeit in Kompagniekolonnen zu zerlegen und dem Schützengefecht größere Bedeutung zu geben. Eine vortreffliche Lehre für den Krieg erschien in den ersten „Verordnungen über die Truppenübungen", dem damals in der ganzen Armee gerühmten „grünen Buch". Noch war das längst überholte Reglement von 1847 in Gültigkeit. Aber das „grüne Buch" lehrte das Neue und wurde überall befolgt. Der tägliche Dienst gestaltete sich lehrreicher für den Krieg und fesselnder für Soldaten und Offiziere. Man begann ihn gern zu tun, nicht bloß dem Zwang gehorchend, sondern dem eigenen Triebe. So vollzog sich eine gewaltige Umwandlung unserer Wehrkraft. Aber ihre ganze Größe wurde erst später begriffen. Sie blieb nicht nur der Außenwelt, sondern auch weiten Kreisen im eigenen Heere noch lange ein Geheimnis.

Bismarck war inzwischen auf die politische Bühne getreten, aber seine Ziele verstanden nur wenige. Von so großen Dingen, wie die Einigung Deutschlands, träumte man wohl für eine ferne Zukunft, aber man hielt sie nicht für so nahe bevorstehend. Als der Krieg für den verlassenen Bruderstamm in Schleswig-Holstein ausbrach, war der Glaube allgemein, daß sich der Feldzug von 1848/49 in anderer Form wiederholen und im günstigsten Falle mit der Herstellung eines neuen deutschen Bundesstaates enden würde. Die Ernennung des 80jährigen Feldmarschalls Wrangel zum Oberbefehlshaber über das gegen die Dänen marschierende österreichisch-preußische Heer wurde allgemein so gedeutet, als solle damit eine Sicherung gegen jede Entfernung von den Bahnen einer maßvollen, systematischen Kriegführung geschaffen werden.

Auch der Kriegsbeginn erweckte keine sonderliche Teilnahme. Die Kanonade von Missunde erregte sogar allgemeinen Mißmut. Vom Prinzen Friedrich Karl, der das preußische Korps — seine Brandenburger und Westfalen — zum ersten Male ins Feuer führte, hatte man ein rücksichtsloses Draufgehen erwartet. Viele sprachen über einen unbesonnenen Angriff, der gescheitert wäre. Von diesem war tatsächlich gar nicht die Rede gewesen. Das Korps hatte am 2. Februar 1864, bei dem allgemeinen Vormarsch gegen die Danewerksstellung und die Schlei, sein Marschziel Kochendorf, nahe bei Missunde, unerwartet früh, schon zwischen 9 und 10 Uhr morgens, erreicht. Es konnte an diesem Tage noch etwas geschehen. Die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen, daß die Dänen die am Südufer der Schlei gelegenen Schanzen überhaupt nicht ernsthaft verteidigen, sondern räumen würden, wenn man sie unter starkes Artilleriefeuer nahm. Es hatte also mit der erfolglosen Kanonade nichts auf sich. Der Infanterie war ausdrücklich befohlen worden, daß sie nicht stürmen solle. Im Vaterlande aber sah man den Vorgang irrtümlich als eine kaum verhüllte Schlappe an.

Nun kam unmittelbar darauf die Nachricht von den glücklichen Gefechten der Österreicher bei Jagel und Oberselk am Königshügel sowie bei Oversee. Ihr frisches Draufgehen wurde bewundert. ‚Sie haben von den Franzosen etwas gelernt,' hieß es; ihre Stoßtaktik schien vorteilhaft von den preußischen Bedenklichkeiten abzustechen. General von Gablenz war der Held des Tages.

Überraschend folgte die Räumung der Danewerke, die als eine Folge des verwegenen österreichischen Vorgehens aufgefaßt wurde. Der Übergang der Preußen über die Schlei bei Arnis sah wie eine umständliche und unnötige Umgehung aus. Prinz Friedrich Karl selbst litt unter gedrückter Stimmung; er war zudem krank. „Ich fühlte zum ersten Male in der Wirklichkeit" — so schrieb er über Missunde in sein Tagebuch nieder — „bei diesem rasenden Kanonenfeuer von 100 Geschützen auf beiden Seiten die ganze Wucht der Verantwortung meiner Stellung, meiner Handlung und daß auf meine Veranlassung Blut floß. Ich hielt bis dahin dafür, daß Verantwortung zu tragen mir leicht würde. Hier beim Debüt fand ich gerade das Gegenteil und brach unter deren Last beinahe zusammen."

Nun ging der Vormarsch ohne Kampf durch Schleswig weiter. Die Österreicher zogen nach Norden, wie man annahm zur sofortigen Besetzung von Jütland. Das preußische Korps erhielt Befehl, rechts auszubiegen und sich vor die Düppeler Schanzen zu legen. 1848/49 waren an derselben Stelle den Bundestruppen tatenlose Monate beschieden gewesen. Um so mehr erwachte die Erinnerung an jene Zeit. Im Vaterlande hoffte man allerdings auf einen schnellen und entschlossenen Sturm nach österreichischer

Digitized by Google

Art, der die Scharte von Missunde auswetzen sollte. Steinmetz wurde viel genannt als der richtige Mann für eine solche Aufgabe. Wenn er an Prinz Friedrich Karls Stelle wäre, würde Düppel schon gefallen sein, hieß es bald. Aber die Nachricht von einem Sieg blieb aus, und die Ungeduld wuchs. Erst am 15. März begann die Beschießung der dänischen Werke durch die Gamelmarkbatterien von der gegenüberliegenden Halbinsel Broacker aus. Wer jene Zeiten selbst durchlebte, erinnert sich ihrer noch heute als wenig erfreulicher Tage.

Prinz Friedrich Karl war von Hause aus ganz anderer Ansicht gewesen. Ihm selbst behagte das lange Stilliegen allerdings durchaus nicht. Er sehnte sich nach dem Vormarsch, nach Bewegung. Noch vor Metz sprach er von der „unglücklichen Gravensteiner Zeit". Schloß Gravenstein war bekanntlich sein Hauptquartier vor Düppel. Aber seine soldatische Einsicht ließ ihn die unmutigen Regungen seiner Seele überwinden. In dieser Hinsicht hatte er sich außerordentlich in der Gewalt. Ihn leitete stets die Überzeugung von dem, was er sachlich und als Ergebnis längeren Nachdenkens für richtig erkannt hatte. Die Meinung der Welt ist ihm immer gleichgültig gewesen.

„Düppel war ein Stück Sebastopol, eine von Natur starke Stellung von der Art, daß sie in der Feldschlacht nur ungern von einem weit überlegenen Gegner angegriffen werden würde. In beiden Flanken durch das Meer und die Kriegsschiffe, sowie durch Batterien auf Alsen geschützt, war sie durch zehn Schanzen befestigt ... Diese waren mit 100 Kanonen des schwersten Kalibers armiert und so angelegt, daß sie sich durch Kartätschenfeuer und Gewehrfeuer gegenseitig flankierten und schützten. Das Terrain war gut benutzt und weit vor den Schanzen bestrichen ... Die Werke waren sturmfrei, eingeschlossen konnten sie nicht werden," so lautete sein eigenes Urteil. Von Anbeginn riet er zur regelmäßigen Belagerung, obwohl er wußte, daß Feldmarschall Wrangel und das große Hauptquartier gerade in ihm den Mann gesucht und von ihm gehofft hatten, er würde Düppel ohne weiteres nehmen, also der Steinmetz sein, nach dem sich zumal die jüngeren Offiziere im Heere sehnten. Allein er hatte recht und ist mit den nun folgenden Kämpfen der Begründer des neuen preußischen Waffenruhms geworden.

Anfänglich dachte er freilich daran, die Belagerung durch einen kühnen Übergang nach Alsen und einen Angriff vom Rücken aus zu kürzen. Aber die vielen Nebenumstände, von denen das Gelingen dieses Handstreichs abhing, waren nicht zu unterschätzen. Er schrieb an den König, und Bedenken wurden ihm von Berlin her geäußert. Die Mitwirkung der Flotte, auf die er gerechnet, konnte ihm nicht in sichere Aussicht gestellt werden. Wenn er auch glaubte, sein Vorhaben ohne sie ausführen zu können, so wuchsen doch damit die Schwierigkeiten und die Größe der möglichen verhängnisvollen Folgen. Ein bedeutender sichtbarer Fehlschlag hätte nicht nur auf Feinde und Neider im Auslande, sondern auch in der eigenen Armee und zumal im eigenen Volke nachhaltig übel gewirkt und die Aufrechterhaltung des Reformwerkes erschwert. Die Ungunst von Wind und Wetter hinderte am Ende im entscheidenden Augenblick den wohl vorbereiteten Übergang, und der ganze Plan fiel. Lehrreich bleibt für jeden, der im Kriege zu einer führenden Rolle berufen ist, eine Bemerkung, die der Prinz darüber in seinen Erinnerungen niederschrieb. Sie lautet: „Es gibt gewisse große Dinge, die ausgeführt sein müssen, ehe man gestehen darf, an sie gedacht zu haben." ... „Der Brief war ein Fehler, und jeder, der in ähnlicher Lage ist, mache sich das vorher klar."

Ein wunderbares Selbstvertrauen erfüllte die jungen Truppen; in ihnen hatte sich nicht die mindeste Bedenklichkeit über das Gelingen geregt. Sie bedauerten schmerzlich, daß der Versuch aufgegeben wurde. ‚Mit diesen Soldaten machst du alles,' wurde des Prinzen innere Überzeugung und sein Trost. Das war die Folge der vorangegangenen Friedenserziehung.

Die regelrechte Belagerung der Düppeler Schanzen begann. Bis dahin war der Angriff mehr als ein Scheinangriff aufgefaßt und die erste Parallele vor den Werken in viel zu großer Entfernung angelegt worden. Die Batterien mit den glatten Geschützen, die dahinter lagen, vermochten sie nicht zu erreichen. Jetzt wurde es Ernst. Man mußte näher heran und konnte es auch. Die Gardedivision, die bis dahin die Reserve des verbündeten Heeres gebildet hatte, war vor Düppel als Verstärkung eingetroffen. Die dänischen Vortruppen wurden am 5. April abends zurückgeworfen, in der folgenden Nacht die Batterien vorgeschoben. Am 7. April um 9 Uhr früh eröffneten 62 schwere Geschütze das Feuer. Der Raum hinter den Werken bot wenig Deckung mehr. Die Besatzung mußte in Höhlen und Löchern Schutz suchen. Die Verluste waren beträchtlich. Die Stadt Sonderburg, schon von den Gamelmarkbatterien zum Teil in Asche gelegt, mußte jetzt von den dänischen Truppen ganz verlassen werden.

Rüstig schritten die Erdarbeiten fort. Unter ihrem Schutz feuerten am 13. April schon 118 schwere Geschütze, darunter 90 gezogene. Die politische Lage drängte, zumal drohte Englands Einmischung. Der Sturm wurde für den 14. April beabsichtigt. Aber er hätte noch auf große Entfernung über freies Feld gehen müssen. Der König warnte, und ein Aufschub erfolgte. Eine neue Parallele, nur noch 250—300 Meter von den Werken gelegen, wurde ausgehoben. Dann schien der letzte entscheidende Schlag hinreichend vorbereitet. Am 18. April sollte er fallen.

Digitized by Google

Die Düppeler Schanzen krönten die freie Hügelgruppe, die den südöstlichen Vorsprung des schleswigschen Festlandes, gegen die Stadt Sonderburg hin, bildet. Ein Bachlauf mit Wiesenrändern schützte die hochgelegene Front. Die Werke hatten 4—6 Meter hohe Brustwehren und 3 Meter tiefe, davor gelegene Gräben. Alle besaßen Palisadierungen und waren auf 50 Meter Entfernung durch ein Drahtgitter geschützt, das neu erfundene Hindernis, das viel von sich reden machte. Eggen, Wolfsgruben und Verpfählungen verstärkten es. Eine mit Schulterwehren, Rückenwehren und gedeckten Geschützständen für Feldgeschütze versehene, zur Infanterieverteidigung eingerichtete Brustwehr verband die Schanzen miteinander. Die Flensburger Chaussee, die durch die Stellung hindurchführte, verschloß ein 8 Meter breiter Verhau und ein dahinter gelegener Durchstich. Das Schußfeld vor der Front war bis auf 700 Meter freigelegt, alle Kunst der Feldpioniertechnik also aufgeboten, um die Sturmfreiheit herzustellen. Daß die dänische Flotte die Flügel wirksam schützte, ist schon gesagt. Weder eine Umgehung, noch eine Umfassung war möglich. Die Gunst der Lage wurde noch dadurch vermehrt, daß man von den höheren Punkten der Stellung, zumal von der 68 Meter über dem Seespiegel sich erhebenden Höhe bei der Düppeler Windmühle aus das vorliegende Sundewitt weithin zu beherrschen vermochte. Ein herrlicher Blick über Land und See mit Buchten und Inseln bietet sich von dort aus dem Auge dar. Kein Zweifel, die Eroberung war ein schweres Stück Arbeit.

Freilich hatten die Dänen schon große Verluste erlitten; die letzte Woche vor dem Sturm kostete allein gegen 800 Mann. Das Feuer der gezogenen preußischen Geschütze hatte eine überraschende Wirkung geübt; die Blockhäuser im Innern waren unbenutzbar geworden. Der Verkehr in den von Geschossen aufgewühlten Höfen war außerordentlich erschwert. An brauchbaren Geschützen besaß man nur noch 85. Durch unermüdliche Wiederherstellungsarbeiten während der Nächte gelang es allein noch, die Infanterie soweit zu sichern, daß sie auf ihrem Posten ausharren konnte.

König Christian hatte die Truppen in der Düppelstellung besucht und zum energischen Widerstande ermutigt. Sie taten auch brav ihre Pflicht, aber in gedrückter Stimmung. Die Flotte griff, aus Sorge vor den durch die Preußen im Wasser gelegten Netzen und vor der Wirkung der gezogenen Geschütze, nicht so kräftig ein, wie man gehofft hatte. Eine nahe Katastrophe wurde vorausgesehen. General Gerlach, der Oberbefehlshaber, schlug sehr richtig vor, die Düppelstellung nur noch mit schwächeren Truppen besetzt zu halten und die eigentliche Verteidigung nach Alsen zu verlegen. Er erhielt indessen von Kopenhagen aus den Befehl, sich sogar auf die Gefahr schwerer Verluste hin zu behaupten. Das war die Folge davon, daß die dänische Regierung die Gewalt ihren Händen hatte entgleiten lassen und zum Werkzeug eines unberechenbaren Volkswillens geworden war. Sie vermochte das Verderben, das sie selbst voraussah, nicht aufzuhalten.

Auf preußischer Seite wurde die Vorbereitung für den Sturm in der sorgfältigsten Art getroffen, die Tätigkeit der Sturmkolonnen eingeübt. Am 17. April mittags gab Prinz Friedrich Karl am Wirtshaus von Wielhoi seine letzten Befehle. Um 2 Uhr nachts standen die Sturmkolonnen in der 3. Parallele bereit, vorn eine Schützenkompagnie, der eine Arbeiterkolonne von Infanterie und Pionieren folgte. Dann kamen die Sturm- und Reservekompagnien, zuletzt eine kleine Artillerieabteilung zum Besetzen der eroberten Geschütze. Der Sturm sollte indes nicht bei Tagesanbruch, wo ihn die Dänen am ehesten erwarteten, sondern erst um 10 Uhr vormittags erfolgen; das war eine Überraschung für sie. Das Kommando über sämtliche dazu verwendeten Truppen erhielt General von Manstein. In seiner bärbeißigen Art befahl er kurz vor dem Beginn: „Auf die Energie der Truppen rechne ich mit Zuversicht; Kartätschenfeuer kann kein Anlaß sein, zu stutzen oder umzukehren. Sollten Unfälle irgendwo eintreten, so versteht sich ganz von selbst, daß die Reserven eingreifen. Ich erwarte keine Meldung, sobald eine Schanze genommen wird. Es bleibt dabei — unsere Fahnen wehen von den Schanzen."

Der 18. April war ein klarer, sonniger Tag; der Himmel völlig unbewölkt. Der Geschützdampf stieg senkrecht zum Himmel empor und machte die feindlichen Werke deutlich sichtbar. Der Erdboden war ziemlich fest und trocken. Als Prinz Friedrich Karl in Gravenstein zu Pferde stieg, regte sich bei ihm die Besorgnis, daß die Dänen die Anhäufung der Truppen vor der Stellung bemerkt und die Schanzen freiwillig verlassen haben könnten. Dann war seine Mühe, das Nachdenken vieler banger Stunden, gegenstandslos geworden, der erste heißersehnte Ruhmestag der neuen preußischen Armee wieder in unbestimmte Ferne gerückt. Da erhielt er die tröstliche Meldung: „Alles unverändert," und in seinem Herzen tönte es wieder: ‚Ich habe sie!' Mit diesem erhebenden Gefühl kam er auf dem Spitzberge, nahe der Chaussee nach Sonderburg am Fuße der Stellung an. „Rolf Krake," das ehemals so gefürchtete Meerungeheuer, das seine Schrecken längst verloren und sich bei den Belagerern den ihnen geläufigeren Spottnamen „Rudolf Arac" erworben hatte, lag mit zurückgeschobenen Feuern an der gewöhnlichen Stelle und trocknete seine Wäsche. Die Dänen hatten also nichts gemerkt. 10 Uhr rückte für die Wartenden viel zu langsam heran. Der Kronprinz, Feldmarschall Wrangel und die Prinzen Karl und Albrecht,

Digitized by Google

Brüder des Königs, begaben sich nach den Höhen von Dünth auf der Halbinsel Broacker, von wo man die dänischen Linien übersah. Die Spannung war groß. Der Zeiger erreichte die entscheidende Minute. Das Artilleriefeuer in der Front schwieg; nur einzelne Batterien setzten es fort und änderten ihre Ziele. Kein Wort fiel in der Umgebung des Prinzen. Plötzlich änderte sich das Bild. Was nun geschah, lassen wir ihn am besten selbst erzählen: „Leichte blaue Wölkchen längs der Laufgräben und das Geknatter des dänischen Kleingewehrfeuers zeigten, daß der Sturm begann. Vier Musikchöre unter dem ‚großen' Piefke vom Leibgrenadierregiment intonierten in der zweiten Parallele den berühmten Yorckschen Marsch, dann den nachher noch volkstümlicher gewordenen Düppelmarsch und den Marsch aus ‚Margarete', der meinem Korps von meinem Manöver 1863 bei Lebus so lieb in Erinnerung war. Dieser Lebuser Marsch, wie wir ihn auch nannten, gehörte deshalb hierher, weil ‚ohne Lebus kein Düppel' für mich gewesen wäre."

„Die Sturmkolonnen eilten nicht, liefen nicht, sie rasten vorwärts. Es zeigte sich hier zuerst bei dem weiteren Verlauf der Kämpfe immer von neuem ein Eifer im Angriff, ein Elan, wie er nie schöner gewesen sein kann und wie er wahrscheinlich vorher nie dagewesen ist. Mehr wie dies kann nicht von Soldaten geleistet werden ... Die Eile war so groß, daß die älteren Hauptleute von ihren Soldaten teilweise überholt wurden, daß die Stabsoffiziere unmöglich unter den ersten sich halten konnten. Heute sah ich mit Genugtuung, was mir Episoden schon vorher gezeigt hatten, allgemein: daß meine Erziehungsgrundsätze sich glänzend bewährten, das Streben, den gemeinen Mann durch Erweckung des Ehrgefühls und Selbstvertrauens zu einem so vollendeten Krieger zu machen, daß er des Beispiels seiner Offiziere in minderem Maße bedarf als früher."

Welche stolze Empfindung mag die Brust des jugendlichen Prinzen nach der langen Zeit der Kritik und der Zweifel in diesem Augenblick geschwellt haben! Bald nach Beginn machte der Jubel sich auch in seiner Umgebung Luft. Schon 4½ Minuten nach 10 Uhr wehte die preußische Fahne auf der Schanze 6. Sie bildete den rechten Flügel des angegriffenen Teils der ganzen Stellung; denn die Sturmkolonnen wendeten sich zunächst nur gegen die südlichen Werke an der großen Chaussee nach Sonderburg. Die Schanzen 7 bis 10 blieben einstweilen unbeachtet. Versammlung der Kräfte an der entscheidenden Stelle war eine von den Kriegslehren Friedrich Karls.

Major von Beeren, der Eroberer von Schanze 6, starb gleich danach den Heldentod, von einer dänischen Kugel getroffen. Nur eine halbe Minute später als auf Schanze 6 wehte die preußische Fahne an zwei anderen Stellen, in Schanze 5 und 3, vom dänischen Wall herab, um 10 Uhr 6 Minuten auch in Schanze 1. Überall hatten sich die Stürmenden ohne jedes Zögern in die tiefen Gräben gestürzt, die Sturmpfähle ausgewuchtet, die Palisaden durchbrochen oder gesprengt, um die steile Böschung dahinter zu ersteigen. Die Zeitunterschiede erklären sich dadurch, daß die Wege für alle Kolonnen nicht gleich weit waren, sondern zwischen 270 und 400 Meter schwankten.

Etwas länger und hartnäckiger wurde um Schanze 2 gekämpft. Sie war durch das brennende Blockhaus im Innern und durch Querwälle in zwei fast völlig getrennte Abschnitte zerlegt, so daß beim ersten Eindringen nicht die gesamte Besatzung entwaffnet werden konnte. Die vorstürmenden preußischen Schützenkompagnien folgten im Kampfeseifer dem in die anliegenden Laufgräben flüchtenden Gegner und eilten an einer Gruppe Dänen vorüber, die im nördlichen Abschnitt verblieb. Durch ihren wackeren Führer, Leutnant Ancker, der sich schon während der Belagerung einen Namen gemacht hatte, angefeuert, nahm sie den Widerstand für kurze Zeit noch einmal auf. Länger hatte es hier gedauert, aber dies länger zählte auch nur nach Minuten. Um 10 Uhr 10 Minuten war auch diese Schanze gefallen, um 10 Uhr 13 Minuten die etwas zurückgezogene und sehr gesichert liegende Schanze 4 als die letzte. Nur 13 Minuten also waren nötig gewesen, um die Stürmer aus den schützenden Laufgräben sämtlich in die wohlverteidigten Werke zu bringen. Vielleicht ist niemals ein derartiger Erfolg so schnell errungen worden. Der französische Militärattaché Graf Clermont-Tonnère, ein alter Soldat aus der Krim, trat in dem Augenblick, als der Sieg vollständig war, an den Prinzen Friedrich Karl heran und sagte ihm tiefbewegt: „Nous avons pris un Malakoff, vous en avez pris dix!", dabei rollten Tränen der Bewunderung über seine Wangen.

Die Sieger waren inzwischen unaufhaltsam weiter gestürmt. Nach kurzer Zeit war auch die zweite Linie hinter dem linken Flügel der dänischen Stellung erobert, und um 12 Uhr mittags das letzte Werk auf dem anfänglich nicht angegriffenen rechten Flügel in preußischer Hand.

Bei Beginn des Sturmes waren sofort die Alarmsignale nach rückwärts gegeben worden, ohne ihr Ziel zu erreichen. Der Geschützdonner hatte den Schall des Gewehrfeuers derart gedämpft, daß es nicht deutlich hörbar geworden war. Erst um 10½ Uhr erhielt der dänische General du Plat, der bis zu Gerlachs Eintreffen vorn den Oberbefehl führte, die entscheidende Nachricht, also zu einem Zeitpunkt, wo die ersten sechs Werke bereits genommen waren. Entschlossen führte er seine Bataillone nördlich und südlich der Chaussee gegen die Düppeler Mühle vor. Schon war aber auch die erste preußische Reservebrigade unter General von Canstein zur Stelle. Es entspann sich ein kurzer, lebhaft hin- und herwogender Kampf; dann

Digitized by Google

war der dänische Widerstand gebrochen. General du Plat fiel bei dem Bemühen, die Flucht der Seinen aufzuhalten.

Die Eroberung des rechten Flügels hatte die zweite Reservebrigade, Raven, übernommen. Ihr tapferer Führer blieb trotz einer tödlichen Verwundung, die er bald erhielt, an ihrer Spitze. „Es ist doch schön, daß auch ein General für seinen König bluten kann!" Mit diesen Worten ließ er nach getaner Hauptarbeit seine Truppen noch gegen den Brückenkopf vorgehen. Am 27. April verschied er im Johanniter-Hospital zu Nübel.

Durch den Gefechtslärm aufmerksam gemacht, war auch General von Gerlach aus seinem Hauptquartier auf Alsen herbeigerufen worden. Er vermochte aber nur noch den Rückzug seines geschlagenen Heeres zu ordnen. Um 1½ Uhr nachmittags war auch der Brückenkopf genommen und der letzte Fußbreit des Festlandes von Schleswig in deutscher Hand. Die Brücken hatten die Dänen in Eile abfahren können. „Rolf Krake" machte nur einen schwachen Versuch, die Verteidiger zu unterstützen. Um 12 Uhr 40 Minuten konnte Prinz Friedrich Karl dem König melden: „Ich lege zehn Schanzen Eurer Majestät zu Füßen" und um 2 Uhr folgte: „Brückenkopf genommen." — „Nächst dem Herrn der Heerscharen verdanke ich meiner herrlichen Armee und Deiner Führung den glorreichen Sieg des heutigen Tages; sprich den Truppen meine höchste Anerkennung und meinen königlichen Dank für ihre Leistungen aus" war die Antwort. Nur eines trübte Prinz Friedrich Karls Freude. Er hatte Alsen mit Düppel gleichzeitig nehmen wollen. Der Übergang über den Sund war auch an diesem Morgen sorgsam vorbereitet gewesen, aber bei der Aufmerksamkeit der Dänen unausführbar geworden. Die Ungunst des Geschicks bereitete indessen nur dem tapferen Heere noch einen zweiten Ruhmestag.

Die Opfer waren ohnehin schon jetzt nicht gering. Sie betrugen 71 Offiziere, 1130 Mann. Den Dänen kostete der Fall von Düppel 110 Offiziere, 4706 Soldaten; freilich befanden sich darunter 56 Offiziere, 3549 Mann an unverwundeten Gefangenen.

Der 18. April 1864 war für die gesamte militärische Welt zu einer Überraschung geworden. Daß Düppel fallen mußte, war klar; die Übermacht der Angreifer für das Gegenteil zu groß. Aber die Schnelligkeit, die Energie und Geschicklichkeit, mit der es geschah, hatte niemand erwartet. Wie ein Uhrwerk lief das ganze Getriebe des Sturmes mit unerbittlicher Genauigkeit ab.

Um so größer war der Jubel im ganzen Lande. Die kleinste und entfernteste Garnison bis zur russischen Grenze hin geriet noch während des Kampfes in die erregteste Bewegung. Der Telegraph meldete jeden einzelnen Akt pünktlich an. Ich selbst stand damals in Thorn. Eine Konditorei am Marktplatz hatte auf die einlaufenden Depeschen abonniert. Schnell lief die Kunde: „Der Sturm auf Düppel hat begonnen" durch die ganze Stadt. Sämtliche Offiziere und zahlreiche Einwohner waren bald versammelt. Daß man in so weiter Ferne durch den Telegraphen die großen Ereignisse gleichsam miterleben konnte, war etwas ganz Neues. Dergleichen hatte die Welt früher nicht gekannt. Ein Bote nach dem andern kam: Schanze 6 genommen, Schanze 5, Schanze 3 erstürmt usw. lauteten die Telegramme und trugen dem Überbringer reichliche Belohnung ein. Es war gerade zur Zeit des ersten Kompagnieexerzierens zur Besichtigung vor unseren gestrengen Vorgesetzten. Aber für ein paar Stunden hörte der Dienst ohne höhere Anordnung auf; auch die Mannschaften wollten ihre Freude am Siege der Kameraden haben. Der Stolz auf unsere Düppelstürmer und freilich auch ein wenig Neid gegen die, die mit dem Refrain eines viel gesungenen Soldatenliedes sagen konnten: „Brüder, ich war ja auch dabei!" regten sich in allen Herzen.

Die allgemeine Anschauung über König Wilhelms I. Reorganisationswerk änderte sich mit einem Schlage, nicht minder über Prinz Friedrich Karls Führertalente. Man bat ihm im stillen die Vorwürfe ab, die man ihm zuvor wegen seines Zögerns gemacht hatte. Seine Art der Wegnahme von Düppel rief jetzt einen ganz anderen und viel gewaltigeren Eindruck hervor, als es eine Erstürmung mit der Überzahl, aber auch mit vier- und fünffachen Opfern getan haben würde. Die Hoffnung regte sich allerorten, daß man wohl auch den stärkeren Feind werde besiegen können, auf den sich alle Gedanken richteten — die Franzosen Napoleons III.

In der preußischen Armee wuchsen die moralische Kraft und das Selbstvertrauen. Unerschrockener, tapferer Sinn, unbedingte Pflichterfüllung, aber auch ein Gefühl von Sicherheit und Kraft, das vor nichts zurückschreckte und nichts für unmöglich hielt, lebten in ihr auf und führten sie den weiteren großen Kämpfen um Deutschlands Einigung in rechter Stimmung entgegen.

Der 2. Mai 1813 bei Groß-Görschen war die Generalprobe für die unter dem Drucke ärgster Not in Preußen aufgebotene Armee der Befreiungskriege. Der Tag von Düppel wurde nach einer Zeit der Dämmerung und der Zweifel zur Morgenröte einer neuen ruhmvollen Ära für die verjüngte Armee König Wilhelms I. und zugleich für Deutschlands herannahende Einheit und Größe. Das ist seine historische Bedeutung.

Digitized by Google

Am Hafen von Tanga

Eine Künstlerfahrt durch Usambara

Plauderei mit achtzehn Bildern von Ernst Vollbehr-München

Safari — so nennt man in Deutsch-Ostafrika eine Reise mit Trägern und Zelten. Eine umständliches Unternehmen, aber ich hatte Glück, denn ich brauchte mich auf der ganzen Reise um nichts zu kümmern, brauchte keine Träger anzuwerben, keine Auswahl in den Eßvorräten zu treffen und keine Traglasten abzuwiegen. Ich konnte meine ganze Kraft meiner Kunst widmen. Als ich die letzte Porträtskizze, die ich mir noch vorgenommen, auf der Plantage meines Freundes in Mkuse (Ost-Usambara) gemalt hatte, brauchte ich mich nur noch in einen bereitgestellten Liegestuhl zu setzen, und vier gut gebaute Eingeborene hoben mich an zwei Bambusstangen samt dem Stuhle hoch. Über allen Trägern thronend, wurde ich auf Negerpfaden in die Tropenpracht hinausgetragen, dem West-Usambaragebirge entgegen, durch eine Landschaft, die sich mit immer schöneren und den abwechslungsreichsten Reizen schmückte. Zuerst ging es noch durch gepflegtes Land der Plantage. Kautschuk-, Baumwoll- und Sisalanpflanzungen wechselten mit Gruppen von über dreißig Meter hohen Mwuhleholzbäumen. Später kamen Eingeborenenkulturen (Mais, Manioka), die meist durch Feuer stark beschädigt waren, denn auch hier, wie in Kamerun, haben die Eingeborenen die Gewohnheit, jedes Jahr das trockene Elefantengras und die dürren Äste anzustecken; dabei entstehen oft gewaltige Grasbrände, durch die viele Werte vernichtet werden. Verkohlte, gespensterhaft ausschauende große Baumleichen zeugen dann von der Macht des Feuers, gegen die sich die Anpflanzungen der Europäer durch breite Brandstreifen schützen, die das verzehrende Element nicht überspringen kann.

Auf unserem Marsch wurde es urwaldartiger und bergiger. Die Träger schwitzten stark, waren jedoch guter Laune und sangen und jauchzten vor Freude, namentlich sobald sie aus aufsteigendem Rauch schließen konnten, daß Eingeborene in der Nähe wohnten. Wenn die Dorfleute dann, vom Gesange angelockt, gelaufen kamen, trugen sie uns und unser Gepäck zum Zeichen ihrer Gastfreundlichkeit bis an ihre Gaugrenze. Unsere Kerle ließen sich dies gern gefallen und zeigten sich durch Erzählen des „Allerneuesten" erkenntlich.

Plötzlich standen wir vor einem breiten Bach. Langsam trugen uns die Leute, die mit Stöcken nach vermeintlichen Krokodilen tasteten, hindurch. Dann ging's auf der anderen Uferseite steil hoch, und, oben angelangt, wurde kurze Rast gemacht. Die dreißig Schwarzen, muskulöse Männer, stürzten sich schreiend ins Wasser. Es war eine Freude, in dieser gigantischen Tropenpracht, unter den Urwaldriesen, die braunschwarzen, schön gewachsenen Kerle jauchzend im schnellfließenden rotbraunen Wasser baden zu sehen. Eine Viertelstunde später waren wir schon wieder unterwegs. Ein tiefes Tal — wieder ein hoher Aufstieg — kurze Rast, dann aber schnell weiter, bergauf, bergab, denn die Sonne sank tiefer, und die Nacht wollte anbrechen. Wir überschritten den rauschenden Pangani über eine lange, schwankende, nur von zwei Seilen getragene Hängebrücke. Unter uns schäumte der reißende, von Kroko-

Digitized by Google

Blick auf die Berge von Ost-Usambara und ins Bondeiland

dilen belebte, gelbliche Fluß. Unsere vor Angst zitternden Leute mußten wir erst energisch ermutigen, das Gepäck über die Brücke zu tragen. Später kamen wir noch an unzähligen Eingeborenendörfern vorbei, deren Bewohner vor ihren Hütten saßen, sich an dem Herdfeuer wärmten und uns durch Zurufe begrüßten. Am Schluß ging's durch eine schmale, rotblühende Allee und durch einen gepflegten Park. Die Dunkelheit war schnell eingetreten, und der auf dem Rücken liegende Neumond mit seiner Nachbarin, der hellfunkelnden Venus, grüßte durch die Bäume zu uns hernieder.

Wir waren auf der größten deutschostafrikanischen Besitzung, auf der Friedrich Hoffmann-Plantage angelangt. Der Verwalter empfing uns freundlich und führte uns in seine Wohnung, die mit ihrer Eleganz eigentlich in dieses Land nicht recht paßte. Nach einem erfrischenden Bade saßen wir bald an einer mit rotblühenden Blumen geschmückten Tafel. Süßen Weines voll und in glücklicher Stimmung strebte ich nach dem Mahl meinem Lager zu. Ich dachte nicht mehr daran, daß ich meinen Leuten befohlen hatte, mir eine sechs Meter lange Schlange, die bei unserer Ankunft geschossen wurde, der Haut wegen aufzubewahren. Die Schwarzen hatten die Schlange dicht vor meine Behausung gelegt; ich stolperte darüber und fiel auf den Körper des noch stark zuckenden Tieres. Dies machte mich mit einem Schlage nüchtern; so nüchtern wurde ich, daß ich alle Anophelis (Malariafieber bringende Mücken) in meinem Moskitonetz selbst tötete und meinen unachtsamen Boy, dessen Pflicht dies gewesen wäre, aus dem Schlafe rüttelte. Wir waren in einer fiebergefährlichen Gegend und mußten vor den Mücken doppelt auf der Hut sein.

Am anderen Morgen tobte ein Tropenregen. Der Jüngste Tag schien gekommen. Aber der liebe Petrus sah, daß ich gerne malen wollte, und ließ liebenswürdigerweise rasch die Regenwolken vorbeiziehen. Ich konnte daher den Blick auf die Panganiinseln und die Stromschnellen, vom Park des Herrenhauses aus, malen.

Den nächsten Morgen benutzten wir zu einem Ausflug an die großen Panganifälle. Zunächst ließen wir uns zwei Stunden von unseren Leuten tragen; dann mußten wir zu Fuß laufen, meist am Pangani entlang, an wundervollen, mit blühenden Schlingpflanzen überwucherten Baumgruppen vorbei, in denen Affenherden spielten. Streckenweise stand links und rechts mannshohes Elefantengras, kleine Webervögelnester hingen zu Hunderten an den Grashalmen. Wir kamen an Dörfern vorbei, die von den scheuen Ruffusleuten auf den Panganiinseln erbaut sind. An Lianenschnüren hängende Baumstämme dienen ihnen von Insel zu Insel als Brücke. Nachts beseitigen sie diese Verbindungen, denn trotzdem die von ihnen wegen ihrer Überfälle gefürchteten Massaïs jetzt ganz zahm geworden sind und nicht mehr wie früher Weiber und Eßvorräte rauben, haben die Ruffus noch immer Angst vor ihnen.

Die unberührte Naturkraft der Fälle machte einen tiefen Eindruck auf uns. Aus hochgelegenem Urwald schießt das Wasser hundertundzwanzig Meter tief in zahllose Arme geteilt und in einer Breite von etwa vierhundert Metern so schäumend herab, daß die ganze Luft von Wasserdunst erfüllt ist. Es war in diesem Sprühregen trotz drei schützenden Regenschirmen keine Kleinigkeit für mich zu malen. Ich bedauerte, daß ich keine Zelte hierher mitgenommen hatte; tage-

Digitized by Google

lang hätte ich hier bleiben mögen. Schweren Herzens zog ich abends wieder heim auf die Friedrich Hoffmann-Plantage.

Einige Tage später sollte es weiter gehen. Alle Träger waren schon frühmorgens versammelt, auch unser lieber Reisemarschall war zum Abmarsch bereit, aber der Maler und der Gastgeber waren verschwunden. Wir hatten uns vermalt. Ich hatte mich von einem Vorwurf so fesseln lassen, daß ich alle Pflichten der Pünktlichkeit vergaß. Zurückgekehrt, konnte ich mit einem harmlosen Gesicht und durch Vorzeigen der geglückten Skizze das Wohlwollen meines Freundes nicht sofort wiedererlangen. Nun hieß es eilen. Im Dauerlauf ging es drei volle, glutheiße Stunden durch große Sisal- und Kautschukpflanzungen zur Eisenbahnstation Nyussi. Der Zug war schon eingefahren, und nur den vereinten kräftigen Kehlen unserer Schar gelang es, den Zugführer auf uns aufmerksam zu machen und ihm zu bedeuten, daß wir mitfahren wollten Das ging nicht so schnell: dreiunddreißig Fahrkarten mußten gelöst werden, die Mannschaften, die Traglasten, die Tragstühle waren zu verstauen. Meine ethnographischen Schätze gab ich als Frachtgut nach Tanga auf. Es dauerte eine ganze Weile, bis wir endlich im fahrenden Brutkasten — ich meine das Kupee erster Klasse — die Hände frei hatten, um mit dem Taschentuch die von der Stirn fließenden Bäche zu trocknen. Allmählich erholten wir uns, und mein Freund machte mich auf eine Reisegefährtin aufmerksam, indem er mir ins Ohr flüsterte: „Die Königin von Usambara mit Gemahl.“ Ohne allzu große Schwierigkeiten kamen wir mit den hohen Herrschaften ins Gespräch, und als die Dame unsere Pläne erfuhr, bemühte sie sich, unser ganzes Safariprogramm über den Haufen zu werfen, indem sie uns zu sich einlud. Wir waren leicht zu überreden, die romantisch gelegene Plantage des Ehepaares aufzusuchen. Nun war es aber nicht so einfach, auf einer der nächsten Stationen, wo wir den Zug zu unserem Abstecher verlassen mußten, die Träger und das Gepäck in großer Eile wieder herauszubekommen, denn die Kerle hatten es sich gemütlich gemacht und schäkerten mit den vielen kleinen Bibis, die mit ihnen in den Eingeborenenwagen fuhren. Aber endlich hatten wir Leute und Sachen versammelt. Die große Karawane des Ehepaares zog voran, wir hinterher durch die Glut des Mittags. Der Weg führte ein Stück am Pangani entlang mit der herrlichsten Aussicht auf das Ost-Usambaragebirge.

Etwa zwei Stunden später landeten wir im hochgelegenen Herrschaftshaus. Man sah, daß hier eine deutsche Hausfrau waltete, denn es gab in der Umgebung von Enten und Gänsen wimmelnde Teiche, sowie Gärten, in denen heimatliche Gemüse sorgfältig gepflegt wurden und auch gediehen. Mittags speisten wir Gänsebraten und Rotkohl und sonstige Herrlichkeiten, wie bei Muttern zu Hause, endlich einmal keine Konserven! Den Aufenthalt auf der Plantage habe ich fleißig ausgenützt, um die herrlichen Fernsichten in Bildern festzuhalten. Ich arbeitete wie im Fieber, denn wenn ich eine Skizze vollendet hatte und mich umdrehte, so sah ich noch viel schönere Motive und bedauerte, nicht alles und jedes malen zu können. Trat ich aus dem Urwald und übersah den glühenden Abendhimmel mit seinen phantastisch aufgeballten Wolken, so stand mir fast das Herz

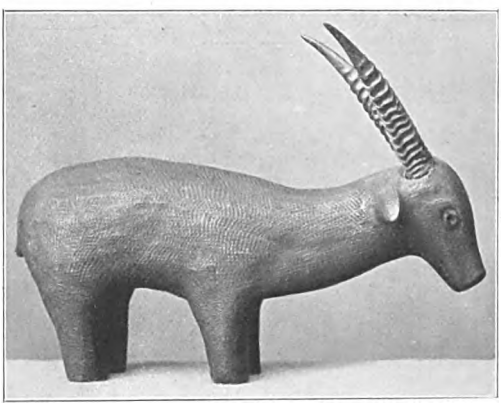
Blick von der Friedrich Hoffmann-Plantage auf die Stromschnellen des Pangani

Digitized by Google

Die 120 Meter hohen und 400 Meter breiten Panganifälle

still vor der gewaltigen Natur. Ich konnte nur schauen und immer wieder schauen und Gott danken, daß ich diese gigantische Tropennatur sehen durfte. Leider wechselt alles in den Tropen schnell, und die Nacht breitet rasch ihre dunklen Flügel über all die Herrlichkeiten, die eben noch in den wundervollsten Tönen erglühten.

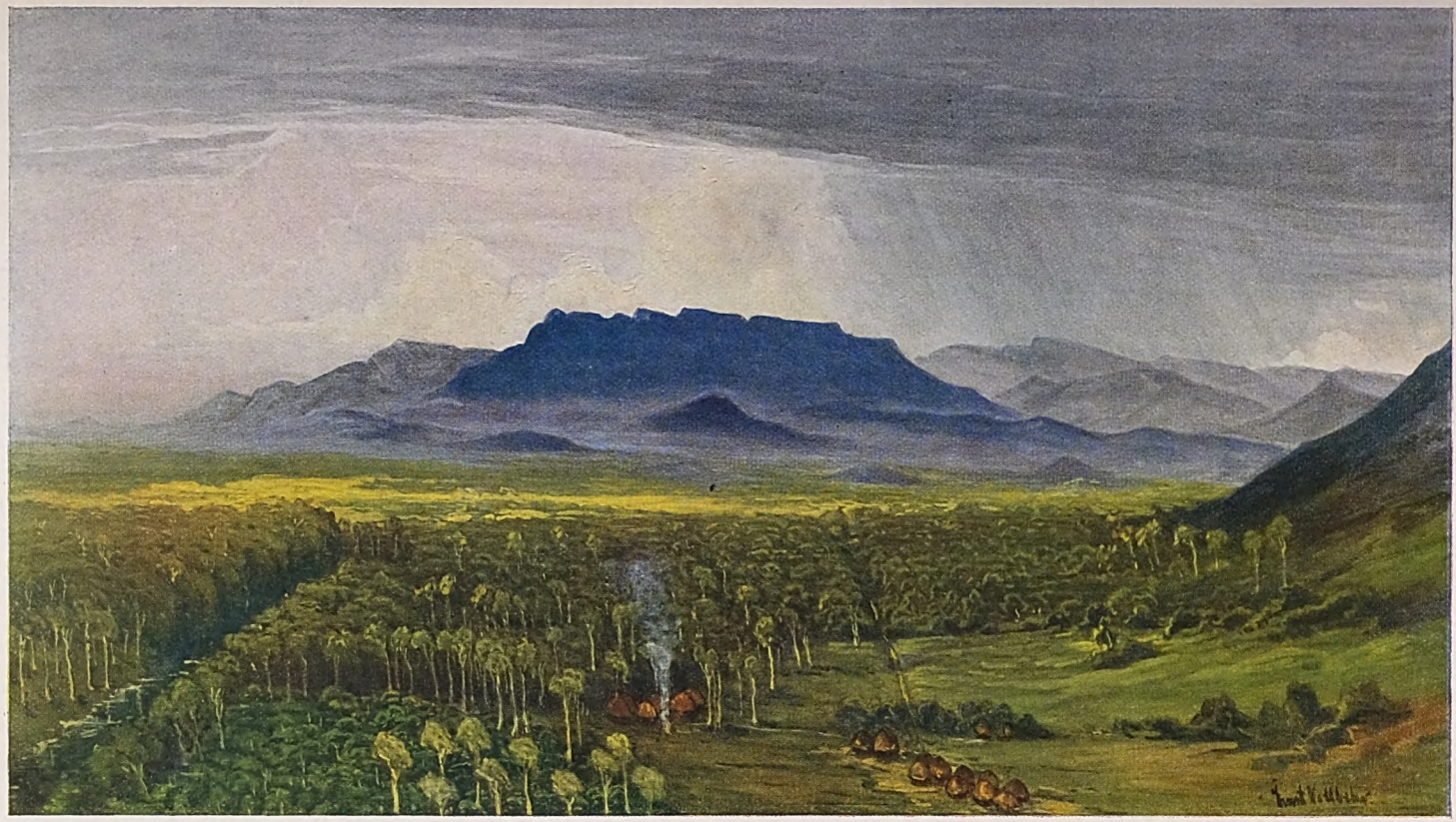
Unter den vielen Menschen, die mich auf der Plantage meines Gastgebers umgaben, konnte ich mir die typischen Köpfe herausgreifen, um sie zu porträtieren. Ein uralter Negerpfad, vom Viktoria Nyansa zur Küste führend, ging durch die Plantage, und oft saß ich wie ein Wegelagerer dort, um die vorbeiziehenden Leute, die den verschiedensten Stämmen angehörten, durch Vermittlung meines beredten Burschen zu bitten, mir Modell zu stehen und mir ihre Wasserpfeifen, Speere, Schmucksachen und viele eigenartige Musikinstrumente zu verkaufen. Oft dauert ein solcher Handel viele Stunden, je länger es dauert, desto mehr Spaß macht er den Eingeborenen und um so billiger werden die Gegenstände. Ich malte hier das Porträt eines Nyampare aus Tabora und das eines über zwei Meter hohen Mtussi aus Ruanda. Einmal überraschte ich eine Suahelischöne mit den typischen farbigen Papierrollen im Ohrlappen bei der Toilette. Sie saß auf der Erde auf einem selbstgeflochtenen Bastteppich und ließ sich von einer Dienerin mit einem schön verzierten hohen Kamm frisieren. Es ist nicht einfach, die krausen, kurzen Wollhärchen so zu flechten, daß parallel laufende Straßen entstehen, welche hinten im Genick mit einigen zentimeterlangen Zöpfchen enden. Je länger diese Zöpfchen, desto stolzer die Trägerin. Die Frisur kostet aber auch fast fünf bis sechs Stunden und wird nur alle neun bis zehn Tage erneuert. Ich schenkte meinem Modell, der hübschen Bibi, eine wundervolle Halskette. Sie lebt wohl noch in dem Wahn, daß sie aus reinem Gold sei. Ich habe sie jedenfalls nicht über ihren Irrtum aufgeklärt. Die Schöne war ganz selig über die Kette und trug sie sichtbar erfreut, wenn ich in ihrer Nähe war; gab sie aber in meiner Abwesenheit sofort einer ihrer Dienerinnen. Auf meine Frage, warum sie dies tue, antwortete sie: „Bana, du hast sie mir doch geschenkt, damit ich mich daran erfreuen soll; wenn ich sie aber trage, sehe ich sie nicht!"



Zwergantilope
Ostafrikanische Tonskulptur mit echtem Geweih

Von einem Ort und von Menschen Abschied nehmen, die man lieb gewonnen, ist immer schwer, und so saß ich recht traurig

Digitized by Google



Panorama von West-Usambara

Digitized by Google

auf meinem Liegestuhl, als es wieder durch den glühenden Sonnenbrand zur Bahnstation zurückging. Selbst die vielen Wasserreiher, die buntfarbigen Krähen, die Kardinalvögel, die großen weißschwarzen Adler, die über uns kreisten, hatten es schwer, mein Interesse zu erwecken. Auf der Station und im Eisenbahnwagen war wieder eine Hitze, von der man sich in Europa keinen Begriff machen kann. Sie verbesserte meine Laune nicht.

Um vier Uhr nachmittags waren wir in Mombo, am Fuße und am Anfang des großen Aufstieges zum West-Usambaragebirge. Da unsere Leute alle nackend waren und wir mit ihnen über zweitausend Meter hoch klettern wollten, mußten wir hier für jeden eine Wolldecke kaufen. Zwei Stunden lang, bis zu einer Wasserstelle, konnten wir uns noch bergauf tragen lassen. Dort hielten wir kurze Rast, während unsere Schwarzen badeten. Dann wurden steile Abkürzungspfade benutzt. Je zwei Leute zogen uns am Seil bergauf, während je einer seinen Kopf uns in den Rücken stemmte, um uns zu schieben. Wir hatten uns entschließen müssen, noch abends von Mombo aus den großen Aufstieg nach Wilhelmstal, dem Sitz des Gouvernements, zu unternehmen. Die außerordentlich steilen Pfade hatten wir mit Hilfe unserer kräftigen Kerle glücklich überstanden. Auf der Höhe angelangt, erwartete uns ein Rückblick auf die in Abendsonnengold getauchten Maffiberge und auf die unendliche Massaïsteppe. Diese Schau war so unbeschreiblich schön, daß ich traurig war, nicht hier bleiben zu können, um sie in einer Stimmungsskizze festzuhalten. Viele der Lastträger waren weit zurückgeblieben; zwar stand der zunehmende Mond am Himmel und beleuchtete ihren Weg, wir sorgten uns jedoch der vielen Raubtiere wegen und machten daher an einer Quelle Rast, um zu warten, bis sich alles wieder gesammelt habe. Um uns war eine märchenhafte Urwaldszenerie. Himmelanstrebende, durch Lianen und andere Schlingpflanzen gespenstisch geformte Bäume steigerten noch die Wirkung des Bildes. Einige

Bildnis eines Mtussi aus Ruanda

Blick von der Hermannsplatte auf Massaïsteppe, Paregebirge und Lassaberg

Digitized by Google

Sonnenuntergang in der Massaïsteppe

Digitized by Google

Eingeborenenhütten lagen vor uns, deren flackernde Feuer die bei ihnen hockenden Menschen beleuchteten. Tausende von Glühkäfern gaukelten um unsern Platz.

Wir konnten nicht allzulange auf die Säumigen warten, denn die bei uns sich befindenden Leute froren trotz der neuen Wolldecken; der Temperaturunterschied zwischen der tropischen Ebene und der nächtlichen Kühle in dieser Höhe von zweitausendeinhundert Metern ist sehr groß, und da wir Europäer die Verantwortung für unsere Schwarzen trugen, durften wir die Rast unter freiem Himmel in dieser Höhe nicht gestatten und mußten unbarmherzig zum Aufbruch drängen.

Ein Massaï als Askari

Nach kurzer Wanderung lichtete sich der Urwald, und das Hotel Wilhelmstal, ein nüchterner Bau, stand vor uns. Wir bekamen gute Zimmer mit europäischen Betten und brauchten keine Moskitonetze, denn hier oben gibt es keine fieberbringenden Mücken. In unserem Zimmer hingen Bilder vom Landesherrn des Wirts, dem Großherzog von Oldenburg mit seiner Gemahlin. Todmüde ließen wir uns in unsere Betten fallen und schliefen wundervoll, denn die angenehme, kühle Gebirgsluft konnte unbehindert eingeatmet werden. Durch den Lärm exerzierender Soldaten wurde ich geweckt. Ich mußte mir die Augen lange reiben, bis ich wußte, wo ich mich befand. Erst die deutschen Kommandos „Links um!“, „Rechts um!“, „Marsch, marsch!“, „Stillgestanden!“, „Hurra!“ belehrten mich, daß ich mich auf der deutschen Militärstation Wilhelmstal befand.

Wambugufrau

Wir waren so an die Safari gewöhnt, daß wir der tagelangen Ruhe und des Hotellebens bald überdrüssig wurden. Ich freute mich, als ein Ausflug auf die Erente-Platte unternommen wurde. Wir nahmen einige unserer Leute mit, zogen durch verschiedene Plantagen der Regierung, an reichsdeutschen Bauernhäusern vorbei, die zwischen unzähligen Pfirsichbäumen versteckt lagen. So viele eßbare Pfirsiche wachsen dort, daß die Schweine damit gefüttert werden. Ich hätte gern lange Finger gemacht, — der Besitzer hätte es mir wohl auch erlaubt, aber sowie ich eine Frucht genommen hätte, wären meine Kerle wie Raubtiere über die Pflanzungen hergefallen. Man muß sich selber sehr im Zügel halten und den Negern nie ein schlechtes Beispiel geben, sondern jegliches Vergehen rügen und bestrafen. Von der Erente-Platte hatte man denselben gewaltigen Rundblick, den wir schon einige Tage vorher beim Aufstieg hatten. Unter uns wieder die unendliche Massaisteppe und der Mangosee. Als die Dunkelheit eingebrochen war, ließen wir uns, Laternen voran, nach Hause tragen und gaben unsere gute Laune dadurch zu erkennen, daß wir unseren Leuten ihr Lieblingslied sangen: „Mamba ni mamba ho oooi mamba gogo mamba teni,“ auf das sie stets antworteten, kindlich vergnügt, daß ihr Bana so guter Laune war. Der Höhepunkt ihres Glückes machte sich Luft, indem sie: „Lippo, Lippo!“ (Hurra) schrien. Ein Lieblingslied ließ ich mir übersetzen: „Wenn man uns fragt, wer der große Herr ist, der durchs Land zieht, so rufen wir ihm alle zu: es ist unser Bana! Jja cabubi, cabubi commisse! — Ja, es ist sehr kalt, Bana sehr

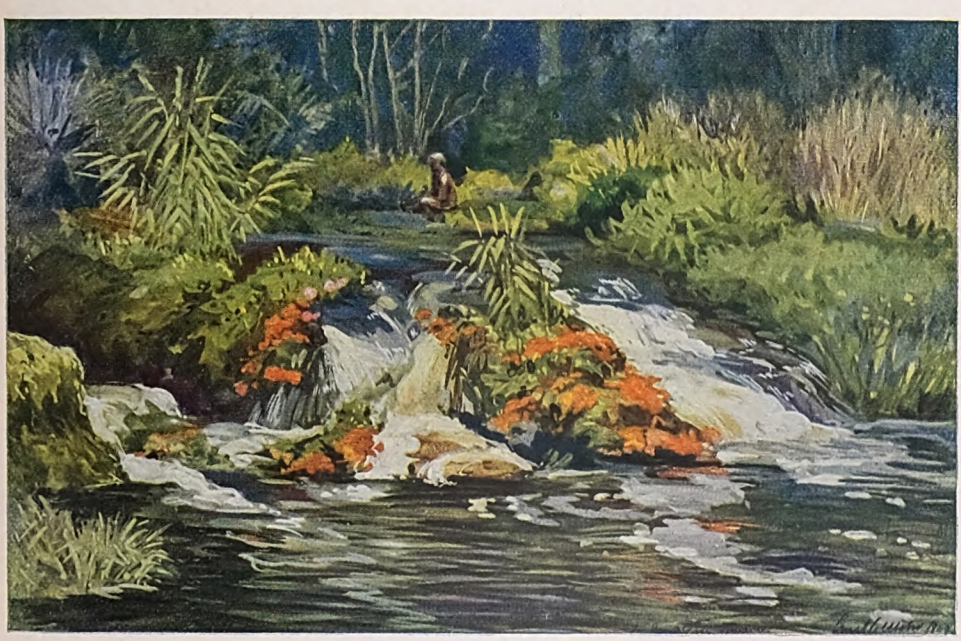
Digitized by Google

gut; wenn wir ins Lager kommen, bekommen wir Backschisch, da wir großen Hunger haben, und dann können wir kaufen: Fische, Salz, Mais." Und so geht es weiter: alle irdischen Genüsse, die sich nur ein Negerhirn ausmalen kann, werden aufgezählt. Alles können sie sich von dem großen Trinkgeld kaufen, das der Bana ihnen geben will; hoffentlich sind sie nicht zu sehr enttäuscht worden.

Bildnis eines Nyampare

Eines Morgens ging es nach Philippstal zu dem im Aussterben begriffenen Wambugustamm. Die armen Frauen müssen Lasten von Schmuck durchs Leben schleppen, denn sie müssen alles, was sie an Schmuck erben, tragen. Ich zählte bei der hier abgebildeten Frau 109 Ohrringe. Von hier ging es über Alpenwiesen, die von einer weißen Reifdecke überzogen waren und auf denen Kühe weideten, durch dichten Urwald nach Neu-Hornow. Ein mächtiger Tropenregen überraschte uns, und der Abstieg zur großen Maschinenhalle von Neu-Hornow wurde daher recht schlüpfrig. Plötzlich fielen unsere Augen auf die neuerbaute Drahtseilbahn. Gebirgstäler von 700 bis 900 Meter Breite werden von diesen Drähten überspannt. Wir sahen, wie die Urwaldriesen umgesägt, auf Blechschlitten zur Waldbahn gebracht wurden und von da an den Drähten in die Massaïsteppe hinunterglitten. Auch in Neu-Hornow wurden wir freundlich aufgenommen und sofort auf die berühmte Hermannsplatte geführt. Hier genießt man eine der schönsten Aussichten, die man auf der Welt haben kann. Ich ging auf die von der Natur aus dem Walde vorgeschobene Felsplatte und malte den Blick über die unendliche Massaïsteppe, in der das von den schrägfallenden Sonnenstrahlen vergoldete Pare-Gebirge lag.

Müde und schweigsam wanderte ich zu meiner Behausung zurück und fühlte mich



Am Urwaldrand von Amani

Digitized by Google

Massai im Festschmuck
Tonfigürchen

im mollig geheizten Zimmer, mit meinen Landsleuten vereint, recht wohl. Aus dem Schlaf wurde jedoch nicht viel. Wir übernachteten in einem mit Wellblech überdeckten Stall, und der Regen prasselte so fürchterlich auf das dicht über meiner Nase befindliche Blech, daß ich nicht einschlafen konnte. Und wenn der Regen aufhörte, sorgten Baumschliefer und anderes Getier durch schrilles Lärmen und unheimliches Schreien, daß man wach blieb. Am anderen Morgen war ich schon wieder früh auf der Hermannsplatte. Über der großen unendlichen Steppe lagen die Nebel wie ein Wolkenmeer, nur die höheren Erhebungen sahen wie dunkle Inseln daraus hervor. Mit einem scharfen Glas konnte man auf diesen Plätzen die Eingeborenenkulturen und -hütten erkennen. Streckenweise sah man die neuerbaute Eisenbahn, die große Krümmungen machen mußte, um verschiedene Hügel, die von oben nur als Flächen sichtbar waren, zu umfahren.

Nach Wilhelmstal zurückgekehrt, fanden wir es nach der Kühle von Neu-Hornow heiß, und ängstlich dachten wir schon an den Abstieg, der tags darauf uns wieder in die tropenheiße Massaisteppe führen sollte. Unsere Schwarzen dagegen wurden beim Abstieg, je tiefer wir kamen, desto lustiger, da sie in die ihnen gewohnte Tropenhitze zurückgelangten. Jauchzend warfen sie die Wolldecken ab — hätten sich ihrer wohl am liebsten ganz entledigt, wenn sie nicht glaubten, ihren Bibis damit ein Festgeschenk zu machen — und wir hatten wieder unsere lustigen, nackten schwarzen Kerle um uns herum, die vordem in den Wolldecken recht häßlich aussahen.

Es war gerade der 24. Dezember, als wir den Abstieg machten. Auf der Bahn gab es Berliner Pfannkuchen zu kaufen, die wir in der Feststimmung unseren Leuten schenkten. Eine mörderisch heiße Bahnfahrt brachte uns nach Nyussi. Dort besuchten wir den Bruder unseres Freundes, dem wir versprochen hatten, den Weihnachtsabend bei ihm zu verbringen. Ich hätte lieber im Urwald dieses Fest verlebt. Mir war hier alles zu europäisch. Trotz der mich umgebenden lieben Menschen, trotz der natürlichen Feierlichkeit durch den brennenden Baum kam die rechte Weihnachtsstimmung erst über mich, als ich hinaus in die mondbeschienene Natur flüchten konnte, um in Einsamkeit und Stille meine Gedanken in die Heimat zu senden. Alles lag so friedlich und ruhevoll unter mir. Am fernen Gebirge sah man einzelne Lichter — waren es Herdfeuer von Eingeborenen oder brannte dort vielleicht auch ein Tannenbaum eines Europäers? Welch eine Sehnsucht hat man doch an einem solchen Abend nach der Heimat!

Askari. Tonfigürchen

Wambugufrau mit vielen Ohrringen
Tonfigürchen

Bald ging es wieder auf neue Safari, denn wir wollten auch das Ost-Usambaragebirge kennen lernen, vor allem die Herzog Albrecht-Plantage und Amani.

In früher Morgenstimmung zog meine Karawane im Gänsemarsch auf Urwaldwegen im Zickzack bis zur Höhe des Gebirgsstockes hinauf, wo wir rasteten. Der Urwald ist hier noch mannigfaltiger als der von West-Usambara. Die Gemütlichkeit bei unserem Picknick wurde leider durch einen heftigen

Digitized by Google

Allee blühender Akazien in Daressalam. Rechts Zuschauer einer Gerichtssitzung

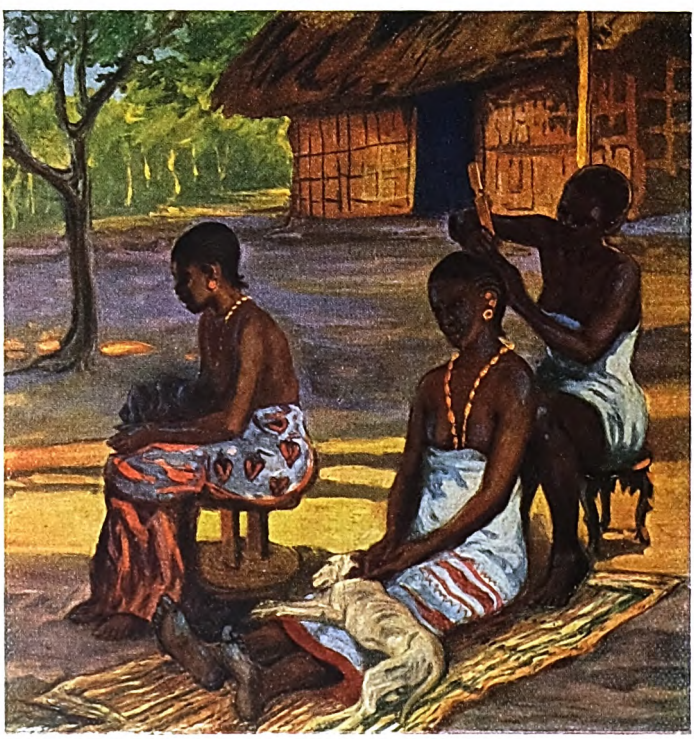
Digitized by Google

Tropenregen stark beeinträchtigt, da er das Feuer zu unserer Bouillon auslöschte und diese selbst zu sehr verdünnte. Die herrlichen Kaffeeanpflanzungen der Herzog Albrecht-Plantage wären mir bestimmt in noch viel schönerer Erinnerung, wenn ich mich nicht soweit verirrt und erst mit vielen Stunden Verspätung die Kaiserliche Versuchsstation Amani erreicht hätte. In der Nähe von Amani scheint es immer zu regnen (in Amani gibt es im Jahre 280 Regentage). Ich denke noch mit Schaudern an die Situation, wie ein Tropenregen mich urplötzlich beim Malen überraschte und ich mit meinem ganzen Malgerät und mit meinen nassen Bildern in eine flache Lehmhöhle eingekeilt eine halbe Stunde warten mußte, um meine Bilder zu schützen.

In früher Morgenstunde malte ich in der Nähe ein Urwaldmotiv, das es mir durch seine entzückende Stimmung schon tags zuvor angetan hatte. Durch das Urwalddickicht hatte sich der Sigibach Bahn gebrochen. Die hohen Baumfarne und Bretterwurzelbäume, welche reich von Lianen umsponnen waren, bildeten im Hintergrunde mit den dazwischenhängenden kugelförmigen Nestfarnen ein undurchdringliches Gewirr. Rechts und links im Vordergrund hohes, blaugrünes Elefantengras. Im braunen Bachwasser badeten zwischen von blühendem Jasmin überwucherten Inseln schöngewachsene Bibis.

Es ist eigenartig zu bemerken, wie im Innern schwarze Weiber mit ihren Kindern niemals bei einer weißen Dame vorbeigehen wollen, da sie Angst haben, daß ihre Kleinen durch das Ansichtigwerden der weißen Frauen verhext werden. Selbst die süßesten Flötentöne von weißen Damen vermögen es nicht, die schwarzen Mütter zu bewegen, bei ihnen vorbeizukommen. Der Teufel der Neger sieht weiß aus. Die Frauen, die die Teufelngoma tanzen, bestreuen sich von oben bis unten mit Mehl, um in echter Teufelfarbe aufzutreten. Albinos (weiße Neger) müssen unter diesem Aberglauben schwer leiden.

Um von Amani später bequem in die Ebene zu kommen, wurde damals eine Bahn gebaut, die wohl jetzt schon in Betrieb ist. Vor einem Jahr, als ich dort war, mußten wir um die Erlaubnis bitten, daß uns ein kleiner Bahnmeisterwagen zur Verfügung gestellt wurde, um die Talfahrt unternehmen zu können. Im ersten Wagen saßen zwei Herren und vier Neger. Im zweiten Wagen ohne Schutzgeländer hatten — ehe wir es uns versahen — achtzehn Menschen und ein Teil unseres Gepäckes „Platz" gefunden. Dann sauste der Wagen in die Tiefe hinunter. Nirgends konnten wir uns auf der rasend schnellen Fahrt festhalten, daher klammerten wir uns gegenseitig aneinander! Das Ganze war ein Gewirr von Gliedmaßen, ein großer Menschenknäuel — dazwischen eingekeilt einige Bibis, die große Angst hatten. Unsere Fahrt muß ein ulkiges Bild abgegeben haben. Doch weiß ich, daß, wenn ich dort noch einmal einen Bahnmeisterwagen benützte, ich mein Testament vorher mache.



Suahelifrau bei der Toilette

Glücklich waren wir nach dreistündiger Fahrt unten in der Bahnstation der Usambarabahn angekommen. Wir hatten noch viel Zeit, bis der Zug kam, der uns nach Tanga bringen sollte, und die Zeit wurde zum Frühstück benutzt. Der Rest der Konserven wurde später unter unsere Schwarzen verteilt, denn jetzt hatte unsere Safari ein Ende. Unter lautem Freudengeheul und Kriegstänzen empfingen unsere Kerle ihren Lohn und reichlich Backschisch. Man hatte sich schon so an die große Schar gewöhnt, daß es einem schwer wurde, sie von jetzt ab zu missen.

Digitized by Google

Seelchen

Eine Ostergeschichte von Lou Andreas-Salomé

In der Klavierwohnung.

Für den Ostersonntag war die Puppenfamilie in das elterliche Wohnzimmer übergesiedelt, an dessen Hinterwand der Flügel stand. Im länglichen Raum zwischen seinen Fußgestellen brachte Seelchen bequem das ganze Quartier — Eßstube, Schlafstube und Küche — unter, und leicht konnte man einsehen, warum gerade dort, denn nur dank dem Flügel erstreckte sich über diese großen Puppenstuben dasjenige, was sonst nur die kleinen auszuzeichnen pflegt, nämlich eine Zimmerdecke. Sogar hing, blaugläsern, ein Hängelämpchen von der Decke herab, und darunter war in dem größten der drei durch Stoffwände getrennten Räume der Mittagstisch mit kleinem Tafelgeschirr sauber und sachverständig gedeckt.

Am Tisch obenan saß, die echten Zöpfe über dem geistvollen, lebhaft gefärbten Porzellangesicht aufgesteckt, Christa — so benannt, weil vorige Weihnachten das Christkind sie gebracht hatte — und überstrahlte in ihrem niedlichen Schulmädchenkostüm die blonde Wachskopf-Mathilde, eine verbleichende Schönheit, die, immer leidend, den halb ausgerissenen Arm in kunstgerechter Bandage trug und bei genügendem Leibdruck klagend „Papa“ und „Mama“ sagte. Leidend war sie eigentlich in Nacheiferung von Seelchens Mutter, die es seit kurzem zu sein schien und die im Sommer eine Badekur gebraucht hatte: welche auch unter den Puppen an einer Dritten sich vollziehen mußte, an dem ganz porzellanenen Annakind, deren reinliche, gequälte Existenz unter einem beständigen Waschzwang stand.

Christa hängte nicht einmal zum Speisen das allerliebste Mäppchen voll winziger Hefte und Schreibmaterialien von der Schulter, mit dem sie heute früh zwischen den Eiern überraschend dagestanden hatte wie angetan mit einem düsteren Schicksalsabzeichen. Seelchen verstand das Zeichen sehr gut: schon in den nächsten Tagen wollte der Vater ja sie selber einer ihnen befreundeten Lehrerin zuführen. Das hätte schon voriges Jahr zu geschehen gehabt, doch bisher machte es dem Vater Freude, Seelchen selbst zu unterrichten. Ja, nun konnte er das wohl auf einmal nicht mehr — auch die Mutter konnte wohl nicht — kurz, sie wollten Seelchen ganz gern mal auf die paar Stunden los sein. Freilich sollte sie zu nichts gezwungen werden; sie trauten ihr so viel Vernunft zu, daß sie's willig tat, und darum hatten sie bei diesem großen Moment sie „Ursula“ genannt, wie eine Erwachsene.

Während Seelchen unter dem Flügel herumkroch und sich eine Beule nach der andern holte, blieb ihr ein dumpfer Druck irgendwo, der nicht von den Beulen herkam und den sie zu vergessen strebte. Vielleicht war es bei der Schulvorsteherin gar nicht so schlimm, aber sie konnte nicht begreifen, wie man das anstellte: lernen — wenn nicht für den Vater? Lernen, das hieß ja: etwas behalten, woran etwas vom Vater selbst hängen blieb, und darum, wenn sie was davon vergaß, fühlte sie auch so deutlich eine große Reue: als ob sie ihn dabei vergessen habe. Aber Seelchen wußte nicht recht, ob das auch jetzt noch so damit sein würde, denn abends, nach jener Eröffnung durch die Eltern, als der Vater wie jedesmal zum Gutenachtkuß an ihr Bett kam, da sagte er zwar, auch wie jedesmal, „Seelchen“ anstatt bloß „Ursel“; aber sie sträubte und schämte sich, gerade als sei es jemand ganz anderes, der sie so nenne und küsse, sie machte sich ganz taub und dumm und hörte nicht „Seelchen“, sondern „Ursel“ und spürte nicht einen Kuß, sondern einen Klaps und wischte sich endlich hinterdrein noch den Mund heimlich ab. Ja, so böse und grimmig war dem Seelchen zumute in ihrem verborgensten Herzen, da, wo auch nicht einmal Eltern ganz hinabsehen.

Und obgleich sie ihr Puppenspiel unter dem Flügel mit so feurigem Eifer betrieb wie nur je, mußte sie sich doch fortwährend daran erinnern, daß sie mit dem Rücken gegen das Wohnzimmer nicht abgeschlossen

Digitized by Google

war, nicht rund umschlossen wie sonst von ihrer schmalen Kinderbettstube, wo nur vorging, wovon sie Notiz nehmen wollte, und alles andere, mochte es sich noch so laut und selbständig aufdrängen, wie durch Zauberspruch versank. Hier hingegen sah sie, sogar ohne zu sehen, wie ihre Mutter sich auf die Couchette streckte und der Vater daneben saß und las, sie spürte den Rauch seiner Zigarre und ergänzte sich die Gesprächsbrocken, die sie nicht verstand. Wie gespickt war ihr Rücken mit unheimlichen Augen und Ohren und trug ihr alles mitten in ihre Puppenwelt hinein zu, wo sie tun mußte, als sei es gar nicht vorhanden, während sie doch fortwährend trachten mußte, zu verstehen. —

Übrigens: früher war sie mal so klein gewesen, daß sie wirklich nichts verstand, nicht einmal die gewöhnlichsten Worte, aber damals — o! da war es ganz anders gewesen: da hatten die Eltern ihrerseits ihre kindische Sprache erlernt, sie hatten mit ihr gebabbelt, ihr zuliebe. Jetzt hingegen, jetzt wollten sie nicht, daß sie irgend etwas verstehe, sie wollten sie ausschließen.

Würde es nicht mit dem Lernen vielleicht gerade so sein? Sie war ziemlich überzeugt davon, daß sie bei der Schulvorsteherin gerade das nicht zu lernen kriegen würde, worüber die Eltern sich miteinander unterhielten, als redeten sie spanisch oder japanisch. Sie würde sich ebenso unnütze bitterliche Mühe geben wie mit dem Erlernen des Sprechens, und doch ebenso weit sein als wie zuvor, so als ob die Eltern durch irgendeine neue Tür wieder anderswohin gingen, nachdem sie eben bis zu ihnen ins Zimmer durch viele, viele Türen hineingegangen war. Es war ja klar, daß sie auf diese Weise sie niemals einholen konnte. Nie und nimmer.

Das Puppeneßzimmer, das sich im breiten Vorderteil des Flügels befand, lag frei hinaus nach dem geblümten Teppich unter der Mutter Couchette, wenn es auch gedacht war als Ausblick nach einem Blumengarten. Deshalb beeilte Seelchen sich unwillkürlich, mit den abgeräumten Eßschüsseln in die Küche zu entkommen, die am anderen Ende lag, in der Flügelecke zwischen zwei Wänden, obschon die Puppen natürlich weit lieber ewig sitzen geblieben wären vor den Speisen, die gar nicht weniger wurden. Aber die Mappen-Christa mußte sich sagen lassen, daß der Mensch nicht zum Essen und Trinken auf Erden sei und man mit Lernen nie früh genug anfangen könne. Dies war die großartige Gerechtigkeit, die über dem Spiel schwebte, daß Seelchen zu solchen Einsichten für ihre Puppen gelangte und sie für sich selbst zu einem Vorbild erzog, welches die kühnsten Wünsche ihrer Eltern noch weit überflügelte, denn Christa ging nicht weniger als bereits zum drittenmal an diesem Tage zur Schule. Das war ja viel für einen Tag, bedeutete jedoch durch solche Unterstreichung nur: „es soll sein," es drückte, rein und ohne Erbarmen, ein Lebensgesetz aus. Keineswegs aber bedeutete es eine Annäherung an die Zumutungen, die Seelchen selber gestellt wurden; eher betonte es im Gegenteil und um so kräftiger, wie ganz voneinander getrennt das war, was Seelchen unter dem Flügel, und das, was sie hinter ihrem Rücken erlebte, getrennt genug, um sich gegenseitig sogar nachahmen zu können, ohne ineinander überzugehen. Lauter mütterliche Pädagogik und väterliche Strenge nach vorn hin, ragte Seelchen nach hinten zu steif und bockig ins elterliche Zimmer hinein, wie ein Fels, der zwei Welten scheidet. Ja, in ihren Gedanken verleugnete sie die Existenz ihrer Eltern so vollständig, daß, als der Vater vor dem Flügel stehend auf einmal einen rauschenden Walzer herunterhieb, sie in rascher Geistesgegenwart mit ihren Puppen erörterte, wie bedauerlich es sei, gerade unter einem Tanzlokal gemietet zu haben.

Allein diese Existenz nach zwei entgegengesetzten Fronten mußte doch eine Anstrengung sein, denn als Christa gerade ihre winzigen Lernhefte auf dem Eßtisch auskramen wollte, fand sie ihr Mutterseelchen teilnahmlos in sich zusammengekauert davor hocken, fast als sei sie selber eine Puppe geworden, die von außen her in Gang gebracht werden muß. Wollte sie das etwa, wollte sie, daß die Eltern unter den Flügel kröchen, um ihr das zu tun, um beim Spiel mitzutun? Nein, sicherlich nicht! Aber doch kam es ihr vor, als müsse es irgendwann einmal eine Zeit, eine sonderbare Zeit gegeben haben, wo „Eltern" und „Spielen" noch ganz dasselbe war, wo sie ihr nicht nur im Rücken saßen und sie von

Digitized by Google

ihnen fortspielte. — Saß sie ihnen vielleicht damals noch auf dem Schoß? Auf dem Schoß, wo auch das Spielzeug gelegen haben mochte, das sie vor ihr hatten tanzen und klappern und klingeln und zappeln lassen? Jetzt mußte sie statt dessen mühselig was für sich und die Puppen erst ausdenken, damit es ähnlich zu erleben wäre. Natürlich: so klein war sie ja nicht mehr, daß man sie ständig auf dem Schoß halten konnte. Hingegen unterrichtet werden vom Vater selbst —

Bildete sie sich das wirklich nur ein, daß sie allein gelassen war und ausgestoßen, daß sie verstummten, wenn sie kam, und dann viel zu eilig und kindlich mit ihr redeten, um es zu verbergen — ?

Neiderfüllt blickte sie auf die Porzellan-Anna, die nach ihrem unvermeidlichen Bad in der stets bereit stehenden gefüllten Wanne in ihren Korbwagen gepackt lag und überhaupt vom Leben nichts wußte, als gebadet und geeit zu werden.

Seelchen richtete sich steil und jäh aus ihrer hockenden Stellung auf. Nein! Sie wollte gar keine Eltern mehr! Sie hatte gar keine Eltern mehr!

Doch sie vergaß darüber, daß sie unter dem Flügel saß, und die Beule, die sie sich an der Zimmerdecke diesmal schlug, übertraf alle anderen. Und nun endlich — fast befriedigt davon, als hätte sie nur noch darauf gewartet — hob sie ein hoffnungsloses und verzweifeltes Geheul an.

Unter wilden Tieren.

Nachmittags war alles vergessen, denn Edda, ihre liebste Spielfreundin, kam zu Besuch: schon vom Fenster her erblickte sie sie, begleitet vom Dienstmädchen, die blonden Haare lang und frei aus der Mütze heraushängend, was Seelchen stets so viel schöner vorkam als das Zöpfchen, das sie „der Ordnung halber" so fest geflochten tragen mußte, daß es sich vor Verdruß manchmal geradezu krümmte. Edda führte an blauem Bande einen wahrhaftigen Osterhasen mit sich, lebensgroß und richtig behaart, nur daß er auf vier Röllchen lief anstatt auf seinen Hasenbeinen. Die Eltern standen im Begriff, zu einer Ostereinladung zu gehen, allein erst setzten sie sich noch an den Tisch zu den schokoladetrinkenden kleinen Mädchen hin, und Edda mußte erzählen. Das Hauptereignis der Woche war für sie ein Besuch in der benachbarten Hauptstadt und im dortigen Zoologischen Garten gewesen, wo die Tiere sich erst soeben wieder draußen zeigten; sie war so voll von ihnen, daß sie sich zu Ostern sehnlich eins davon gewünscht hatte, eigentlich den großen Königstiger, aber da er nicht verkäuflich zu sein schien, so bescherte man ihr als das zugleich mildeste und wunderbarste der Tiere den Osterhasen.

Seelchen, deren tierischeste Erinnerung ein Hühnerhof war, staunte aufrichtig. Sie zeigte ihrerseits die Ostersachen: außer dem Schulmäppchen und verschiedenen gefärbten Eiern noch, von einer Tante beschert, ein sehr großes Ei mit ganz kleinwinzigen bunt bemalten Häuserlein, Menschlein, Herden darin und sogar einem Ziehbrunnen und einem Leiterwagen. Gegen die wilden riesigen Tiere war das ja nichts, aber nur solange die Mutter noch ab und zu ging und alles auf den Vergleich mit den Großen hinauskam, stach sie ein wenig der Neid. Kaum waren die Eltern fort und Wohn- wie Kinderzimmer dem Spiel freigegeben, als alle drei Puppen, in Schulmädchen-, Damen- und Babytracht, angezogen wurden, um in den Zoologischen zu reisen. Für den gab es außer dem Osterhasen mehr Material, als man denken könnte, nur mußte das älteste Spielzeug dafür hervorgeholt werden: ein wolliger Bär, ein kleiner Löwe von Pappe und ein Schaukelpferd, die nicht Seelchens ursprüngliches Eigentum waren, sondern hinterlassen von einem Brüderchen, das, während sie noch sehr klein war, starb. Das Schaukelpferd wandelte sich infolge seiner alles überragenden Größe in einen Elefanten, dem ein an die Schnauze gebundener Gummischlauch der Blumenspritze als Rüssel diente. Trotzdem aber Mutters Muff zum Stachelschwein und der große Badeschwamm im Wasserbassin sofort freiwillig zur Seerobbe geworden war, wären die Tiere doch nicht vollzählig genug gewesen, hätte nicht Seelchen selbst sie als Lindwurm vervollständigt. Edda wußte zwar nicht genau, ob ein solcher im Zoologischen gewesen sei, und beide wußten nicht recht, wie er aussähe, aber eben darum konnte er wohl wie Seelchen aussehen, wenn sie sich wurmig wand.

Digitized by Google

Weil Ostern war, hatten die Tiere selbstverständlich Eier gelegt, auch solche, die es sonst seltener tun; das größte, das mit den Häuschen darin, nahm Seelchen selbst unter sich, das kleinste der Löwe, und ein gläsernes vom vorigen Jahr wurde der Seerobe ins Wasser geworfen, damit sie daraus kleine Schwämme ausbrüte. Seelchen erschien es deshalb am wichtigsten, daß die hölzernen Eier nicht leer blieben, denn im Hühnerhof wären die gelben Küchlein da herausgekommen, und wenn auch in diesem Zoologischen unmöglich jedes Tier den Anspruch machen konnte, nur gerade seinesgleichen auszubrüten, so versorgte Seelchen doch jedes einzelne Ei, und sei's selbst mit Kuchenkrumen oder Salz; denn sie hielt darauf, daß es Eßbares sei und daß die Puppen nicht falsche Begriffe von der Sachlage erhielten, als sei ein Ei was Leeres, während es doch so merkwürdig voll ist. Edda hingegen ließ Eier überhaupt nur gelten, weil Ostern war, und fand nicht einmal die Puppen das Wichtigste, sondern die wilden Tiere, weshalb sie das Zimmer ganz mit dem Gebrüll und Gekreisch ihrer neuesten Erfahrungen erfüllte — während Seelchen, allein sorgend um ihre ja nicht minder teure Lebenserfahrung, still auf dem Ei mit den Häuschen hockte, bestrebt, Wärme von sich da hineinzugeben, wobei sie beinahe angefangen hätte zu gackern, bis ihr einfiel, Lindwürmer täten dergleichen wohl nicht.

Eine Zeitlang standen die Puppen entschieden unter dem Eindruck streitender Parteien und fühlten sich vernachlässigt und ratlos; doch kam es nicht so, daß es ihnen ans Leben ging: d. h. daß ein Zank die Wirklichkeit des Spieles durchbrochen hätte, wie ein elementares Naturereignis ausbricht und, was eben noch unzweifelhaft und beglückend lebte, als elende Kadaver ins Nichts zurückwirft.

In den Augen der Puppen machte Edda zum Schluß alles wieder gut, dadurch daß sie nicht eher nach Hause ging, bis alle drei höchst mütterlich zu Bett gebracht waren, womit Seelchen sie keineswegs verwöhnt hatte. Wie ein wildes Tier sah Edda dabei gar nicht mehr aus, und es kränkte sie sogar, als Seelchen sie um ihre Fürsorge auslachte. Seelchen fand, das sei ja gerade so fein an Puppen, daß sie sofort lebendig würden zum Spielen, aber außerhalb des Spieles gar nicht die Schererei machten wie solche Kinder, die fortwährend lebendig sind; um das von den Puppen zu glauben, so klein seien Edda und Seelchen doch höchstens voriges Jahr gewesen. So kam's, daß beide sich doch im letzten Augenblick noch ganz eilig in die Haare fuhren, wobei aber die Puppen, von der sicheren Warte ihrer Betten aus, ohne Gemütsbeteiligung zugucken konnten.

Als jedoch Seelchens Mama heimkam, fand sie die kleinen Mädchen dennoch in herzseliger Abschiedsumarmung, deren Kußinnigkeit, obschon Eddas Dienstmädchen, den Osterhasen am Bande, wartete, kein Ende finden zu können schien. Ganz fest sollte es ausgemacht werden, wann Seelchen ihrerseits eingeladen würde zu Edda, die wunderhübsche Spielsachen besaß, allerdings neben einer spielstörenden Gouvernante. Obschon die beiden sich oft genug wochenlang, ja zur Sommerszeit mehrere Monate hindurch gar nicht sahen, ohne je nacheinander zu fragen, und obgleich sie sich auch im Zusammensein kaum das Hervorragendste aus ihrem gegenseitigen Ergehen mitteilten, so kam es Seelchen doch jedesmal vor, als ob Edda dadurch, daß sie wegging, ihre ganze Puppenstube mitnähme — ja, nicht nur die Puppenstube, sondern eigentlich alles, womit man spielen konnte. Soeben noch war das ganze Wohnzimmer der Eltern unwidersprochen ein Tiergarten gewesen, und schon wurde es wieder menschenbewohnt, und nichts in der Welt mehr konnte die Menschen in wilde Tiere verwandeln.

Seelchens Mama tat allerdings alles, um diesen Übelstand vergessen zu machen, so zärtlich half sie ihrem Töchterchen beim Schlafengehen. Als sie da so über Seelchens Waschtisch gebückt stand und des Tages Staub von ihr nahm, glich sie selber noch fast einem jungen Mädchen, das mit einer lebendigen Puppe hantiert.

„Solch eine kleine Spielratte möchtest du wohl am liebsten immer um dich haben?" fragte sie, froh der lustigen Stunden durch Edda, denn nichts war ihr schrecklicher, als wenn Seelchen so unmotiviert losheulen konnte wie abends vorher.

„Ja! Natürlich möchte ich —! Kann

Digitized by Google

ich Edda behalten?" Seelchens nasses Gesicht fuhr freudenrot aus dem Handtuch. „Als Spielkind für immer?"

„Nun, wenn auch vielleicht für den Anfang ein etwas kleineres," meinte Seelchens Mama unsicher und kleidete sie aus.

„Wenn es nur nicht gar zu klein ist! Dann kann ich nichts damit anfangen," gab Seelchen unzufrieden zu bedenken. Sie war mißtrauisch. Wie gut die Mutter auch sprach und ihr half, zwischendurch konnte sie sich aus ihrer gebückten Stellung ganz mühsam aufrichten und fast teilnahmlos dasitzen. Das hatte Seelchen jetzt mehrfach bemerkt. Es war den Eltern wohl auch nicht ernst mit dieser neuen großen Anschaffung für Seelchen.

„Schade! Und ich glaubte doch, gerade deine Babypuppe wäre dir die liebste?" fragte Seelchens Mama ganz sichtlich enttäuscht. „Weißt du, wir wünschten uns für uns selber nämlich auch eine."

„So. Die neue wär' also dann ja eure!" wandte Seelchen ein, die nacktbeinig und im Nachthemd dastand.

„Aber dafür wär' sie lebendig!" versicherte ihre Mama, die Vorzüge des Babys mit Lebhaftigkeit ins beste Licht setzend. „Denk mal: lebendig! — Doch nun: hopp, ins Bett, Ursel!"

Seelchen vollführte ihren glänzenden Sprung, in einem Satz, mit beiden Füßen auf einmal, ins Bett zu hopsen, schwankte oben ein wenig und legte sich artig lang.

„Mir ist lieber eins, das ich jedesmal erst selbst lebendig machen muß, für mich allein, als ein ganz lebendiges, das mir nur halb allein gehört!" entschied sie und gähnte gewaltsam. Auch der Gutenachtkuß änderte an diesem Beschluß nichts mehr.

Ehe sie einschlief, kamen die wilden Tiere in ihre Gedanken zurück. Sie waren ja nicht zu Bett gebracht wie die Puppen, standen herum und erzählten sich vielleicht von den Abenteuern aus der Zeit, wo sie noch in die Wildnis gehörten. In Seelchens Phantasien prahlten sie damit ganz ähnlich voreinander, wie sie und Edda gegenseitig ihre Erfahrungen übertrieben hatten — besonders der Löwe, der seine Kleinheit gegen das Schaukelpferd damit gutmachen mußte. Das Pferd verfügte freilich über nichts dergleichen, aber dafür konnte es, während die andern so hoffnungslos getrennt von ihrer Wildnis waren; mit wenigen Schritten auf der Straße sein altes Dasein wiederfinden. Wirklich schien es Seelchen sicher, ganz sicher, daß jetzt, da alles schlief, unter den Tieren das Schaukelpferd fehlte: sie sah innerlich ganz deutlich den leeren Fleck.

Als Seelchen endlich vollends einschlief, träumte sie, daß sie in die Wildnis hatte verschlagen werden wollen, daß diese sich plötzlich aber doch als ein bloßer Zoologischer Garten voll Eisenkäfigen erwies, in die man sie einfing. Als es ihr schließlich trotzdem gelang, in die wahrhaftige Wildnis zu entkommen, fand sie sich auf einmal gar nicht mehr als wildes Tier, sondern als kleines Mädchen darin vor, und da jammerte sie laut.

Sogar die Mutter mußte was gehört haben, denn als sie beim Schlafengehen durch Seelchens Kinderstube schritt, kam sie an ihr Bett und sah nach ihr.

„Schlaf nur!" flüsterte sie. „Der Vater kommt auch bald heim."

„Bald?" fragte Seelchen und schlang ihren Arm um sie. „Es ist ja so weit. Das Schaukelpferd ist auch schon hinaus. Sie sind wohl zusammen weggeritten, um mich zu holen."

Die Häuschen in der Landschaft.

Am andern Morgen saßen alle drei zusammen am Frühstückstisch. Seelchen hätte beinahe sagen können: alle vier, denn hier gehörte, fast so wichtig wie eine Person, die große Tasse dazu, aus der ihre Mutter nur in Festwochen trank. Es war eine tiefblaue Empiretasse mit goldenen Zierrändchen oben und um die Mitte herum, und dieses besondere Blau hatte es Seelchen so angetan, als ob irgendein Fetzchen vom blauesten Himmel selber daran hängen geblieben wäre. Hin und wieder, in städtischen Schaufenstern, erblickte sie wohl ähnliches Blau, aber nur an teurem altem Porzellan, und dann drückte sie sofort die kleine Stumpfnase vor Entzücken platt am Scheibenglas, so wie wenn ihr zwischen allem Fremden das Allervertrauteste plötzlich begegnet sei. Aber von dieser Mundtasse, aus urgroßväterlichem Besitz, ging es aus; und immer schien ihr, als müsse sie die nur lange, sehr lange, lange genug anschauen, um auf

Digitized by Google

einmal alles zu wissen — alles, obschon sie selber nicht wußte, was. Jedenfalls unterhielt sie sich am festtäglichen Frühstückstisch mit der blauen Tasse manchmal noch besser als sogar mit den Eltern selbst.

Aufstehend fragte die Mutter: „Willst du mir helfen, das Kaffeegeschirr aufzuwaschen?" Denn sie kannte ihre Vorliebe und konnte ihr die alte Mundtasse ruhig anvertrauen.

„Ach, laß sie lieber laufen! Die Sonne scheint ja!" wandte der Vater ein. „Bald genug wird sie morgens festsitzen müssen."

‚Festsitzen — in der Schule!' ergänzte Seelchen grimmig bei sich. Dies: daß der Vater sie nicht mehr selbst unterrichten wollte oder sollte, das hatte nur noch ganz fern und dumpf in ihrem Gedächtnis gelegen, aber dagelegen hatte es doch, wie irgend etwas Garstiges.

Draußen war es wirklich sonnenhell, wie es all die Tage vor Ostern nicht mehr gewesen, das dieses Jahr winterlich früh fiel. Seelchen sprang auf und lief hinaus.

Aus dem Garten, der zur ebenerdigen Wohnung hinzugehörte, rannte sie wieder zurück, um sich etwas zum Spielen zu holen; sie dachte an die Puppen, schüttete aber dann gerechten Sinnes das große Osterei mit den Häuschen aus, die sie noch nicht einmal eingehender besichtigt hatte. Die Schürze mit all den Häuschen darin hochgehoben, trat sie wieder hinaus in den Garten.

Einen Tisch zum Spielen gab's freilich draußen noch nicht. Und den feuchten Erdboden statt dessen benutzen, auf dem sie die winzigen Dinger beschädigen und verlieren konnte, das hätte man ihr vielleicht nicht erlaubt. Man würde sie schelten. Aber daran wollte sie jetzt gar nicht erst denken. Denn sie wollte das nun doch so gern: ihre Häuschen da mitten hinein setzen, sie aufgebaut sehen in der wirklichen Landschaft!

Zaghaft, wie kleine Eindringlinge, begann sie sie hinzustellen. Auf dem Rasenplatz rechts hinter der Haustür wurde es nicht rasch bemerkt, dort, wo die alten Beete mit Steinen eingefaßt waren und von der Dachrinne ein dünnes Gerieſel über den Sandweg rann. Gleich war Seelchen entschlossen, daß es ein Gebirgsdorf werden solle. Die meisten Behausungen lehnten am Gestein, und das schimmelige Moos, das sich daran emporzog, bot den Herden den prächtigsten Wiesengrund. Von einem der Steine hing ein Stück Bastfaden herab, das erinnerte sie an ein Bild: das ausgenommene Adlernest. Auch hier sollten winzige Bergsteiger angeseilt werden, um die Höhen zu erklimmen, und wirklich lag droben ein richtiger kleiner Eisgletscher, der vor Mittag wohl nicht auftauen würde. Unten aber zog sich das Wintergras, fahlgelb noch und nur zwischendurch ergrünend, in unabsehbaren Urwäldern, durch welche kleine Jäger streiften, um mit schwarzgetüpfelten Käferchen, die ihnen springend lebendig entgegenkamen, die Bärenjagd zu bestehen. Am vorüberrieselnden Wasserstrich wurde gefischt, Boote lagen darauf, auf dem schwarzen Beetacker warf der Pflug die Erde auf, und der Marktflecken mit der Wirtsschenke wimmelte von Volk.

Seelchens Augen fingen an zu blitzen, ihre Wangen röteten sich, ihr Zöpfchen flog im Winde. Gar nicht wie Eindringlinge nahmen ihre Häuserlein sich aus! Der Garten kam ihnen entgegen, man hätte denken können, er habe nur auf sie gewartet. Rauschte nicht das Wintergras in mächtigen Waldwipfeln, vertiefte sich das Wassergerinsel nicht zu strömendem Fluß, hoben die Steine sich nicht zu umgletscherten Felsen, hatten sie nicht Sommer, sie alle, während es noch so winterlich war? Und nur die großen Bäume konnten es nicht mitmachen, sie allein standen kahl und verlegen da, überflüssig, viel zu groß, alte Störenfriede.

Seelchen tat einen Luftsprung, ein Häuschen noch in der Hand, das im Winde umgepurzelt war und nun vertrauensvoll wartete, wo sie es wieder aufrichten werde. Es fest zwischen den Fingern haltend, trat sie ein paar Schritt zurück, ihr Werk besser zu übersehen. Wie eine Art von Weltenschöpfer fühlte sie sich. Fast kam es ihr vor, als schäme sich der andere Rasenplatz, der links von der Haustür, daß er nicht erkoren worden sei. Doch sie wollte ihm helfen, wenn sie auch nichts mehr übrig hatte, es sollte ihr ein leichtes sein. Und wären es auch nur Holzklümpchen, ausgeschnittene Pappstückchen, die sich herbeischaffen ließen — sie würde sie anblasen mit ihrem lebendigen Atem, wie der Wind

Digitized by Google

es tat, wenn er die Blätter bewegte, und es würden Leute, Herden, Häuserchen daraus werden.

Und über allem wölbte sich ein Himmel in wolkendurchfahrener Bläue und lachte so herzensgut nieder in ihr größenwahnsinnig gewordenes Dörflein. So grenzenlos hoch, wie er schon mal war, konnte es dem Himmel auf einen Unterschied zwischen solchen Häuschen und echten nicht ankommen: so nahm er denn das kleine für voll. Sie blickte unsicher zu ihm auf: vielleicht behütete er sie auch und ließ nicht regnen.

Da sprang die Haustür auf, und die Eltern liefen heraus. Kaum traute sie ihren Augen: aber wirklich — sie liefen! Spielten sie „Haschen?" Ein paar Schritt zwar nur, dann blieben sie lachend stehen, der Vater schlang einen Arm um die Mutter, als habe er sie eingefangen, und küßte die etwas Atemlose hinters Ohr.

Wie sie Seelchens ansichtig wurden, lachten sie erst recht, aber Seelchens Mama wurde vor dem strengen Weltschöpferblick ihrer kleinen Tochter auch etwas rot. Von Schelten war gar keine Rede. Im Gegenteil: kaum bemerkten sie die sonderbare Bescherung auf dem Rasen, als sie alles voller Vergnügen betrachteten. Ja, mehr noch: der Vater hatte den Kuhhirten erwischt und blies für ihn auf der Schalmei, und die Mutter fand die Aufstellung der Kühe und Lämmer allerliebst; sie muhte und bähte mit ihnen um die Wette.

Seelchen konnte gar nicht mitlachen. Sie stand stark errötend und fühlte sich entsetzlich unglücklich. Warum, begriff sie selbst nicht. Aber das begriff sie doch, daß die Eltern, so freundlich sie es meinten, nur zum Schein und für sie spielten und ihren eigenen Mummenschanz selbst zum Totlachen fanden. Ihr kamen fast Tränen des Verdrusses, der übelsten Laune in die Augen. Hätten sie doch lieber noch gescholten! Für das Spiel waren sie eigentlich so schrecklich störend wie die langen Winterbäume, die allein gar nicht zum kleinen Aufbau paßten und nur zwecklos albern noch im Garten herumstanden.

Lange dauerte zwar die dörfliche Beschäftigung der Eltern nicht. Der Vater ließ den Hirten mit seinem Hund bald wieder gehen, er sagte noch: „Wau!" dazu und: „So, so! Trapp, trapp!" Dann erinnerte ihn die Mutter an seinen Ausgang, gab ihm einen Kuß, Seelchen einen und ging zurück ins Haus.

Seelchen hatte sich auf die Stufe vor der Haustür gesetzt und wickelte finstern Gesichts ihre kalten Hände in die Schürze. Ihr war plötzlich eingefallen: sollte nicht auch sie die Eltern vorhin beim Spiel gestört haben? Sie hatten doch eigentlich so ausgesehen. Und war es nicht am Ende nur deshalb, daß sie sie jetzt ganz gern täglich auf ein paar Stunden los sein wollten und sie darum in die Schule setzten?

Von der Ecke aus hatte sie es noch nie betrachtet. Aber wenn es so war, so war das im höchsten Grade schlecht und garstig von ihnen. Denn dazu ist man ja eben klein, daß man spielen darf, und man sah ihnen ja auch ganz deutlich an, daß sie es eigentlich nicht mehr durften, rot wurden und groß zu sein hatten.

Seelchens Blick ging kein einziges Mal mehr hinüber zu ihrem Dorf. Ihre ganze Seele war in Empörung. Und sie schwor sich, ihre eigenen Kinder sollten dereinst einmal nicht so leiden, sie sollten eine weit bessere Mutter an ihr haben, und der Vater werde auch viel besser sein.

⊠ ⊠ ⊠

Das wahre Ei.

Schon war es kurz vor dem Mittagbrot, als Seelchen, ihre Häuserlein wieder in die Schürze gesammelt, den Garten verließ. Das Mädchen aus der Küche öffnete ihr, die Mutter war nirgends zu sehen. Seelchen ging durch die Wohnstube und durch die Eßstube, wo der Tisch schon gedeckt stand, in das Schlafzimmer der Eltern, um die Mutter zu suchen.

Beide Eltern waren darin.

Auf den Betten lagen wunderliche kleine Wäschestücke ausgebreitet, Hemdchen, Häubchen, Windelchen, ein langes weißes Tragkleid mit Spitzen.

Die Mutter, die über das Bett gebeugt stand, fuhr herum bei Seelchens Eintritt, überrascht, aber lächelnd. Und Seelchen sah, daß etwas Holdseliges über ihrer Mutter lag in diesem Augenblick.

„Guck' nur, es macht nichts!" sagte sie liebreich. „Weißt du, dies hat nun in meinem Osterei gelegen. Ist es nicht schön?"

Seelchen trat schüchtern heran. Was

Digitized by Google

waren denn das für Sachen —? Einige davon sahen gar nicht neu aus, sondern schon etwas verwaschen. Und das Staatskleidchen mit den Spitzen — frisches rosa Band lag daneben — Seelchen wies fragend mit dem Finger darauf. „Dies auch?"

„Ja!" sagte die Mutter. „Das ist deins. Dein Tauffkleidchen war es. Du hast es selber getragen."

Da verstummte Seelchen vollends und starrte hin. Langsam errötete sie, immer tiefer, bis selbst ihre Ohren rot geworden waren. Was war das — was war das nur —? Wie eine Flut von Blut stieg es hoch in ihren kindlichen Adern und benahm ihr fast den Atem. Irgendwelche Bilder rauschten auf — vergessene, süße — süße —

Beinahe war es so, als ob sie die blaue Tasse anblicke — wie kam sie nur auf die Tasse? — Es war so, als ob sie sie lange genug angeblickt habe und alles, alles erführe — was denn nur —? Sie wußte es nicht, aber es sprengte ihr klopfendes kleines Herz fast. Denn es war etwas, wodurch die Eltern plötzlich wo anders standen — nicht mehr fern, nicht mehr anderswo als sie — nicht mehr wie die großen, kahlen Winterbäume über den Häuschen, sondern nahe hingebeugt um sie — ganz, ganz nahe, ganz warm — wie die Sonne, wie der Sommer —

Seelchen ließ die Hände von der Schürze los, so daß alle Häuschen vor ihr auf dem Betteppich durcheinander purzelten. Mit hochgehobenen Armen stürzte sie auf die holde Frau am Bett los. „Mutter! Mutter!"

„Mein Seelchen!" Sie fühlte sich umfangen, geherzt. Die Mutter sagte leise: „Es ist für ein zweites Seelchen, siehst du —"

Am Fenster stand der Vater und rauchte.

„Mit dem wir alle zusammen spielen werden, das versteht sich!" meinte er, und als die Mutter Seelchen losließ, trat er herzu und nahm sie an der Hand.

Und in seiner großen warmen Hand kroch ihre kleine ganz zusammen, in einem Fäustchen schob sie sich in seine Finger hinein, so daß sie sie völlig umschlossen.

Noch war ihr wirr zu Sinn. Aber so viel verstand sie wohl: in das Osterei, worin diese Hemdchen und Häubchen gelegen, gehörte ein Baby hinein. Ein lebendiges Baby. Das also, was tags zuvor im Zoologischen Garten die Tiere sich so gemüht hatten, auszubrüten, und was auch ihr selbst als Lindwurm nicht gelungen war.

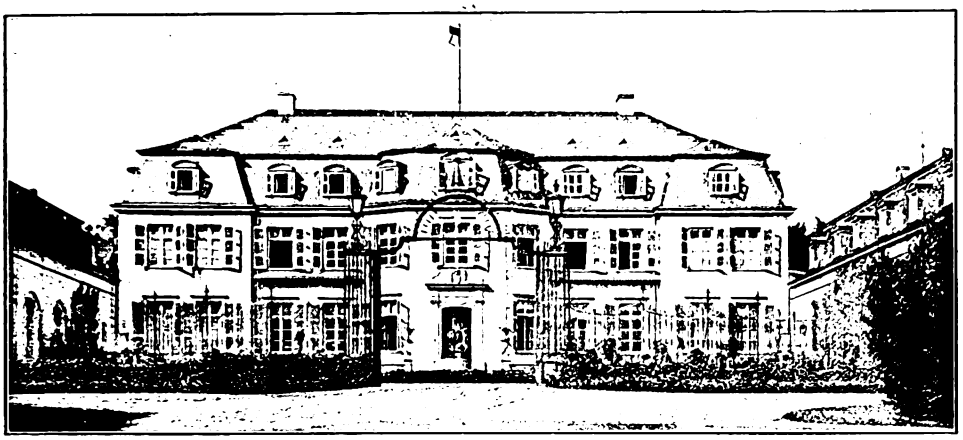
Nein, sie würden wohl nicht alle zusammen immer mit dem Baby spielen: vor allem nur die Mutter würde das tun, und ein bißchen wohl auch der Vater. Es war wohl so, daß die Großen das doch durften, während die Kleinen zur Schule gehen. Einmal hatte der Vater gesagt: er würde morgens mit ihr fortgehen, sie hätten denselben Weg.

Während sie das alles dachte, staunend, gerührt, fühlte sie unausgesetzt dabei immer, wie des Vaters Hand ihre so ganz rund umschloß und wie gut es das Fäustchen hatte.

Als er es losließ, sammelte sie still das zu Boden gefallene Spielzeug auf und trug es ins Wohnzimmer, wo noch die Puppen in ihren Betten unter dem Klavier schliefen. Seelchens Blick streifte sie. Wie entzückt würden sie wohl sein über so winzige Sachen, die eigentlich ihr eigenes Spielzeug hätten sein können. In Seelchens Brust stieg die Großmut immer höher, eine Großmutsekstase ergriff sie. Auch die Puppen sollten noch spielen dürfen, wie auch die Eltern; das Puppenschulmäppchen wollte sie wegtun, nur sie selber, Seelchen, würde eine Schulmappe tragen und arbeiten, für alle.

Und sie hockte sich unter das Klavier zu ihnen hin, und auf dem Tisch vor den Betten begann sie, ihre Häuserchen noch einmal aufzubauen. Nur wenige gingen darauf, die Herden stiegen schon von dem Puppenstuhl auf den Fußboden, und endlich zog sich ein Stück nach dem anderen unter dem Klavier bis ins Zimmer hinein. Die Abteilungen des Parkettbodens ergaben natürliche Grenzen für die Felder und Besitztümer, immer weiter baute es sich. Und ehe Seelchen sich dessen versah, hatte sie darüber vergessen, daß sie es doch nur den Puppen aufbaute. Auch den Ruf zu Mittag überhörte sie. Sie saß auf dem Fußboden und fuhr, als wär' sie nie unterbrochen worden, mit ihrer Weltanschauung da fort, wo sie auf dem Rasenplatz unter dem blauen wolkendurchfahrenen Himmel mit ihr begonnen hatte.

Digitized by Google



Schloß Schlenderhan

Schlenderhan, Deutschlands erfolgreichster Rennstall

Von Hans Kaspar Starken

Im dicken, dichten Rheinnebel fahre ich von Köln ab. Die Silhouette des Doms verschwimmt im Grau. Das Auto kriecht die Chaussee entlang der belgischen Grenze zu; nicht drei Schritt kann ich vorwärts oder seitwärts sehen. Arg enttäuscht bin ich; ich hatte mir schöneres Wetter für meinen Schlenderhaner Besuch gewünscht. Eine Stunde dauert die Fahrt. Endlich tauchen aus dem weißen Schleier Hecken und Häuser auf, weite Flächen sind zu erkennen, auf denen schlaksig und langsam Pferde schreiten, mit tiefem Kopf die Grasnarbe abweidend. Wir sind am Ziel. Ich springe aus dem Wagen. Ein mittelgroßer Herr tritt mir entgegen. „Mister Castle?“ frage ich. Er nickt, wir drücken uns die Hände. Der Gestütmeister des Freiherrn S. Alfred von Oppenheim steht vor mir. Ich kann nicht anders, ich muß ihm zuerst meine Glückwünsche für die Riesenerfolge der letzten Saison aussprechen, der Millionengewinn des Jahres 1913 wirkt hier an seiner Ausgangsstätte besonders überwältigend auf mich. Im Augenblick erscheint mir das Verdienst des Züchters fast noch größer als das des Trainers.

Wir beginnen den Rundgang. Nach und nach hebt sich der Nebel, die Sonne kommt durch, es will doch noch ein schöner Tag werden. Mr. Castle muß mir erzählen, und er tut es gerne und nicht ohne Stolz. Seit mehr als zwanzig Jahren liegt die Leitung des

S. Alfred Freiherr von Oppenheim, der jetzige Besitzer des Rennstalls

Digitized by Google

Oppenheimschen Gestütes in seinen Händen, und er kann auf eine fast ununterbrochene Reihe von Erfolgen zurücksehen, auf ein ständiges Wachsen und Gedeihen der Schlenderhaner Zucht. Von den Anfängen berichtet er mir. Wie Eduard von Oppenheim, der Vater des heutigen Besitzers, sich im Jahre 1871 mit zwei anderen Kölner Herren zusammen ein Rennpferd gekauft hätte, wie sich sein Vater mit aller Macht gesträubt hätte, dieses nach Schlenderhan zu nehmen, wie er schließlich nach schweren Kämpfen dem Sohne einen alten Schuppen am Parkrande für den Vollblüter überlassen hätte, die Stute dann gedeckt worden wäre und so der Grundstock zu dem Gestüt gelegt wurde. Langsam ging es vorwärts. Ein Wiesenstreifen nach dem andern wurde in der Umgebung des Schlosses zur Koppel umgewandelt, Schuppen und Ställe wurden umgebaut und mit allen Errungenschaften der fortschreitenden Sportwissenschaft und Züchtertechnik ausgestattet.

Eduard Freiherr von Oppenheim, Gründer des Gestüts Schlenderhan

Mr. Highland, der 1913 verstorbene Trainer

Schlenderhan ist kein Prunkgestüt mit Ebenholzboxen und Marmorkrippen, es hatte keine Stallpaläste. Es ist einfach und praktisch eingerichtet. Wie es sein allmähliches Wachstum bedingt, liegen Koppeln und Ställe verstreut, teils neben dem Schlosse, teils unten am Dorfrand und an den Grenzen des Parks. Zehn Mutterstuten stehen hier, zehn dort, dann wieder Jährlinge in einem ausgebauten Bauernhof, andere in einem bescheidenen Stalle hinter den Herrschaftsgebäuden. Fast erscheint es, als ob die notwendige Einheitlichkeit dem Ganzen fehlte, aber gerade diese Verteilung hat ihr Gutes. Sie schützt das Gestüt vor den verderblichen Krankheiten, die so leicht ausbrechen, wo Pferde auf engem Raum nebeneinander leben müssen. Es mag hauptsächlich an dieser Verteilung der Gebäude und Koppeln liegen, daß das Oppenheimsche Gestüt in den letzten fünfundzwanzig Jahren gänzlich seuchenfrei geblieben — „dreimal unberufen", um mit Mr. Castle zu sprechen.

Mr. Mc. Creery, der neue Trainer des Stalles Oppenheim

Mr. Castle, Gestütmeister auf Schlenderhan

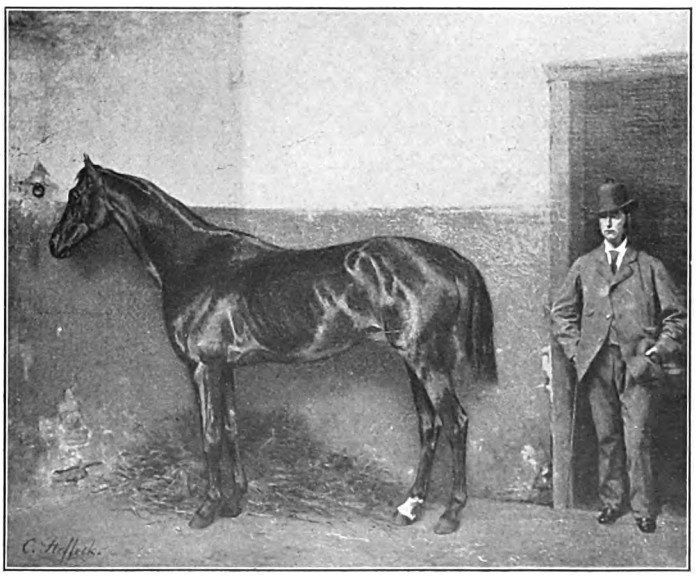
Jede Mutterstute und jedes Fohlen haben ihr eignes Wohnzimmer, ihre Box. Ein viereckiger Raum, mit einer einzigen Tür, die unmittelbar ins Freie führt; einfach ist die Einrichtung: der Boden hoch mit weichem, gut auf-

Digitized by Google

Mutterstutenställe auf Schlenderhan

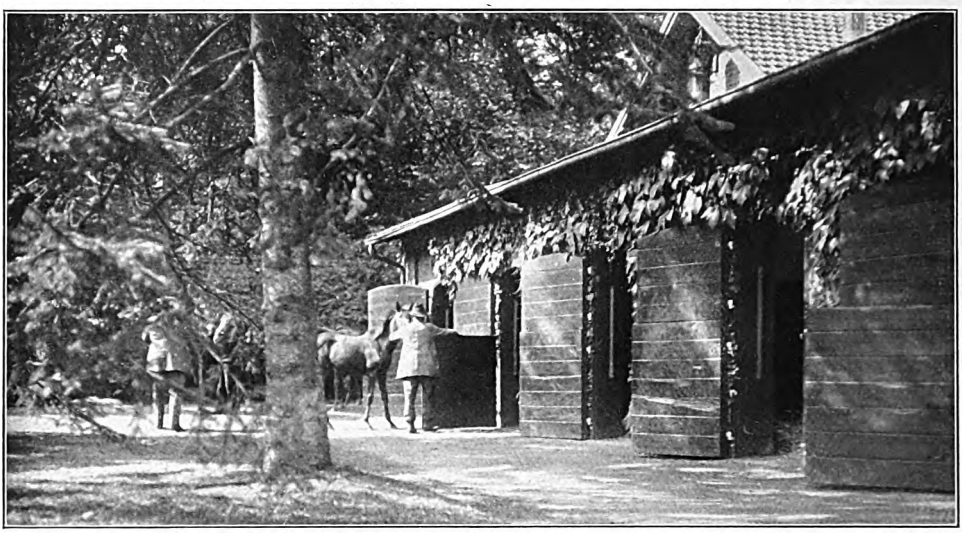
geschüttetem Stroh bedeckt; die Futterkrippe in der einen Ecke, der Ventilator in der anderen. Gute Luft ist die erste Lebensbedingung. Hart werden die Tiere aufgezogen, um sie widerstandsfähig zu machen von Jugend auf. Beim ersten Morgengrauen werden die Ställe geöffnet und die Pferde auf die Koppeln getrieben. Regen, selbst Schnee ändern hieran nichts, bei jedem Wetter, bei jeder Temperatur geht es hinaus. Kein Striegel, keine Bürste kommt an das Fell. Man erkennt in den Stuten, die jetzt zur Aufzucht verwendet werden, jene glatten, durchtrainierten, wundervoll geputzten Pferde nicht wieder, die man vor Jahren auf den großen Rennplätzen ihre Siege erringen sah. Aber diese Verwilderung ist notwendig. Durch ein gepflegtes und gestriegeltes Haar würde jeder Regentropfen, jede Nebelnässe bis auf die Haut durchschlagen und unter der Haardecke haften bleiben. Dann würden die Erkältungen nicht aufhören. So aber bildet sich eine natürliche Schutzschicht, die wärmer hält als die besten Decken. Die Stuten bleiben während des ganzen Tages bis zum Sonnenuntergang im Freien: die Fohlen werden zur Mittagszeit einmal in die Boxen geführt, um ihre Haferration zu erhalten.

Die Ernährung spricht bei der Entwicklung der Pferde sehr mit. Da die Fohlen und Stuten während des ganzen Tages fast ununterbrochen auf der Koppel grasen, muß die Qualität des Grases erstklassig sein. Der Schlenderhaner Boden bürgt hierfür. Sein starker Kalkgehalt sichert dem Knochenbau die notwendigen Zuführungen; er ist es, der Schlenderhan eine gewisse Überlegenheit dem Königlichen Hauptgestüt Graditz gegenüber gibt, für das man ja seit langem einen Ersatzplatz in einer Gegend sucht, die kalkreichen Boden hat und durch ein so mildes Klima ausgezeichnet ist, wie es das westdeutsche Oppenheimsche Gestüt hat. Den Hauptnährwert hat der Hafer. Das Beste vom Besten ist hier gerade gut genug. Der Ge-



Good Hope, Gewinnerin des Wiener Derbys 1876
Nach dem Gemälde von Carl Steffeck

Digitized by Google



Ein Fohlenstall des Gestüts Schlenderhan

stütmeister besorgt deshalb auch alljährlich seinen Ankauf selbst. Meist liefert Mecklenburg ihn; ist hier die Frucht aber nicht vollwertig, so muß ungarischer oder auch englischer Hafer beschafft werden. Die Vollblüter, die als Dreijährige schon auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit stehen sollen, die als Zweijährige schon ihre ersten Rennen laufen, werden von ihren ersten Lebenswochen an anders ernährt als das gewöhnliche Gebrauchspferd, das mit fünf Jahren erst seine Arbeit beginnt und selten vor seinem dritten Jahre Hafer zu fressen erhält. In Schlenderhan dürfen die Fohlen schon Hafer mitknabbern, wenn sie noch bei der Mutterstute sind und saugen. Werden sie dann abgesetzt, d. h. von der Stute getrennt, was bedeutend zeitiger geschieht als bei den gewöhnlichen Pferden, so erhalten sie täglich ihre bestimmte Haferration, die von Woche zu Woche planmäßig gesteigert wird.

Saphir (gez. 1894 von Chamont-Sappho)
Sieger im Wiener Derby 1897 und im Austriapreis 1896

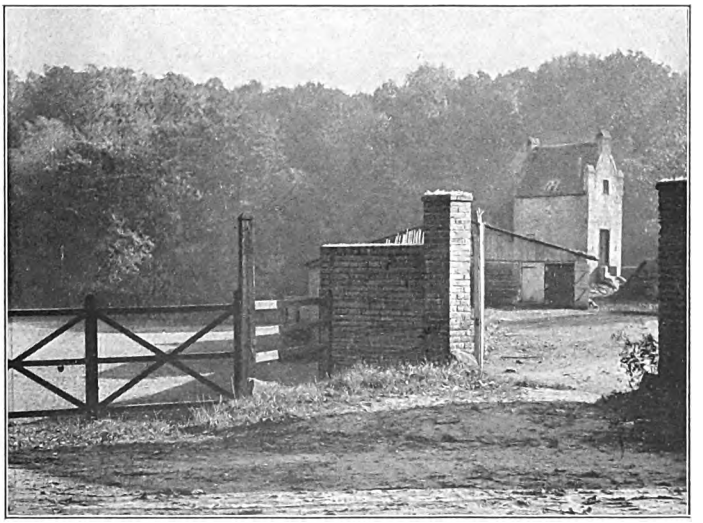
Ein Stamm edelgezogener Stuten ist in Schlenderhan der Hauptwert des Gestüts: Stuten, die zum großen Teil dort geboren worden sind, unter den gleichen klimatischen Verhältnissen, den gleichen Bewegungs- und Ernährungsgrundsätzen aufwuchsen. Sie bilden ein bodenständiges, abgehärtetes Material zur Aufzucht. Die schwierigste aller Fragen ist nun, für den Nachwuchs die richtigen

Digitized by Google

Fohlen auf dem Wege zur Koppel

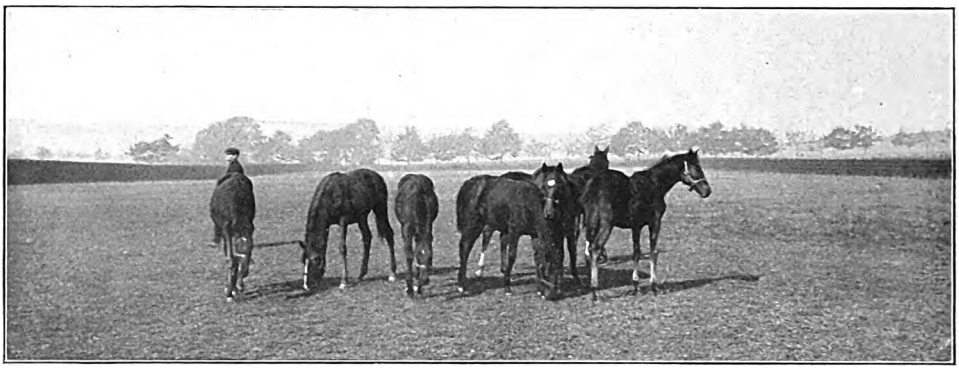
Vaterpferde zu finden. Hier bilden die jahrelangen Erfahrungen Herrn von Oppenheims und Mr. Castles den Grundpfeiler zur rechten Paarung. In langen Beratungen werden für die Stuten die Hengste ausgesucht unter Berücksichtigung von Abstammung, Gebäude und Rennleistungen. Fehler müssen durch geschickte Auswahl ausgeglichen, besonders hervorragende Eigenschaften vervollkommnet und weiter ausgebildet werden. Durch die jahrelange Beschäftigung mit diesen Kreuzungsfragen ist den beiden Herren jeder Deckhengst auf europäischem Boden bekannt. Die Deckkosten sind zum Teil sehr erheblich. Es gibt, namentlich in England, Gestüte, die für eine Deckung 7- bis 10000 Mark fordern. Daraus ergibt sich ein Teil der enormen Kosten einer erstklassigen Aufzucht, vor allem, wenn man in Betracht zieht, daß die Ausfälle sehr häufig sind. So wurden vor einigen Jahren fünf Stuten von Schlenderhan nach England geschickt, um dort gedeckt zu werden. Die Gesamtkosten dieser Expedition beliefen sich auf etwa 40000 Mark, aber von den zurückgekehrten Stuten brachte nur eine einzige ein Produkt, das dann auch nicht die geringsten Erfolge auf der Rennbahn zeigte und zur Weiterzucht völlig ungeeignet war. Das aufgewandte Geld war also verloren. Die Hengste, die im letzten Jahre Schlenderhaner Stuten deckten, sind u. a. Spearmint, Vinion, Ard Patrick, Saphir, Nuage, Galtee More, Caius, French Fox, Festino, Fels, Bayardo, Dark Ronald und Hannibal, also das Edelste, was augenblicklich vorhanden ist. Anzuerkennen ist dabei das Bestreben, möglichst gute inländische Pferde zu ziehen, die der reindeutschen Zucht zugute kommen.

Die Transporte der Stuten zu den Gestüten, wo die Hengste stehen, geschehen mit der Eisenbahn in eigenen Waggons.



Der alte Turm und die ersten Koppeln des Gestüts Schlenderhan

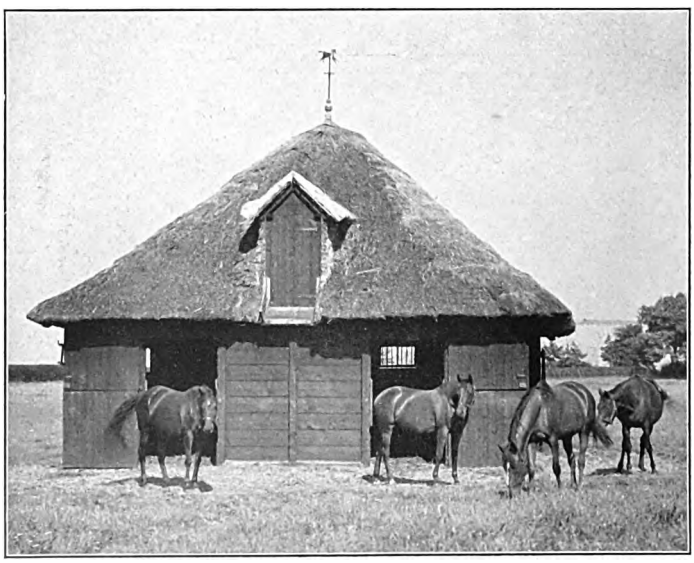
Digitized by Google



Jährlinge

Mehrere Pferde vereinigt gehen in einem Transport zu den Deckzentralen. Die Reisen nach England machen dabei nicht mehr Schwierigkeiten als die kontinentalen, ja sie nehmen im allgemeinen auch nicht mehr Zeit in Anspruch denn eine Fahrt nach Graditz. Der Zug wird so ausgewählt, daß er in Hoek van Holland sofort Anschluß an einen Dampfer hat, damit die Pferde vom Waggon unverzüglich auf das Schiff und nach der Landung wieder ohne Pause in die Bahn verladen werden können. Das Barometer spielt dabei eine gewichtige Rolle, da für die Überfahrt gutes Wetter unbedingtes Erfordernis ist.

In Schlenderhan selbst steht nur ein Hengst, aber dieser ist von hoher, vorzüglicher Klasse. Es ist der wundervolle Fuchshengst Saphir. Es ist jetzt siebzehn Jahre her, daß dies Pferd, das in der deutschen Vollblutzucht wirklich eine Klasse für sich bildet, unfertig im Training, halb niedergebrochen, eigentlich nur auf zwei Beinen das Wiener Derby für seinen Stall gewann. Im Jahre vorher hatte Saphir den Austriapreis ganz überlegen für die rotblauen Farben geholt. Diese beiden Triumphe waren schon Beweis genug für seinen hohen Wert. Gezogen von Chamant aus der Sappho, scheint er alle Vorzüge seiner Eltern in sich vereinigt zu haben, so daß Mr. Castle wohl nicht unrecht hat, wenn er ihn das einzige beinahe völlig fehlerfreie Pferd nennt, das er in seinem Leben zu Augen bekommen hätte. Das Gemälde des Hengstes, das im Arbeitszimmer des Herrn von Oppenheim im Schlosse Schlenderhan hängt und das wir auf S. 540 wiedergeben, zeigt ihn auf der Höhe seiner Schönheit und Kraft. Saphir tut nun sechzehn Jahre in Schlenderhan Beschälerdienste, und sein Blut wurde ein wichtiger Faktor in der deutschen Vollblutzucht. Durch seine Söhne und Töchter ist es weitervererbt worden. Die Paarung mit Austria ergab die jetzt noch in Schlenderhan stehende Danubia, die



Ein Stuten-Quartett: Mirgala — Flirt — Semiramis — Nora

Digitized by Google

Digitized by Google

Orseis, Mutter von Orchidée II

zurzeit die erfolgreichste reindeutsche Mutterstute ist. Im Gestüt des Königs von Bayern pflanzt Savoar, in dem Gestüt Ölber des Freiherrn von Cramm der berühmte Désir das Blut des Oppenheimschen Fuchses fort. Vornehmlich vererbt Saphir die starke Hinterhand und mit ihr einen überaus geräumigen Galoppsprung und starkes Springvermögen, so daß seine Kinder sowohl im „legitimen" als auch im „illegitimen" Sport, d. h. auf Flächen wie über Hindernisse, gleich Gutes leisten. Bis zum Jahre 1913 gewannen Saphir-Produkte auf der Rennbahn fast vier Millionen Mark. Saphir ist eigentlich schon ein alter Herr, aber wenn man ihn in seiner Box besucht, wenn man ihn auf seiner Privatkoppel vor seiner „Villa" tollen sieht, merkt man nichts davon. Zwischen ihm und Mr. Castle besteht ein echtes altes Freundschaftsverhältnis. Wenn der Gestütmeister die Box betritt, begrüßt Saphir ihn mit freundlichem Wiehern, geht ihm entgegen, beschnuppert ihn und läßt sich gute Worte geben, von denen Mr. Castle natürlich behauptet, daß er jedes einzelne verstände. „Er ist klüger als mancher Mensch," sagte der Gestütmeister zu mir, „und auf jeden Fall verständiger als die meisten."

Die Nachfrage nach Saphir-Produkten ist in Deutschland immer noch groß, und so ist denn seine Deckliste jedes Jahr auch voll gezeichnet. Wenn die Stuten in Schlenderhan ankommen, werden sie erst acht bis vierzehn Tage zur Beobachtung in Quarantäneställen untergebracht. Dann werden sie der Stutenherde angeschlossen, fohlen ab, kommen zu Saphir und treten die Rückreise in die Heimat an. Ihr Aufenthalt in Schlenderhan beträgt 7 bis 9 Wochen. Diese Zeit ist die Hauptarbeitsperiode im Gestüt; vor und nach ihr liegt Schlenderhan in behaglicher Ruhe da; nur die Beaufsichtigung, die Pflege und Sorge um Mutterstuten und Fohlen beschäftigen die Angestellten des Gestütes.

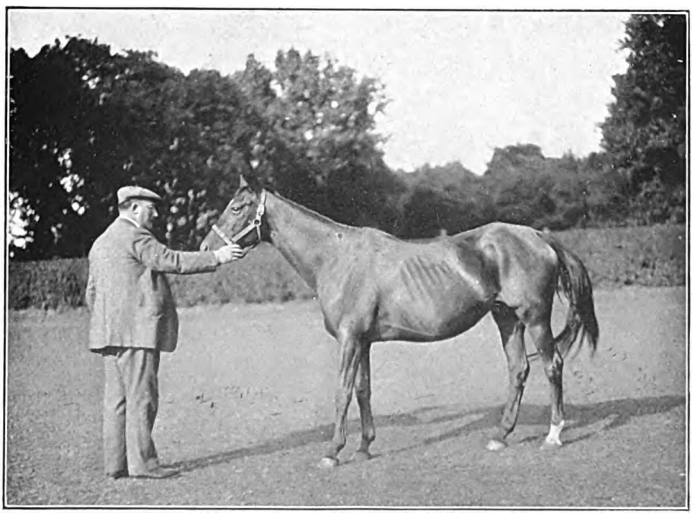
Danubia (gez. 1902 von Saphir-Austria), die Mutter von Danilo II, Dolomit und Csardas, erfolgreichste deutsche Mutterstute

Digitized by Google

Majestic (gez. von William the Third-Masha), gewann in der letzten Rennsaison 190 000 Mark, darunter den Großen Preis von Berlin

Fast scheint es, als ob sich hier niemand um den Rennbetrieb kümmerte. Nur wenn ab und an ein auf der Bahn niedergebrochener oder erkrankter Vollblüter erholungsbedürftig auf die Koppeln seines Geburtsortes zurückkehrt, schlägt die Welle des Sportes auch sichtlich hierher. Dann zuckt es wohl schmerzlich im Gesicht des Gestütmeisters. „Gesunde Pferde schicke ich nach Hoppegarten, kranke senden sie mir zurück." Aber er weiß auch, daß der Satz: Wo gehobelt wird, da fallen Späne, sich nirgendwo so bewahrheitet wie im Rennleben. Sehr, sehr viele Pferde, die in Schlenderhan das Tageslicht zum erstenmal erblickten, kehren nie wieder dahin zurück. Zum Teil bleiben sie lange Jahre im Training, gehen von der Flachen auf die Bahn zwischen den Flaggen, wechseln den Besitzer, andere werden in fremde Gestüte übernommen, wieder andere verlassen die Rennbahn überhaupt und verdienen sich als Reitpferde ihren Hafer. Am meisten Chancen, ihre Heimat wiederzusehen, haben erfolgreiche Stuten. Sie gibt Herr von Oppenheim nur ungerne fort, verleibt sie lieber seiner Herde ein. Mit einer sehr vorsichtig und sehr überlegt getriebenen Inzucht wird so das Blut veredelt und hinaufgezüchtet. Es fehlt in Schlenderhan deshalb aber nicht an importierten Stuten. So ist zum Beispiel die Mutter Orchidées, Orseis, vor sieben Jahren von Mr. Castle in England angekauft worden, überdies für den lächerlichen Preis von 800 M. Sie brachte in der ersten Zeit keine guten Produkte, erst ihre Paarung mit Galtee More zeitigte die famose Stute Orchidée. Ihr jüngstes Fohlen ist vom French Fox.

Gestüt und Training sind im Stalle Oppenheim völlig getrennt. Im frühen Frühjahr verlassen die Jährlinge Schlenderhan und gehen zur deutschen Trainingzentrale Hoppegarten. Soweit sie der Stall behalten will, kommen sie dort zum Trainer „in die Lehre". Die anderen wer-



Masha (gez. 1896 von Charibert-Maria), Mutter von Maro und Majestic, Siegerin im Austriapreis 1898. Links der Gestütmeister Mr. Castle

Digitized by Google

Dolomit (gez. von Ard Patrick-Danubia) als Sieger des Rheinischen Zuchtrennens auf dem Kölner Meeting 1911

den auf die Listen der Jährlingsauktionen gesetzt und kommen auf dem Wege der Versteigerung in neuen Besitz. Die Preise der Jährlinge sind hier nach Abstammung, Figur und Zustand der Pferde, aber auch nach der Stimmung der Bietenden und dem Geldmarkt völlig verschieden, sie beginnen bei kleinsten Sätzen und steigen dann oft bis weit über 10000 Mark.

Während des größten Teils der verflossenen, für die blauroten Farben so glorreichen Saison lag die Sorge über die Pferde, die in Arbeit waren, in Händen des Mr. Highland. Es war ein schwerer Schlag für den Stall Oppenheim, daß ihm der Tod diesen begabten, ruhigen und zielbewußten Trainer nach kaum anderthalbjähriger Tätigkeit entriß. Die Erfolge des letzten Jahres sind Highlands Verdienst; er verstand es, Pferde für große Rennen auf Tag fertig zu machen, er hatte die große Gabe, mit sicherem Blick während der Arbeit zu erkennen, welche Distanzen seinen verschiedenen Schützlingen am meisten zusagten, das Zuviel und Zuwenig an Arbeit genau gegeneinander abzuwiegen. So kam es, daß man 1913 auf den Rennbahnen nie Oppenheimsche Pferde sah, die unfitt oder übertrainiert gewesen wären. Es scheint aber nach den Erfolgen der Herbstkampagne, daß in Mac Creery, der vorher Futtermeister im Stalle war, ein vollgültiger Ersatz, ein Meisterschüler Highlands gefunden worden ist. Es wäre dem Stall, seinem Besitzer und seinem Gestütmeister zu gönnen, daß sich dem Jahre des großen Gewinnes noch ähnliche anschlössen, denn der Fleiß, die Ausdauer und die Liebe zur Sache müssen belohnt werden. Nur durch wirklich große Gewinne kann ein Gestüt wie Schlenderhan leidlich die enormen Kosten decken, die durch so gewählte Zucht und so gute Pflege entstehen.

Csardas (gez. von Caius-Danubia) als Sieger des Wiener Derbys 1913 vom Freiherrn von Oppenheim zur Wage geführt
Csardas' Gewinnsumme der letzten Saison betrug 199000 M.

Eine kurze Aufrechnung

Digitized by Google

Sieger (gez. von Hannibal-Semiramis). Gemälde von Benno Adam

der Gewinnsumme 1913 ist nicht uninteressant. Sie zeigt, daß neben allem Glück doch auch das Mißgeschick den Oppenheimschen Farben nicht fern geblieben ist. Csardas, v. Caius a. d. Danubia, wurde nach seinen Erfolgen im Henckel-Rennen und im Großen Preis von Hamburg als das beste Pferd im Stall angesprochen. Er erneuerte denn auch in der Freudenau die Triumphe, die 1876 Good Hope und 1897 Saphir in Wiener Derbys gefeiert hatten. Aber er stand unglücklicherweise nicht im deutschen Derby, sonst hätte er sicher seine Gewinnsumme von 199000 Mark um ein weiteres 100000 erhöht. So stützte sich der Stall auf Majestic und Blautopaz, wurde aber enttäuscht, da dieses Paar im Kampfe um das deutsche blaue Band nur den vierten und fünften Platz belegen konnte. Trotzdem steht Majestic durch seine Siege im Großen Preis von Magdeburg, in der Union, im Großen Preis von Berlin und im Preis von Donaueschingen immer noch an zweiter Stelle in der Reihe der deutschen erfolgreichen Flachpferde. Während Herrn Haniels Turmfalke, der Sieger im deutschen Derby, nun den dritten Platz inne hat, fallen der vierte und fünfte wieder der Schlenderhaner Zucht zu: nämlich der zweijährigen Kriegsgöttin, die neben kleineren Rennen den Großen Preis von Hannover und den Hammonia-Preis an sich riß und damit die erfolgreichste Zweijährige wurde, und der dreijährigen Orchidée II, die von elf Rennen neun gewinnen konnte, unter ihnen so wertvolle Prüfungen wie den Preis der Stadt Baden, das deutsche St. Leger und den Preis der Diana. Sonst holten sich noch an großen Preisen Dolomit das Kincsem-Rennen, Miramare den Leipziger Stiftungspreis. Besonders glücklich aber waren die hervorragenden Zweijährigen Ariel und Mischief; ersterer

Royal Flower als Siegerin im Preise von Donaueschingen auf dem Kölner Meeting 1911; 1914 Mutter einer hellbraunen Stute als Erstlings von Saphir

Digitized by Google

konnte das Sierstorpff- und Oppenheim-Memorial, das Rheinische Zucht-Rennen und das Renard-Rennen, letzterer das Landgrafen-Rennen, den Preis von Thüringen und das Chamant-Rennen an sich bringen. Zu diesen großen klassischen Erfolgen gesellen sich noch viele kleinere Preise, so daß der Stall Oppenheim mit 937600 Mark einen neuen deutschen Gewinnrekord aufstellen konnte, ein besonders gutes Resultat, wenn man berücksichtigt, daß die Besten unter den Guten, Csardas und Majestic, durch Unfälle zeitweilig ganz ausgeschaltet wurden.

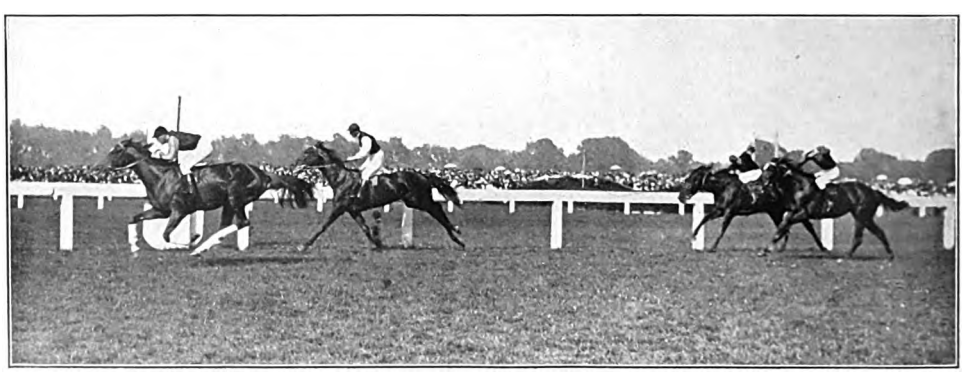
Der Oppenheimsche Stalljockei Archibald

So feierten Züchter und Trainer Triumphe, und mit ihnen, vielleicht vom Publikum noch mehr bejubelt, zu mindesten aber gleich verdienstvoll, eilte der Oppenheimsche Stalljockei Archibald von Erfolg zu Erfolg. In allen großen Rennen steuerte er die Schlenderhaner Pferde zum Siege. Man muß ihm alle hervorragenden Eigenschaften eines Flachjockeis zusprechen. Er ist über den Charakter und die Eigenarten der Pferde, die er reitet, stets voll orientiert; er versteht es, vom Start bis zum Ziel jede sich bietende Chance auszunützen, reitet seine Rennen immer durchdacht und überlegt. Klein und kräftig, hat er stets das Pferd in der Hand, fühlt, was noch in ihm steckt, fordert es zu größeren Leistungen auf und weiß im Finish das Letzte aus ihm herauszuholen. Man kann von Archibald ruhig behaupten, daß er ein Reitgenie ist. — Ein gutes Quartett spielte der deutschen Rennsaison 1913 auf: Freiherr S. A. v. Oppenheim, als Seele und treibendes Element, sozusagen als erste Geige, Mr. Castle als Gestütmeister, Highland als Trainer und Archibald als Jockei. Sie haben uns eine gute Weise gespielt. —

Mit 31 Pferden geht der Stall in den neuen Kampf. Dolomit und Royal Blue bleiben noch als Fünfjährige in den Rennen; fünf Vierjährige bilden die ältere Klasse, vierzehn Pferde vertreten den Derby-Jahrgang, der Rest entfällt auf die Zweijährigen. Im Vergleich dazu rüstet das Königliche Hauptgestüt Graditz 37 Kämpen für den Feldzug 1914 aus, die Herren von Weinberg stellen eine ähnliche Summe ein.

Freuen wir uns auf den spannenden Kampf um die hohen Lorbeeren der deutschen Rennsaison. Sicher bleibt, daß der Riesenerfolg des Gestüts Schlenderhan wieder ein neuer Ansporn war für den Ausbau der deutschen Vollblutzucht.

Er wird nicht nur für die glücklichen Gewinner, sondern auch für die Unterlegenen Früchte der Erfahrung zeitigen. —



Der größte Erfolg des Stalles Oppenheim in der Rennsaison 1913: Csardas gewinnt das Wiener Derby

Digitized by Google

„Phantasus"

Mitten auf dem Platz, wo die Kinder lärmen,
vor der strohumwickelten Sandsteinflora,
die Beete drum dick mit Tannenreisern bedeckt, bespießt mit scheußlichsten Ölkaputzen,
— Was ist? ... Wieso? ... Ich weiß es nicht! —
bleibe ich stehn.

Jungens,
die sich um eine Murmel zanken,
quer über den Weg ein irgendwie rätselhaft stehngebliebner, leise steilhoch schütternder,
blankblau spiegelnder Babywagen,
aus dem ein lallendes, krahlendes, quäkendes Etwas,
mit kleinen, dicklich milchzart ungeschickten Grapschhändchen,
nach einem großen, festgeknüpften, rotschaukelnden Luftballon ampelt,
ein mich quietschvergnügt seltsam anlächelndes, balletteusenhaft aufgeputztes, halbflügges Mädelchen,
das mit fliegenden Röcken und offnen, flatternden Haaren Reifen springt!

Herr Gott! Frühling!

Die Luft so weich,
die grauen, häßlich hohen Häuser rings fast schimmernd silberdunstig glänzend,
das betäubend ohrenzerreißend tschilpende Spatzenpack,
aus allen Bäumen, um alle Bänke,
wie verrückt!

Und nichts, nichts hab ich gesehn!

Aus allen Büschen
brechen ja schon die Knospen!

Fern
liegt ein Land!

In dunklen Nächten
rauschten schwermütig seine Eichen.

Bleiche, brodelnde Nebeldünste
würgten sein letztes bißchen Sonnenglück,
meine arme, zitternde Seele,
sehnsuchtskrank, im ersten, eisigen Frostgrimm, erschauerte,
erstarrte vor Trauer,
erstarb
in Finsternis!

Weiche Flocken deckten mein Grab!

Jetzt blühn die Primeln,
die Drossel singt,
und über grüne Wiesen, um den blauen See,
treibt der Schäfer seine Schafe.

Weiße Wölkchen gleiten.

Du süße Welt!

Auf deinen glänzendsten Stern
hast du ein Herz, das dich liebt, gerettet!

Arno Holz

Digitized by Google

Herbstspuk

Roman von Carry Brachvogel

(Schluß)

Der Portier des Hotels Pitter in Salzburg nahm dem Briefträger die Postsachen ab, die für die Fremden eingelaufen waren. Es waren ihrer nicht gar viele, denn mitten im Winter war der Fremdenbesuch nicht stark, und es bedurfte kaum einiger Minuten Zeit, um Briefe und Karten an dem großen Schlüsselbrett bei den entsprechenden Zimmernummern anzuhaken. Ein Einschreibpaket behielt der Portier in der Hand, las die Adresse und rief einen Boy, der in der Vorhalle tatenlos herumsaß: „Flink, trag das Packerl hinauf zu Gnaden Exzellenz von Plank, und das Einschreibbüchl dazu, sie muß unterschreiben!"

Der Boy wollte sich gerade in Bewegung setzen, als Agnes, zum Ausgehen angezogen, die Treppe herunter kam. Sie nahm das Paket, das aussah, als ob es Schriftstücke enthielte, lächelte, unterschrieb und gab dem Postboten ein Trinkgeld. Der Portier sagte: „Wenn Euer Gnaden ausgehen wollen, könnt' das Packerl ja liegen bleiben, bis Euer Gnaden wieder heimkommen, oder auch ich laß' hinauftragen aufs Zimmer von Euer Gnaden!"

Agnes dankte, ließ aber das kleine Paket nicht aus der Hand, sondern trug es selbst hinauf in das Zimmer, das nun schon seit Wochen ihre Wohnung war. Sie legte es, wie es war, verschnürt und versiegelt, auf den Schreibtisch, zuckte zwar einen Augenblick mit der Hand, um es zu öffnen, bezwang sich aber und ging, um ihren täglichen Spaziergang zu machen. Sie mußte die helle, sonnige Zeit nützen, denn wenn die Dämmerung erst sank, fühlte sie sich in den Straßen und der Umgegend der fremden Stadt so verlassen, so todeinsam, daß sie wie gejagt von Angst und Not schon manches Mal ganz außer Atem ins Hotel zurückgekommen war, um dort in Licht und Wärme wieder ein bißchen Heimatgefühl zu empfinden. Sie wollte die Zeit nützen und sich daneben noch freuen können auf die Überraschung, die in dem Paket wartete, denn eine Überraschung würde es immer für sie sein, obwohl sie wußte, was die Blätter bargen, die es enthielt.

Seit sechs Wochen, seit dem Abend der Griechentragödie, lebte Agnes in Salzburg. Ihre Abreise hatte sich nicht ohne Aufsehen vollzogen, denn ohne daß sie's wollte, hatte sie selbst Anlaß zu Gerede und Skandal gegeben, die immer noch die Stadt erfüllten. Sie hatte in ihrer Verzweiflung damals den Rout des Gesandten völlig vergessen, und ihr Mann, der sich bei ihrem plötzlichen, lautlosen Abgang aus der Loge nichts anderes gedacht hatte, als daß sie voranfahren würde in den Gesandtschaftspalast, war wie vom Donner gerührt, als die Gesandtin fragte: „Und Ihre Frau Gemahlin, Exzellenz? Sie hatte uns doch versprochen, daß sie nach dem ersten oder zweiten Akt kommen würde..." Plank war freilich Welt- und Theatermann genug, um seinen Schreck hinter einem wohlerzogenen Staunen zu verbergen und den besorgten Ehemann zu spielen, der fürchtet, daß seiner Frau etwas zugestoßen sein könnte. Er setzte sich sofort telephonisch mit seinem Haus in Verbindung und erfuhr, daß Ihre Exzellenz soeben nach Hause gekommen und gleich schlafen gegangen sei. Der Intendant wußte sofort, wie er daran war, und schäumte innerlich vor Wut, aber er behielt auf der Stirn die zärtlichen Sorgenfalten und in der Stimme den gedämpften Ton ängstlicher Gattenliebe. Er teilte der Gesandtin flüsternd mit, daß seine Frau von einem plötzlichen Unwohlsein befallen sei und daß er unter diesen Umständen selbstverständlich so schnell wie möglich nach Hause wolle. Die Gesandtin, die eben so gut geschult war wie er, drückte ihm ihr Bedauern aus, hoffte, daß das Unwohlsein von Agnes nichts Ernstliches zu bedeuten habe, und behielt ihr Lächeln wohlwollenden Bedauerns bei, bis er verschwunden war. Flüsternd, immer mit ihrem teilnehmenden Damenlächeln, teilte sie dem und jenem mit, was

Digitized by Google

sie eben gehört und gesehen, und bald wußte dieser ganze, glänzend geschulte Salon, daß sich im Hause Plank offenbar ein Skandal vorbereitete. Niemand sprach es aus, aber jeder dachte es, denn jeder wußte, wie unternehmend der Intendant immer noch war. Niemand aber dachte daran, daß seine junge, schöne Frau eine andere Rolle spielen könnte, als den leidenden Teil.

Plank kam sehr zornig nach Hause. Er meinte, Agnes würde ihm eine Szene machen, und war entschlossen, sich nichts dergleichen bieten zu lassen. Über die Zeit dieser Kindereien sollte sie nun wirklich einmal hinaus sein! Er war daher peinlich erstaunt, als er das Schlafzimmer verschlossen fand und auf sein wiederholtes Klopfen keine Antwort erhielt. Wollte er nicht zum Gespött seiner Dienstboten werden, die zweifelsohne überall horchten und grinsten, so blieb ihm nichts übrig, als in seinem Arbeitszimmer zu kampieren, wie er es öfters tat, wenn er in gar zu morgendlicher Stunde und Stimmung nach Hause kam. Wütend warf er die Kissen auf der Ottomane zusammen, daß sie ungefähr ein Bett vortäuschen sollten, wollte eben Uhr und Portefeuille auf den Schreibtisch legen, da sah er einen verschlossenen Brief ohne Adresse. Er riß ihn auf und las einen Zettel, der nur wenige Worte enthielt: „Ich weiß nun alles. Leugnen wäre vollkommen überflüssig. Da ich nicht gewillt bin, auch noch mit Choristinnen zu teilen, verlasse ich morgen früh das Haus und leite sofort die Scheidung ein. Versuche nicht, mich von dem Entschluß abzubringen. Es würde nichts helfen und nur im Hause größeres Aufsehen machen, als Dir vermutlich lieb ist. Agnes."

Trotz der Warnung hatte er am nächsten Morgen versucht, ihr zuzureden und sie zum Bleiben zu bewegen. Er fand sie aber in einer Entschlossenheit, die er nie zuvor an ihr gekannt hatte. Sie sah und hörte über ihn weg und begab sich schon ganz früh zu Rechtsanwalt Horstmann, der ihrem Vater als juristischer Beirat gedient und auch ihren Heiratskontrakt aufgesetzt hatte. Sie erzählte ihm kurz und klar, was geschehen war, und bat ihn, die Scheidung so rasch wie möglich einzuleiten.

Weil der Rechtsanwalt sie seit langem kannte und freundschaftlich zu ihr stand, versuchte er, die Sache zunächst menschlich zu betrachten und wieder einzurenken. Aber Agnes war ihm gegenüber nicht weniger fest. „Nein, Herr Doktor, ich werde es nicht länger ertragen. Ich habe Jahr um Jahr geschwiegen und mir gefallen lassen, was sich nur wenige Frauen gefallen ließen, aber nun ist das Maß voll! Wenn mein Mann nicht mehr weiß, was er seinen Jahren und seiner Stellung schuldig ist, wenn er jetzt auch noch anfängt, sich mit ganz untergeordneten Mädchen zu encanaillieren, dann ist's für mich Zeit zu gehen! Die Primadonnen hab' ich, in Gottes Namen, ertragen, aber eine Choristin — nein, das nicht! Ich bitte, trachten Sie, daß wir sobald wie möglich geschieden werden."

Der Rechtsanwalt meinte: „Brechen Sie die Sache doch nicht übers Knie, Exzellenz! Ich verstehe ja Ihre Gefühle vollkommen, aber schließlich sieht sich alles anders an, wenn erst ein wenig Zeit darüber hingegangen ist. Gott, man weiß doch, wie diese Herren vom Theater sind! Heute die, morgen die! Für eine Frau ist das freilich nicht leicht, aber Sie müssen diese Dinge auch nicht schwerer nehmen, Exzellenz, als sie sind! Ich wette, in drei Monaten weiß ihr Mann schon nichts mehr von dem Mädel und ist froh, wenn er wieder zu Ihnen zurückkommen darf! Schneiden Sie ihm also nicht in einer augenblicklichen, allerdings sehr begreiflichen Aufwallung, den Weg vollkommen ab —"

Agnes ließ sich nicht irremachen, sie beharrte, daß der Scheidungsantrag sobald wie möglich gestellt werde. Dem Rechtsanwalt blieb nichts, als Ja zu sagen, aber er beschloß bei sich, den Antrag hinauszuschieben, so weit er's tun konnte, ohne seine Pflicht als Jurist gröblich zu verletzen.

Agnes fuhr vom Rechtsanwalt sofort nach der Bahn und wartete auf den nächsten Schnellzug nach Salzburg. Seit sie heute früh bei Tagesgrauen mit ziemlich klarem Kopf aufgewacht war, hatte sie unablässig überlegt, wo sie nun bleiben würde, bis die Scheidung ausgesprochen war. Sie hätte irgendwohin nach Italien gehen können, aber sie wußte, wie arm der Süden

Digitized by Google

ist, wenn man nicht Lust hat, sich seinen großen Kunstoffenbarungen hinzugeben, und sie mochte jetzt weder an ein Bild, noch an eine Statue, noch an eine Kirche denken. Einen Augenblick zog sie Meran oder Bozen in Betracht, stand aber gleich wieder davon ab, weil sie dort auf Schritt und Tritt Bekannten begegnet wäre. Da fiel ihr dann Salzburg ein, die zauberische Bergstadt, zu der Schneegipfel aus blauer Ferne hergrüßen und in der es immer noch singt und klingt wie von einem Spinett des Meisters Amadeus. Sie war früher im Sommer etliche Male mit ihrem Mann zu Mozartfestspielen hingekommen und erinnerte sich noch, daß ihr diese Stadt mit den engen, holprigen Gassen, den hohen, flachgedeckten Häusern, den stolzen Kirchen und Brunnen, den in Fels gesprengten Theatern und Reitschulen, den Erinnerungen an königliche und liebesselige Fürstbischöfe, die für ihre Liebsten kunstvolle Schnörkelgärten und Wasserkünste anlegten, immer wie ein Märchen des Rokokos vorgekommen war. Ein Märchen, in dem das Leben, das brutale Leben von heute, sanftere Formen annahm und verstummte, wenn die wehmütig zitternde Stimme des Glockenspiels wie ein Ruf aus alten Tagen über die Stadt hinschwebte. Als Salzburg ihr einfiel, war sie auch gleich entschlossen, es zu wählen, aber nicht nur um seiner Schönheit willen, sondern auch weil sie ziemlich sicher sein konnte, jetzt im Winter keine Bekannten dort zu treffen. Im Sommer freilich glich die Mozartstadt einer riesigen Fremdenkarawanserei, im Winter aber lag sie hübsch abseits vom Wege, sank gewissermaßen zurück ins Rokoko, das ihr so gut stand. Da waren die Fremden und die Fremdeninteressen ausgeschaltet, und die Bevölkerung gehörte wieder sich und dem Getriebe der vornehmen österreichischen Provinzstadt. Da saßen wieder in all den schönen Villen am Kai oder an der Berglehne hin die adeligen Familien, die kaum etwas anderes lasen, als die „Neue Freie Presse“ und den „Gotha“ und die im Hofklatsch aufgingen. Sie saßen da, schielten begehrlich nach Wien, und wenn einer von dort zurückkam, dann mußte er ihnen nachmittagelang erzählen von den Erzherzögen und Hofmarschallämtern, von jedem noch so kleinlichen Begebnis, das sich in den höchsten Kreisen abgespielt hatte, die sie nur aus der Ferne, aus der Froschperspektive beobachten konnten. In diesem abgeschlossenen Getriebe eines ganz bestimmten Kreises würde man sich kaum um eine Fremde kümmern, die nichts wollte als allein sein. Und auch wenn man über sie redete, verschlug es ihr nichts, denn sie hatte weder unmittelbare noch mittelbare Fühlung mit jenen Herrschaften. Und noch anderes zog sie an: hier war kein Theaterleben, das sie doch wieder gefesselt und peinlich erinnert hätte, nichts glich hier dem Daheim, das sie verlassen hatte. Und das war gut.

Die ersten Tage in der Fremde waren freilich schrecklich. So plötzlich hatte sie alle Fäden zerrissen, die sie mit früher verbanden, daß ihr jetzt war, als hätte sie einen ungeheuren Blutverlust erlitten. Matt, unfähig zu denken, gequält von einer Schlafsucht, der sie willenlos nachgab, ohne je Erquickung zu finden, vertrödelte sie die Zeit, ohne vor die Türe zu gehen, ja, ohne ihr Zimmer länger zu verlassen, als die Mahlzeiten brauchten. Nach einer Woche aber siegte doch ihre gesunde Natur. Sie schaute klar um sich und versuchte, in das neue Leben Ordnung und, soweit es möglich war, Behagen zu bringen. Sie schrieb zunächst einen Brief an ihren Mann, in dem sie ihre Adresse mitteilte, verlangte, daß alle Briefe und was sonst an sie käme, ihr nachgeschickt werden sollten, und teilte ihm ganz kurz und sachlich mit, daß Doktor Horstmann die Scheidung einleiten würde. Schon zwei Tage später war Antwort da: der Intendant schrieb ebenfalls sachlich, aber doch mit einem halb väterlichen, halb ironischen Unterton, so, als ob er die ganze Sache nicht ernst nähme. Er bat sie, in Salzburg zu bleiben, solange es ihr gefiel und bis ihre Nerven wieder in Ordnung seien. „Und dann, liebe Agnes, wird sich das Weitere wohl finden, wie es sich noch immer gefunden hat.“ Agnes las den Brief ohne Erregung und zerriß ihn in kleine Stücke. Dieser Mann und seine Zeit waren erledigt.

Eins nur fehlte ihr sehr: das tätige Leben, an das sie seit Jahren gewöhnt war. Durch all die Zeit ihrer Ehe hatte sie ja nie für sich, immer nur für einen andern gelebt und mit diesem andern

Digitized by Google

wiederum für eine große Sache, die sie beide völlig erfüllte. Nun war es plötzlich so still um sie wie in einem Maschinenraum, in dem das Fauchen und Schwirren und Tosen der Räder verstummt, wenn die Mittagsglocke läutet. Sie war jetzt ihr eigener Herr, brauchte nach niemand zu fragen, sich nach niemand zu richten, konnte vierundzwanzig Stunden am Tag tun, was ihr einfiel. Es fiel ihr aber gar nichts ein, denn auch Freiheit will gelernt und geübt sein, und so empfand sie zunächst nichts als eine bleierne und doch unruhvolle Öde, in der sie ganz mechanisch noch den Dingen zustrebte, die sie eben verlassen hatte. Sie saß jeden Tag im Café Tomaselli oder bei Krimml, ließ sich Stöße deutscher und österreichischer Zeitungen bringen und las aufmerksam, was an allen Bühnen vorging. Und weil sie nun abends keine Dramen im Manuskript zu lesen hatte, ging sie zu jeder Vorstellung in das kleine Stadttheater, verfolgte jede Aufführung mit dem Interesse der Fachleute und spürte etwas wie Heimweh, wenn sie Unzulängliches sah. Schließlich wurden ihr die ewigen Operetten und Provinzpossen zuwider, und sie gab den Theaterbesuch lieber auf.

In diesen Tagen schrieb sie endlich auch an Doktor Richter. Bis jetzt war sie immer noch innerlich zu bewegt, zu sehr mit dem Vergangenen beschäftigt gewesen; nun aber meinte sie, daß es Zeit sei, ihm für den letzten Abend zu danken, an dem sie ihn gesehen, und ihm zugleich mitzuteilen, wo sie sich jetzt befand. Sie schrieb nicht viel, aber herzlich, erwähnte auch mit zwei Worten, daß sie die Scheidung eingeleitet habe. Statt einer Antwort kam er selbst. Es war ein Wiedersehen im Hotelsalon, das ohne große Gefühlsäußerung und in äußere Formen gebunden verlaufen mußte, aber Agnes wußte doch, weshalb er gekommen war. Sie saßen in einem Raum, in den jeden Augenblick andere Gäste und Hotelbedienstete treten konnten, und sprachen halblaut, zurückhaltend von dieser letzten Zeit. Doktor Richter war am Tag nach der Griechentragödie in der Wohnung des Intendanten gewesen, war aber an der Tür vom Diener mit der Meldung empfangen worden, daß Ihre Exzellenz abgereist seien, wohin wisse er nicht. Der Diener hatte natürlich darauf gebrannt, näher befragt zu werden, aber Richter hatte nur seine Visitenkarte abgegeben und war wieder gegangen. Dann hatte er Tag für Tag vergebens auf ein Wort, auf eine Zeile von Agnes gewartet.

„Und nun kann ich Ihnen gar nicht sagen," beteuerte er jetzt, „wie glücklich ich war, als Ihr Brief endlich kam, und wie ich mich freue, daß Sie so ruhig und so in sich fertig geworden sind!"

Sie sahen sich an. Ein kleines Lächeln trat um ihre Lippen, seine knabenhaften, braunen Augen leuchteten so hell und vergnügt, wie sie ihn nie zuvor gesehen hatte. Da wandte sie den Kopf zur Seite und fragte ihn, ob sie nicht einen Spaziergang machen wollten. Er kannte Salzburg längst und liebte es mit all dem Kunstverstand und dem Stimmungsbedürfnis, die in ihm lebten. Oft schon war er auf der Terrasse des sommerlich blühenden Mirabellgartens gesessen, hatte zwischen verschnittenen Hecken, flammenden Stockrosen und gezierten Barockgöttern Gedichte von Rilke oder George gelesen oder war von Wehmut und leisem ästhetischem Unbehagen ergriffen in den zwei ärmlichen Räumen der Getreidegasse gestanden, in denen einst Meister Amadeus auf dem wurmstichigen Spinett seine süßesten Phantasien ersann. Freilich kannte er nur die von Hitze flirrende Stadt der Fremdensaison, so daß sie ihm jetzt, in Stille und Schnee, fast fremd vorkam. Er war kein großer Verehrer der Winterlandschaft und meinte, sie passe nicht zu dem südlichen Gesicht dieser Stadt, aber was kümmerten ihn schließlich Stadt und Schnee und Winter, da er neben der Frau ging, die er seit langem liebte und die im Begriff stand, das Band zu lösen, das sie an einen andern fesselte? Er sprach noch nicht von dem, was ihn tief bewegte, aber jedes zufällige Wort war so randvoll von Empfindungen, daß Agnes schon jetzt wußte, wie er um sie warb. Und da er in ihrem Gesicht keine Abwehr sah, sondern nur Rührung und sanfte Freude, wuchs ihm der Mut, und er sagte ihr, etwas feierlich und zurückhaltend, wie es seine Art war, aber doch voll Wärme und starker Empfindung, daß er nichts anderes mehr denken könne, nichts anderes mehr träume, als daß sie nach

Digitized by Google

der Scheidung seine Frau werden sollte. Seine Werbung kam ihr nicht überraschend, und sie spielte weder ihm noch sich eine Komödie vor. Sie sagte nur: „Lassen Sie mir noch Zeit! Es ist jetzt alles so schnell über mich gekommen, daß ich mich erst ein wenig zurechtfinden muß! Ich habe ja eine solche Sehnsucht, endlich einmal von einem Menschen wirklich geliebt zu werden und zu wissen, daß ich ihm etwas bin, was nicht jede andere ihm auch sein könnte. Aber ..."

„Aber?"

„Aber — lachen Sie mich aus! — ich habe Angst, daß ich eigentlich zu einer ordentlichen Ehe schon verdorben bin. Ich habe immer das Gefühl, daß dieser Mann mich dazu völlig unfähig gemacht hat. Ich war so jung, als wir heirateten, und ich bin all die Zeit her nur sein Geschöpf gewesen. Ich weiß nicht, ob ich wirklich so bin, wie Sie mich sehen."

„Sie sind viel besser, als Sie selbst wissen!"

Sie lächelte melancholisch. „Ach und dann ... Ich bin nun schon gar nicht mehr jung. Ich glaube, sogar ein paar Jahre älter als Sie! Sie stehen noch so am Anfang vom ganzen Leben, und ich habe schon soviel hinter mir."

Er nahm ihre Hände und küßte sie.

„Liebste Frau Agnes, lassen Sie das doch meine Sorge sein! Für mich sind Sie jünger als eine Achtzehnjährige. Was sollte ich denn mit irgendeinem unbeschriebenen Blatt, das nichts von mir weiß, mich nicht versteht und mich mit tausend Kleinlichkeiten plagt? Sie sind die Frau, die ich mir ersehne! Sie werden mit mir arbeiten, mit mir fühlen, mit mir träumen, Sie werden jede Empfindung verstehen, noch ehe ich sie ausgesprochen habe, und ich werde so glücklich mit Ihnen sein, daß Sie selbst es auch werden müssen. Denn Glück steckt ja an!"

An einem Sonntagmorgen war er gekommen, abends fuhr er wieder heim. Agnes brachte ihn zum Bahnhof. Als er sich zum Abschied über ihre Hand beugte, fragte er: „Darf ich nächsten Sonntag wiederkommen?"

„Aber natürlich, so oft Sie wollen!"

Nun kam er an jedem freien Tag nach Salzburg, und an jedem andern schrieb er einen Brief. So war Agnes immerfort umgeben von ihm und seiner Liebe und kam nicht mehr dazu, in sich oder die Zukunft Zweifel zu setzen. Sie fand sich jetzt selbst töricht, daß sie gezögert oder an den kleinen Altersunterschied gedacht hatte, und war dankbar, daß ihr Leben künftighin noch so schön und reich werden sollte. Ganz anders, als es bisher war, würde es künftig sein, erfüllt von einer Zartheit, von einer stillen Poesie, die sie bislang nicht gekannt hatte. Nichts mehr von den Stürmen wilder Leidenschaftlichkeit, von den Qualen der Eifersucht, von geheimen Tränen und dem Ekel, in der Ehe immer wieder die Lüge aufzuspüren, immer wieder zu sehen, wie der andere sich mühte, Betrug zu verbergen. Aus allen Erniedrigungen heraus, die sie Jahr um Jahr schweigend getragen, würde ihr junger Dichter sie in eine neue Ehe führen, in der nur tiefe Liebe war, gemeinsame Arbeit und gegenseitiges Verstehen. In das Leben Planks war sie erst getreten, als es schon fast vollendet lag, war eigentlich immer nur wie zu Gast gewesen, weil alles, was an sein Inneres rührte, lang vor ihrer Zeit geschehen war; bei dem zweiten Mann aber würde sie die erste Frau sein, die erste, die ihm viel mehr war, als nur irgendein Weib. Schritt für Schritt würde sie mit ihm ins Leben hineingehen, zu Erfolg oder Mißerfolg, Glück oder Unglück, immer an seiner Seite, immer seinesgleichen, Kamerad und Geliebte, nicht aber eine Puppe, die man heute vergötterte, morgen belehrte und dann wochenlang überhaupt nicht mehr ansah. Erst jetzt, da sie ihrer Ehe schon halb entronnen war, meinte sie zu merken, wieviel sie von sich selbst eingebüßt hatte, wie sie ganz ungewohnt war, über sich zu bestimmen und ihren Tag für sich zu genießen. Voll Sehnsucht und leiser Ungeduld erwartete sie den Augenblick der Scheidung.

Während Agnes erwog, was sie neben dem älteren, herrischen Mann verloren hatte, kämpfte Doktor Richter, der so ganz auf Stimmung gestellt war, erbitterte Fehden mit der mütterlichen Kleinlichkeit, die ihn zerrieb und ihm beinahe die Laune für den Sonntag raubte, der Agnes gehörte. Die Generalin, gewöhnt, den Sohn zu verziehen und für sich allein zu haben, war gekränkt und zornig, daß er nun an

Digitized by Google

jedem freien Tag wegfuhr. Er sagte freilich nicht wohin, schützte immer einen Ausflug mit Freunden ins Gebirge vor, aber mit dem Instinkt der Eifersucht hatte sie bald die Wahrheit ausgefunden, und nun war des Jammerns kein Ende. Zunächst ging's nur um Kleinigkeiten: daß er sie gerade am Sonntag allein ließe, und daß es gar nicht der Mühe wert sei, einen Sonntagsbraten zu kaufen, wenn sie doch ohne ihn am Tisch sitzen müßte. Bald aber griffen ihre Worte und Vorwürfe tiefer. „Meine Damen wissen schon alle, daß du jeden Sonntag in Salzburg bist! Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich sagen soll, wenn sie mich fragen!"

„Wenn sie's schon wissen, werden sie dich ja nicht mehr fragen!"

Sie verstand die kleine Bosheit nicht, sondern fuhr fort: „Ja, da kennst du die schlecht! Die möchten jetzt zu gern aus mir herausbringen, was eigentlich mit dir und der ... der ..."

„Du meinst wohl Exzellenz von Plank?" sagte er bestimmt.

„Freilich, freilich! Die Damen im Kränzchen vergehen fast vor Neugier."

„Sag' ihnen, daß du nichts weißt."

„Das glauben sie mir nicht!"

„Dann sag' ihnen, daß ich mündig bin und daß du dich darum nicht um meine Angelegenheiten kümmerst!"

Sie starrte ihn einen Augenblick verblüfft an, dann begann sie zu weinen. „Weißt du, mir drückt's das Herz ab, wenn ich denk', daß du dich jetzt an so eine geschiedene Frau hängst! Die besten Partien hättest du machen können, brauchst bloß die Hand auszustrecken, und an jedem Finger hängen zehn!"

Noch zwang er sich zur Ruhe. „Hör' auf, Mutter, das sind Dinge, über die wir jetzt nicht reden können! Du weißt, ich bin kein Mensch, der sich verliert oder sich an die Nächstbeste hängt."

„Und überhaupt, wenn jede von uns hätt' gleich davonlaufen wollen, bloß weil der Mann mit einer andern scharmutziert, da wäre was Schönes herausgekommen. Meinst du vielleicht, daß dein Vater nicht — —"

Er hielt sich die Ohren zu, sah gequält und erbittert aus. „Hör' auf, hör' auf, ich kann das nicht anhören. Klatscht in euren Kränzchen, was ihr wollt, aber erzähl' mir's nicht! Ich gehe euch nichts an, Frau von Plank geht euch nichts an, und ich leide es nicht, daß du sie herunterziehst!"

Seine Worte erreichten gerade das Gegenteil. Die Generalin haßte jetzt Agnes, nicht nur weil sie den Sohn an sie verlor, sondern auch weil sie von ihm geliebt wurde, wie sie und ihre Kränzchendamen nicht geliebt worden waren. Sie hütete sich wohl, sie plump zu verleumden oder zu beschimpfen, aber sie fand boshafte Redensarten, Anzüglichkeiten und versteckten Hohn, die den Sohn außer sich brachten und zu heftigen Ausfällen reizten. Es gab Szenen zwischen ihm und der Mutter, wie sie in diesem Hause nie zuvor erlebt worden waren. Schließlich verlor der Sohn alle Beherrschung. „Mutter, wenn du jetzt noch ein Wort sagst, zieh' ich von dir weg und komm' nicht mehr zurück! Dann kannst du dich bei deinen Kränzchenschwestern bedanken, daß sie uns um allen Frieden gebracht haben!"

Alle Fröhlichkeit seiner Liebe und alle Arbeitslust gingen bei diesen häßlichen Szenen, die sich endlos wiederholten, zugrunde. Es kostete ihn schon Anstrengung, wenigstens Sonntag früh, wenn er fortfuhr, die Mißstimmung hinter sich zu lassen und vor Agnes unbefangen und heiter zu erscheinen. Er kam immer mit dem ersten Zug und fuhr mit dem letzten heim, das waren also fast zwölf Stunden, in denen sie das Glück des Alleinseins genießen, von ihrer Zukunft sprechen konnten. Zwölf Stunden — das schien gar lang, wenn man's sagte, und sie flogen doch so schnell hin, daß die zwei oft erstaunt aufsahen, wenn es zehn Uhr schlug und Doktor Richter zur Bahn mußte. Vielleicht wurde ihnen die Zeit aber auch nur so kurz, weil sie nicht nur von dem Leben sprachen, das ihnen nun gemeinsam gehören sollte, sondern fast mehr noch von dem, das hinter ihnen lag und dessen Einsamkeit oder Brutalität sie immer noch nachzittern fühlten. Agnes hatte ja nie zuvor erzählt, wie sie unter ihrem Mann gelitten, Richter hatte nie über die Verständnislosigkeit seiner Mutter und sein inneres Alleinsein geklagt; nun aber, wenn sie beisammen saßen, floß beiden lang zurückgestaute Bitterkeit aus dem Herzen zum Munde, daß sie stunden-

Digitized by Google

lang nicht jauchzend sprachen: „So wird es sein!“, sondern voll Groll und giftiger Reue: „So war es!“ Doktor Richter machte sich mitunter Vorwürfe, daß er Agnes von seinen häuslichen Quengeleien und Mißstimmungen erzählte, und sagte dann wohl: „Sei mir nicht böse, Liebe, es ist ja unrecht von mir, daß ich noch an etwas anderes denke, wenn ich bei dir bin. Aber du bist doch der erste Mensch, der mich versteht und mit dem ich reden kann!“

„Aber du sollst mir immer alles sagen, was du auf dem Herzen hast. Es ist ja nur traurig, daß wir soviel Trübes sagen müssen und doch sowenig Zeit für uns haben!“

„Drücken dich die sechs Wochentage auch so wie mich, Agnes? Ich habe oft das Gefühl, daß ich in den sechs Tagen alles wieder bei dir verliere, was ich an dem einen Sonntag gewinne.“

Sie lächelte ihn an. „O, bist du dumm! An wen solltest du mich verlieren?!“

„Ich weiß es nicht, aber man sollte eine Frau, die man liebt, nicht die ganze Woche allein lassen.“

„Eifersüchtig?“

„Nein, aber unruhig ...“

Da sagte sie, was sie schon lange wünschte: „Ich weiß wohl, was du meinst. Die Tage, an denen man sich nicht sieht, sind wie eine räumliche Entfernung, die weiter wird und immer weiter! Man ist immer ein bißchen fremd, wenn man sich wiedersieht! Aber müssen wir denn getrennt sein? Könntest du denn nicht dir hier eine möblierte Wohnung mieten, bis —“

Ja, das hätte freilich auch seinen Wünschen entsprochen, aber er sagte doch nein. Wenn er, solange der Scheidungsprozeß dauerte, in Salzburg blieb, so konnte das zu allerhand Gerede Anlaß geben, und er wollte nicht den kleinsten Makel auf dem Namen dieser Frau dulden. Sie senkte den Kopf und war ein wenig beschämt. Sie selbst gab nicht soviel aufs Gerede der Leute, und sie sagte es ihm auch.

„Das kann wohl sein, Agnes, weil du eben seit langen Jahren mit all deinen Anschauungen in einer Welt gelebt hast, die über solche Dinge ganz anders denkt wie ich oder du. Theatermoral ist ein Ding für sich. Wir beide gehören aber nicht zum Theater.“

Einmal fragte er sie, ob sie ein Tagebuch führe. Sie lachte und sagte: „Nein.“

„Hast auch nie eins geführt?“

Sie besann sich. „Vielleicht im Institut, als junges Mädel, so mit Weltschmerz ins Blaue hinein. Aber dann nicht mehr.“

„Hast du nie das Bedürfnis gehabt, deine Stimmungen und deine Erlebnisse festzuhalten?“

„Das braucht man doch gar nicht. Die schönen Tage hab' ich mir ohnehin gemerkt und die schlechten erst recht!“

Doktor Richter hingegen führte Tagebuch seit seinen Knabenjahren. Weil er immer um Agnes sein, sie immer mit sich und seinem Wesen umgeben wollte, auch wenn er ferne war, sagte er: „Ich schicke dir einige Tagebücher von mir. Du bist der erste Mensch, der sie liest, und ich denke, du sollst mich aus ihnen kennen lernen, — so kennen lernen, daß dir gar nichts mehr an mir fremd oder unverständlich vorkommt!“ —

Diese Tagebücher waren es, die vorhin als Einschreibpaket gekommen waren und auf dem Schreibtisch warteten, daß Agnes sie entsiegeln sollte.

Als sie von ihrem Spaziergang heimkam, schob sie sich einen Armsessel ans Fenster, griff nach dem Paket und zerschnitt die Schnüre. Neugierig holte sie die zwei Bände heraus, die es enthielt, mußte unwillkürlich lächeln, daß sie blau gebunden waren, genau so wie damals das Manuskript „Magelones Freier“. Sie begann zu lesen, zuerst nur mit der freudigen Aufmerksamkeit, die man einem geliebten Menschen entgegenbringt, dann gespannter, erstaunter, bis sie das Buch atemlos in den Schoß sinken ließ, wie um sich zu erholen, und es doch alsbald von neuem wieder aufnahm. Sie las und las, bis ihr die Dunkelheit den blauen Band aus der Hand nahm, und dann blieb sie noch lange ohne Licht sitzen, unfähig, auch nur einen einzigen Gedanken von dem Gelesenen abzuwenden. Nach dem Abendessen las sie bei ihrer kleinen, grünumschlossenen Glühbirne weiter und am andern Vormittag wieder, bis sie auf die letzte Seite des blauen Bandes Nummer zwei gelangt war, und als sie den Deckel schloß, wußte sie nicht, ob sie froh war, daß dies Buch sein Ende erreicht hatte, oder ob es sie verlangte, auch noch die andern zu lesen, die Max Richter im Laufe

Digitized by Google

vieler Jahre aufgezeichnet hatte. Diese Tagebücher hatten ihr einen Eindruck gemacht, wie nie ein Buch zuvor, aber nicht etwa weil Richter sie geschrieben hatte oder weil sie ungedruckt waren, sondern weil sie es nie für möglich gehalten hätte, daß ein Mensch Tag um Tag, Jahr um Jahr so unablässig sein eigenes Bild zeichnen konnte, so rückhaltlos jede geheimste Regung seiner Seele beobachtete und offenbarte, so grausam und zugleich liebevoll sich selbst sezierte und das eigene zerschnittene Innere zur Schau stellte. Diese Tagebücher waren ein Bekenntnisbuch im äußersten Sinn, und jeder Verleger moderner Richtung hätte sie ohne besondere Korrekturen, wie sie da waren, als Entwicklungsroman herausbringen können. Sie waren zwar nicht mit kokettem Seitenblick auf ein Publikum geschrieben, aber weil der Mann, der sie aufgezeichnet hatte, eben doch Wissenschaftler und Poet war, haftete ihnen eine unbewußte literarische Prägung an, die ihnen nichts von ihrem menschlichen Reiz nahm, ja ihn eigentlich nur lebendiger und seltsamer hervortreten ließ.

Die zwei Bände umfaßten nur etwa die letzten acht oder zehn Jahre aus Richters Leben. Man sah ihn aus verspäteten Jünglingsillusionen herausschlüpfen und langsam zum Manne werden. Man sah, wie geistige Strömungen ihn ergriffen und verwirrten, wie er zuerst die dichterische Begabung in sich spürte und Entwürfe plante, die nie ans Licht gekommen waren. Es war überhaupt merkwürdig, daß er in diesen Tagebüchern viel weniger von Begebnissen als von Empfindungen, von subtilsten Empfindungen sprach. Wohl las Agnes, wie einsam er sich immer gefühlt, wie der Mutter Wesen auf ihm gelastet und wie sie selbst ihn immer entzückt hatte, aber all diese Wirklichkeiten schien er ungleich schwächer zu empfinden als Stimmungen, die irgendein Naturvorgang, ein Kunstwerk oder eine zufällige Begegnung mit irgendeiner sonst gleichgültigen Erscheinung in ihm erregt hatten. Er war ein Virtuose in der Absonderlichkeit, zwiespältig zu empfinden und die eigene Zwiespältigkeit bis in Atome zu zerfasern, und vielleicht hätten seine Tagebücher in einer anderen, positiveren Zeit ungefähr dasselbe Aufsehen erregt, wie hundertfünfzig Jahre früher die Rousseauschen „Bekenntnisse". Freilich war Richter überkultivierter und ästhetischer als der arme, kranke Naturapostel aus Genf, aber in der restlosen Preisgabe ihrer letzten Innerlichkeit, in der Art, wie sie sich offenbaren mußten, um sich selber überhaupt als Mensch zu fühlen, lag doch ein verwandter Zug, der Agnes befremdete, weil sie wie alle Leute, die sich ausschließlich mit dem Theater befassen, sehr wenig von der erzählenden Literatur unserer Tage kannte und darum vor diesen blauen Tagebüchern wie vor einer fremden Erscheinung stand. Sie erinnerte sich wohl, daß sie im Lauf der Jahre diesen oder jenen berühmten Entwicklungsroman gelesen hatte, aber es war doch eben immer ein Roman gewesen, ein ihr unbekannter Autor, dem sie zuhörte und der zu ihr sprach. Hier aber war's ein lebendiger, ihr vertrauter Mensch, der seine geheimsten Empfindungen, Gefühle, die ein anderer kaum mit Worten zu nennen wagt, Regungen, wie sie kaum je gesprochen und gedeutet werden, in klaren Sätzen niedergeschrieben hatte, freilich jeden häßlichen Ausdruck vermied, aber doch eben das Geheimste und Verschwiegenste bloßlegte. Da Agnes diese Bücher las, wurde sie erschreckt und bedrückt. Sie begriff nicht, warum Richter sie ihr geschickt hatte, begriff noch viel weniger, wie er sie hatte schreiben können. Sie besann sich, ob in ihrem oder Planks Leben wohl auch Konflikte und Empfindungen gelegen, die es verlohnt hätten, sie so ausführlich, peinlich und kunstvoll zu zerlegen. Es fiel ihr aber nichts ein. Da war alles ganz einfach, auf primitive Vorkommnisse und Gefühle gestellt, und wie ihr das klar wurde, dachte sie wiederum, daß sie viel umlernen müsse, um diesen Mann zu erreichen oder auch nur zu verstehen.

Er hatte sie gebeten, ihm über den Eindruck zu schreiben, den die Tagebücher auf sie machten, aber das war ihr unmöglich. Sie legte die Tagebücher in ihre Schreibtischschublade und gab sich Mühe, nicht mehr an sie zu denken. Sie verstand den unheimlichen Bekennerdrang nicht, aus dem sie geflossen waren, und er kam ihr beinahe schamlos vor . . .

Sie hatte auch gar nicht viel Zeit, dem seltsamen menschlich-literarischen Dokument weiter nachzuhängen, denn ein Brief

Digitized by Google

von daheim rief sie zur Wirklichkeit und zu ihrem Prozeß zurück. Ihre Stieftochter Lotte hatte ihn geschrieben, und es lag soviel junger Jammer darin und soviel Anhänglichkeit, die Agnes ihr gar nicht zugetraut hatte, daß dieser Brief sie in schwere Gewissensnöte brachte.

„Liebe, liebe Mama!

Du bist von uns, ohne uns Adieu zu sagen, aber wir wissen doch alles, wenn sie auch um uns herum ein großes Geheimnis machen, und wenn Papa auch sehr ungeduldig wird, sobald wir nach Dir fragen, d. h., wir fragen jetzt nicht mehr, weil wir es wissen und weil wir auch Sonntag nicht mehr nach Hause kommen. Papa findet, es ist besser, wenn wir im Stift bleiben, und mir ist's auch lieber, weil ich gar nicht mehr nach Hause mag. Nelly möchte schon, aber Du weißt ja, sie war immer charakterlos ... Liebe Mama, ich bitte Dich, wir bitten Dich kniefällig, komm doch wieder heim! Du mußt wieder heimkommen (das ‚mußt' war dreimal unterstrichen)! Weißt Du denn, daß Papa dieses abscheuliche Frauenzimmer heiraten will, wenn Du Dich wirklich scheiden läßt?! Wir sollen es natürlich nicht wissen, und wie ich ihn neulich fragte, ob das wahr ist, hat er mir eine Ohrfeige gegeben, aber die Dienstboten sagen es, und wenn wir Sonntags eingeladen sind, merke ich immer, wie die Mamas uns mitleidig anschauen, und ich habe neulich auch gehört, wie die Mama von Ida Döring leise zu ihrer Cousine sagte: ‚Es ist wirklich eine Schande, seine Töchter sind ja fast so alt, wie seine Geliebte!'

„Und sie wird unsere Stiefmutter, verlaß Dich darauf, wir wissen es gewiß und wir sind verzweifelt, auch Nelly! Ich bitte Dich, liebe Mama, komm doch wieder heim, damit es bei uns wieder ist wie früher und damit wir nicht eine neue Stiefmutter bekommen, die wir nicht leiden können und die den Papa gegen uns aufhetzt. Es ist so schrecklich, wenn ich mir's ausdenke, daß ich gar nicht weiß, wie das werden soll, und nicht glauben kann, daß Du uns das antust! Bitte, liebe, liebste Mama, schreibe mir bald Antwort, aber nicht ins Stift und auch nicht nach Hause, denn unsere Briefe werden jetzt überall aufgemacht, und wir müssen auch jeden Wisch lesen lassen, den wir wegschicken. Diesen Brief schreibe ich heimlich, und Ida Döring besorgt ihn, und an sie und ihre Wohnung mußt Du auch adressieren, wenn Du mir antwortest. Sie bringt ihn mir dann schon heimlich ins Stift mit, und ich gebe acht, daß niemand ihn erwischt. Wir küssen Dich tausendmal und bitten Dich wieder, so sehr wir können, daß Du heimkommst. Deine Lotte."

Agnes war sehr bewegt. Sie schrieb noch am gleichen Tag Antwort, bat Lotte, sich nicht mit Gedanken zu tragen, für die ihr Kopf noch nicht reif sei, und nicht Dingen nachzuforschen, die sie doch nicht verstünde. „Wenn Ihr vorläufig wenig nach Hause kommt, so ist das ganz gut, besonders wenn Du gegen Papa vorlaut und unartig bist, wie ich mit Betrübnis aus Deinem Brief ersehen habe. Ich weiß wohl zu schätzen, liebes Kind, was ich an Deiner Liebe und Treue habe, aber sie dürfen Dich doch nie dazu verleiten, Deinem Vater gegenüber den schuldigen Respekt außer acht zu setzen. Auf das Geschwätz von Dienstboten mußt Du nicht hören, und die Äußerung von Frau Döring hast Du gewiß auch nicht richtig verstanden. Ich bitte Dich, meine gute Lotte, hänge nicht Dingen nach, die ich Dir heute noch nicht erklären kann, die aber voraussichtlich viel besser enden, als Du jetzt meinst. Ich werde mich sehr freuen, wenn Du mir öfter schreibst, aber nicht heimlich, hörst Du? Und auch ich schreibe nur diesen einen Brief an die Döringsche Adresse, damit Du keinen Verdruß bekommst, aber alle weitere Korrespondenz muß an meinen und an Deinen Namen gehen, sonst unterlass' ich sie lieber. Ich küsse Dich und Nelly und bin Euch auch in der Ferne in alter Liebe zugetan."

Agnes überlas ihren Brief und war unzufrieden mit ihm. Sie fand ihn nicht warm genug, auch zerstreute er die Ängste der Stieftochter nicht, sondern versuchte nur, mit gedrehten Worten darum herumzuschleichen. Sie schickte ihn aber doch ab. Was sollte sie dem Mädchen sonst sagen?! Sie zweifelte ja selbst keinen Augenblick, daß Plank an eine Heirat mit seiner Geliebten dachte. Wäre es anders, so wie es früher bei seinen Primadonnen gewesen, dann wäre er längst eines Tages in Salzburg erschienen und hätte versucht, sie heimzuholen. Er kam aber nicht, schrieb

Digitized by Google

nicht. Sechs Wochen und mehr waren vergangen, seit sie das Haus verlassen hatte, und außer jenem ersten Brief hatte er kein Lebenszeichen mehr gegeben. Die Scheidungsklage war ihm jedenfalls schon zugestellt worden, — er hatte mit keinem Worte darauf reagiert. Er sah also nicht nur, daß es diesmal ernst wurde, sondern war's auch zufrieden, wenn die Ehe auseinanderging. Die Stieftöchter hatten also wohl recht, wenn sie in der Choristin die künftige Mutter und Herrin erblickten.

Die Bewegung, die Lottens Brief Agnes verursacht hatte, steigerte sich zur Bestürzung, als sie gerade in diesen Tagen in österreichischen sowie norddeutschen Zeitungen Notizen las, die sich eingehend und indiskret mit den Plankschen Familienverhältnissen beschäftigten und unter der Spitzmarke „Zum Rücktritt des königlichen Hoftheaterintendanten von Plank" erörterten, daß Planks Verbleiben in seinem Amte nur von dem Ausgang seines Scheidungsprozesses abhinge. „Bei aller Weitherzigkeit, die man gewissen Kreisen und den darin Wirkenden entgegenbringt, muß es doch selbstverständlich erscheinen, daß man von einem Mann, dessen Dienst ihn häufig mit der allerhöchsten Person des Regenten zusammenführt, in seinem bürgerlichen Leben jene Integrität erwartet, die den Ansichten des Regenten und seiner erlauchten Familie entspricht."

Agnes war wie vor den Kopf geschlagen. Das hatte sie ja nicht gewollt, an diese Möglichkeit hatte sie gar nicht gedacht! Sie wollte nur weg von dem Mann, der sie immer wieder belog, wollte keine Gemeinschaft mehr mit ihm, ihn nie mehr sehen. Dies aber, nein, dies hatte sie auch in ihren zornigsten Stunden nicht gewollt! Der Gedanke, daß er durch sie und ihr entschiedenes Vorgehen seine Stellung verlieren müsse, drückte sie zu Boden, und wenn sie sich auch zehnmal sagte, daß nicht *sie* schuld war, sondern *er*, er ganz allein, so blieb ihr das Herz doch stehen, wenn sie sich sagte, daß der Intendant in kurzer Zeit sein Amt niederlegen mußte. Natürlich würde es ihm nicht schwer fallen, irgendeine andere Theaterleitung zu erhalten, aber Agnes wußte genau, daß für diesen Mann Theater und Theater zweierlei war. Diese Bühne, die er seit Jahren Schritt für Schritt aus Verlotterung und Versumpfung zu altem Glanz zurückgeführt hatte, war für ihn eben nicht nur ein beliebiges Theater, war für ihn sein Lebenswerk. Wenn er von diesem Theater Abschied nehmen mußte, blieb ein Stück seines Herzens zurück, selbst wenn ihn sein Stern an das höchste Ziel jedes Theaterleiters — die Burg in Wien — geleiten sollte.

Sie besann sich hin und her, wie sich die Scheidung wohl erreichen ließe, ohne seine Zukunft zu zerstören, aber wie sie auch nachsann und allerlei Möglichkeiten erwog, so kam sie doch zu keinem Ergebnis. Da setzte sie sich kurz entschlossen auf die Bahn und fuhr zu ihrem Rechtsanwalt. Der war sehr erstaunt, sie zu sehen, und noch erstaunter, als sie ihm sagte, warum sie gekommen sei.

„Ja, Exzellenz, das liegt auf der Hand, daß die Stellung Ihres Mannes hin ist, sobald er geschieden ist! Das mußten Sie doch von Anfang an wissen!"

„Nein, das habe ich nicht gewußt. An so etwas habe ich gar nicht gedacht. Ich möchte auch nicht, daß es durch meine Schuld geschieht. Was immer er mir angetan hat, *das* möcht' ich nicht! Ich will mich doch nicht an ihm rächen, ich will ihm doch nicht das nehmen, woran sein ganzes Herz hängt! Ich will ja nur los von ihm, nichts weiter!"

„Das hätten Sie sich überlegen müssen, ehe wir den Scheidungsantrag stellten —"

Agnes sagte schnell: „Ziehen Sie die Klage zurück!"

Doktor Horstmann sah sie überrascht an. „Sie wollen sich also mit Ihrem Mann aussöhnen?"

„Nein, aber wir wollen suchen, einen anderen Scheidungsgrund zu finden, der mich loslöst, ohne ihm zu schaden!"

„Ja, wenn das so einfach wäre."

„Das muß doch ganz einfach sein, es gibt doch heutzutage so viele geschiedene Ehen."

„O ja, wenn beide wollen, das heißt, wenn man sich einig ist, wer die Schuld auf sich nimmt! Das tut natürlich in den meisten Fällen der Mann, für den es keine weiteren Konsequenzen hat, aber in diesem Fall —" Der Rechtsanwalt zögerte.

„In diesem Fall?"

„Ja, in unserm Fall würde sich's doch

Digitized by Google

gerade darum handeln, Seine Exzellenz von aller Schuld freizukriegen. Man müßte also, vorausgesetzt, daß auch er die Trennung wünscht, den Scheidungsgrund ihm in die Hand spielen — —"

„Ich verstehe nicht recht, Herr Doktor, was Sie meinen."

„Ganz einfach: wir ziehen die Klage zurück, Sie aber, Exzellenz, bleiben in Salzburg und weigern sich, das eheliche Domizil wieder aufzusuchen. Seine Exzellenz stellt dann die Klage auf böswillige Verlassung, läßt Sie durch das Gericht auffordern, wieder zu ihm zurückzukehren. Sie weigern sich, und wenn Sie ein Jahr lang auf Ihrer Weigerung bestanden haben, werden Sie als der schuldige Teil erkannt, und die Ehe ist geschieden."

Da sagte Agnes bestimmt: „Nein, das werd' ich unter keiner Bedingung! Ich will nicht, wär's auch nur zum Schein, als Schuldige gelten, wo ich die Beleidigte bin. Besinnen Sie sich auf einen andern Ausweg, Herr Doktor, denn diesen nehm' ich nicht."

Sie redeten noch lang hin und her, erwogen allerlei Möglichkeiten, aber eine annehmbare fanden sie nicht. Horstmann kam immer wieder auf die böswillige Verlassung zurück, riet zwar nicht gerade dazu, hatte aber doch eine ersichtliche Vorliebe für diesen Scheidungsgrund. Von dem Hintergedanken, der ihn leitete, wußte Agnes nichts. Er vertraute nämlich auf das Jahr, das zwischen der Aufforderung zur Rückkehr und der endgültigen Scheidung verstreichen mußte, und dachte, daß im Lauf eines Jahres manches sich wieder zusammenfinden konnte, was jetzt noch für alle Zeiten auseinanderfliegen wollte.

Verstimmter, als sie weggefahren war, kam Agnes nach Salzburg zurück. Sie lehnte sich immer noch auf gegen die Zumutung, als die Schuldige zu gelten, aber nicht weniger unwürdig erschien es ihr, den Mann zu entwurzeln, mit dem sie die beste Zeit ihres Lebens geteilt hatte. Sie war unschlüssig und müde und erwartete ungeduldig den Sonntag, an dem Doktor Richter kommen sollte. Er sah klar und unbefangen in dieser Sache, war durch Gefühle nicht beschwert und gebunden, er würde ihr sicher das Rechte raten. Das Rechte? Ach, im tiefsten Winkel ihres Herzens wußte sie es auch ohne seinen Rat. Das Rechte war, den Weg weiter zu gehen, den sie betreten hatte, nicht rechts noch links zu sehen, keine schwächliche Rücksicht zu nehmen, den Mann, der ihr die Treue gebrochen, ruhig dem Schicksal zu überlassen, das er sich selbst bereitet hatte und das er verdiente. Nun brauchte ihr bloß ein fester und geliebter Mensch zu bekräftigen, daß sie recht tat, und alle Zweifel, alle Selbstquälereien waren dahin.

Sie zeigte Richter Lottens Brief und die Zeitungsausschnitte, erzählte ihm, daß sie beim Rechtsanwalt gewesen und wie sie sich vergeblich bemüht hätten, einen Ausweg zu finden. Sie sah blaß und abgespannt aus, und in ihrer Stimme flackerte nervöse Unruhe. „Sag' du mir, was ich tun soll! Soll ich ihm die Stellung ruinieren, oder soll ich mich zum Schein als schuldiger Teil erkennen lassen?" Sie erwartete, daß er sagen würde: ‚Törin, was geht dich der Mann weiter an? Laß die Dinge laufen, wie sie laufen, und denk' nicht weiter an ihn, denk' nur an dich!'

So hätte Plank gesprochen, und darum meinte sie, jeder Mann müßte so sprechen. Doktor Richters Gesicht sah aber jetzt fast ebenso unschlüssig aus wie das ihre, und er tastete mit Worten herum, ohne sich zu einer bestimmten Äußerung aufraffen zu können. Es war ihm überhaupt immer peinlich gewesen, wenn Agnes vom Intendanten sprach. Nie hatte er für ihn den festen, wenn auch vielleicht ungerechten Haß aufbringen können, mit dem sonst Männer sich betrachten, die um eine Frau streiten. Er verachtete den Intendanten, fand ihn brutal und zynisch, aber was in ihm revoltierte, war nicht ein heftiges Gefühl, war nur eine sehr subtile und überfeinerte Abneigung gegen eine unverständliche und darum unsympathische Kraft. Und weil er's gewohnt war, alle Empfindungen zu zerlegen und sich in andere hineinzudenken, versuchte er jetzt, sich auf Agnes' Standpunkt zu stellen und auf den Planks, und mit all diesem Hin und Her wurde er immer unschlüssiger, traute sich immer weniger, das Wort zu sprechen, das mit einem klaren Schnitt alles trennte und das Agnes sehnlich von ihm erwartete.

„Tue, was du für recht hältst! Ich kann dir nachfühlen, wie schwer es dir wird,

Digitized by Google

Auf dem Rennplatz
Gemälde von Walter Heimig

Digitized by Google

Digitized by Google

diesem Mann die Existenz zu schädigen. Freilich wäre es auch wiederum ein großes, ein fast zu großes Opfer, wenn du nach allem, was vorgefallen ist, die Schuld auf dich nähmest ..."

Agnes sah ihn erstaunt an; diesen Bescheid hatte sie nicht erwartet. Ehe sie's hindern konnte, mußte sie denken, was im gleichen Fall Plank wohl sagen würde, und sie wußte, daß er den andern Mann ohne Rücksicht und Schonung verfolgt, vernichtet, seinem Schicksal überlassen hätte. Nie wäre ihm ein Zweifel gekommen, ob er damit recht tat, nie hätte er geduldet, daß die schuldlose Frau sich als Schuldige bekannte. Für ihn war eben der andere Mann immer der natürliche Feind, für den überfeinerten Richter dagegen — — sie sah ihn immer noch erstaunt an, und in ihren Blick trat jetzt eine leiser Zweifel. Wie bei seinen Tagebüchern, so empfand sie auch jetzt, daß ihr da ein ganz fremder Mensch gegenübersaß.

Richter ahnte nicht, was die Minute von ihm gefordert hatte und was es ihn kosten sollte, daß er die Forderung nicht verstand. In Gefühlsspalterei versunken, hatte er versäumt, den fernen Mann auch aus dem letzten Winkelchen zu vertreiben, das ihm die zagende Frau in ihrem Herzen gelassen hatte. Statt ihr zu befehlen: „Jetzt bin ich da, der Andere und alles, was zu ihm gehört, geht dich nichts mehr an!", hatte er unter überflüssigen Erwägungen und Feinheiten dem Fernen einen Fußbreit Boden gelassen, scheinbar verschwindend klein und doch groß genug für einen erprobten Kondottiere. So glich Doktor Richter ein wenig den dekadenten Spätbyzantinern, die in eifrigen Debatten um den Gebrauch eines Adverbiums stritten, während der Türke schon das erste Tor der goldenen Stadt überrumpelte.

⁂ ⁂ ⁂

Der Intendant war die ersten Tage nach Agnes' Abreise recht ärgerlich gewesen. Zum Kuckuck noch mal, daß die Weiber sich doch die Szenen und das Pathos der Gefühle nicht abgewöhnen können! Er hatte nun wirklich gemeint, seine Frau sei im Lauf der Jahre zu Vernunft und Einsicht gekommen und fände sich mit dem ab, was nun einmal sein Herren- und Intendantenrecht war; da machte sie unversehens diesen ungeheuerlichen Skandal! Viel ärger noch als früher, denn sonst war es wenigstens nie zu öffentlichem Gerede gekommen, diesmal aber, der Rout beim Gesandten, von dem sie ohne weiteres wegblieb — ah, er fühlte noch immer Wut, wenn er an diesen Abend dachte und an alles, was darauf folgte! Als sein Zorn verrauschte, war er dann um so fröhlicher. Es kränkte ihn gar nicht, daß Agnes abgereist war. Um ihre Wiederkehr kümmerte er sich nicht. Er merkte jetzt erst, daß sie ihm in der letzten Zeit durch ihre bloße Gegenwart mehr im Wege gewesen, als er gewußt hatte, und er reckte die Arme zum Himmel wie ein Mensch, dem es unsagbar wohl ist. Frei, frei! War das schön, und wie lange hatte er's entbehrt! In all den Jahren, da er in seine zwei Ehen eingespannt gewesen, hatte er gar nicht mehr gewußt, wie köstlich das ist, wenn einer nur auf sich gestellt ist, tun und lassen, gehen und kommen kann, wie und wann er mag, ohne daß immerfort eine Frau dasitzt, die mit stummen Augen fragt oder ahnt oder gar stichelt. Frei, frei! Der Intendant kam sich vor wie ein Mulus, der gestern noch die Schulbank gedrückt hat und jetzt in die goldene Freiheit der Universität hineinspazieren darf. Oder nein, nicht so dumm, so unbewußt glücklich, sondern mehr wie ein Junggeselle, der schon nahe daran war, für alle Zeit das beste Gut, die Unabhängigkeit, zu verlieren. Gott sei Dank, er hatte die seine wieder, und wenn's auch nur für Wochen war, jetzt wollte er sie ausgenießen! Keine Kontrolle im Haus, keine Töchter, — kann man sich überhaupt vorstellen, wie angenehm das ist! Er war so harmlos und so fröhlich, daß alle, die in seine Nähe kamen, ihn erstaunt ansahen und seine Jünglingsheiterkeit nicht begriffen. Er aber sah die Blicke nicht oder meinte, sie beneideten ihn um das Glück, das so plötzlich über ihm aufgegangen war. Die Primadonnengeschichten von früher, das waren ja banale, gleichsam in der Theatertradition wurzelnde Sachen, die jeder Intendant, gleichviel ob alt oder jung, sich leisten konnte. Aber die Liebelei mit einem süßen kleinen Mädel, das war ein toller Streich wie von einem verliebten Jungen, und wie ein verliebter Junge kam er sich vor! Dieser Mann, der

Digitized by Google

sonst bei aller Lebensfreude eine große, persönliche Würde besessen hatte, die jedem imponierte, war wie verwandelt. Er wußte nichts mehr von Stolz, von Ernst, von der Distanz, die er stets zwischen sich und das Theater gelegt hatte. Nichts wußte er mehr als einen tollen, eselhaften Rausch von zwanzig Jahren.

In einer merkwürdig verdrehten Gemütsverfassung bemerkte er nicht einmal, wie es um ihn kriselte. Er hatte wohl die Zeitungsnotizen rot angestrichen auf seinem Schreibtisch gefunden, aber er hatte sie lächelnd in den Papierkorb geworfen und sich besonnen, wohin er am nächsten Feiertag mit Christel ausfliegen könnte. Erst als der Generaladjutant und langjährige Vertraute des allerhöchsten Herrn sich zu einer privaten Unterredung bei ihm einfand, merkte er, wohin er galoppierte. Aber da war es schon zu spät. Der Generaladjutant drückte sich äußerst vorsichtig aus, betonte bei jedem Satz aufs neue, daß die Krone die großen Verdienste Seiner Exzellenz wohl zu schätzen wüßte und nichts anderes wünsche, als Seiner Exzellenz immer aufs neue Beweise der Huld und der Anerkennung zu geben, jedoch — —

Der Intendant hatte während dieser Unterredung einen dunkelroten Kopf bekommen. Als der Adjutant das Aber sprach und dann eine Pause machte, sagte Seine Exzellenz ruhig und nachdrücklich: „Ich sehe, daß ich nicht mehr das Wohlwollen des allerhöchsten Herrn besitze. Ich werde also noch heute um meine Entlassung beim Kabinett einkommen!"

Der Generaladjutant erschrak. Das gäbe einen schönen Tanz im Schloß, wenn er mit diesem Bescheid zurückkehrte! Man hatte ihn ja geschickt, um diplomatisch zu verhandeln, nicht aber um eine Sache übers Knie zu brechen, die jetzt, solange der Scheidungsprozeß in der Schwebe hing, noch nicht einmal spruchreif war. Er bat also Seine Exzellenz, doch ja keinen übereilten Entschluß zu fassen und versichert zu sein, daß die Krone nichts sehnlicher wünsche, als sich einen so wertvollen Mann dauernd zu erhalten, aber — — Er machte wieder eine Pause. Dann kam er ganz schüchtern, tastend mit einem Vorschlag heraus, den er nach allen Seiten hin für sehr vorteilhaft hielt: „Könnte man nicht dieses Fräulein ... Fräulein ..." Er wartete, ob der Intendant seinem schlechten Namensgedächtnis nicht beispringen wollte, aber Seine Exzellenz rührte sich nicht. „Also könnte man nicht dieses Fräulein Müller, das zu all dem peinlichen Gerede Anlaß gegeben hat, entlassen?"

Der Intendant entgegnete: „Solange ich noch Herr am Theater bin, werden Engagements und Entlassungen nur nach künstlerischen Gesichtspunkten geregelt! Wenn der allerhöchste Herr auf der Entlassung des Fräulein Müller besteht, so betrachte ich meine Aufgabe an diesem Kunstinstitut für erledigt. Es sprechen hierbei keine persönlichen Gründe mit, es handelt sich nur um eine Frage der Autorität, die ich mir von niemand, wie hoch er auch stehen möge, aus der Hand nehmen lasse."

„Aber selbstverständlich, Exzellenz, selbstverständlich! Niemand denkt ja auch an so etwas ... Mein Vorschlag betreffs des Fräuleins Müller geschah nur in der Absicht, diese peinliche Geschichte so schnell und lautlos wie möglich aus der Welt zu schaffen! Das Fräulein würde ja vermutlich sofort nach auswärts eine Stellung finden, und allem Gerede wäre die Spitze abgebrochen. Wenn aber Exzellenz in dieser Zumutung einen Eingriff in Ihre Autorität erblicken, so bitte ich Sie, meine Proposition als nicht gemacht zu betrachten. Man wird eben dann zunächst das Resultat des leidigen Prozesses abwarten, der ja vermutlich ganz anders enden wird, als die Fama meint..."

Er erwartete eine Beteuerung vonseiten des Intendanten, doch Seine Exzellenz sagte nur: „Gewiß, je nachdem der Prozeß endet, werde ich selbst unverzüglich die nötigen Schritte einleiten!"

Als der Generaladjutant gegangen war, verbarg der Intendant sein Gesicht in den Händen. Zum erstenmal spürte er den Ernst seiner Lage und war gezwungen, zu den neuen Verhältnissen, die er sich selbst geschaffen, Stellung zu nehmen. Trotz der Sicherheit, die er eben noch zur Schau getragen, wußte er ganz genau, daß er als der allein schuldige Teil aus seinem Prozeß hervorgehen müsse. Was dann? Dann hieß es also die Stellung hier niederlegen und auswärts eine andere suchen. Für einen Mann von seinen Erfahrungen und seinem

Digitized by Google

Ansehen würde sich wohl mit Leichtigkeit ein neuer, interessanter Wirkungskreis finden, aber das Herz zitterte ihm doch, wenn er daran dachte, daß nun alles, was er seit zwanzig Jahren gewirkt und geschafft hatte, einem andern zufallen sollte, der nicht wußte, wieviel Mühe, Lebenskraft und Liebe dies Theater seinem Vorgänger gekostet hatte. Er würde weggehen wie ein Heimatloser, der versuchen muß, draußen in der Welt sich ein neues Leben zu zimmern und ein kleines Haus, darin er ausruhen kann, wenn das Alter kommt! Christel würde er jedenfalls mitnehmen, wahrscheinlich auch heiraten ... vielleicht auch heiraten. Er dachte jetzt überhaupt weniger an sie als an Agnes, der er diesen ganzen Prozeß samt allen Folgen zu danken hatte. Ganz leise, ganz schlaftrunken flüsterte ihm wohl ein Stimmchen in seinem Innern zu, daß nicht sie, sondern er die Schuld an dem trug, was gekommen war und noch kommen würde, aber gerade weil er sich im Unrecht fühlte, würde er nie, nie mit einer Bitte vor seine Frau treten, nie versuchen, sie zu einer Versöhnung zu bewegen. Denn nun handelte sich's schon nicht mehr um Unrecht oder Verzeihung, jetzt lag die Frage schon so: „Wer ist der Stärkere?"

Die gute Agnes hatte offenbar die Prätension, ihn mit ihrer Tugend und ihrer beleidigten Frauenwürde aus dem Sattel zu heben, ihm die Stellung zu verpfuschen, weil er sich nicht an Spießbürgerbegriffe von Moral oder Unmoral band. Sie meinte wohl, daß er unter dem Druck, der nun auch von oben her auf ihn ausgeübt wurde, demütig zu Kreuze kriechen und sie bitten sollte, großmütig zu sein und heimzukehren. ‚Ach, Dame Agnes, wie schlecht Sie Ihren Mann trotz einer langjährigen Ehe kennen! Nie wird er nachgeben, lieber seine Entlassung einreichen, als sich vor Ihnen demütigen!' Schon die Idee, daß sie sich in einen Kampf mit ihm einließ, schien ihm so vermessen, daß er fast seinen Zorn vergessen und laut gelacht hätte. Dienstefrige Zungen trugen ihm dann zu, daß sich zwischen Agnes und Doktor Richter Beziehungen anspannen, die wohl zu einer Ehe führen würden, aber auch für diese Neuigkeit hatte der Intendant nur ein wegwerfendes Lächeln. Sieh da, Frauenlob entpuppte sich als Rivale und Nachfolger! Wer hätte das von dem verträumten Ästheten vermutet! Aber wenn Agnes meinte, bei diesem Tausch zu gewinnen, so verlor er, der Intendant, wahrhaftig nichts an ihr! Seine Eitelkeit war so verletzt, daß ihm Richter wie eine Null, wie eine Lächerlichkeit vorkam. Die Frau, die von Exzellenz Plank weg sich Frauenlob zuwandte, hatte wahrhaftig ihren Mann nie verdient! Der Intendant war beinahe in der Laune, ein wenig über die Undankbarkeit des weiblichen Geschlechts zu philosophieren, aber er besann sich eines Bessern, lachte spöttisch auf und beschloß, heute abend mit Christel ein elegantes, verschwiegenes Weinrestaurant aufzusuchen.

Christel war durch die letzten Ereignisse etwas in den Vordergrund geschoben und Gegenstand mannigfacher Beobachtung geworden. Früher hatte natürlich niemand die kleine Choristin angesehen, aber seit man wußte, daß um ihretwillen die Plank'sche Ehe auseinanderkrachte, waren die Leute neugierig geworden und wollten gern mehr von ihr wissen. Ein rühriges photographisches Atelier hatte sie bereits eingeladen, sich photographieren zu lassen, und stellte ihr Bild in großen Schaukästen an sichtbaren Ecken der inneren Stadt aus. Einzelne Künstler erinnerten sich, daß sie einmal in einer Griechentragödie wie eine Tänzerin auf einem antiken Vasenrelief gewirkt hatte, und Lebejünglinge, die sonst ganz gleichgültig an ihr vorbeigegangen waren, fanden jetzt plötzlich, daß sie einen besonderen Charme besäße. Schließlich wurde sogar der Neue Literaturbund auf sie aufmerksam, eine Vereinigung junger Dramatiker und reicher Leute mit literarischen Liebhabereien, die viel Geld und Mühe aufwandten, um ganz ausgefallene oder auch für die großen Bühnen nicht mögliche Dramen einem geladenen Publikum in Sondervorstellungen vorzuführen. Gespielt wurden diese Stücke von einheimischen oder auch von auswärts geladenen Schauspielern, und wenn bei dem Verein auch mancherlei Verschrobenheit mit unterlief, so brachte er doch meist ungewöhnlich schöne Bühnenbilder heraus und war jedenfalls frei von aller Konvention und allem, was an Theaterkitsch erinnert. Der Hauptmacher des Literaturbundes war ein junger, sehr reicher Literat, der selbst elende Dramen

Digitized by Google

schrieb, die der Literaturbund natürlich aufführte. Zugleich aber ein Mann, der eben weil er selbst keine Persönlichkeit war, die Gabe besaß, sich in andere wirkliche Dichter hineinzuleben, so daß er Werke, die in ihrer Urgestalt den Rahmen der Bühne sprengten, oder Fragmente, die ihn nicht völlig füllten, mit feinsinnigem Kunstempfinden zu bearbeiten verstand. Die letzten drei Jahre hatte er darauf verwendet, die zehn Akte von Ibsens „Kaiser und Galiläer" zu einem Ganzen zu verschmelzen, das bei aller Wucht und Größe doch die übliche Länge eines Theaterabends nicht wesentlich überschritt und dessen Aufführung der Clou des Literaturbundes für diese Saison sein sollte. Es kam Herrn Weinberger — so hieß der junge, reiche Literat — aber nicht nur darauf an, die Welttragödie endlich dauernd für die Bühne zu gewinnen, er wollte auch bei den drei Aufführungen, die der Literaturbund plante, ein wirkliches, echtes Bild von Byzanz geben. Er verhandelte also nicht nur halbe Tage lang mit Malern, Tapezierern und Schneidern, die genau nach frühchristlichen Motiven arbeiten mußten, sondern bemühte sich vor allem, Darsteller zu finden, die nichts vom herkömmlichen oder altklassischen Tragödienstil an sich hatten und gewillt waren, seinen Anordnungen genau zu folgen, bis auf der Bühne erstand, was sein Gehirn träumte. Er hatte entschieden ein gewisses Talent, Talente aufzuspüren, das wußten sie im Literaturbund, und weil er außerdem ihr Geldmann war, so hatten sie nichts dagegen, daß er die Schauspieler nicht immer unter den Koryphäen wählte, sondern auch einen oder den andern von einer kleinen Bühne oder aus einem untergeordneten Rollenfach herschaffte. Die Männerrollen von „Kaiser und Galiläer" waren auch schon ganz gut besetzt, aber mit der Rolle der Helena stieß er auf Schwierigkeiten. Zuerst hatte er an einen Berliner Star gedacht, der immer verführerische Bestien spielte, aber die Dame war schon auf der ersten Probe so manieriert und stillos gewesen, daß es zu einem großen Krach zwischen ihr und Weinberger kam, worauf sie noch am selben Tag tief beleidigt abreiste. Er suchte nun weiter, merkte aber bald, daß gerade diese Rolle schwieriger zu besetzen war, als er gedacht hatte. In der ganzen Tragödie sind der Helena ja nur drei Szenen eingeräumt; wenn eine in diesem bescheidenen Zeitraum einen lebensvollen und zugleich stilisierten Menschen darstellen sollte, mußte sie nicht nur ein besonderes Talent sein, sondern auch noch den guten Willen mitbringen, sich von Weinberger Wort für Wort, Geste für Geste einstudieren zu lassen. Nach etlichen Versuchen hin und her hielt er es fast für unmöglich, solch eine Darstellerin zu finden: die Talente wollten sich nichts sagen lassen, und die sich was sagen ließen, hatten kein Talent. Da erinnerte er sich von ungefähr, daß er vor Monaten in einer inzwischen schon begrabenen Tragödie an der Hofbühne eine kleine Schauspielerin gesehen hatte, die ihm aufgefallen durch die süße Stimme, mit der sie die paar Worte ihrer Rolle gesprochen hatte, und durch eine merkwürdig schlanke, stilisierte Erscheinung. Er blätterte in seinen Theaterzetteln nach und sah, daß diese kleine Schauspielerin Christine Müller hieß, also wohl dieselbe war, mit der sich jetzt der Stadtklatsch eifrig beschäftigte. Weinberger dachte nach. Aus ihrer Erscheinung ließ sich entschieden etwas machen, ihre Stimme war verlockend, und Temperament besaß sie jedenfalls auch, wenn nicht gar gefährlicheren Reiz, sonst hätte sie doch den ältlichen Intendanten nicht so verrückt gemacht. Er dachte noch ein wenig nach und beschloß dann, sie aufzusuchen und mit ihr über die Rolle zu verhandeln. Die Freunde schüttelten zwar die Köpfe und meinten, diesmal würde Weinberger mit seinen verkünstelten Ideen doch endlich einen Reinfall erleben, aber er erklärte ihnen bestimmt, daß er nicht daran dächte, die Helena von irgendeiner Tragödin mit den üblichen Theaterbuhlkünsten totschreien zu lassen und daß man ja Fräulein Müller ebenso verabschieden könne wie die andern Helenen, wenn sie sich dem Ideal nicht fügen wollte, das sie verwirklichen mußte.

Christel war natürlich selig und versprach alles, was Weinberger forderte. Mit wildem Eifer ging sie an das Studium ihrer Rolle, denn der Literaturbund hatte schon für die drei Abende ein großes Privattheater gemietet, und die Proben sollten in Bälde beginnen. Das war nicht leicht für Christel, denn Weinberger hatte

Digitized by Google

betont, daß sie nicht nur ihre Rolle beherrschen, sondern auch das Drama kennen und erfassen müsse, weil sie sonst immer nur Stückwerk liefern und nie als wirkliche Gestalt aus dem Ganzen hervortreten könne. Er stellte sich das von seinem Literatenstandpunkt aus natürlich ganz einfach vor und dachte nicht daran, daß dem kleinen, ungebildeten Mädchen alle Vorbedingungen fehlten, um diese Tragödie zu erfassen. Christel las gehorsam und eifrig, war auch gleich verliebt in ihre Helena, aber von dem gewaltigen und erschütternden Ringen des Apostaten verstand sie so gut wie nichts. Sie fragte nun den Intendanten um dies und jenes, ließ sich von ihm ein wenig die geschichtlichen Tatsachen erzählen und meinte schließlich bittend, ob er nicht mit ihr das Drama lesen und erklären wollte, was sie nicht verstand. Er lachte sie aus. Er fand die Idee Weinbergers, die kaiserliche Helena an Christel zu geben, so verschroben, daß er sie überhaupt nicht ernst nehmen konnte, wie er den ganzen Literaturbund nicht ernst nahm, wenngleich er aus Höflichkeit bei den Vorstellungen erschien, zu denen ihn die Vorstandschaft jedesmal persönlich einlud. Er lachte also und sagte: „Geh, Christel, das verstehst du ja doch nicht! Zu was willst du dir überhaupt deinen hübschen Kopf mit historischem Zeug anfüllen? Bleib wie du bist, jung und natürlich, das ist viel gescheiter!“

Sie sagte schüchtern: „Aber ich soll das Stück doch verstehen, und es interessiert mich auch wirklich. Es ist eben nur so arg, daß ich so wenig gelernt habe, sonst ging's schon besser! Aber du, du bist doch so gescheit und so gebildet, wenn du mir jeden Tag einen Akt vorlesen möchtest —“

Weil ihre Augen so blau waren und ihre Stimme so süß klang, tat er ihr den Gefallen und las ihr ein paar Akte vor. Es klang etwas gekünstelt, auch begleitete er das rhetorisch gesprochene Wort da und dort mit einer gezierten Handbewegung und war, wenn Christel eine Zwischenfrage tat, ebenso lehrhaft, wie er es früher Agnes gegenüber gewesen. In den paar Stunden, die er ihr vorlas, lernte Christel freilich mancherlei, von dem sie früher nichts gewußt; aber es war ein hartes Lernen, weil der Lehrmeister gar nicht die Absicht hatte, seine Kenntnisse mitzuteilen, sie nur widerwillig, mit spöttischen Glossen und einschüchternden Bemerkungen weitergab. Christel war ja nicht empfindlich, hatte es nie in ihrem Leben sein dürfen, aber sie sprach mit dem Intendanten nun nicht mehr viel von ihrer Rolle, versteckte sie und das Glück, das sie beim Studium empfand, immer mehr vor ihm und seiner leisen Ironie. Er empfand das nur angenehm. Erstens konnte er die ganze Geschichte wirklich nicht ernst nehmen, und dann hatte er jetzt doch den Kopf voll von anderen und wichtigeren Dingen. Der Sühnetermin war vorüber, der erste Verhandlungstermin sollte in wenig Wochen stattfinden, im zweiten würde dann zweifelsohne die Ehescheidung ausgesprochen werden. Dann hieß es, den Platz verlassen, an dem er zwanzig Jahre lang gearbeitet hatte, und sich eine neue Existenz schaffen. Wahrhaftig, der Mann, der dies bedenken mußte, hatte keine Zeit übrig für die barocken Einfälle eines literarischen Dilettanten oder die künstlerischen Hirngespinste seiner kleinen Geliebten! Er neckte sie zwar ein wenig, wenn er sie beim Studium ihrer Rolle traf: „Christel, auf die Helena werd' ich jetzt bald eifersüchtig sein, als wär' sie ein schöner, junger Mann!“ Oder er forderte sie einmal gnädig auf: „Sprich mir doch einmal etwas aus deiner Rolle vor!“, setzte sich dann mit gekreuzten Armen und lächelnden Lippen hin, so daß sie gleich merkte, wie er sich innerlich über sie amüsierte. Da wurde sie denn so befangen, daß sie ganz verwirrt, ganz schlecht sprach, so wie sie selber es gar nicht begriff und wie sie nie vor Weinberger oder auf den Proben gesprochen hatte. Der Intendant nickte, lächelte, sagte: „Na ja, wenn das Lampenfieber erst überwunden ist, wirst du das ganz hübsch machen!“ und dachte bei sich, daß nur ein ganz verrückter Mensch wie Weinberger auf den Gedanken verfallen könne, solch eine Helena vor das Publikum zu stellen. Als er gegangen war, starrte Christel verzweifelt vor sich hin. Wenn sie nun am Abend so elend sprach wie eben jetzt, wenn auch das Publikum der Großstadt ihr bewies, daß sie eine Stümperin war, was sollte dann werden?

Auf den ersten Proben kümmerte sich Weinberger nicht sonderlich viel um Christel.

Digitized by Google

Er hatte zunächst mit den Darstellern des Julian und des Maximus zu tun und besonders mit der großen Kirchenszene des ersten Aktes. Nur einmal fragte er Christel in einer Pause: „Haben Sie sich mit dem Stück soweit vertraut gemacht, daß Sie Ihre Rolle der Bedeutung nach vollkommen verstehen?“

Sie entgegnete ein wenig beschämt: „Ach, Herr Weinberger, das ist sehr schwer! Dazu muß man schon viel mehr wissen, als ich weiß!“

Er sah sie überrascht an. „Ich dachte, Sie hätten vielleicht jemand, der mit Ihnen liest . . .“

Sie verstand, wen er meinte, wurde rot, wenn sie daran dachte, wie arm und dumm sie vor dem Intendanten dagestanden war. „Ach nein, ich plag' mich schon lieber allein damit herum! Es ist auch nicht so angenehm, wenn man immerfort spürt, daß man doch nur eine Gans ist!“

Er lächelte. „Wenn es Ihnen paßt, Fräulein Müller, lese ich Ihnen das Stück vor! Ich könnte Ihnen dann auch gleich ein wenig meine Ideen über Bewegung und Haltung beibringen, die sehr wichtig sind und mit denen wir sonst auf den Proben viel Zeit verlieren. Ist es Ihnen recht?“

Natürlich war es ihr recht. Er fragte noch, ob er bei ihr vorlesen sollte oder ob sie zu ihm kommen wollte, und sie meinte, sie käme lieber in *seine* Wohnung. Auch ihm war das lieber, weil er schon Stiche, Photographien, Stoff und Schmuck angehäuft hatte und man dann gleich proben konnte, wie Helena aussehen, bekleidet und geschmückt werden müsse.

Ja, das war nun etwas ganz anderes, als die selbstgefällige Herablassung des Intendanten. Weinberger las ja viel schlechter, sogar nicht einmal dialektfrei, aber man merkte ihm an, wie er ganz vor dem Dichter hinschmolz und wie er glücklich war, die Worte sprechen zu können, die jener geschrieben hatte. Wenn Christel etwas fragte, freute er sich an ihrem Interesse und erzählte ihr die seltsame Geschichte des Apostaten voll Wärme und doch so einfach, daß sie alles begriff. In der Hauptsache mußte sie freilich auch hier unter vier Augen ihre Rolle studieren, mußte alles verlernen, was Baumann ihr beigebracht hatte, und dämpfen, was ein jäh aufzuckender Instinkt ihr riet. Die Helena, die Weinberger haben wollte, durfte nicht schreien, nicht losdonnern, nicht mit bekannten Armgesten die Luft durchsägen. Alles an ihr und in ihr mußte durch eine gebändigte, bis zur Ekstase sich steigernde Nervenkunst ausgedrückt werden, die weder einer Eboli noch einer Orsina, noch einer Adelheid geziemt hätte, die aber eben aus der Helena machen mußte, was sie wohl im Leben gewesen war: eine bis ins Mark verderbte Byzantinerin.

Als er ihr das erstemal das Wesen ihrer Rolle nach seiner Art erläutert hatte und sie ein paar Stunden lang sich mühte, seinen Absichten zu folgen, wurde sie so wirr und unsicher, daß sie später den Intendanten von den künstlerischen Ansichten Weinbergers sprach und fragte: „Ich weiß nicht, wenn er mir's so erklärt, gefällt mir das alles ganz gut, aber ob das am Abend wirkt und was das Publikum dazu meinen wird — ich bitt' dich, du verstehst doch soviel vom Theater, sag' doch, ob der Weinberger recht hat!“

Er lächelte ironisch. „Aber liebes Kind, *ich* laß' dich doch nicht die Helena spielen, sondern diese jungen Herren! Also folg' ihnen und mach' alles so, wie sie's wollen!“ Und bei sich dachte er, daß er froh sein würde, wenn Proben und Aufführungen und das ganze Theatergeschwätz endlich vorüber waren, denn er wollte ja doch ein süßes Mädel zur Freundin haben, nicht aber einen Star.

Am Abend der ersten Aufführung trug Weinberger Sorge, daß Christel genau nach dem Mosaikgemälde von San Vitale hergerichtet wurde, das die Kaiserin Theodora mit Justinian und dem Hofe zeigt. An drei Stunden hatte er im Verein mit einem Maler, dem Friseur und der Garderobiere an ihr herumgeschminkt, frisiert, drapiert, so daß sie todmüde war, noch ehe der Vorhang aufging. Die Müdigkeit verflog aber schnell, als sie in den Spiegel sah, und erst recht, als sie merkte, wie betroffen der Vorstand des Literaturbundes von ihrem Aussehen war. Schön, nach Theaterbegriffen schön, war sie wohl nicht, aber sie sah so stilvoll aus mit ihrer schlanken Gestalt, die in ein violettes, von Goldstickerei starres Gewand gepreßt war, mit dem jungen Gesicht, das durch eine raffinierte Schmink-

Digitized by Google

kunst ganz schmal, mit übernatürlich großen, leichterschreckten Augen erschien, und mit der steifgelockten, rötlichen Perücke, in der ein Goldband, mit wertvollen Kameen geschmückt, saß. Als man ihr noch einen gelben Mantel um die Schultern hing und auf der Brust ein großes Kreuz mit roten Steinen und mystischen Zeichen funkelte, wirkte sie nicht wie eine Theatergestalt, sondern wie ein Symbol von Byzanz.

In der großen Kirchenszene des ersten Aktes spielt die Helena eigentlich nur eine Statistenrolle; die wenigen Worte, die sie zu sagen hat, vermögen nicht über das Wesen der Darstellerin Aufschluß zu geben. Dennoch ging eine kleine, flüsternde Unruhe durch den Zuschauerraum, als man sie im Gefolge des Kaisers, vor der Basilika erblickte, denn jeder mußte doch dem andern zuraunen, daß dies die Müller, die Freundin des Intendanten, sei. Aber auch noch anders blickten sie sie an als mit Neugier und Klatschsucht: sie wirkte heute als Erscheinung so eigenartig und faszinierend, daß jeder in ihrem Bann war, obgleich keiner gewußt hätte, ob sie schön oder häßlich sei. Gegen Ende des ersten Aktes kam dann ihre erste, ganz kleine Szene mit ihrem Verlobten, dem Neffen und Nachfolger des Kaisers. Wie Helena jetzt eine Sekunde lang die Augen schloß, den Kopf ein wenig zurücklegte und mit einer der kargen, stilisierten Gesten, die Weinberger sie gelehrt hatte, die Worte sprach: „Gallos, jetzt tagt es über unserer Hoffnung!", da spitzten sie im Parkett die Ohren und nahmen die Operngläser zur Hand, weil in dieser Stimme und in diesem Gesicht ein Ausdruck der Erlösung lag, der nicht nur aus dem Herzen der Kaisertochter kam, sondern auch aus einem Menschen, der sich fast zu Tode gesehnt hat nach einem Strahl der Hoffnung. Als der Vorhang fiel, klatschte ihr Weinberger, der in den Kulissen stand, freundlich zu: „Machen Sie nur so weiter, dann wird der vierte Akt recht schön werden!"

Sie nickte und war froh, daß sie nichts zu entgegnen brauchte. Sie hatte da draußen eine solche Angst empfunden, daß ihre Stimme hin und her geflackert war, wie ein Licht im Wind, und sie hatte schon gemeint, daß dieser Abend enden müsse, wie die Abende in der Provinz geendet hatten. Sie wußte ja nicht, daß gerade diese angstbebende Stimme der ewig zitternden Helena einen besonderen Reiz verliehen hatte. Dann kam der vierte Akt, in dem Helena, die bereits mit Julian vermählt ist, ihren vom Feld heimkehrenden Gatten in qualvoller Unruhe erwartet, weil sie nicht weiß, ob er als Sieger oder als Besiegter kommt. Und dann, da sie einen Sieger in den Armen hält, ihr ausbrechender, skrupelloser, von mystischen Redensarten und Gottanrufungen überströmter Ehrgeiz, der Julian anfeuern will, den Kaiser zu morden und sich selber den alten Perlenreif der Rhomäer aufs Haupt zu setzen:

„Christus ist gut. O, sei fromm, Julian, so verzeiht er viel. Ich werde helfen. Gebete sollen für dich aufsteigen. Gelobt seien die Heiligen! Gelobt seien die Blutzeugen! Glaub' mir, wir werden später alles sühnen. Gib mir die Alemannen zur Bekehrung; ich will Priester unter sie senden; sie sollen sich vor der Gnade des Kreuzes beugen."

Julian: „Die Alemannen beugen sich nicht davor."

Helena: „So sollen sie sterben! Wie süßer Opferrauch soll ihr Blut zum Gebenedeiten emporsteigen. Wir wollen seine Herrlichkeit mehren; sein Ruhm soll durch uns verkündet werden. Ich will selbst mit dabei sein. Mir die Alemannenweiber! Beugen sie sich nicht, so werden sie geopfert! Und dann, mein Julian, — wenn du mich wiedersiehst, — verjüngt, verjüngt! Gib mir die Alemannenweiber, Geliebter! Blut —, es ist doch kein Mord —, und das Mittel soll unfehlbar sein —, ein Bad in Jungfernblut —"

Julian: „Helena, du frevelst!"

Helena: „Ist es ein Verbrechen zu freveln um deinetwillen?"

Julian: „Du Schöne, du Einzige!"

Helena (beugt sich über seine Hände): „Mein Herr vor Gott und den Menschen! — Bleib diesmal standhaft, Julian! Mein Held, mein Kaiser! Ich seh' den Himmel offen. Priester sollen Christi Lob singen, meine Frauen sollen sich zum Gebet sammeln. (Mit erhobenen Armen.) Gebenedeiter! Herr der Heerscharen! Der du Gnade und Sieg in deiner Hand hältst —"

Das Publikum saß erstaunt und gefesselt. Sie vermochten nicht zu unterscheiden, wo

Digitized by Google

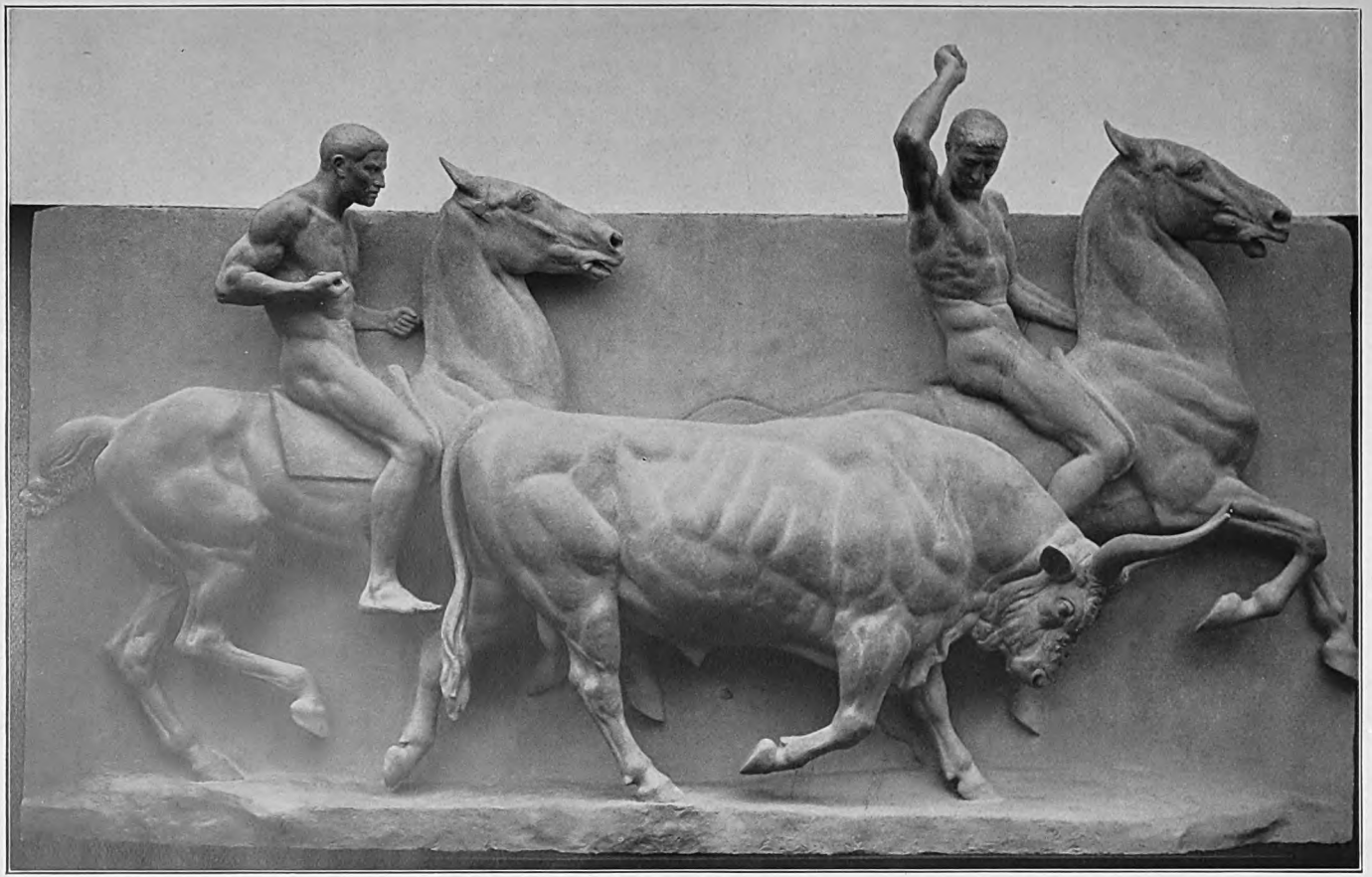
hier die Kraft des Dichters und die Begabung der Schauspielerin ineinanderflossen, sie wußten nur, daß sich hier eine Szene vor ihnen abspielte, wie sie kaum je eine gesehen, und sie waren fast unwillig, als der Tribun des Kaisers eintrat, für den die Sprache mystischer Leidenschaftlichkeit sich zu geistreichen Spitzfindigkeiten wandelt. Und dann die letzte, entscheidende Szene, da die vergiftete Helena in Fieberphantasien Julian verrät, wie sie, selbst genarrt und betrogen, ihn genarrt und betrogen hat: „Töte den Priester auch! Ich will ihn fürder nicht mehr sehen. Du kennst ja unser süßer Geheimnis. Du Sehnsucht meiner Tage, Entzücken meiner Nächte! Du selbst warst es ja, — in deines Dieners Gestalt — in der Betkammer; ja, ja, du warst da — du warst es — im Dunkel, in der Luft, in des Weihrauchs Schleierwolken —, jener Nacht, da der werdende Cäsar unter meinem Herzen —“

Über dem ganzen Theater lagerte Totenstille. Atemlos sahen sie auf die Bühne, wo das schlanke, vom Wahnsinn geschüttelte Weib so viel Mystizismus und schauderhaftes Geheimes offenbarte, daß jeder begriff, wie dieser Augenblick den Abfall Julians vom Galiläer entscheidet. Und wieder wußten sie nicht, ob es der Dichter war, der sie so mächtig rührte, oder die kleine Schauspielerin, von deren rotgeschminkten Lippen Töne von unbegreiflicher Süße und bebender Wollust klangen. Was Weinberger gewollt hatte: die Offenbarung einer gebändigten, sich bis zu Ekstasen steigernden Nervenkunst, die alle groben, äußeren Effekte verschmäht, — hier trat sie überwältigend in die Erscheinung. Gewiß war Christels Leistung keineswegs ausgeglichen, da und dort war vielleicht eine Bewegung gewöhnlich, eine Betonung anfechtbar, aber das Wesen der Helena, das nervöse, dekadente, unserm modernen Empfinden verwandte Wesen der Byzantinerin, das hatte sie erfaßt und so überzeugend wiedergegeben, wie nur ein großes Talent wiedergeben kann, das endlich die Rolle gefunden hat, in die es sich restlos ergießen darf. Das Publikum saß, staunte und erkannte, daß dieser Abend mehr war als eine Theateraufführung, daß es Zeuge sein durfte, wie eine eigenartige, vielleicht bizarre Begabung zum erstenmal ans Licht trat. Und weil es um die Geburtsstunde des Ruhms immer ein schönes Ding ist, so jubelte es der jungen Schauspielerin zu, die es heute gleichsam aus der Taufe hob.

Von den andern Mitspielenden mehr geschoben als mit den Füßen gehend, erschien Christel wieder und immer wieder vor dem Vorhang, blaß, fast verstört aussehend, ganz aufgelöst in Spiel, Leidenschaft und Erfolg. Der Ausdruck lauschender Spannung, der so oft ihr Gesicht gezerrt hatte, war verschwunden. Mit großen, ernsten Augen starrte sie über das klatschende Publikum hinweg, in eine unabsehbare Weite. Allmählich sah dann ihr Gesicht wie von innen durchleuchtet aus: von da drunten, aus dem klatschenden Parkett, erscholl ja wieder die lockende Stimme, die schon so oft gerufen und in die Irre gelockt hatte. Heute aber klang sie stark und sicher wie nie zuvor, und Christel wußte, daß die nun immer in ihr Leben hineinrauschen würde. Denn draußen, in der unabsehbaren Weite, lag sonnenbeglänzt der Weg, der sich so oft im Nebel versteckt, den sie so oft verfehlt hatte und den sie nun nimmer verlassen würde, bis zum Tod. Wie sie jetzt ganz allein vor den Vorhang trat, um sich abermals dankend zu verneigen, schlug sie unwillkürlich die herabhängenden Hände zusammen und breitete sie wieder weit aus, als wollte sie in ihren Armen alles umfassen, was dieser Abend ihr bot. Überwältigt, erschöpft stand sie da, hilflos und rührend im Sturm des Glücks —

Oben in einer Loge saß der Intendant. Er war erst gekommen, als die Vorstellung schon im Gang war, denn er mochte sich nicht dem Publikum als Schaustück der Neugier und Klatschsucht preisgeben. Er saß den ganzen Abend über von einer Säule fast verborgen und sah regungslos zu, wie Christel von Szene zu Szene schritt. Als sie nach dem vierten Akt vor dem Vorhang erschien, nahm er sein Opernglas und legte es nicht mehr weg, bis sie zum letztenmal verschwunden war. Er sah, wie ihr Gesicht sich entspannte, er wußte, auf welchen sonnenbeschienenen Weg ihre großen, starrenden Augen blickten, er hörte den Beifall, der ihr entgegenscholl, und ihm war, als schritte Christel, die da herauskam, be-

Digitized by Google



Reiter mit Stier. Bildwerk von Prof. Louis Tuaillon

Digitized by Google

Digitized by Google

klatscht wurde, sich verneigte, von ihm weg, Fernen entgegen, in die er ihr nicht folgen durfte...

Er stand auf und verließ das Theater unbemerkt, wie er gekommen war.

Ostern fiel in diesem Jahr sehr früh, die Universitätsferien begannen noch unter Schnee und Regen. Doktor Richter hatte aber trotzdem seinen Koffer gepackt, denn er wollte die Ferien in Salzburg verbringen. Es drängte ihn, endlich einmal mit Agnes für längere Zeit ungestört beisammen zu sein, ohne daß man immerfort nach der Uhr sehen mußte, um den letzten Zug nicht zu versäumen. Es gab ja auch gerade jetzt, wo die Scheidung immer näher rückte, soviel zu besprechen, daß man ganze Tage vor sich haben mußte, um alles zu bedenken und zu sagen, was der Zukunft gehörte. Er konnte es kaum erwarten, Agnes wiederzusehen, und war nicht weniger ungeduldig, von seiner Mutter wegzukommen. Er hatte der Generalin vor einigen Wochen mitgeteilt, daß er Agnes heiraten würde, hatte gehofft, daß nun das ewige Nörgeln und Sticheln verstummen würde. So war er nervös geworden von dem ewigen Unfrieden daheim und von dem ganzen Interimszustand, den sein Dasein jetzt darstellte. Er sehnte sich danach, wieder einmal in Ruhe und Freudigkeit zu arbeiten, und nach der Arbeit ein geliebtes Gesicht zu sehen, das ihm zulächelte und ihn verstand.

Auch Agnes sah seiner Ankunft ungeduldig entgegen. Losgelöst von allem Früheren und im Neuen noch nicht verwurzelt, war sie in der letzten Zeit immer bedrückter geworden und auch immer erregter, je näher der Scheidungstermin kam. Da stand sie zwischen zwei Lebensabschnitten, zwischen zwei Männern, gehörte nicht hierhin und nicht dorthin, nicht mehr dem einen und noch nicht dem anderen. Sie hatte früher wohl heimlich über Planks Tyrannei geseufzt, über die Selbstverständlichkeit, mit der er sie nach seinem Willen gemodelt und sein Leben zu dem ihren gemacht hatte; aber nun, da sie sich und ihrem eigenen Willen hätte leben können, nun kam es ihr vor, als ob sie gar keinen eigenen Willen hätte, als ob sie immer einen andern neben sich haben müsse, der sie führte. Es war gewiß nur das Ungewohnte, das sie so ängstlich und unsicher machte, vielleicht fehlten ihr auch die rechte Beschäftigung und die fest umgrenzte Häuslichkeit, die sie in dem Hotelleben schmerzlich vermißte. So sah sie Doktor Richter mit der Sehnsucht eines schwankenden Herzens entgegen, das fürchtet, sich selber zu verlieren, und darum den Herrn ersehnt.

Lange ehe der Zug einlaufen sollte, mit dem Richter kam, stand Agnes in der Bahnhofhalle. Sie war so erregt, daß sie Doktor Richter zuerst übersah und nun wie gelähmt von Enttäuschung und Traurigkeit dastand, gleichgültige Fahrgäste an sich vorüber hasten sah. Wie Richter dann auf sie zutrat, war's ihr, als ginge die Sonne auf, als habe jetzt alle Not und alle Haltlosigkeit ein Ende, als wäre alles fest und schön verankert, daß nichts mehr sie voneinander reißen konnte. Sie schickten sein Gepäck mit dem Hotelwagen voran und gingen die wenigen Schritte vom Bahnhof bis Pitter zu Fuß. Sie sprachen wenig und gleichgültige Dinge über seine Reise, über das Wetter in Salzburg, über die Dauer der Ferien. Sie schienen ruhig und fröhlich, aber eine leise, quälende Traurigkeit stieg aus ihnen auf, während sie durch die kahle Kastanienallee hinschritten, die vom Bahnhof nach der Stadt führt.

Agnes hatte in einem Nebenzimmer ein hübsches, kleines Dejeuner bestellt, und während sie aßen und tranken, wich die leise Traurigkeit, das kaum merkliche Fremdsein, das vorhin zwischen ihnen gewesen. Sie schwatzten und lachten, stießen mit Ungarwein auf eine fröhliche Zukunft an, und Agnes erwähnte sogar mit ein paar flüchtigen Worten den bevorstehenden Termin, der wohl die Entscheidung in ihrem Scheidungsprozeß bringen würde. Richter trachtete, von dem Thema bald wieder abzukommen, das ihm stets peinlich war. Sobald Planks Name fiel, wurde er bedrückt, fühlte er sich unfrei.

Agnes hatte zuerst gemeint, daß Richter ebenfalls im Hotel wohnen würde, aber er verneinte es. „Unter einem Dach mit dir, das ginge doch nicht, nicht wahr? Ich suche mir lieber eine Privatwohnung. Man hat im Hotel auch nicht die richtige Ruhe und Stimmung zur Arbeit, und ich will in

Digitized by Google

den paar Wochen hier wirklich wieder einmal mit Vergnügen arbeiten! Es gibt ja hier überall so entzückende alte Häuser, die so stimmungsvoll aussehen, daß man sich nichts Besseres wünscht, als darin zu wohnen. Ich hab' mir schon manchmal gedacht, daß die Salzburger, die aus solchen Häusern kommen, eigentlich ganz besondere Menschen sein müssen."

„Ach du, ich glaube, du wärst sehr enttäuscht, wenn du sie kennen lerntest. Das sieht sich von außen alles reizend an, aber wie diese Häuser und diese Menschen in Wahrheit sind — —"

Er wurde ein wenig ungeduldig. „Ich bilde mir natürlich nicht ein, daß in Salzburg die Menschen anders sind wie anderswo. Aber es ist doch ganz hübsch, sich Zusammenhänge zwischen den Häusern und dem Wesen ihrer Bewohner auszudenken!"

„Wollen wir gleich nachher auf Wohnungssuche gehen?"

„Aber gern, Liebe, nur möcht' ich nicht, daß du müde wirst vom Herumlaufen! Wenn's dir zuviel ist, find' ich mich auch allein zurecht!"

Sie ging aber gerne mit. Sie lief nach ihrem Zimmer, holte sich Mantel und Pelzwerk und ging nun wieder in ihrem Hermelinbarett und dem großen Muff neben ihm wie damals im englischen Garten, als sie sich zum erstenmal unter vier Augen sprachen. Er sah sie entzückt an und neckte sie ein wenig, daß all die schlanken Kaiserjägeroffiziere, die an ihnen vorübeigingen, sich nach ihr umdrehten. Und dann gingen sie über die Salzach hinüber zu den hohen, weitläufigen Häusern, die wie vergessen aus der Rokokozeit dastehen.

Ach, diese Wohnungssuche bot Schwierigkeiten, die sie beide nicht geahnt hatten, von denen sich hauptsächlich Agnes nie etwas hätte träumen lassen. Man ging von einem Haus zum andern, lief treppauf, treppab, wurde in saalartige Zimmer geführt, in denen noch Stücke alter Pracht vorhanden waren, und in neumodische, kleinere, die nach allgemeinem Vermieterinnengeschmack eingerichtet waren, aber kein einziges gefiel Richter, in keinem dieser Häuser fand er, was er vermutet hatte und suchte. Bald paßten ihm die Raumverhältnisse nicht, bald verletzte ihn die Gewöhnlichkeit der Möbel; dann wieder fand er es unmöglich, jeden Tag über eine ausgetretene, finstere Steintreppe zu gehen, und die altmodischen, düsteren Höfe, auf die Altanen mit allerlei fragwürdigem Krimskrams niedersahen, verursachten ihm fast körperliches Unbehagen. Als sie zum zehnten oder zwölftenmal eine halsbrecherische Treppe hinuntertappten, sagte Richter: „Ich glaube, wir suchen in diesem Viertel nicht weiter. Das ist alles so rückständig, so verkommen, daß ich nicht verstehe, wie ein gebildeter Mensch hier überhaupt wohnen oder gar arbeiten kann!"

Agnes sagte nichts. Sie dachte an das Mozarthaus, das ganz dicht in der Nähe lag und das ihr fast die liebste und wehmütigste Erinnerung an Meister Amadeus war. Sie sah die zwei ärmlichen, düstern Gelasse, mit den armen, vertretenen Schwellen, den niedrigen Türen, dem harten, kleinen Sofa und dem klimperigen Spinett... Und noch etwas anderes, ihr näherliegendes, fiel ihr ein. Vor vielen Jahren hatte sie einmal mit ihrem Mann eine Alpenfahrt gemacht, und sie waren auf einer Schutzhütte zwei Tage lang eingeregnet geblieben. Sie hatte sich damals mit flüchtigen Hüttenbekanntschaften und dicken Bänden alpiner Zeitungen etwas mühsam durch die achtundvierzig Regenstunden durchgeschlagen und sich im stillen gewundert, daß Plank so geduldig dasaß und in den Nebel hinausstarrte, der die Hütte einhüllte. Als sie dann am dritten Tag bei Sonnenschein den Abstieg begannen, sagte er, während er seinen Rucksack achselte: „Na, ich habe das schlechte Wetter gar nicht so langweilig gefunden! Das war gerade schön, um mir im Kopf eine ganz neue Einrichtung vom Shakespeareschen ‚Sturm' zurechtzulegen. Sobald ich wieder daheim bin, werde ich die Sache mit meinen Regisseuren besprechen!"

Gar zu gern hätte sie Richter die kleine Episode erzählt oder ihn wenigstens wie zufällig in das Mozarthaus geführt, aber sie mochte den Namen ihres Mannes nicht nennen, mochte Richter auch nicht durch lehrhaften Tadel die Stimmung noch mehr verderben, als der Anblick der Wohnungen es schon tat. Sie ging also schweigend neben ihm weiter, aber sie konnte es nicht hindern, daß ihre Stirne ein paar Falten bekam und

Digitized by Google

ihr Gesicht mißmutig aussah. Er merkte es und meinte: „Geh doch nach Hause, Schatz, was sollst du noch länger mit herumlaufen?! Jetzt fängt's auch noch zu regnen an, da ist's wirklich besser, du bist daheim und erwartest mich!"

Sie ließ sich's nicht zweimal sagen und ging zum Hotel zurück, niedergeschlagen und doch ganz froh, daß sie ein wenig allein sein konnte. Endlich, nach abermals zwei oder drei Stunden hatte Richter die Wohnung gefunden, die seinen Wünschen annähernd entsprach. In der Arenberggasse stand noch aus Salzburgs glänzender Zeit ein kleines, palastähnliches Haus, das im achtzehnten Jahrhundert für das Liebchen irgendeines Fürstbischofs gebaut worden war. Heute wohnten in dem einstigen Liebesnestchen biedere Offiziers- und Beamtenfamilien, deren ganze Lebensführung freilich nicht recht zu dem Haus voll Rokokograzie und -erinnerungen paßte, aber was tat's, daß auf den prächtigen marmornen Freitreppen statt gepuderter Lakaien die einfachen Köchinnen der Mietsparteien umherstanden und daß durch die weitläufigen Räume statt eines koketten Dämchens oder einer purpurnen Soutane der Herr Sektionschef oder die Frau Major schritt? Die Bürgerlichkeit der Moderne hatte weder die köstliche Raumverschwendung früherer Zeit beschränken, noch die reichen Stuckornamente der Decken, die kunstvoll eingelegten Muster der Parkettfliesen zerstören können, und in den zwei märchenhaft großen Gelassen, die die verwitwete Frau Finanzrätin von Sterzel vermietete, standen echte, dunkelbraune Rokokomöbel mit verblaßten, einst grünen Seidenbezügen, nur ganz spärlich untermischt mit etlichen neuzeitlichen Stücken, die der Bequemlichkeit dienten und nicht einmal abstoßend häßlich waren. Die Fenster der Zimmer gingen auf einen hübschen Garten, der jetzt wohl in seiner Kahlheit trostlos aussah, aber die Frau Finanzrätin meinte, daß nach dem ersten warmen Regen gleich überall das Grün kommen würde, und Doktor Richter, der noch die düsteren Höfe, die ausgetretenen Treppen, die finsteren Gänge, die niedrigen Zimmer der Altstadt im Gedächtnis hatte, war sehr entzückt und mietete sich bei der Frau Finanzrätin ein. An sein stilles, weltentrücktes Studio daheim, um das die Generalin wie um ein Heiligtum schlich und das so ganz auf ihn abgestimmt war, durfte er freilich nicht denken.

„Aber du wirst sehen, Liebste, wir werden jetzt ein paar herrliche, stille Wochen für uns ganz allein haben. Nun nur noch ein wenig schönes Wetter, und es wird sein wie im Paradies!"

Das Wetter wurde aber nicht schön. Zuerst graupelten Schnee und Regen im Wirbeltanz durcheinander, dann wurde dem Schnee die Sache gar zu feucht, und er überließ die Stadt dem Regen. Nun rieselte es in gleichmäßigen Strähnen stunden-, halbetage-, tagelang. Um die Festungstürme von Hohensalzburg zogen weinerliche Nebelschwaden, der Gaisberg lag patzig und mißvergnügt da wie ein knurriges Ungeheuer, und kalt und weiß blickten aus der Ferne die Türme von Mariaplain auf die Trübsal her. Aus den veralteten Dachrinnen der Altstadt rauschten gluckfende Bäche, in den engen Gassen bedrängten sich die aufgespannten Regenschirme, die Salzach schlich grau und träge dahin, als freute sie das Leben nicht mehr, und wer einen der weiten Plätze überqueren sollte, schauderte noch vor dem ersten Schritt, wenn er die nassen Steine sah und die kleinen Wassertromben, die der Zugwind von allen Ecken herwirbelte. Die Menschen, die im Sommer so hübsch und österreichisch elegant aussahen, schienen mit eins mißvergnügt, zerzaust, kleinstädtisch. Ganz Salzburg glich einem verregneten Sommerfest, und wenn erst noch die Dämmerung sank und das Glockenspiel mit seiner vom Alter scheppernden Stimme das Hobellied anhub, dann fiel jedem der ganze Jammer der Kleinstadt an, und alles ringsum schien zu versinken in einem Meer von Melancholie.

Die ersten Tage achteten Agnes und Richter nicht auf das Wetter. Es tat ihnen wohl leid, daß sie soviel im Hause bleiben mußten, aber schließlich waren sie doch Liebesleute und hatten sich also immerfort Dinge zu sagen, sich an Vorkommnisse zu erinnern, die scheinbar nichtig waren und für sie doch eine besondere Bedeutung hatten. Und dann mußte doch auch ihre Zukunft eingehend besprochen werden, das Leben, das nach der Scheidung anheben

Digitized by Google

und sie beide für immer vereinen sollte. An Heirat konnte man freilich erst übers Jahr denken.

„Aber solange halt ich's nicht ohne dich aus!" sagte Richter lachend. „Sobald der Prozeß beendet ist, lass' ich mich von den Vorlesungen dispensieren, und wir gehen in ein warmes Klima, wo es immer Sommer ist!"

„Aber bist du komisch! Bis dahin ist's doch auch hier Sommer und überall, da brauchen wir doch nicht mehr von hier wegzugehen!"

Sie machten allerlei Pläne, überlegten, wo sie ihren künftigen Wohnsitz nehmen wollten, malten sich das Dasein voll gemeinsamer Arbeit und steigendem Erfolg aus, sahen dazwischen wohl auch nach dem Barometer, das mit schöner Beharrlichkeit auf Regen oder Wind hockte, liefen ein wenig in den Straßen auf und ab, um Luft zu schöpfen, und landeten schließlich in einem der behaglichen Cafés, wo man bei Melange, Kipfeln und tausend Zeitungen die Mühsal des Irdischen für eine Weile mit gutem Humor ertragen konnte. Als aber der Regen unstillbar durch Tage und Nächte weiterrieselte, als ob der Himmel sich todweinen wollte, wurden sie allmählich stiller und bedrückter. Was sollte man schließlich immerfort sprechen, wenn man den ganzen Tag beisammen saß, keine neuen Eindrücke von außen empfing, keinen andern Menschen sprach oder auch nur sah und nicht einmal einen Winkel für sich hatte, in dem man sich ungestört herzen konnte, sondern immer nur das langweilige, unpersönliche Wohnzimmer des Hotels, in das jeden Augenblick ein Gast oder ein Kellner kommen konnte? Gewiß, man konnte lesen und sich gegenseitig vorlesen, aber immer noch blieb der Tag erschreckend lang und leer. Agnes fing aus Langerweile sogar wieder zu sticken an; sie machte zwar ungern Handarbeiten, aber immerhin verging dabei die Zeit, und die Finger waren mechanisch beschäftigt. Zu Anfang stellte sie sich ein wenig ungeschickt, weil sie solcher Arbeit ganz entwöhnt war; im Hause des Intendanten hatte es für sie immer so viel und so vielerlei zu tun gegeben, daß sie zu solch fleißig aussehendem Müßiggang keine Zeit gefunden hatte. Zuweilen ließ sie die kleine Stickerei in den Schoß sinken, sah mit starren Augen hinaus in den unstillbaren Regen und erinnerte sich an Dinge, an die sie doch nicht mehr denken wollte. Sah wohl verstohlen Richter von der Seite her an und merkte, daß auch über seinen hellen, knabenhaften Augen ein leichter Schleier lag. Sie nahm die Arbeit wieder auf und stichelte weiter.

Schließlich sagte Richter: „Weißt du, Agnes, wir müssen unsere Zeit anders einteilen! Man kann wohl den ganzen Tag beisammen sein, wenn man irgend etwas unternimmt, aber so immerfort im Hotel zusammensitzen, das bringt einen völlig herunter! Ich schlage dir vor, ich arbeite jetzt vormittags bei mir zu Hause, dann speisen wir zu Mittag, und nachmittags, nach deiner Siesta, lese ich dir vor, was ich geschrieben habe, und wir beratschlagen zusammen, was ich am nächsten Tag arbeite. Ich komme ohnehin mit meinem neuen Stück nicht recht weiter und bin sehr neugierig, was du dazu sagst. Deine Meinung und dein Rat sind mir selbstverständlich außerordentlich wichtig, verehrte Sachverständige!"

Ihr Gesicht wurde hell. Ja, das war eine gute Idee von ihm, daß er vormittags allein und nachmittags mit ihr zusammen arbeiten wollte. Der ganze Tag bekam ein anderes Gesicht, eine kleine, angenehme Spannung, wenn man die eine Hälfte der Zeit auf das warten mußte, was die andere erfüllte. Sie wurden plötzlich ganz gesprächig und heiter und freuten sich, daß sie künftighin nicht mehr unzertrennlich beisammensitzen wollten.

Die nächsten Wochen ließen sich sehr gemütlich an. Agnes hatte in einer Ecke des Hotelzimmers den Teetisch decken lassen, stellte selbst noch kleine Gläser mit Blumen auf und ein Tellerchen, auf dem Salzburgs Spezialleckerei, die silberigen Mozartkugeln, gehäuft lagen. Sie war vormittags nicht zu Hause geblieben, hatte ihre kleinen Besorgungen gemacht und auch noch das Landesmuseum besucht, und so war sie zugleich angeregt und auch froh, jetzt stillzusitzen und zuzuhören. Auch Richter war vergnügt, wenngleich er ein wenig jammerte, daß die Sauberkeit in seinen Zimmern zu wünschen übrigließe, daß der berühmte österreichische Kaffee nicht entfernt so gut wäre wie der, den er

Digitized by Google

von Hause aus gewöhnt sei, und daß die Wäscherinnen hier — nein, über die Wäscherinnen könne man gar nicht reden! Agnes lachte, denn sie war diese kleinen Lamenti nun schon gewöhnt. Sie kümmerte sich nicht weiter darum, aber sie merkte doch immer aufs neue, wie verwöhnt und verzärtelt in allen Einzelheiten dieser Mann war, um den eine tüchtige und eifersüchtige Mutter die ganze Sorgfalt ihrer Liebe breitete. Früher hatte Agnes immer gemeint, daß sie für den Intendanten das möglichste an sorgender Zärtlichkeit leiste, aber wenn sie jetzt hörte und mehr noch sah, was die Generalin dem Sohn tat, kam sie sich wie eine Stümperin vor. Freilich hätte Plank soviel Verwöhnung nicht vertragen, geschweige denn verlangt.

Als der Kellner den Tee gebracht hatte, begann Richter vorzulesen, während Agnes stickte. Er las ohne Unterbrechung den ersten Akt seines neuen Stückes, machte dann eine Pause, um Agnes' Urteil zu hören. Die Exposition erschien ihr gut, wenn auch zu lang. „Aber das läßt sich ja streichen, das besorgt dir jeder Regisseur!"

„Und sonst bist du zufrieden?"

„Sehr zufrieden, vorausgesetzt, daß es so weiter geht!"

Am nächsten Tag las er den zweiten Akt und einige Tage später den dritten, den er eben erst vollendet hatte. Die zwei letzten hoffte er wenigstens im Rohbau noch während seines Salzburger Aufenthalts fertigzustellen. Über diesen zweiten und dritten Akt sprachen, ja stritten sie eifrig miteinander, denn hier gingen nicht nur ihre Meinungen, sondern auch ihre Grundansichten über Theater und dramatische Kunst weit auseinander. Wohl verwarf Richter nie glattweg, was Agnes aussprach, sagte immer ganz ehrlich: „Ich will's bedenken!", aber zu ihrem Staunen kam als Resultat des Bedenkens nie die Einsicht, daß sie recht hatte, vielmehr bestand er mit einer stillen Eindringlichkeit, die sie Eigensinn nannte, auf seiner Absicht.

„Agnes, ich kann nicht willkürlich Dinge ändern, nur weil sie dir nicht gefallen! Ich muß schreiben, wie ich's empfinde, wie mein Herz mir's sagt ..."

„Ich bitte dich, das sind doch nur Redensarten! Wenn man für die Bühne schreibt, muß man sich auf ganz andere Mächte verlassen als auf das eigene Herz!"

„Muß man? Ich werde es nicht tun!"

Sie zuckte die Achseln. „Dann wirst du eben nie ein wirksames Theaterstück schreiben!"

„Habe ich denn nicht schon eins geschrieben?"

Sie sagte gedehnt: „O — ja! Aber vergiß nicht, das war ein Erstlingswerk! Das ist etwas anderes, da wirkt naiv und reizvoll, was später langweilig erscheint! Erstlingsstücke wie ‚Magelones Freier' verpflichten zu nichts. Dann muß man aber fest an sich arbeiten, daß man ein wirklicher Dramatiker wird!"

Sie wußte gar nicht, daß sie in diesem Augenblick fast ebenso lehrhaft sprach, wie Plank bei solchen Anlässen zu sprechen pflegte, und je ausweichender Richter antwortete, um so hartnäckiger kam sie auf den Sinn ihrer Behauptung zurück, gerade als ob er ein Kind gewesen wäre, das sie nicht verstand. Das war jetzt überhaupt ein stetig wiederkehrender Streitpunkt zwischen ihnen, ob das Wesentliche an Richters Arbeit das Dramatische oder das Dichterische sein müsse. Diese scheinbar rein literarische Frage vertiefte sich bald zu einer Gegensätzlichkeit, die weit über das Kunstproblem hinausreichte. Sie leuchtete wie mit Blitzlicht in Tiefen hinein, von denen die zwei Menschen selbst kaum wußten, sie offenbarte ganz persönliche Menschlichkeiten, wenn es sich auch nur um die Spannung einer Theaterszene oder die Verzögerung eines erfundenen Konflikts handelte. Agnes, die sich ehedem an ihrem Teetisch mit Richter gegen Planks einseitigen Bühnenautokratismus gestellt hatte, sprach jetzt, da sie eine eigene Meinung vertrat, mit Planks Worten, dachte mit seinem Kopf. Diese langen Jahre neben ihm und in der Atmosphäre des Theaters hatten ihr Blick und Sinn für alles Bühnengerechte geschärft, ihr auch jene naive Geringschätzung gegen das rein Literarische beigebracht, das allen Theatermenschen anhaftet. Sie war darum erstaunt und ärgerlich, daß Richter sie nicht als unbedingte Instanz anerkannte, wenn sie ganz richtig lyrische oder allzu psychologische Stellen in dem neuen Stück als überflüssig streichen wollte. Sie fand es lächerlich, daß er an jedem Worte hing und

Digitized by Google

gerade auf Vorgänge Wert legte, die keineswegs bühnenwirksam waren. Sie gab sich dann gar keine Mühe, ihren Unmut zu verbergen, nahm vielmehr einen leicht ironischen, überlegenen Ton an, so als ob eine ungeheuere Distanz von Erfahrung und Kunsterkenntnis sie von dem jungen Dichter trennte. Sie sprach das Wort „undramatisch" mit einem Ton der Verächtlichkeit und „bühnenwirksam" so ehrfurchtsvoll, daß Richter, trotz aller Liebe und Verehrung für diese Frau, sich fragte, ob sie nicht doch zuweilen in geistigen Fragen primitiver und oberflächlicher sein könnte, als er gedacht hatte. Einmal sagte sie zu ihm: „Du mußt doch einsehen, daß für ein Bühnenwerk der dramatische Vorgang die Hauptsache ist, und du mußt doch auch zugeben, daß ich in diesem Punkt einige Erfahrung habe, vermutlich sogar mehr als du! Es ist also bloß Rechthaberei oder verletzte Eitelkeit, wenn du nicht nachgibst und die Szene nicht änderst."

„Könnte es nicht auch etwas anderes sein?" Er lächelte, während er's fragte, aber sie spürte, daß sich jetzt auch bei ihm etwas wie Geringschätzung regte. Sie fragte spitz: „Also was ist es denn, wenn es nicht Eigensinn oder Eitelkeit ist?"

„Nur eine Kleinigkeit, liebe Agnes! Es ist nämlich, daß ich ein Literat bin, vielleicht sogar ein Dichter, sicher aber kein Stückeschreiber, der nach Schema F arbeitet, wie's irgendein Theaterdirektor ihm vorschreibt! Wenn ich ein Stück schreibe, so kann ich nicht zuerst an das Publikum denken, sondern ich muß das Kunstwerk schaffen, das mir dabei vorschwebt. Ob's glückt oder nicht, ist eine Sache für sich, und ob's gefällt oder nicht, das steht auf einem ganz andern Blatt — —"

Sie zuckte die Achseln. „Wenn man dich so reden hört, kann man sich nur wundern, wie du je ‚Magelones Freier' fertiggebracht hast!"

„Und wenn man dich hört, wundert's einen, daß ihr's je aufgeführt habt!"

Sie blieben eine Weile stumm, jeder verdrossen und gekränkt, daß der andere sich immer weiter von ihm entfernte. Agnes stichelte sehr eifrig an ihrer Stickerei, Richter packte nervös sein Manuskript zusammen und verschloß es mit einer energischen Handbewegung in der Ledermappe, so als ob er sagen wollte: ‚Nie wieder lese ich hier vor.' Allmählich schien es dann wohl beiden, als ob sie zu heftig geworden seien, und es kam ihnen töricht vor, daß sie sich wegen ganz abstrakter Dinge beinahe entzweit hätten. Sie schlossen lachend Frieden und trennten sich versöhnt und fröhlich, aber es war doch nur ein Waffenstillstand, dem jedesmal, so oft sie Richters Arbeiten lasen oder besprachen, neue Streitigkeiten folgten. Bei jedem dieser Wortwechsel, die sich fast nie um persönliche, immer nur um allgemeine und insbesondere künstlerische Dinge handelten, merkte Agnes immer deutlicher, daß Richter eine ganz bestimmte, von ihr selbst grundverschiedene und doch wiederum eine ihr allzu ähnliche Persönlichkeit darstellte. Er war kein Mann des starken Willens oder der selbstbewußten Tat, empfand wie sie überlegene Stärke zugleich als brutal und bewundernswert. Aber, und hierin offenbarte sich der große Unterschied ihrer Wesen, sie war eben nur eine empfangsfähige Natur, die sich trotz augenblicklichen Widerspruchs sehr gern den Stempel eines Starken aufdrücken ließ, indes Richter seiner ganzen Veranlagung nach ein Dichter war, ein wirklicher Dichter, ein sensitiver Mensch, der die eigene Schwäche wohl kannte, für den aber alle möglichen Stimmungen und ästhetischen Eindrücke ebenso zum Glück gehörten wie ein wenig fein zerfasertes Seelenleid, ohne das er sich überhaupt primitiv und unglücklich vorgekommen wäre. Er bewunderte die Starken, die Willensmenschen aus der Ferne, ging ihnen aber mit untrüglichem Instinkt aus dem Weg, weil sie ihn doch nicht verstehen konnten. Gewiß gehörte ihnen die Welt mit all ihren Schätzen, das Heute mit all seiner lachenden Pracht: ihm aber, in dessen Brust ein Romantiker geisterte, ihm gehörte das Reich seiner Phantasie und das Morgen, dessen sanfte Frührote er in den stillen und doch so reich bewegten Nachtstunden seines Studios ahnte und erträumte. Diese Verschiedenheit des Besitzes trennte ihn von den andern ab, und da Agnes nicht gewillt oder nicht fähig schien zu begreifen, was und wer er war, so begann er in ihr etwas Feindseliges zu spüren, das ihn und alles, was ihm lieb war, mißverstand, ja bedrohte. Als sie erst drei- oder viermal lange und tiefgehende

Digitized by Google

Kontroversen über den Begriff von Dichter und Bühnenschriftsteller gehabt hatten, fühlte sich Richter so mißverstanden, wie er sich nicht einmal bei seiner Mutter gefühlt hatte. Die hatte doch den großen Respekt vor ihm, betrachtete sein Studio, seine Arbeiten als Heiligtümer, an die sie keinen profanen Maßstab legen durfte. Agnes aber nahm sich in feindseliger Vermessenheit heraus, ihn zu schulmeistern, zu ermahnen, zu bespötteln, wollte das, was ihm als Höchstes vorschwebte, mit dem kleinlichen Maßstab der Bühne und des Kassenerfolgs abmessen! Es war ihm, als müsse er sich immerfort gegen sie verteidigen und das Beste in sich, sein eigentliches Ich, vor einem rohen Angriff schützen. Die fast kindliche Hingebung, mit der er sich so gern an sie als gleichgestimmte Seele verloren hätte, machte furchtsamem Mißtrauen Platz und führte ihn, der immer einsam gewesen und sein mußte, wieder mehr und mehr in sich selber zurück. Weil er sie sehr liebte, war er freilich immer bereit, sie zu entschuldigen, Gründe für das neue Wesen zu suchen, das sie ihm so unvermutet zeigte. Sie war doch sonst immer so gleichmäßig und beherrscht gewesen; wenn sie es jetzt nicht mehr war, so lag das gewiß nicht an ihr und nicht an ihm, sondern an der unglücklichen, zweifelhaften Situation, in der sie sich augenblicklich befanden. Diese Halbheit, dies Nichtverheiratet- und Nichtfreisein konnten wohl niederdrückend auf eine Frau wirken, deren Leben bisher so fest verankert gewesen war. Ihm selbst wollte dieser Salzburger Aufenthalt ja zuweilen unerträglich scheinen. Langsam und mächtig stieg ein Verlangen in ihm empor, das er bis jetzt nur wie einen süßen, erreichbaren Wunsch empfunden und mit träumendem Lächeln in das Glück des Hochzeitstages verwoben hatte, ein Verlangen, das jung und heiß war. Einmal, als der Sturm in ihm überstark tobte, ergriff er ihre beiden Hände, legte sie wie einen Schleier über sein Gesicht, küßte die Innenflächen mit kleinen, heißen Küssen, preßte sie auf seine Augen an die brennende Stirn, flüsterte wirre Worte, die keinen Zusammenhang hatten und die sie dennoch verstand. An ihren Fingern fühlte sie, wie seine Schläfen pochten. Auch ihr Gesicht war heiß, sie wollte in Angst zurückzucken, denn auch sie fühlte, daß es in dieser Minute um das letzte ging, um das, was sie auf ewig lösen und binden sollte. Sie stand da, von seinen Händen regungslos gehalten, blickte zu Boden. Mit ihr wartete die Minute, die träge und zögernd durch das totenstille Hotelzimmer schlich.

Aber Richter war kein Mann der jähen Tat und der Minute! Liebe durfte für ihn kein Rausch sein. Am wenigsten dieser Frau gegenüber. —

Agnes stand da und wartete. Dann schien es ihr, als kämen Schritte den Gang herauf, auf die Türe zu, und leise nahm sie ihre Hände von seinem Gesicht. Die Minute war vergangen, die Minute, in der Richter sein Glück und die geliebte Frau verspielt hatte.

⁂ ⁂ ⁂

Als das Rieseln des Regens endlich verstummt war, gab es für ein paar Tage jähen Sonnenschein. Die Menschen atmeten auf, die Stadt machte wieder ein fröhliches Gesicht. Agnes und Richter liefen viel draußen umher, machten mit der Bahn oder mit dem Wagen Ausflüge in die Umgegend, mieden das Hotel mit der Ängstlichkeit eines Rekonvaleszenten, der so wenig wie möglich an sein Krankenzimmer erinnert werden will. Jede Mißstimmung zwischen ihnen schien geschwunden, hatte einem zarten, versöhnlichen Gefühl Platz gemacht, als ob jeder dem andern etwas abbitten wollte. Aufs neue entzückt von Agnes' Schönheit und ihrer sanften Anmut war Richter jetzt erst recht überzeugt, daß ihre Gereiztheit, ihr übellauniges Wesen wirklich nur aus dem Unbehagen der äußeren Umgebung hervorgegangen wären. Jetzt war sie wieder wie in jener Zeit, da er sie stumm aus der Ferne anbetete. In seinem Glück merkte er nicht, daß in ihrer ganzen Art eine leise, eine ganz leise Gezwungenheit lag und daß sie manchesmal einen seltsamen, verlorenen Blick hatte, der nicht ihm gehörte —

Eines Morgens war es dann, als ob die Stadt eingekreist sei von einer unsichtbaren, schwelenden Lohe. Von den Bergen her schien es heiß zu wehen, die Sonne sprang in ängstlichem Spiel bald mit grellem Licht über Höhen und Dächer hin, bald duckte sie sich erschrocken hinter ein schwarz-blaues Wolkenungetüm, daß Helle und Düster sich in fast schmerzhaft schnellem

Digitized by Google

Wechsel folgten. Windstöße fuhren von allen Seiten herbei, wirbelten in Eile Staubsäulen empor und erschreckten jeden, dem sie ins Gesicht bliesen, durch die unheimliche Glut ihres Atems. Der Föhn ging auf. Wie ein wildes Wüstentier kam er herbeigerannt, stürzte die Schneewächten von den Bergen herunter in den Fluß hinein, der sie gierig verschlang und brausend seine neugestärkten braunen Wogen weiterwälzte. Er fegte über Kamine und Dächer, schleuderte Ziegel auf das Pflaster, rüttelte an Türen und Fenstern, daß sie aufspringen und die Botschaft einlassen sollten, die er aus fernem Osten dahertrug. Wieder und immer wieder splitterte eine Glasscheibe krachend auf die Straße. Der Föhn brauste und tobte und johlte umher, daß man sein eigenes Wort kaum mehr verstand und jeder schon voll Sorge und Ungeduld sich fragte, was werden sollte, wenn das Wüstentier noch lange sein Unwesen trieb.

Agnes war auch jetzt wenig zu Hause. Sie strich die Haare fest unter die Pelzmütze, band diese mit einem Schleier fest, schürzte ihr Kleid hoch, steckte die Hände in die Taschen ihres Jacketts und ließ sich treiben, wie der Wind wehte. So heiß er war, ihr schien er doch erquickend, denn er blies so stark, daß alle Gedanken vor ihm schweigen mußten. Und ihre Gedanken in dieser Zeit waren, weiß Gott, nicht schön. Der erste Termin im Prozeß war vorbei, im zweiten sollte Christel als beeidigte Zeugin aussagen. Das war das Ende, die Scheidung, die bürgerliche Vernichtung des Intendanten! Sie wußte das alles, teils von ihrem Rechtsanwalt, teils durch die Zeitungen, in denen sie auch von Christels Erfolg als Helena gelesen hatte. Auch von Lotte waren noch ein paar verzweifelte Briefe gekommen, die Agnes tief erschüttert hatten. Blase, wilder Föhn, blase so sehr du kannst, auf daß keine andere Stimme sich vernehmen lasse, als nur die deine! Wie besinnungslos lief Agnes immer weiter, dachte nicht an Müdigkeit und nicht an den Mann, der sie im Hotel erwartete, dachte nur, wie sie vor sich selbst davonlaufen könnte und vor dem, was in ihr schrie...

Richter fand diese Spaziergänge im Föhn absonderlich und unvernünftig, ängstigte sich auch, wenn Agnes zu lange wegblieb, aber er begleitete sie nie. Dieser wilde Wind fiel ihm auf die Nerven, machte ihn tieftraurig und verursachte ihm ein körperliches Unbehaben, das sich nicht mit Worten erklären ließ. Er saß müßig da, horchte ärgerlich auf jeden neuen Stoß, auf jede zerkrachende Scheibe und betrachtete den Föhn wie seinen persönlichen Feind. Er arbeitete nichts mehr, sprach wenig und war übel gelaunt, als hätt' ihm einer mit Absicht den Tag verdorben. Er schlief schlecht, und wenn er morgens müde aufstand, dann merkte er erst, wie unbehaglich die Zimmer der Finanzrätin waren, wie es durch die Fugen der Türen und Fensterstöcke pfiff und wie trostlos überhaupt die ganze Welt hier aussah. Immer stärker wurde die Sehnsucht nach den Offenbarungen seines Studios, nach den ungezählten Verwöhnungen seiner Mutter. Es ärgerte ihn, daß Agnes stundenlang draußen umherlief, während er mißmutig dasaß und sich gern durch ein Gespräch hätte anregen oder gar erheitern lassen. Er sah sie vor sich, wie sie auf der Straße hinlief und wie sie atemlos, erhitzt ins Hotel zurückkam, die Mütze schief geweht, Augen und Wangen rot vom Wind, das Kleid verstaubt und verflattert. Wie sie so aus dem wilden Föhn heimgelaufen kam, schien sie ihm ein feindseliges Wesen, das all seine stillen, überfeinerten Neigungen verhöhnte.

Etwa zwei oder drei Wochen ehe die Universitätsferien zu Ende gingen, kam ein Brief der Mutter an ihren Sohn. Er war ungeschickt gekritzelt, so als ob er im Bett geschrieben worden wäre, und teilte mit, daß die Generalin an einer schweren Influenza lag, zeitweise Anfälle von Herzschwäche hatte. Richter entschloß sich, unverzüglich abzureisen. Der Abschied von Agnes war sehr herzlich. „Ich komme wieder, sobald es mit der Mama ein wenig besser geht! Ich schreib' dir jeden Tag und du mir natürlich auch, gelt?"

„Selbstverständlich. Es ist ja ein Jammer, daß du jetzt gerade weg mußt, aber natürlich wenn die Mutter krank ist..."

Sie versprachen einander alles mögliche, empfanden auch wirklich einen leisen Trennungsschmerz. Als der Zug aus der Halle fuhr, atmete Agnes dennoch wie erleichtert auf. Sie war in der letzten Zeit so zerfahren, so innerlich haltlos, daß sie jetzt

Digitized by Google

Bildnisstudie

Gemälde von John Lavery

Digitized by Google

Digitized by Google

keinen Stimmungsmenschen vertragen konnte. Wenn sie jetzt nicht eine feste Hand fühlte, die sie hielt und führte, dann lieber in Gottes Namen allein sein und erweisen, wer und was sie aus sich selber war.

⁂ ⁂ ⁂

Es kam ein Tag, an dem der Intendant mit übernächtigen, erstaunten Augen um sich blickte, als erwachte er aus einem spukhaften Traum. Er wunderte sich, daß er wie sonst an seinem Schreibtisch saß, wie sonst redete, anordnete, Akten unterzeichnete, daß überhaupt alles wie sonst am gewohnten Platz geblieben war. So lange und tief hatte er geträumt, daß er nicht begriff, wie die übrige Welt inzwischen wach geblieben und ihren ruhigen Gang weitergeschritten war. Wie lange hatte er geträumt? Er wußte es nicht. Wochen, Monate, Jahre — — er hatte keinen klaren Begriff davon. Er kam sich vor wie der Mönch von Heisterbach, der meint, er sei nur einen Tag umhergewandelt, und der doch fast ein Jahrtausend verschlafen hat. Nun aber war der Traum zu Ende. Aus dem Spiegel sah ihm das eigene Gesicht grau entgegen, und grau war rundum die ganze Welt. Der holde Spuk eines Herbstabends war verflattert. Christel ging von ihm.

Rasch, unaufhaltsam war es zwischen ihnen zum Bruch gekommen, wenngleich kein äußeres, heftiges Begebnis sie dazu drängte. Begonnen hatte er schon an dem Abend von „Kaiser und Galiläer", da Christel vom Beifall umbraust vor den Vorhang getreten, während der Intendant still und unbemerkt davongegangen war. Am nächsten Morgen, als er sie wiedersah und zu ihrem Erfolg beglückwünschte, hatte sie zwei Stunden lang ununterbrochen nur von sich und der Helena geredet, war durch keinen Einwurf von dem Thema abzulenken gewesen. Für ihn war das natürlich nicht gerade amüsant, aber er nahm es für den Rausch des ersten Triumphs und dachte, daß er das nächstemal wohl wieder das gehorsame süße Mädel finden würde, das er in ihr liebte. Bald aber, peinlich bald merkte er, daß sie nicht mehr die Christel von früher war, nicht mehr die kleine Choristin, die sich unterwürfig belehren, hänseln und unterdrücken ließ und in der er eine Käthchennatur vermutet hatte. Wohl redete sie an späteren Tagen nicht immerfort und ausschließlich von sich, aber er spürte deutlich, daß sie, auch wenn sie ihm zuhörte, nicht mehr *ihn* im Sinne trug, sondern *sich*, daß sie ganz erfüllt war von Gedanken und Vorstellungen, die sich nur mit ihrer eigenen kleinen Person beschäftigten. Nach ihrem Erfolg als Helena ging es auch nicht mehr gut an, daß er sie nur im Chor oder in ganz untergeordneten Rollen auftreten ließ. Die Presse forderte es jetzt geradezu, daß dies eigenartige Talent, auf das man nie geachtet, Gelegenheit bekäme, sich weiter zu zeigen und zu entwickeln. So spielte Christel bald die eine oder andere große Partie in modernen Stücken, spielte sie unter dem Haß der Kolleginnen und der Anerkennung der Kritik, die ihr zwar immer wieder vorhielt, daß man noch die Anfängerin merke, sie auch sanft vor Manier und bizarrer Verzerrung warnte, aber doch immer wieder laut sagte, daß sie in ihrer Eigenart eine große Hoffnung der deutschen Bühne sei. Ihr Selbstgefühl, ihr Bedürfnis, von sich zu sprechen und sich zu illustrieren, wuchsen natürlich mit jedem neuen Erfolg, und der Intendant sah schon die Zeit vor der Tür stehen, in der auch Christel jeden Satz mit einem großgeschriebenen Ich beginnen würde. Schlimmer aber als dies äußerliche Hinübergleiten in die typische Schauspielerinneneitelkeit war, daß sie sich innerlich immer mehr von ihm zurückzog, abschloß, daß sie — er merkte es deutlich — ein Leben führen wollte, das nichts mehr mit ihm und dem seinen gemein hatte. In diesem Mädchen, dessen Kindheit durch Jammer und Kot gezogen worden war, erwachten jetzt bürgerliche Anwandlungen. Der Intendant lächelte spöttisch, wenn er an kleinen Einzelheiten merkte, wie sie aus der Niederung ihrer angeborenen Lebensformen zur Hochebene der Bürgerlichkeit emporstrebte und er dachte: ‚Komödiantin bleibt Komödiantin, gleichviel ob sie das Geld zum Fenster hinausschleudert oder mit Stolz berichtet, daß keine Wiener Köchin den Strudelteig so fein ausziehen kann wie sie.' Was half's ihm aber, daß er Christel mit ihrer angehenden Spießbürgerei neckte und gegen sie nun öfter als früher den Intendanten, den Herrn heraus-

Digitized by Google

kehrte? Sie wurde nie unartig, nie anmaßend, aber sein Spott wie seine Überlegenheit brachen sich an dem stummen Widerstand, den sie ihm innerlich entgegensetzte. Die Tochter der Morandi hatte schon ein ganz fest umrissenes Zukunftsprogramm: zunächst wollte sie eine große Künstlerin werden, gelegentlich vielleicht eine Normalehe schließen, jedenfalls sobald wie möglich ein Bankkonto anlegen, das sich von Jahr zu Jahr vergrößerte und sie für immer von der Armut abtrennte, in der ihre Kindheit und ihre Jugend hingegangen waren. Da bot ihr ein Agent einen glänzenden Antrag nach Berlin, sie zögerte keinen Augenblick ihn anzunehmen. Der Agent fragte zwar mit zweideutigem Lächeln: „Glauben Sie denn, daß man Sie so ohne Schwierigkeit von hier wegläßt? Sie haben doch hier noch einen längeren Kontrakt?"

Christel war etwas erstaunt. Den Kontrakt mit der Hofbühne hatte sie fast vergessen, und nie war es ihr in den Sinn gekommen, daß einer sie mit Gewalt hier festhalten könne.

Dann stand sie vor dem Intendanten. „Ich bitte dich, löse mir doch meinen Vertrag sofort. Ich wär' unglücklich, wenn aus der Sache mit Berlin nichts würde. Das ist eine Chance, wie sie sich höchstens alle drei Jahre bietet!"

Wie er hörte, daß sie weg wollte, flammte in dem Intendanten das alte Gefühl wieder auf. Er dachte nicht mehr daran, wie sie Schritt für Schritt von ihm weggerückt war, er dachte nur, daß er ihre blauen Augen nicht mehr sehen, ihre goldene Stimme nicht mehr hören sollte, daß alles zu Ende sein würde. Da verließ ihn aller Stolz, alle Selbstbeherrschung. „Ich lasse dich nicht fort! Du mußt da bleiben! Was soll ich denn tun, wenn du gehst?"

Nie, gar nie hatte er sich in seinem Bureau zu Zärtlichkeiten hinreißen lassen, jetzt aber umschlang er leidenschaftlich ihre Hüfte, blickte mit zerwühltem Gesicht zu ihr auf. Sie beugte sich lächelnd zu ihm herunter, strich mit der Hand über sein Haar, redete zärtlich und ein wenig überlegen zu ihm, als spräche sie zu einem Kinde: „Schau', das kann doch nicht ewig so fort gehen! Ich muß doch trachten, daß ich weiter komme, nicht? Du kannst mich ja in Berlin besuchen, und vielleicht findest du auch eine Stellung dort, wenn du von hier weggehst — —"

Sie meinte es ganz gut, aber sie sagte es doch so überlegen und arrogant, daß der Intendant ernüchtert die Hände sinken ließ. Er sagte ironisch: „Ja natürlich, Christel, daran hab' ich gar nicht gedacht! Ein Glück, daß du mich auf den Gedanken bringst! Nun will ich aber auch gleich dein Abschiedsgesuch erledigen, damit nichts mehr deiner glorreichen Laufbahn im Wege steht."

Sie merkte wohl, daß er verletzt war, mühte sich auch ein wenig, ihn wieder zu versöhnen, aber nur ein wenig, nicht allzusehr. Alles was hier blieb und hier geschehen war, kümmerte sie nicht mehr viel. Das ließ sie alles morgen schon hinter sich, um in Berlin das neue Leben zu beginnen, nach dem sie so lange vergeblich gestrebt hatte. So schieden sie äußerlich in Frieden, wie der Intendant immer schied, nur war's diesmal eine Trennung ohne Blumenstrauß und Erholungsurlaub. Denn wenn diese Liebesgeschichte auch endete, wie all seine Liebesgeschichten geendet hatten, so war sie eben doch ganz verschieden von allem gewesen, was er je erlebt. —

⁂ ⁂ ⁂

Der Portier klopfte an die Tür von Agnes' Zimmer. „Euer Gnaden Exzellenz, ein Herr möcht' Euer Gnaden sprechen!"

Agnes, die an ihrer kleinen, zwecklosen Stickerei stichelte, hob den Kopf und sah den Portier erstaunt an. „Ein Herr?... Ja aber..."

Sie begriff nicht gleich. Sollte Richter schon so bald und unvermutet wieder zurückgekehrt sein? Und wenn, warum meldete der Portier ihn nicht mit seinem Namen, wie er es immer getan hatte?

Der Portier sah ihr Staunen und erriet ihre Gedanken. „Nein, Euer Gnaden Exzellenz, es ist nicht der Herr von Richter! Es ist ein großer, älterer Herr, mit einem großen, blonden Schnurrbart."

Agnes wurde es schwarz vor den Augen. Sie war ganz hilflos vor Überraschung, vielleicht auch vor Schreck. Sie wußte nicht, sollte sie den Intendanten heraufkommen oder in den Salon bitten lassen oder ihn überhaupt nicht empfangen. In

Digitized by Google

ihrem Kopf stürmte es wild durcheinander, Leid, das sie erlebt, törichte Hoffnungen und törichte Wünsche. Sie wollte etwas sagen, dem Portier eine Weisung geben, aber es dauerte ein paar endlos scheinende Sekunden, bis sie sich wieder so weit in der Gewalt hatte, um leidlich ruhig zu entgegnen: „Sagen Sie dem Herrn, daß ich in den Salon hinunterkommen werde!“

Der Portier ging. Sie legte ihre Stickerei beiseite, fuhr sich mit den Händen über das Haar, stand auf, um hinunter zu gehen. Ihr Herz klopfte aber so stark, und vor den Augen tanzten ihr flutende, blaue Ringe, daß sie sich wieder hinsetzen mußte. Sie schloß die Augen, wußte nichts mehr, hörte nichts mehr als die gestaltlose Erregung, die in ihrem Herzen pochte und ihren Kopf mit seltsamem Brausen füllte. Noch anderes hörte sie: Schritte, eilige Männerschritte, die über die Treppe heraufkamen, einen Augenblick vor ihrer Zimmertür haltmachten. Dann ging die Tür auf und schloß sich alsbald wieder hinter dem großen, älteren Herrn mit dem blonden Schnurrbart. Der Intendant blieb an der Türe stehen, Agnes, die bei seinem Eintritt unwillkürlich aufgestanden war, lehnte mit dem Rücken an einem Fensterpfeiler, stützte die Hand auf die Lehne des Stuhles, auf den sie vorhin ihre Stickerei geworfen hatte. Durch die Länge des Zimmers getrennt standen die Gatten sich einen Augenblick schweigend gegenüber. Der Intendant kam langsam näher. Er flüsterte den Namen seiner Frau, nahm ihre beiden Hände und küßte sie beide zu gleicher Zeit, wie er sie jedesmal geküßt hatte, wenn er die Entflohene heimholte. Aber es lag heute doch mehr Demut und Ehrfurcht in seiner Zärtlichkeit als früher. Sie sagte nichts, biß die Zähne auf die Unterlippe, um nicht laut zu weinen. Sie merkte aber doch, daß seine Augen müder, seine Schläfen eingesunkener waren, und auch seine Haare kamen ihr weißer vor, als noch vor wenigen Monaten. Es wurde ihm nicht leicht, den rechten Anfang zu finden, und er wartete immer auf eine leidenschaftliche Anklage von ihr, die er hätte widerlegen können. Sie blieb aber stumm, sah ihn nur immer wie abwesend an. Da gab er sich denn einen Ruck und sprach fast dieselben Worte, die seine Tochter ihr geschrieben hatte: „Du mußt wieder heimkommen!“

Sie zitterte jetzt so heftig, daß sie sich setzen mußte. Er zog sich einen Stuhl neben den ihren, bettete ihre Hände wieder zwischen die seinen und redete auf sie ein. „Du mußt zurückkommen, Agnes, zu Hause geht alles drunter und drüber, wenn du nicht da bist! Wir können allesamt nicht existieren, wenn du uns nicht zusammenhältst. Sag' nicht nein, mach' mir keine Vorwürfe, alles was dich kränken kann, ist vorbei, ganz vorbei!“

Sie schüttelte den Kopf. „Das sagst du wohl so, ‚ganz vorbei‘; schließlich aber bist du eben nur deiner Geliebten überdrüssig oder du bist darauf gekommen, daß sie dich betrügt.“

Er küßte lächelnd ihre Hand, wurde aber gleich wieder ernst. „Nein, Agnes, so ist es nicht, diesmal ist es so nicht! Diesmal ist es etwas ganz anderes, etwas... etwas... ach, ich kann es dir heute noch nicht mit klaren Worten sagen, aber später vielleicht einmal. Es war... ach, glaube mir, ich bin jetzt recht alt geworden!“

Da mußte sie unter Tränen lächeln. „O Klemens, alt, was du alt nennst, das wirst du in deinem ganzen Leben nicht, — leider nicht!“

Ihre Worte gaben ihm einen angenehmen Trost, hoben sein etwas geschwundenes Selbstbewußtsein. Zuversichtlicher fuhr er fort: „Laß gut sein, Agnes! Ob ich ein junger oder ein alter Narr war, das bleibt sich jetzt schon gleich. Ein Narr war ich, aber wenigstens kein unverbesserlicher, und jetzt bin ich gekommen und hole mir meine Frau wieder heim, denn die ist ja doch mehr wert als all die andern zusammengenommen, denen ich nachgelaufen bin!“

„Wenn du das meinst, warum läufst du ihnen dann nach?“

Er rief in einer ganz ehrlichen, drolligen Verzweiflung: „Warum?! Weil ich ein Mann bin und ein Intendant obendrein! Da ist nichts zu machen, da mußt du Geduld mit mir haben!“

„Ich habe all meine Geduld schon verbraucht!“

„Das sagst du nur. Ich kenne dich viel besser, Agnes, du wirst immer Geduld mit mir haben.“

„Du meinst, weil ich so schwach bin.

Digitized by Google

Oder glaubst du gar, ich könnte immer noch verliebt in dich sein?"

„Nein, weil du weißt, daß wir doch zueinander gehören! Es hilft alles nichts, auf die Dauer kann ich's doch nur mit dir aushalten und du mit mir! Und überhaupt, Agnes, ich sage dir ja, die Mädchen und ich, wir sind gar keine Familie, wenn wir allein sind. Ich bin ein solcher Stümper als Familienvater, daß es eine Schande ist. Lotte kann den Augenblick nicht erwarten, bis du wieder da bist."

Er redete noch eine Weile auf sie ein, wurde immer kühner, immer siegesgewisser, denn er merkte schon, daß ihr Widerstand nur mehr äußerlich war. Schließlich nahm er sie mitten in einem Satz in die Arme, wie in alten Tagen. Sie lag wie besinnungslos an seiner Brust, schämte sich ein wenig, daß sie ihm so völlig verfallen war, und dachte doch, daß es nichts Besseres auf der Welt gäbe, als unter einem festen Willen zu stehen. Eine halbe Stunde später sagte er so aufgeräumt, als ob nie etwas zwischen ihnen gelegen hätte: „So, Schatz, jetzt wollen wir uns einmal den Fahrplan ansehen und uns um den nächsten Zug nach Hause bekümmern!"

⁂ ⁂ ⁂

Alles ging wieder seinen gewohnten Gang. Agnes leitete das Haus, las die Stücke, umgab ihren Mann mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit, war ihren Töchtern eine gute Mutter und der leidenschaftlichen Lotte inniger zugetan als früher. Sie hatte dem Mädchen seine Anhänglichkeit nicht vergessen und in der Weichheit der Versöhnungsstimmung es beim Intendanten durchgesetzt, daß er der Tochter nun gutwillig die Bühnenlaufbahn erlauben wollte, sobald sie Stift und Schweizer Pension hinter sich hatte.

Alles ging seinen gewohnten Gang. Nur ernster noch als sonst war Agnes, erstaunter und zugleich inniger, wie Leute wohl sind, die aus schwerer Krankheit oder aus einem großen Irrtum zur Wirklichkeit zurückkehren. „Denn es war nur ein Irrtum, der süße Spuk einer verwirrten Stunde," so hatte sie gleich nach der Rückkehr aus Salzburg an Doktor Richter geschrieben. Als Antwort von ihm kam ein langer Brief voll treuer Empfindung und schönem Bedauern, aber zwischen den Zeilen spürte sie doch, daß dieser Träumer, nur scheinbar vereinsamt, voll Sehnsucht und Lust zu den Phantasien seines Studios und seines dichterischen Geistes zurückkehrte.

Oft und immer tiefer sann Agnes dem nach, was sie in Salzburg erlebt hatte und was ihr jetzt so unbegreiflich, so losgelöst von ihr selbst erschien, als wär' es wirklich nur der Spuk einer Rauschnacht gewesen. Immer inbrünstiger suchte sie in alle Zusammenhänge einzudringen, die sie mit jenen Tagen verbanden. Doch wenn sie ihnen näher kam, lösten sie sich langsam auf, wie Wölkchen in der Glut eines Hochsommertages still zerfließen. Wie sie ihren zerrinnenden Gestalten nachsah, überkam es sie, daß sie nicht das Märchen einer flüchtigen, jungen Liebe, sondern die gespenstische Wiederkunft einer alten unerfüllten Sehnsucht erlebt hatte. Immerfort geistern ja die Gespenster abgeschiedener Wünsche durch unser Dasein hin, und um die Zeit der Lebensgleiche, da uns das Schicksal die Tage schon geiziger zumißt, fallen sie den Menschen wie Vampire an, bedrängen ihn gierig um eine Schale Herzblut, daß sie es schnell, schnell, ehe es zu spät ist, trinken und noch einmal auf das Leben hoffen dürfen. —

Agnes senkte den Kopf. Sie hatte ihnen die Schale nicht gereicht, — nun würde wohl kein Gespenst mehr über ihren Weg huschen. War's Trost oder Qual, das zu denken? Sie wußte es nicht. Sie dachte nur, daß ein Mensch wohl leichter stirbt als ein Wunsch, und wie traurig es war, daß immer die verglutende Abendröte des einen für den andern nur eine flüchtige Morgenröte ist, die seinem prangenden Tag vorangeht. Da sie das dachte, fühlte sie plötzlich, wie nie zuvor, eine starke und schmerzliche Zusammengehörigkeit mit ihrem Mann, die nichts mehr brechen konnte, die sich von Tag zu Tag vertiefen mußte. Sie beide hatten noch einmal vergeblich versucht, ihre Gesichter in Morgenröte zu baden. Hand in Hand würden sie nun nach Westen gehen, wo die Luft kühler weht und die Schatten länger fallen. — —

⁂ ⁂ ⁂

Im Theater waren sie froh, daß sie sich an keinen neuen Herrn gewöhnen mußten, und schleuderten alle Empörung, die sie in dieser letzten Zeit empfunden hatten, nach

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Berlin über Christel Müller hin. Die war schuld an allem gewesen, die hatte den Intendanten einfach behext! In ihren leichtbeweglichen Gemütern stand der Intendant bald als unschuldvolles Lämmlein da, der einem unheimlichen Dämon in Gestalt einer kleinen Choristin zum Opfer gefallen war. Nun, Gott sei Dank, der Satan war, wo er hingehörte, an der Spree, und der Intendant blieb ihnen erhalten, wie er immer gewesen. Das Schauspiel zog sich in reuevoller Erkenntnis wieder in die Grenzen zurück, die es nie hätte verlassen sollen, und die Augen der Oper richteten sich hoffnungsvoll auf die neue dramatische Sängerin, die eben von Hamburg kam und erst fünfundzwanzig Jahre alt war ...

Der Intendant aber sah vorläufig nicht nach ihr hin. Er war wirklich ein anderer geworden in dieser letzten Zeit, ein wenig ruhiger, vielleicht auch ein wenig älter, jedenfalls aber wie ein Mensch, hinter dem ein starkes, inneres Erlebnis liegt, das noch lange in ihm nachzittert. Es gab sogar eine halbe Stunde, in der er befangen, ganz richtig befangen schien, und das war, als Oberregisseur Baumann sich wieder als gesund und dienstfähig bei ihm meldete. Der Oberregisseur hatte sich in dem Sanatorium ausgezeichnet erholt, er sah straffer und frischer aus als früher, um so viel jünger, wie der Intendant gealtert war. Zuerst hatten die beiden Männer wohl gedacht, daß sie Christels Namen nicht nennen wollten, aber dann spürten sie, daß es besser war, wenn sie ihn nicht mieden, und die letzte Verstimmung, die zwischen ihnen lag, wegräumten, indem sie sich aussprachen. Es wurde freilich keine lange oder sentimentale Erörterung, sondern nur eine Art von unpersönlichem Rückblick.

„Ja, ja," sagte der Oberregisseur und schüttelte langsam den Kopf, „nun hat sie's ja weit gebracht und kann zufrieden sein! Aber, Exzellenz, ob es auch wirklich ihr Glück ist —? Ich glaub's nicht recht! Sie paßt nicht dazu, sich zeitlebens mit Theaterpack herumzuschlagen. Bei uns freilich können sie nicht genug über sie schimpfen, aber ich hab' sie doch besser gekannt als alle. Sie war wirklich ein gutes Kind. Und wer weiß, vielleicht —?"

Er verstummte. Der Intendant wußte, wie der Satz geendet hätte. Er erwiderte: „Glauben Sie mir, Baumann, sie hat uns alle getäuscht! Nein, verstehen Sie mich recht, nicht mit Willen getäuscht, sondern — — Sehen Sie, wir haben beide etwas in ihr gesehen, was gar nicht war. Wir haben beide gemeint, sie sucht uns, nur uns! Sie haben gemeint, sie sucht in Ihnen den sorgenden Freund, und ich hab' mir eingebildet, sie sucht in mir den Liebhaber! Sie hat aber gar keinen von uns gesucht, weder Sie, noch mich, noch sonst einen! Sie hat immer nur sich gesucht und jetzt hat sie sich gefunden. Und darum wird Berlin schon ihr Glück sein ..."

Der Oberregisseur sah ihn mit seinen hellen Greisenaugen an und nickte wehmütig. „Da mögen Exzellenz wohl recht haben, aber deswegen kann ich ihr doch nicht böse sein und ich werde sie nie vergessen. Jugend, die sucht, ist so schön, und wenn sie an einem vorbei läuft, muß man weinen ..."

Der Intendant entgegnete nichts. Er sah angelegentlich durchs Fenster hinaus, weil er dem alten Mann Zeit lassen wollte, die feuchten Augen zu trocknen. Ein zartes Schweigen lag zwischen den beiden Männern, die dem letzten großen Irrtum ihres sinkenden Lebens nachsannen.

Bild

Am roten Abendhimmel
Wiegen drei Geier sich,
Ein Reiter auf mag'rem Schimmel
Reitet am Erlenstrich.

Ist es ein Jäger, ein Ritter,
Ein Ritter mit Spieß und Schwert?
Es ist zu Roß ein Schnitter —
Wie kommt ein Schnitter zum Pferd?

Nun seh' ich noch seinen Schatten,
Breit fällt er über das Moor ...
Ein Schauer geht über die Matten ...
Nebel und Nacht quillt empor ...

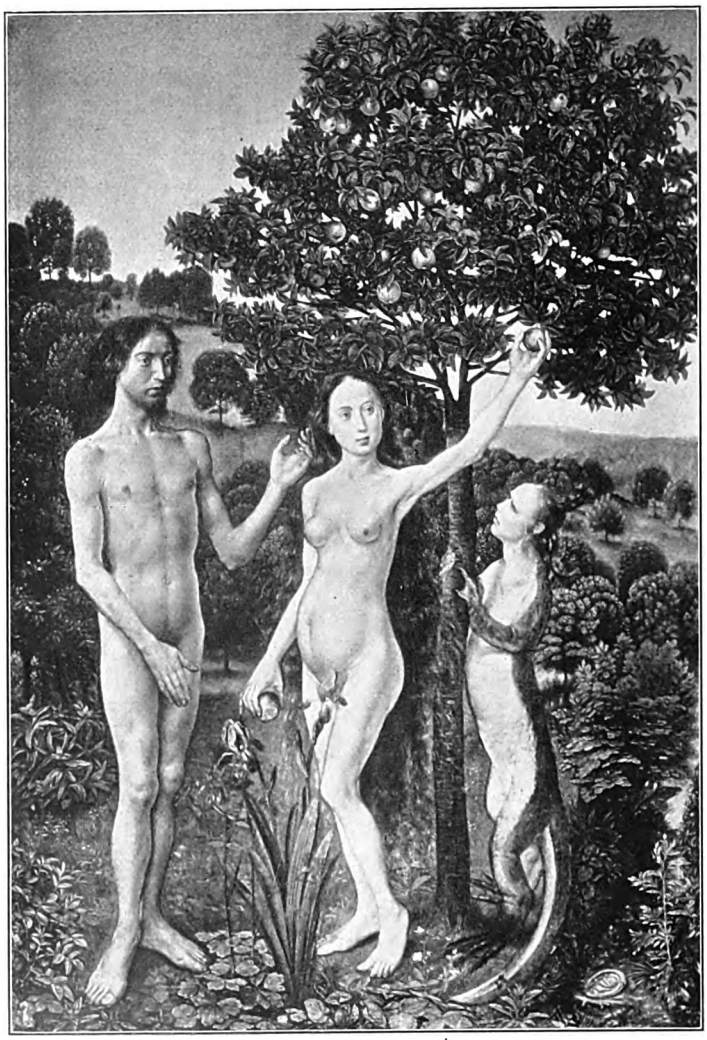
Hans Benzmann

Digitized by Google

Hugo van der Goes. Von Prof. Dr. Otto Seeck

Zur neuen Erwerbung für das Kaiser Friedrich-Museum in Berlin

Als vor etwas mehr als vierhundert Jahren (1495) ein Nürnberger Arzt die Niederlande bereiste, wurde ihm in Gent als größte Sehenswürdigkeit der Altar der Brüder van Eyck gezeigt. Da erzählte ihm der Küster, es sei noch nicht lange her, daß ein berühmter Maler immer wieder bewundernd vor diesem Werk gestanden habe, und weil er nicht die Kraft in sich fühlte, die Vollkommenheit desselben zu erreichen, sei er melancholisch und verrückt geworden. Der große Künstler, der sein Leben 1482 in der Nacht des Wahnsinns endete, war Hugo van der Goes. Schon vier Jahre vorher hatte dumpfe Schwermut ihn getrieben, den Reizen der bunten Welt, die er mit so scharfem Blick zu erfassen und wiederzugeben wußte, Lebewohl zu sagen und als Klosterbruder nur noch um das Heil seiner Seele zu sorgen. Gewiß war es nicht nur das Verzweifeln daran, den großen Brüdern gleichzukommen, was seine Sinne verwirrte. Alle seine Bilder erzählen uns von einem äußerst reizbaren Nervenleben, das nur zu leicht in der Erschlaffung des Überreiztseins enden konnte. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß seine krankhafte Niedergeschlagenheit die Gestalt annahm, die der Küster dem Nürnberger schilderte. Der Neid auf die unerreichbare Kunst jener Vorgänger wird nicht der Grund, wohl aber der erste Ausdruck seines Wahnsinns gewesen sein. Jetzt hängt in Berlin seine „Anbetung der Könige“ neben den Tafeln des Werkes, das er einst in bitterem Verzagen anstaunte. Der Beschauer wendet seinen Blick von der einen zu den andern und weiß nicht, wem er den Vorzug geben soll. Denn was die Brüder van Eyck einleiteten, Hugo van der Goes hat es vollendet. Er ist es, der die letzten Konsequenzen ihrer Kunst gezogen hat, auf dem Wege, den sie gewiesen hatten, am weitesten vorgeschritten und so auch über seine großen Vorbilder hinausgewachsen ist.



Der Sündenfall. Linke Seite eines Diptychons (Wien, Hofmuseum)

Ehe sein schönstes Bild im Kaiser Friedrich-Museum zur Ruhe gekommen ist, hatte es weite Wanderungen und mannigfache Schicksale durchgemacht. Gleich nach seiner Vollendung muß es hochberühmt gewesen sein; denn mehrere Künstler, darunter

Digitized by Google

ein so bedeutender wie Hans Holbein, der Vater, haben es kopiert oder nachgeahmt. Da sie alle Deutschland oder den Niederlanden angehören, darf man annehmen, daß es irgendeinen Altar des germanischen Nordens zierte. Sein ursprünglicher Standort dürfte also nicht sehr weit von Gent, der Heimat des Hugo van der Goes, entfernt gewesen sein. Doch mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts hören die Nachahmungen auf; das Gemälde ist verschollen, um erst vor vier Jahren in einem abgelegenen Winkel des Landes wieder aufzutauchen, das jetzt zur reichsten Fundgrube altniederländischer Bilder geworden ist. So hat man kürzlich in Granada eine ganze Galerie entdeckt, die so gut wie ausschließlich aus Werken des Roger van der Weyden, des Dirk Bouts und anderer verwandter Künstler besteht. Das Engelkonzert des Memling, das sich jetzt in Antwerpen befindet, ist in Spanien aufgetaucht, und ebendaher stammt auch der andere Goes, den das Berliner Museum schon vor längerer Zeit erworben hat. Wie diese Kunstwerke des Nordens in den äußersten Süden Europas verschlagen sind, darüber gibt uns die „Auferweckung des Lazarus" von Albert van Ouwater Kenntnis. Bode hat sie in Genua gekauft; doch in der Familie des früheren Besitzers hatte sich die Erinnerung erhalten, daß einer ihrer Vorfahren das Bild von König Philipp II. geschenkt bekommen habe, und eine gut unterrichtete Quelle belehrt uns darüber, daß die Spanier es bei der Plünderung Harlems weggeschleppt hatten. So wird auch unsere „Anbetung" Kriegsbeute gewesen sein. Als die Niederlande sich ihre Freiheit von dem spanischen Joche in langen, wechselvollen Kämpfen erstritten, hatten sie doch nicht wenig von ihrem edelsten Kunstbesitz den besiegten Feinden überlassen müssen.

Nachdem die Hochrenaissance durch Michelangelo, Raffael und Tizian ein neues Kunstideal geschaffen hatte, kamen die Gemälde des 15. Jahrhunderts bald aus der Mode. Sie hingen wenig beachtet in den Kirchen, und die reichen Sammler verwendeten ihr Geld lieber auf Guido Reni und Guercino, als auf Roger van der Weyden oder Hugo van der Goes. Dies änderte sich mit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Indem die Romantik sich für die fromme Einfalt des Mittelalters begeisterte, weckte sie auch das Interesse für die vorraffaelische Kunst. Eifrige Sammler, wie die Brüder Boisserée und der englische Kaufmann Solly, durchstöberten alle Winkel nach Bildern der sogenannten Primitiven, und mancher Kirchenpatron, mancher

Die Beweinung Christi. Rechte Seite eines Diptychons (Wien, Hofmuseum)

Digitized by Google

Die Geburt Christi (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)

Geistliche gelangte zu der Einsicht, daß sich mit Gemälden, die in den Sakristeien herumstanden oder gar in die Rumpelkammern gesteckt waren, ein hübsches Stück Geld verdienen ließ. Und befanden sie sich an sichtbarem Ort in der Kirche selbst, so konnten doch die Mittelbilder genügen, und kaum einer aus der betenden Gemeinde achtete darauf, wenn die Flügel verschwanden. So hat man sie von dem Genter Altar der Brüder van Eyck abgetrennt und an Solly verschachert, dessen Sammlung für das Berliner Museum schon gleich bei seiner Gründung erworben wurde. Dies ist das berühmteste Beispiel; doch finden sich auch sonst Flügelbilder der altniederländischen Schule, die ihrer früheren Verbindung entrissen sind, in großer Zahl über viele Galerien zerstreut. Dieselbe Verstümmelung wie sein bewundertes Vorbild mußte auch das Werk des Goes erleiden. Noch jetzt sieht man an dem alten Rahmen die Hängen, an denen einst die Flügel befestigt waren. Diese selbst sind verschwunden; doch ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß sie noch irgendwo im Privatbesitz auftauchen. Einstweilen dürfen wir uns freuen, daß der wichtigste Teil des herrlichen Werkes gerettet ist.

Monforte ist ein elendes Nest des nordwestlichen Spanien, dessen Namen ich nie vorher gehört hatte. So viele Kunstforscher auch das Land bereist hatten, keiner hatte sich in diesen abgelegenen Winkel verirrt. Da brauchte die geistliche Körperschaft, der das Bild gehörte, Geld und schickte eine Photographie an Salomon Reinach nach Paris, um sich durch ihn über den Wert des Gemäldes zu unterrichten. Er erkannte in ihm sogleich die Hand des Goes, wandte sich aber noch an Hulin in Gent, einen der besten Kenner altniederländischer Kunst, um sich durch ihn seine Entdeckung bestätigen zu lassen. Die Herren kamen überein, tiefes Geheimnis zu bewahren, um das Bild entweder für den Louvre oder für das Brüsseler Museum zu mäßigem Preis erwerben zu können. Doch in Monforte war man schlau genug gewesen, den Vorteil der Konkurrenz zu begreifen. Nicht nur nach Frankreich, sondern auch nach England hatte man eine Photographie geschickt, und hier war sie Kunsthändlern bekannt geworden, mit denen Bode in alter Geschäftsverbindung stand. So erfuhr er von dem Bilde und traf mit gewohnter Entschlossenheit seine Maßregeln, um diesen kostbaren Besitz für Berlin zu sichern.

Da hier die Flügel des Genter Altars schon zu dem ältesten Bestande der Sammlung gehörten, hatten deren Leiter es von Anfang an als ihre Aufgabe erkannt, die altniederländische Schule im Anschluß an dieses ihr Hauptwerk ganz besonders zu pflegen. Schon Waagen, der erste Direktor der Galerie, hatte auf diesem Gebiete wertvolle Erwerbungen gemacht, und Bode war ihm mit noch gründlicherer Kennerschaft und viel reicheren Mitteln auf seinem Wege gefolgt. Unterstützt von Friedländer, der diesen Zweig der Kunstgeschichte zu seinem Spezialstudium gemacht hat und in der Beherrschung desselben höchstens noch in Hulin einen ebenbürtigen Nebenbuhler besitzt, hatte er die Meister dieser Schule in so abschließender Vollständigkeit in Berlin vereinigt, wie dies keinem anderen Museum möglich gewesen war. Die seltensten Künstler, ja solche, von denen nur ein einziges Werk sich erhalten hatte, wie Albert van Ouwater und Simon Marmion, hier waren sie vertreten. In dieser glänzenden Gemeinschaft hatte auch Hugo van der Goes nicht gefehlt, obgleich es von ihm kaum ein Dutzend Bilder gibt. Doch die zwei Tafeln, die man von ihm besaß, standen lange nicht auf der gleichen Höhe wie das Gemälde von Monforte. Nahm dieses doch allein schon durch seine Dimensionen eine Ausnahmestellung innerhalb der ganzen Schule ein.

Die altniederländische Kunst hat sich an der Miniatur herangebildet. Manche ihrer größten Meister, vor allem ihr Begründer, Hubert van Eyck, haben ihre Laufbahn mit dem Illustrieren von Handschriften begonnen.

Digitized by Google

Wie unser Menzel durch einen ähnlichen Ausgangspunkt seiner künstlerischen Tätigkeit zur feinsten Ausführung des Details und zum Bevorzugen kleiner Formate geführt wurde, so auch diese seine fernen Vorgänger. Sehr selten haben sie sich an Gestalten in Lebensgröße herangewagt, und wenn sie es taten, war das Gelingen recht zweifelhaft. Das große Engelkonzert in Antwerpen ist unter den Werken Hans Memlings wohl das hohlste und unerfreulichste, und von Jan van Eyck ist das umfangreiche Altarbild in Brügge trotz seines meisterlichen Stifterporträts doch viel minder anziehend als das kleine Altärchen in Dresden. Hubert van Eyck hat in den lebensgroßen Figuren des Genter Altars zwar sein Höchstes geschaffen, aber er hat nicht gewagt, sie auf derselben Bildfläche zu geschlossener Komposition zu vereinigen, sondern sie voneinander geschieden, indem er das große Werk in mehrere Einzeltafeln auflöste. So war in der ganzen altniederländischen Schule Hugo van der Goes der einzige, der in groß monumentalem Sinne zu komponieren wußte. Für alle ihre kleinen Bildchen, die sich im Kaiser Friedrich-Museum zusammenfanden, mußte dies auch räumlich gewaltige Werk den Schlußstein und die Krone bilden, und schon aus diesem Grunde war Bode entschlossen, es um jeden Preis zu gewinnen.

In Monforte wurde das Bild versteigert, und dank der Unterstützung des Museumsvereins, der sich schon früher große Verdienste um die preußischen Kunstsammlungen erworben hatte, konnte Berlin alle anderen Bieter schlagen.

Daß aus dem abgelegenen Spanien ein Werk ersten Ranges in eine leicht zugängliche und vielbesuchte Galerie gelangte, hätte jeder Kunstfreund mit Freuden begrüßen sollen, und nirgends paßte es besser hin als nach Berlin, wo der unmittelbare Vergleich mit der größten Zahl verwandter Bilder seine Bedeutung am klarsten erkennen ließ und wo zugleich die Wissenschaft gerade auf diesem Gebiete der Kunstgeschichte ihren anerkannten Mittelpunkt gefunden hatte.

Doch wäre das Gemälde nach Paris oder London, nach Brüssel oder auch nach Wien gekommen, so hätten die andern dies zwar nicht ohne Neid, aber doch mit Befriedigung hingenommen; wir Deutschen aber haben die Ehre, die bestgehaßte Nation Europas zu sein. Hatte vorher kein Mensch gegen die Versteigerung etwas einzuwenden gehabt, so fand man es jetzt mit der nationalen Ehre der stolzen Spanier unvereinbar, daß sie solch einen Schatz aus dem Lande ließen. Die Presse begann zu toben, und das Ministerium mußte

Die Geburt Christi. Mittelbild des Altars der Familie Portinari (Florenz, Uffizien)

Digitized by Google

eingreifen. Als die Abgesandten des Berliner Museums das rechtmäßig gekaufte Bild abholen wollten, fanden sie Gendarmen vor der Tür der Kirche und wurden zurückgewiesen. Triumphierend teilte die Pariser Gazette des beaux-arts dies ihren Lesern mit. In Spanien wurde gesammelt, um das Gemälde noch nachträglich für Madrid zu erwerben; doch in dem herabgekommenen Lande waren weder der Reichtum noch das Kunstinteresse weit genug verbreitet, daß man die erforderliche Summe hätte zusammenbringen können. Einstweilen verwickelte man das Berliner Museum in schikanöse Prozesse, die den Verkauf, obgleich er in der besten Form Rechtens abgeschlossen war, ungültig machen sollten. Dreiundeinhalbes Jahr dauerte es, bis der Streit ausgefochten war. Unterdessen war der Lärm der Presse verhallt; der spanische Minister konnte seinen Widerspruch zurückziehen und war im stillen wahrscheinlich froh darüber, daß er den schwachen Finanzen seines Landes einen so teuren Kauf nicht zuzumuten brauchte. So ist das, was Spanien in seiner Glanzzeit mit den Waffen erobert hatte, ihm durch die Waffe der wirtschaftlichen Überlegenheit wieder abgenommen und eins der größten Werke, die germanische Kunst hervorgebracht hat, für den Mittelpunkt germanischen Lebens gewonnen.

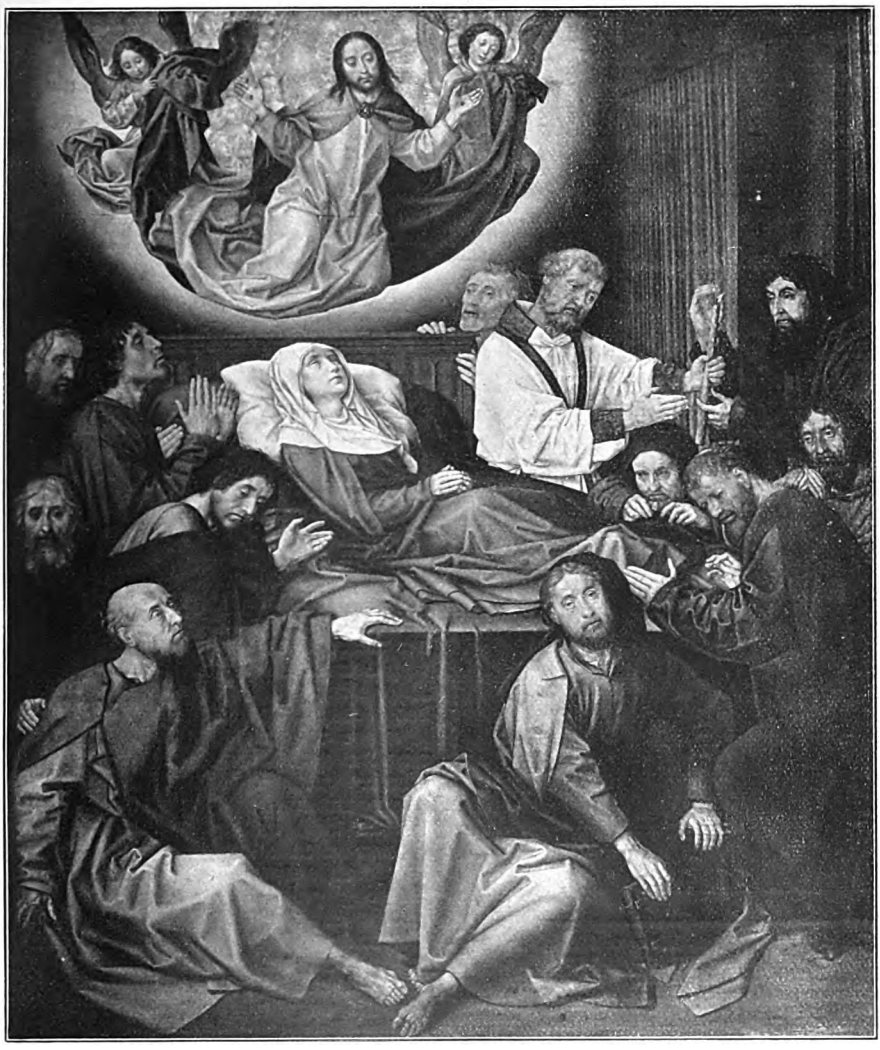
Daß Hugo van der Goes den Genter Altar mit Liebe studiert hat, verrät sich auch in unserem Bilde. Von den Pferden der heiligen drei Könige, die man ganz klein im Hintergrunde erblickt, ist eines in allem Wesentlichen, namentlich in der höchst charakteristischen Bewegung der Beine, dem prächtigen Schimmel der Richtertafel nachgebildet. Doch abgesehen von dieser unbedeutenden Kleinigkeit bleibt der Meister zwar den Traditionen der altniederländischen Schule treu, geht aber innerhalb dieses Rahmens ganz seine eigenen Wege. Seine kühne Selbständigkeit tritt schon darin hervor, daß er in die altgewohnten biblischen Stoffe ganz neue Motive eingefügt hat.

Die Schlange des Sündenfalls hatte man immer als Schlange dargestellt, obgleich schon einige ältere Maler ihr einen Menschenkopf gegeben hatten. Goes erinnert sich, daß erst der Fluch des Herrn sie gezwungen hatte, fortan auf dem Bauche zu kriechen, und macht sie demgemäß zum vierfüßigen Tier. Doch die Verführerin muß auch verführerisch aussehen: er schmückt ihren Leib mit reichen, bunten Farben und gibt ihr ein schönes Weibergesicht, dem er doch mit feiner Charakteristik den Ausdruck boshafter Tücke zu verleihen weiß. Noch origineller ist seine Darstellung der Geburt Christi in Berlin. Er will zum Ausdruck bringen, daß schon Jahrhunderte vorher die Propheten sie verkündet hatten, und läßt daher zwei von ihnen — wahrscheinlich sind Jesaias und König David gemeint — einen Vorhang beiseite ziehen, hinter dem die heilige Geschichte sichtbar wird. Für diese Halbfiguren sucht er, soweit er es vermag, die Illusion voller Wirklichkeit hervorzurufen. Sie sind in Lebensgröße; der Stoff ihrer Gewänder, ihr Haar, die Oberfläche ihrer Haut, der Glanz der Augen, auch die Pflanzen auf der niedrigen Mauer, die sie vom Hintergrunde scheidet, sind mit ängstlicher Naturtreue wiedergegeben. Die Stange, an der sich der halb durchsichtige Vorhang bewegt, ist sogar plastisch dem Bilde aufgesetzt. Dagegen sind die Gestalten der Handlung selbst viel kleiner, und das Stoffliche an ihnen ist soweit vernachlässigt, wie dies die Überlieferung der Schule nur irgend zuließ. Es soll eben der Eindruck des Unwirklichen, Visionären hervorgebracht werden. Ganz ist dies freilich nicht gelungen; denn in der Forderung einer Unwirklichkeit, die doch als Wirklichkeit von den Propheten geschaut ist, liegt ein Widerspruch, den unser Künstler nicht völlig hat aufheben können. Zudem hat er in diesem Bilde auch noch nicht die Beherrschung der Technik erreicht, die den Portinari-Altar und die „Anbetung" von Monforte auszeichnet. Wie es im Kolorit hinter ihnen zurücksteht, so auch in der Durchführung der künstlerischen Idee.

Denn Goes ist immer ein Strebender geblieben. In jedem seiner Werke hat er zugelernt, in jedem erprobt er neue Mittel der Wirkung und bleibt daher niemals sich selber gleich. Namentlich in der Farbe hat er immerfort experimentiert und dabei, wie das kaum anders möglich ist, nicht immer das Richtige getroffen. Der „Tod der Maria" in Brügge und die „Klagenden Frauen" in Berlin wirken im Kolorit geradezu unangenehm, der eine grell, die anderen matt, während das Bild von Monforte auch auf diesem Gebiete den Höhepunkt des Meisters bezeichnet. So haben denn auch die Kritiker, die von großen Künstlern verlangen, daß sie alle ihre Arbeiten über den gleichen Leisten schlagen, die Mehrzahl seiner Bilder für unecht erklärt, ohne freilich angeben zu können, welchem anderen Maler sich Werke von solcher Höhe der Künstlerkraft zuschreiben lassen. Bei der Berliner „Anbetung" aber dürfte sich kaum jemand finden, der an ihrer Echtheit zweifelt. Doch wer kann die Grillen gewisser Kunstgelehrter vorausahnen?

So fein auch bei den Brüdern van Eyck und ihren nächsten Nachfolgern die Beobachtung der Natur gewesen war, Goes hat sie doch mit noch größerem Fleiße studiert und ist noch tiefer in ihre Geheimnisse eingedrungen. Vor allem tritt dies in der Wiedergabe des nackten Menschenleibes hervor, wie das Wiener Diptychon sie uns zeigt. Schon Jan van Eyck hatte Adam und Eva nach lebenden Modellen gemalt, doch hatte er sich damit begnügt, schlicht und wahr nachzubilden, was die Oberfläche der Haut erkennen ließ. Goes dagegen ist mit dem ganzen Gerüst der Knochen und

Digitized by Google



Der Tod der Maria (Brügge, Museum)

Muskeln genau vertraut. Man kann nicht umhin, anzunehmen, daß er heimlich — denn öffentlich war dies nicht gestattet — Leichname zerschnitten, an ihnen Anatomie gelernt, und was er so gesehen hatte, in einem untrüglichen Gedächtnis bewahrt hat. Diese Kenntnis aber gibt auch seinen bekleideten Gestalten die Sicherheit in den Verhältnissen der Glieder und in ihrer Bewegung. Und vor allem hat er das liebevollste Studium dem Teil des Körpers zugewandt, der auch bei ihnen nackt blieb; ich meine die Hände. Diese hatten schon die Brüder van Eyck in ihren Bildnissen für die Charakteristik der dargestellten Personen verständnisvoll benutzt; doch bei den Idealgestalten waren sie noch bei einem ziemlich allgemeinen Schema geblieben. Goes unterscheidet aufs feinste die derbe Faust des Hirten von der wohlgepflegten Hand des vornehmen Mannes; für jedes Geschlecht und jedes Alter werden die besonderen Kennzeichen beobachtet; die Anatomie aller Sehnen und Falten ist ihm genau bekannt; in jeder Stellung, jeder Verkürzung hat er Hände nachgezeichnet. Am reichsten und mannigfaltigsten tritt uns dies Studium auf dem Portinari-Altar entgegen; die schönste Hand aber, die er gemalt hat, ja die schönste, die irgendeinem Künster aller Zeiten, selbst Lio-

Digitized by Google

nardo nicht ausgenommen, je gelungen ist, zeigt uns der bärtige König der Berliner „Anbetung". Wie jedes Glied sich lebendig bewegt, wie das Licht die Finger von innen her bescheint, um dann auf dem Handrücken in ein zartes Helldunkel überzugehen, das doch noch jeden Muskel und jede Sehne klar erkennen läßt, das ist unvergleichlich und nie wieder so erreicht worden. Schon allein um dieser Hand willen halte ich das neuentdeckte Bild für das Werk des Meisters, in dem er die höchste Stufe seiner künstlerischen Entwicklung erklommen hat, und die Betrachtung der Komposition wird uns dies bestätigen.

In dieser Beziehung ist zunächst sein Verhältnis zur Landschaft bemerkenswert. Die Meister der Schule, allen voran Hubert van Eyck, pflegten ihr in den Hinter-

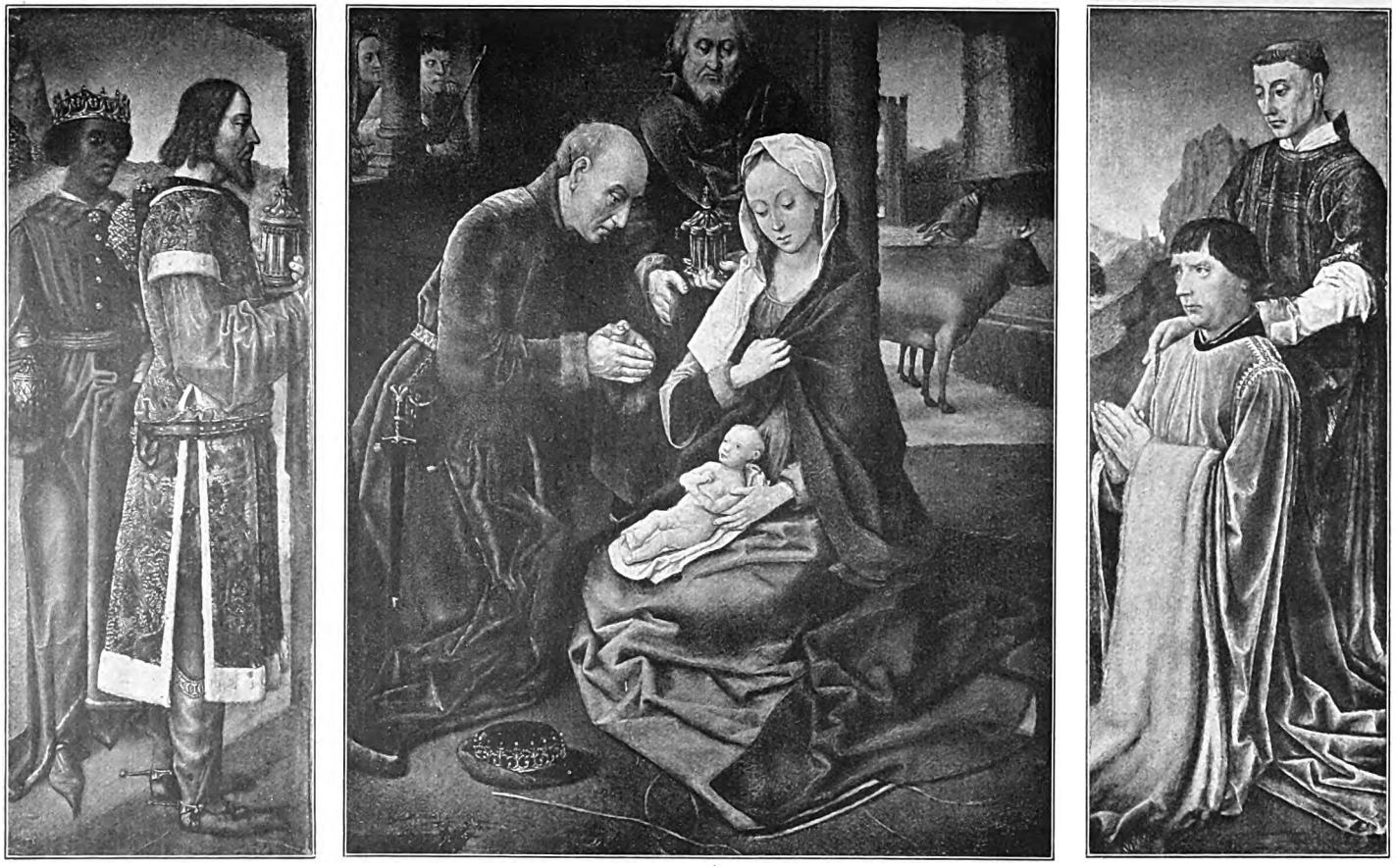
Die rechte Hand des bärtigen Königs aus der „Anbetung der Könige" (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)

gründen einen sehr breiten Raum zu gewähren und sie durch tausend kleine Einzelheiten aufs reichste zu beleben. Daß auch Goes ihre Darstellung vollkommen beherrscht, zeigt der Wiener „Sündenfall". Aber schon auf dem anderen Flügel, der mit diesem Bildchen zusammengehört, ist sie fast ganz ausgeschaltet, obgleich die Handlung im Freien spielt. Der Grund liegt im Gegenstande. Das Diptychon soll auf einer Seite die Entstehung der Sünde, auf der anderen die Erlösung von ihr durch den Tod Christi darstellen. Bei jener Tafel war die Schilderung des schönen Paradiesesgartens, aus dem die ersten Menschen vertrieben wurden, für das Verständnis wesentlich, bei dieser hätte ein reicher Hintergrund die Aufmerksamkeit nur von dem ergreifenden Bilde tiefsten Jammers abgezogen. Der Meister begnügt sich daher mit einem dunkeln, auch durch die Wolken kaum belebten Himmel und einem kahlen Hügelrücken, auf dem, von Raben umflogen, das Kreuz als Symbol des Leidens und der Erlösung in schauriger Einsamkeit thront. Bei dreiteiligen Altären ist die Landschaft auf die Flügel verwiesen, wo sie von der Haupthandlung, die auf dem Mittelfelde spielt, nicht ablenken kann. Wenn bei unserer „Anbetung" ein kleines Stück von ihr sichtbar ist, so bedingt dies der Gegenstand. Denn nach alter Überlieferung mußte ein reiches Gefolge die drei Könige begleiten, und dieses ist in jenem Eckchen angedeutet. Im übrigen ist der freie Ausblick durch Architektur verhüllt. Als ganz ruhiger Hintergrund, wie Goes ihn wünschte, kann zwar auch diese nicht wirken. Denn nach den Forderungen der Schule durfte er nicht unterlassen, jeden Stein, jeden Grashalm, der aus den Ritzen der Ruine hervorwächst, sorgfältig auszuführen. Auch so aber bildet das Gemäuer eine leidlich neutrale Fläche, von der die Figuren sich als das einzig Wesentliche kräftig abheben.

Solche Kulissen ließen sich auf der Wiener „Beweinung" nicht anbringen; um auch hier den Hintergrund auszuschließen, bildet daher der Künstler eine lebendige Mauer, die aus den handelnden Personen selbst besteht. Zu dichter Masse, die jeden Ausblick versperrt, drängen sie sich hier zusammen; doch bewirkt dies eine arge Überfüllung der Komposition, ein Fehler, der allen Werken des Goes, die wir seiner früheren Zeit zuschreiben möchten, gemeinsam ist. Am störendsten macht er sich in dem „Tode der Maria" geltend. In der Charakteristik der Köpfe und vielleicht noch mehr der Hände ist das Bild unübertrefflich; jeder Apostel ist von allen andern verschieden und jeder eine scharf ausgeprägte Individualität. Aber die eng zusammengepreßte Masse dieser Prachtmenschen erdrückt die Gestalt der Sterbenden, die doch die Hauptsache sein müßte. In der Berliner „Geburt Christi" entbehrt der Engelhaufen, der die heilige Familie umgibt, zwar nicht eines phantastischen Reizes, bleibt aber doch ein gar zu dichter Haufen. Auch die Gruppe klagender Frauen, die sich gleichfalls im Kaiser Friedrich-Museum befindet, ist zu gedrängt. Selbst bei den wenigen Figuren der Wiener „Anbetung" weiß Goes diesen Fehler nicht zu vermeiden. Auf den Flügeln sind die Gestalten so in den schmalen Rahmen zusammengepreßt, daß es aussieht, als wenn sie sich nicht rühren könnten. Die drei Hauptfiguren des Mittelbildes schmiegen sich ganz dicht aneinander, und wenn neben ihnen freier Raum bleibt, so geschieht dies nur, um auch Ochs und Esel zur Geltung zu bringen. Denn diese sind nicht unwesentlich, weil sich in ihnen die Ärmlichkeit des Stalles ausdrückt, in den die prächtig geschmückten Könige huldigend eintreten.

Ein ganz entschiedener Umschlag zeigt sich dann in dem Altar, den Goes für die Familie Portinari malte. Hier sind die Figu-

Digitized by Google



Die Anbetung der Könige. Gemälde von Hugo van der Goes. Wien, Galerie Liechtenstein

Digitized by Google

ren in weiten Abständen über die Fläche verteilt, so daß zwischen ihnen überall freier Raum bleibt. Bei den meisten ist der Umriß durch keine Überschneidung unterbrochen und wird so vollständig sichtbar. Wo sie sich zu Gruppen zusammenschließen, bestehen diese doch nur aus zwei oder höchstens drei Gestalten. Offenbar hat der Meister seinen früheren Fehler erkannt, verfällt aber, wie das ja oft geschieht, jetzt in den entgegengesetzten. Waren vorher die Figuren zu sehr gedrängt, so sind sie hier zu sehr vereinzelt. Erst in der „Anbetung" von Monforte ist der richtige Mittelweg gefunden. Wie auf dem Portinari-Altar sind die Hauptgestalten weitläufig über die Fläche verteilt und ihr Umriß klar erkennbar. Hier und da aber unterbrechen ihn bescheidene Überschneidungen, die der Szene Relief und Tiefe geben. Und alle sind zueinander in Beziehung gesetzt und verbinden sich bei klarer Sonderung doch zu schön geschlossenen Gruppen.

Bildnisse des Malers und des Stifters aus der „Anbetung der Könige"
(Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)

Ganz meisterlich ist auch die Farbe für die Komposition verwendet. Die Gestalt des knienden Königs teilt den Raum in zwei gleiche Hälften. In dem leuchtenden Rot seines Gewandes, das durch das kräftig davon abstechende Weiß des Hermelins noch gehoben wird, bildet dieser Mittelpfeiler der Komposition auch den Höhepunkt der Färbung. Rechts und links von ihm stehen die beiden Seiten in scharfem Gegensatz: auf der einen kalte, helle Farben, auf der anderen warme und dunkle. Joseph und Maria sind in Rosa, Violett, Blau und Grün gekleidet, alles durch zarte Brechung zueinander gestimmt; doch in diese sanfte und kühle Harmonie schlagen breite weiße Flächen scharf hinein, die durch den Kontrast das Auge auf sich ziehen und es so auf die wichtigsten Personen der Handlung hinlenken. Auf der anderen Seite herrschen Schwarz und Braun; auch das Ultramarinblau, das aus diesem ruhigen Dunkel hier und da kokett hervorleuchtet, ist warm gestimmt. Das Weiß, das in der linken Gruppe eine so beherrschende Rolle spielt, fehlt hier ganz. Was als hellster Punkt besonders in die Augen fällt, ist jene wunderschöne Hand. Offenbar war der Künstler stolz auf sie und wollte, daß sie bemerkt werde.

Noch ein anderer Lichtpunkt leuchtet, freilich viel bescheidener, in dieser dunklen Seite auf. Hinter dem Mohrenkönig bemerken wir einen Kopf, der durch seine blaue Mütze sich aus der wenig farbigen Umgebung hervorhebt und offenbar Porträt ist. Er stellt sich in der Ansicht dar, wie wir uns selbst im Spiegel erblicken, und Bode hat daher mit Recht vermutet, daß es das Bildnis des Malers ist. Die eine Seite des Gesichts liegt in zartem Helldunkel; auf der anderen spielt reizend ein Sonnenblick. Dies aber ist das einzige Heitere an diesem Gesicht; die Falten um die leicht herabgezogenen Mundwinkel und die tief traurigen Augen zeugen von Sorgen, Schwermut und quälender Unbefriedigung. Wie es scheint, hat jene dumpfe Melancholie den armen Künstler schon ergriffen, die bald in Wahnsinn übergehen sollte.

Ihm zur Seite erblicken wir noch einen anderen Bildniskopf. Man möchte ihn dem Stifter des Gemäldes zuschreiben, wenn Goes diesen nicht auf den Flügeln darzustellen pflegte. Doch falls es nur einer war, nicht, wie bei dem Portinari-Altar, eine ganze Familie, konnte der Maler glauben, daß ein einzelnes Porträt auf dem einen Seitenbilde die Symmetrie des Ganzen stören werde. Hatte er doch bei der „Anbetung" des Fürsten Liechtenstein diese Erfahrung schon machen können. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß er auch das Stifterbildnis in die Mitteltafel aufgenommen hat und die Flügel für weitere Szenen der heiligen Geschichte benutzte, wie dies ja vor ihm Roger van der Weyden und andere getan hatten.

Hinter den Königen ragen über den Bretterzaun noch vier Gestalten auf, deren Köpfe in ihrer charakteristischen Häßlichkeit porträtartig wirken. Ohne Zweifel sind sie nach der Natur gemalt, aber nicht als Bildnisse, sondern als Modellstudien. Mehr als jeder andere Künstler seiner Zeit ist Goes bestrebt gewesen, seine Figuren scharf zu individualisieren. Wie reich die Fülle der Gesichtstypen ist, die er in seinem „Tode der Maria" vereinigt hat, ist oben schon bemerkt worden. Doch solche Mannigfaltigkeit läßt sich innerhalb der Grenzen klassischer Schönheit nicht erreichen. Von den Aposteln jenes Bildes sind daher manche, vor allem derjenige, der

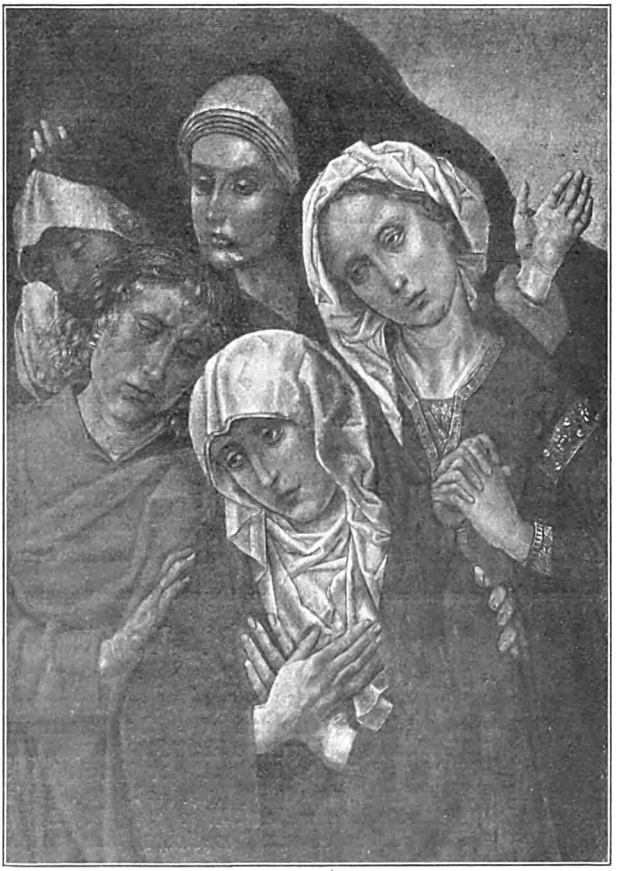
Digitized by Google

hinten über den Bettrand blickt, geradezu häßlich. Wenn Goes dies schon bei den heiligen Gestalten wagte, mußte er seinen Hirten, wie sie in den beiden „Geburten Christi", der Florentiner und der Berliner, auftreten und in der Wiener „Anbetung der Könige" durch das Fenster gucken, natürlich noch derbere Typen geben. Der gemeine Mann, meinte er, müsse auch zur Zeit des Heilandes so gemein ausgesehen haben, wie er ihm selbst in den Straßen von Gent entgegentrat, und für das Häßliche hatte er Vorliebe, weil es charakteristischer ist als das Schöne. In dem Gemälde von Monforte hält er freilich daran fest, daß diejenigen, die man als Heilige verehrt, auch in der äußeren Erscheinung die innere Hoheit kundgeben müssen. Selbst dem Mohrenkönig gibt er nicht, wie auf der Wiener „Anbetung", den unschönen Negertypus, sondern er stellt ihn hellbraun, nicht schwarz, dar und verleiht ihm die edlen Züge der kaukasischen Rasse. Doch bei den Knechten des Gefolges schien ihm erlaubt, seine Modelle, wie er es liebte, von der Gasse aufzulesen.

Auch andere, noch liebenswürdigere Naturstudien zeigt unser Bild. Die Pflanzen, die Steine, die Strohhalme, die den Vordergrund beleben, sind mit solcher Liebe und Treue der Wirklichkeit nachgemalt, daß man auch sie fast als Bildnisse bezeichnen kann. Ganz ähnlich kehren sie auf dem Portinari-Altar und auf der Berliner „Geburt Christi" wieder. Namentlich das Stroh ist auf allen drei Bildern so übereinstimmend gemalt, daß es geradezu als Handzeichen des Meisters dienen kann, mögen sie teilweise in ihrem Kolorit auch sehr verschieden sein.

Die „Anbetung" von Monforte steht am Ende der aufsteigenden Entwicklung, die unser Künstler durchgemacht hat. Sie ist seine höchste Leistung, aber gewiß nicht die letzte. Diese glauben wir in dem kleinen Frankfurter Triptychon zu erkennen. Hier sind nicht nur die Flügel, sondern auch einzelne Teile des Mittelbildes, namentlich die abscheulichen Füße des Kindes und die Blume, die es emporhält, von anderer, viel schwächerer Hand gemalt. Goes hat das Bildchen also nicht selbst vollenden können, wahrscheinlich weil der Ausbruch des Wahnsinns ihn daran hinderte. Die Hände der Madonna zeigen noch die sichere Kenntnis ihrer Anatomie, wie wir sie bei unserem Künstler auch sonst bewundern, doch ist das zitternde Leben in ihnen schon krankhaft nervös. Sie halten das Kind nicht sicher; dessen Bewegung ist höchst gewaltsam und der Ausdruck beider Gesichter starr und unangenehm. Etwas von der Melancholie, die sein Dasein vernichten sollte, zeigte uns schon sein Selbstbildnis in der „Anbetung"; aber als er es malte, war er nicht nur im Vollbesitz seiner Kräfte, sondern hatte sie auch bis zur höchsten Leistungsfähigkeit gesteigert. In der Frankfurter Madonna dagegen können wir mit schmerzlichem Empfinden schon den Beginn des traurigen Zusammenbruchs wahrnehmen.

Vielleicht ist auch die Beweinung Christi, von der sich in den Berliner „Klagenden Frauen" ein Fragment erhalten hat, unvollendet von dem Meister hinterlassen. Denn während die meisten Hände hier genau seiner Art entsprechen, sind die gerungenen der Magdalena so schlecht, daß ich vermuten möchte, ein Schüler habe sie nachträglich in das unfertige Bild hineingemalt. Auch der



Klagende Frauen. Fragment einer Beweinung Christi (Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)

Digitized by Google

Madonna mit Stiftern und ihren Schutzheiligen (Frankfurt a. M., Städelsches Institut)

oberste Kopf scheint mir nicht ganz von der Hand des Goes zu sein; jedenfalls ist seine Haube geschmacklos, und im Ausdruck steht er weit hinter den ergreifenden Gesichtern der Maria, des Johannes und der Magdalena zurück. So scheint dies schwermütige Bild uns von der Stimmung Kunde zu geben, die den Maler im Kloster vor dem entscheidenden Ausbruch seiner Krankheit erfüllte.

Auch nach seinem Tode blieb Hugo van der Goes vom Unglück verfolgt. Unter seinen Werken müssen die Bilderstürmer furchtbar gewütet haben; denn was sich von seiner Lebensarbeit erhalten hat, ist kaum ein Dutzend Gemälde. Bis vor kurzem befand sich in einem großen, weltbekannten Museum nur ein einziges davon, das kleine Wiener Diptychon, und auch bei diesem war noch vor wenigen Jahrzehnten der Meister nicht erkannt. Seinen Namen kannten daher fast nur die Kunstgelehrten; auch sein umfangreichstes Werk, an das allein er sich zunächst knüpfte, den Portinari-Altar, sahen nur wenige, ehe er aus dem Kunstbesitz einer frommen Körperschaft in die Uffizien übersiedeln durfte. Von diesem ausgehend, hat man dann die Bilder des Meisters nach und nach zusammengefunden, natürlich nicht ohne daß kundige Thebaner jede neue Bestimmung, mochte sie auch noch so schlagend sein, kritisch anfochten. Und je mehr man von ihm entdeckte, desto höher wuchs die Bewunderung für ihn, bis man ihm endlich den Platz unmittelbar neben seinen hohen Vorbildern, den Brüdern van Eyck, einräumte. Das Berliner Museum hat das Verdienst, nicht weniger als drei seiner Werke, darunter zwei der bedeutendsten, dem Dunkel entrissen zu haben. Daß sie aus unbekannten Privatsammlungen und versteckten Winkeln Spaniens ans Licht gebracht sind, ist nicht nur ein köstliches Geschenk für alle Kunstfreunde, sondern auch eine Sühne für das Andenken des lange vergessenen großen Dulders.

Der Vorhang

Hör': An meinem Fenster, da ist ein seltsamer Vorhang,
Weiße Seide, und läuft leicht auf vergoldetem Strang.
Zugezogen ist er die Nacht. Doch schimmert der Morgen,
Wirkt das beginnende Licht seltsam ein Wunder an ihm:
Denn sobald ihn der weckende Strahl der Sonne getroffen,
Öffnet er langsam sich selbst, gleiten die Falten zuseit,
Feierlich schieben die Ringe sich fest. Die Wonne des Tages
Strömt, die Wonne des Seins, mir durch das Fenster herein.

Otto Brechler

Digitized by Google

Hofball

Eine Ballade für meine Jungens von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Novembertag und windiges Wetter,
Im Scheunenhofe tanzen die Blätter,
Und zwischen Kuh- und Pferde-Stall
Ist Hofkonzert und großer Ball.

Der Wind trompetet um die Ecken,
Milchkannendeckel schlagen die Becken,
Die Leitungsdrähte harfen und schleifen,
Wenn die Hände des Sturms in die Saiten greifen,
Die Wetterfahne geigt schrill und froh,
Ein Kalb bläst unentwegt die Hoboe,
Die Stalltür trommelt dazu,
Und das Bombardon übernahm eine Kuh.

Und zu Trompeten, Flöten und Geigen
Dreht sich und wirbelt in fröhlichem Reigen
Alles, was Herbst geweht von den Zweigen,
Alles, was vordem grünte im Land
Und nun auf dem Pflaster des Hofes sich fand.
Und während im Kehricht sie tanzen und springen,
Hör' ich sie singen!

Ein Strohhalm wispert lispelnd und fein:
„Unsereiner ist nie allein!
Zehntausend feine Schwestern wir waren
In roggenblonden strähnigen Haaren,
Alle aus einem derben Gebund,
Alle geborne ‚von Ziegelgrund'!
Die erste dreht sich im Wagenrade,
Die zweite steckt in Eisschokolade,
Die dritte fiept, wie der Hase klagt,
Die vierte sielt sich im Strohsack der Magd,
Die fünfte reist in der Heidsiek-Kiste,
Die sechste räkelte sich auf dem Miste,
Die siebente ward ins Strohseil gebunden,
Die achte hilft das Fischfaß verspunden,
Die neunte verflackerte im Kamin, — ja
Und die zehnte steckt in einer Virginia.

Alle Schwestern haben was zu tun,
Und keine hat Zeit, sich auszuruhn!"

Digitized by Google

Vom Ahorn, der drüben im Parke ragt,
Stelzt ein Blatt auf fünf Speichen und sagt:
„Wir hatten alle nichts zu tun,
Als schön zu sein und auszuruhn!

In unserem Schatten man gerne saß,
Wenn der Gärtner den Platz schön sauber rechte,
Und als ein Dichter dort Verse las,
Lachten darüber noch lange die Spechte.

Der Springbrunnen machte sich was zu tun,
Doch stieg er nur auf, um wieder zu sinken,
Bisweilen in Seide und in Kattun
Saßen sie dort beim Kaffeetrinken.

Ein Fräulein vom sentimentalen Fach
Malte mich drüben am Teich von der Insel,
Sie seufzte: ‚Die herbstliche Färbung, — ach ..!'
Und schob ins Kadmiumgelb den Pinsel, —

Wir hatten alle nicht viel zu tun,
Nur schön zu sein und auszuruhn!"

Die Ringelschale von einer Kartoffel
Humpelt und pumpelt im Holzpantoffel:
„Dat is mek aewerst doch to dull,
Dat eck partu mit danzen schull,
Dat geit mi bannig gegen' Strich,
Eck hev't nich lehrt und lehr't ok nich,
Ochottechott!

Wenn eck min vullen Buk noch harr,
Eck sprüng hie nich as wi en Narr,
Dat geiht na baben un geit dal,
Mi is ganz swindlich un fatal,
Ochottechott!"

Ein Schlehenblatt, hereingeweht
Vom Felde draußen, das sang diskret:
„Ich komme ferne vom stillen Hag,
Wo der Sprosser rief,
Wo am Juniabend der Kirschpflücker lag
Und den Rausch verschlief.

Wo im Herbst die Jagd vorübergesaust
Mit Hund und Pferd,
Wo dem Leutnant so vor dem Graben gegraust,
Daß er umgekehrt.

Und als er ihn sprang, da sprang er ihn so: —"
Und die Schlehe sprang

Digitized by Google

Digitized by Google

Berliner Bühnen

Die dramatischen Dichter versagen heuer wieder einmal in Berlin. Das Leiden ist schon chronisch geworden. Dafür kann die Berliner Schauspielkunst einen Erfolg um den andern verzeichnen. Voran schreiten wie immer die beiden Bühnen Reinhardts. Im Deutschen Theater bot uns der Shakespeare-Zyklus einen zwar nicht ganz königlichen, doch selbstverständlich wieder sehr interessanten König Lear. In erster Besetzung gab Bassermann, in zweiter Schildkraut den strohgekrönten Wahnsinnigen — jeder nach seiner charakteristischen Veranlagung, wie sie uns als Schulbeispiel schon der Shylock-Vergleich gezeigt hat: Schildkraut bleibt der Instinktmensch, Bassermann der Nervenkünstler. König Heinrich IV. freilich brachte eine wehmütige Erinnerung: denn wer je den ritterlich-schlanken Tunichtgutprinzen von Joseph Kainz gesehen hat, ist für Lebenszeit außerstande, der Verkörperung eines zweiten, und sei sie selbst so ansprechend wie die von Moissi, die vom Dichter geahnte Vollendung zuzugeben.

Reinhardts Shakespeare-Zyklus ist eine Tat. Und es sei dabei ausdrücklich auch an die verständnisvolle Unterstützung durch das vielgeschmähte Berliner Parkett, vor allem aber durch den stets stark gefüllten und stark begeisterten zweiten Rang erinnert. Welche Weltstadt sonst brächte ein Publikum wie dieses auf, das imstande ist, einen ganzen langen Winter hindurch sich mit Shakespeares Meisterdramen füttern zu lassen? Es sind dazu zweimalhundertfünfzigtausend freiwillige Entschlüsse junger Kaufleute und Studenten, Kassiererinnen, Stenotypistinnen und Kanzleibeamten erforderlich, den Abend und das Geld nicht in der Tangoprinzessin oder im Kientopp oder beim Skat totzuschlagen. Eine Viertelmillion Einzelsiege Shakespeares und Reinhardts.

Albert Bassermann und Viktor Arnold im „Snob" von Karl Sternheim. Kammerspiele des Deutschen Theaters in Berlin (Phot. Willinger)

In den Kammerspielen zeigt Reinhardt die hochentwickelte Kunst seiner Darsteller an Landsleuten seines dramatischen Hausheiligen von nebenan, an Franzosen, Flämen, Dänen, Russen. An der Produktion der deutschen Dramatiker ist ihm blutwenig gelegen. Auch Hofmannsthal und Vollmöller sind, wie es scheint, abgetan. Karl Sternheim, dessen Lustspiel „Der Snob" die jüngste Regieleistung Reinhardts darstellt, hat sich's ausdrücklich verbeten, als Vertreter des Deutschtums aufgefaßt zu werden. Er verkörpert für Juden wie Christen auch wirklich am talentvollsten das internationale moderne Ghetto. Und es ist schade, daß Sternheim und Reinhardt nicht den Mut gehabt haben, die kluge und witzige Satire vom „Snob" ganz ruhig in dem Kreise spielen zu lassen,

Digitized by Google

aus dem sie geschöpft, aus dem heraus sie gesehen und empfunden und dargestellt ist — und für den sie wohl auch der Spiegel sein soll. Wir hätten so wirklich einmal, besser und echter als in „Jettchen Gebert", den Einmarsch der Lemberger, Kalischer, Jarotschiner und Gnesener in Berlin C. erlebt, Marke Konfektion, ihr etappenweises, langsames und sicheres Vorrücken zum Kurfürstendamm und von da in die Aufsichtsratsstellungen und die Hochburgwarten der zeitgenössischen Kultur. Den Snob, den wir kennen, führt uns Sternheim in seinem Lustspiel selber nicht vor. Die Pointe ist vielmehr die, daß Herr Maske junior, der Held des dreiaktigen Stücks, erst von dem nichtgeschriebenen vierten Aufzug an der wirkliche „Snob" wird, von dessen Urteil das Schicksal der Berliner Premieren, der Grecos und Magnascos abhängig ist. Bis dahin sehen wir ihn nur als geriebenen und energischen Geschäftsstreber, rasch wachsenden Egoisten, vielfach noch taprig tastenden Emporkömmling, wir sehen ihn in all den gut beobachteten kleinen Unsicherheiten des erfolggekrönten Parvenus, die ihn sogar in der entscheidendsten Stunde seines Lebens nicht verlassen, als er die junge Gräfin ins Brautgemach führt: das heimliche Kichern der Kammerzofe entgeht ihm nicht, und er bezieht es auf seinen Gang, seinen Namen, seine Abstammung.

Wir lernen Herrn Maske junior zu Beginn des Stückes in einer Selbstgesprächszene kennen, in der er damit beschäftigt ist, die geeignetste Antwort auf die Abendbrot-Einladung des Grafen Pahlen zu finden: nicht zu respektvoll, aber auch nicht allzu familiär. Er bemüht sich, ein Monokel zu balancieren. Vorläufig verliert er's noch immer. Beim Besuch des Grafen kopiert er ängstlich, aber bemerkenswert talentvoll, dessen legere Art, sich auszudrükken, die Beine überzuschlagen. Er führt genaue Konten, wie sie nur ein durch Jahrtausende gezüchteter Erwerbssinn führen kann: unter dem Buchstaben S figuriert auf der Schuldseite Sybil Hull, seine Geliebte, die ihm gar manchmal mit einem Zwanzigmarkstück ausgeholfen, die ihm abgewöhnt hat, den Fisch mit dem Messer zu essen, Röllchen und genähte Schlipse zu tragen. Unter dem Buchstaben E wird mit den Eltern bei Heller und Pfennig abgerechnet. Mit sechzehn Jahren ist der blasse Herr Maske junior von seinen Erzeugern auf das praktische Leben losgelassen worden. Ist es zu niedrig kalkuliert, wenn er für seinen Unterhalt als Kind und Knabe pro Jahr, einschließlich Masern usw., ℳ 600.— einstellt? Jetzt, wo er mit kaum dreißig Jahren Generaldirektor des großindustriellen Unternehmens wird, zahlt er seinem Vater bei Heller und Pfennig die gehabten Auslagen zurück und weist ihm und der Mutter auch noch eine kleine Pension an, unter der Bedingung, daß sie diese recht weit vom Kurfürstendamm entfernt verzehren, etwa in Zürich. Im zweiten Akt, zwei Jahre später, weiß Herr Maske junior das Monokel schon bei weitem sicherer zu tragen, er ist manikürt, geht in seidener Wäsche, hat Kunsturteile, er reitet Parforcejagden im roten Rock mit und er entläßt seine Geliebte unter Anweisung eines anständigen Bankdepots, erstens weil sie ihn indiskreterweise daran erinnert, daß er ihr außer zahlreichen Zwan-

Dagny Servaes als Melanto im „Bogen des Odysseus" von Gerhart Hauptmann. Deutsches Künstlertheater (Sozietät) in Berlin (Phot. Becker & Maaß)

Digitized by Google

Szenenbild aus dem „Bogen des Odysseus“ von Gerhart Hauptmann
Deutsches Künstlertheater (Sozietät) in Berlin (Phot. Zander & Labisch)

zigmarkstücken auch noch die Kunst verdankt, einen Selbstbinder geschmackvoll zu knüpfen, und zweitens, weil er sich verheiraten will. Mit der Komtesse Marianne. Die ist arm und hat deshalb den Anschluß verpaßt, sie zählt schon über fünfundzwanzig Lenze, aber immerhin ist sie die Tochter des Grafen Pahlen. Inzwischen ist die Mutter in Zürich gestorben, und der zum Besuch erscheinende Herr Maske senior wird Herrn Maske junior unbequem: bis dieser einsieht, daß er selbst doch schon groß und mächtig genug geworden ist, um sich einen Vater kleinen Herkommens leisten zu können. Der jungen Frau aber redet er ein: seine Mutter habe ein Verhältnis mit einem Vicomte gehabt, in seinen Adern fließe nicht das Blut des alten Herrn Maske, sondern das des französischen Aristokraten. Und Frau Marianne sieht nun die letzte Schranke fallen: Herr Maske junior ist der ihr ebenbürtige Adelsmensch. Vom Lendemain an wird Herr Maske die Kultur gepachtet haben und auf allen Gebieten des modernen Lebens überlegt, sicher und erhaben das letzte Wort sprechen. Der Snob ist fertig.

Ein köstliches Kulturbild. Die Handlung in ihrem dürftigen Gerippe könnte ja ebensogut von Kotzebue sein. Aber das Beiwerk ist glänzend, ist neu und ist echt. Karl Sternheim hat bloß den einen großen Rechenfehler begangen, aus Herrn Maske senior einen Kanzleirat a. D. zu machen. War grundfalsch. Ein Altwarenhändler aus Posen mußte her. Dann hätten ein paar hundert kleine Züge viel, viel besser gepaßt. Hand aufs Herz. Aber vielleicht wäre die Komödie dann ans Gebrüder Herrnfeld-Theater geraten, und wir hätten die Glanzleistungen Bassermanns und Arnolds als Sohn und Vater Maske nicht zu sehen bekommen.

Der glückliche „Snob“ Sternheims ist allabendlich ausverkauft, der unglückliche „Bogen des Odysseus“ Hauptmanns sieht im Deutschen Künstlertheater leere oder notdürftig mit verschämten Freibillettlern garnierte Häuser. Einer sagt es dem andern: es lohnt nicht.

Nicht daß für Odysseus als Bühnenhelden von vornherein kein Interesse aufzutreiben wäre. Alle, die wir im Griechischen schlechte Schüler waren und unserer mühseligen Präparationen mit gelindem Gruseln gedenken, schwärmen doch wenigstens für die Odyssee. Diese Lichtblicke konnte uns auch die mäßigste Anlage für alte Sprachen, konnte uns selbst der steifleinenste Oberlehrer nicht verekeln. Nausikaa, das Meer, die Götterwelt, Penelope! Aber lichtloser und trübseliger ist dieser unsterbliche, selbst von Bungert nicht umgebrachte Stoff wohl doch noch nicht verarbeitet worden als im „Bogen des Odysseus“ von Gerhart Hauptmann. Die Enge und Horizontlosigkeit des kleinen Ausschnittes, den wir aus dem weltumspannenden Epos zu sehen bekommen, gemahnt daran, daß der schlesische Dichter sich seine Erfolge früher stets aus schlechtgelüfteten Stuben mit rotweißkarierten Armeleutbetten geholt hat. Denn wir erleben bei ihm die Heimkehr des Odysseus nur aus dem Gesichtswinkel des Sauhirten Eumaios. Und es wird uns da-

Digitized by Google

bei klar: es besteht hier eine gewisse Analogie zum Breslauer Jahrhundertfestspiel, in dem uns die Helden der preußisch-deutschen Erhebung ja auch nicht anders als im unfestlichen Rahmen eines kläglichen Puppentheaters vorgeführt werden konnten.

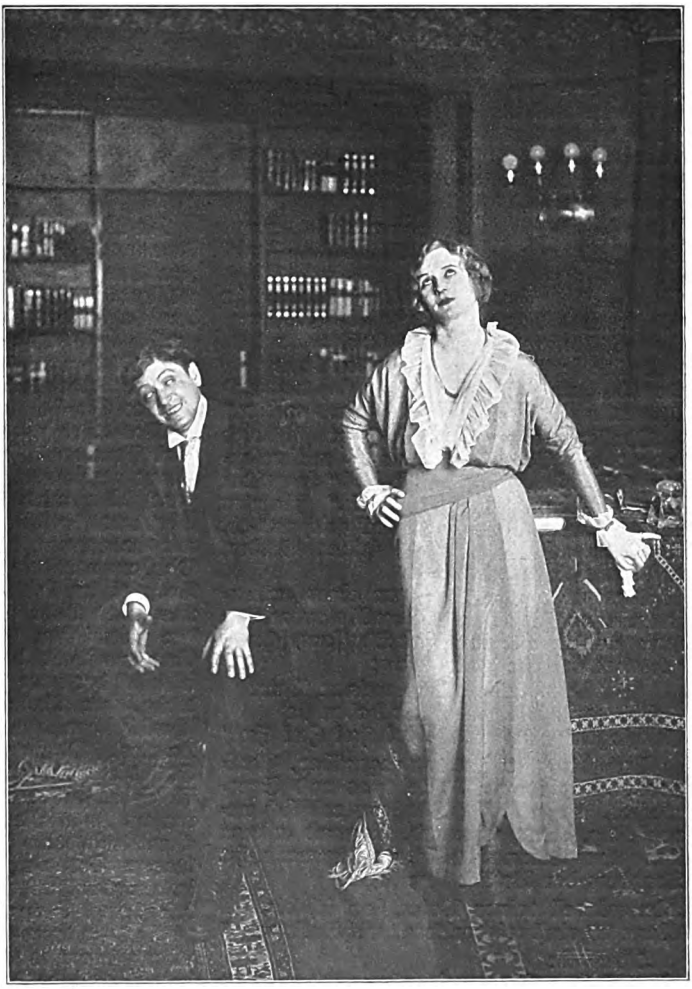
Das Drama der Heimkehr des Odysseus hat Hauptmann geschrieben, ohne Penelope auftreten zu lassen. Wir lernen sie nur aus den Schmähreden kennen, die im Schweinestallmilieu gegen sie geführt werden. Die großen, ehrwürdigen Begriffe, die sich in unserer Erinnerung mit dieser Frau verknüpfen, die Begriffe, die uns das Hohelied der Treue vermittelt hat, müssen wir rasch über Bord werfen. Denn selbst Odysseus scheint an sie nicht mehr zu glauben. „Was wird die Mutter sagen, Telemach, daß ich ihr schönstes Spielzug schon zerschlug?" fragt der Held am Schlusse des Stückes, nachdem er vier der frechen Freier endlich niedergestreckt hat.

Der erste Akt spielt vor dem Gehöft des Schweinehirten Eumaios. Melanto, die Tochter des Ziegenhirten Melanteus, ist von Penelopeia, der im zwanzigsten Jahre der Heimkehr des Gatten Odysseus harrenden Fürstin, aus dem Palast verbannt worden. Aus Eifersucht. „Weil nicht allein Eurymachos mich gern hat," sagt Melanto, „sondern ein jeder, der mich sieht: und dies Penelopeias Neid nicht dulden mag." Eumaios klagt seiner Enkeltochter Leukona: „O käme doch der mächtige Arm ins Land, den Bogen hier, die Sehne neu zu spannen." Odysseus, der einzige, der den vom getreuen Schweinehirten verwahrten Bogen zu spannen vermag, kommt, unkenntlich vor Alter, Elend und Lumpen, atemlos, von den Hunden gehetzt, und stürzt vor Leukona nieder, ihre Knie umfassend, sie um Schutz bittend. Seinen wirren Reden müßte Eumaios schon nach ein paar Sekunden eigentlich entnehmen: dies ist Odysseus. Aber der lange erste Akt geht zu Ende, ohne daß dem Alten auch nur eine Ahnung aufsteigt.

Im zweiten Akt, der in des Sauhirten rußgeschwärztem Häuschen spielt, wird Odysseus gespeist. Hier führt er noch verfänglichere Reden. Gar als Telemach, des Odysseus Sohn, von der Reise heimkehrt und beim Sauhirten vorspricht. Odysseus schlägt auf den Tisch, närrisch:

„Schlachtet ein Mastschwein! Schlachtet!
Opfert und
Esset bis an den lichten Morgen! Ich
Der Herr, befehle, schlachtet! Schlachtet und
Eßt!"

Eumaios erklärt dem verwunderten Telemach: „Herr, die Götter schlugen ihn mit Irrsinn." Dabei beruhigt sich Telemach. Nicht die schönste Charakteristik seiner Mutter hören wir aus seinem Munde bei der Schilderung von seiner heimlichen Abreise. Vier



Karl Forest und Annalise Wagner im „Phantom" von Hermann Bahr
Deutsches Künstlertheater (Sozietät) in Berlin (Phot. Zander & Labisch)

Digitized by Google

Tage waren ins Land gegangen, ehe Penelopeia nach dem Verschwundenen überhaupt geforscht hatte.

„Gern hätt' ich dir's erspart, o arme Mutter,
Daß du dich nun am fünften Tage doch
Erinnern mußtest eines Sohnes, der
Dir schwerlich halb so lieb als lästig ist."

Mehrmals während Telemachs Schilderung von seiner Fahrt verrät sich der Bettler; er springt auf und steht mit närrischem Gebaren vor Telemach: „Hier! Baa! Begrabe mich: ich bin Odysseus!"

Dann kommt der greise Laertes, in Lumpen, dem Bettler Odysseus zum Verwechseln ähnlich. Er führt sich mit den Versen ein:

„Koche mir eine Hafersuppe, hörst du?
Du sollst mir eine Hafersuppe, sollst
Mir eine Hafersuppe kochen, Sauhirt."

Die Befriedigung dieses noch mehrfach wiederholten Wunsches, der mit der dramatischen Entwicklung im Grunde nichts zu tun hat, erscheint dem Verfasser so wichtig, daß er hier den Vorhang fallen läßt. Anfang des dritten Aktes hat der alte Laertes seine Hafersuppe dann glücklich bekommen. Auf der Bank in der Sonne sitzend hören die beiden Bettler die Unterhaltung der Melanto mit Noaimon, einem jungen Schweinehirten, über das brünstige Begehren der Penelopeia an:

„O sie versteckt sich, doch man muß sie kennen.
Dann sieht man, wie ihr Blick auf Diebstahl
ausgeht.
Man sieht noch mehr: verräterisch beben ihr
Nüstern und Mund in heimlicher Verzückung,
So daß die marmorkühle Göttin wankt,
Und ihre keusch verhüllten beiden Knie
Den Trägerdienst versagen und sich weichend
Unmerklich vor dem Pfeil des Eros auftun."

Odysseus röchelt, er ängstigt sich und bedeckt das Gesicht des Laertes mit rasenden Küssen. „Was machst du?" fragt der Alte. „Meinen Vater küss' ich." Laertes darauf: „Leck' mich nur ab, leck' mich nur ab, Kamerad. Zwar hatt' ich keinen Bruder, doch du gleichst mir."

Dann wird Laertes wegen eines entlaufenen alten Ziegenbockes von Melantos Vater gezüchtigt, und nun heult Odysseus, schreit, gebärdet sich wie wahnsinnig:

„Sie haben meinen Vater
Geschlagen! Meinen Vater haben sie
Geschlagen! Meinen Vater! Hu! Hu! Hu!"

Auch den vier Freiern gegenüber, Antinoos, Amphinomos, Ktesippos und Eurymachos, benimmt sich Odysseus reichlich unvorsichtig. Doch niemand, niemand erkennt ihn. Auch Telemach nicht, noch immer nicht. Trotzdem der Bettler ihm sagt:

„Du würdest deinen Vater, sag' ich dir,
Wenn er einst wiederkäme, nicht erkennen."

Telemach:

„Und ich, beim Donner, schwöre: mit dem ersten Laut seines Mundes müßt' ich meinen Vater Erkennen."

Odysseus (mit furchtbarem Lächeln):

„Nun? Und du erkennst mich nicht?"

So possierlich possenhaft dieses durchsichtige Versteckspiel dem Vater, dem Sohn, dem Sauhirten und den Freiern gegenüber wirkt — in der Szene, die Odysseus, die Rolle eines Blinden spielend, bei den Hirten aufführt, da er sie zur Auflehnung gegen die Herrschaft der Freier aufwiegelt, entbehrt das Geheimnis um seine Person nicht einer starken szenischen Wirkung. Hier wirkt auch die Sprache edler, wirken Bilder und Eindrücke aus eigenem Erleben nach. Ein Gewitter zieht herauf. Es ist ihnen allen, als ob dem fremden Bettler der Göttervater den Strahl auf seinen Anruf geliehen hätte. Doch auch der dritte Akt bringt noch keinen dramatischen Fortschritt. Erst am Schluß des unsagbar gedehnten vierten Aktes erkennt Telemach seinen Vater.

Die Hirten haben Melanto, die die Unterredung des fremden Bettlers mit ihnen belauscht hat, gebunden und geknebelt, damit sie nicht Verrat üben kann. Noaimon bringt den Freiern Kunde davon. Odysseus, der sich verraten glaubt, wehrt sich sofort:

„Seht nicht auf mich, ich bin ein rasender
Narr! Bin ein Narr, der rast! Ein Rasender!
Laßt mich! Blickt nicht auf mich! Legt mich
in Fesseln!"

Die Wut der Freier richtet sich also gegen Telemach. Sie treten ein: „von Trunk, Haß, Erotik und Nacht in einen furchtbaren Wahnwitz gehüllt". Doch vergeblich mühen sie sich, den Bogen des Odysseus zu spannen. Da endlich reicht Telemach dem Vater den Bogen, Odysseus legt an und streckt die vier Trunkenbolde der Reihe nach durch wohlgezielte Schüsse zu Boden.

Was wird mit der übrigen Schar? Wie wird Penelopeia, die als recht lockere Strohwitwe gezeichnete, den Zerlumpten empfangen? Wie wird sich das Weiterleben des Ehepaares gestalten? Wir wissen es nicht, wir haben nur einem dumpfen, durch des Odysseus vertierte Erschöpfung unerquicklichen Vorspiel im Schweinestall beigewohnt, das uns alles Licht von den liebsten Gestalten der griechischen Sage genommen hat. Die Errungenschaft des ganzen Abends bleibt lediglich der neue Typ einer Massenquartierdirne, der Melanto, die gegenüber dem schwächlichen, unmännlich verheulten Trio Laertes, Odysseus, Telemach trotz allem Ekel die einzige dramatisch belebte Gestalt ist. Seit „Kaiser Karls Geisel" scheint Hauptmanns Phantasie sich mit Vorliebe aus solchem Kreis seine Frauencharaktere zu holen. Dagny Servaes, die das kleine Scheusal in brutaler Echtheit darstellte, holte sich einen besonderen Szenenerfolg.

Es kann einem bitter weh tun, daß Hauptmanns Stern so schnell erlischt. Seine eigentliche Gemeinde hält ihn ja noch, doch darüber täuscht all ihr Lärm nicht hinweg, daß das große Ungeheuer Publikum seit dem

Digitized by Google

Digitized by Google

Szenenbild aus dem Lustspiel „Kammermusik" von Heinrich Ilgenstein
Komödienhaus (Phot. Atelier Rembrandt)

Jubiläumsjahr seine Wege nicht mehr mitgehen will. Wer aus ehrlichem Herzen über Hauptmann etwas Gutes sagen, vor allem wer ihm danken will, der macht einen weiten Bogen um seine letzten Schöpfungen, der steigt immer weiter zurück in seinem literarischen Schaffen und hält schließlich beim „Hannele", bei den „Webern", der „Versunkenen Glocke", der „Rose Berndt".

Mit dem neuesten Lustspiel von Hermann Bahr, „Das Phantom", sucht das Deutsche Künstlertheater das Publikum wieder anzulocken, das Hauptmanns „Bogen des Odysseus" in die Flucht geschlagen hat.

Szenenbild aus der Operette „Prinzeß Gretl" von Heinrich Reinhardt
Theater am Nollendorfplatz (Phot. Atelier Rembrandt)

Digitized by Google

Schon mehrmals hat sich Bahr sein wunderhübsches Ehestückchen „Das Konzert“ als Muster dienen lassen. Aber seltsam: anderen glückt die Nachahmung viel besser. Freilich, die geistreich blitzenden Feuilletons, die auf der Szene heruntergeplaudert werden, sind auch im „Phantom“ in derselben Fülle vorhanden, und es gibt auch hier wieder eine gute Anzahl Typen, die einen Schuß vertrottelten Wienertums, Shawschen Spleens und Bahrscher Salonrevolutionierei in sich haben. So ist für Amüsement während einiger kurzen Abendstunden immerhin gesorgt, und Karl Forest als gehörnter Ehemann, Else Lehmann als Schwiegermutter und Annalise Wagner als Frauchen mit dem heimlich-unheimlichen Fehltritt sind sehenswert. Der „Falke“ in dieser Ehebruchskomödie ist die Haltung des Ehemanns: er tut nämlich das Gegenteil von dem, was bei so peinlichen Geständnissen der Frau in der Literatur und im Polizeibericht üblich ist. Er versteht und verzeiht. Um aber denjenigen Parkettbesuchern, die auf dem Hebbelschen Standpunkt stehen, daß darüber kein Mann hinwegkönne, eine goldene Brücke zu bauen, versichert er ihnen: der dämonische Dritte, dem die ungetreue kleine Frau nachgelaufen ist, habe von der guten Gelegenheit keinen Gebrauch gemacht. Und das Ergötzliche ist: der Ehemann fühlt sich lediglich dadurch beleidigt, daß dieser fremde wunderliche Heilige seine hübsche kleine Frau — verschmäht hat.

Von solch drolligem Ballspiel mit Moralbegriffen lebt auch Heinrich Ilgensteins „Kammermusik“, ein kleiner Künstlerschwank im Stil des jüngeren Bahr, der von der Filialgesellschaft des Berliner Theaters im Komödienhaus gegeben wird. Die Herzoginwitwe Ernestine duldet an ihrem Hoftheater keine Künstlerehen. Also muß der Opernsänger Rudolf von Niemeyer seine reizende Frau und Bubi verheimlichen. Doch Hilde wird entdeckt und für sein Verhältnis gehalten. Das vergibt ihm die Herzoginwitwe, die ihre Flirtbedürfnisse an ihrem Hoftheater zu befriedigen pflegt, allenfalls noch. Zur Katastrophe kommt es aber, als der standesamtliche Charakter dieser Geliebten an den Tag kommt. Das Gegenspiel der durch den Prinzen Bernhard umworbenen jungen Künstlersfrau, die die leichte Fliege spielen muß, ist sehr lustig durchgeführt, weil hier natürlich die Eifersucht des Gatten einsetzt. Otto Gebühr als Opernsänger, Eugen Burg als Hoftheaterintendant, vor allem Ida Wüst, gaben dem Abend ein künstlerisches Niveau, das sich beträchtlich über die sonstigen leichten Winterserfolge erhebt: die „Prinzeß Gretl“ und „Die verbotene Stadt“, aus denen hier noch ein paar Bildchen vorgeführt seien.

Der aus Wien wiedergewonnenen Ida Wüst, die vor fünf, sechs Jahren trotz ihrer Jugend sich im „Zerrissenen“ als komische Alte einen Bombenerfolg holte, werden wir hoffentlich bald in komplizierteren Aufgaben begegnen. Hier bereitet sich in aller Stille die berufene Erbin der Frieb und der Schramm auf eine glänzende Laufbahn vor.

Paul Oskar Höcker.

Fräulein Horska und Fräulein Winter in der Operette „Die verbotene Stadt“ von Bruno Granichstaedten. Montis Operettentheater (Phot. Willinger)

Digitized by Google

Der Flieger. Eine Episode von J. Höffner

Geheimrat Niethardt schob mit einem Ruck die Füße unter den Schreibtischsessel und beugte sich tiefer über den Plan. Das Blut stieg ihm in die breiten Schläfen, die Augen suchten noch einmal Punkt um Punkt die scharfen klaren Linien des Risses ab.

Er schlug mit der flachen Hand auf das Papier, daß der Brieföffner leise klirrte, und stand auf, steckte die Hände bis zu den Daumen in die Tasche des englischen Sportjacketts und begann zwischen Schreibtisch und Fenstern auf und nieder zu gehen.

In ihm arbeitete es.

Genial, einfach genial! Der Vanselow war des Teufels. Die Verwindung, die Koppelung, das Höhen- und Seitensteuer und dann — das automatisch sich herstellende Gleichgewicht — Donnerwetter, wo hatte der Kerl die Ideen her? Einfach, verblüffend einfach! Mit dem Apparat konnte ein Kind fliegen, ein Säugling! Das war die Maschine der Zukunft! Dazu der Motor, das famose, fast zierliche, blanke Ding mit der Riesenkraft, dies metallene Herz, der Niethardt-Motor, vor dem die Österreicher mit ihrem Daimler und die Franzosen mit dem Antoinette sich verkriechen konnten! Der Sieg war ihm sicher. Natürlich nicht mit einem Schlage! Das würde auch seine Zeit dauern. Man würde seine Erfahrungen machen müssen; Verbesserungen würden immer noch und immer wieder nötig sein. Selbst das Beste war nie vollkommen. Die Konkurrenz würde sich nicht so leicht niederkämpfen lassen. Das gab ein Ringen auf Leben und Tod! Aber der Erfolg mußte kommen! Das war nur eine Frage der Zeit.

Er dachte nicht an die Millionen, die zu gewinnen waren. Er dachte nur an den Sieg, an den Fortschritt, an die Lösung des gewaltigen technischen Problems. Was war ihm Gold? Er brauchte nicht mehr. Er hatte genug für Generationen. Es ging um das Ideal. Es ging um den Ruhm. Es ging um die Sterne, die am Himmel hingen.

Da stand er vor der Marmorbüste, die aus der Ecke zwischen den riesigen Fenstern das Arbeitszimmer beherrschte, nickte ihr zu und sagte laut, als spräche er zu einem Lebendigen: „Ja, Alter! Das hast du dir nicht träumen lassen, als du mit deinem Ränzel in Berlin einzogst, abgerissen und verhungert, und hättest dem Meister um den Hals fallen mögen, der dich an seine Drehbank stellte zwei Tage vor dem heiligen Abend. Auf dich kommt alles. Du hast den Grund gelegt! Du hast gesät. Dein Sohn erntet.“ — ‚Dein Sohn‘? — Eine Wolke legte sich auf die breite Stirn, ein Stich ging ihm durchs Herz. Lutz! Würde es ihm mit dem eigenen Sohn so gut werden? Würde der auch zu dem Alten Neues schaffen, nicht einer sein unter vielen, sondern ein Führender, einer, der die Spitze nahm? Das Zeug hatte er, den Grips, die Kapazitäten — aber das Herz, den Sinn, den Willen, das Verständnis dafür, daß die Arbeit der Vorfahren den Nachkommen Pflichten und eisernen Zwang auferlegt; daß jeder Stillstand, jedes Nachlassen, selbst das geringste, — das geringste Herabsteigen von der Höhe Schimpf und Schande auf die häuft, die im Grabe liegen? —

Sein cholerisches Temperament hatte ihn wieder einmal gepackt. Er seufzte, daß der mächtige Thorax wie eine Maschine sich hob und trat an das Fenster. —

Die weiten großartigen Flächen des Gartens leuchteten von den bunten Farben der blühenden Rhododendren in der milden Frühlingssonne. Hinten durch die lichtgrüne Birkenallee blickte weiß wie die zierlichen Stämme der Tegeler See.

Der Geheimrat schob das Fenster hoch. Die weiche Luft floß herein; die schwanken blauen Blütendolden der Glyzinen quollen ihm entgegen. Eine Amsel pfiff in dem ernsten Rhythmus des Kirchengesangs. Das Signal eines Dampfers aber schnitt die Strophe mitten entzwei. Hinter den Birken kam er vor und schleppte eine Kette schwerbeladener Zillen. Wie er arbeitete! Wie er keuchte! Das war das Leben, das rechte Leben. Schleppen, arbeiten, keuchen,

Digitized by Google

vorwärtsbringen, bis die Maschine stillstand, bis die Kraft versagte, die Schraube ausgelaufen war und die Wellen verebbten. Und dann der Sohn? Wie würde es mit dem Sohne werden?

Da war er wieder auf dem alten Punkt, wieder bei dem Gedanken, der ihm seit Wochen nachging, der sich ihm oft mitten in der Nacht, im tiefen Schlaf, im Traum auf die Brust legte, daß er aufwachte und im Dunkel mit glühenden Buchstaben las, was seiner Seele Kummer war. Er mußte wissen, in wessen Hände er sein Lebenswerk einst legte. Er war noch nicht alt, wenigstens nicht so alt, daß er auf den Tod hätte horchen müssen. Aber einen Nachfolger, einen Sohn zu bilden, konnte man nicht auf den letzten Augenblick lassen, das forderte Jahre und die volle, unermüdliche Kraft des Wartens und Hoffens.

Und wenn es nicht gelang? Wenn sich in dieser modernen, skeptischen Art der Funke nicht regte? Wenn das Werk in fremde Hände —

Er ballte die Linke zur Faust und schlug gegen das Herz. Donnerwetter! Sein Sohn durfte in diesem neuzeitigen Schlamassel nicht versinken!

Paris — er hätte ihn nicht nach Paris schicken sollen. Berlin mit seinem Staub und Dunst und giftigen Atem, der sich auf alles legt, was jung ist, und die Seele verdirbt, hatte schon genug an ihm getan. In einen ländlichen Betrieb hätte er ihn stecken sollen, wo man ihn 'rangekriegt hätte und ihn hätte schuften lassen, daß ihm die Flausen vergangen wären.

Da sang die Amsel wieder, ernst und schwer. Jetzt aus den Birken über den Rasen in die Rhododendren. ‚Sie wird die Blüten abbrechen,' dachte der Geheimrat. In dem Augenblick lag es schon blau und rot auf dem grünen Teppich.

Na ja, so geht es.

Er hatte sich das anders gedacht. Er hatte gehofft, Lutz würde die Augen aufmachen und der Konkurrenz drüben in die Karten sehen, diesen hämischen, geschwollenen Galliern. Und was hatte er nach Hause gebracht? Er schnippte mit den Fingern, daß der Spatz, der sich in den Glyzinen an der Fensterwand hatte niederlassen wollen, entsetzt davonflog.

Was die Katze auf dem Schwanz wegträgt. Was er sonst noch mitgebracht hatte an allerhand Gallizismen, daran wollte er lieber nicht denken.

Er war auch jung gewesen. Aber diese Art, wie heute die Jugend das Leben genoß, die war ihm ekelhaft, die war eines Mannes, eines deutschen Mannes unwürdig. Als er jung war, hatte man auch das Leben gepackt — schwerebrett, wie hatte man es gepackt! Man hatte sich sein Teil genommen im Sturm, im Taumel, wie die Flamme das Stroh. Zum Himmel hinauf hatte es einen gerissen. Sein Sohn schlürfte, was er so Leben nannte, mit geschürzten Lippen, wie einen süßen Schnaps. Und dabei war er ein Kerl wie er, noch nicht ganz so breit, so ausgelegt, noch nicht ganz so Brust des Arbeitspferdes, dafür aber gut zwei Köpfe größer. Und der sollte seine beste Zeit verläppern! Der sollte sich verliegen wie Achill in Weiberröcken! Den Deubel noch einmal! Das Temperament ging mit ihm durch. Er packte das Fensterbrett. Den Deubel noch einmal, dann lieber — Er erschrak vor dem Gedanken, der ihm durch den Kopf ging. Und nun quoll es voll und warm und schmerzlich zu seinem Herzen. Ein Seufzer kam ihm aus der Brust, ein Bangen, ein Hoffen, ein Wünschen: Herr Gott, laß das verfluchte Geld ihm nicht zum Verderben werden!

Die Tür ging.

Der Geheimrat wandte sich um. Der Sohn stand vor ihm, eine Zigarette zwischen den Fingern.

„Du hast befohlen, Papa; es ist fünf Uhr."

Der Vater schnupperte. „Wirf das Ding weg! Ich kann das fade Zeug nicht ausstehen. Da sind Zigarren."

Er deutete auf den Schreibtisch.

Der Sohn lächelte und stieß die Zigarette in den kristallenen Aschenbecher.

„Du wünschest, Papa?"

„Wir wollen zum Flugplatz."

„Ich hatte mich eigentlich nach Esplanade verabredet."

Der Geheimrat zuckte die Achseln.

„Tut mir leid. Die Sache ist wichtig. Unser neuer Motor wird arbeiten."

Der Sohn hielt den Daumen gegen das Licht. Der Nagel war schlecht poliert. Der neue ‚Kubinke' gab sich auch nicht fürn Dreier Mühe.

Digitized by Google

„Der neue Motor? Bin ich dazu unbedingt nötig? Natürlich wenn du verlangst — aber ich sehe wirklich nicht ein..."

Er holte die Lederfeile hervor und fuhr über den Nagel und fluchte innerlich, daß er um den famosen Nachmittag kommen würde. Der Geheimrat hatte sich gegen den Schreibtisch gelehnt. Er stieß die flachen Hände in die Westentaschen. Die großen Augen glänzten grünlich. Die Stimme war hell und hoch.

„Gewiß wünsche ich es; ich wünsche es dringend. Du kannst dich übrigens setzen."

Der Sohn ließ sich in einen der Ledersessel fallen, zog das Beinkleid hoch, daß die lilaseidenen Strümpfe über den Halbschuhen — Barthmann, neueste Fasson — sichtbar wurden, und schlug den rechten Fuß über das linke Knie. Er ließ die Fußspitze kreisen und spielte mit der elfenbeinernen Lederfeile, spitzte die Lippen und pfiff in Gedanken eine Melodie.

Der Geheimrat kochte. War dieser süffisante Bengel mit diesen schlaffen, gelben Wangen wahrhaftig sein Sohn, Blut von seinem Blut? — Es wurde ihm rot vor den Augen. Er packte die Schreibtischkante, daß die Nägel knirschten, die breiten, starken Nägel, die das Entsetzen des Sohnes waren. Dann gab er sich einen Ruck und begann ruhig, ohne einen fremden Klang in der Stimme: „Es ist deine eigene Sache, die ich treibe. In deine Hände muß ich einmal alles legen. Ich muß, Lutz, nicht ich will. Es würgt mich, wenn ich daran denke. Ich habe auf die Zeit gehofft; ich habe mir gesagt: er muß doch endlich ein Mann werden. Einmal werden ja wohl all diese weibischen Zicken von ihm abfallen. Das liegt uns doch nicht im Blut. Uns liegt die Arbeit im Blut, schuften — bis man liegen bleibt."

Da kam die Erregung wieder hoch. „Zum Donnerwetter, nimm dich zusammen. Wer nicht arbeiten mag, ist ein Lump."

Der Sohn zwinkerte ihn an.

Der Alte schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Jawohl, ein Lump!"

Sein Atem ging kurz. Er fuhr mit dem Taschentuch über das rot gewordene Gesicht und trat ans Fenster. Der Sohn steckte die Nagelfeile fort, knüpfte an den breiten Senkeln und dachte: ‚Dabei kann er den schönsten Schlaganfall kriegen.' Daß bei dem Alten doch immer noch der Prolet durchkam. Er faltete die Hände über dem Knie.

„Warum regst du dich eigentlich so auf, Papa? Du weißt doch, daß ich diese Logik nicht verstehe. Was hat es für einen Zweck zu arbeiten, wenn man ein Vermögen zusammengebracht hat, wie du und der da." Er deutete mit dem Kopf auf die Büste des Großvaters. „Diese rohe Art der Arbeit hat doch nur für eine gewisse Zeit Sinn. So lange, bis das Kapital da ist. Dann kommt die höhere Art der Arbeit: die Erziehung zum Kulturmenschen, zum Gentleman. Man darf doch nicht in diesen, verzeih, proletenhaften Begriffen vom Leben steckenbleiben. Bei der ersten und zweiten Generation läßt man sich das vielleicht gefallen, aber die dritte muß die Höhe der Kultur erklimmen. Ich habe andere Pflichten für unseren Namen zu erfüllen als du. Ich muß ihm den Klang in der Gesellschaft geben, den Glanz nach außen, den Schliff und Firnis. Du hättest diese ganze Fabrik, dies ganze elende, ölige, stinkende —"

Da fuhr der Alte herum. Er hatte zuerst gar nicht hingehört. Seine Gedanken waren den Dornenweg gegangen, der sich ihm zu Ende seines Lebens aufgetan hatte. Die letzten Worte faßte er auf. Die stießen ihm ins Herz. Er ballte die Fäuste, die Augen quollen hervor: er schien seiner nicht mächtig. Aber nur einen Augenblick. Eine Kälte und Klarheit stieg in ihm auf, die ihm die Stirn freimachte. Die Spannung der Muskeln löste sich, und er sagte mit schneidender Verachtung: „Du Narr."

Der Sohn wollte sagen: ‚Warum eine Ausnahme machen wollen? Die ganze Welt ist ja ein Narrenhaus und das Leben eine Affenkomödie,' aber er dachte: ‚Es hat ja keinen Zweck.' Im Grunde fürchtete er sich auch vor dem Alten. Denn wenn es in diesem Ton ging, war es klüger zu schweigen.

Es klopfte. Der Diener trat ein. Er hatte natürlich schon lange an der Tür gestanden und gehorcht. Er zuckte zwar mit keiner Wimper. Aber um die Tränensäcke lag es wie Bosheit, wie Genugtuung, daß er wußte. Wenigstens kam er im rechten Augenblick und machte der unerquicklichen Situation, dieser rückständigen Farce dieses komischen, moralinsauren Alten ein Ende.

Digitized by Google

Er stand am Türpfosten und meldete wie ein schlechter Schauspieler: „Das Auto ist vorgefahren, gnädiger Herr."

Der Sohn benutzte die Gelegenheit und verließ hinter dem Diener das Zimmer.

Der Geheimrat verschloß Vanselows Brief in den eisernen Schrank, in dessen Fächern die wichtigsten Zeichnungen der Fabrik vor Dieben sicher ruhten, darunter auch all die Blätter von der Hand des Begründers, von den ersten Zeiten an, als noch die Nähmaschinen das einzige Fabrikat gewesen waren. Danach waren die Räder, dann die Automobile gekommen. Jetzt waren die Flugmaschinen an der Reihe. Man war mit der Zeit gegangen.

Oben in den Zimmern des Sohnes knallte eine Tür. Da schloß der Geheimrat den Schrank mit einem Fluch ab, daß es klirrte, und ging hinaus.

Der Sohn stand indessen an seinem Fernsprecher. „... vor neun? Ausgeschlossen, Arwed. Mein Erzeuger ist wieder einmal rabiat. Du weißt ja. Völlig weltfremd und kulturfeindlich. Von mir aus könnt ihr den Betrieb ruhig eröffnen. Tröste Schnucki. Aber nicht zu heftig... Was? Donnerwetter! Das gibt einen Jux! Also um neun... Auf Wiederschaun!"

⁂ ⁂ ⁂

Vanselow, der erste Ingenieur der Niethardtwerke, schwenkte seinen Topfhelm aus Filz in der Linken und hinkte in dem weiten, bauschigen Fliegeranzug vor dem Schuppen Nr. 16 langsam auf und ab. Vom Giebel schrien gewaltige Buchstaben, roh auf die gekalkten, ungehobelten Bretter gemalt, den Namen seiner Firma über den Flugplatz. Noch drüben beim Wrightschuppen konnte man sie deutlich lesen, wenn man nicht kurzsichtig war. Aber die Flieger hatten ja alle Augen wie Falken.

Ein weicher, warmer Wind, wie er an Sommerabenden zu wehen pflegt, ging durch die spillrigen märkischen Kiefern, die sich seitwärts an dem Platz als natürliche und für die Flieger nicht ganz ungefährliche Abgrenzung düster hinzogen, stieß auf das Schuppendach, sprang durch das dürre Gras des Sandbodens und fing sich in den Falten des gelben Fliegeranzugs, der Vanselows andere Gebrechen, die hohe Schulter und den hohlen Rücken, liebevoll verdeckte. Der Flieger hob die aufgestülpte Nase hoch und gegen den Wind. Es war prachtvolles Fliegerwetter. Aber noch brachte niemand eine Maschine heraus. Man hatte sich gestern wohl ein wenig übernommen. Hirth hatte einen neuen Höhenrekord mit Passagier gemacht, und es war ein heißes Streiten gewesen. Da wurde es hinten in der rechten Ecke, neben den Luftschiffhallen bei der Luftverkehrsgesellschaft lebendig, und ein Militärdoppeldecker erhob sich langsam und schwerfällig vom Boden und fuhr in geringer Höhe ein paar Kreise und Achten. Der Motor knatterte, als hätte er weiß Gott was für Leistungen zu vollbringen. Vanselow zog den Kopf in die Schultern und streckte die Unterlippe vor. Das Ding war völlig überholt, gerade gut genug für Kleinholz. Sicherheitsmaschine für Angstmeier. Nun ging es auch drüben am Walde los. Ein Motor setzte an und wurde wieder still. Das war bei den Amateurschuppen. Da haperte es mit dem Ankurbeln meist. Nun wurde es überall laut. Aus den vereinzelten Ansätzen wurde ein allgemeines Knattern, Summen und Surren, eine Sphärenmusik, nicht lieblich, wie die Griechen sie erträumt hatten, sondern wie das Brausen und Donnern einer Schlacht. Ein Grade-Eindecker schoß empor, ein Häfelin hob sich über ihn fort, ihm nach die Möve. Die Wrightmaschine, mit Melli Beese am Steuer! Ganz niedrig über dem Boden zog sie dahin, dann ging es jäh zur Höhe. Hinan! Hinauf! Dahin wollten sie alle, kreisten und stiegen Kurve um Kurve, bis das Licht der Sonne, die hinter dem Walde sinkend stand, ihre Flügel in goldenem Licht erstrahlen ließ. Und der Doppeldecker der L. V. G. blieb unten im Schatten und im Nebel, der in dünnen Streifen aus den Kiefern kroch und über den dürren Boden strich.

Der Ingenieur war stehengeblieben. Er schätzte, taxierte, kritisierte. Seinem scharfen Auge entging nichts. Aus solchen Beobachtungen wuchsen ihm seine neuen Ideen.

Da horchte er auf, wie ein Soldatenpferd die Ohren spitzt beim Ruf der Trompete. Durch all das Knattern, das ferne und nahe in der Luft, ging ein Ruf, hell und herausfordernd wie der Schrei eines Adlers. Ein Motor schrie von links, noch auf der Erde, noch im Nebel. Vanselows Herz

Digitized by Google

stand still, es saß ihm an der Kehle wie eine Faust. Das war Hirth, der Matador, der Glückliche, der Unerreichte.

Er legte sich auf die rechte Hüfte, kniff das rechte Auge ein, schob den schwarzen Kopf gegen die hohe Schulter und hinkte vor, wie ein Boot am Winde. Er visierte und schielte über den Platz fort. Der Doppeldecker surrte wieder heran, gerade auf ihn zu. Der verdammte Maikäfer nahm ihm den Ausblick. Endlich schwenkte er, und nun sah Vanselow Hirths Rumplertaube mit weitgeschwungenen Flügeln frei und stolz die Auffahrt nehmen. Das war kein Flugzeug von Menschenhand, das war ein Vogel vom Genius erschaffen. Das war ein Phänomen. Er sah von allen Maschinen nur noch die Taube, hörte aus allem Lärm nur das helle, fortjauchzende Knattern ihres Motors. Sein Gesicht war starr geworden, wie aus Stein. Er folgte den Bewegungen der Kurven, dem Steigen nur mit den Augen. Der Kopf saß ihm fest auf dem Nacken. Leuchtend, bläulich, stand das Weiß des Augapfels unter dem schwarzen Augenstern, über den sich die düstern Wimpern legten. Regungslos stand er da. Der Ehrgeiz fraß an seinem Herzen wie ein Geier. Wer den da oben herunterholte! Ein teuflischer Wunsch ging ihm durchs Gehirn. Ein Zucken ging um den Mund, die Zähne mahlten gegeneinander. Das schwarze Auge hing an dem Punkt hoch oben. Jetzt nahm ihn die rötliche Wolke vor seinen Augen fort.

Vanselow holte tief und keuchend Luft. Er sank in sich zusammen und hinkte zurück zum Schuppen. Jetzt war der Gegner da, mit dem ein Gang sich lohnte. Verdammt, daß er auf den Chef warten mußte. Er schrie und wirbelte den Topfhelm herum. In dem schwarzen Torloch bewegte es sich. Von den Arbeitern gehoben und doch wie von selbst, rückte die Maschine ins Freie. Wie ein fabelhafter Vogel der Urzeit kam es aus der Höhle. Die gelben Flügel klafterten vor dem Dunkel, zitterten auf dem schwanken Rädergestell, als vibrierten in ihnen die ungeduldigen Nerven eines Vollblüters. Vor dem schlanken, spindelförmigen Leib glänzten an der Stelle des Kopfes, unheimlich in ihrer Unmotiviertheit, die roten Flügel des Propellers. Vanselow schob sich um den Apparat herum. Die Augen tasteten ihn ab. Sie krochen über Leib und Flügel wie eine Spinne. Dreimal machte er die Runde.

„Hallo!“ Er warf einem Arbeiter die Filzkappe zu und prüfte die Spanndrähte. Draht um Draht ließ er in der Hand spielen und hörte ihn ab auf seinen Klang. Es war alles im Schuß. Er kletterte auf den Tritten hoch, tauchte in den Führersitz. Nur die hohe Schulter und der schwarze Kopf blieben sichtbar. Die Hand am Steuerrad bog er sich vor und zurück, nach rechts und links, und jede Bewegung brachte Leben in den Riesenvogel. Er pfiff. Arbeiter sprangen vor, den Motor anzukurbeln. Sie wirbelten den Propeller herum, einmal, zweimal, bis er mit kurzem Knattern ansprang. Vanselow stoppte ab, ließ wieder ankurbeln und stoppte. Der Motor war in Ordnung. Der lief. Dem ging die Luft nicht aus. Die Wasserwage, der Geschwindigkeits- und Höhenmesser, der Benzinstandzeiger, die Ölbüchsen — da war nichts zu wollen. Er konnte sich auf seine Leute verlassen.

Er lehnte sich gegen den Rückenriemen und suchte in der Luft. Die Taube war noch immer hinter den Wolken.

Ein Hupensignal hinter ihm, am Schuppen. Da war er wieder auf der Erde und wandte den Kopf. Der junge Niethardt stieg aus dem Auto. Der Chef stand noch im Fond und winkte mit der Hand.

„Na, Vanselow, nun wollen wir den Kerlen mal was zeigen, was?“ Er sprang in den Sand. Im Näherkommen schnallte er die Automobilbrille fester, zog die Sportmütze tiefer und knöpfte den Ulster bis zum Hals. Der Sohn stieg lässig, mit vorgebeugtem Oberkörper hinter ihm her. Die Arbeiter traten zurück und zogen die Mützen, ehrfürchtig, verehrungsvoll, denn dieser Mann war selbst aus ihren Schichten hervorgegangen und hatte die Arbeit lieb und war ihnen ein tröstliches Exempel, daß der Tüchtige von keinem Erfolg ausgeschlossen wäre. Für den Sohn hatten sie nur Spott, und ein Pommer flüsterte dem Nebenmann ins Ohr: „Da geiht de Storch in' Salat. Awerst upfleigen ward hei nich. De bliwwt likest in'n Sumpf.“

Der Geheimrat klopfte den schlanken Leib des Flugzeuges, wie man ein Pferd klopft. Dann kletterte er in den Passagiersitz vorn, trotz seiner Jahre und einiger Beleibtheit wie ein Junger.

Digitized by Google

Vanselow rief nach seinem Helm. Der Geheimrat schnallte sich fest und sagte nach hinten: „Ihr neuer Entwurf ist genial, einfach genial. Dabei beteilige ich Sie am Gewinn, Vanselow. Donnerwetter, wird die Konkurrenz fluchen!"

Einen Augenblick stieg in dem Ingenieur die Freude hoch. Aber dann zwang er sich. Ein Flieger durfte nichts haben, das ihn an die Erde band und zur Erde zog. Seele und Leib, es mußte beides sich lösen von aller Schwere: es mußte beides nach oben gerissen werden mit Allgewalt.

Niethardt gab ein Zeichen. Die Arbeitergruppe teilte sich, je sechs faßten mit groben Fäusten einen Flügel, zwei legten sich an die Räder des Gestells und griffen in die Felgen. Einer riß den Propeller herum. Knattern.

Vanselow stemmte die Füße an und rückte sich zurecht. Der Motor lärmte. Der Geheimrat schrie: „Sechs Runden. Achtzig bis hundert Meter."

Die Maschine zitterte in allen Teilen, hob sich, ächzte, schwankte, tobte. Aber noch war sie gebändigt, noch mußte sie am Boden bleiben, bis der Propeller seine höchste Kraft erreicht hatte. Und plötzlich stieß sie vor, schleifte die Arbeiter mit, riß sich los und schoß über den Boden, hüpfte ein paarmal und war in der Luft. Ein paar Neugierige hatten sich eingefunden. Ein Leutnant von den fünften Husaren sah dem aufsteigenden Flugzeug und entgeistert nach. Donnerwetter, war das ein Ding! Die Arbeiter wischten sich die Hände am Hosenboden, und der junge Niethardt steckte sich eine Zigarette an. Der Husar kam heran und legte die Finger an die Mütze.

„Gestatten — von Carwitz-Rambin!"

Der andere erwiderte die Förmlichkeit wenig höflich.

Der Leutnant schob die Hände in die Manteltaschen, trat auf der Stelle hin und her und schlug die Sporen gegeneinander, wie er das zu tun pflegte, wenn er die Schwadron reiten lassen mußte und fror.

Ein ganz leichtes, kaum bemerkbares Lächeln zuckte um die schmalen Lippen unter dem kleinen, blonden Blücherschnurrbart; in den blauen Augen leuchtete eine gutmütig-boshafte Verschmitztheit. Der Fatzke wollte ihn abfallen lassen. Nee, mein Kerlchen, umsonst war man nicht Husar. Er deutete mit dem Kopf nach dem Eindecker, der jetzt den Grade-Flieger überholend, drüben an der Waldecke die erste Kurve nahm. „Der Herr Papa?"

Niethardt brachte neben der hängenden Zigarette ein widerwilliges Ja hervor.

Der Leutnant salutierte.

„Schneidiger alter Herr."

Also das war der berühmte Fabrikant, der die Tête hatte. Dusel mußte man haben.

Er blickte zu dem Flugzeug auf, das steil nach oben ging. Donnerwetter, das war doch noch was anderes als auf einem Schinder von Gaul, mit dem man schließlich immer am Boden klebte. Da konnte sein Graditzer nicht mit. Er dachte an die Stolper Garnison ... Er wäre vom Kommando zurück; die Kameraden rückten im Kreis um ihn herum. Er lehnte sich in seinen Sessel, rekelte die Beine vor, hatte den Kopf in dem weichen Leder, die Augen in dem dicken Qualm an der Decke, die Lichter flackerten, der Kronleuchter brannte trübe, und er erzählte, wie er zum erstenmal geflogen wäre — und aufschneiden wollte er, daß sich die Balken bogen.

Ein Schreck durchzuckte ihn. Der Eindecker fiel plötzlich fast senkrecht turmtief. Dann steuerte er langsam wieder hoch. Er wandte sich zur Seite. „Was war das?"

„Ein Luftloch."

Der Leutnant schüttelte sich. Diese weiche, unschuldige Luft, die ihm das erregte Gesicht fächelte und kühlte, war also auch ein Dämon, wie jedes Element, harmlos und tückisch zugleich. Diese Abgründe da oben, die keiner sehen und fühlen konnte, die bald hier waren, bald dort, diese Schlünde, die sich öffneten, man wußte nicht wo. Aber gerade darum — wer ein Mann war, ließ sich nicht schrecken. Dem galt das Leben erst, wenn es auf des Schwertes Schneide stand. Das Herz wurde ihm heiß. Wahrhaftig diese Flieger — das waren Männer.

Er fragte: „Sind Sie schon einmal geflogen, Herr Niethardt?" Im nächsten Augenblick aber dachte er schon: Schafskopp. Wie sollte dieser Herr mit den lilaseidenen Strümpfen geflogen sein?

„Geflogen?"

Er wiegte sich auf den Fußspitzen und ließ sich fallen. „Geflogen? — Nee" — er lächelte dünn — „der Geist der Erde ist mir näher."

Digitized by Google

Der Leutnant hob die Hand.

„Sie kommen 'runter. Dürfte ich bitten, mich Ihrem Herrn Vater vorzustellen. Ich flöge gern einmal mit. Das ist nun doch der Traum der Menschheit gewesen, Jahrtausende — fliegen können."

Niethardt kniff die Augen ein. „Ich dachte, beim Militär wäre dazu schon immer reichlich Gelegenheit gewesen."

Der Leutnant stieß eine verrostete Schraube aus dem Sand. Ein kurzes Zucken ging durch die Nasenflügel.

„Gewiß, aber bei uns fliegen nur die Untüchtigen."

Der Fokker-Apparat brummte vorbei.

Hinter ihm kam die Maschine der Niethardt-Werke. Sie senkte sich.

Mit abgestelltem Motor ging der Eindecker nieder, schwebte, glitt, setzte sanft im Sande auf, lief, schoß, wippte und blieb zitternd fast auf der gleichen Stelle, von der er aufgestiegen war. Die Arbeiter sprangen hinzu. Der Propeller machte noch ein paar müde, unkräftige Schläge und stand still.

Der Geheimrat schob die lederne Brille über den Schirmrand der Mütze, arbeitete sich aus dem tiefen Sitz und ließ sich über die Flügel fort zu Boden gleiten.

Vanselow blieb sitzen. Er nahm den Topfhelm ab und zog die kühle Abendluft ein. Dicker Schweiß stand ihm auf der Stirn. Die Arbeiter wendeten die Maschine für den neuen Aufstieg.

Der feine Nebel zog sich in halber Manneshöhe über den ganzen Platz. Der Fokker war auch niedergegangen. Melly Beese drüben machte auch Schicht. Es flog niemand mehr. Wo war Hirth? Der Flieger suchte ihn. Sein Schuppen stand noch offen. Schwarz gähnte das weite Tor her. Also er flog noch. Hinter den Wolken. Jetzt waren sie grau wie Asche. Die Sonne war unter. Aber da oben schien sie noch. Und oben in der Sonne flog der Matador, flog der Rivale, oben in der Sonne. Allein. Keiner war ihm gefolgt. Keiner wagte es. Nun kam der Kampf. Der Motor lief, und die Luft trug gut. Los.

„Didiszus!"

Qual, fressende Glut, verzehrende Ungeduld war in der Stimme des Fliegers, aber keiner merkte es. Keiner wußte, wie es in seinem Herzen schrie und wogte.

Der Arbeiter, den er gerufen hatte, der tüchtigste von allen im Werke, ahnte es vielleicht.

Er kam heran. Groß, dürr, knochig, verarbeitet, die Wangen eingefallen, die Backenknochen hervorstehend, die blaue Warpmütze im Genick, die Stirn schmal, hoch und gewölbt, und in den Augen ein Brennen, ein Glimmen — von Haß, von Verbitterung, von Gram — man konnte nicht sagen wovon. Der Mann streifte die Ärmel über die braunen, tätowierten Arme. Er sprach nicht. Er klopfte und prüfte und trat schweigend ab.

Wieder legten sich die Arbeiter an die Räder und Flügel. Der Propeller begann zu surren.

Der Geheimrat orientierte den Husaren.

„Tausend Umdrehungen. Einhundertundzwanzig Kilometer die Stunde."

Dürre Halme, Sand, Papierfetzen, darunter das weggeworfene Zigarettenstück, wirbelten in der Luft herum.

Die höchste Geschwindigkeit war erreicht. Die Maschine sauste hin.

„Glück ab!" schrie der Geheimrat hinterher. Er sah den Offizier an.

„Der Abstieg ist immer am gefährlichsten. Wenn der Motor aushält, kann einem in der Luft nichts passieren. Und unser Motor hält aus. Und meinem Vanselow" — er hob die Rechte in Augenhöhe und sah, die Stirn gerunzelt und gesenkt, darüber hinweg dem andern in die Augen — „meinem Vanselow können Sie sich ruhig anvertrauen. Da riskieren Sie weniger als auf dem Rennplatz."

Sein Blick ging in die Luft. Er streckte begeistert den Arm nach oben und rief: „Sehen Sie! Sehen Sie! Alle Wetter, geht der ins Zeug. Wie er klimmt! Wie die Flügel liegen!"

Er wendete den Kopf ein wenig zur Seite, nach links. „Lutz, so was haben wir von Vanselow noch nicht gesehen. Das geht über Hirth!"

Der Sohn stampfte ärgerlich im Kreis herum. Jetzt gingen seine Augen hoch. Dieser vermaledeite Ingenieur wollte sich noch eine Glanznummer leisten. Jetzt, wo es Abend war und alle abgestoppt hatten. Mochte er da oben übernachten.

Die Arbeiter hatten die Hände in die Taschen geschoben und ließen keinen Blick

Digitized by Google

von dem Flieger. Didviszus hatte sich auf eine Barriere gehockt und saß wie aus Stein. Seine Augen brannten. Das Herz klopfte ihm bis in den Hals. Da oben war Freiheit. Die Erde war vergeben. In dem Reich da oben war Raum. Da fragte man nicht nach Rang und Stand; da war nicht Schranke noch Gesetz. In der Höhe war die Hoffnung. Die Hoffnung? In der Höhe war die Erfüllung. Das Reich war keinem verschlossen als dem Feigen. Und seine Sehnsucht schrie in den sinkenden Abend.

Rings am Rande des Flugplatzes standen die Flieger in Gruppen neben den zur Ruhe gekommenen Maschinen. Alle hingen mit Augen und Gedanken an dem steigenden Eindecker, der aufs Ganze ging, und zitterten.

Aber Vanselow war der Erde, ihrer Furcht und ihrer Schwere entrückt. Unter ihm lag der Platz grau wie ein Stückchen Packpapier, die Schuppen, die Tribünen, die Luftschiffhallen waren Pünktchen, Bauklötzchen, Streichhölzer. Blau schwamm der Wald. Nach unten zu wuchs die Dämmerung und nach oben das Licht. Kein Laut drang mehr von unten hinauf. Der Motor sang und donnerte in die schweigende Einsamkeit sein gewaltiges, betäubendes Lied.

Immer tiefer sank der Horizont. Nordwärts in rötlichem Dunst brodelte Berlin. Wie eine Spinne saß es im Netz der weißen Fäden, darauf die Opfer gezogen kamen. Hier und da flammte ein Licht, an der Bahn, in den Dörfern ringsum, wie am Himmel Sterne aufgehen, und der Nebel über der Spree war wie die Milchstraße. Und wie der Flieger sich in die Luft schraubte, drehte sich unten die Erde ihm entgegen, und war unter ihm ein rastloses Wandern, Kommen und Gehen, Auftauchen und Entschwinden. Ein Rausch der Kraft, der Macht, der Freiheit war über ihn gekommen, wie jedesmal und jedesmal stärker, wenn er so in der Höhe dahinstürmte, wenn der Motor raste und die Luft ihn hob und wiegte und warf und seine Hand am Steuer lag, die wilde Gewalt zu bändigen und zu lenken und das ungewisse, unberechenbare, trügerische Element zu zwingen, zu überlisten, zu verhöhnen. Und dann brach die Lebensenergie, die Freude an der titanenhaften Kunst mächtig hervor, daß er in das Sausen der Propeller ein Jauchzen schrie, als sollte ihm die Brust zerspringen. Das war Glück! Genugtuung! Vergeltung! Der als Knabe den Kameraden zum Gespött gewesen war, wenn er den Schulweg entlang hinkte, der keinen Teil an ihren Spielen, ihren Leibesübungen hatte haben dürfen, und mußte im Winkel und im Schatten sitzen, wenn die andern sich frei in Licht und Sonne tummelten! Jetzt fuhr er über alle dahin, ließ sie alle in Tiefe und Dunkel und flog über dem Glanz der Sonne zu.

Aber noch hing grau und schwer die Wolke über ihm. Kälte ging von ihr aus und blies schneidend in die Tiefe. Was war das? Er horchte. Er neigte den Kopf nach vorwärts und zur Seite. Ein zweiter Motor knatterte. Über ihm. Er schob den Unterkiefer vor. Heiß fuhr es ihm durch die Glieder. Die Hand legte sich schwerer ans Steuer. War das der andere, der durch die Wolke zur Erde strebte? War er zu spät gekommen? Übersteigen hatte er ihn wollen wie der Falke den Reiher. Und jetzt? Die verdammten acht Runden mit dem Chef! Die brachten ihn um den Sieg. Aber nur heute. Es würde nur ein Aufschub sein.

Er hielt die Höhe und zog vorsichtig Kreis um Kreis, dem niedergehenden Fahrzeug die Flugbahn nicht zu kreuzen. Sonst ging es hinunter in die finstere Tiefe, und Sieger über sie beide blieb der dritte, der zwischen ihnen fuhr, der Tod.

Aber das Knattern über ihm nahm nicht zu und nicht ab, donnerte mit ihm dahin, blieb bei ihm wie ein Schatten. Da atmete er die schneidende Luft tief in die Lungen. Er hatte sich getäuscht. Es war kein zweiter Motor über ihm, es war der Widerhall, der von der Wolke kam.

Wieder stieg er, steiler und schneller. Jetzt nahm der Nebel ihn auf, wallte und wogte um ihn in Streifen und Schwaden, schlug unter ihm zusammen, eine Wüste ohne Weg und Steg, ohne Maß für das Auge, ohne Anfang, ohne Ende. —

Der Geheimrat ließ das Prismenfernrohr sinken. „Ich sehe ihn nicht mehr."

Aber seine Blicke blieben doch in der Höhe, wie gebannt. Und so standen sie alle, atmeten schwer, und keiner sprach ein Wort. Wer von den beiden würde

Digitized by Google

mit dem Sieg auf den Flügeln zurückkehren? —

Wer? Vanselow keuchte. Die Anspannung der Nerven mußte sich Luft machen. Sein Atem fror und fiel als Reif in die bauschigen Falten des gelben Anzugs, daß er weiß ward. Der Schweiß rann ihm die Rückgratsrinne entlang, und doch schlugen seine Zähne vor Frost gegeneinander. Ihm war, als bliese ein eisiger Atem ihm ins Genick, als packte ihn etwas von hinten und wollte ihn zur Tiefe reißen. Mit Hirth wollte er ringen, und hinter ihm saß ein Stärkerer, saß die Furcht und das Grausen, das er nicht Herr werden lassen durfte über sich. Immer schwerer wurden die Flügel. Immer mühsamer arbeitete die Maschine. Schnee umwirbelte ihn. Es heulte in den Drähten, über ihm, unter ihm. Der Motor donnerte, und in seinen Ohren sauste das Blut. Die Schläfen hämmerten. Die Adern standen dick an Hals und Stirn. In den Augen stach es wie mit Nadeln. Schmelzwasser rieselte über die Brillengläser. Er sah nichts. Es war, als risse ein fürchterlicher Strudel ihn im Kreis herum. Nur das Gefühl gab ihm die Gewißheit der Leiblichkeit. Seine Hände zuckten nicht. Der Kopf stak zwischen den Schultern wie eingekeilt. Er saß am Steuer wie von Eisen, als wäre er selbst ein Teil der Maschine. Wie der Motor, so arbeitete in ihm das Herz.

Ein Ruck, ein Stampfen, ein Rollen, als wenn ein Schiff überholt. Sturmwind faßte ihn, stieß ihn in die Tiefe, blies ihn nach oben. Unter ihm brodelte jetzt der Schnee wie kochende Milch, weiß, wallend, schäumend. Licht kam von oben. Ein Riß in den Wolken. Ein blauer Schimmer schlug durch das trübe Glas ihm ins Auge. Opalener Nebel. Flatternd ballten sich die Schwaden. „Durch!“ Er schrie, er jauchzte. Helle, Licht, Glanz. Und dann stieß er in den tiefen, reinen Himmel. Am Horizont stand groß und rot und strahlenlos die Sonne und färbte die Tropfen, die von den Flügeln fielen, wie Blut. Und in der Höhe zog Hirth. Vanselow fuhr mit dem Handballen über die Brille. Nun sah er ihn, wie er über dem weiten, wogenden Nebelmeer seine Kreise flog, die Unterseite seiner Flügel glühte von der Sonne in düsterm Rot. Der Himmel stand klar und hoch wie eine Kuppel von Türkis. Das Nebelmeer unter ihm mengte sich mit Feuer.

Vanselow sah das wundervolle Farbenspiel nicht. Er wollte es nicht sehen. Noch nicht. Noch durfte er sich diesen Eindrücken nicht hingeben. Noch schrie der Motor des anderen über ihm, schrie zum Kampf.

Hinauf! Er stieg. In weit ausladenden Kreisen, daß der Gegner ihm nicht die tragenden Schichten störe.

Er maß, er rechnete. Noch eine Runde. Nun war er mit Hirth in einer Bahn. Jetzt stieß er hoch. Jetzt stand er über ihm. Die Augen quollen ihm aus dem Kopf. Alle Muskeln bebten vor Anspannung. Sieg! Er brüllte etwas — und dann packte es ihn an der Kehle. Eine Faust griff ihm ins Genick: Eisen und Eis. Schauer jagten durch seine Glieder. Die Maschine neigte sich einmal rechts, einmal links, der Motor schwieg, die Propeller flatterten, und dann schoß er nach unten. Noch einmal fiel die blutrote Sonne ihm ins Auge, und das Meer unter ihm hatte ihn verschlungen. —

Der Geheimrat sah nach der Uhr. Ein Unbehagen legte sich ihm aufs Herz. Bei einer ersten Fahrt sollte man nicht gleich eine Parforceleistung wollen. Aber das kannte er bei Vanselow. Er würde es schließlich schon machen.

Der Sohn sagte zu dem Leutnant: „Ich glaube, wir fahren nach Hause. Der übernachtet oben.“

Da drängten sich die Arbeiter aneinander. Einer reckte den Arm aus. Ein Punkt unter den Wolken, wie eine Mücke.

Der Geheimrat riß das Glas hoch. Die Maschine taumelte durch das Gesichtsfeld, die Hand zitterte ihm. Die Lippen wurden blaß. Er wandte sich um und schluckte.

Der Leutnant fragte: „Was ist?“

Niethardt zuckte die Achseln, und die Arbeiter schrien, daß es weithin über den Platz gellte: „Er stürzt!“

Hinten am Walde in der Nordwestecke schlug er auf. Ein paar hundert Meter über dem Boden hatte er die Maschine noch einmal in seine Gewalt bekommen. In Wellenlinien war er niedergegangen. Beim Landen hatte er sich überschlagen.

Diesseits und jenseits lösten sich Menschen von den Schuppen los und stürzten zur Unglücksstätte.

Digitized by Google

Die Arbeiter standen wie gelähmt. Didviszus sprang von der Barriere. „Der fliegt nicht mehr."

Der Geheimrat winkte dem Chauffeur. Der Sohn wandte sich zu dem Leutnant, der vor Entsetzen ganz grau war, und machte mit der Hand eine Bewegung nach dem Walde zu.

„Was habe ich Ihnen gesagt? Man hat nur ein Leben zu verlieren."

Der Vater rief ihn zu sich ins Auto und bat den Leutnant, auf der Unfallstation Meldung zu machen.

Als sie über das Feld sausten, packte er mit hartem Griff den Sohn am Arm und sah ihm in die Augen. „Das müssen wir sühnen, du und ich." Der Sohn schwieg still.

Vanselow lag etwa zehn Meter weit von dem zerschmetterten Aeroplan auf dem Rükken im kühlen, feuchten Gras. In den Mundwinkeln stand ein wenig hellrotes Blut. Der Geheimrat kniete nieder und legte das Ohr an seine Brust. Das Herz schlug noch, wenn auch schwach. Er trocknete ihm das Blut von den Lippen. Dann hob er ihn mit Hilfe des Chauffeurs in den Wagen, setzte sich neben ihn und nahm ihn in den Arm. Der Sohn stützte den Körper von der andern Seite. Langsam fuhren sie zurück, zur Unfallstation neben den Tribünen. Arbeiter und Flieger standen schweigend rechts und links und zogen die Mützen, blaß und ernst. Wieder hatte es einen getroffen. Wieder war einer aus der Luft geholt worden wie ein Vogel. Wen traf es jetzt?

Auf Station war alles vorbereitet. Herr von Carwitz hatte den Arzt unterrichtet. —

Vanselow lag auf dem Operationstisch. Das elektrische Deckenlicht fiel grell und schattenlos auf sein wächsernes Gesicht. Die geschlossenen Augenlider schimmerten bläulich. Der kleine, dicke Arzt schnitt ihm die Kleider vom Leibe, fühlte, klopfte, horchte.

Er trat zurück, schleuderte mit dem Fuß ein Stück des gelben Fliegeranzuges beiseite und ließ sich von dem Heilgehilfen die Morphiumspritze reichen.

„Der letzte Liebesdienst, meine Herren."

Er biß die Zähne aufeinander. Es war wahrhaftig keine Kleinigkeit auf diesem Posten. Am Morgen flog so ein junger, schneidiger Kerl nach oben im goldenen Licht, und am Abend brachten sie ihn mit zerschmetterten Gliedern.

Er deutete mit den Wimpern auf Vanselow. „In dieser Woche der dritte. Es ist ein Jammer."

Er prüfte die Nadelspitze auf dem Daumennagel und tauchte sie in das braune Fläschchen auf dem Instrumententischchen. Das stillte allen Schmerz. Ein leises Klirren auf der Glasplatte. Das harte Atmen der Männer, sonst kein Laut.

In dem Augenblick schlug Vanselow die Augen auf, langsam, müde, wie aus tiefem Schlaf, wirr und verschleiert. Dann erkannte er den Chef. Er machte eine zuckende Bewegung mit der rechten Hand nach ihm hin. Der Arzt machte ihm ein Zeichen, so trat er an den Flieger heran, ergriff die Hand, und während ihm die Tränen rannen, sagte er mit rauher, gewürgter Stimme: „Ein anderer wird Ihnen lohnen, was ich nicht mehr lohnen kann. Ihr Andenken soll mir teuer sein wie das eines Sohnes." Der Sohn, der hinter ihm stand, biß sich auf die Lippen. In ihm arbeitete es. Er wußte nicht was; es hielt ihm das Herz fest.

Der Ingenieur bewegte die Lippen. Die nackte Brust hob sich. Der Atem pfiff. Und dann brachte er es heraus, das letzte, das seines Lebens Beschluß machen sollte, hohl und gurgelnd: „Opfer müssen gebracht werden."

Die Lider fielen zu. Die Nasenflügel fielen ein. Blut über den Lippen. Ein Röcheln. Ein Hauch. Ein Schrei: „Die Sonne!" Er streckte sich, schlug die Finger ins Fleisch und tat den letzten Atemzug.

Der Arzt legte die Spritze hin. Es war nicht mehr nötig gewesen. Der Geheimrat war ans Fenster getreten und sah in die Abenddämmerung über den Platz. Ein Pilot ging in weiten Schraubenflügen nieder und tauchte mit den weißen Flügeln in den Abendnebel. Hirth.

Der Sohn ging hinaus. Der Leutnant stand zu Füßen, hatte die Hände ineinandergelegt und sah dem Toten ins Gesicht, Der da lag, gestreckt und gefällt, von dem konnte man lernen. Das war einer, der sein Leben an eine große Sache gesetzt hatte. Heldentum — das machte des Lebens Sinn aus. Alles andere war Dreck. Das Herz

Digitized by Google

schlug ihm gegen die Rippen. Das allein war eines Mannes Wert.

Der Geheimrat kam und reichte ihm die Hand. „Ich stehe Ihnen gern zu Diensten. Aber Sie sehen, es geht wie auf einem Schlachtfeld."

Der Offizier sah ihn fest an.

„Aber dem Mutigen gehört der Sieg."

Draußen standen die Arbeiter. Er winkte ihnen, daß sie hineingingen. Es war immer so gewesen. Was ihn und die Fabrik traf, trugen sie mit.

Die Füße waren ihm schwer, als er zu dem Sohn ins Auto stieg. Jetzt kam ihm zum Bewußtsein, was geschehen war. Das war ein schwarzer Tag, der schwärzeste, der ihn in seinem Betriebe bisher betroffen hatte. Wie sollte er Ersatz schaffen? Wo fand er einen, der auch nur annähernd das leisten würde, wie Vanselow? Wer würde so sein Leben in die Schanze schlagen? Er ging die Reihe der Angestellten durch. Er erwog alle Möglichkeiten und alle Kombinationen für die Zukunft.

Der Sohn neben ihm hatte sich in die Ecke gelehnt, die Mütze tief in den Augen, die Hände in den Ärmeln des Ulsters ineinandergeschoben. Er sprach kein Wort.

Sie fuhren die Linden entlang. Vor Esplanade hielt ein Auto. Der Portier riß den Schlag auf. Groß und schlank stand die Dame im Fond vor dem strahlenden Licht des Eingangs. Der Paradiesvogel wehte über dem schwarzen Hut.

Es gab dem jungen Niethardt einen Schlag. Schnucki! Er wandte sich ab. Er hätte ausspucken mögen. Was war mit ihm geschehen?

Sie fuhren durch das Brandenburger Tor. Von den Wasserkünsten am Eingang der Charlottenburger Chaussee kam es feucht und kühl. Die doppelte, funkelnde Schnur der elektrischen Laterne öffnete sich. Die Brunnen rauschten, und aus dem Dunkel des Tiergartens stieg ein helles Mädchenlachen auf.

Er atmete tief ein. Was arbeitete in ihm? Neben ihm sagte der Vater, mehr zu sich selbst, als zu dem Sohne: „Wir werden ihn in unserer Halle aufbahren. Sein letzter Weg muß von der Halle sein."

Und da war es wieder in seinem Ohr: „Opfer müssen gebracht werden", und vor seinen Augen sah er den Sterbenden. Und da geschah es. Es war wie ein Sturz, es war wie ein Steigen. Ein Ekel erfaßte ihn vor seinem bisherigen Leben. Vor sich selbst. Er tastete nach der Hand neben ihm: „Kannst du mich brauchen, Vater?"

Ein Traum

Von Max Bernstein

Langsamen Schrittes wandelt' ich im dunklen Wald.
In seiner Mitte breitet sich ein grüner Hain.
Weißleuchtend in den Himmel strebt ein Marmorschloß
Vielhunderttürmig. Durch das hochgewölbte Tor
Tret' ich hinein. Kein Lebendes. Nur Schweigen rings.
Und weite Gänge, Hallen, kühl und tempelhaft.
Im Innersten ein Saal und über Stufen dort
Schlank aufgerichtet eines Weibes Hochgestalt.
Stein. Ruhig. Weiß. Der junge Mund in Leid verstummt,
Die Augen in endlose Ferne hingewandt,
Der Trauer und der Treue Doppelewigkeit.
Melitta, sagt' ich leise. Keine Antwort kam.
Nur, hörbar kaum, ein tiefer, tiefer Klageton.
Woher? Denn ohne Regung stand der weiße Stein.
Doch wie mit Messern schnitt der Ton mir in das Herz.
Da wacht' ich auf. Des Morgens goldne Sonne schien.
Melitta, sagt' ich leise ...

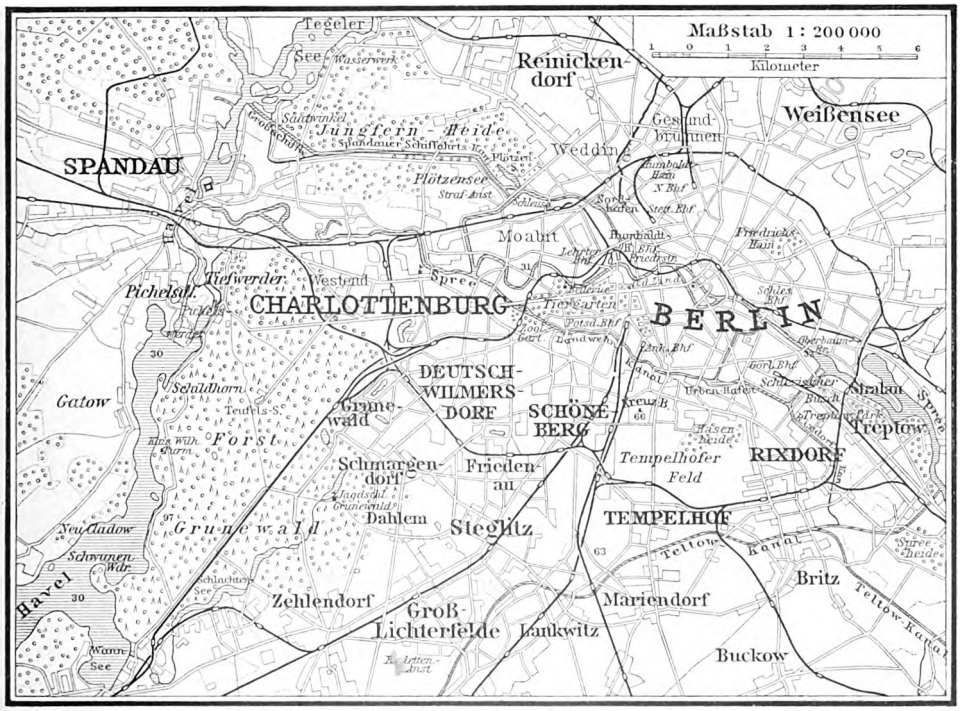
Digitized by Google

Berlin als Hafenstadt. Von Heinrich Lee

Zur Eröffnung des Großschiffahrtsweges Berlin-Stettin

„Ich bin schon wieder trocken wie die Spree bei Überschwemmung," sagte im guten alten Berlin der Freund geistiger Getränke, wenn er Durst verspürte. Zu den Lastern, die dem Berliner nachgesagt werden, gehört in erster Reihe bekanntlich das der Überhebung. Welcher Bewohner irgendeiner Hauptstadt in der Welt hat es aber in dem Maße wie der Berliner gleichzeitig auch zur Gewohnheit, sich über sich selbst und seine Stadt lustig zu machen? Worin das seinen guten und historisch unschwer zu erklärenden Grund hat, darüber zu reden, ist hier nicht der Platz. Nicht zuletzt dieser Eigentümlichkeit, nämlich die eigenen Schwächen zu erkennen und demzufolge die verbessernde Hand daran zu legen, hat die Reichshauptstadt sicher auch ihre beispiellose Fortentwicklung zu verdanken. So hat sich die Berliner Spottlust auch der guten Spree bemächtigt, wenn auch mit großem Unrecht. Als in den ungewöhnlich starken Hitzeperioden vor einigen Jahren auf allen deutschen Strömen teilweise der Schiffsverkehr stockte, als in Dresden unter der Augustusbrücke die Leute durch das Bett der Elbe trockenen Fußes spazieren gehen konnten, da trug die Spree ihre Lasten durch Berlin mit ungeminderter Kraft wie ein treuer starker Diener, dessen Zuverlässigkeit erst in der Zeit der Not in das richtige Licht tritt. Manche Leute werden freilich spöttisch fragen, was die kleine Spree denn überhaupt soviel zu tragen hat. Darauf genügt die Antwort, daß Berlin nächst Ruhrort, wo zudem fast nur die Verfrachtung von Kohlen und Erzen in Betracht kommt, unter allen deutschen Binnenstädten in der Beförderung von Wasserlasten obenan steht. Tatsächlich gelangen, da die Schiffahrtstarife bedeutend billiger als die der Eisenbahn sind, fast alle Massengüter, wenigstens soweit sie eine längere Transportdauer vertragen, auf dem Wasserwege nach Berlin.

Am augenfälligsten tritt der Berliner Hafenverkehr zunächst an den von Kränen, Rollfuhrwerken und Warenstapeln belebten Kais und Ufergegenden selbst hervor, seinen Mittelpunkt aber bildet der in Moabit gelegene „Neue Packhof". Wie ein derbes gewaltiges Kastell leuchten seine aus schmucklosem gelbem Backstein errichteten Speicher und Niederlagen über die Spree nach dem ihnen



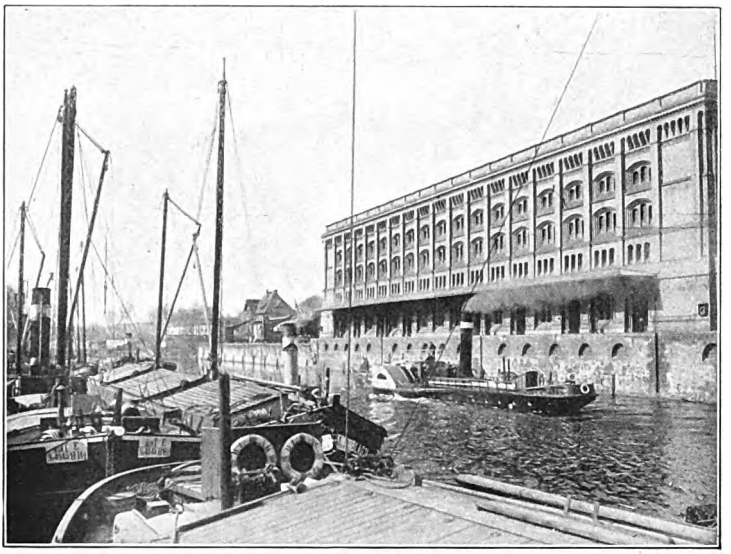
Karte der Umgebung von Berlin. Die Wasserstraßen sind durch Schraffierung kenntlich gemacht

Digitized by Google

Digitized by Google

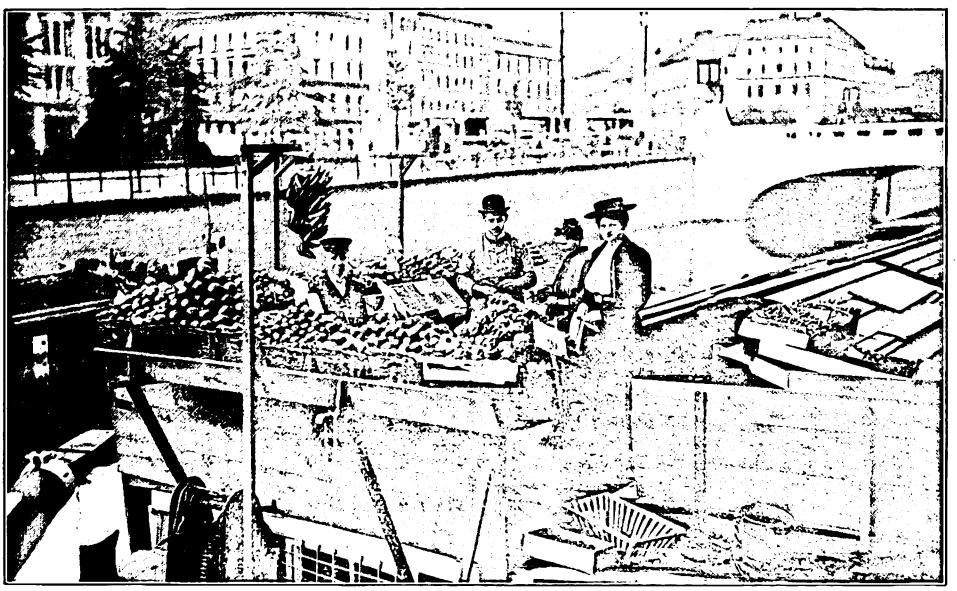
Schiffahrtsplätzen, so haben sie ihre Kontore auch in Berlin. Wenn nicht am Packhof selbst, so liegen diese doch größtenteils in der Nähe der übrigen Häfen, und auf ihnen werden auch die verschiedenen schriftlichen Formalitäten, das Einlösen der Frachtbriefe usw. besorgt.

Im Gegensatz zum Packhof legen in den übrigen Berliner Häfen — auch die Ufer in der Nähe der Brücken dienen als Anlegestellen — nur heimische Kähne an oder solche, die ihre Fracht schon in den Seehäfen oder an der Grenze verzollt haben, weshalb man in diesen Häfen auch meist nur die deutsche Reichsflagge auf den Kähnen flattern sieht.



Speicher am Kronprinzenufer

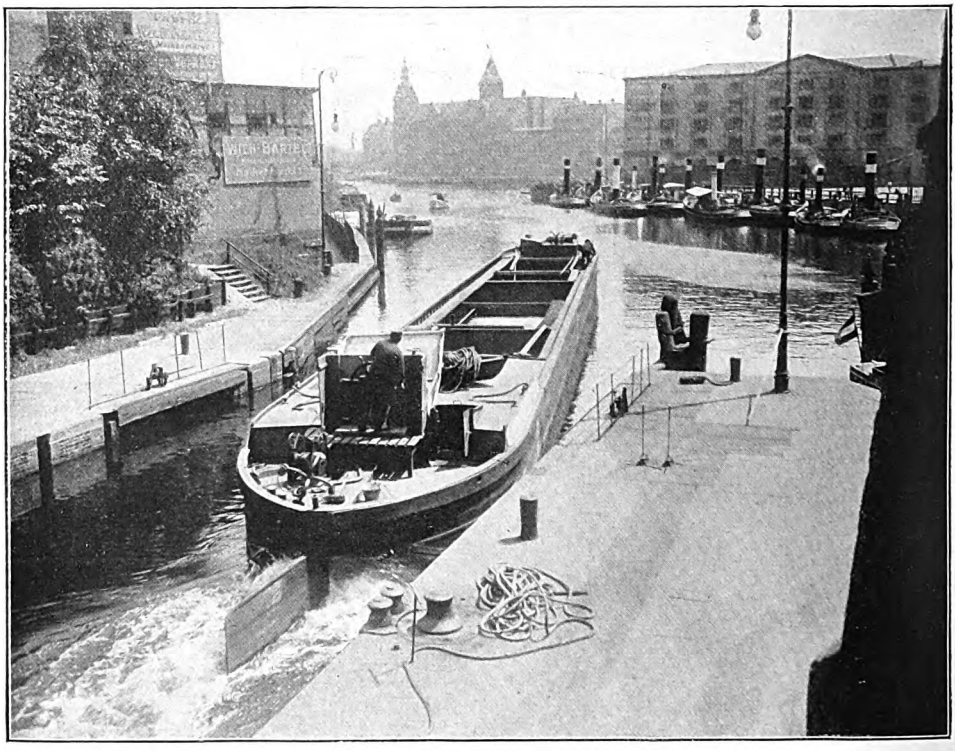
Unter allen Gattungen von Kähnen fügt sich keine dem Berliner Straßenbilde traulicher und anheimelnder ein als die der Obstkähne. Meistens bleiben sie mit ihrem duftenden Inhalt den ganzen Winter über an ihren Anlegestellen liegen, und die feinen Nebelschwaden, die bei Frost ihrem wohlbehüteten Innern entsteigen und sich mit den dichteren Dämpfen des Wasserlaufes mischen, gehören zu Berlins eigentümlichsten und heimatlichsten Wintergebilden. Ein solcher Kahn faßt oft seine 3—4000 Zentner Äpfel, die, je nach ihren verschiedenen Sorten, zu beiden Seiten des Schiffes in einzelne Kojen abgeteilt liegen. Eigenartig ist auch das Schicksal, das vielen dieser Kähne, zumal denjenigen aus Böhmen, bevorsteht. Weil sie nämlich von Berlin aus keine Rückfracht finden und der Heimtransport durch den Schlepper eine Menge Geld kostet — ungefähr 1000 Mark, zu dem der durchschnittlich etwa



Obstverkauf auf einem Spreekahne

Digitized by Google

nur 5000 Mark betragende Anschaffungswert also in keinem normalen Verhältnis steht —, so werden sie häufig schon nach ihrer ersten Fahrt an gewisse Unternehmer auf Abbruch verkauft. „Zillenschlächter" nennt der Berliner die Aufkäufer. Ihren Betrieb haben diese Leute im Berliner Osten an den noch von freundlichem Grün umsponnenen Ufer der Oberspree, wo sich auch noch die Stätteplätze für einen anderen Abhub der Hafenstadt Berlin, nämlich für verrostetes altes Schiffseisen, Anker, Ketten usw., und die zahlreichen kleinen Schiffswerften ausdehnen. Unversehrt von den Zillen, die nur zu Nutz- dem dicht vor Berlin an der Oberspree gelegenen Stralau eine Gastwirtschaft, die in einer alten Zille betrieben wird, und in einem ausgedienten Eisenkahn, der an jedem Sonn- und Feiertag auf den Gewässern der Berliner Umgegend herumfährt, dem Geschenk einer bekannten Reederfirma, ist zu Nutz und Frommen des einsam auf seinen Kähnen hausenden Schiffervolkes sogar eine schwimmende Kirche, eine Art Betsaal, eingerichtet worden, zu der kein Geringerer als der Kaiser Altarschrein und Altargeräte gestiftet hat. Der weiße Anstrich, das goldene Kreuz am Bug und die bunten, in das Deck ein-

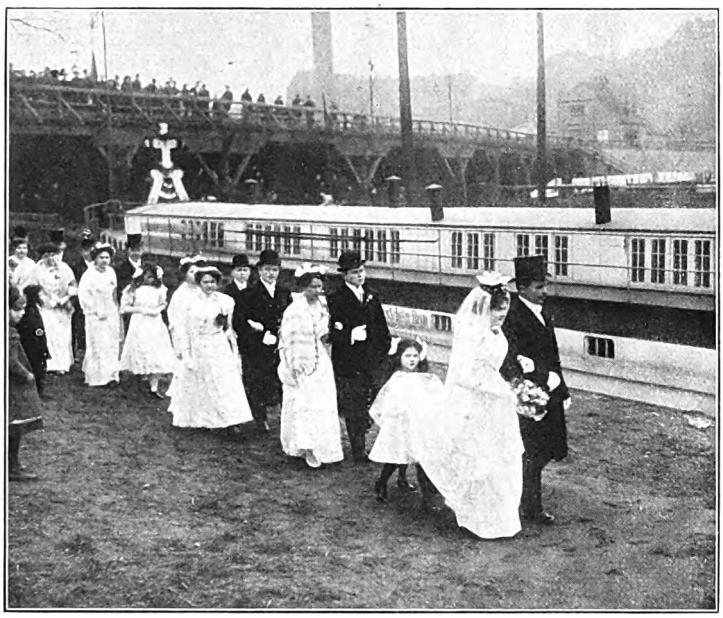


Das Durchfahren einer Schleuse

und Brennholz verkauft werden, bleiben nur die Kajüten, die — zu winzigen, bunt bemalten, freundlich mit Gardinen ausstaffierten und von munteren Fähnchen überwehten Häuschen verwandelt — hier ans Spreeufer verpflanzt, ganze in bunte Gärten gebettete kleine Ortschaften bilden. Es sind die Kolonien der Angler, die sich an diesen idyllischen Gestaden nicht nur den Freuden ihres beschaulichen Sports hingeben, sondern sich in ihren robinsonhaften Behausungen mit Frau und Kindern während der Ferien, ja auch während der ganzen Sommerzeit eine wohlfeile, gesunde und fidele Villeggiatur beschaffen. Auch noch zu andern praktischen Zwecken dienen diese Zillen. So gibt es in gelassenen Fenster sind ihre besonderen Abzeichen, und sogar ihr Kirchweihfest begeht sie in jedem Jahr, wobei sie, im Tannengrün prangend, sehr vornehme Gäste empfängt. Eine typische Figur auf den Berliner Wasserläufen ist am Sonntag auch der junge Kandidat oder Diakon, der den Schiffer auf seinem eigenen Kahn und in seiner Kajüte aufsucht, um so an Ort und Stelle seine Freuden und Leiden kennen zu lernen und ihn dem Zuspruch der Kirche zugänglich zu machen. — Eine andere typische Figur ist der „Wasserbudiker". Auf einem breiten, derben Handkahn, der mit Bier, Brot, Wurst, Käse und anderen guten Sachen beladen ist, fährt er langsam von Schiff zu Schiff, preist

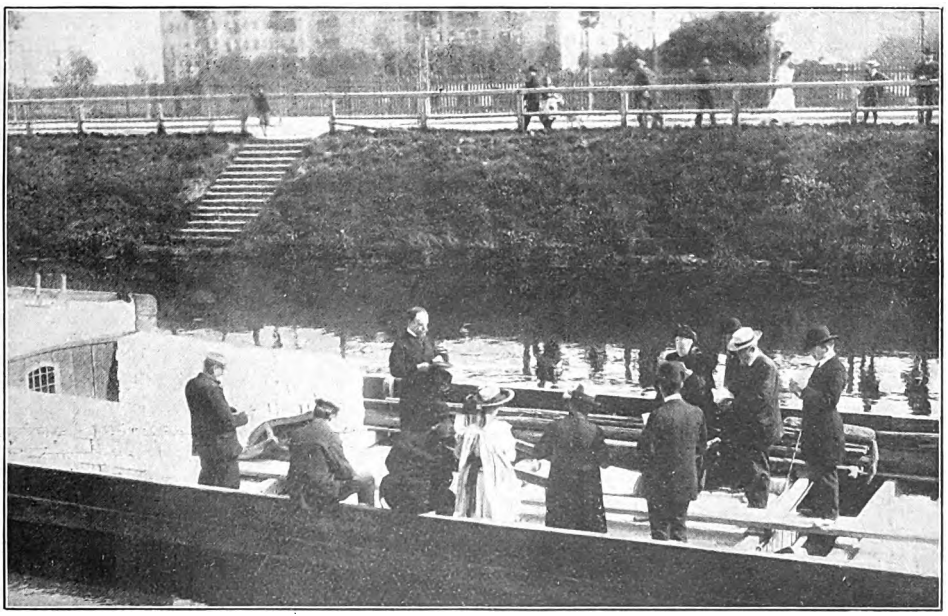
Digitized by Google

mit lauter Stimme seine Ware an und findet guten Absatz. Auf einer Bank seines Kahnes steht ein blecherner, mit Petroleum geheizter Kessel, in dem die duftenden „Knobländer", wie in Berlin die Knoblauchwürste heißen, brodeln; auch führt der „Wasserbudiker" vielfach noch ein ganzes Warenlager von Jacken, Strümpfen, Hemden, Seife, Kämmen, Petroleum, Stiefelwichse und sonstigen Gebrauchsgegenständen mit, eine Spezialität darunter sind die roten und grünen Plüschpantoffeln, für die der Schiffer eine ausgeprägte Vorliebe hat.



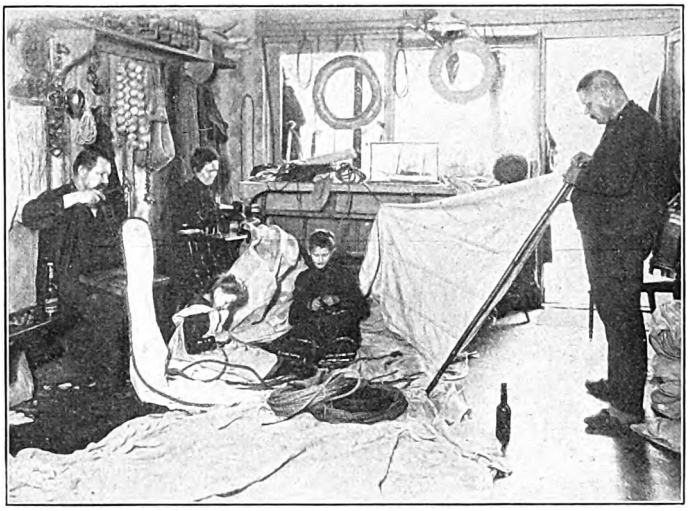
Hochzeitsgesellschaft auf dem Wege zur Trauung in der Schifferkirche

Eine eigenartige Industrie, die sich an den Berliner Wasserläufen, zumal aber am Schiffbauerdamm angesiedelt hat, ist die Segelmacherei. Sie wird zum Teil in kleinen Läden und Kellern betrieben, die auch mit einem Verkaufsstand für allerlei Schiffsutensilien, Taue, Anker, Ketten, alte Segelleinwand, Bootshaken, Schöpfkellen, Flaschenzüge, Zugkloben, Flaggen, Wimpeln, wasserdichte Schifferkleidung, Südwester und das für den Schiffer so unumgänglich nötige Rasierzeug und Kautabak verbunden sind. In manchen dieser Werkstätten sind gegen ein Dutzend Arbeiter und mehr beschäftigt,



Sonntägliche Andacht auf einem Spreekahn

Digitized by Google

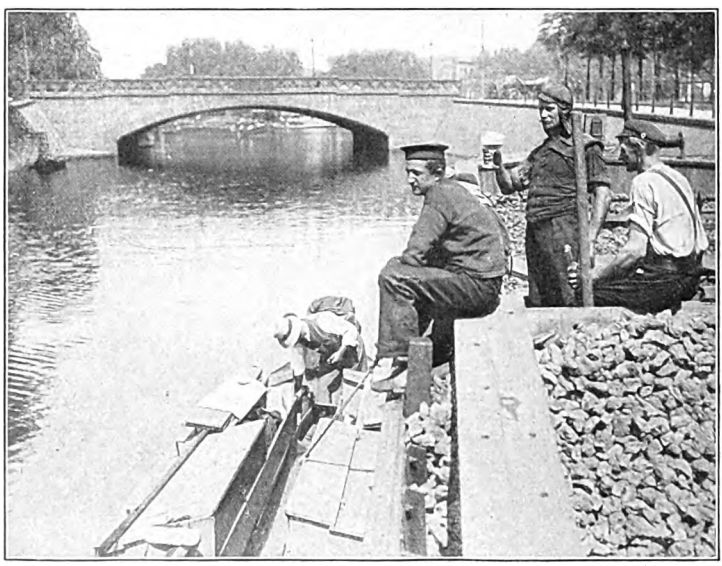


Segelmacherei

mittelt, und weil der ältere Schiffer nicht selten das Schreiben und Lesen verlernt hat, so muß ihm der Segelmacher auch zuweilen als Briefschreiber dienen. Er ist deshalb in der fremden Riesenstadt oft sein bester Vertrauter, und so schlingt sich in nicht seltenen Fällen zwischen Schiffer und Segelmacher ein Band, das es an Haltbarkeit getrost mit den dicksten Tauen aus Baumwolle, Hanf, Manila und Draht aufnehmen kann.

Eine noch weit zahlreicher vertretene Nachbarschaft der Berliner Wasserläufe bilden die Schifferkneipen. Als äußerliches Kennzeichen tragen sie auf der Schaufensterscheibe oder dem Schilde die Aufschrift „Schifferverkehr“, auch entsprechende Bezeichnungen wie „Kleine Schifferbörse“, „Spreenixe“, „Zum litauischen Krug“, „Zum fliegenden Holländer“, „Zum goldenen Anker“, „Zum Klabautermann“, „Zum Leuchtturm“, „Zum Kompaß“, „Schifferlust“, „Schiffersruh“, und über dem Eingang prangt gewöhnlich ein gemalter Anker oder ein anderes Schiffsemblem. Auch das Innere ist mit allerhand und oft sehr kuriosen Schiffsutensilien geschmückt, meist Geschenken der Stammgäste. Von der Decke hängt ein Kahnmodell herab, die Wände sind mit Bildern aus dem Schifferleben und Plakaten von Schiffahrtsgesellschaften und anderen Interessentengruppen behängt, Fachzeitungen liegen aus, und eine überall wiederkehrende Zier sind die unter Glas auf Konsolen aufgestellten kunstvollen, kleinen Segelschiffe mit voller Takelung. Fast immer ist der Besitzer der Kneipe selbst früher Schiffer oder Zilleneigentümer gewesen, darum versteht er auch mit seinen Gästen umzugehen, und das gehört zu seinem Fach. Denn wenn

sie sitzen auf niedrigen Schemeln, vor sich einen etwa meterhohen Bock, auf dem die an langen, starken Stangen angeheftete Leinwand liegt, die mit allerhand besonders dafür geformten Nadeln und festem, gewachstem Zwirn von ihnen bearbeitet wird. Die Kosten für die vollständige Takelung eines Spree- oder Oderkahns beziffern sich auf etwa tausend Mark. Gleichzeitig dienen diese Segelmachereien für die Leute vom Bau als eine Art Auskunftsbureaus. Der in Berlin anlegende Schiffer erhält von ihren Besitzern Kunde über Frachtgelegenheiten, Frachtsätze, Ladung und den Standort von Schiffen; Briefe und auch mündliche Nachrichten werden ihm hier über-

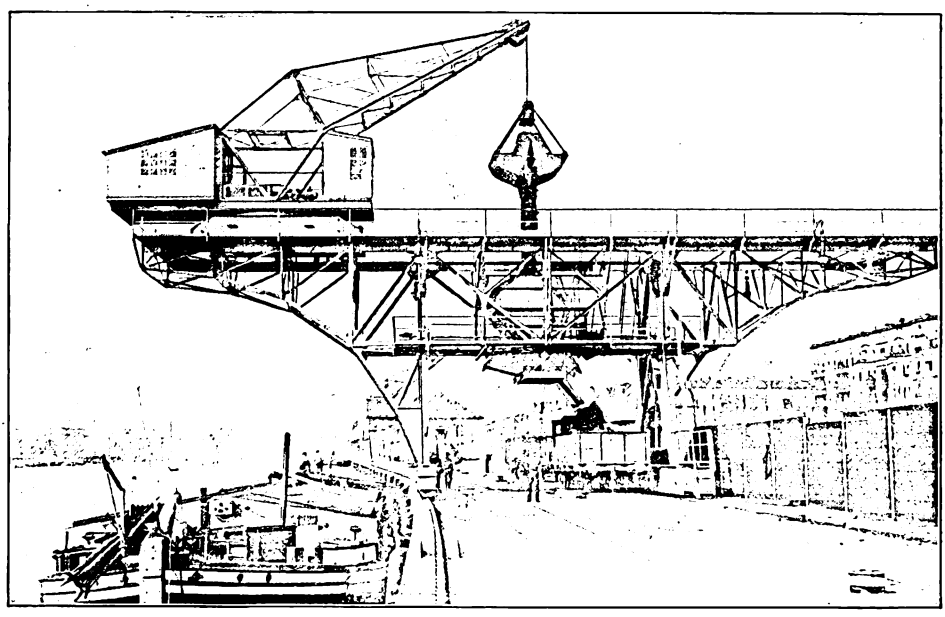


Der Wasserbudiker

Digitized by Google

der Schiffer statt des Wassers wieder einmal den festen Boden der Reichshauptstadt unter den Füßen hat, dann läßt er im Kreise seiner Bekannten und der lustigen Gesellschaft, die er hier immer findet, auch gern etwas draufgehen. Während in den übrigen Berliner Kneipen das musikalische Bedürfnis gewöhnlich von einem modernen Orchestrion oder neuerdings noch mehr von einem Grammophon befriedigt wird, behauptet in der Schifferkneipe noch immer die Harmonika ihre Herrschaft, „Quetschorgel" oder „Knautschkommode" nennt sie der Berliner; mit Bezug auf ihre Beliebtheit gerade in Schifferkreisen trägt sie aber auch den Ehrennamen „Schifferklavier". Ähnlich wie heute bei den Schiffern, muß sie ehemals auch unter den Barbieren großes Ansehen genossen haben, wenigstens erfreut sie sich im Berliner Osten auch noch der merkwürdigen Bezeichnung „Barbierflügel". Wie mit den Segelmachereien so ist auch häufig mit den Schifferkneipen eine Art Auskunftstelle verbunden. Auf dem Ladenschild wird angekündigt, daß hier Anmeldungen zum Bugsieren und Schleppen von Dampfern angenommen, Stellen für Maschinisten, Heizer, Steuer- und Bootsleute nachgewiesen, unentgeltlich Rechtsstreitsachen in allen Schifferangelegenheiten geführt, Fracht- und Lagergelder eingezogen, kostenlos schiffahrtspolizeiliche An- und Abmeldungen besorgt, Briefe und Pakete angenommen, Kähne an- und verkauft werden. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die Bootsleute im Elbegebiet, zu dem die Reichshauptstadt gehört, gewöhnlich mit vierzehntägiger Kündigungsfrist angestellt werden,

Handkrahn im Humboldthafen



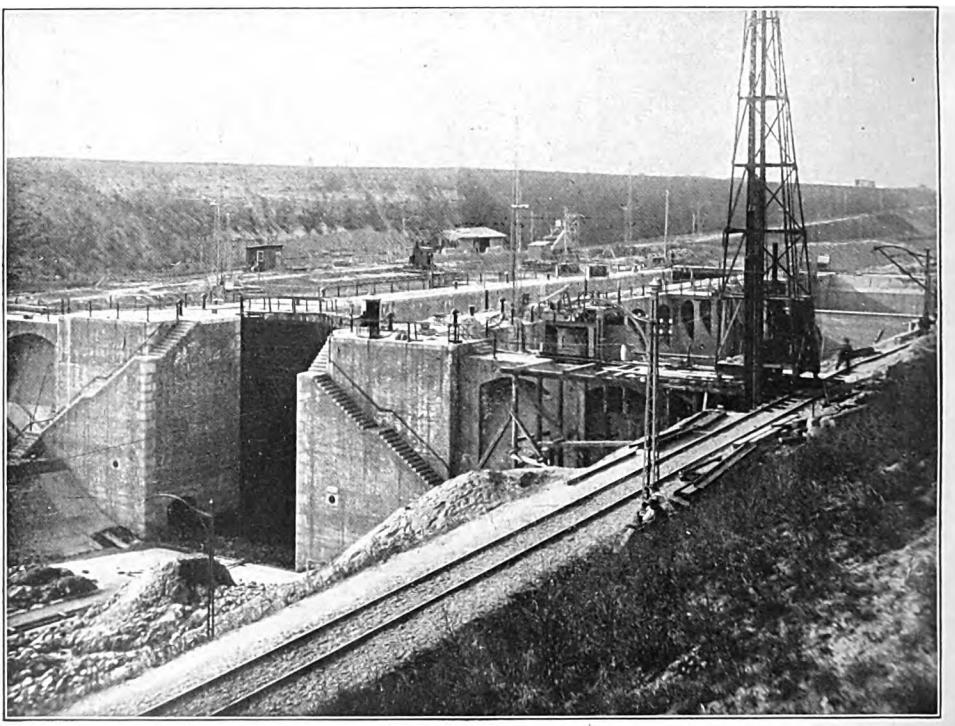
Löschung eines Kohlendampfers im neuen Osthafen

Digitized by Google

doch geschieht es auch, daß sie nur für eine bestimmte Reise angenommen sind und sich dann eine neue Stellung suchen müssen.

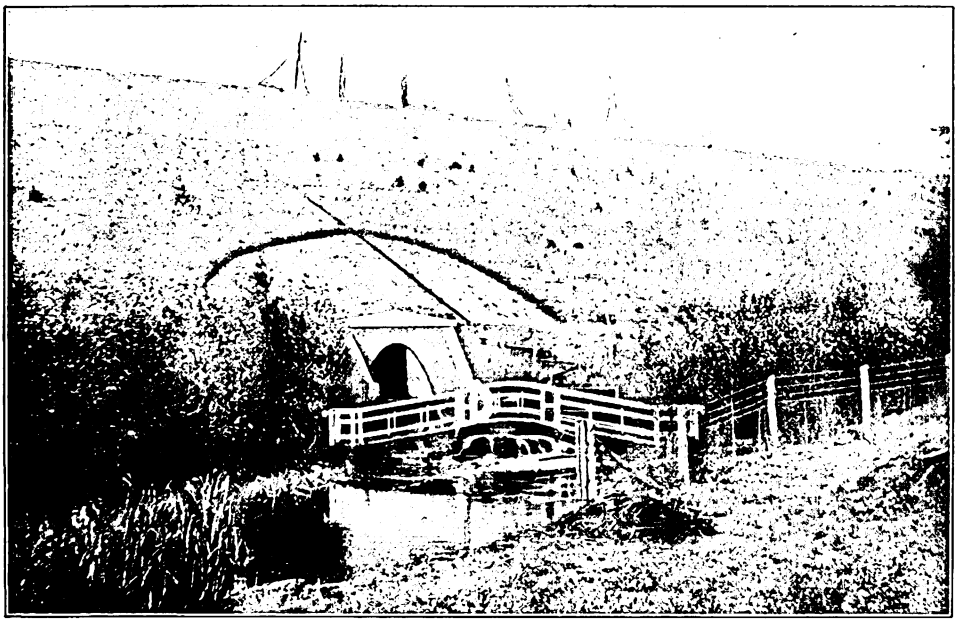
Ein charakteristisches Bild des Berliner Schifferlebens entwickelt sich an der Fischerbrücke in dem schon erwähnten Stadtteil Neu-Kölln am Wasser und der angrenzenden Friedrichsgracht. Wie in keinem andern Stadtteil Berlins hat sich hier, kaum zehn Minuten vom Königlichen Schloß, noch eine Menge alter Gebäude mit spitzen, hohen, dunklen Ziegeldächern, mit den offenen Bodenluken der früheren Lohgerbereien, mit den kümmerlichen Zieraten der Zopfzeit, armselige, schmale, niedrige Häuschen mit oft nur zwei Fenstern Front, gähnenden Kellerhälsen, ausgetretenen Freitreppen und winzigen Giebelstübchen erhalten. Eine Spezialität sind die aus der alten Zeit her stammenden „Hamburger Läden", wo der Schiffer Kleidung, Mützen und Wollsachen zu kaufen bekommt.

Ein Bild ganz entgegengesetzter, moderner Art zeigt sich dagegen vom Nordhafen ab am Spandauer Schiffahrtskanal. Da für Schleppdampfer der Kanal zu flach und schmal ist und wegen der vielen Brücken auch keine Segel verwendet werden können, so wird hier der Kahn bis zur Mündung in Saatwinkel getreidelt. Links und rechts vom Kanal führen schmale Steige entlang, auf denen die Schiffer einzeln oder auch zu mehreren, das Seil um den Leib gewickelt, den Kahn mühsam und langsam vorwärts ziehen. Weil dieser Kähne hier sehr viele sind und die Schleuse, die sie bei Plötzensee passieren müssen, nur sehr langsam arbeiten kann, so stauen sie sich oft zu mehreren hunderten an und sind zu einer Ruhezeit von mehreren Tagen verurteilt, während deren aber die Bemannung nicht müßig geht. Das Fahrzeug wird gesäubert, der Farbentopf hervorgeholt und der Rand des Kahnes mit einem schönen giftgrünen oder himbeerroten Streifen verziert, der das Holz gleichzeitig vor der Verwitterung schützt. Auch die Hausfrau ist fleißig, sie hängt die Wäsche an der Leine auf, die sich über den ganzen Kahn spannt, und Wind und Sonne sorgen für ein schnelles Trocknen, oder sie bekümmert sich um den „Garten", der in einer Holzkiste unter der ungefügen Steuerstange angebracht ist. Hellrotes Geranium und die feuerrote „brennende Liebe", die Lieblingspflanze der Berliner Balkons, duftende Reseda, Salat, Radieschen und allerhand bunte Kletterpflanzen, wie Wicken und Feuerbohnen, die sich an Fäden bis zu dem vergitterten Kajütendach hinüberranken, wachsen darin, und der kläffende Spitz auf dem Kajütendach, der Genosse der blondhaarigen, pausbäckigen Kleinen, die um ihre gesunde und luftige Kinderstube auf dem Deck von den Kindern der Reichen beneidet werden dürfen, hält die Wache darüber, bis die



Beim Schleusenbau am Kanal Berlin-Stettin

Digitized by Google



Vom Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin: Der Kanal überbrückt den Fluß

Nacht kommt, das schmale, schwankende Landungsbrett oder die den Verkehr nach dem Lande vermittelnde Leiter herübergezogen wird, die letzten Lichter in den Kajüten erlöschen und über Heide, Wasser und Kahn sich Schweigen und Dunkel breiten.

Auch architektonisch tritt der Charakter der Reichshauptstadt als Hafen- und Wasserstadt hervor, denn sie zählt mehr als siebzig Brücken. Während bis vor etwa einem Vierteljahrhundert die Berliner Brücken mit ganz wenigen Ausnahmen nur das Aussehen von kargen Bedürfnisbauten hatten, ist die Stadtverwaltung neuerlich sehr auf monumentale Ausschmückung bedacht, und einige der Brücken, wie die im alten märkischen Backsteinstil und im Charakter eines Wassertors gebaute malerische Oberbaumbrücke, die mit den Denkmälern Albrechts des Bären und des Markgrafen Waldemar geschmückte Fischerbrücke, die Gertraudenbrücke mit der reizenden Figur der einem fahrenden Gesellen den Labetrunk kredenzenden Heiligen, die Kaiser Wilhelms-Brücke, die Friedrichsbrücke, die neue Monbijoubrücke, die Alsenbrücke, die Moltkebrücke, die Lutherbrücke, die Moabiterbrücke, die Potsdamer- und Viktoriabrücke, die Von-der-Heydt-Brücke mit ihren Marmor, Sandstein- und Bronzestatuen reihen sich den hinlänglich berühmten alten Berliner Schmuckbrücken, der Kurfürstenbrücke, der Schloßbrücke, der Belle-Alliancebrücke und der Herkulesbrücke als Sehenswürdigkeiten gleichwertig an.

Einen besonderen Reiz erhalten die Berliner Brücken noch durch ihre Ausblicke. Im arbeitsamen Osten, wie z. B. von der Jannowitzbrücke aus, imponiert der Blick auf den zwischen Industriegebäuden und qualmüberzogenen Fabriken dahingleitenden gewaltigen Schleppverkehr, untermischt mit den zahlreichen Vergnügungsdampfern; im vornehmen Westen erfreut sich das Auge an den Uferwänden mit ihrem schattigen Baumalleen, heimlichen Gärten, weißen Marmorbildern, den undurchdringlichen Wipfelmassen des Tiergartens und schweigenden Häuserfronten; ein Bild, das auch schon von vielen Malern auf die Leinwand gebannt worden ist. Auf diesen Wasserläufen hier lernen wir auch einen eigenartigen geflügelten Bewohner der Hafenstadt Berlin kennen. Es sind die massenhaften und oft mitten im regsten Schiffsverkehr ohne alle Scheu sich ansammelnden Enten. Mit besonderer Vorliebe zeigen sie sich an der Lützowbrücke, weil sie hier ihre Freunde finden, die sie füttern.

Unter den Vogelkundigen Berlins herrscht ein alter Streit über sie, ob es nämlich zahme oder wilde Enten sind. Die erste Annahme stützt sich darauf, daß die wilde Ente viel zu scheu ist, um dem Menschen so nahe zu kommen, und nun gar, wenn diese Menschen noch Berliner sind. Außerdem liegt die Behauptung eines vertrauenswürdigen, in Ehren grau gewordenen Mitbürgers vor, dem vor etwa vierzig Jahren von seinem am Kanalufer gelegenen Grundstück durch eine Zaunlücke eine Anzahl zahmer Enten entkommen ist, als deren Nachkommenschaft er die heutige auf den Berliner Gewässern herumwimmelnde Generation anspricht. Für ihre ursprüngliche Wildnatur wird dagegen geltend gemacht, daß nach der

Digitized by Google

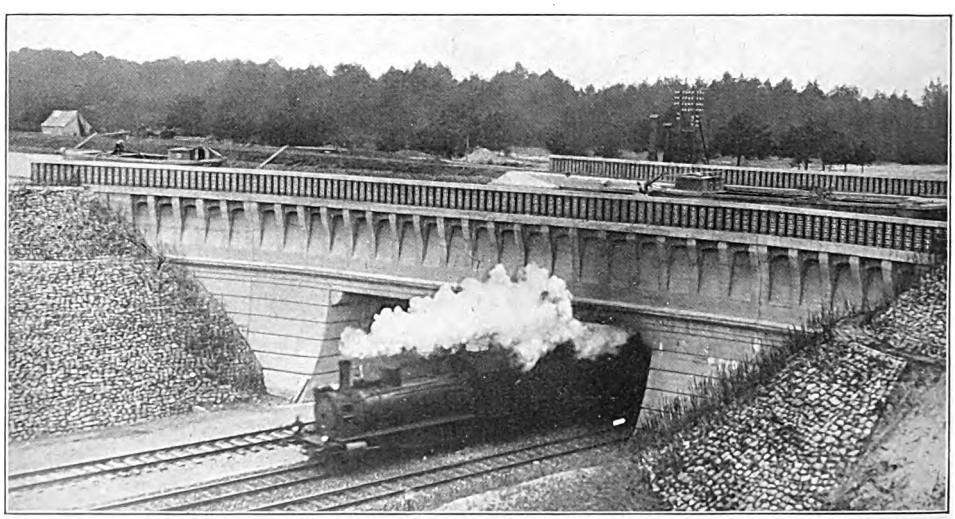
im Frühjahr einsetzenden Paarzeit der Erpel mit seiner Gattin streng paarweise zusammenhält und ihr unverbrüchliche Treue bewahrt, was sich dem zahmen Erpel — „wir Wilden sind doch bessere Menschen" — ja leider nicht nachsagen läßt. Auch ihr bedeutendes Flugvermögen läßt darauf schließen, daß es Wildenten sind. Jedenfalls scheinen sie sich in der Hafenstadt Berlin recht behaglich zu fühlen.

Noch von so manchen anderen ihrer Bewohner, soweit das Wasser ihre Heimat ist, wäre zu reden — von den sonderbaren Originalen und merkwürdigen Käuzen, die es beherbergt. Des beschränkten Raumes wegen sei hier nur von dem vor einigen Jahren gestorbenen „Engelbecken-Kommandeur" erzählt. Von Hause aus war der Engelbecken-Kommandeur Tischler. In den siebziger Jahren diente er bei dem Leib-Grenadierregiment Nr. 8 in Frankfurt a. O. Eine Strafe beim Militär veranlaßte ihn, nicht mehr nach seiner Heimat zurückzukehren, und so trieb er sich über fünfundzwanzig Jahre lang ohne Wohnung in Berlin herum. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich durch Gelegenheitsarbeiten bei Schiffern, besonders auf Steinkähnen in der Gegend des Engelbeckens, eines Teils des kleinen Luisenkanals, der den Urbanhafen mit der Spree verbindet. Auch sein Nachtquartier hatte er stets auf Kähnen. Im Laufe der Jahre gewann er über die mit ihm hier kampierenden Pennbrüder eine Art Autorität, und sie nannten ihn den „Oberpenner" oder „Engelbecken-Kommandeur".

Rastlos wie auf allen Gebieten ist die Reichshauptstadt auch um ihre Vergrößerung und Verbesserung als Hafenstadt bedacht. Im Osten und Westen Berlins sind bereits neue bedeutende Hafenwege und -anlagen im Entstehen begriffen. Die wichtigste Förderung aber, die Berlin als Hafenstadt bevorsteht, ist die unmittelbare Verbindung nach der Ostsee, der vom Tegeler See ausgehende Großschiffahrtsweg nach dem bedeutendsten preußischen Hafen, nach Stettin.

Anlaß zu diesem Projekt hat zunächst der Umstand gegeben, daß durch den Kaiser Wilhelms-Kanal ein großer Teil des Ostseehandels, der sich früher auf Stettin konzentrierte, nun Hamburg zugeführt wird und daß auch der Oder-Spree-Kanal dem vorher vorwiegend auf Stettin angewiesenen Schiffahrtsverkehr von Schlesien her den Zugang zur Elbe und damit nach Hamburg erleichtert hat, ganz abgesehen von dem ebenfalls neuerdings fertig gestellten Elbe-Trave-Kanal, der Stettin zugunsten von Lübeck in seinen Handelsbeziehungen zu Sachsen und dem angrenzenden Österreich beeinträchtigt hat. Wenn es somit auch in erster Reihe die Rücksicht auf Stettin ist, aus welcher der neue, bequemere, kürzere und für eine weit größere Ladefähigkeit der Schiffe berechnete Wasserweg gebaut worden ist, so wird er doch auch für Berlin von erheblicher Bedeutung werden, das gilt besonders von den verbilligten einschlägigen Frachten — für schwedisches und polnisches, auf der Warthe heruntergeführtes Holz; englische Steinkohlen, die in Berlin vorzugsweise als Gas- und Schmiedekohle Verwendung finden; Roheisen und Granitsteine aus Schweden; Zement, Mauersteine, Kalksteine, Kies und Ton aus den von dem neuen Schiffahrtswege durchschnittenen Gebieten usw. — und der dadurch bedingten Preisbildung dieser Artikel.

Nicht nur mit der Ostsee, sondern — durch den Kaiser Wilhelms-Kanal — auch mit dem Weltmeer wird die Hafenstadt Berlin alsdann direkt verbunden sein, und auch für die Reichshauptstadt wird dann das kaiserliche Wort von Geltung werden: daß ihre Zukunft auf dem Wasser liegt.



Vom Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin: Der Kanal überbrückt die Eisenbahn in der Nähe von Eberswalde

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Date Due

FEB 1 '89			

Demco 293-5

RUTGERS THE STATE UNIVERSITY
3 9030 03822096 0

477672

Digitized by Google